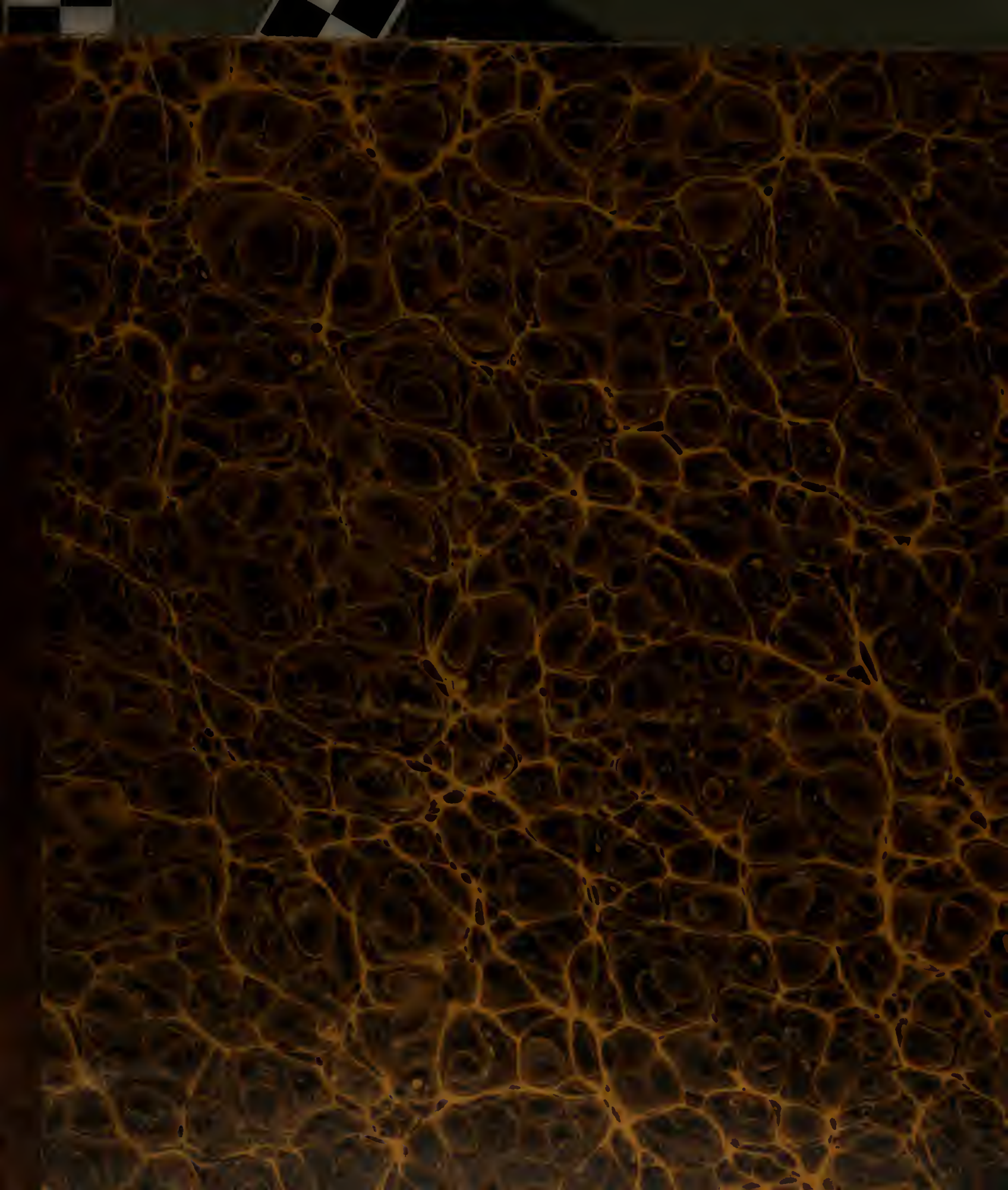
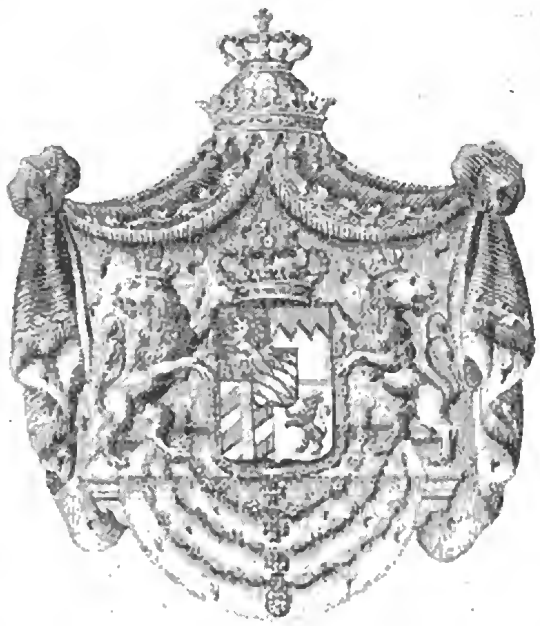


4°
(13, a



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Blätter

zur

Kunde der Literatur

des

Auslands.

Fünfter Jahrgang. 1840.

Stuttgart und Augsburg,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1 8 4 0.

Alphabetisches

Inhalts-Verzeichniss.

Jahrgang 1840.

A.

Ainsworth, H., Jack Sheppard von... S. 529, 538, 543, 552, 562, 566.
Amerikanische Anthologie. S. 213, 221, 236.
Amerikanische Philosophie. S. 449, 454.
Anderson, Bilderbuch ohne Bilder. S. 333.

B.

Babel: 2, 8, 15. 20, 27.
Balzac, Beatrix von.. 517, 525, 530.
Barbier, Auguste, Pedlam: 5. Herostratus: 165. Italien: 232.
Barton, Bernard, das Meer: 57.
Berangers Lieder, deutsch von Rubens: 415.
Billaud von Varenne: 575.
Blessington, Gedicht von Lady: 396.
Breton de los Herreros, Don Manuel. Gedichte: 298, 303, 308.
Bulwers, Sir E. L., Ehrenrettung gegen Lady Bulwer: 557, 565.
Burns, Robert, aus seinem Leben: 53, 60. Lieder nach B.: 143, 156. Uebersetzt von Kauffmann: 181, 190, 196, 203, 210.
Boz, siehe Dickens.
Bowles, Miß. Die Blume des Himmels: 157.

C.

Campbell, Thomas, An das Vaterland: 89. Feldblumen: 540.
Castilho, der Traum: 297.
Chatterton, Th., Proben aus seinen Dichtungen: 325, 360, 400.
Coleridge, S. T., Gedichte: 23. Im Concertsaal: 275—276, 341, 361. Englische Urtheile über C.: 465, 473, 478. Einige Dichtungen von S. T. C. und von Miß L. E. Landon, übersetzt von Krantz: 546, 554.
Cowper, die Geschichte von John Gilpin: 317. Der englische didactische Dichter C. und sein Hauptwerk: Die Aufgabe (The task): 493, 499, 506, 514, 521, 528. Boadicea: 505.
Crabbe, Ellen, Poesie: 601, 611.
Cromwells, Leben Oliver, neu beleuchtet: 389, 397, 405, 411.
Courtois: 576.

D.

Dänisches Lied. König Stiold: 297.
Delavigne, Casimir, siehe Komödien.
Dershawin, Ode an Gott: 1.
Desbordes-Valmore, Madame, Violette von: 45, 55, 61, 67, 72, 79, 87. Zwei Lieder: 432.
Dickens, Leben und Abenteuer von Nicholas Nickleby: 70, 83, 91.
Drama, das neuere französische: 313, 320. Neueste französische dramatische Literatur: 326, 331.

E.

Edmeston, James, die Stimme der Natur: 52.
Ellis, Mrs., Die Frauen in England: 34.
England, Kirche und Staat in: 357, 370, 372, 374.
Englische Dichter des 19ten Jahrhunderts: 277, 287.
Erinnerungen, aus den, einer Wochenwärterin: 205, 215, 222, 227, 238.

F.

Festus, dramatisches Gedicht: 377, 385, 394.
Französische Poesie, Verhältniß der neuern, zum öffentlichen Geist und zum Leben der Nation: 81, 89, 97, 103.
Frauen, Zustand und Beruf der: 486, 494, 501, 507.

G.

Gogel, das Ehepaar aus der alten Zeit, oder Philemon und Baucis unter den Kosaken: 497, 505, 511, 519, 527, 533.
Guizot, Washingtons Leben, Briefwechsel und Schriften: 113, 117, 125, 130.
Girardin, Madame de, siehe Komödien.

H.

Handwerks-Gesellen und Gesellschaften in Frankreich: 349, 358, 365.
Hauch, C., eine polnische Familie: 29, 37, 41.
Heiberg, J. L., Uranienberg: 51.
Hemans, Mrs.: 136. Gedichte: 396, 485.
Holst, Gedicht: 336, 367.
Hood, Robin: 395.
Hook, Theodor, Geburten, Todesfalle und Heirathen: 329, 336, 342, 346, 353.
Hugo, Victor, An die Phantasie: 41. Strahlen und Schatten: 437, 442, 447, 451, 459, 463, 471.

J.

James, M. P., An den Unwandelbaren: 104. Der Leuchtthurm: 161.
Janin, J., über Balzac's Vautrin: 279.
Iglesias de la Casa, spanische Poesien: 594.
Ingeman, Herr Ebbe: 117. Ueber J.: 162, 171, 177, 185.

K.

Karr, Alphonse, Die Wespen: 69, 77, 85.
Kennedy, Miß Grace K.: 245, 253, 257, 267.
Kinderschriften von S. T. Coleridge's Tochter: 173.
Knowles, Sheridan, das Mädchen von Mariendorpt: 309.
Komödien, zwei politische, Popularité von C. Delavigne, und l'école des Journalistes von Madame Emilie de Girardin: 241, 247, 255, 260, 266, 273.

L.

Lahbeck, Hritfeld: 77.
Lamartine, Alphonse de, Der Weisen: 13.
Landon, Miß, Persisches Recept: 396. siehe Coleridge.
Lewis, Miß, siehe Frauen.

M.

Manzoni, an die ewige Liebe: 161.
Maret, über den modernen Pantheismus: 429.

Martineau, Miß, Deerbrook: 95.
Martinez de la Rosa, Gedichte von: 345, 352.
Marwell, Gutenacht!: 112.
Millevaye, Der Fall der Blätter: 193.
Mißbrauch, über den, den man mit den Adjectiven treibt: 139, 147, 153, 159.
Mickiewicz's Konrad, siehe Sand.
Montgomery, das Gebet: 2.
Monthly Magazine, die neue poetische, philosophische und politische Aera des M. M.: 7, 13.
Moore, Thomas, 17, 25, 31, 39, 43, 48. Auf dem Meer: 125. Alciphron: 137, 145, 150, 158, 167. Der Gondolier, 408.
Mora, spanische Legenden von Don Jose Joaquin de: 434, 441, 445, 450, 457. Maurische Romanzen: 523, 549.
Moreau, Hegesippe: 281, 289, 293. An meine Seele: 328.
Morgan Lady, siehe Frauen.

N.

Naturpoesie außereuropäischer Völker: 369, 373, 383.
Neugriechische Dichtungen: 65, 243, 252, 264, 267, 453, 462.
Niccolini, Rosmonda d'Inghilterra: 461, 468, 475, 482.
Nodier, Schwester Beatrix: 602, 607, 615.

O.

Oelenschläger: 57, 68, 74, 285, 290, 295.

P.

Peisse, Louis, über den Sensualismus in Frankreich: 572.
Pellico, Silvio, Canzone: 105.
Philosophie in Frankreich: 402, 409, 413, 422, 427.
Puschkin, Scene aus Boris: 225, 235. Eugen Onegin: 569, 582, 590.

R.

Reboul, Jean, der jüngste Tag: 188, 194, 201, 208, 218 223, 230.
Rein, Gedicht von: 64.

S.

Saavedra, Gedicht von: 233.
Sainte-Beuve, Maximen im Geschmack Larochefoucaulds: 149, 157. Gedichte: 188. Zehn Jahre später in der Literatur: 269. An V. Hugo: 388. Rückkehr zur Poesie: 401. Meine Muse: 421. Jugendträume: 433. Volupté: 578, 587, 598.
Sand, George, das phantastische Drama. Goethe's Faust; Byrons Manfred, Mickiewicz's Conrad: 105, 114, 120, 126, 132, 142. Cosima, oder der Haß in der Liebe: 541, 550, 560.
Schaldemose, Fr., die Schmiede auf Helgoland: 88.
Shelley, der Köhler und die Nachtigall: 212. Gedichte: 274, 275, 293.
Schwedisches Volkslied: 100.
Soulié, Fr., der Platzregen: 306, 310, 315, 321.
Soumet, die Waise: 193.
Southey, Rüdiger: 509.
Spanische Volkslieder: 93.

T.

Tagebuch eines Arztes, letzte Mittheilungen aus dem: 101, 110, 123.
Tastu, Madame Amable, Jahreszeiten des Nordens: 180.
Thomson, Henry, Zeitliches und Ewiges: 172.
Trollope, Mrs., über die Wiener: 425, 430.

V.

Varese, Carlo: 169, 175, 184.
Vigny, Alfred de, die Fregatte La Sérieuse, oder die Klage des Capitäns: 477, 490. Der Schnee; 516. Frau von Soubise: 537. Moses: 577.

W.

Wade, Th., Prothanasia: 129.
Wilson, John, Lord Ronalds Kind: 535.
Winther, Balladen von: 240.

Z.

Zaporoger Kosaken, die Volksgesänge der: 301, 305.
Zetlitz, Gedicht von: 63.

Nr. 1.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

4 Januar 1840.

Ode an Gott.

Nach dem Russischen des Derschawin.

Von Fr. Notter.

Du, weiter als die weit'sten Weiten,
Du Pulsschlag, wo sich Staub bewegt,
Du Ew'ger überm Strom der Zeiten,
Ohn' Antlitz sichtbar dargelegt,
Du Seele aller Lebenskeime,
Du, ohne Ursach, ohne Räume,
Vor welchem jedes Wissen Spott,
Du, der mit sich die Allheit füllet,
Sie gründet, schützt und aus ihr quillet,
Dem wir den Namen gaben Gott.

Ob auszumessen auch die Meere,
Das Licht zu zählen, Strahl an Strahl,
Dem Geiste Macht gegeben wäre:
Du, Ew'ger, hast nicht Maaß noch Zahl.
Der Seraph selbst, dee, lichtgeboren,
Für deine Nähe ward erkoren,
Er bebt vor deinem Flug zurück;
Kaum darf die Denkkraft zu die streben,
Sie muß in deinem Glanz verschweben,
Wie im Aeon der Augenblick.

Du riefst des Chaos graue Zeiten
Vom Grund der Ewigkeit herauf,
Doch als den Grund der Ewigkeiten
That'st du das eigne Selbst einst auf,
Dich selbst dir selbst entgegenstellend
Mit deiner Glorie dich erhellend,
Du Licht, aus dem des Lichtes Schein!
Mit einem Wort die Welten streuend
Setzst du dich fort, die Welten neuend;
Du warst, du bist und du wirst seyn.

Der Wesen Kette wohnt dir inne,
Du, jedes Werdens Aufgebot,
Vereinst den Ausgang dem Beginne
Und gibst ein Leben selbst dem Tod.
Wie Funken aus der Flamme sprühen,
So neue Sonnen vor dir ziehen;
Wie auf der Ruh' beschneiten Lands
Im Mittagslicht die Stäubchen zittern
Und blitzend wechseln tausend Flittern,
So unter dir der Sterne Glanz.

Millionen Strahlensphären schwimmen
Dahin die uferlose Weit,
Als deinee Offenbarung Stimmen,
Von deinem Lebensborn erhellt,
Doch dieser Leuchten Glanzgepränge,
Doch dieser Schaaren Festgedränge,
Doch diesee gold'nen Wellen Pracht,
Doch dieser Himmel Rosenflammen —
Vor dir ist all ihr Glanz zusammen
Wie vor dem Tage ist die Nacht.

Ein Tropfen, von der See verschlungen,
Ist all dieß Firmament für dich!
Und Alles was mein Aug' erschwungen,
Was ist's und was vor dir bin ich?
Die dort millionenfach erglühen,
Ob deren lichtem Meere ziehen
Millionen Welten andern Lichts,
Kaum sind, wenn ich sie dir geselle,
Ein Stäubchen sie vor deiner Schwelle,
Und ich dir gegenüber nichts.

Ein Nichts bin ich — doch angestrahlet
Von deinem Lichte, groß und mild;
In meinem Selbst dein Selbst sich malet
Wie in dem Thau der Sonne Bild.

Doch fühl' ich Leben mich durchdringen
Und flieg' mit ewig jungen Schwingen
Dem Ziele aller Größe zu.
Es ahnt mein Geist entzückt den deinen,
Kann Schluß mit höherm Schluß vereinen:
Ich bin, und also bist auch du!

O du, den die Natur bethätigt,
Du bist! das Wort des Herzens sprichr's,
Und mein Verstand hat es bestätigt,
Du bist! und schon bin ich kein Nichts!
Mich faßt als Theil ein ew'ges Ganze,
Die Schleife bin ich in dem Kranze,
Zu dem du die Naturen wand'st,
Als endigend des Staubes Rechte
Und winkend himmlischem Geschlechte
Durch mich der Wesen Ring du bandst.

Ich soll das Band der Welten weben,
Ich, irdscher Keimkraft höchster Schwung,
Begegnungsort für tausend Leben,
Und Anfangspunkt der Göttlichung.
Dem Staub muß sich mein Staub vermählen,
Dem Donner kann mein Geist befehlen,
Ich Wurm, ich Gott, ich Nacht, ich Licht.
Doch welche Wunder auch mir eigen,
Woher entstamm' ich? Lautlos Schweigen!
Doch aus mir selber stamm' ich nicht.

Du gabst mir Leben, Allbelebee,
Mich, ew'ge Weisheit, schuf dein Wort,
O Quell des Seyns, des Guten Geber,
Seel' meiner Seele, du mein Hort.
Gesetzt ward mir zum hohen Looße,
Daß aus des Todes dunkelm Schooße
Hervor ich ginge, todbefreit;
Daß ich des Staubes Hülle teüge
Und aus dem Tode aufwärts stiege
Zu deines Ichs Unsterblichkeit.

Du, nicht zu nennen, nicht zu kündeu,
Ich weiß, mein Selbst ist zu geeing,
Als daß in seines Wesens Gründen
Es nur dein Schattenbild empfing':
Daß deiner Feier Klaug ertöne,
Bleibt für der Erde schwache Söhne
Kein andres Richtmaaß des Gesangs,
Als, ahnend kaum die fernen Höhen,
Im ew'gen Abstand zu vergehen
Und Thränen weinen stillen Danks.

Das Gebet.

Von Montgomery.

Beten ist des Herzens Fülle,
Wortlos oder ausgedrückt;
Ist ein Feuer, das die Stille
Unsrer Brust durchzückt.

Beten ist ein Ruf im Wehe;
Ist ein Aug, bethaut;
Ist ein Blick zur Himmelshöhe,
Wann uns Gott nur schaut.

Beten ist der Sprachen nächste,
Wie im Kind sie bebt;
Beten ist der Hymnen höchste,
Die zu Gott uns hebt.

Fr. Notter.

Babel.

Unter diesem ominösen Titel erscheint in Paris ein Collectiv-Werk, dessen Name und Tendenz uns Veranlassung zu einigen allgemeineren Betrachtungen über Zustand, Geist und Richtung der französischen Literatur, und dann auch der englischen und deutschen, gibt.

Man kann es sich nicht verbergen, daß die Unterhaltungsliteratur in Frankreich seit einigen Jahren ziemlich gesunken ist. Nachdem sie während der Restauration einen kräftigen Aufschwung genommen, ihren Horizont erweitert und eine bedeutende Anzahl jüngerer Talente, welche zum Theil Ausgezeichnetes leisteten oder versprachen, um ihre Fahne versammelt, hatte es, nachdem die Juliusrevolution die Geister elektrisirt und gespannt, eine Weile den Anschein, als ob jetzt auch die Literatur, die Poesie, in der üppigsten Blüthe sich entfalten, und, begünstigt durch das Element der Freiheit, in eine neue Aera des Glanzes treten würde. Die Juliusrevolution ließ sich unter dem Gesichtpunkt auffassen, daß sie gegen die Vorrechte von Geburt und Stand, und die Mißbräuche des Patronats, das Recht des Talents geltend machen und namentlich auch dem literarischen Talent den ihm gebührenden Platz und Einfluß im Staatsorganismus sichern würde. Eine ungemeine Regsamkeit kam in die Literatur, und die Concurrenz frischer Talente spornte die älteren und bekannteren zu erneuter Anstrengung ihrer Kräfte, wozu schon die geistige Atmosphäre in Frankreich zu jener Zeit nicht wenig mitwirkte. Weil auf die Ereignisse der drei Tage nicht die großen Katastrophen folgten, auf welche ohne Zweifel sehr viele Gemüther bewußt oder unbewußt rechneten, weil das heroisch begonnene Drama so ruhig bürgerlich ablief, suchten die aufgeregten Geister einigen Ersatz für die prosaische Entwicklung in den Productionen

einer noch lange aufgeregten, gährenden, kochenden Literatur, in den grotesken Geburten des Romanticismus, in den Fratzen eines tollen, zügellosen Humors, in einer Schreckensregierung der Einbildungskraft, in den Phantastereien einer vermessenen Religionsmacherei (des St. Simonismus), und in der Fata Morgana aller möglichen Emancipations- und Rehabilitationsversuche. Nicht allzulang jedoch stand es an, so offenbarte sich's, daß jene Begeisterung im Grunde nur ein schnell verfliegender Rausch gewesen; eine kühlere Prüfung zeigte, daß in den meisten der von den hastigen Tauchern in das Meer der Einbildungskraft und Fiction heraufgeholten und hingeschütteten Muscheln entweder gar keine, oder nur sehr kleine Perlen enthalten gewesen waren; das Interesse des Publicums ließ sich nur durch eine unnatürliche Ueberspannung in Erfindung und Styl festhalten, und die meisten Producenten der schönen Literatur (welche in Wahrheit nur allzuhäufig in ihr Gegentheil: in eine häßliche Literatur, umschlug!) sahen sich genöthigt, während es ihnen selbst immer kühler und öder ums Herz werden mochte, den abgestumpfteren Sinn des Publicums mit immer schärferen Reizmitteln zu bestürmen. Vieles, was man entschuldigen konnte, wenn man es nur als das erste Probestück einer noch rohen, übersprudelnden Kraft, eines noch ungebändigten Talents ansah, welchem bald die gereifte Frucht der Schönheit folgen würde, mußte durchaus widerlich und verwerflich werden, wenn man darin ein Meisterstück erblicken sollte, worin sich ein Maaß, Regel und Schönheit verachtendes, um den zweideutigen Ruhm der Originalität buhlendes Talent so gut wie erschöpft hatte, und auf welches nun dennoch Ansprüche auf Bewunderung und Unsterblichkeit gegründet wurden. Es zeigte sich, daß die ungestüme Kraft, aus welcher mit der Zeit das Große und Schöne geboren werden sollte, schon das Letzte war, und nur Unkraft, Abspannung, Erschöpfung darauf folgte. Zwar hatte die Literatur, und nicht bloß die politische, sondern auch die, in Frankreich mit ihr enger verbundene belletristische, seit der neuen Ordnung der Dinge bedeutend an Einfluß gewonnen; aber theils begnügten sich die Autoren nicht mit dem Einfluß und der Bedeutung, welche ihnen von selbst, ohne künstliche Nachhülfe, zu Theil wurden, theils wurden viele und nicht erfolglose Versuche gemacht, Talente, deren Opposition zu fürchten war, zu gewinnen oder zu neutralisiren, und mancher Autor glaubte durch eine ihm dargebotene, äußerlich vortheilhafte Stellung sich erst recht seinen Einfluß auf das Publicum zu sichern, und war sich selbst nicht bewußt, daß er durch das Aufgeben seiner Unabhängigkeit seine Wirksamkeit schwachte, sich der Hebel beraubte, den Geist des Publicums zu bearbeiten und zu bewegen. Manchem war nicht mehr der Beifall, noch weniger das Bewußtseyn, etwas Beifallwerthes geschaffen zu haben, höchstes Ziel des Strebens, sondern der Succeß war nur Mittel zu äußerem Glanz und aristokratischem Lebensgenuß, und die Popularität mehr nur eine angenehme und wünschenswerthe Zugabe zu dem reelleren Gewinn. Kein Wunder wenn unter solchen Umständen das Publicum erkaltete, und Autoren, die weder das Publicum noch sich selbst achteten, nur Mittelmäßiges zu Markte brachten. Ueber das Bessere fiel dann überdieß noch der Nachdruck her und lähmte theilweise den Buchhandel. So trat in der leichten Literatur seit ein paar Jahren eine fühlbare, von den competentesten Männern in Frankreich selbst anerkannte Stagnation ein, und nur selten taucht ein ernsteres und bedeutenderes Werk im Fach des Romans, des Drama's, der Poesie auf. Die anerkannten Talente, wenn sie nicht feiern, bethätigen durch neue Productionen doch keine bedeutenden Fortschritte oder Metamorphosen, und nur auf den positiveren Gebieten, so wie in der philosophisch-ästhetischen Kritik hat Frankreich in der neuesten Zeit anerkennungswerthe Leistungen aufzuweisen.

Um aber auf unser Babel zu kommen, — ein Artikel in der Revue des deux Mondes zeigt die Ankündigung des Werkes an, und schickt dieser Anzeige einige Bemerkungen voran, welche wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen, da sie ebenfalls bezeichnend sind für den Stand der französischen Literatur. Nachdem er von der erledigten Stelle in der Akademie gesprochen, und von der Wahrscheinlichkeit der Candidatur Victor Hugo's, geht er auf Balzac über.

„Ein andrer Löwe, aber von minder königlichem Geschlecht und von viel geringerer Qualität, hat sich dieser Tage selbst arg verwundet, ja auf den Tod getroffen; wir meinen die mehr als seltsamen gerichtlichen Abenteuerlichkeiten, in die sich Herr von Balzac gestürzt hat, und die wohl keinem Menschen, als vielleicht ihm selbst, einen Zweifel übrig gelassen haben über die Art des Interesses, welches dergleichen Bravourstücke einflößen. Alles hat seine Gränzen, und obgleich das heutige französische Publicum vielleicht die Person ist, gegen die man das Meiste wagen darf, so gibt es doch einen Grad von Unbesonnenheit und Thorheit, wornach man seine Gunst und Schätzung nicht wieder erlangt. Bei einem kürzlich gehaltnen Plaidoyer, wo Herr von Balzac vor dem Tribunal von Rouen die Interessen der Gesellschaft der Literaten (Société des gens de lettres) in seiner Eigenschaft als Präsident derselben vertheidigte, vergaß er sich so weit, daß er behauptete, es gebe nur noch zwei Buchhandlungen in Paris, welche nicht Bankerott gemacht hätten, und von diesen beiden Häusern sey dazu noch das eine in Liquidation begriffen. Der Pariser Buchhändlerstand, ernst und rechtlich, der unaufhörlich, trotz den Schwierigkeiten des jetzigen Augenblicks, die nützlichen Gebiete der Jurisprudenz, der Philosophie, der Geschichte ausbeutet, hat sich über eine so kecke und beleidigende Leichtfertigkeit entrüstet, und hat in einem sehr geistreichen Brief, veröffentlicht im National und in den Débats, die Behauptung des interessirten Plaideurs niedergeschlagen; „der Roman hat Bankerott gemacht," hat man ihm sehr gut geantwortet.

„Obwohl bankerott, sucht nun aber der industriöse Roman doch noch fortzuleben; beinahe getödtet unter der Form des Romans, und nur mit größter Anstrengung noch die obligaten zwei Bände erreichend, zerstückelt und zerreißt er sich; er zertheilt sich zur Novelle, und die Novelle ihrerseits zerstückt und vertheilt sich wieder in Capitel. Man hat keine Romane, man

hat keine Novellen mehr, man hat nur noch unendliche Reihenfolgen von Capiteln. Da die Journale offenbar nicht mehr genügen für eine solche verstückelnde Verschleuderung, so strengt man sich von neuem an, wieder Bände zu organisiren. In diesem Genre bereitet sich eine neue Geburt vor; hören wir was der alle Vorstellung übersteigende Prospectus sagt, den man so eben ins Publicum geschleudert: „Unter dem symbolischen Titel Babel gibt die Gesellschaft der Literaten ein Collectiv-Werk heraus, ein merkwürdiges Denkmal des auf die Intelligenz angewandten Associationsgeistes, dessen Resultat seyn wird die Verschmelzung (confusion) der Gattungen und der Namen, welche sich vereinigt haben unter dem moralischen Einfluß, der unsre Epoche charakterisirt." Man sieht, das Babel läßt nicht lang auf sich warten, und es fängt gleich mit dem Prospectus an, sich in seiner Sprache vernehmen zu lassen. Was uns leid thut, ist, daß wir Namen von gutem Klang in diesen Durcheinander hineingezogen und sie dadurch dieser neuen literarischen Tollheit mitschuldig sehen. Dahin führt das literarische Associationswesen! es wirbt die Geister zur Unfreiheit an, es gefährdet den Adel der Intelligenz. Lernt doch, ihr Männer von wahrem Talent, die Natur und die Beschaffenheit dessen was ihr in euch traget, richtig schätzen und würdigen! die Früchte davon sollen Jedermann zu Gute kommen, die Begeisterung sey großmüthig und allgemeinmenschlich; aber bleibt doch, so viel ihr nur immer vermöget, frei in den Mitteln und in der Wahl. Wenn mehrere von euch versammelt sind in meinem Namen, hat der Geist gesagt, so bin ich unter euch. Dieß gilt, auf das Talent angewendet, nur von einer sehr kleinen Zahl. Und die strenge Muse ihrerseits könnte sagen: wenn eurer mehr als eine auserlesene Anzahl versammelt sind, und ihr vorgebt, in meinem Namen versammelt zu seyn, so lügt ihr, und ich bin nicht unter Euch. — Uebrigens (daß man sich ja nicht täusche!) nicht aus Bescheidenheit und reiner Selbstvergessenheit kompromittiren sich mehrere wirkliche Talente in solcher Art, sondern aus Ehrgeiz und Hochmuth. Sie denken: sie können sich ohne Gefahr in Alles mischen, sie können sich alle Allianzen offen erhalten, sie seyen über jede Befleckung erhaben und werden sich immer aus der Sache zu ziehen wissen. Sie täuschen sich aber; das Talent, es sey wie hoch es wolle, verliert immer bei solchen interessirten Verschleuderungen. Bei mehr innerer Bescheidenheit würden sie stolzer seyn!"

Ein Stück von diesem Babel ist inzwischen erschienen, aber wie zu erwarten war, hat es gar nichts Bedeutendes gebracht, obgleich selbst ein Victor Hugo einen Beitrag dazu gegeben. Wie zu erwarten war, sagen wir: denn während man allerdings voraussetzen darf, daß eine Zeitschrift, welche viele Mitarbeiter zählt, und welche fortdauernd erscheint, so gewiß gute und ausgezeichnete Beiträge liefern werde, als den Unternehmern und den Contribuenten an der Fortsetzung gelegen ist, verhält es sich ganz anders bei einem Collectivwerk, zu dem jeder Theilnehmer ein für allemal seinen Beitrag liefert, und bekümmert darum, ob das Werk im Ganzen gedeihe oder nicht. Wenn man vielfältigen Zeugnissen glauben darf, so geht es bei solchen Unternehmungen oft nichts weniger als ehrenhaft zu, und solche Zeugnisse scheinen auch unverwerflich, wenn man mit den pompösen Prospecten die Magerkeit der Leistungen vergleicht. Die glänzendsten und lockendsten Namen werden aufgesucht und aufgefordert, dem vielversprechenden Unternehmen ihre schätzbare Mitwirkung zu leihen; Manche sind zu schwach, zu eitel, zu leichtsinnig oder zu habgierig, um solche Einladungen, begleitet von glänzenden Versprechungen, abzulehnen; so ging von einem Schriftsteller, welcher vor einigen Monaten häufig genannt wurde, das Gerücht, daß er sich seinen bloßen Namen für Prospecte theuer habe bezahlen lassen. Es ist sehr natürlich, daß sie, wenn sie wirklich Wort halten, nicht gerade ihre besseren Arbeiten zu einem solchen Potpourri hergeben mögen, und so bekommt man in einem Buch, welches nach den Ankündigungen alle Dii majorum et minorum gentium wie ein Pantheon enthalten soll, meist nur den Abfall ihrer Feder. So täuschen die Autoren die Unternehmer, und diese, mit jenen, das Publicum. Etwas anders verhielt es sich noch mit dem livre des cents-et-un, welches von den Schriftstellern ohne Belohnung zum Vortheil eines um die Literatur vielfach verdienten Buchhändlers zusammengetragen wurde, und wo der heitre Glaube an eine neue, schöne Entwicklung der Literatur, im Bunde mit einer neuen politischen Entwicklung, die Geister noch schmeichelnd wiegte und großmüthige Täuschungen einflößte. Die neue Idee hatte gezündet, und ein schöner Wetteifer spornte die vielen Theilnehmer an jenem merkwürdigen Buch, sich durch ihre Gabe demerklich zu machen, und, da sie auf Honorar verzichteten, sich dafür durch wohlverdienten Beifall und Lob zu entschädigen. Aber dieß Babel ist, wenn die Zeichen nicht trügen, nicht mehr und nicht weniger als eine industrielle Speculation, darauf berechnet, mittelst eines frappanten Titels und populärer Namen die etwas kaltsinnig gewordne Theilnahme des Publicums wieder aufzustacheln und bestens auszubeuten.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 2 u. 3.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

8 Januar 1840.

Gedichte von A. Barbier.

(Aus dem Abschnitt: Lazarus.)

Bedlam.

Ha! schrecklich ist das Meer im vollen Sturm,
Wenn es sein riesenhaft schwerfällig Haupt
Zum Himmel hebt, dann wieder rückwärts sinkt
Und den bestürzten Völkern Leichname
Zuwirft von Menschen auf bethaarten Masten;
Noch schrecklicher beinah' die Feuersbrunst,
Wenn ungeheure Städte sie erwürgt
Und mit dem Flammenrachen sie verschlingt,
Aechzenden Heerden gleich. Doch Feuer nicht
Noch Wasser, in der Gier, im Ungestüm
Plötzlicher Wuth machen von solchem Schauer
Die Seel' erstarren, schnüren so das Herz,
Wie jenes Bild, das die Unglücklichen
Darbieten, deren Sinn und Geist verstört,
Wie der verwirrende Anblick jener armen
Geschöpfe, die, o Bedlam, unter deinen
Finstern Gewölben schleppen hin ihr Leben!

Welch traurig Schauspiel ist es für den Geist:
Der Mensch erniedrigt bis zur Geistesohnmacht!
Seht hin, betrachtet! So wie in der Kindheit
Ist es ein Torso, nackt und stumm, zurück
Sinkend, erschlafften Leibes, ohne Spannkraft
Die Knie', die Arme kraftlos, weich, am Leib
Hängend wie einer Rebe grüne Ranken,
Der Mund halb offen und das Haupt gesenkt,
Der Blick, unstet dem Ball des Auges entgleitend,
Die Stirn wie eines Greises Stirn gerunzelt,
Und jung doch ist er; ja! doch wie ein Jahrn
Ist schon sein Leben unterm Wahnsinnsfinger
Zermorscht und mürb; sein Kopf, auf Einen Schlag,
In seinem Stumpfsinn ist dem Rest des Körpers
Um volle sechzig Jahr' vorangeeilt.
Forthin ist's eine nutzlose Maschine,
Fortsetzend, ohne Zweck, ihr Räderwerk;
Leer ist der Himmel ihm, die Welt verödet;
Der Sommer, ohne ihn zu rühren, geht
An ihm vorüber wie der starre Winter;
Der Schlaf, besucht er ihn, bringt keinen Traum;
Dem Sonnenaufgang öffnet sich sein Auge
Ohne Entzücken; nie hört er die Stunde,
Und in der Zeit lebt er allein, so wie
Ein Mensch, der Nachts sich auf dem Feld verirrt.
Endlich, stumm immer, vor dem Munde Geifer,
Gebückt bei Tag und Nacht, kriecht er aufs Lager;
Denn wenn im Hirn der Götterstrahl verdunkelt,
Dann nicht vermag der Mensch zu tragen mehr
Die Bürde des Unendlichen; vom Himmel
Fern, beugt und duckt er sich zur Erde nieder;
Der Stoff kehrt, ohne Feu'r, zum Stoffe wieder.

Jetzt jenen Andern hört in seiner Zelle!
Auf der zerwühlten Lagerstatt! und weich
Gescheit, und weiche wilden Sprünge! nie
Bewohnt das Schweigen diese dicken Mauern;
Das Fieber wälzt ihn immer auf dem Stroh,
Und quält mit Feuerbränden seinen Leib;
Die roll'nden Augen zeigen nur das Weiße;
Die Faust, geballt, die Zähne, knirschend wild,
Zeigen den trotzigen Ungestüm des Säufers,
Wenn er von einer blut'gen Orgie kommt.
Wär' er in Eisen nicht, dann weh den Menschen,
Die unter seine mächt'gen Hände fielen!
Weh! daß die Kraft im Wahnwitz sich verdoppelt!
Laßt ihn in ungemeßnem Raume toben:
Fest wird der Gräber Steine er erschüttern,
Die festgewölbten Bögen tiefer Werke;
Sein fehnichter, zerstörungsreicher Arm

Höh' aus die Eiche mit den tiefen Wurzeln,
Doch ausgestreckt am harten Boden liegend,
Erschöpft in ewigen Bestrebungen
Sich der Unglückliche; vor den unsteten
Augen bewegt der Feind, gleichwie ein Rad
Mit fürchterlichen Speichen, Purpurkleidee
Und glühnde Klingen; die Verwüstung schwebt,
Ein Geyee mit gekrümmtem Schnabel, stets
Bei Tag und Nacht um seine fahle Stirne;
Langes Geheul und kurze Stöße Lachen
Brechen, wie Feuerknechen, durch den Wahnsinn;
Aber das Schrecklichste bei diesem Wimmern,
Der Gipfel des Entsetzlichen ist nicht
Des Wahnsinns Grinsen, welchee seinen Sieg
Durch seines traur'gen Opfers Kehle feiert:
Der Tod ist es, der immer nahe lauert,
Nagend an seinem Raub, nie ganz ihn tödtend.

Und doch sind unsre Herculessäulen dieß,
Die Pfeiler, welche Alles rückwärts weichen
Oder halt machen lassen; die Felsblöcke
Die unbeweglichen, dran die Geschlechter,
Eins nach dem andern, sich das Haupt zerschellen;
Das finstee Räthsel für die Weisesten,
Der Sammetort für alle Unseresgleichen,
Wohin der Eine kommt, weil er zu viel
Gelebt hat außer sich, und nicht bescheiden
Und ruhig ist zu Haus bei sich geblieben,
Der Andre, weil er ohne Maaß geschaut
In seines Wesens bodenlose Tiefe;
Durch Sünde der, und jener durch die Tugend;
Und Alle, ach! wie ungleich auch der Anlaß,
Durch unsrer armen Gattung ew'gen Fehler:
Des Menschen Schwachheit und gemeines Elend;
Und zu dem großen Kreis, in welchen Alles
Zu führen scheint, aus dem man, eingetreten
Mit beiden Füßen, nicht mehr kommt heraus;
Wo Bettler, König, Edler oder Priester,
Der ganze Menschenschwarm im Hauch des Schicksals
Sich dreht und schwankt gleichwie ein Hälmchen Stroh,
Ist's größte Thor, und ist die Schwelle, wo
Die meisten Menschen treten ein: der Hochmuth!
Der Hochmuth, der unreine Hochmuth — das
Ist die wahnsinn'ge Bahn in unsrer Zeit,
Die beinah' jeden Geist zu blöder Narrheit
Oder zur blinden Raserei hinführt.
O Bedlam! Haus des Jammers und des Grauses!
Eindringen werden Andre tiefer wohl
In deine Heimlichkeit, ich aber kann
Abwenden nur mein Angesicht, und sagen:
Dein Tempel, mit den Räumen zum Ersticken,
Ist würdig solche Kinder zu besitzen,
Und düstern Englands nebelvoller Himmel
Dient wohl als Kuppel solchem Heiligthum!

Der Gin. *)

Unholder Genius du! des Elends Gott!
Sohn des Genevers und des Bieres Bruder,
Des Nordens Bacchus, finsterer Vergifter,
Hör' einen Lobgesang auf dich, o Gin.
Höe' an dies Lied, ein fast unglaubliches,
Gestaltet aus den jämmerlichen Tönen,
Die, lustig taumelnd, ließ ein Höllendämon
Entschallen seinem wüsten Höllenrachen.
Ein Echo ist's vom alten Festeshymnus,
Den vor uralter Zeit man durch's Gewitter
Hindurch vernahm auf der Normannenküste,
Wenn schäumend strömte der Berauschung Meth;
Ein wüst Geschrei, unholder, roher noch
Als jenes Hurrah, womit der Centauren
Volk einst im Ungestüm der Trunkenheit
Die Tiefen seiner Wälder zittern machte.

Der Städte Gott! dein ist das Menschenleben
Am Ruhetag und in der Drangsal Tagen,
Die Häfen dein, die Beücken und die Plätze,
Die schwarze Vorstadt mit den tiefen Winkeln —
Den ganzen Boden deckt dein Nebelmantel!
Wenn schäumt der Nektar in deinen Palästen
Und in dem Aug' des trüben Volkes glänzt:
Dann ist selbst Christus nicht gefeiert so
Wie du, dem Alles Leib und Seele weiht!
Um dich verdorrt und welkt die rosige Kindheit,
Sein weißes Haar schändet der schwache Greis,
Im Stich läßt seine Taue der Matrose,
Und Trotz dem Frost, dem Nebel und dem Nordwind
Verkauft das Weib ihr allerletztes Hemd.

Gin! Gin! schenk' mir ein volles Glas ein, Junge!
In seiner Goldfluth wälzt der rohe Trank
Den Himmel und Vergessen des Bewußtseyns;
Er ist die Sonne und die höchste Wollust,
Das Paradies, geschlürft auf Einen Zug;
Ist die Vernichtung für des Elends Sohn.
Pfui über Porto, Sherry und Madera,
Die Weine alle, die Europa gibt
Altengland zu gewalt'gem Preis zu trinken,
Sie sind zu theu'r für unsre Rauchpaläste.
Auch ist der Wein neben dem Gin so fade,
Der Wein taugt nur zu wärmen einen Kranken,
Des Schwächlings Leib und ein verzärtelt Hirn;
Neben dem Gin ist Wasser nur der Wein!
Bleib' Andern immerhin der Schlacht Gewühl,
Der wilde Aufruhr um der Fässer Hahnen,
Der lust'ge Tanz, das Lachen zum Ersticken,
Der Liebe Jubel, all die Kinderspiele!
Wir, die zum Gin geschworen, haben Seelen,

*) Der englische Name des Wachholderbranntweins und des Branntweins überhaupt.

Die Liebesfeu'r und Weiberwunsch nicht faßt!
Ihm zu begegnen und mit ihm zu ringen
Braucht's einen Leib, welchen gestählt das Elend.
Hoch leb' der Gin! Du in der Kneipe Grund,
Du düstre Wirthin, hohlen, trüben Auges,
Verrücktheit, hält' uns unsre Krüge los,
Und du, o Tod, schenk' zur Genüg' uns ein!

Ach! nur zu rasch macht sich der Tod ans Werk!
Und, nicht ausbleibend bei dem wilden Rufen,
Trifft sein fleischloser Arm wie einen Stier
Das Volk Englands wie's aus der Höhle tritt.
Nie hat der Typhus, nie hat eine Pest
Niedergestreckt mit raschrem Schlag das Elend;
Nie hat das Fieber, grausam launenhaft,
Aerger zernagt der armen Leute Fleisch;
Ganz gelb wird, so wie Stein, die Haut; das Auge
Flüchtet sich, strahlenlos, unter die Wimper,
Die Stirne nimmt des Stumpfsinns Stempel an,
Und nur die Füße schreiten wie gesund.
Doch an der Ecke schon der ersten Straße
Bäumt, wie ein Pferd das eine Kugel trifft
Und tödtet, sich der Leib, und ohne Laut
Schwerfällig auf das Pflaster niederstürzend.
Bleibt er, zerschmettert, im furchtbaren Traum
So liegen, bis der Tod sein Werk vollendet.
Dann sieht man über viele Leichen gehn
Die Wagen und die Pferde, kräft'gen Hufes;
An einem Baumstamm, einer Mauerlücke
Hängt einer, leidvoll, seinen Leichnam auf;
Der Andre stürzt sich von der Brücke Höhe
Mit einem Sprung ins tiefe Wassergrab.
Zum Abgrund taumelt überall der Gin,
Und überall rafft hin der Tod sein Opfer;
Die Männer selbst, heimkehrend Schritt für Schritt,
Lassen die Kinder aus den Armen fallen,
Und vor dem Auge der wahnsinn'gen Mütter
Zerschmettern auf den Steinen sie das Hirn.

Unsre Leser werden mit uns der Ansicht seyn, daß dieß eine wunderliche und nichts weniger als anmuthende Art von Poesie sey; zwar haben im Original diese Gedichte den Schmuck des Reimes, aber dadurch wird nur die äußere Form der Poesie in höherem Grade simulirt, das innere Wesen der Poesie aber keineswegs bereichert, vielmehr fällt der Contrast der poetischen Form und des unpoetischen, ja antipoetischen Inhalts nur um so stärker auf. Eine beruhigende Auflösung, oder wenigstens die Andeutung einer solchen, sollte jede Poesie zu geben suchen; aber in den obigen Gedichten ist nirgends ein solcher Versuch gemacht; es ist die bloße Schilderung des leiblichen und geistigen Elends, allerdings in sittlichem Sinn; es sind Ausrufe der Sympathie und der Indignation, aber nirgends ist eine Aussicht auf Lichtpunkte geöffnet, nicht einmal eine directe Aufforderung, diesem Elend entgegenzuwirken, ist ausgesprochen. Aber doch verdienen solche Stimmen Beachtung; sie zeugen von einem Ernst der Gesinnung und einer Lebendigkeit des Mitgefühls, welche, wenn sie allgemeiner werden, den Charakter unsrer Zeit wesentlich verändern dürften.

Die neue poetische, philosophische und politische Aera des Monthly Magazine.

Das Monthly Magazine ist kürzlich in die Hände eines neuen Herausgebers, J. A. Heraud, gekommen, und nimmt unter diesem, wie es scheint, einen neuen und tüchtigen Aufschwung; ob es jedoch all den Verheißungen nachkommen kann, womit es sein neues Stadium beginnt, muß die Zeit lehren; allerdings aber zeichnen sich seine neuen Mittheilungen durch frisches Interesse, Lebendigkeit und Unbefangenheit vortheilhaft aus. In einem einleitenden Artikel wird behauptet, die gesammte periodische Literatur (Englands) sey bisher nur gleichsam die Puppe der darin verborgenen Psyche gewesen, und es stehe eine höhere Entwicklung des darin enthaltenen Princips bevor. Alle Erscheinungen weisen hin auf eine neue Aera menschlicher Strebungen, eine Wahrheit, die allgemein anerkannt und besprochen werde. Diese bevorstehende Periode lasse sich hauptsächlich unter einem dreifachen Gesichtspunkt betrachten: dem poetischen, dem philosophischen und politischen.

Poesie. Wir brauchen nicht weiter zurückzugehen als auf die Zeit, in welcher Cowper blühte. Wenn wir mit diesem Dichter beginnen, so kehren wir sofort Dr. Johnsons Leben der Dichter und seinen kritischen Kanones den Rücken; was er als das Wesentliche der Poesie pries, hat man seither als bloßes Beiwerk ansehen lernen, und in vielen Fällen sind seine Urtheile und Entscheidungen geradezu umgestürzt worden. Wie man in Dr. Johnsons Tagen von Cowper dachte, kann man aus der einzigen Bemerkung Boswells über diesen Gegenstand abnehmen. Der Doctor hatte gesprochen von dem „wuchernden Wachsthum der Presse in neuern Zeiten," als nachtheilig für die gute Literatur, weil man genöthigt sey, so vieles von untergeordnetem Werth zu lesen, um doch auf dem Laufenden zu bleiben. „Bessere Bücher," sagte Johnson, „werden vernachlässigt aus Mangel an Zeit, weil einer mehr Befriedigung für seine Eitelkeit im gesellschaftlichen Gespräch dabei findet, wenn er moderne Bücher, als wenn er die trefflichsten Werke des Alterthums gelesen hat. Aber man muß auch erwägen, daß jetzt viel mehr Bildung und Kenntnisse allgemein verbreitet sind. All unsere Damen lesen jetzt, was eine große Erweiterung ist. Die modernen Autoren sind die Monde der Literatur; sie scheinen mit reflectirtem, mit von den Alten erborgtem Licht." Darauf bemerkte Allan Ramsay, er glaube daß Homers Ilias eine Sammlung von Stücken sey, welche vor der Zeit des Dichters gedichtet gewesen, und sprach den Wunsch aus, eine Uebersetzung davon in poetischer Prosa zu sehen, etwa wie das Buch Ruth oder Hiob. Roberson der Historiker schlug vor, Johnson selbst solle es unternehmen; darauf versetzte Johnson: „Sir, Sie würden es nicht lesen ohne den

Reiz der Verse." Dazu bemerkt Boswell in seiner Art: „dieser Versuch, welchen Madame Dacier vergebens machte, ist seitdem auch in unserer Sprache unternommen worden von dem Herausgeber Ossians, und wir müssen entweder sehr gering denken von seinen Talenten, oder zugeben, daß Johnson Recht hatte. Und Mr. Cowper, ein Mann von ächtem Genius, ist jämmerlich gescheitert mit seiner Uebersetzung in reimlosen Jamben."

Ein solches Urtheil war wohl von Boswell zu erwarten; aber man vergleiche diese Entscheidung mit der von unserem jetzt lebenden Laureaten, welcher Cowpers Uebersetzung, und zwar mit Recht, über die Pope's stellt. Mit Dr. Johnsons Behauptungen über die Griechen und Römer, daß sie die Quellen der Erkenntniß und Eleganz seyen, würde der Dichter Coleridge auch nicht zufrieden gewesen seyn — er würde die Forschung auf das Zeitalter der Hebräer und noch weiter zurückgewiesen haben. Er hätte nach der Geburtsstätte der Weisheit auf Erden gefragt, hätte für die ursprüngliche Einheit von Poesie und Religion gekämpft, und für beide die Inspiration in Anspruch genommen. Aber das war eine, während der gallischen Periode der englischen Literatur vergessene Wahrheit; vergessen, sagen wir, denn vor dieser Periode hatte die Poesie immer als etwas Heiliges und Prophetisches gegolten, und waren die Dichter als Seher verehrt worden. Unlängst erst wurde in Deutschland so wie bei uns für die Poesie ihr wahrer, eigentlicher Platz und ihre ächte Würde wieder in Anspruch genommen. Die literarischen Männer Deutschlands wagten es, sich für Mitglieder einer ewigen Priesterschaft zu halten, deren Bestimmung sey, den großen Mythus der Welt zu erklären und Dienste zu leisten bei der allmählichen Offenbarung der göttlichen Idee, von welcher sie getragen und deren Manifestation sie ist — eine unvollkommene zwar, die aber mit jedem Zeitalter vollständiger wird, immer mehr einer endlichen, herrlichen Entwicklung entgegen geht.

So begann ein Cyklus von Poesie, der, kann man sagen, bei uns mit Shelley und Keats, und in Deutschland mit Schiller und Goethe sich schloß, worin wir einen noch immer bewegten und sich entwickelnden, glänzenden Zug erkennen mögen von

> Sehnsücht'gen Wünschen und Anbetungen,
> Schwingenbegabten Uebersetzungen,
> Verschleierten Schicksalen, Glanz und Tiefsinn,
> Von schimmernden Beschwörungen, von Aengsten
> Und Hoffnungen, dämmernden Phantasien,
> Von Gram und der Familie von Seufzern,
> Und Lust, von Thränen blind, vom Glanz geleitet
> Des eignen Lächelns, des ersterbenden,
> Statt Augenlichts.

Welch eine unverhoffte Welt ist eröffnet worden in den Dichtungen von Coleridge, Wordsworth, Southey, Byron, Hunt, Shelley, Keats, von Klopstock, Herder, Wieland, Schiller, Goethe! Man bemerke auch, welche neue Gestaltungen derselbe Geist annimmt in den Werken von Heraud, Taylor, Barrett, Milnes, in deren Productionen offenbar ein neuer Cyklus lebendiger und beschaulicher Poesie im Entwicklungsproceß begriffen ist. In allen diesen Autoren beurkundet sich ein lebhaftes Bewußtseyn von der göttlichen Herkunft der Poesie, und man suchte auf ästhetischem Wege ihr den Vorrang vor allen positiven Formen zu erringen. Der Einheitspunkt ist zwar noch nicht erreicht, aber doch sind schon Orakelstimmen genug vernehmbar, welche von einer Annäherung an den Tempel der reinen Wahrheit zeugen.

Beinah nichts von diesen Bestrebungen und Tendenzen hat sich in den kritischen Journalen der Zeit abgespiegelt. Die Vierteljahrschriften der Whigs sowohl wie der Tories erklärten entweder der neuen poetischen Schule den Krieg oder duldeten sie nur. So fanden Coleridge und Wordsworth eine Menge feindseliger Kritiker, aber keine Vertheidiger. Den Professor Wilson hörte man oft den erstern loben als ein excentrisches Individuum, das in ein seltsames Magazin schreibe; aber der letztere ward „verhöhnt selbst im Hause seiner Freunde." Das Volk der Leser wußte ganz und gar nichts von den Wundern welche geschahen, und die Besserunterrichteten blieben noch im Zweifel über die Verdienste sämmtlicher genannter Dichter. Sie haben sich ihre Bahn brechen müssen entweder ohne die Hülfe der Kritik oder im Kampf mit ihr.

(Schluß folgt.)

Babel.

(Fortsetzung.)

Eine merkwürdige Naivetät gibt sich darin kund, daß die Unternehmer oder die Verbündeten ihr „unter dem unsere Epoche charakterisirenden moralischen Einfluß begonnenes Werk selbst Babel benennen; es soll dieß zwar ein bestechender und gewinnender Scherz, eine *plaisanterie* seyn, zugleich aber ist es mehr: es ist Frechheit, ist eine Mißachtung ihrer selbst und ihres Publicums, und leider wird das Urtheil, welches sie sich im voraus sprechen, die Nativität, die sie ihrer Collectiv-Production stellen, nur allzuwahr seyn. Wenn man bedenkt, was die Sage von dem Thurmbau von Babel ist, daß nämlich die Sprachen der Arbeitsleute am Bau dergestalt verwirrt worden seyen, daß sie einander nicht mehr verstanden haben und genöthigt worden seyen, ihr Werk unvollendet zu lassen und sich von einander zu trennen, so wie ferner, daß diese Sprachverwirrung als eine Strafe ihres Uebermuths und ihrer Vermessenheit dargestellt wird: so muß man sich wahrhaftig über die Unbefangenheit der Gesellschaft der Literaten wundern, und nicht weniger über ihren Muth, daß sie diesen „symbolischen Titel" wählten für ein literarisches Werk, dessen Resultat die Verschmelzung der Gattungen der Literatur seyn soll, wobei sie freilich auch wieder wahrer sprechen als sie eigentlich meinen, sofern *confusion* wohl mehr Verwirrung als Verschmelzung bedeutet, welches letztere durch *fusion* ausgedrückt werden müßte. Soll das Publicum Vertrauen zu einem Werk fassen, welches, wenn auch im Scherz, unter die Auspicien der Spaltung, der Verwirrung und Zwietracht gestellt wird; von dem zwar gerühmt wird, daß seine Verfasser unter dem moralischen Einfluß unserer Zeit stehen, das aber seinen Namen ohne Zweifel noch am meisten durch den gröbern oder feinern Egoismus der dabei Betheiligten rechtfertigen wird? Aber wie ominös der Name seyn mag, und wie

viele Keckheit erfordert werden mag, ihn zu wählen und dadurch muthwillig den Spott und das Mißtrauen herauszufordern: dennoch halten wir es nicht für unmöglich, daß derselbe Glück mache, daß er reussire und seinem Erfinder Ehre mache; denn dieser kennt ohne Zweifel seine Leute und weiß, was er seinem Publicum bieten darf. Kleider machen Leute, sagt das Sprüchwort; und vielleicht darf man etwa mit gleichem Recht sagen: Namen machen Bücher; wenigstens sind wir überzeugt, daß in neuern Zeiten manches Buch um des zuvor ersonnenen Titels willen geschrieben worden ist. Es sind freilich wohl zu allen Zeiten bizarre Titel für Bücher ersonnen worden, um die Aufmerksamkeit und Neugier der Leser zu spannen; aber eine solche Unzahl von curiosen Aushängeschildern der Bücher, namentlich der Romane, wird man nicht leicht finden, wie in der neuesten französischen Literatur, ausgenommen etwa jene famösen Räuber, Ritter-Gespenster-Romane von Spieß und seinen Spießgesellen, welche zu einer gewissen Zeit in Deutschland in großer Menge fabricirt wurden, und deren Namen schon eine Quintessenz alles Schauerlichen und Grausenhaften war oder seyn sollte. Wir wollen aus dem Babel von Namen neuerer Romane nur eine kleine Lese halten: „Allein auf der Welt," „Einerlei," (dieß deutsche Wort ist der Titel eines französischen Buchs!) „Warum ist er verheirathet?" „Gerächte Grisetten," „Zwei Löwen für Eine Frau," „Freitag Abend," „Zwei Modistinnen," „Zwei Reputationen," „Lange Zeit nachher," „Die Schamhaftigkeit und die Oper," „Die zwei Leichname," „Die Frauenleiter," „Leib ohne Seele," „Der todte Esel und die guillotinirte Frau," „Als ich jung war," „Der Stock Balzac's," „Das Kind von drei Müttern," u. s. w. In all diesen Büchertiteln, deren Zahl sich unendlich vermehren ließe, spricht sich ein widerliches Haschen nach Effect, theils durch gemachte Einfachheit, theils durch abenteuerliche Seltsamkeit des Ausdrucks aus. Ein besserer und reinerer Geschmack wendet sich von dieser Unnatur mit Ekel ab. Jedoch nicht nur wenn man die Gesammtmasse der neuern französischen schönen Literatur durchmustert, stoßen einem solche Babelstimmen und eine solche Sprachen- und Ideenverwirrung auf, sondern auch wenn man sich an einzelne der neuern Autoren hält, macht man die unangenehme Entdeckung, daß sie für sich allein schon ein Babel im Kleinen darstellen. Ein Balzac schreibt schlüpfrige Erzählungen und höchst sentimentale Geschichten, eine Physiologie der Ehe und das mystische Buch; ein J. Janin, der classische Feuilletonist, dessen Styl, im Gegensatz gegen den Balzac's, wegen seiner Reinheit im Allgemeinen gelobt wird, stimmt jeden beliebigen Ton an, je nachdem der Gegenstand und die Zeitverhältnisse es erfordern oder erlauben. *) Heute macht er sich zum Organ der Tugend, der Großmuth, der Sittlichkeit, der Nationalehre und der Religiosität, und morgen spricht er mit ebenso großer oder größerer Wärme als der Anwalt der liebenswürdigen Schwäche, des Leichtsinns, der Freigeisterei, des Lebensgenusses, der Selbstsucht. Wenn diese Schriftsteller der Menge, welche von der täglichen Volksgunst, und zwar auf einem großen Fuße, leben, die Gegensätze und Widersprüche der Menge auch in ihren Schriften abspiegeln, so ist dieß erklärlich; bedauerlicher aber ist, wenn auch bei Geistern höhern Rangs, wenn bei einem Victor Hugo und einem Lamartine die Einheit der Gesinnung, des poetischen Princips vermißt wird, welche den Dichter, den Autor von Beruf immer auszeichnen sollte, und welche die Bürgschaft gibt, daß er eine wirkliche Ueberzeugung, einen Glauben möchten wir sagen, als Schriftsteller oder Dichter habe, welcher Art nun auch diese Ueberzeugung seyn möge, positiv wie bei einem Schiller und Goethe, oder mehr negativ, wie bei einem Voltaire oder Byron, oder gemischt, wie bei J. J. Rousseau; daß er nicht den ihm von außen aufgedrungenen Götzen des Tages huldige. Eine solche Einheit finden wir nicht bei Victor Hugo, dessen kühne und glänzende Phantasie nicht von einem ebenso klaren und sichern Verstand geleitet, nicht von einer in sich harmonischen, die Gegensätze der Erscheinung, der äußerlich angeschauten und geschilderten Welt, in einer höhern Einheit versöhnenden Seele temperirt wird; wir finden sie auch nicht mehr bei Lamartine, dem Dichter der Meditations und der Harmonies religieuses; an die Stelle der Harmonie sind in seinem „Fall eines Engels" arge Babelsmißtöne getreten, und sein humanitarisches Bestreben, welches allerdings auf eine große, auf universelle Einheit der ganzen Menschheit abzuzielen vorgibt, scheint zur Zeit noch eine starke Aehnlichkeit mit dem Beginnen der Erbauer des Thurms von Babel zu haben, die bekanntlich auch die Einheit, das Beisammenbleiben der Menschheit beabsichtigten. Es verschmähend, nach dem Rath des Dichters „im kleinsten Punkt die höchste Kraft zu sammeln," vergeudet vielmehr Lamartine seine poetischen und vielleicht alle seine Kräfte in einem Kreise, den er doch nicht zu bewältigen vermag, und statt daß es ihm gelänge, sein Ideal von Einheit, Friede, Gleichheit der Welt mitzutheilen und aufzudrängen, theilt vielmehr sie ihm ihre Uneinigkeit, Zerrissenheit, ihre Kämpfe und Dissonanzen mit, welche in seinem letzten großen Gedicht so laut hervorbrechen.

Ist man nun vielleicht durch all das bisher Berühmte berechtigt, die gesammte neueste französische Literatur als ein Babel zu betrachten? als einen Bau, an welchem zwar immer und von einer zahllosen Menge von Händen, von Meistern, Gesellen und Handlangern fortgebaut wird, der aber darum doch seiner Vollendung nicht näher rückt, der nur in der Breite, aber nicht in der Höhe zunimmt, und wo eher das Werk der ältern, besonnenern und einsichtsvollern Bauleute von den jüngern wieder eingerissen, oder überbaut und entstellt wird? Ein ungeduldiger Beobachter, dessen Blick nur einzelne Gebiete umfaßte, könnte allerdings ein solches herbes Urtheil fällen; wer aber bedenkt, welch ein kleiner Zeitraum für die Literatur und ihre Geschichte einige Jahre sind, und ein selbst zehnjähriges Stillstehen in einiger Zeitferne verschwindet und nicht mehr beachtet wird; ferner: daß die in einigen Gebieten der Literatur, namentlich den der schöpferischen Phantasie angehörigen, eingetretene Stagnation, die nur mit einer erzwungenen und siechen Fabrication abzuwechseln scheint, sich auf andere Gebiete, besonders das der Geschichte mit ihren verschiedenen

*) Allerneuestens ist er als Censor gegen Frau von Girardin aufgetreten.

Brauchen, nicht erstreckt, der wird trotz der ungünstigen Aspecten der Gegenwart sein Urtheil suspendiren oder doch beschranken. Daß das Bewußtseyn und die Ansprüche der französischen Literaten (im Unterschied freilich von den eigentlichen Dichtern, die zum Theil ein stolzeres Selbstgefühl nähren werden) im jetzigen Augenblick ziemlich heruntergestimmt sind, erhellt aus folgenden Worten eines der beliebtesten und fruchtbarsten unter den Tagesschriftstellern, Frederic Soulié's, welche wir aus einem jüngsterschienenen Buche desselben anführen: „Wir (die hommes de lettres) müssen vor Allem das Publicum amusiren; wir sind die Sklaven seines Geschmacks und seiner Launen; der Leser ist ein feinschmeckender Herr und Gebieter, der bald der ihm vorgesetzten Gerichte überdrüssig wird, daher wir, um seinen Appetit zu unterhalten, viel Mannichfaltigkeit hinein bringen müssen. Der Literat hat die harte Verpflichtung, der Mann des Tags zu seyn und zu allen Stunden zu gefallen. Vielleicht wird man sagen, der Literat habe eine edlere Zukunft, als der Mann des Tages zu seyn, und er müsse bei seinen Arbeiten darauf denken, der Mann der Unsterblichkeit zu seyn. Freilich ist das ein hoher und schöner Ehrgeiz, an den man glaubt, wenn man jung ist, zu dem man aber nicht mehr wagt das Auge zu erheben, wenn die Erfahrung anfangt uns aufzuklären. Man wird uns, den Kindern eines vielbeschaftigten, kreisenden Jahrhunderts, nachsagen, daß wir alle moralischen und socialen Ideen angeregt, daß wir die Gesetze der Familie und der Gesellschaft erörtert, Wahrheiten aus dem Dunkel hervorgezogen, Irrthümer aus der Sonne gescheucht, alle Formen der Kunst zerstört und neugeschaffen, daß wir allen Staub aufgerüttelt, alles fruchtbare Land durchwühlt haben. Aber nicht wir werden das Gebäude aufrichten, zu dem wir die Materialien entdeckt und beigeschafft haben; eine Generation wird kommen, in ruhigeren und bessern Zeiten lebend, welche in dem Chaos, worin wir wandeln, ihre Auswahl treffen wird und das Gute vom Schlechten scheiden. Sie wird allen Ruhm unsrer Bemühungen ernten, und ihren Bau auf unsern Ruinen aufführen, wie das siebzehnte Jahrhundert seinen Tempel erbaute auf dem Boden, den die Arbeiten des sechzehnten zubereitet hatten; da ist unsre Zukunft. Hierein muß sich der Literat unsrer Zeit ergeben, mit der einzigen Hoffnung, daß dereinst ein wißbegieriger Bibliograph, eindringend in das Häufchen Ideen, welche unser Jahrhundert hervorgebracht, über unsre vergessenen Bücher schreiben wird: dieß war der Keim von dem, was Andre zur Reife gebracht haben."

Diese Sprache klingt vergleichungsweise bescheiden, wenn man sich erinnert, wie vor acht bis zehn Jahren noch manche Schriftsteller ihre Mission mit schmetternden Posaunenstößen verkündigten, gleich als ob mit dem Erscheinen dieses oder jenes jetzt vielleicht schon vergessenen Buchs eine neue Zeitrechnung, eine neue Entwicklung der Geschichte des Geistes anfinge; aber auch in dieser ermäßigten und herabgestimmten Sprache noch finden sich, neben den Zugeständnissen, allzuviele Pratensionen; und so wahr und treffend der Ausdruck Chaos seyn mag, (entsprechend den Babel!) so wahr es seyn mag, daß von den neuesten Schriftstellern viele moralische und sociale Ideen angeregt, manche Gesetze der Familie und der Gesellschaft erörtert, manche Wahrheiten hervorgezogen und Irrthümer enthüllt, besonderts aber viel Staub aufgerüttelt und die Kunstformen zerschlagen wurden: so wenig kann man doch behaupten, daß die Kunstformen von ihnen neu geschaffen, daß jene Probleme auf eine die Lösung vorbereitende Art, gründlich und erschöpfend besprochen, daß die verscheuchten Irrthümer durch Wahrheiten verdrängt worden seyen. Es fehlt der literarischen Gegenwart mehr als irgend etwas Anderes: der Charakter des Vorbereitenden, welchen ihr Soulié beilegen möchte; es wird von den allermeisten französischen Schriftstellern, viele Dichter mit eingeschlossen, bei aller scheinbaren erstaunlichen Production doch im Grunde viel mehr zerstreut und vergeudet, als erworben und gesammelt, und was als Production sich gebärdet, ist in den meisten Fallen eher eine geistige Consumtion zu nennen. Manche neue Ideen sind ohne Zweifel seit einem Jahrzehnt in Umlauf gesetzt worden; dieser haben sich die Autoren, die Tagesschriftsteller bemächtigt, sie haben sie zu verdeutlichen, zu erweitern, zu erschöpfen gesucht, aber nicht weil sie von ihnen ergriffen, begeistert waren, sondern weil sie dieselben zu ihrem Vortheil ausbeuten zu können hofften. Was philosophischer Tiefsinn, poetische Anschauung, historischer Scharfblick wirklich entdeckt oder geahnt hatte, dessen bemächtigten sich industriöse oder abenteuernde Talente, leiteten aus einem vielleicht noch unbestimmten Satz, aus einem geistreichen, aber halb scherzhaften Wort ein ganzes System ab, verdarben die fruchtbarsten und edelsten Ideen zu absurden Einseitigkeiten, und machten Geschichte, Philosophie, Poesie und Leben durch ihre ungeschickte Behandlung, ihre Effecthascherei und Uebertreibungssucht zur Caricatur. Namentlich auch mit der Zerstörung aller Kunstformen, mit der Verschmelzung (oder Confusion) aller Gattungen in der neuesten französischen Literatur hat es seine volle Richtigkeit. Die Kunstform wurde immer mehr als lästige Fessel betrachtet und als veraltete Pedanterie verschmaht, theils im Drama, wo man jetzt, nach so vielen Extravaganzen, wieder auf die alten classischen Dramatiker mehr und mehr zurückzukommen scheint, theils hauptsachlich im Roman, dessen elastischer und geduldiger Form man alles Mögliche und Unmögliche zumuthet. Die leichtsinnige Gleichgültigkeit gegen die Kunstform geht unter Anderm daraus hervor, daß nicht nur der Gegenstand von Romanen oder Novellen sogleich von dramatischen Schriftstellern ergriffen und für die Bühne umgearbeitet wurde, was sich noch asthetisch rechtfertigen ließe, indem ein und derselbe Stoff Verschiedenen sich verschieden gestalten mag, dem einen in epischer, dem andern in dramatischer Form, sondern daß auch derselbe Autor denselben Stoff auf zweierlei Art zurecht machte, und Einer gerichtliche Klage erhob, daß ihm ein Andrer zuvorgekommen oder doch ihm seinen Gegenstand entwendet habe. In den sogenannten socialen oder doctrinären Romanen vorzüglich wurden oder werden ein paar Ideen oder vielmehr oft nur ein paar pikante oder paradore Sätze auf die Spitze getrieben, und statt erläutert und veranschaulicht zu werden, häufiger verzerrt und zu Tode gehetzt. Das war und hieß nun eine Discussion, aber gewiß war es keine für das

geiſtige Leben, für die Intelligenz fördernde und fruchtbare. Kurz, die Literaten der Jetztzeit, welche Soulié gern als reſignirte und hingebungsvolle Märtyrer des Fortſchritts, als Opfer der gährenden und unruhigen Zeit darſtellen möchte, bringen es wohl gerade deßwegen zu keinem wirklichen Fortſchritt, treiben ſich in einem unfruchtbaren Kreiſe herum, und ſind dabei die Sklaven des Publicums, weil ſie zu wenig geiſtige Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit, zu wenig Schönheitsſinn und Wahrheitsliebe, und dabei zu viel weltliche Anſprüche, zu viel Eitelkeit haben und zu eifrig nach äußern Vortheilen und Gewinn trachten. Die beſſern Zeiten, auf welche Soulié für eine künftige Generation von Literatur hofft, werden wohl ſolche ſeyn, welche er und viele ſeiner Genoſſen als ſehr „ſchlechte Zeiten" verwünſchen würden, d. h. ſolche, wo dem Tagesſchriftſteller keine ſo glänzende Lockungen und Verführungen geboten werden, wie heutzutage in Frankreich; wo die Autoren nicht durch vornehme Zerſtreuungen, Salons, Intriguen abgehalten werden, ſich in der Stille zu ſammeln und dem Genius, ſtatt dem Götzen der Mode zu huldigen.

Iſt nun, nach einer oft wiederholten Anſicht, die Literatur als der Ausdruck des geiſtigen Lebens eines Volkes zu betrachten, ſo müßte ſich aus dem Umſtand, daß in der neueſten franzöſiſchen Literatur eine ſolche Verwirrung und Confuſion ſich kund gibt, der Schluß ableiten laſſen: daß das geiſtige Leben und Treiben des franzöſiſchen Volkes auch einem Babel gleiche. Und wirklich gilt es manchen als eine ausgemachte Sache, daß in der Literatur, als in einem Spiegel, der innere Zuſtand der franzöſiſchen Nation ans Licht trete, und ſie ſich in ihrer literariſchen Production ſelbſt ein Zeugniß der Verwirrung und Zerrüttung ausſtelle. Unläugbar hat jener Satz eine gewiſſe Wahrheit, aber dieſe Wahrheit iſt, wenn ſie nicht abſolut, ſondern nur bedingt gilt, wenn man nicht mit vollkommner Sicherheit und Gewißheit aus der Literatur auf den geiſtigen Zuſtand der Nation, auf Geſinnung, Charakter, Temperament und Stimmung zurückſchließen kann, ſondern über alles dieß ſich auf anderm Wege belehren muß, um dann allerdings einige Uebereinſtimmung nachzuweiſen, eigentlich nicht viel mehr als eine Tautologie. Denn was Anderes beſagt jener Satz, als daß die Literatur an die Bedingungen der Cultur, der Bildung, der klimatiſchen, hiſtoriſchen und politiſchen Verhältniſſe gebunden ſey und ihnen in gewiſſer Art entſpreche, daß ſie, als Wirkung und Product betrachtet, aus entſprechenden Urſachen und Wurzeln hervorgehe, und daß zwiſchen ihr und dem Leben eine Wechſelwirkung ſtattfinde, wie ſie alles Lebendige aufeinander ausübt? Aber ſehr weſentlichen Modificationen unterliegt jener Satz, inſofern erſtlich durchaus nicht alle Elemente des geiſtigen Lebens einer Nation in ſeiner Literatur ſich abſpiegeln; und zwar dieß aus verſchiedenen Urſachen. Eine Literatur, in dem heute üblichen Sinne des Worts, ſetzt ſchon eine ſociale Organiſation und eine Culturhöhe voraus, welche bei manchen Völkern, denen doch nicht geradezu das geiſtige Leben abgeſprochen werden darf, noch fehlen. Sodann iſt bei den Völkern, welche eine Literatur beſitzen, dieſe das Product und wohl auch das Eigenthum nur der höhern Stände und Claſſen der Geſellſchaft, und wenn ſchon dieſe mit gewiſſem Recht ſich als die Träger und Repräſentanten der Bildung, des Geiſtes der Nation anſehen, ſo ſind ſie doch keineswegs ausſchließlich die Repräſentanten der gemüthlichen, ſittlichen, religiöſen Elemente, welche eben ſo gut und oft mehr in den tiefern Regionen der Geſellſchaft einheimiſch ſind, welche leicht ſelbſt in einer ſehr reichen und ausgebildeten Literatur nur dürftig oder gar nicht vertreten ſeyn können, oder von welchen Schriftſteller aus den höhern Sphären der Geſellſchaft, wenn ſie einmal ihr Augenmerk darauf zu richten belieben und dem Publicum zur Abwechslung einmal auch „Bilder aus dem Volksleben" u. dergl. darbieten, häufig nur Zerrbilder liefern. Ferner: die Philoſophie der Geſchichte überhaupt und die der Literaturgeſchichte insbeſondere hat noch keine ſichere, unumſtößliche Axiome aufgefunden für den Entwicklungsgang der Wiſſenſchaft, der Kunſt, der Poeſie und der Literatur bei verſchiedenen Völkern. Sie hat noch nicht feſtzuſetzen vermocht, was die politiſchen Bedingungen der Blüthe der Literatur ſeyen, vielmehr hat ſie zu erklären, wie es kam, daß dieſe bei dem einen Volk mit ſeinem politiſchen Culminationspunkt zuſammenfiel, beim andern erſt nach dieſem eintrat, und bei einem dritten den Ausgangspunkt eines neuen politiſchen Aufſchwungs bezeichnete. Die ſchönſten Zeiten Griechenlands und Roms waren vorüber, als dieſen Völkern das goldne Zeitalter ihrer Poeſie und Beredſamkeit aufging; dagegen brachte England ſeinen größten Dichter, und der es wohl bleiben wird, hervor, als es weder im Innern die bürgerliche Freiheit, noch nach außen die Herrſchaft über die Meere und ſeinen europäiſchen Einfluß errungen hatte. Wenn bei jenen Völkern die ſinkende politiſche Herrlichkeit ſich noch in den großen poetiſchen Genien reflectirte, ſo war dagegen Shakſpeare ſeinem Volke durch ſeine poetiſche Rieſenhaftigkeit der Verkündiger und Prophet ſeiner ſpäteren politiſchen Größe. Nun hat man wohl Recht zu behaupten: aus Shakſpeare dürfe man auf ein tüchtiges, markiges Volk, auf eine Nation voll Zukunft ſchließen; aber wer getraute ſich zu behaupten, daß in einem Sophokles, in einem Pindar ſich ſchon die politiſche und ſittliche Geſunkenheit der Hellenen offenbare? Freilich kann man hierauf erwiedern: nicht ein oder ein paar Dichter oder Autoren geben den Maaßſtab für den geſammten geiſtigen Zuſtand eines Volks, ſondern alle oder doch mehrere zuſammengenommen; und ein Ariſtophanes gibt uns ſchon ein ganz anderes Bild von den Elementen, welche das griechiſche Leben in ſeinen Fundamenten unterhöhlten und zerrütteten; aber dann muß doch immer wieder auf hiſtoriſchem Wege ausgemittelt werden, in wie weit der eine und der andere Autor die Geſinnungen, Gedanken und Tendenzen ſeines Zeitalters darſtellte und repräſentirte, ob er Vergangenes oder Gegenwärtiges ſchilderten, oder ob er in das Zukünftige hinausgriff, und wiefern dieſer und jener Beifall und Anklang bei ſeinen Zeitgenoſſen fand. Denn, und dieß führt uns auf eine weitere, den obigen Satz einſchränkende Bemerkung, ein Volk, ein Zeitalter, charakteriſirt ſich nicht bloß durch die literariſchen Productionen, die es in einer beſtimmten Zeit aufzuweiſen hat, ſondern oft eben ſo ſehr, ja noch mehr, durch die Empfänglichkeit, welche es für Erzeugniſſe jüngſtvergangener oder auch wohl älterer Zeiten an den Tag legt, durch den fortdauernden Einfluß, welchen

gewisse Autoren über die Periode ihres Schaffens und Lebens hinaus über es ausüben. Die Heroen, die Führer der Literaturen, deren Geburt, wenn sie auch einer höhern, nur für uns nicht begreiflichen und erklärlichen Gesetzmäßigkeit unterworfen ist, gerade in diesem oder jenem Zeitpunkt, unter solchen Verhältnissen, uns als etwas rein Zufälliges erscheint, sind ihren Zeitgenossen immer voraus und müssen es seyn; sie werden von diesen nicht sogleich anerkannt, oder doch nicht völlig begriffen, und erst nach Ablauf einiger Zeit dringen sie wahrhaft in ihr Volk ein, gehen in dessen Saft und Blut über. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, zu der Zeit wo der große Friedrich, der Verächter des deutschen Genius und der abgöttische Verehrer der französischen Muse, die französischen schönen und starken Geister an seinen Hof zog, damals hätte nicht leicht ein Prophet, wenn er sich auch noch so gut auf die Zeichen der Zeit verstanden hätte, geweissagt, daß ein Goethe und ein Schiller in Deutschland geboren werden würden, oder vielmehr errathen, daß sie geboren worden seyen; denn die Zeit war damals literarisch und poetisch ziemlich ruhig und ließ keine solche Entwicklungen und Revolutionen erwarten, wie sie dann durch diese und andere Geister bewirkt wurden; jene stillen und anspruchslosen Zeiten brachten solche mächtige Beweger und Schöpfer hervor, und unsere Tage, wo ein Uebermaaß von Geist in Deutschland ausgegossen zu seyn scheint, wo die Bildung so viel ausgebreiteter und gereifter, wo die Lust zu Neuerungen, der Trieb zu geistigen Abenteuern so viel größer ist, dürften schwerlich Männer hervorbringen, welche sich mit jenen messen könnten. Was sich uns daraus ergibt, ist dieß: daß man den Geist eines Volks in einem gewissen Zeitraum nicht aus den innerhalb einer gewissen Frist erscheinenden literarischen und poetischen Erzeugnissen errathen oder construiren kann und darf, sondern nur dadurch ein annähernd richtiges Resultat erreicht, wenn man die oft langanhaltenden oder verspäteten Nachwirkungen von älteren Autoren und Schriften mit dem Einfluß der Zeitgenossen zusammenrechnet. Wie bei uns jene großen Geister, die freilich auch schon zu ihren Lebzeiten von der entzückten Mitwelt bewundert und gefeiert wurden, doch erst jetzt mehr und mehr in die Nation eindringen, so wird, glauben wir, die französische Nation noch heutiges Tages von noch älteren Notabilitäten beherrscht, und wir zweifeln sehr, ob irgend einer der neueren Dichter und Autoren einen so großen Einfluß auf die Geister ausübt, als Voltaire, Rousseau und Diderot.

Von dieser Abschweifung zurückkehrend, erkennen wir nun bereitwillig an, daß der Vorwurf, welchen man der jetzigen französischen Literatur machen kann: daß sie ein Babel sey, in gewissem Grad allerdings das gesammte Leben des französischen Volkes treffe. Wir suchen dieß im Einzelnen näher nachzuweisen, werden aber dann auch Gelegenheit nehmen, in der Kürze zu untersuchen, ob und in wie weit andre Nationen, Deutsche und Engländer, das Recht haben, in dieser Hinsicht einen Vorzug vor der französischen anzusprechen.

Das moderne Leben, die moderne Bildung überhaupt hat, in Vergleichung mit dem Leben und der Bildung der alten classischen Völker und wohl auch denen des Mittelalters, eine bunte Menge nicht völlig, nur äußerlich und oberflächlich, zur Einheit verbundner Elemente, weßhalb man bei ihnen die klare Einfachheit und Gediegenheit nicht mehr findet, welche die Griechen, die Römer und die Italiener des spätern Mittelalters auszeichnet. In höherem Maaß als von irgend einem Volke mag dieß von dem französischen gelten, welches schon durch den Mangel einer Ursprache (da das Französische nur eine Modification des Romanischen ist) dazu bestimmt scheint, einer sehr tiefen und reichen Originalität und classischer Muster und Typen für die Menschheit zu entbehren. Zum Ersatz vielleicht dafür, daß es der Welt nicht die höchsten Modelle und Vorbilder in Kunst, Poesie und Wissenschaft darbietet, hat ihm das Schicksal verliehen, das den Ton angebende Volk der Mode zu seyn, die, während die großen Meisterwerke des Genius die ewigen Gesetze des Wahren und Schönen veranschaulichen und ausprägen, als ein Erbe und Besitzthum für alle Zeiten und Völker — die mächtige Gesetzgeberin und Despotin des Augenblicks (des „mächtigsten unter allen Göttern!"), die im Wechsel bestehende, in der Veränderlichkeit blühende, durch Contraste ewig triumphirende Königin der sich civilisirt nennenden Welt ist. In der Mode sind die Franzosen das prädominirende Volk; ihre Sprache ist, und war es in noch höherem Grade, die Modesprache der höhern, der „guten" Gesellschaft in den meisten Ländern Europa's, ihre Literatur gab, besonders im vorigen Jahrhundert, überall den Ton an; in den Künsten hatten sie wenigstens eine Zeitlang die Peetension, die besten Kenner und Schiedsrichter zu seyn, und in den Trachten, in den geselligen Gesetzen der guten und feinen Lebensart, in der Kochkunst und sofort ist ohnehin ihre Herrschaft unbestritten. Die natürliche Neigung zum Wechsel, zur Veränderung, und die aus dieser Neigung entsprungne und sie befriedigende Herrschaft und Geltung der Mode bedingten und steigerten sich wechselsweise, wobei jedoch gewisse Grundeigenschaften des französischen Nationalcharakters, unter welchen Eitelkeit eine der hervorstechendsten seyn möchte, sich im Ganzen immer gleich blieben.

Dieß alles, und dann besonders noch die welthistorischen Ereignisse des letzten halben Jahrhunderts trugen viel dazu bei, dem französischen Leben und Treiben, besonders in der Alles an sich ziehenden und festhaltenden Hauptstadt, den Charakter eines Babels aufzudrücken, und man hat der Stadt Paris diesen Namen wirklich schon manchmal im pietistisch-zelotischen Sinne ertheilt, als der Gott mißfälligen, ihm verhaßten Stadt. Wie die Stadt Paris mit Gott steht, lassen wir ganz dahingestellt, und wenn wir den Namen Babel auf sie anwenden, so geschieht es nur, um mit einem kurzen und prägnanten Ausdruck zu bezeichnen, wie sich ihr Leben und Treiben, das Durcheinanderwogen und Gähren der verschiedenartigen, theils in einander verschmelzenden, theils sich abstoßenden Elemente dem menschlichen Auge darstellt.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 4.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

11 Januar 1840.

Der Westen.

Von Lamartine.

Tief ward die See, wie einer Urne Schäumen
Sich niedrigt, wenn die Flamme ihr entgeht,
Und von des Ufers weit umspülten Säumen
Glitt sie, zu schlummern, dampfend in ihr Beet.

Die Sonne, sinkend durch der Wolken Gluthen,
Schien auf das Meer, ein strahlenloser Mond;
Dann tauchte ihre Hälfte in die Fluthen
Wie ein umschlagen Boot am Horizont.

Bleich ward der halbe Himmel und die Lüfte
Verhauchten in den Segeln ohne Laut,
Die Schatten liefen und im Dunstgedüfte
War Meer und Himmel schnell in Eins ergraut.

Und also ward's in meiner Seele leise,
Wie in die Fluth der laute Tag versank,
Und in mir war, wie in des Weltraums Kreise,
Etwas von Schmerz, von Klage und von Dank.

Im Westen nur bach noch im Purpurfeuer
Aus duft'gem Thor des Lichtes Wellenbild,
Und das Gewölk glich einem zarten Schleier,
Der einer Flamme weiten Heerd umhüllt.

Und Schatten, Wellen und der Winde Wehen
Sie zogen all' nach jenem Flammenthor,
Als ob vor einem Tode sie entflöhen,
Der ihrer harrte in des Dunkels Flor.

Der Abendstaub flog dorthin von den Dünen,
Der weiße Schaum schwamm auf den Wogen hin,
Und lange, irrend, zog mein Aug' mit ihnen,
Und ohne Gram stand eine Thräne drin.

Und Alles schwand, und wie die Luft, die wanke,
Ward mir die Seele leer am düstern Strand,
Dann stieg empor ein einziger Gedanke
Der Pyramide gleich im öden Sand.

Du Licht wohin, verglühte Flammenhöhle?
Wohin zieht Wolken, Winde, Wellen ihr?
Du Staub, du Schaum, du Nacht, du Aug', du Seele,
Sprecht, wenn ihr's wisset, wohin ziehen wir?

Zu dir, aus dem sich alle Sonnen lösen,
Zu dem die Nacht, der Tag, der Geist sich drängt,
Du Fluth und Rückfluth in der Wesen Wesen,
Du Meer des Seyns, worein sich Alles senkt.

Fr. Notter.

Die neue poetische, philosophische und politische Aera des Monthly Magazine.

(Schluß.)

Philosophie. Vieles in dem oben erwähnten Widerspruch zwischen dem kritischen und dem poetischen Geist des Zeitalters glauben manche erklären zu können aus der Mannichfaltigkeit des individuellen Geschmacks und Sinnes, welche zu allen Zeiten herrsche. Diese Apologie dient nur auf einen weitern Mangel hinzuweisen, den Mangel in unsern Erziehungsplanen, an derjenigen Philosophie, welche solche Mannichfaltigkeit auf eine gemeinschaftliche Einheit zurückführte, und dadurch Jeden unterwiese in dem allen gemeinsamen Princip der Harmonie, durch dessen Kenntniß Jeder bald mit seinen Mitmenschen einig werden kann. Man wird uns freilich antworten: dazu sey keine Hoffnung vorhanden, denn das ganze Gebiet des metaphysischen Wissens sey ein Schauplatz voll Ruinen — wo ein Gebäude gestürzt werde, damit ein andres sich erhebe, und

dieß wieder einem andern Platz machen müsse und so fort. Wir geben dieß Alles zu. Es gilt von allen Wissenschaften, nicht von der Metaphysik allein. Die Wissenschaften, physische, metaphysische, moralische oder religiöse, sind nur Zweige der Geschichte; und die Geschichte bleibt immer eine unvollständige Urkundensammlung, durch einzelne passende Abschnitte symbolisch darstellend ein Aggregat von Einzelnheiten ohne einen geordneten Plan, außer demjenigen, den der Historiker geschickt genug ist selbst zu entwerfen. Nicht nur hat er eine nicht sicher zu ermittelnde Masse von Materialien in Ordnung zu bringen, sondern er hat auch die innere Einheit zu errathen, da wo das Ganze, wenn er es umfassen könnte, doch nur ein wüster Haufe wäre. Gesteht man ihm auch die Kenntniß der gesammten Vergangenheit zu, muß er nicht doch eigentlich die Zeit des Endes abwarten, ehe die Wege Gottes, worauf er die Menschen führt, können durchaus gerechtfertigt werden vor dem Verständniß der Geschöpfe, und einer historischen Erklärung fähig sind? Ganz gewiß! Und wie viel fehlt denn doch immer noch zur Kenntniß der gesammten Vergangenheit! wie vieles fehlt sowohl hinsichtlich der Masse als der Zuverlässigkeit! Eben so ist es beim Naturhistoriker. Wenn er auch alle Kenntniß sich verschafft, was ist sie? Tod — Zersetzung — Analyse. Dem Sitz des Lebens darf kein Profaner sich nähern; die verborgen wirkende Kraft entzieht sich der letzten Forschung des Mannes der physikalischen Wissenschaft. Ebenso verhält es sich mit dem metaphysischen Forscher. Gewisse Phanomene leiten ihn auf gewisse „letzte Thatsachen," wie Professor Dugald Stewart sie nennt, des menschlichen Geistes; und hier hat seine Analyse ein Ende. Eine große Kluft ist befestigt zwischen solchen Thatsachen und den Gesetzen, deren Ausdruck sie sind; auch führt und kann keine Brücke führen hinüber von dieser Seite des weiten dazwischenliegenden Grabens. An den Rand dieser Kluft muß der Historiker jeder Art, was auch sein Gegenstand sey, treten, und über diese weite Tiefe eine laute Stimme hinüberschicken, das Echo, das nur seine Frage wiederholt, fragend, was denn das System sey, dessen Idee er gefaßt hat? was die Ordnung, deren Princip er anerkennt? was der Zweck, dessen Gesetz er ahnt?

Etwas also über oder jenseits der Wissenschaft Liegendes wird gefordert — ein Bedürfniß, welches der wissenschaftliche Mann als Instinct fühlt, aber noch nicht ausdrücklich als ein Postulat angenommen hat. Immer mehr jedoch gehen ihm auf die Strahlen der majestätischen Wahrheit, daß die Gegenstände seiner Forschung Stufen und Processe sind, durch welche die Entwicklung jenes jenseitigen Etwas vermittelt wird, das so erhaben, so fern ist! Alle Arten historischer Forschung, betreffe sie nun die Natur, den Menschen, Institutionen oder Völker, sind Theile einer Philosophie, die noch nicht auf ihre Elemente zurückgeführt, noch nicht ausgearbeitet ist, aber immerfort thätig ist und in theilweisen Lösungen sich erprobt. Es wäre nicht schwer zu zeigen, daß die metaphysischen Räthsel, womit die die Sphinx anbetende Welt in Verlegenheit gesetzt oder belustigt wurde, historische Evolutionen der Einen Philosophie sind, die in allen Zeitaltern und allen Landern der Welt Ein und derselbe Geist war, überall anerkannt, und die Theorien aller Namen und Farben beseelend. Die Ueberzeugung von dieser Wahrheit hat von Zeit zu Zeit ihre Bestätigung und Bewährung gefunden an den Werken der edelsten Geister sowohl in England als auf dem Continent. Kant, Fichte, Schelling, die Schlegel, Herder, Lessing, Schiller, Goethe; Frau von Staël, Chateaubriand, Cousin, Southey, Wordsworth, Coleridge, Anster, Carlyle u. A. haben gleicherweise die Geltung dieser Ueberzeugung bezeugt und durch ihre Productionen bewahrheitet.

Mit den Vorurtheilen, welche gegen die oben ausgesprochne höhere Ansicht zu Felde ziehen, haben die oben aufgezählten Geister gefochten, und nicht vergebens. Wie wenig sie aber durch die Kritik der periodischen Presse unterstützt wurden, zeigt das Schicksal Coleridge's zur Genüge. Er lebte um die Wahrheit des Gefühls zu erweisen, unter dessen Uebermacht Shelley erlag. Beide waren bestimmt, zu erfahren, daß in und gegenüber und vor dieser Welt das Genie nur ein glänzender Irrthum, und ganz nicht an seinem Platz ist auf diesem materiellen Planeten. Aber doch lebt der Genius fort — auf Hoffnung; er nährt sich mit Hoffnung, und das Wesen und der Geist seines Seyns ist Liebe; — Tugenden, welche ihren Besitzer hienieden nackt und darbend lassen und dann am freiesten hervortreten, wenn er dem äußern Anschein nach verlassen und entblößt ist von allem Vergänglichen. Es war ein Glück für Shelley, daß er Vermögen hatte; er hätte sonst als ein Bettler oder Wahnsinniger sterben können. Er war ein Opfer des Mangels an philosophischer Vollendung an seinem eigenen Geist, so wie des völligen Mangels an philosophischem Geist in den kritischen Leistungen der Zeit. Coleridge aber war in allen Hinsichten vollendet, als Poet und Philosoph; und die geringe Würdigung seiner Leistungen beim Publicum rührte ganz von der Nachlässigkeit und Oberflachlichkeit der Kritik her. Es ist belustigend ihre spätern Widerrufe zu lesen, die des Edinburgh Review in Betreff Kants und Wordsworths, die des Quarterly-Review über Shelley, Coleridge und Hazlitt, und beinahe sämmtlicher Magazine Southey betreffend. Und noch belustigender ist es, die Verwirrung mancher alten Leser all dieser Schriften zu sehen; sie sind ganz bestürzt und außer Fassung. Die Entscheidungen, auf die sie ihr literarisches Glaubensbekenntniß gebaut, sind wie die ebenso unveränderlichen Gesetze der Meder und Perser dahingeschwunden. Die Zeit hat über sie entschieden, daß sie falsch waren.

Politik. Der gegenwärtige Zustand der Politik ist ein Ergebniß der oben beklagten schlimmen Einflüsse. Darunter bitten wir auch Kirche und Staat begreifen zu dürfen. Alles in beiden ist jetzt und war in Kampf, und Alles in Folge des verderblichen Ansehens und der Autorität, welche eine von allen Grundsatzen entblößte periodische Literatur ausübte. Der Fortschritt unsrer großen Literatur von der Zeit Heinrichs VIII bis auf die Gegenwart ging auf das Allgemeine und Abstracte; die Tendenz der kritischen Bestrebungen dagegen auf das Kleinliche und Sectirerische. Was half es, daß ein ehrwürdiger Hooker schon zur Zeit der dämmernden Reformation sich zu der prophetischen Idee erhoben hatte, daß das Recht identisch sey

mit dem Wesen der Gottheit selbst, und daß ein beredter Coleridge, in den jüngsten Zeiten noch, die Entwicklung von zwei unendlichen Potenzen gezeigt hatte, welche immer nach verschiedenen Richtungen streben, aber dennoch gehemmt und getragen werden in einem gemeinschaftlichen Medium durch die gleichmäßige Anziehungskraft eines gemeinsamen Centrums? Kein einziger öffentlicher Beurtheiler achtete es der Mühe werth, den Vermittlungspunkt nachzuweisen, sondern fand es seinem Interesse gemäß, sich zum Anwalt und Ritter des einen oder andern der entgegengesetzten Principien aufzuwerfen und den Pöbel aufzuhetzen zu der wahnsinnigen Erwartung, daß Eins das Andre überwältigen werde, als ob von zwei ewigen Potenzen die eine zerstört werden könnte! Eine absurde Meinung, die aber selbst von den Führern der Volksmeinung getheilt wurde! Zeuge hievon sind Reviews, Magazine, Zeitungen, die alle ohne Ausnahme einer Partei ergeben sind, einem der Pole in diesem großen Kampf, und von denen keines den leisesten Wink fallen ließ von einem frühern Ganzen oder einer Einheit, deren Entdeckung und Erfassung alle Schwierigkeiten löst, alle Anomalien ausgleicht. Der Grad, bis zu welchem der Parteigeist der periodischen Presse in neuern Zeiten gesteigert worden ist, übersteigt alle Beispiele. Wir haben jetzt nicht nur zwei oder drei Reviews, sondern neun bis zehn, vielleicht noch mehr; eine noch größere Anzahl von Magazinen, und Wochenblätter ohne Zahl; eines vertritt die eine Partei oder Secte, ein andres eine andre; aber keines widmet sich der Wahrheit an sich, keines arbeitet für Gott und für die Menschen, statt für Individuen oder Cliquen. Ein großes Bedürfniß ist in Folge hievon fühlbar geworden, und diesem suchen wir zu genügen!

Babel.

(Fortsetzung.)

Wenn wir nun die bunten und disparaten Elemente im geistigen Leben Frankreichs anzugeben oder anzudeuten versuchen, nennen wir vor Allem die Sprache selbst, die Trägerin der Intelligenz und aller Bestrebungen, welche sich keineswegs rein erhalten hat von entstellenden Einflüssen und etwas in sich hat aufnehmen müssen von dem Babel-Charakter. Die Encyclopédie des Gens du Monde sagt hierüber in einem bemerkenswerthen Artikel über die französische Sprache: Mit der Revolution von 1789 sey auch ein neuer Geist und Lebenssaft in die Sprache gekommen; Mirabeau's ungestüme Beredsamkeit habe sich eine neue, von Grammatiken und Akademien unabhängige Sprache geschaffen; das Wort der Madame Roland habe seine ganz eigenthümliche Physiognomie, in den brennenden Worten Dantons und Camille-Desmoulins habe ungeheure Lebenskraft gewaltet, obgleich sie sich wenig um grammatische Reinheit gekümmert. Zugegeben wird, daß der Strom der Revolution trübe und schlammige Wasser fortgewälzt habe, aber mit der Zeit habe sich der Schlamm gesetzt und die verjüngte Sprache wieder aufblühen können; „Napoleon machte die Tribune verstummen und schien die Macht des Worts für sich allein behalten zu wollen; nach ihm aber entwickelte sich die Sprache, erfrischt durch die Leidenschaften und Ideen einer socialen Wiedergeburt in der reinen Luft der Freiheit und in der Lehrzeit des constitutionellen Lebens. Nach dem Aufschwung von 1830 schien eine drohende Umgestaltung vor sich gehen zu wollen. Bei der Zügellosigkeit, welche sich der Poesie, des Theaters und der Künste bemächtigt hatte, bei dem Ueberfluthen der extravagantesten Systeme, konnte auch die Sprache nicht respectirt bleiben. Der ehrwürdige Zauber des alten Französischen verlor sich, der Solöcismus und der Barbarismus kam zu Ehren; man veränderte den natürlichen Sinn der Worte, Alles wurde französisch, und um die Frechheit auf den Gipfel zu treiben, man erhob Fehler, welche nur die Folgen von Trägheit und Unmacht waren, zu einem System. Jetzt aber thut sich eine glückliche Reaction kund und der ausgetretene Strom scheint wieder in sein Bett zurückkehren zu wollen. Immerhin jedoch bleibt noch mehr als Eine Spur dieser künstlichen Barbarei zurück. Viele Ursachen wirken unablässig, die ursprüngliche Reinheit zu entstellen. In unserer Zeit streckt die Prosa aller europäischen Sprachen sich umzugestalten; diese Sprachen verlieren ihren Originalcharakter, um sich nach dem der französischen Sprache zu bilden. (?) Aber bei dieser häufigeren Berührung muß auch das Französische seinerseits etwas verlieren. Das übrigens so nützliche und löbliche Studium der fremden Sprachen hat dazu beigetragen, die unsrige zu corrumpiren. Schon unter der Restauration hatte man den Geschmack an Germanismen aufkeimen sehen; man könnte die ersten Spuren davon in dem finden, was man im 17ten und 18ten Jahrhundert den style réfugié nannte; dieser eignete den Schriftstellern Genfs und Hollands. Was ihn charakterisirt, ist die Sucht, Abstractionen zu substantialisiren, die allgemeinen Begriffe gewissermaßen zu personificiren. Während das Griechische und Lateinische vorzugsweise das Verbum und das Adjectiv gebrauchen, bedienen sich die Modernen lieber des Substantivs. Der Mißbrauch dieses den modernen Sprachen wesentlichen Zuges hat den von uns gerügten Hang erzeugt, welcher die Tendenzen und die Nothwendigkeiten des Jahrhunderts, die Capacitäten und die Superioritäten so zu sagen inkarnirt hat. Der engere Verkehr, den wir mit Großbritannien unterhalten, die Nachahmung der englischen Sitten, haben auch die Einführung einer guten Anzahl englischer Worte wie Dandy, rout, fashionable, comfortable etc. zur Folge gehabt, welchen wir das Bürgerrecht gegeben haben."

Hier ist mit Recht hingewiesen auf die fremden Elemente und Worte, welche die französische Sprache nicht eben immer zu ihrem Vortheil, oft mehr aus Launenhaftigkeit und Affectation, als aus wirklichem Bedürfniß in neuern Zeiten aufgenommen hat, und welche der einfachen Classicität gewiß nachtheilig sind. Eine andre Eigenthümlichkeit, welche Jedem an dem neuesten Französischen auffallen muß, die Vorliebe für Abstracta, wird dem Einfluß der deutschen Sprache aufgebürdet, während wir glaubten, uns gerade über die Einführung dieser Art oder Unart aus der französischen Sprache in die unsrige beklagen zu dürfen. Doch wir wollen nicht untersuchen, auf welcher Seite das Recht zur Klage ist; es mag seyn, daß die

philosophische Sprache Deutschlands, welche allerdings die Abstraction liebt, unsre Nachbarn jenseits des Rheines zu der genannten Angewöhnung verleitet haben; aber kaum zu bezweifeln und zu bestreiten ist wohl auch dieß: daß sie diese Redeweise bis zum Aeußersten getrieben und ausgebildet haben, daß namentlich ihre Journalartikel und ihre Reden auf der Tribune einen solchen Schwall von Wörtern wie: Existenzen, Influenzen, Notabilitäten, Specialitäten, Reputationen, Illustrationen, Velleitäten, Prätensionen, Ambitionen, Devouements u. s. w. bringen, daß Einem gar nicht mehr zu Muth ist, wie wenn es sich von concreten Zuständen und Personen handelte, daß man meinen könnte, es gebe in Frankreich nur noch Kategorien und logische Begriffsschemata. Wer scandalisirte sich heutzutage noch an einem Ungeheuer von Abstractionen wie etwa folgendes: „Der zwölfte Mai, recrutirt aus den Defectionen aller Farben, wird in die Fußstapfen der willenlosen Hingebungen des 15ten Aprils treten," und ähnlichen, wie man sie jeden Tag zu hören und zu lesen bekommt? So bewundernswerth einerseits das Talent von Männern seyn mag, die sich zu einer Höhe und Sublimität der Abstraction und zur Künstlichkeit einer Ausdrucksweise emporgeschwungen oder hinaufgeschraubt haben, welche Sachen und Personen gar nicht mehr mit ihren wahren Namen nennt, welche über Alles hinschwebt und nichts berührt und packt, und doch für die Eingeweihten verständlich ist, so sonderbar muß doch dieser journalistische und parlamentarische Jargon einem unbefangenen Sinn erscheinen, der den Schlüssel dieser Chiffernsprache nicht besitzt; die Sprache zieht offenbar aus dieser Art keinen Gewinn und der Geist eben so wenig; und vielleicht ist es gerade der Mangel an großen, allgemein verständlichen Interessen, die in der gewöhnlichen Sprache verhandelt werden könnten und müßten, was diese Ueberfeinheiten erzeugt, so wie die Scholastik ihre seltsamsten Wörter und Begriffe hervorbrachte, als sie auf den magersten Gehalt und die geringste Freiheit zurückgeführt war. Die Worte der meisten französischen Redner gleichen mehr Stecknadeln als Donnerkeilen, und den scheinbar freimüthigsten und kühnsten Demonstrationen glaubt man doch immer anzufühlen, daß die Helden des Worts mit großer Vorsicht den Ariadnefaden festhalten, um sicher wieder aus dem Labyrinth der Verhältnisse und Interessen sich herauszufinden. Seit 1830 hat die französische Sprache der Journale und der Tribune, wie uns dünkt, ziemlich gealtert und hat Runzeln bekommen, und dieß sticht wunderlich ab gegen die nicht seltnen Aufwallungen und Ausbrüche eines jugendlichen, neuerungssüchtigen Muthwillens.

Zu der Sprachverwirrung haben neben den Einflüssen fremder Sprachen, der deutschen und englischen, nicht wenig die innern Entwicklungen und Schicksalswechsel Frankreichs beigetragen, wie dieß auch von der Encyklopädie anerkannt wird. Man erwäge nur, welche politische Metamorphosen Frankreich in den letzten fünfzig Jahren durchgemacht hat! Nach dem glänzenden, aber ziemlich gewissenlosen Despotismus eines Ludwig XIV, der Schamlosigkeit der Regentschaft, der erbärmlichen Maitressenherrschaft Ludwigs XV und der Schwäche und Unentschlossenheit des wohlwollenden und unglücklichen Ludwigs XVI, während welcher Zeit der Adel, die höhere Geistlichkeit und die höhern Gesellschaftsclassen überhaupt mehr und mehr in Frivolität, Unsittlichkeit und in einer seichten materialistischen Philosophie versanken, warfen plötzlich die Sturmfluthen der theils durch schlechte Verwaltung, theils durch große Schriftsteller vorbereiteten Revolution eine Menge neuer Ideen und Worte unter das Volk; die Republik veränderte nicht nur die politischen Institutionen der Sache und dem Namen nach, sie schuf auch eine neue Umgangssprache, neue Monatsnamen, einen ganzen republicanischen Kalender, und gab manchen Wörtern eine ganz neue, eine, wenn man so sagen darf, welthistorische Bedeutung; wir erinnern nur an die zwei Wörter: Tugend und Schrecken! Was Thucydides berichtet und klagt, daß zur Zeit des peloponnesischen Kriegs die Worte und Benennungen ihre Bedeutung verändert haben, das geschah auch während der französischen Revolution, wo die wüthendsten Schreier und Schlächter im Namen der Freiheit als die tugendhaftesten Bürger gepriesen wurden und ein Marat beinahe als ein Apostel galt. Sehr begreiflich ist, daß den Gegnern und Opfern der Revolution die Institutionen, die Neuerungen und die Sprache derselben gleich verhaßt waren, und daß sie sich gegen das Gute derselben eben so wie gegen ihre Ausschweifungen und Gräuel sträubten. Dann folgte der Napoleonische Militärdespotismus und sein den Franzosen bis zur Berauschung schmeichelnder Kriegsruhm; da galt es, die Sprache der Republik und der Freiheit, ihre Anschauungsweise und Gesinnungen schnell zu vergessen und zu verlernen, und den pünktlichsten und schnellsten Gehorsam gegen den Willen des Kaisers (welcher sich gelegentlich mit dem Ruhm und dem Glück Frankreichs identificirte) als die Cardinaltugend eines ächten Franzosen zu betrachten. Die Thronentsagung Napoleons, die Wiedereinsetzung der Bourbons, Napoleons Rückkehr von Elba und seine zweite Resignation und deren Folgen — all diese rasch aufeinander folgenden Ereignisse machten die Bedeutung mancher der im politischen Leben und Handeln wichtigsten Begriffe, wie Pflicht, Eid, Ehre, Treue, für eine Menge Franzosen höchst schwankend und unsicher, und die verschiednen politischen Parteien verstanden darunter häufig gerade das Entgegengesetzte. Die fünfzehnjährige Opposition gegen die Bourbons, von den Einen wirklich nur zur Behauptung der Charte, von Andern aber aus unbedingtem Haß gegen die Familie unterhalten, trug auch eben nicht zur Feststellung eines gleichmäßigen Sprachgebrauchs bei, und bekannt ist die contradictio in adjecto, mit welcher im Jahre 1830 dem französischen Volk ein neueinzusetzender Regent als „die beste der Republiken" empfohlen wurde — ein kühner Ausdruck, der schwerlich auf eine baldige Feststellung und Reinigung der Sprache Aussicht eröffnete.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 5 u. 6.

Blätter
zur Kunde der Literatur des Auslands.

15 Januar 1840.

Thomas Moore.

Erster Artikel.

Schon oft ist in diesen Blättern der Name Thomas Moore's genannt worden; wir haben Auszüge aus seiner Geschichte Irlands gegeben und schon viele seiner kleinern Gedichte mitgetheilt, aber wir haben seine Eigenthümlichkeit als Dichter noch nicht charakterisirend zusammengefaßt, und wollen dieß jetzt thun, wo ein neues größeres Gedicht, Alciphron, von ihm erschienen ist, von welchem wir unsern Lesern mit nächstem einige Proben mitzutheilen gedenken.

Thomas Moore ist einer der zahlreichen Sterne, welche binnen der letzten vier Jahrzehnte am poetischen Himmel Englands aufgegangen sind und eine Zeitlang neben und mit einander, oder auch wohl gegen einander, strahlten, von welchen aber jetzt die meisten untergegangen, oder, um das Bild zu verlassen, gestorben, und andere fast ganz verstummt sind, wie Wordsworth, Southey, Rogers. Th. Moore hat die meisten überlebt, und die andern Ueberlebenden mit seiner poetischen Productionskraft überdauert. Immer wird sein Name die Erinnerung an eine der glänzendsten und fruchtbarsten Perioden der englischen Presse, als einer der Träger und der Zierden dieser Periode, wecken, wenn man auch darüber streiten kann, welchen Rang unter den großen Namen jener Zeit der Thomas Moore's einnehme und behaupte. Hierüber nämlich sind die Stimmen sehr getheilt, und während die einen ihn beinahe zum Rival von Byron machen, lassen ihm andere noch mehr als Einen Dichter, Coleridge, Wordsworth, Shelley, Keats vorgehen. Indessen das Vergleichen geistiger Größen miteinander, die eben oft nicht unter eine gemeinschaftliche Benennung zu bringen sind — und der gemeinsame Name des Dichters läßt noch eine gar große Mannichfaltigkeit der Begabung und der Strebungen zu — ist oft am wenigsten dienlich, um das Wahre und Charakteristische zu finden und richtig zu würdigen, und daher wollen wir vorzugsweise Thomas Moore zu fassen und zu beurtheilen suchen, wie er an sich, individuell, ist, und es Andern überlassen, ihm seinen Rang unter den englischen Dichtern auszumitteln.

Wir geben zuerst eine kurze Lebensskizze, wie sie sich in Halls Book of Gems findet, und werden später noch auf einzelne seiner Lebensumstände zu sprechen kommen.

„Th. Moore ist geboren zu Dublin am 28 Mai 1780. Vierzehn Jahre alt bezog er die Universität in seiner Vaterstadt, wo er seinen akademischen Grad empfing. J. J. 1799 wurde er Mitglied des Mittel-Tempels und wurde zur Barre berufen. Noch ehe er zwanzig Jahre erreicht hatte, gab er seine Uebertragungen anakreontischer Oden heraus, und bekam auf einmal einen Namen. Das Werk war (in einem griechischen Gedicht) dem Prinzen von Wales gewidmet; es gab Veranlassung zu einer Vorstellung bei Sr. königlichen Hoheit und nachmals zu einer vertrauteren Bekanntschaft, worüber gar manche Anekdoten im Umlauf sind; daß aber diese Bekanntschaft ein für beide Theile unvortheilhaftes Ende nahm, davon finden wir den unzweifelhaften Beweis in einigen spätern Dichtungen des Poeten. Im Jahr 1803 erhielt Moore eine Anstellung in Bermuda; er bekleidete sein Amt nur kurze Zeit, und kehrte (nach größern Reisen) nach England zurück. Im Jahr 1806 gab er die Oden und Episteln heraus; 1808 Gedichte unter dem angenommenen Namen Thomas Little (der Kleine); 1817 Lallah Rookh, und 1823 die Liebe der Engel. Außer diesen Gedichten hat Moore verschiedene kleine politische Gedichte leichter und scherzhafter Art drucken lassen, deren Werth natürlich mit den Veranlassungen, durch welche sie hervorgerufen waren, aufhörte.

„Moore lebt in der Nähe von Bowood, dem Landsitz seines Freundes Lord Lansdowne, bei Calne. Er hat die Zurückgezogenheit der Auszeichnung vorgezogen — diejenige Auszeichnung ausgenommen, welche die Musen so verschwenderisch über ihn ausgegossen haben, und widersteht allen Versuchen, ihn auf die Arena des politischen Lebens zu locken. Man wird gern glauben, daß er das Idol des Kreises ist, in welchem er lebt. Ein feinerer Gentleman im bessern Sinne des Worts ist nicht zu

finden; seine Gelehrsamkeit ist nicht nur ausgebreitet, sondern auch gesund und tüchtig, und er ist ausgezeichnet in den Eigenschaften, welche in der Gesellschaft anziehen und entzücken. Seine Stimme, obgleich von nicht großem Umfang, ist wunderbar anmuthig und eindringlich, und er ist ein guter Musiker; ihn eine seiner eigenen Melodien singen hören, ist in der That ein reicher Genuß. Von Person ist er klein, und der Ausdruck seines Gesichts ist eher munter als würdevoll; aber er hat in seinem Benehmen und Aussehen eine eigenthümliche Gutmüthigkeit, welche dem Enthusiasmus durchaus keinen Abbruch thut, den seine Persönlichkeit unfehlbar hervorrufen muß."

Dieser Skizze ist ebendaselbst auch ein kurzes Urtheil beigefügt:

„Es ist kaum nöthig, eine Bemerkung über die Poesie Th. Moore's zu machen. Sie ist in einem weitern Umkreis gelesen worden, als die irgend eines lebenden Autors; solche, die sonst vielleicht sie nicht aufgesucht hätten, sind mit ihr bekannt geworden durch das Medium der köstlichen Musik, mit welcher sie sich vermählt hat; und man würde schwerlich in ganz Großbritannien nur Ein Individuum finden, das nicht einen oder den andern Vers von ihm auswendig wüßte. Kein Dichter, unter den lebenden oder todten, hat sich einer so allgemeinen Popularität zu erfreuen gehabt; und wenn die Stellung und der Rang eines Autors abhängig gemacht werden soll von dem Genuß und der Freude die er gewährt, so müssen wir den Dichter der Lallah Rookh und der irischen Melodien als den „ersten der Barden" der neuern Zeit hinstellen. Jedoch fehlt es seiner Poesie an den höhern und dauerhaftern Stoffen und Elementen, welche die Basis eines unvergänglichen Ruhmes bilden. Ihre Haupteigenschaft ist Anmuth. Selten versucht der Dichter — und noch seltner gelingt es ihm — die Tiefen des menschlichen Herzens zu ergründen, und die reiche Ader offen zu legen, welche unter dem tauben Gestein verborgen ist; er ist immer glänzend, aber selten gewaltig ergreifend; er ist ein Epikuräer in der Poesie und wendet sich von allen Gegenständen ab, die keinen reizenden Genuß gewähren. Seine Phantasie ist in einem ewigen Spiel begriffen; was den Sinnen schmeichelt, wird von ihm lieber zum Gegenstand der Betrachtung gemacht, als was die Leidenschaften aufregt oder bezwingt; und während er

„Lebt in eigener glänzenden kleinen Welt,"

dürfen wir das schimmernde und blendende Licht, das ihn umgibt, nicht irrigerweise für das belebende und kräftigende Licht der Sonne halten.

„Seine Poesie ist ausnehmend geglättet und in der Form vollendet; nie stößt man auf eine Zeile oder auch nur auf ein Wort, die das Ohr verletzten; es ist „Harmonie, köstliche Harmonie," nicht gestört auch nur durch Eine mißtönende Note.

„Wir werden wohl nicht vereinzelt stehen mit unserer Ansicht, daß die irischen Melodien als das schätzbarste und dauerndste unter seinen Werken zu betrachten seyen; sie „umwinden seinen Namen mit einem Zauber gegen den Tod," und als Liederdichter steht er ohne Nebenbuhler da. Moore fand die Nationalmusik seines Vaterlandes vor, entwürdigt, mit sehr wenigen Ausnahmen, durch eine Verbindung mit Worten, welche entweder abgeschmackt oder unverständlich waren. Sie war daher für die Welt so gut als verloren; und die Zeit verminderte rasch, was das Gedächtniß allein bewahrte. Der Versuch, sie mit passenden Texten zu verbinden, ward im Jahr 1807 angefangen. Der Erfolg war beinahe ohne seinesgleichen in der Geschichte der Literatur. Die Musik Irlands ist jetzt durch die ganze Welt bekannt und gewürdigt, und die Lieder des irischen Dichters werden dauern so lang als das Land, die Liebe und der Ruhm, welche sie verkünden und preisen."

Diese Notizen und Urtheile entflossen der discreten Feder eines Autors, welcher Moore's politische Ansichten nicht theilt und billigt, was man auch daraus erkennen kann, daß über seine politischen Gedichte und Satyren so leicht weggegangen wird. Nicht ausdrücklich gesagt ist in dem Obigen, durfte aber auch als bekannt vorausgesetzt werden, daß Moore ein Katholik ist. Dadurch ward ihm auch gewissermaßen seine politische Ansicht mit Nothwendigkeit vorgezeichnet; er mußte sich zur liberaleren Partei halten, zu derjenigen, welche für Irland und für den Katholicismus Gleichheit der Rechte verlangte. Damit steht gar nicht im Widerspruch, daß er eine Zeitlang in vertraulichem Umgang mit dem Prinzen von Wales, dem nachmaligen George IV, lebte, denn dieser galt bekanntlich vor seiner Thronbesteigung und Regentschaft lange als eine Stütze und Hoffnung der Liberalen, als Freund der Whigs, eines Fox, Grey, Sheridan; und es spricht zu Gunsten von Georgis Geschmack und Geist, daß er einen Mann von Moore's Talenten zu schätzen wußte und in seinen vertraulicheren Umgang zog; aber minder günstig läßt sich dieser Umstand ansehen in Bezug auf Moore's gerühmten Unabhängigkeitssinn, wiewohl allerdings die Versuchung für den damals noch so jungen Dichter sehr schmeichelnd und stark seyn mochte, und auch der Ruf des Prinzen damals noch nicht von der Art war, daß er einen Mann, der, ohne gerade ein Heiliger und Puritaner zu seyn, etwas auf sich hielt, geradezu abschrecken mußte. Welch eine bedenkliche Sache es aber immerhin mit solchen erlauchten Bekanntschaften und Freundschaften bleibt, mag man aus der Anekdote abnehmen, daß der Prinz, welcher, obwohl er sich rühmte, oder doch sich einbildete, der erste Gentleman in England zu seyn, nicht frei war von einem Anstrich gelegentlicher Gemeinheit, dem Dichter in einer Anwandlung von scherzhafter lustiger Laune drohte, ihn in das Weinkühlgefäß zu werfen — was zwar möglich gewesen wäre, sofern dieß Gefäß, wie man neulich in öffentlichen Blättern las, ungeheuer groß, und der Dichter ausnehmend klein ist, aber letzterem doch nicht gefallen haben muß, denn er äußerte: der Vorschlag sey mehr königlich als artig. Auch war es für beide nicht sonderlich ehrenvoll, daß Moore nach dem Bruch sich in seinen Gedichten auf solche Weise an dem Fürsten rächte, wie er that. Die Unabhängigkeit und Festigkeit von Moore's Gesinnungen und Handlungsweise überhaupt wird in Zweifel gezogen von Leigh Hunt, welcher, früher mit ihm, so wie mit Lord Byron befreundet, später mit beiden in ein feindseliges Verhältniß kam. Wir

theilen zur Vergleichung das Wesentliche aus seiner Schilderung der Persönlichkeit des Dichters und seinem Urtheil über ihn mit:

„Ich fand an Thomas Moore, als ich ihn zuerst kennen lernte, einen so angenehmen Mann, als man sich nur einen denken kann. Er konnte gar nicht anders als interessant seyn; und sein Talent hat das Vortheilhafte an sich, daß, während es seiner Natur nach für Jedermann verständlich ist, sein Besitzer des Ruhms in der Gegenwart eben so gewiß seyn kann als dessen in der Zukunft. Ich hatte nie einen Besuch von ihm, ohne daß mir zu Muthe war, wie wenn ich mit Prior oder Sir Charles Sedley gesprochen hätte. Seine Bekanntschaft mit Lord Byron begann mit der Verabredung eines Zweikampfs; die mit mir fing eben so ehrenhaft, obgleich in anderer Weise, an. Ich hatte eine Oper von ihm (der Blaustrumpf) hart mitgenommen, als unwürdig eines so glänzenden Geistes. Er suchte mich auf, sagte mir, ich hätte vollkommen Recht; und von da an begann zwischen uns ein Verkehr, dessen ich mich vielleicht bis auf diesen Tag zu erfreuen hätte, hätte er so viel auf den ächten Ruf gehalten, wie ich. Moore sprach, in seinen ernsthaften eben so wie in seinen scherzhaften Gedichten, gar viel von Unabhängigkeit und Freimüthigkeit, und von der Verachtung gemeiner Vorurtheile; und in diesem Betracht wäre er seinen Bewunderern schuldig gewesen, sie nicht zu täuschen.... Moore war lebhaft, höflich, aufgeweckt, voll Freundlichkeit und Behaglichkeit, womit er eine Art derber Herzlichkeit zu verbinden wußte, die wie die Kruste von altem Portwein war. Es schien ihm eine wahre Freude, „Ja" zu sagen. Er hatte gerade genug vom Irländer an sich, um sein Gespräch und sein Benehmen zu würzen. Er war vielleicht etwas wählig in seiner Wohlredenheit, doch nicht mehr als einem Dichter ziemte, und er schien mir am wenigsten unter allen Leuten der Mann, der sein Vaterland, vornehmem Leben zu lieb, im Stich lassen könnte....

„Moore's Vorderkopf ist knochigt und voll Charakter, mit Organen des Geistes und Witzes, groß und hervorstechend genug, um einen Phrenologen in Entzücken zu versetzen. Seine Augen sind dunkel und schön, sein Mund edel und launig, und hat Grübchen; seine Nase ist sinnlich, vorstehend, und zugleich das Gegentheil einer Adlernase. Sie hat einen ganz eigenthümlichen Charakter, wie wenn sie vorwärts und hinaus schaute und ein Fest oder einen Baumgarten röche. Das Gesicht im Ganzen ist irisch, nicht ohne Spuren von Sorge und Leidenschaft; aber festliche Fröhlichkeit ist sein vorherrschender Ausdruck. Als Kind soll Moore ausgezeichnet schön gewesen seyn, ein wahrer Amor zum Malen, und trotz der Streiche, welche Freude und Leid seinem Gesicht gespielt haben, kann man sich dieß noch ganz gut denken. Vielleicht war es die Erinnerung an dieß, was seinen Freund Atkinson, als er ihn gegen den Vorwurf des Libertinismus vertheidigte, veranlaßte zu sagen: „man mag von Moore sprechen wie man will; aber ich will Ihnen etwas sagen: ich betrachte ihn immer als ein Kind, das an der Brust der Venus spielt." Hieran ist etwas Wahres. Wenn das Bewußtseyn eintritt und seine Rechte geltend macht, müssen die Aufwallungen und Neigungen des Menschen sich auch dem Denken unterwerfen; aber bis dahin ist die Poesie nur die beredte und unwiderstehliche Manifestation der Natur des Individuums; und Moore's wildeste Gedichte waren um vieles unschuldiger, als die Einbildungskraft der alten Lüstlinge fassen konnte, welche das Recht zu haben glaubten, sich auf sie zu berufen...

„Meine Bewunderung und Achtung für ihn stieg aufs Höchste durch sein Benehmen gegenüber einem alten Gönner von ihm, der, es nicht ganz angemessen findend, ihn offen um sich zu behalten, ihm den Vorschlag machte, dafür zu sorgen, daß er unter den Tories ein Amt bekomme — ein Vorschlag, welchen Moore als eine Unwürdigkeit zurückwies. Hätte mir damals Jemand gesagt, daß unser neuer, cordialer Anakreon, der einen hochherzigen Geist zu den größten Freuden des Lebens zählte, etwas Ungroßmüthiges thun, oder eine Sache oder eine freie Gesinnung würde opfern können, auf den fetten Altären der Aristokratie — zum süßen Geruch einem Herrn (lord) — ich hätte geantwortet: daß so etwas wohl vorkommen könne in dem gemeinen Verlauf der Prosa dieses Lebens; aber kein Mensch wisse, welche Erhabenheit über conventionelle Rücksichten und Gesetze gerade in dem weichen Gemüth des Dichters liege. Ich erinnere mich unseres Erstaunens in Italien über den flammenden Panegyrikus, welchen Moore auf England und alles Englische bei einem Gastmahl in Paris hielt. Es war sein Abschiedsessen, wenn ich mich recht erinnere, als er von Paris nach London abreiste. Gewiß, entweder der englische Panegyrikus oder die irischen Melodien hatten Unrecht; und es ist schwer zu bestimmen, was Capitän Rock dazu gesagt hätte." Leigh Hunt macht ihm dann weiter Vorwürfe darüber, daß er, der in seinen Gedichten so manche Leichtfertigkeiten sich habe zu Schulden kommen lassen, später einen strengen, sittenrichterlichen Ton angestimmt habe, der ihm gar nicht gut anstehe, und sagt: „die Welt wird fortwährend über seine heitern und scherzhaften Productionen lachen, und sich wenig um seine ernsten Mienen und Worte kümmern, mag er auch der Reue und Buße nach der Weltlust noch so viele Prämien ertheilen."

Leigh Hunt berührt dann auch noch den Umstand, daß Moore die Autobiographie Lord Byrons unterdrückt habe. Dieß gibt uns Anlaß, über das Verhältniß beider Männer Einiges zu bemerken. Die erste Berührung zwischen den beiden Dichtern war, wie oben angedeutet worden, eine feindselige, aber bald, nachdem das Mißverständniß gehoben war, trat an die Stelle der Verstimmung eine gegenseitige Anerkennung und große Vertraulichkeit. Wie hoch Lord Byron Thomas Moore stelle, ersieht man aus den Worten, mit welchen er ihm seinen Corsar widmete. Er ergreife, sagt er, mit Begierde „die Gelegenheit, diese Blätter zu schmücken mit einem Namen, der durch die unerschütterlichsten Grundsätze im öffentlichen Leben und die unzweifelhaftesten und mannichfaltigsten Talente geweiht und geadelt sey." — „Erlauben Sie einem Mann, der seit dem Beginn unserer Bekanntschaft die Jahre, die derselben vorangegangen, als verlorne bedauert, die bescheidene aber aufrichtige Huldigung der Freundschaft der Stimme von mehr als Einer Nation beizufügen." Byron kommt dann auf das damals er-

wartete Gedicht: Lallah Rookh, zu sprechen, dessen Scene, dem Vernehmen nach, in den Orient verlegt werden solle. „Niemand," sagt er, „ist geeigneter, solchen Scenen mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als Sie; die Unbilden, die Ihr eignes Heimathland erfahren, der hochstrebende und feurige Geist seiner Söhne, die Schönheit und das tiefe Gefühl seiner Töchter finden sich da wieder; und wenn Collins seine orientalischen Eklogen — irische betitelte, wußte er selbst nicht, wie wahr seine Parallele wenigstens theilweise war. Ihre Phantasie wird eine glühendere Sonne, einen wolkenloseren Himmel schaffen; aber Kühnheit, Zartheit und Originalität begründen zum Theil Ihre Nationalansprüche auf orientalische Abkunft, welche Sie für Ihre Person schon weit klarer und unwidersprechlicher dargethan haben, als die eifrigsten Alterthumsforscher Ihres Landes." Ein Beweis großen Vertrauens und zugleich ein nicht unbedeutendes Geschenk war es, daß Lord Byron seinem Freund Moore die Herausgabe seiner Autobiographie, seines Tagebuchs und seiner Correspondenz vermachte. Aber gegen diese Herausgabe protestirten die überlebenden Verwandten Lord Byrons; Moore glaubte sich verpflichtet, ihren Bitten nachzugeben, und vernichtete, wie er in einem Brief erklärte, das Manuscript, wobei er die ihm angebotene Entschädigung für das ihm entgehende Honorar von 2000 Pfd. ausschlug. Wie es mit dieser Sache weiter ging, wissen wir nicht genau anzugeben; aber nach einiger Zeit erschien doch das Tagebuch Lord Byrons, das man vernichtet geglaubt hatte, herausgegeben von Th. Moore, ohne Zweifel befreit von manchem, was der Familie oder sonst Anstoß gegeben haben würde, aber dadurch auch des Verdienstes der völligen Authenticität entbehrend, und immer noch so viel des Verletzenden und Anstößigen enthaltend, daß die Bewunderer der beiden Dichter wohl wünschen dürften, die Herausgabe wäre unterblieben. — Was die Vorwürfe betrifft, welche Leigh Hunt Th. Moore darüber macht, daß er sich an die Vornehmen und Großen anschmeichle, ihren Anmaßungen huldige, von ihnen Vortheile und Genuß ziehe und sich selbst vornehm und aristokratisch gebärde — ein Vorwurf, den er zunächst darauf gründet, daß Moore dem Lord Byron dringend abgerathen habe, als dieser mit Leigh Hunt eine Zeitschrift: The Liberal herauszugeben unternahm, und zwar, wie Hunt behauptet, aus dem Grunde, weil ein solches Unternehmen und solche Gesellschaft seiner, des Lords nicht würdig sey: so scheint uns, so weit wir ohne genauere Bekanntschaft mit den einzelnen Personen und Umständen urtheilen können, Moore ein Mann zu seyn, der, weit entfernt von aller Starrheit und Austerität, fein und schmiegsam in seinem Wesen und Benehmen, ekel in seinem Geschmack und wohl auch etwas aristokratisch verwöhnt in seinen Neigungen und seiner Lebensweise, die Bekanntschaft und den Umgang der sich um ihn bewerbenden, der ihn aufsuchenden Vornehmen und Großen nicht meidet und scheut, der nichts Unehrenhaftes und Entwürdigendes darin sieht, an den Vortheilen und Genüssen ihrer Lage und ihres Reichthums Theil zu nehmen, der wohl auch ihrem Stand und Rang bereitwillig alle Ehren und Rücksichten zollt, welche sie in Anspruch nehmen oder erwarten mögen, und der sich durch gewandtes und feines Betragen überall angenehm zu machen weiß, der aber Vornehmheit der Geburt oder des Standes doch nur schätzt und ehrt, wenn er sie verbunden sieht mit der Auszeichnung von Geist und Talenten — und Geist und Talente waren auch dem Prinzen von Wales nicht abzusprechen; Lansdowne ist ohnehin als ein höchst geistreicher, gebildeter und geschmackvoller Mann bekannt — der sich, und wohl mit Recht, in den Kreisen der Reichen und Vornehmen, mit welchen er in Aufwand und Gastlichkeit nicht rivalisiren kann, keineswegs als geduldeten Parasiten, sondern als willkommnen, Geist, Heiterkeit und Anmuth verbreitenden, geistig ebenbürtigen Gast betrachtet und fühlt, der durch äußere Anerkennung und Berücksichtigung der Standesunterschiede seinem Selbstgefühl und seiner innern Unabhängigkeit nichts zu vergeben glaubt, und der bei aller Gefälligkeit, Geschmeidigkeit und Nachgiebigkeit des gebildeten Weltmanns doch auf seine Grundsätze und Gesinnungen nicht verzichtet, und der einen Bruch da nicht scheuen würde, wo man ihm ein solches Opfer zumuthete. So wird es begreiflich, wie Moore von dem Einen wegen seiner unerschütterlichen Unabhängigkeit der Gesinnung gepriesen, und von dem Andern wegen nachgiebiger Unterthänigkeit und Wohldienerei getadelt werden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Babel.

(Fortsetzung.)

Bedenkt man dann ferner, daß Revolutionen, äußere Kriege, Bürgerkriege, Regentenwechsel und so totale Veränderungen, wie sie in Frankreich vorgingen, auf die Moralität des Volkes im Ganzen und auf die der Einzelnen den nachtheiligsten Einfluß fast unausbleiblich üben müssen, indem die Gelegenheiten und Versuchungen zu selbstsüchtigen und eigennützigen Anmaßungen, zum Treubruch, zur Pflichtverletzung, zum Mißbrauch der Gewalt, zur Grausamkeit u. s. w. sich so unendlich vermehren, die Verwirrung vieles übersehen und straflos hingehen macht, und der Parteigeist Fehler, Vergehen und Laster bei der eignen Partei, und sofern sie den politischen Charakter unmittelbar nicht betreffen, mit größter Nachsicht entschuldigt, und an dem politischen Gegner leicht Alles verdammt: so wird man begreifen, daß in Frankreich die verschiednen Parteien und Schulen in manchen Gebieten ganz verschiedene Wörterbücher zu führen scheinen, daß sie bei Beurtheilung von Personen und Handlungen ganz widersprechende Maaßstäbe anlegen, und kaum etwa bei der Würdigung der allerausgezeichnetsten oder der verrufensten Charaktere einigermaßen zusammentreffen. Jedoch vereinigen sich nicht einmal über den Charakter eines Lafayette oder eines Girardin alle Stimmen!

Noch schlimmer wurde und ist die Verwirrung, das Babel, in der Denkweise und in der Sprache durch die Verschiedenheit in den philosophischen und religiösen Ansichten und Ueberzeugungen. Durch die geistreichen und witzigen aber frivolen Philosophen

Digitized by Google

des 18ten Jahrhunderts, unter welchen zwar der ernste Rousseau eine Ausnahme macht, ohne doch auf die positive Religion einen großen Werth zu legen, und durch den schlechten Lebenswandel und den Unglauben des hohen Clerus und der Abbés, war das Christenthum in Frankreich zur Zeit der Revolution sehr in Abnahme und Mißcredit gekommen. Der Convent schaffte die Religion sammt dem christlichen Kalender ab; Robespierre führte zwar den Cultus des höchsten Wesens, und Napoleon das katholische Christenthum in Frankreich wieder ein; aber diese Acte der Gewalthaber hatten nichts Erbauliches. Die Gemüther hatten sich während der Zeiten der Republik nicht nur der Religion (diese mochte schon vorher vielen gemangelt haben!) sondern auch ihrer äußern Zeichen, ihrer Ceremonien und ihres Cultus entwöhnt; sie hatten gelernt, bei der Trauung, die nur noch als bürgerlicher Act galt, die Weihe und den Segen der Kirche zu entbehren, und so mußte nach und nach ihre ganze Lebensanschauung eine durchaus prosaische, nüchterne, rein nur verständige werden, ohne höhere Gefühle, ohne Ahnung des Uebersinnlichen, ohne Poesie, wenn sie auch nicht gerade die positive Irreligiosität und Frivolität aus den übrigens immer stark cursirenden Schriften eines Voltaire und Diderot, Raynal und Louvet schöpften. Napoleons Herstellung des Katholicismus und sein Concordat mit dem Papst waren Maaßregeln, die er aus politischen Gründen ergriff, die wohl wenige gute Christen in Frankreich machten und ihm selbst vielleicht mehr schadeten als nützten, die aber doch der Sache der Religion insofern vortheilhaft waren, als sie der Entchristianisirung des Volks Einhalt thaten, und gewiß weniger Widerstand und Abneigung vorfanden, als wenn erst mit den Bourbonen der Clerus wieder zurückgekehrt wäre. Auch so noch richtete sich die Opposition, welche gegen die Restauration kämpfte, in nicht geringem Maaß gegen die Geistlichkeit und gegen die Religion — unter dem Namen von Obscurantismus und Jesuitismus; und die Liberalen waren zum größten Theil Philosophen, aufgeklärt und indifferent in Sachen der Religion. Nach der Julisrevolution sah sich diejenige Fraction der frühern Opposition, welche ans Ruder berufen ward, genöthigt, mit dem Clerus sich einigermaßen zu versöhnen, und die jetzige Opposition läßt die Religion ziemlich auf sich beruhen. Die republicanische Partei ist zum größten Theil entschieden philosophisch, d. h. ungläubig; die Bourgeoisie macht das Bestehende mit, und die legitimistische Partei weiß sich viel mit ihrer Frömmigkeit. Indessen scheinen doch auch die laxesten und indifferentesten französischen Katholiken hin und wieder Anwandlungen von Zelotismus gegen die Protestanten und Ketzer zu verspüren, und selbst dem National entschlüpfen Aeußerungen in diesem Sinn. Die Philosophie der Encyklopädisten hat ihr Ansehen unter den Philosophen und Gelehrten vom Fach verloren; es ist an ihre Stelle ein höherer und edlerer Eklekticismus getreten, welcher englische und deutsche Elemente zu verbinden sucht; unter der Masse der Gebildeten aber und des Volks gilt noch großentheils der Sensualismus und Materialismus. Diese kurzen Andeutungen werden genügen zur Rechtfertigung der Behauptung, daß in religiöser und philosophischer Hinsicht in Frankreich eine bunte Mischung der verschiedensten und feindseligsten Richtungen, eine Ungleichheit der Lebensanschauung sich finde, wie nicht leicht bei einem andern Volke, vergleichbar etwa mit dem Gemenge von Religionen und Philosophemen zur Zeit der spätern römischen Kaiser. Auffallende Manifestationen dieser Confusion sind unter Anderm der St. Simonismus, und die spätern Schriften des geistvollen La Mennais, die „Worte eines Gläubigen," und das „Buch des Volkes," in welchen man, für sich allein genommen, ein Babel disparater Elemente nachweisen kann. Sind nun in Frankreich nicht nur die politischen und ästhetischen, sondern auch die religiösen und sittlichen Begriffe in so hohem Grad schwankend, ohne ein sicheres Fundament in der Gesinnung und im Bewußtseyn des Volks, so kann es uns nicht befremden, wenn die Literatur, welche nur in ihren ausgezeichnetsten Genien und Heroen dem Bewußtseyn und der Bildung des Volks voraneilt, in ihren Repräsentanten geringeren Rangs dagegen die im Volke waltenden und herrschenden Elemente, Ansichten und Gesinnungen in gebildeterer ästhetischer Form reproducirt und abspiegelt, auch von dieser Verwirrung angesteckt wird, wenn die Autoren, welche bei ihrem Publicum keine gleichförmigen, festen Grundsätze und Lebensansichten voraussetzen, auf keine den Kern des Volks durchdringende und bindende Ueberzeugung rechnen dürfen, sich großentheils auch selbst an die Grundsatzlosigkeit, an die Indifferenz wenden, willkürlich bald das eine, bald das andre Princip ihren Artikeln oder Büchern zu Grunde legen, heute mit der Frivolität liebäugeln, morgen die Tugend preisen; heute den starken Geist spielen und morgen im andächtigsten Tone sprechen. Gar nicht selten geschieht es den populärsten Schriftstellern des Tages, daß sie mit den Worten und Ausdrücken mißbilligen, was sie in der That durch den ganzen Ton ihrer Romane oder Dramen, und durch die Austheilung des Interesse's erheben und verherrlichen, wodurch die Seele des nicht völlig urtheilsfähigen Lesers oder Zuschauers verwirrt, der einsichtsvollere aber ästhetisch verletzt und abgestoßen wird. Diese schillernde und schwankende Charakterlosigkeit erstreckt sich auch über das Gebiet der Unterhaltungsliteratur hinaus und auf das der Geschichte. Der Grundsatz der Objectivität und der Unparteilichkeit in der Geschichtschreibung mußte den französischen Historikern bei ihren eifrigen und sich lohnenden Studien sich nothwendig auch aufdrängen, und sie ermangelten nicht, ihn in verschiedner Richtung anzuwenden und auszubilden. So entstand die descriptive malerische Schule, welche das Urtheil des Historikers verstummen ließ, und ihn zum bloßen Erzähler machte, und die sogenannte fatalistische Schule, welche das Princip der Unparteilichkeit und Objectivität so auslegte und befolgte, daß sie die subjective Freiheit und Zurechnungsfähigkeit der in der Geschichte auftretenden Personen durch die behauptete nothwendige Entwicklung beinahe ausschloß. Diese philosophisch-fatalistische Methode macht zwar Anspruch, über alle Einseitigkeiten sich zu erheben durch ihre strenge Objectivität, in der That aber bildet sie, vom menschlichen Standpunkt aus geübt, nur eine neue Einseitigkeit neben den übrigen.

Wir haben hier allerdings viel Schatten zusammengehäuft,

und man darf darüber ja nicht die Lichtpartien vergessen, welche der französische Geist, das französische Leben noch immer darbieten. Wenn über moralische, religiöse, politische und ästhetische Principien bei den Franzosen große Verschiedenheit der Ansichten und tiefgreifende Spaltung herrscht, so ist dagegen in der Sphäre des gemeinen Verstandes eine ungemeine Uebereinstimmung der Franzosen unverkennbar. Sie besitzen eine Art von Gemeingefühl (sensorium commune) welches eine Menge Differenzen in den Ansichten und Gesinnungen ausgleicht. Der Klarheit, Leichtigkeit und Durchsichtigkeit der französischen Sprache korrespondirt die diesem Volke im Ganzen eigene rasche und sichere Logik (sobald einmal die Sphäre der tieferen Ideen und der höchsten Grundsätze verlassen ist), die Gabe des geistreichen Räsonnements, die glückliche Formulirung seiner Gedanken. Ein Zweig, ein Ausfluß davon ist der ausgezeichnete Tact für das Schickliche und Passende, und der rasche Blick für die Entdeckung des Lächerlichen, was von dem, seinem Nationalcharakter nach, eiteln Franzosen mehr gefürchtet wird als der Tod. Diese Eigenschaften haben zwar in sich keinen sehr hohen sittlichen Werth, sie wirken aber doch im Ganzen sehr wohlthätig, und mögen in manchem Fall nicht zu verachtende Surrogate für edlere Motive seyn. Wenn gleich die Begriffe von persönlicher Ehre und von der Ehre Frankreichs — Gefühle, die man nicht leicht bei einem nur mäßig gebildeten oder aufgeweckten Franzosen vermissen wird! — oft sehr ungeläutert und verworren seyn mögen, so daß der auf seine Ehre höchst Eifersüchtige vor argen Vergehen ja Verbrechen nicht zurückbebt, und die Ehre Frankreichs, oder was man so nennt, leicht einen großen und intelligenten Theil der Nation aller Gesetze des Rechts und der Treue vergessen macht, so hat man doch an diesen Begriffen und Gefühlen mächtige Hebel, um auf den Willen und die Kraft des Volks einzuwirken, und ein Mittel, den Enthusiasmus, die Begeisterung zu erwecken, welche ihrer Natur nach dem Idealen näher steht als seinem Gegentheil. Die Ausschweifungen der modernen französischen Literatur werden, wenn die Aufregung der Gemüther sich ganz gelegt haben wird, an welcher sie ihren Halt fanden, gewiß am wirksamsten durch die Waffe des Spottes bekämpft werden, und die höllischen Ausgeburten einer überreizten Phantasie werden vor dem Licht des Lächerlichen fliehen.

Ob, wann und wie eine Versöhnung und Ausgleichung der so disparaten Elemente des französischen Geisteslebens eintreten, die Verwirrung der Sprache und der Begriffe sich heben, die Literatur wieder einen einigermaßen constanten Charakter und eine feste, würdige Haltung annehmen werde? darüber erlauben wir uns hier nicht einmal Vermuthungen aufzustellen, und verweisen nur, als auf Hoffnung gebende Momente, theils auf den noch immer, wie oben angeführt wurde, lebendigen Gemeingeist, auf den bei einem großen Theil der französischen Jugend sich kund gebenden ernsten Eifer und Fleiß, mit welchem sie sich positive Kenntnisse, namentlich auch vom Ausland her, zu erwerben suchen, und auf den immer weiter sich verbreitenden und sich mehr und mehr läuternden historischen Sinn, welcher durch eine bedeutende Anzahl von Geschichtsforschern und Geschichtschreibern, deren Form und Styl sie auch dem größern Publicum zugänglich und anziehend macht, beständige Nahrung erhält. Näher dagegen liegt uns die Frage, ob die mit Frankreich auf gleicher Höhe der Cultur stehenden Nationen, Deutsche und Engländer, in ihrer Literatur, und in dem derselben zu Grund liegenden geistigen Leben, eine größere Harmonie und Einheit sich bewahrt haben, ob der Name und Begriff eines Babels in geringerem Grade, oder gar nicht auf sie Anwendung finde?

Daß die Babel'sche Verwirrung in Literatur und geistigem Leben bei diesen beiden Nationen in geringerem Grad vorhanden sey, wird man uns ziemlich allgemein zugeben; aber daß sie ganz davon verschont geblieben seyen, wird man eben so wenig in Abrede zu ziehen vermögen. Jenes ist auch ganz leicht zu erklären; beide Völker haben, obgleich sie von den Stürmen, deren Wiege Frankreich war, gewaltig durchrüttelt und in Mitleidenschaft all der großen Schicksale und Entwicklungen und Katastrophen gezogen wurden, welche seit fünfzig Jahren die Welt heimsuchen und verändern, sie haben trotzdem nicht die wunderbaren und zum Theil entsetzlichen Umwälzungen und Metamorphosen im gesammten politischen, socialen und religiösen Leben durchgemacht, wie die Franzosen; sie erhielten und empfanden meist nur den geschwächten Rester oder die oft freilich noch hinlänglich fühlbaren und bittern Folgen davon. Die französische Republik mit ihren politischen und philosophischen Grundsätzen fand allerdings in England und in Deutschland Anhänger, ja enthusiastische Freunde; die philosophischen Ansichten, welche zur Revolution beitrugen, waren, wie dieß Schlosser nachgewiesen, von englischen Philosophen großentheils entlehnt, und die politischen Ideen der Nordamerikaner, durch Lafayette und Andere nach Frankreich gebracht, waren ursprünglich englischer Abkunft; aber in beiden Ländern waren es vorzugsweise Theoretiker und Enthusiasten, welche ihr unbedingt zufielen; theils war der vorherige Zustand, namentlich in dem constitutionellen England, nicht von der Art gewesen, daß man nach einem solchen Extrem Verlangen trug, theils waren auch die Dämme, welche die äußere Macht und die geistigen Potenzen der Pietät, der Sitte und Gewohnheit entgegenstellten, zu stark, als daß sie so leicht hätten niedergerissen werden können. Die republicanisch-jakobinischen Stimmen verhallten bald, zumal unter der drückenden Last der erschöpfenden Kriege oder des Napoleonischen Joches; und nachdem dieß abgeworfen worden war, schien Deutschland durch so lange und viele Leiden wenigstens die Einheit der Gesinnung und die Ueberzeugung erkauft und gewonnen zu haben, daß es in Einigkeit des Geistes und der Macht, in vernünftiger, politischer und religiöser Freiheit seine Wohlfahrt und seine Würde als Nation zu suchen habe. In England war eine Frucht des Erstarkens und Umsichgreifens freisinnigerer Principien die Emancipation der Katholiken, wodurch die Zahl der politisch vollberechtigten Staatsbürger etwa um ein Drittheil vermehrt, und die Einheit des Nationalbewußtseyns verstärkt wurde. Aber daß weder hier noch dort Einheit des öffentlichen Geistes und der politischen Ansichten erzielt worden war, zeigte sich am deutlichsten nach der Julius-

revolution, seit welcher in England die Reformbill unter gewaltigem Kampf durchgesetzt wurde, die aber nun keineswegs befriedigt. Hinter den reformirenden Whigs stehen die Gleichheit mit den Engländern verlangenden Iriänder, die geheime Abstimmung und Reform des Oberhauses verlangenden Radicalen, und die physical-force-men, die republicanisch gesinnten Chartisten. Mit den politischen Differenzen sind die religiöskirchlichen theils identisch, theils eng verflochten, und gerade im jetzigen Augenblick ist der Kampf zwischen dem hochkirchlichen und dem römischen „Katholicismus" wieder heftig entbrannt; und neben diesen Parteien besteht die schottische Kirche und eine große Menge zum Theil sehr zahlreicher Dissentersecten. Hier scheinen freilich Elemente genug zu einem Babel vorhanden zu seyn, und die Journale und Zeitschriften der verschiedenen Parteien schreien auch wirklich oft bunt genug durcheinander; es fehlt nicht an protestantischen Zeloten, welche die Papisten „Götzendiener" nennen, und O'Connell selbst wirft dagegen dem Protestantismus Unglauben vor; es fehlt nicht an Anarchisten, welche über die Trümmer der bestehenden Einrichtungen und die Schranken aller Gesetze hinweg dem Ideal einer neuen Staatsverfassung entgegenschreiten möchten und sogar blutige Versuche wagen; aber im Ganzen kommen doch diese Extreme und Ausschweifungen kaum in Betracht; die sich aufs heftigste und gehässigste angreifenden Parteien sind, politisch und religiös, in den höchsten Principien nicht auffallend verschiedener Ansicht; die Aufrechthaltung der monarchischen Constitution im Ganzen, die Achtung der persönlichen Freiheit, der Freiheit der Presse u. s. w., steht allen, durch einsichtsvolle und gewichtige Männer vertretnen Hauptparteien fest, und in religiöser Beziehung ist wohl der Glaube an die positiven Dogmen der christlichen Religion, die religiöse Ehrfurcht und Scheue vor den heiligen Ueberlieferungen in Schrift und Cultus, weit allgemeiner und stärker als selbst in Deutschland. Daß dessenungeachtet die Erbitterung über politische und religiöse Fragen oft zu einer unglaublichen Höhe steigt, wird denjenigen nicht befremden, der erwägt, daß es häufig der Haß gegen die Personen, Neid, Habsucht und andre Motive leidenschaftlicher und egoistischer Art sind, welche die giftigsten Diatriben dictiren, und der da weiß, daß geringe Differenzen zu eben so heftigem Streit und Haß führen, wie die Uneinigkeit in den tiefsten Principien, — wie die zwei Nachtwächter sich tödtlich haßten, weil der eine: „Unser Vater!" der Andre „Vater unser!" sang. Hat nicht Wellington die Katholiken emancipiren, und Peel während seines kurzen Ministeriums die Sprache eines Reformers führen müssen? — Dazu kommt dann noch, und hängt mit dem strengern religiösen Geist in England zusammen, daß, trotz der großen Corruption unter einem Theile der hohen Aristokratie, und trotz der Rohheit, welche bei einem Theil des niedern Volks, namentlich bei dem Pöbel, der sich in den Winkeln Londons und anderer großen Städte verbirgt, herrschen mag, im Ganzen doch auch die sittlichen Begriffe strenger und geläuterter sind, wie viel auch in der Praxis dagegen gesündigt werden mag, daß bei der Dauerbarkeit der englischen Institutionen und der Festhaltung des Herkömmlichen, der Uebertritt von einer Partei zur andern aus unreinen Motiven, die eigentliche Corruption und Apostasie seltner vorkommt, und Charakterfestigkeit dem Engländer gleichsam angeboren und anerzogen wird.

(Schluß folgt.)

Gedichte nach Sam. Coleridge.

Liebe. *)

Gedanken, Leidenschaften, Freuden,
Was immer auch bewegt das Blut,
Sind sämmtlich nur der Liebe Diener
Und nähren ihre heil'ge Gluth.

Oftmals in meinen wachen Träumen
Durchleb' ich noch die sel'ge Zeit,
Wo einst ich lag auf jenem Beege,
Von der veefall'nen Bneg nicht weit.

Der Mondschein, der den Ort erhellte,
Verschmolz sich mit dem Abendlicht:
Und sie war dort, mein holdes Mädchen;
Im Mondschein glänzt' ihr Angesicht.

Sie lehnt' an dem gehaenischten Ritter,
Des Helden altem Steingebild;
Sie stand und lauschte meinem Liede
Im Dämmerlichte sanft und mild.

Sie hat nur wenig eigne Soegen;
Sie ist mein theures, liebes Heez;
Sie liebt mich doch, wenn auch ich singe
Die Lieder, die ihr machen Schmerz.

Ich spielte sanfte Trauertöne,
Ich sang ein altes rührend Lied,
Das gut zu diesen Trümmern stimmte,
Aus denen längst das Leben schied.

Sie lauscht' mit züchtigem Erröthen
Und mit gesenktem Auge mir;
Sie wußt' es wohl, ich konnt's nicht andees,
Ich mußt' ins Antlitz schauen ihr.

---

*) Die englischen Kritiker urtheilen über Coleridge in Bezug auf das obige Gedicht folgendermaßen: — „Die Träumereien der Liebe sind in Coleridge's Gedichten mit reizender Melancholie und Einfachheit beschrieben. Wenige Schriftsteller haben die Zartheit dieser Leidenschaft besser verstanden. Coleridge hat ihre poetischste Idealität dargestellt und selbst den Regungen der Sinne die Sprache der Phantasie gegeben. Das kleine Gedicht „Liebe" hat an solchen reizenden Zügen Ueberfluß. Es ist ein süßes Gemälde der Metaphysik der ersten Liebe und beißt einen großen Theil jener Grazie, welche in Dante's „Quel giorno più non vi leggemmo avante" so hoch bewundert wird."

Ich sang ihr von dem Ritter, welcher
Im Schild trug einen Feuerbrand,
Und der zehn lange, lange Jahre
Warb um die Heerin von dem Land.

Ich sang ihr, was er litt; der tiefe,
Und leise Ton, worin mit Muth
Ich sang von eines andern Liebe,
Erklärt' ihr meine eigne Gluth.

Sie lauscht' mit züchtigem Erröthen
Und mit gesenktem Auge mir;
Und sie vergab mir, daß ich blickte
Zu zärtlich in das Antlitz ihr.

Doch als ich ihr sang, daß Verachtung
Den Ritter trieb aus seinem Land,
Daß wild durch Berg und Wald er streifte
Und Tag und Nacht nicht Ruhe fand;

Daß manchmal aus den wilden Schluchten,
Aus dunklem Schatten manchesmal,
Und manchmal plötzlich vor ihn tretend,
Im grünen und besonnten Thal,

Ihm in das Antlitz freundlich schaute
Ein Engel schön und glanzumhellt,
Und daß er glaubt', es sey der Böse —
(So ängstlich war der treue'ge Held!)

Und daß, nicht wissend, was er machte,
Er stürzt' auf eine Räuberschaar,
Und rasch des Landes Herrin schützte
Vor nahem, tödtlicher Gefahr;

Und wie sie weinte, vor ihm kniete,
Wie sie vergeblich ihn gepflegt,
Um die Verachtung jetzt zu sühnen,
Die seinen Wahnsinn einst erregt;

Wie sie in einer Höhl' ihn pflegte,
Und wie sein Wahn schwand nach und nach,
Als auf dem gelbrn Laub des Waldes
Tief seufzend er im Sterben lag.

Sein letztes Wort — doch als ich spielte
Des süßen Liedes weichsten Klang,
Ward zitternd meine Stimm' und Harfe,
Und ihr ward ans Mitleid so bang.

Was Seel' und Sinne nur beweget,
Durchbebte tief mein Mädchen auch,
Die Töne, wie das Trauermährchen,
Des Abends balsamreicher Hauch;

Hoffnung und Furcht, die Hoffnung zündet,
Was unerkennbar uns bewegt,
Und zarte Wünsche, stets bezwungen,
Bezwungen und doch stets gehegt.

Sie weint' aus Mitleid und aus Wonne,
Erröthete vor Lieb' und Scham;
Sie hauchte lispelnd meinen Namen,
Den wie im Traum mein Ohr vernahm.

Ihr Busen wallt, — sie ging zur Seite,
Da fest mein Blick auf ihr verweilt,
Dann ist sie plötzlich, scheuen Blickes,
Und weinend zu mir hergeeilt.

Sie schließt mich sanft in ihre Arme,
Sie drückt mich leise an sich dicht;
Sie beugt zurück ihr Haupt, aufblickend,
Und schaut mir in das Angesicht.

Theils war es Furcht, theils war es Liebe,
Theils war es auch verschämte List,
Damit ich liebes fühlt', als sähe,
Wie tief ihr Herz erschüttert ist.

Dann sprach ich tröstend; — sie ward ruhig,
Hat ihre Liebe mir vertraut,
Und so gewann ich meine holde
Und heißgeliebte schöne Braut.

Heimweh.

Geschrieben während einer Reise in Deutschland.

Süß ist es, wer die ganze Woche
Die Stadt durchläuft mit Müh' und Plag', —
Durch Wald und Flur allein zu streifen,
Zu feiern so den heil'gen Tag.

Süß ist's, in einer Sommerlaube,
Wenn froh beim festlichen Gelag
Die theuren Kinder um uns scherzen,
Zu feiern einen Hochzeittag.

Doch was ist's gegen dessen Wonne,
Der, wenn die Welt durchreist er ist,
Das Bündel wirft von seinem Rücken
Und froh die Heimath wieder grüßt!

Das Heimweh ist ein banges Leiden;
Dieß fühl' ich stündlich mehr und mehr;
Nur Heilung bringt das Lüftchen, welches
Von Englands Ufern wehet her.

A. Fürstenhaupt.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 7.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

15 Januar 1840.

Thomas Moore.

(Fortsetzung.)

Nach diesen Notizen über die äußern Lebensumstände und die Persönlichkeit Th. Moore's, die bei einem so ausgezeichneten Mann nicht ohne Interesse seyn werden, gehen wir zur Charakterisirung und Analyse seiner Poesie über.

Als erste charakteristische Eigenschaft von Moore's Poesie nennen wir zuerst, so sonderbar es lauten mag, das negative Kriterion: daß sie durchaus nicht philosophisch ist. In der That ist dieß heutzutage ein wichtiges unterscheidendes Merkmal, heutzutage, wo die meisten Dichter, mehr oder weniger ausgesprochen und bewußt, in ihren Dichtungen irgend welche philosophische Ideen und Gedanken, in Poesie verkörpert und veranschaulicht, der Welt darzubieten bestredt sind. So dürfen wir unsre zwei größten deutschen Dichter, Goethe und Schiller, ohne Zweifel als philosophische Dichter bezeichnen; sie greifen nicht bloß als Dichter und Künstler, sondern als Denker durch die eigenthümliche Richtung und die Bestredungen ihres Geistes mächtig ein in die gesammte Bildung, die Denkungsart und Weltanschauung der Nation. In Frankreich — Lamartine und Victor Hugo setzen ihre Ehre wohl mehr darein, an dem Fortschritt der Zeit und der Bildung, mithin als Philosophen, zu arbeiten, als der unbefangenen Inspiration sich hinzugeben; sie wollen mit ihrer Poesie auf bestimmte, sociale Wirkungen und Resultate hinarbeiten, und verderben dieselbe ohne Zweifel häufig durch allzu viel Absichtlichkeit und bewußte Tendenz. In England selbst kann, ja muß man Byron, Wordsworth, Coleridge, Shelley sämmtlich, wiewohl in sehr verschiedenem Sinn und verschiedener Richtung, als philosophische Dichter bezeichnen. Wenn man dieß von den Uebrigen zugeben, aber von Byron in Abrede ziehen wollte, so erläutern wir unsre Meinung dahin, daß wir freilich nicht gerade ein philosophisches System als die Basis und den Hintergrund von Byrons Poesie annehmen, sondern daß wir das Wort Philosophie in einem weitern Sinn nehmen, als bezeichnend eine bestimmtere, ausgebildetere und durchgeführte Ansicht von der Welt und vom Leben. Und offenbar that sich Byron etwas darauf zu gut, besonders in seinen beiden größern epischen Gedichten, im Childe Harold und im Don Juan, eine eigenthümliche, sich gegen die Welt und gegen die Zeit feindselig gebärdende, und doch gerade vermöge einer innern Verwandtschaft mit den geistigen Elementen und Richtungen der Gegenwart so sehr anziehende und enthusiasmirende, oder doch so mächtig interessirende Weltanschauung oder Philosophie kund zu geben oder zur Schau zu stellen — im einen Gedicht die der melancholischen, bald am Glück verzweifelnden, bald resignirenden Weltverachtung, im andern die Philosophie, wenn man den Namen so gebrauchen darf, des alle Sittlichkeit läugnenden, alles Höhere im Menschen verhöhnenden Unglaubens und zügelloser Sinnlichkeit und Genußsucht, die sich durch Ironie gegen das Ideale zu rechtfertigen sucht. Und gewiß waren es diese philosophischen oder pseudophilosophischen Elemente in Byrons Poesie, welche, neben seinem ungeheuren poetischen Vermögen, einen so großen Einfluß auf die Literatur seines Vaterlandes ausübten und so viele Nachahmer erweckten, die sich jedoch nunmehr so ziemlich verloren zu haben scheinen.

Th. Moore dagegen ist kein philosophischer Dichter; die Poesie, die Gränznachbarin der Philosophie, des Gedankens einerseits und andrerseits der Kunst, hat sich bei ihm vorzugsweise auf die Seite der letzteren gewendet und sich mit ihr vermählt; seine irischen Melodieen, von Vielen für sein trefflichstes Werk erklärt, sind durch die eines würdigen Gehalts und Textes entbehrenden Formen der Nationalmelodien Irlands hervorgerufen worden und haben sich mit der Musik vermählt, und sein berühmtestes Werk nächst diesem, Lallah Rookh, gemahnt uns, während es ebenfalls durch den bezaubernden Wohllaut der Verse und die Fülle der Sprache einen musikalischen Eindruck macht, zugleich vermöge der prächtigen Farben, in welchen es schimmert und zittert, wie ein entzückendes Gemälde, welches, der Seele und des Geistes zwar keineswegs ermangelnd, doch vorzugsweise durch die Fülle, den Glanz, die Wärme und die Harmonie sei-

ner Tinten dem Auge schmeichelt und zu immer neuem Genuß es einladet.

Wir sind weit entfernt, die Abwesenheit des philosophischen Elements in der Poesie für einen Mangel erklären zu wollen; im Gegentheil, gerade der am höchsten stehende poetische Genius wird am wenigsten bewußt und absichtlich eine bestimmt und klar erkannte, oder gar eine selbsterdachte philosophische Weltanschauung oder Theorie seinen Productionen zu Grund legen; er wird das religiöse Bewußtseyn und die philosophische Weltanschauung seiner Zeit und seines Volkes unbefangen annehmen, und nur etwa in größerer Reinheit, Klarheit und Schärfe wiederspiegeln, wie dieß Homer, Dante, Shakspeare thun, welche alle im Wesentlichen nicht über die Vorstellungsweise ihrer Zeit hinausgingen, sondern nur das Vorhandene und Gegebene mit genialer Kraft poetisch individualisirten und potenzirten. Auch Goethe ist wohl nicht in seinen philosophischen Dichtungen, wie im zweiten Theil Faust, am größten, sondern in den mehr absichtslos, das heißt ohne ein so bestimmtes Bewußtseyn von dem Zweck, von der Tendenz, geschaffenen Productionen, zu welchen wir selbst den ersten Theil Faust rechnen möchten, in welchem man zwar wie in fast jedem größern poetischen Organismus, eine Philosophie finden kann, aber schwerlich eine von dem Dichter mit absichtlichem und klarem Bewußtseyn hineingelegte, sondern eine aus seinen lebensvollen Gestalten und Inspirationen erst zu abstrahirende. Wohl aber kann bei einem Dichter, auf welchen das Prädicat eines „philosophischen" in keiner Weise Anwendung findet, bei dem Stand der heutigen Bildung leicht die Vermuthung entstehen, ob es ihm nicht vielleicht an Tiefe des Geistes oder Gemüths fehle, wenn er gegen die großen Probleme, welche heutzutage die Welt der Forschenden und Denkenden beschäftigen, sich so ganz unbefangen verhält? Natürlich wird man diese Frage nicht machen bei Dichtern, die ohne eine gründlichere wissenschaftliche Bildung, nur aus angeborner Inspiration singen, wie Robert Burns, aber doch haben die Gedichte dieses berühmten Naturdichters häufig bei der größten und schärfsten Individualität einen, so zu sagen symbolischen Charakter, der den philosophischen Geist verräth. Es wird sich uns im Folgenden ergeben, ob bei Th. Moore die Vermuthung eines Mangels an Geistes- und Gemüthstiefe sich bestätigt.

Wir werden Moore vorzugsweise als lyrischen Dichter und zwar im strengsten, eigentlichsten Sinne des Worts, als Liederdichter, als Sänger, als chansonnier (wie Beranger sich nannte, als man ihn bei seinem Proceß um seinen Stand und Beruf fragte), zu betrachten haben. Sicherlich ist Moore auch insofern eine höchst merkwürdige und ausgezeichnete Erscheinung, als er in unsrer Zeit, wo der Name der Rhapsoden, der Barden, der Troubadours und Minstrels nur noch als ein der Vorzeit angehöriger, als eine Tradition, zu existiren schien, den vollen Begriff, der sich in zwei Hälften, in den Dichter und in den Musiker, zerspalten und aufgelöst hatte, bis auf einen gewissen Grad wieder realisirte und lebendig machte. Ob er wirklich die irische Harfe („dear harp of my country!") zu spielen versteht, ist uns zwar nicht bekannt, aber wenigstens ist er ein ausgezeichneter Musiker, Componist, und der Ton seiner Stimme im Gesang soll seyn wie der Hauch der Flöte. Als lyrischer Dichter, kann man sagen, ist Moore zum voraus davon dispensirt, philosophischer Dichter zu seyn; er hat als solcher ja nur Gefühle und Empfindungen auszusprechen. Dagegen wäre jedoch geltend zu machen, daß die Lyrik, in der modernen Zeit besonders, sich ein sehr bedeutendes Feld erobert hat, daß der Hymnus, die Ode, die Elegie und noch manche Arten, die man mit verschiednen Namen bezeichnen kann, darunter begriffen werden, und daß z. B. Schiller die Lyrik, wiewohl zum Aegerniß Vieler, mit philosophischem Geist durchhaucht, daß manche von Goethe's edelsten lyrischen Gedichten ein philosophisch-symbolisches Gepräge tragen, daß unter den Engländern Wordsworth, und ganz besonders Shelley, in lyrischen Stücken philosophische Ideen aussprechen, und der letztere namentlich selbst die zartesten, nur wie hingehauchten Lieder zu Spiegeln seines Systems, seiner Weltanschauung macht. Gerade im eigentlichen, sangbaren und zum Singen bestimmten Lied jedoch ist, nach unserm Dafürhalten, das philosophische Element nicht nur entbehrlich, sondern es wäre sogar eher störend und tadelnswerth, und dasjenige Lied dürfte als das der Gattung gemäßeste, als das trefflichste bezeichnet werden, das eine einfache Empfindung aufs anschaulichste und unmittelbarste ausspricht, so wie sie im Gemüth aufsteigt, und so daß sie ins Herz dringt, ohne erst durch die Reflexion hindurchzugehen, ohne sich im Prisma des Verstandes oder des philosophischen Geistes zu brechen und auszubreiten. Der Umfang der Gattung des Liedes, welcher auf den ersten Blick ziemlich beschränkt erscheinen möchte, wird dadurch erweitert, daß nicht bloß ganz subjective, auf den Zustand des eignen Ich bezügliche Gefühle, die Gegenstände oder Seelen von Liedern werden können, sondern auch einfache, äußere Facta, welche sich leicht und ungezwungen in die Empfindung, in das Gemüth aufnehmen lassen, und dann als der Ausdruck eines theils subjectiven und individuellen, aber zugleich auch ganz allgemeinen, wenigstens für einen gewissen Kreis, für einen Stand oder eine Nation ansprechenden Gefühls wiedergeboren werden. Lieder dieser Art hat Moore nicht wenige gedichtet, wie er denn überhaupt unsers Erachtens die Sphäre des Lieds mit einer beinahe erschöpfenden Virtuosität und Vielseitigkeit behandelt, und nur etwa die Stufen der tiefsten, gewaltigsten, brennendsten Leidenschaft, des innigsten und heiligsten Gemüths, der verklärtesten, geistigen Anschauung andern Dichtern, einem Goethe und Byron, zum Theil auch wohl einem Uhland, Novalis und Shelley überlassen hat. Abgesehen indessen von den höchsten Punkten, zu welchen Moore sich seltener emporschwingt, offenbart er im Lied, in dessen verschiedensten Gestaltungen, einen Reichthum von Anschauungen, eine Fülle von Empfindungen, eine Modulation der Sprache des Herzens, eine Unerschöpflichkeit von Tönen und Formen, eine Anmuth und Zartheit, eine Sicherheit und vollendete Harmonie, welche Jedem die höchste Bewunderung abnöthigen müssen, und einen Genuß gewähren, den man so rein, so mannichfaltig und doch im Grundton so gleichmäßig, sonst nicht leicht findet. Wir haben hier vorzugsweise seine irischen Melodien und seine religiösen Lieder im Auge, welche wir als die reifste Frucht und Krone seiner Poesie ansehen, so viel

Treffliches im Einzelnen ſich auch in ſeinen übrigen lyriſchen Producten findet.

(Fortſetzung folgt.)

Babel.

(Schluß.)

Die Folge von all dieſem iſt, daß in der engliſchen Literatur im Ganzen keine ſolche Verwirrung der Sprache, der Stimmen und der Anſichten herrſcht, wie in der franzöſiſchen. Natürlich bezeichnen wir mit dem Ausdruck Babel nicht die unendlich verſchiedenen Abſtufungen des Talents, vom Genie bis zur Armſeligkeit und Bornirtheit herab, nicht die Ungleichheiten in der Qualität; dieſe Differenzen, ſo wie den Hader und Widerſpruch der gereizteſten Leidenſchaftlichkeit, die gegenſeitigen Anklagen der ärgſten Thorheit, der bewußten Verdiendung und Verſtocktheit finden ſich reichlich in der engliſchen Preſſe, und auch die nicht eigentlich politiſche und religiöſe Literatur trägt eine ſtärker oder leichter aufgetragene Parteifarbe an ſich, und ſehen ſich die Dichter und Autoren genöthigt, zur einen oder andern Hauptpartei ſich zu ſchlagen; die Parteilichkeit und Gehäſſigkeit in den Urtheilen über Schriftſteller der eigenen oder der fremden Partei geht oft ins Unglaubliche, und das ſchwächſte Product wird, wenn es der eigenen Partei angehört, mit Lob überhäuft, während das trefflichſte Werk aus dem feindlichen Lager heruntergezogen wird. Dabei aber iſt wohl zu beachten, daß ſolchen Urtheilen nicht entgegengeſetzte ſittliche, religiöſe und äſthetiſche Principien zu Grund zu liegen pflegen, ſondern, bei mancher Verſchiedenheit in den Anſichten, greift der Eine einſeitig das Gute heraus, während der Andre ebenſo einſeitig die ſchwachen Seiten hervorhebt und übertreibt. Nach einiger Zeit, etwa nach dem Tode der Autoren, bisweilen auch noch zu ihren Lebzeiten, ſetzt ſich dann aber das Urtheil der verſchiedenen Parteien ziemlich ins Gleichgewicht — wenn die fremdartigen Zuthaten des Factionsgeiſtes abgezogen ſind — und nicht nur über einen Shakſpeare und Milton, Goldſmith und Stern, ſind die Engländer im Ganzen in ihrem Urtheil einig, ſondern auch über hart angefochtene Namen, wie Byron und Shelley, bildet ſich nachgerade eine, wenn auch nicht allgemeine, doch wachſende und ſiegende Meinung; Walter Scott ward zwar nicht von allen Parteien gleich verehrt, aber doch von allen anerkannt und gerühmt, und noch neueſtens hat Dickens, der Verfaſſer der Pickwickier, in deſſen Schriften ſich keine entſchiedene Vorliebe für eine politiſche oder religiöſe Partei kund gab, der als der humoriſtiſche Prediger einer liebenswürdigen Humanität und ehrbaren Rechtlichkeit auftrat, alle Stimmen in ſeinem Lobe vereinigt. Kurz die Philoſophie der Engländer, dieß Wort in einer umfaſſenderen und beſonders in praktiſcherer Bedeutung, als es in Deutſchland hat, genommen, als die geſammte Denkweiſe und Lebensanſchauung, die Philoſophie der Engländer hat viel mehr Uebereinſtimmung und Einheit, als die der Franzoſen; ein ſolider, tüchtiger Sinn hält gern am alten Herkommen, alter Sitte und altem Glauben feſt, und wie der ſo freie Engländer das Gepränge und die Ceremonien des Königthums ſogar mit Liebe, Eifer und Stolz feſthält, ſo empfindet er auch nicht ſo ſtark den Trieb, an andern Traditionen zu rütteln und ſie zu bekritteln, ſondern er hat eine Scheu davor, zumal wenn dieſelben nicht praktiſch ſchädlich ſind. Zwar hat es auch in England in neuern Zeiten nicht an Schriftſtellern und Dichtern gefehlt, welche in dieſen Beziehungen eine revolutionäre Sprache führten; aber man weiß, was das Schickſal Byrons und Shelley's geweſen iſt; ſo unermeßliche Bewunderung Byron erntete und ſo viele Nachahmer er fand, bleibt ihm doch bis jetzt ein Monument in der Weſtminſter-Abtei verſagt, und ſeine wärmſten Lobredner beeifern ſich, ſeine Irrthümer einzugeſtehen. Shelley findet erſt ſeit kurzem eine unparteiiſchere Würdigung, und die etwas ſchlüpfrigen erotiſch anakreontiſchen Lieder Th. Moore's mußten, ſo ſehr man ſie bewunderte, doch dem Dichter verziehen werden. Dieſe Strenge und Solidität in der Geſinnung geht bisweilen bis zur Pedanterei und Beſchränktheit und erzeugt eine Kleinlichkeit und Unzulänglichkeit des Urtheils; und wenn man ſieht, daß die laxe Praxis mit der ſtrengen Theorie nicht zuſammenſtimmt, iſt es entſchuldbar, wenn man von Heuchelei und Scheinheiligkeit ſpricht. Mögen indeſſen auch in England viele Elemente bereit liegen zu einem künftigen Babel — im jetzigen Augenblick wenigſtens iſt es noch nicht zur Erſcheinung gekommen, — denn auch das wollen wir nicht mit jenem Namen bezeichnen, wenn engliſche Schriftſteller häufig, wo ſie auf deutſche Philoſophie und Theologie zu ſprechen kommen, die wunderlichſte Begriffsverwirrung und Unklarheit verrathen.

Endlich wollen wir noch einen raſchen Blick auf Deutſchland werfen, und es darauf anſehen, ob ſeine Literatur und ſein geiſtiges Leben Anlaß geben, den Babelnamen auf es anzuwenden. Deutſchland hat nicht die politiſchen Revolutionen durchgemacht, wie Frankreich, und hat bei den Stürmen, die über es ergingen, ſich mehr leidend und reagirend als freithätig verhalten; aber es hat auch bei ſeinen eigenthümlichen Verhältniſſen eine ungehemmtere Geiſtesfreiheit entwickelt, als England. Da in Deutſchland die Preſſe, zumal die politiſche, nicht frei iſt, läßt ſich nicht angeben, ob in politiſcher Beziehung der Zuſtand der Geiſter ein badeliſcher iſt oder nicht. Aber glauben konnte man dieß beinahe, als nach einer Reihe von Friedensjahren die politiſche Begeiſterung oder Phantaſie vieler Deutſchen in der ihr nicht verwehrten Oppoſition ſich gefiel, den langjährigen Feind und Unterdrücker Deutſchlands, Napoleon, plötzlich als einen Märtyrer der Freiheit, als den Helden der Völker zu feiern, und damit ſich ſelbſt ein vollgültiges Zeugniß politiſcher Blindheit und Charakterloſigkeit auszuſtellen. Davon kam man allerdings ſeit 1830 zurück; aber ob und wie ſich ein Nationalbewußtſeyn geſtaltet habe, darüber läßt ſich nichts ſagen. Elemente der Gährung traten viele hervor und wirkten eine Zeitlang. Sie wurden zurückgedrängt; aber ob nun Alles ſich im Frieden abklären werde, ſteht dahin. Deſto freier walteten philoſophiſche, religiöſe, theologiſche und äſthetiſche Entwicklungen und Kämpfe, und es könnte ſcheinen, als habe ſich das dort zurückgedrängte Feuer auf dieſe Gebiete geworfen. Die Terminologien von vier aufeinanderfolgenden philoſophiſchen Hauptſchulen, der Gegenſatz von zwei Hauptkirchen und von einer Menge

theologischer Systeme und religiöser Parteien und Secten in der einen Kirche; Classiker und Romantiker; Anglomanie und Gallomanie — all dieß scheint Material genug zu einem ansehnlichen Babel zu seyn, und man kann mit geringer Mühe das Bild einer gewaltigen Verwirrung entwerfen. Dieß unterlassend, werfen wir nur die Eine Frage auf: ob den gebildeteren Deutschen im Ganzen Eine Grundanschauung des Lebens gemeinsam sey? Von der Beantwortung dieser Frage wird es abhängen, ob man die Bewegungen, welche in jüngsten Zeiten die deutsche Literatur erschütterten, und welche sich als ein neues System ankündigten, nur als ein vorübergehendes Fiebersymptom anzusehen hat, oder ob eine innere Entzweiung und Spaltung in der Literatur, wie in den Ansichten und Gesinnungen, sich fixiren werde? Wir gestehen, daß wir jene Frage nicht mehr zu bejahen wagen, daß uns außer Zweifel scheint: es habe sich in Deutschland und in der deutschen Literatur eine tiefgreifende Spaltung in der gesammten Lebensanschauung fixirt, welche man etwa als den Gegensatz des ethischen und des ästhetischen Princips bezeichnen könnte. Unter das ethische Princip subsumiren wir hier auch das religiöse. Daß die ethische Weltanschauung bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die herrschende in Deutschland und in seiner Literatur war, wird man nicht bestreiten, und auch zugeben, daß sie sich in manchen Fällen pedantisch und engherzig gebärdete. Unter den Philosophen huldigten ihr noch in aller Strenge Kant und Fichte, unter den Dichtern war Schiller ihr Vertreter. Einseitigkeiten dieser Weltanschauung forderten das andre Princip heraus, das sich in edeln und harmonischen Geistern als eine Milderung und Ergänzung jenes starren und unvollkommenen Princips kund gab, sich mit ihm zu verschmelzen, es in sich aufzunehmen suchte. Ohne Zweifel müssen sich auch das ethische und ästhetische Princip, richtig gefaßt, mit einander vertragen; aber bald gefielen sich die Anhänger des letztern in einer offenern oder versteckten Polemik gegen das erstere, und machten das Princip des Geschmacks und Genusses zum obersten oder allein gültigen. Die ästhetische Weltanschauung, sehr verschiedner Gestaltungen fähig, kann sich der reinsten Ethik nähern, ohne doch im Princip mit ihr eins zu werden, aber auch zu einer Frivolität, ja Brutalität herabsinken, wo sie sich offen gegen die ethische Weltanschauung und die ethischen Gesetze empört. In der deutschen Literatur ist es mehr als einmal so weit gekommen, zu einem völligen Bruch der Aesthetik mit der Sitte und Moral, zu einer trotzigen Empörung und Unabhangigkeitserklärung der wenn auch noch so fein und geistreich sich gebärdenden Sinnlichkeit gegenüber göttlicher und menschlicher Ordnung. Es mag sein Gutes haben, es mag eine Nothwendigkeit seyn, daß die beiden Principien, wenn sie doch einmal vorhanden sind, auch zum klaren Bewußtseyn kommen, woraus ja möglicherweise wieder eine Ausgleichung hervorgehen kann; auch fehlt es nicht an solchen, die sich rühmen, die beiden Einseitigkeiten schon in einer höhern Einheit ausgeglichen und versöhnt zu haben; aber wir gestehen, daß wir in diese Versicherung nicht sehr viel Vertrauen setzen, oder vielmehr wir glauben, daß die richtige Theorie: beide sollen sich nicht widerstreiten, oder: sie widerstreiten sich an sich nicht, die factisch und praktisch bestehenden Parteien nicht sofort vernichte oder versöhne; sie bestehen, und ihnen schließen sich alle Richtungen mehr oder minder entschieden an. So lang der Gegensatz verdeckt war, war es möglich, neutral zu bleiben und einem gewissen Instinct zu folgen; jetzt, nachdem er offenbar geworden, muß sich jeder entscheiden; und wir glauben, daß ein großer Theil der Widersprüche, der Unmöglichkeit sich zu verständigen, der Sprachverwirrung in unserer Literatur, gerade auf Rechnung dieses Zwiespalts in den Gesinnungen und Ansichten der Nation kommt. Die Deutschen sind methodisch, systematisch, und in der Theorie oft Liebhaber von Paradoxen; ein neues System und Princip darf, aus dem letztern Grund, immer schon auf Anhänger zählen, und die erstgenannte Eigenschaft bewirkt, daß ein gegebenes Princip gern auf Alles angewendet und durchgeführt, und bereitwillig angenommen und daran angeknüpft wird. So wird das ästhetische Princip, wiewohl ohne daß die Einzelnen sich dessen klar bewußt werden, ein gemeinsamer Mittelpunkt für Sensualisten und sinnliche Eudämonisten, wie für geniale, gegen die Prosa des Lebens sich sträubende Naturen, für phantasievolle, heißblütige Künstler und für überschwängliche Philosophen, während andrerseits das ethische Princip eine ebenfalls bunte Gemeinde um sich versammelt. Die Extravaganzen auf der einen und der andern Seite erbittern und entzünden den Gegensatz immer mehr, und durch die Blößen, welche einer- und andrerseits gegeben werden, glaubt die Gegenpartei das Recht ihrer Sache unbestreitbar bestätigt. Nicht unbemerkt darf gelassen werden, daß das ästhetische Princip und die ihm entsprechende Lebensanschauung dem germanischen Geiste minder gemäß sind und daß sie sich der Art des französischen Geistes nähert, zu welchem sie auch wirklich, wie die Erfahrung zeigt, durch innere Verwandtschaft hingezogen zu werden scheinen. Eine solche Spaltung scheint aber in Deutschland um so bedenklicher, als bei uns das Band der nationalen Einheit, des Gemeinsinns und Gemeingeistes weit weniger stark ist, als bei den Franzosen, und die Differenzen in philosophischen, moralischen und literarischen Fragen keine Hemmung und Gränze finden an einem Alle beseelenden Nationalgefühl. Wenn die Deutschen sich aus Mangel an Verständniß, in Folge von Sprach- und Begriffs-Verwirrung trennen und zerstreuen, wird es ihnen schwerer werden als den Franzosen, sich wieder zu sammeln und zu einigen.

Vor der Gefahr eines Badels haben wir Deutsche uns auch dadurch zu hüten und zu bewahren, daß wir, indem wir dem Ideal einer Weltliteratur nachtrachten, nicht fremde Anschauungsweisen, statt sie nur zu begreifen und mit möglichster Unbefangenheit zu würdigen, ganz und gar uns aneignen, ihnen das Bürgerrecht ertheilen und uns von ihnen beherrschen lassen.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 8 u. 9.

Blätter
zur Kunde der Literatur des Auslands.

22 Januar 1840.

Eine Polnische Familie.

Polnischer Roman von C. Hanck. *)

Mitgetheilt von A. v. K.

Der polnische Freiheitskampf hat jetzt auch seinen Sänger gefunden, und zwar in einem der begabtesten Dichter, die gegenwärtig leben. Was Zeitungsberichte und geschichtliche Werke uns in seinen äußern großen Erscheinungen dargestellt, das wird hier in seinen eigentlichen Lebensquellen, wie es im Volke selbst von den Einzelnen empfunden worden ist, vor unsere Blicke geführt. Seine innere Geschichte geht vor uns Fremden auf. Man kann nicht mehr zum Lobe dieser Dichtung sagen, als daß sie ihres Stoffes würdig ist. Die Millionen Herzen, welche die Wahrheit erschüttert hat, sie werden für ihr Mitgefühl hier die Worte finden, welche sie wünschen. Noch einmal werden die Gemüther, immer noch bewegt und gerührt, wenn nur ein Laut von Polen ertönt, die ganze tiefe Bewegung hier durchmachen. Mit welchem Interesse wird dieses Buch gelesen werden! Von allen Polen und von vielen Tausenden in jedem Lande Europa's! Wenn ich ein Pole wäre, ich konnte es nicht ohne Thränen lesen; aber ich versichere euch, ihr Söhne dieses Volkes, die ihr nur zu geneigt zum Verkennen seyd, auch manche Thräne wird bei Anderen, aus vielleicht schon ergrauter Wimper sich dabei noch hervordrängen.

Doch damit ich die Leser nicht zu dem Glauben verleite, sie würden hier das, was sie schon oft gelesen, noch einmal, nur in einer andern Form, wiederfinden (und gar etwas von jenen schülerhaften Auszügen, mit denen manche Schriftsteller in ihren sogenannten geschichtlichen Romanen ganze Seiten ausfüllen, und womit sie gleichsam die Stufe wissenschaftlicher Bildung andeuten, bis auf welche sie sich in ihrer Jugend aufgeschwungen), so will ich nur gleich das hier anführen, was der Dichter selbst sich hierüber zum Gesetz gemacht, und was er gegen den Schluß darüber sagt, wo die geschichtliche Katastrophe eintritt, welche die Entwicklung herbeiführt. „Die Pflicht des Geschichtschreibers ist es, den Hauptstrom der Zeit zu überschauen, der Dichter dagegen hält sich gerne in den kleineren Seitenströmen und Strudeln nahe an der Küste auf; dieß mag auch unsere Entschuldigung seyn, wenn wir hier nur in der Kürze von dem eigentlichen Kampfe reden, den wir nur so weit berühren wollen, als er in Verbindung mit dem Lebenslauf der Personen steht, welche wir schildern." Diese Verbindung ist mit einem so richtigen Tact ausgeführt, daß sich auch die Kriegsbegebenheiten auf eine klare Weise darstellen.

In dem ganzen Buche bis gegen das Ende sind es aber nur die Erlebnisse eines Familienkreises, welche uns in Anspruch nehmen. Aber freilich wird in diesen Menschen der Kampf in seinem innersten Wesen, wie ihn die Nation erfahren hat, durchgeführt. Da gibt es eine mächtige russische Partei in der Familie, überwiegend an Scharfsinn und Verstand, aber auch offenbar oder im Geheimen bedeckt mit der Schmach, welche es mit sich bringt, wenn man eine Stellung zur Welt angenommen, bei der es nothwendig war, mit seinem Gewissen zu handeln und zu markten. Es gibt da eine vaterländisch gesinnte Partei, vom heiligsten wahrsten Ernste an, im Mönche Vincent, ausgerüstet mit aller Größe des Geistes und des Herzens, in dem Fanatiker Bonaventura, gewiegten Männern und schwärmenden Jünglingen, die erst im Kampf mit den Verhältnissen zum Willen erstarken, bis zum jungfräulichen Heroismus einer Leontine; und mitten innen die schwankenden leichtsinnigen Gemüther, die bei aller Schwäche des Charakters dennoch das Spiel der wüthendsten Leidenschaften sind, und denen man leider nur zu vielfach unter diesem Volke begegnet.

Wo solche Kräfte von beiden Seiten mit einander in Streit treten, und alle die übrigen menschlichen Leidenschaften und Motive: Ehrgeiz, Liebe, Verzweiflung, Rache, Intrigue, weiblichen Fluch und weiblichen Hochsinn, Vaterlandsliebe und die Stärke eines katholischen Glaubens noch zu ihren Verbündeten nehmen, da läßt sich wohl der Kampf, welcher dieses Volk in seinem innersten Schooße, an jedem einzelnen Herde bewegt hat, in seiner

*) Der Verfasser bereitet selbst eine deutsche Uebersetzung vor.

ganzen Wahrheit zeigen. Ja, es ist die Wahrheit in jeder Beziehung, welche dieser Dichtung ihren Werth verleiht und sie als das Werk eines ächten Genius erkennen läßt; Wahrheit in der Scene, auf der sie spielt, Wahrheit in den Menschen, Wahrheit und Strenge im sittlichen Princip. Wir wollen alle drei etwas näher betrachten.

Es ist hier nicht etwa davon die Rede, daß einige Gebäude und Gegenden mit einem musterhaften Talent geschildert sind — Schilderungen, die in andern Büchern dieser Gattung ganze Seiten einnehmen, aber gleichsam mit den Haaren herbeigezogen, ohne daß ihre Anschauung in dem Leben der handelnden Personen vor uns entsteht, und darum diese auch niemals dem Leser mit der beabsichtigten Lebendigkeit in ihrer Umgebung erscheinen läßt; wir wollen von berühmten Namen nur Bulwer in den letzten Tagen von Pompeji nennen. Im Gegentheil, eine solche Schilderung ist kaum in dem Buche zu treffen. Wenn dagegen der Dichter das katholische Hofgesinde einige Tage nach dem Tode der geliebten Herrin, und selbst den alten polnischen Obersten zum Mönche sagen läßt: „weißt du, daß Alexandra eine Heilige geworden ist; die Engel sind ja vom Himmel herabgestiegen und haben in ihrer Todesstunde über ihr gesungen; mehrere Leute im Hofe haben die himmlischen Melodien selbst gehört;" oder wenn er die innige Verschmelzung von Mensch und Boden in folgendem allgemeinem Bilde versinnlicht:

„Am nächsten Morgen wachte Adalbert sehr zeitig auf; er stand sogleich auf, aber da alle Leute im Hause noch schliefen, blieb er auf seinem Zimmer und öffnete bloß ein Fenster, aus dem er eine freie Aussicht über die Ebene und den Wald hatte. Die Sterne waren noch sichtbar, und nur im Osten verkündete ein blasser Streifen, daß die Dämmerung anbrach. Eine tiefe Ruhe lag auf der ganzen Landschaft, bisweilen jedoch glühte ein ferner Blitzschein oben in der höchsten Atmosphäre und schoß wie eine Sternschnuppe durch die Luft. Adalbert mußte dabei an manche Auftritte in seinem früheren Leben denken und an die wunderbaren Meteore, die er damals gesehen; denn kaum gibt es ein Land, das reicher an seltsamen Lufterscheinungen ist, als die polnische Ebene; Feuerkugeln, Nebensonnen, Sternschnuppen und alle Arten phosphorische und elektrische Lichter sind hier nicht selten, und vielleicht tragen diese Lichter, indem sie wie Luftgeister über den Wäldern und den dunkeln Gewässern aufsteigen, viel dazu bei, den Sinn für Abenteuerliches, der einen Grundzug im polnischen Nationalcharakter ausmacht, zu nähren." Oder wenn er auf der fünftägigen Entführungsreise Leontinens uns durch lauter Wald und Schnee, abgelegene Wege und einsame Hütten auf öden Waldstellen führt, so sind das nur immer einzelne Flocken. Aber es wird fast kein Wort gesprochen, in dem nicht ein leiser Anflug davon lebt, in dem der Dichter sich nicht so tief in die Phantasie der Polen, wie sie von Jugend auf durch den Eindruck jener Landschaften und durch die ganze Geschichte ihrer Geschlechter entstanden ist, versetzt hätte, daß man immer in der Täuschung liest, er müsse Jahre lang dort zugebracht und seinen Roman in denselben Umgebungen geschrieben haben. Und doch ist das nicht der Fall gewesen. Dann ist es aber fast nicht anders möglich, als daß er während dieser Arbeit in vielfachem und täglichem Umgange mit geistreichen Polen gelebt hat.

Diese Vermuthung wird noch mehr bestätigt, wenn man die Personen recht genau ins Auge faßt. Sie scheinen nicht nur von lebenden Menschen abconterfeit, wie sie nur der Maler von der Gestalt vor seinen Augen auf die Leinwand trägt und mit allen Zügen wirklichen Lebens ausstattet; — es ist außerdem ziemlich auf dieses oder jenes Portrat hingedeutet, was dem in die Verhältnisse jener Zeit Eingeweihten nicht schwer seyn durfte, zu errathen. Portrat ist freilich ein falscher Ausdruck, wo es sich um poetisch vollkommen durchgeführte Charaktere handelt. Nicht vollkommen als Engel oder Teufel — aber in der Uebereinstimmung von Schwächen und höherer Eigenschaften in demselben Individuum ist es, worin Hauch durch diesen Roman sich auf eine Stufe stellt, die nur große Dichter erreicht haben. Nur ihnen ist es vergönnt, Charaktere wie diese Leontine auch dann noch nicht bloß als wahr, sondern als schön hinzustellen, wenn sie sich in den Kampf stürzt; nur sie fühlen es, daß diese männliche Vaterlandsliebe im Weibe nur dann schön bleibt, wenn sie zuletzt dem Gefühle weiblicher Pflichten weichend erscheint; und dennoch fühlen sie die Nothwendigkeit, es in Zweifel zu stellen, ob ein solches Geschöpf für die Weichheit der Liebe zugänglich und verwundbar war. Aber sie motiviren ein so ungewöhnliches Gemüth auch von den frühesten Verhältnissen seiner Jugend an, die es entscheidend in eine solche Richtung gedrängt haben. Diese Leontine, von der ersten Verkennung von Seiten ihrer nächsten Verwandten bei ihrer Mutter Tode an, wo ein selbstständiger heimlicher Stolz sich im Kinde erhebt — wie ist dieses Kind der Wälder und Berge immer dieselbe bis zur Abschiedsstunde von ihrem vaterländischen Weichselufer, als sie auf die galizische Gränze hinüberfährt; wie schaut sie noch aus dem Boote mit finsterbender stummer Wehmuth nach den Hügeln ihrer Heimath, aus deren dunklen Kastanienlaube das Damwild, das sie so oft in ihrer Jugend geführt, ihr nachblickt; und wie wird sie trotz dieser strengen Sinnesart doch niemals steif und bleibt durch alle kleinen Züge ein höchst interessantes Mädchen.

Nur ein solcher Dichter mag uns einen Mann in der Glorie erscheinen lassen, der der Welt und ihren Freuden entsagt hat, ohne ein peinliches Widerstreben in uns zu erwecken, aber er bringt diese Entsagung in seinem Vincent in Harmonie mit den Pflichten, indem er ihn als Mönch auftreten läßt; er stellt das Mönchwerden als das nothwendige Ergebniß einer so seltsamen Jugendgeschichte in einem poetischen und von früh zur Beschaulichkeit der Religion gewöhnten Geiste dar. Wie vortheilhaft erscheint Hauch auch hier gegen Bulwer, Vincent gegen Eugen Aram und Maltravers! Welchen kalten Eindruck hat unwillkürlich jeder von diesen letzteren davongetragen, wenn man immerfort von ihrer Geistesgröße, von ihren Schriften, womit sie auf ihre ganze Mitwelt wirken sollen, hört, und doch sieht man davon keine Probe, es bleibt bei den Versicherungen. Der Dichter Vincent gibt uns seine Gesänge, wir hören sie aus dem Munde des Volkes widertönen, ja, wo er auftritt, als Freiheitsredner, als Religionslehrer, überall ist es die poetische Begeiste-

rung, die aus seinen Worten spricht, mit der er das Volk vor unseren Augen leitet. Vincent ist eine Erscheinung, wie es in der Poesie aller Sprachen nur wenige gibt, die wir ohne Eintrag der Wahrheit und mit ganzem Genuß in einer Art von Verklärung betrachten können.

Von einer Kraft, die eine so hohe Aufgabe zu lösen wußte, läßt sich erwarten, daß auch die übrigen Charaktere, bei denen schlimme Leidenschaften mehr Gewalt haben, in innerer Harmonie wiedergegeben sind, und sie sind dann nicht weniger dichterische Conceptionen. Daß dieß kaum minder leicht ist, beweisen gerade die häufigen Verzeichnungen bei solchen Gestalten. Hier ist der stolze, russisch gesinnte Staroſt doch immer noch ein sehr geistreicher Mann, dem wir mit der größten Theilnahme zuhören; der leichtsinnige Casimir, trotz seinem furchtbaren Ende zwar nur ein dummer Junge, aber leider ein eben so häufiges als bis in die kleinsten Züge richtig aufgefaßtes Lebensbild; und zu dem Fluch, der auf dem Schicksale Emiliens ruht, zieht sich der Keim schon von ihrer halb polnischen, halb russischen Geburt durch ihr ganzes Leben.

Endlich ist auch hier ein schwarzes Verbrechen, welches sich in den Hintergrund der Handlungen stellt, aber wie ganz anders, als bei den französischen Romanen, die damit prahlen; hier ist es eben nur wie beim Maler, der im dunklen Hintergrunde seines Bildes einige Figuren mit wenigen phantastischen Pinselstrichen hinhaucht, so daß wohl die Einbildungskraft den Zusammenhang ahnen, aber die Lüsternheit sich nicht daran befriedigen möge.

Was jedoch diesen Gestalten eigentlich erst Leben verleiht, ist, daß ihre Leidenschaften nicht in abstracten, wenn auch in sich übereinstimmenden Charakteren wirken, sondern daß es polnische Menschen sind. In jeder Individualität spiegelt sich der nationale Typus, und doch ist jedes Wort, jede Handlung wahrhaft harmonisch nur mit ihrer Person verwebt. Diese beiden letztern Eindrücke, die den wahren Werth des Romans bestimmen, lassen sich nur aus dem Ganzen erhalten, und sie werden seinen ausgezeichneten Platz für das Urtheil eines Jeden in dem Maaße fühlbar machen, als er sich über alle, dem Berichterstatter wenigstens bekannten, bisherigen Versuche stellt, jene Nationalität zu schildern. Es ist keine Person dabei, welche von den Fehlern der Erziehung und schon des Blutes, die nur gerade diesem Volke eigen, und jedesmal an seinem Verderben Schuld gewesen sind, gänzlich frei wäre, und hierin ist es, wo uns auch der Dichter die sittliche Wahrheit und ihre weltgeschichtliche Bedeutung vorhält.

(Fortsetzung folgt.)

Thomas Moore.

(Fortsetzung.)

Seinen eigentlichen Beruf für das Lied scheint Th. Moore gleich bei seinem ersten Versuch als Autor richtig erkannt, aber auch zugleich beurkundet zu haben, daß originelle und geniale Schöpfungen im höchsten Sinn nicht seine Sache seyen. Wie schon erwähnt, trat er zuerst mit einer Uebersetzung der Lieder Anakreons auf, des gepriesenen, heitern, griechischen Sängers der Liebe und des Weins. Die Wahl dieses Stoffs ist sehr charakteristisch für den Geschmack und Geist des Dichters; als zwanzigjähriger Jüngling fühlte er sich weder in die gränzenlosen Weiten gewaltiger Leidenschaften, noch in ideale Höhen hinausgetrieben; es drängten sich in seiner Seele keine poetischen Welten, wie jungfräuliche Inseln aus der schöpferischen Tiefe des Meeres, empor; aber er besaß Geschmack und Feinheit des Sinnes und Geistes, er besaß classische Bildung genug, um die Süßigkeit und Anmuth des griechischen Sängers vollkommen zu verstehen und zu würdigen, und seine Schönheiten nicht nur nachzuempfinden, sondern sie in neuer Gestalt zu reproduciren, und er war so genügsam, daß er sein poetisches Talent nur daran setzte, einen anerkannt trefflichen Gehalt in eine neue Form zu bringen, den griechischen Liedern das Gewand englischer Sprache und Versification umzuwerfen. Hier muß daran erinnert werden, daß die Engländer die alten Dichter der Griechen und Römer (und häufig auch moderne) nach ganz andern Regeln zu übersetzen pflegen, als, seit einigen Jahrzehnten wenigstens, wir Deutsche. Die englische Sprache eignet sich nicht für die auf der Quantität der Sylben beruhende Prosodie der Griechen und Römer, welche wir Deutsche uns in unsern Uebersetzungen anzubequemen wissen; sie kann den Hexameter, das elegische Versmaaß, die alcäische und sapphische Strophe gar nicht oder nur höchst ungelenk und unbequem nachahmen, und so ist für sie diejenige Uebertragung unmöglich, welche uns allein befriedigen, uns den Eindruck treuer Wiedergebung des Originals gewähren kann. Statt der eigentlichen, treuen Uebersetzung sind somit die Engländer auf die Nachbildung verwiesen, d. h. sie suchen zwar den Inhalt seinem Wesen nach in ihrer Sprache wiederzugeben, bringen ihn aber in eine andre Form, und zwar wählen sie sehr häufig den der modernen Poesie allerdings wesentlichen Reim, wiewohl auch schon Versuche mit reimlosen Jamben (blank verses) gemacht worden sind. So sind gereimt übersetzt worden Homer, Pindar, Lucrez, Virgil u. A., und in dieser Weise hat nun auch Moore den Anakreon zu übersetzen oder nachzubilden unternommen. Es ist leicht einzusehen, daß diese Manier, Dichter zu übersetzen, wenn sie auch einerseits viel mehr Freiheit gestattet, als mit den bei den Deutschen seit den Zeiten von Voß's Uebersetzung der homerischen Gedichte geltenden, und seitdem immer mehr ausgebildeten und geschärften Regeln verträglich ist, auf der andern Seite gerade durch die gegebene größere Freiheit auch viel größere Schwierigkeiten und Gefahren darbietet, daß sie mit der erweiterten Licenz auch die Verantwortlichkeit unendlich steigert, und der Selbstständigkeit des Bearbeiters weit mehr Raum läßt. Handelt es sich bei dem Uebersetzer ins Deutsche nur darum, ob er, erstens, den Sinn des Originals richtig verstanden und verdeutscht, und zweitens, ob er dem Genius der deutschen Sprache keine Gewalt angethan, dabei aber die Regeln der Prosodie und des Wohllauts respectirt habe, so kommen bei einer Uebersetzung ins Englische, außer dem ersten Punkt,

gar manche andere in Betracht: ob der Uebersetzer ein passendes Versmaaß gewählt, ob er dieß richtig durchgeführt, oder bei Gelegenheit passend modificirt habe? ob er nicht unbefugt abgekürzt, oder unnöthig vom Eignen hinzugesetzt, ob er durch die Auszeichnung des Reims nicht minder Bedeutendes zu viel betont, ob er nicht das im Original Prägnanteste zurückgesetzt und abgestumpft habe? u. s. w. Kurz der Uebersetzer ist viel mehr verantwortlich für die Form, die er beinahe ganz als sein Werk betrachten darf, und der Ruhm, welcher glückliche Versuche auf diesem Felde lohnt, und nicht selten fast dem von Originalwerken gleich kommt, ist größer, als er in der Regel den Uebersetzern classischer Poesien ins Deutsche (Voß mit seinem Homer allerdings ausgenommen!) zu Theil wird.

Moore hat den Anakreon in, den kurzen Metren des Originals entsprechenden, aber gereimten Versen, meist in vierfüßigen Jamben und Trochäen, übersetzt, von welchen je ein Verspaar gereimt ist. Hin und wieder, doch selten, geht Moore von der Einfachheit des Reims, so daß je zwei aufeinanderfolgende Zeilen sich reimen, ab, und läßt eine leichte Verschlingung der Reime eintreten. Bei dieser Methode ist die Zahl der Verszeilen des Originals meist um etwas überschritten, weil dieß bald durch das Bedürfniß des Reims erfordert wurde, bald auch weil der dichterische Uebersetzer hin und wieder ein Bild zu erweitern, eine Andeutung weiter zu verfolgen sich versucht fühlen mochte. Die Verse sind ausnehmend fließend, glatt, wohllautend, und erinnern auch an die Einfachheit des Originals, doch haben sie durch den Reim einen auffallenderen Schmuck erhalten, und die Farben sind häufig etwas stärker aufgetragen, satter und glühender. Besonders fällt auf, daß durch den Reim der einfache und milde Fluß des Originals mehr unterbrochen erscheint, einzelne Gedanken stärker hervortreten, und sich oft epigrammatisch gestalten. Wir wollen bei dieser ersten Arbeit des Dichters, von der nur ein Theil der Form sein Eigenthum ist, nicht länger verweilen, und nur eine Stelle aus seiner Vorrede übersetzen, welche für Moore selbst charakteristisch scheint; er sagt daselbst:

„Auf die Gemüthsart und Sittlichkeit eines Dichters aus dem seine Werke durchziehenden Ton zu schließen, ist häufig ein sehr täuschendes Verfahren; aber die Seele Anakreons spricht sich so unzweideutig in seinen Gesängen aus, daß wir sie als die treuen Spiegel seines Herzens befragen dürfen. Wir finden in ihnen den anmuthigen, feingebildeten Jünger des Genusses, der den verführerischen Reiz süßer und einschmeichelnder Empfindungen ausgießt über Leidenschaften und Neigungen, welche die strenge Moral mißbilligen muß. Sein Herz, behaglichem Müßiggang ergeben, scheint zu glauben, im Genuß des Glückes sey Reichthum genug, aber selten im Reichthum genug Glück; und die Heiterkeit, womit er sein Alter verklärt, ist anziehend und einnehmend; wie seine Rose verbreitet er noch welkend süßen Duft. Der eigenthümlichste Zug seines Geistes aber ist die Liebe zur Einfachheit, die er sich selbst mit so richtigem Bewußtseyn zuschreibt, und welche charakteristisch in allen seinen Gesängen athmet. In der That, wenn wir in unserer Würdigung absehen von den Lastern, welche die heidnische Religion nicht nur mit Nachsicht behandelte, sondern sogar heiligte, so werden wir sagen dürfen, daß Charakter und Gemüth unsers Dichters liebenswürdig gewesen; seine Sittlichkeit war liberal aber nicht liederlich, und die Tugend mit gelöstem Gürtel dürfte das Sinnbild von Anakreons Charakter seyn."

Diesen Uebersetzungen folgten bald die „Gedichte Little's" (des Kleinen), welchen er sich scheint beinahe geschämt zu haben, seinen Namen vorzusetzen, da sie gar manche Leichtfertigkeiten und Anstößigkeiten enthielten. In der Vorrede sagt er: Little habe dem Studium der Liebesdichter, Ovid, Properz, Tibull und Catull viele Zeit gewidmet, habe aber übrigens, so viel dem Herausgeber bekannt, sich die früheren englischen Dichter hauptsächlich als Muster der Einfachheit zur Nachahmung auserkoren. Wirklich scheint er manchmal mit den berüchtigtsten unter jenen alten Dichtern zu wetteifern, und seine Verse sind, wenn minder derb und nackt, darum nicht weniger, sondern eher mehr lüstern und verführerisch. Die Liebe wird, wenn auch häufig von Herz und Seele die Rede ist, doch meist als sinnliche Leidenschaft behandelt, und durch feinere Gefühle nur raffinirt, nicht wirklich geadelt. Dem Ton und der Idee nach sind viele dieser Gedichte dem folgenden ähnlich, das man als einen Typus ansehen kann:

Wenn meinem Geist im Traume,
Der nächtlich ihn umschwebt,
Sich aus phantastischem Schaume
Dein reizend Bildniß hebt:

Wenn Lust ich borg' vom Schlummer:
Zürnt mir wohl nicht dein Blick!
Ach' wer erwacht zu Kummer,
Darf träumen wohl von Glück!

Oh! wenn dein Bildniß, lügend,
Des Herzens Wunsch erfüllt,
Oh' wenn im Traum es trügend,
Mir jedes Sehnen stillt:

Verzeihst du's, wenn ich wage
Einen Kuß und etwas mehr!
Was du verbannt am Tage,
Nicht meinem Schlaf es wehrt!

Wie von der Liebe, so hat er auch von dem Weib in vielen dieser Gedichte keine sehr hohen und edlen Begriffe; er sagt einmal, freilich in sehr glatten Versen: „O Weiber! euer Herz ist ein jämmerlicher Schatz, und Mahomets Lehre war nicht zu streng, wenn er dafür hielt: ihr seyd nur geboren und bestimmt zur Lust und zum Genuß, und Ueberlegen und Denken sey jenseits eures Bereichs!" Hin und wieder verfällt Moore's Poesie hier, besonders in den humoristischen Stücken der Sammlung, ins Widrige und Niedrige, wie z. B. in einem Gedicht an eine alte Kokette, wo er sagt: obgleich ein Liebhaber von Fleisch, habe er doch nie besondern Geschmack an Knochen gehabt; und außerdem gefällt er sich in frivolem Spott auf religiöse Gegen-

Digitized by Google

ſtände und Vorſtellungen, wodurch erotiſche Gedichte, die ohnedieß hinüber ſchielen nach den Geſetzen der Religion und Moral, wohl noch eine gewiſſe Unbefangenheit und Unſchuld behaupten könnten, durch ihre bewußte und zur Schau getragene Oppoſition und Rebellion einen um ſo zweideutigeren Charakter annehmen. Doch finden ſich neben den frivolen und lüſternen Gedichten auch manche, die als Prophezeyungen der ſpätern Leiſtungen Moore's angeſehen werden dürfen, wie z. B. folgende:

An eine Frau,

als er ſie ſingen gehört.

Die Himmelsliebe hat dein Sang
In ahnen mir das Herz erweicht,
Die, wenn ſie hören Sphärenklang,
Den Geiſt der Seligen beſchleicht.

Wenn aus ich möcht' das Staubkleid ziehn,
Satt dieſes Lebens Qual und Noth;
O Emma! will zu dir ich fliehn,
Und du ſollſt lullen mich in Tod!

Und wenn um Mund und Wange die
Spielt ſanften Lächelns Himmelsfreud,
Das — o verzeih' die Schwachheit wie! —
So oft mir Sinn und Seele ſtahl.

Wähn' ich dich Engel, deß Gebot
Hinzaubert mich nach Eden fern;
Ich ſchau' und ſtrebe; — wär' der Tod
Nur halb ſo ſüß, wer ſtürb' nicht gern?

Die Thräne.

Der Mondſtrahl auf Schneepfühlen ſchlief;
Trüb war und kalt die Mitternacht;
Ellen weint' überm Grabe tief,
Dein Lindern man zur Ruh' gebracht.

Warm rann' ihre Thrän', in Winterluft
Erſtarrend, als ſie floß zuthal;
Als Eis lag Nachts ſie auf der Gruft,
Am Morgen glänzte ſie im Strahl.

Vom Wandern brachte dann zurück
Ein Engel den Eisedelſtein
Dem Mitleid mit dem feuchten Blick
Und fügt' ihn ſeiner Krone ein.

Ein Nachtgedanke.

Wie oft der Wolke neidiſch Grau
Das milde Licht trüb macht,
Das anſpruchslos durchs öde Blau
Hinzieht der weiten Nacht!

So trübt auch oft der Welt Unrecht
Und Uebermuth mit Weh
Ein Herz, das ſcheu, nur leben möcht'
Und ſterben — ungeſehn!

Ueber die im Jahre 1806 erſchienenen „Epiſteln und Oden nebſt andern Gedichten" wollen wir hier weggehen. Es iſt eine Sammlung von ſehr gemiſchtem Inhalt, es finden ſich viele erotiſche Lieder darin, unter andern die Geſänge an Nea, dann aber auch Satyren auf amerikaniſche Verhältniſſe und Zuſtände, denn Moore ſchrieb dieſe Poeſien großentheils während ſeiner Abweſenheit von Europa und auf einer Reiſe durch Nordamerika. Die Bewohner der neuen Welt kommen hier ſchlimm weg; die Schilderungen, welche Moore von dem Land und von den Einwohnern macht, ſind ein Gegenſtück zu dem, was Lord Byron im Eingang der Braut von Abydos über den Orient und über ſeine Bewohner, über den ſchreienden Contraſt zwiſchen beiden ſagt: „daß dort Alles göttlich ſey, nur der Geiſt des Mannes nicht;" auch Moore preist begeiſtert die Größe, die Schönheit, den Reichthum und die Mannichfaltigkeit der dortigen Natur, aber wendet ſich geringſchätzig und widerwillig von den Menſchen ab:

„Was groß, was lieblich nur die Schöpfung ſchafft,
Die reiche, ſteht in Blüthe hier und Kraft;
Kühn hebt der Berg ſich, Gärten prangen hold,
Weit glänzt der See, der Strom erobernd rollt;
Der Geiſt nur, ohne deſſen Ruf: „Es werde!"
Die Welt iſt wüſt, der Menſch ein Klumpen Erde,
Der Geiſt allein, in unfruchtbarer Ruh,
Blüht, regt ſich nicht, er ſteigt nicht, nimmt nicht zu.
Ja, Rothhäute, Mohawks, Demokraten allmal,
Vom Wigwam bis zu des Congreſſes Saal
Der Wilde, ſey er Sklave oder frei
Und der Geſittung Sohn, nur minder ſcheu —
Ein Chaos iſt's, ein unfruchtbares Schweben
Zwiſchen halb fürgem, halb barbariſchem Leben,
Wo alle faule Frucht der alten Welt
Zu allem Roh'n der neuen ſich geſellt,
Wo Alles, aber rein'es nährt die Sünden,
Und Laſter ohne Bildung ſich entzünden

Das komiſch-ſatyriſche Element beſprechen wir ſpäter.

Die „Iriſchen Melodien," Moore's ſchönſtes Monument, erſchienen in mehreren (neun) Abtheilungen, vom Jahre 1807 — 1813. Während wir in vielen der frühern Gedichte mehr das Talent des Dichters bewundern, werden wir in dieſen von der Inſpiration, welche auch ſeine Seele und nicht bloß ſeine Phantaſie ergriffen zu haben ſcheint, tiefer angeſprochen; das Gefühl des iriſchen Patrioten theilt dieſen Liedern eine höhere, gemüthliche und ſittliche Weihe mit. Moore ſpricht ſich über das Unternehmen, zu welchem er von außen aufgefordert wurde, deſſen Idee er aber mit Lebhaftigkeit ergriff, ſo aus: „Wir haben zu lange das einzige Talent vernachläſſigt, das uns unſre engliſchen Nachbarn gelten zu laſſen geneigt ſind. Unſre Nationalmuſik iſt

nie gehörig gesammelt worden, und während die Componisten des Continents ihre Opern und Sonaten mit Melodien bereichert haben, die sie aus Irland entlehnten, sehr oft ohne dieß auch nur, wie die Ehrlichkeit forderte, zu gestehen, haben wir diese Schätze in einem sehr verwahrlosten Zustand gelassen. So sind unsere Melodien, wie nur zu viele unsrer Landsleute, aus Mangel an Schutz zu Hause, in den Dienst von Ausländern getreten. Aber wir sind, hoffe ich, in eine bessere Periode, was Musik sowohl als was Politik anlangt, getreten; und wie sehr beide verbunden sind, wenigstens in Irland, das offenbart sich nur zu deutlich in dem Ton des Kummers und der Niedergeschlagenheit, welcher unsre alten Weisen charakterisirt. Die Aufgabe, diesen Melodien passende Worte zu leihen, ist keineswegs leicht. Der Dichter, welcher den mannichfaltigen Empfindungen, die sie ausdrücken, folgen wollte, müßte fühlen und verstehen die rasch wechselnde Strömung, das Ebben und Fluthen der Geister, die unerklärbare Mischung von Trübsinn und Leichtsinn, welche den Charakter meiner Landsleute charakterisirt und ihre Musik tief durchdrungen und gefärbt hat. Selbst in den lebhaftesten Weisen stoßen wir auf eine sich hereindrängende schwermüthige Note, welche vorübergehend einen leichten Schatten wirft und der Fröhlichkeit einen neuen Reiz verleiht. Wäre Burns ein Irländer gewesen (und gern gäbe ich um ihn alle unsre Ansprüche auf Ossian auf!), sein Herz wäre stolz gewesen auf solche Musik, und sein Genius hätte sie unsterblich gemacht!"

Als Moore dieß schrieb, erkannte er das Schöne und Würdige seiner Aufgabe, aber er war sich vielleicht selbst noch nicht bewußt, welche Kräfte, gesteigert durch den edeln Ernst des Gegenstands, durch die Weihe eines schönen Nationalgefühls, in ihm lagen und ihn befähigten, sie so trefflich zu lösen.

Der Plan war, daß der Text möglichst viele Hinweisungen auf die Geschichte und Sitten des irischen Volks enthalten, sich an seine Sinnes- und Denkweise möglichst anschließen solle. Diesem bemühte sich Moore nachzukommen, und er wußte mit glücklichstem Tact die Traditionen des Alterthums mit den Empfindungen der Gegenwart unauflöslich zu verflechten, individuelle Gefühle zu allgemeinen zu erweitern und allgemeinen ein individuelles Gepräge aufzudrücken; er benützte aufs sinnreichste und ungezwungenste Sagen und Traditionen, Sitten und Glauben, Localitäten und Namen, um seinen Gesängen eine reale Basis, Anknüpfungspunkte in den Herzen und die erfreulichste Mannichfaltigkeit zu geben.

Die Gegenstände der Irischen Melodien sind im Allgemeinen: Liebe, Vaterland, Heldensinn, in den verschiedensten Gestalten und in mannichfaltigen Tönen, bald tiefwehmüthig, bald sanftelegisch, bald mit kühner und frischer Begeisterung, bald auch heiter und keck behandelt.

Eines der schönsten Gedichte ist die Apologie, die, wie eine Anmerkung sagt, einem der alten wandernden Barden Irlands in den Mund gelegt wird, die aber offenbar im Munde Moore's selbst einen sehr guten und schönen Sinn hat, und durch ihren kraftigen, warmen Ton bezeugt, daß der erotische Dichter wirklich ein tiefes Gefühl, ein Herz für sein Volk und Vaterland hat, daß er seinen Vorbildern, den Griechen, auch darin gleicht, daß Weichlichkeit und Genuß die edeln, großmüthigen und tapfern Gesinnungen nicht abstumpfen und ertödten. Wir lassen die Uebersetzung folgen:

Oh! den Barden nicht schilt, wenn er weilt, wo Behagen
Auf den Antlitz hin mit sorglosem Lacheln blickt!
Wohl zu Besserem geboren, in glücklichern Tagen
Hätt' ihm heil'gere Gluth die Seele durchzückt!
Die Saite, jetzt zitternd an weichlicher Leyer,
Hätt' den Degen des Kriegers gewannt zum Schutz,
Und den Mund, der jetzt singt in der Sehnsucht Feier,
Hätt' geschwellt patriotischen Hochsinns Ergutz'

Doch sein Land, weh! wo ist sein Stolz geblieben?
Der Geist ist gebrochen, der nie sich gebeugt!
Zu dringt es vertheidigen, Verrath ihn: es lieben:
Ob den Trümmern das Volk, kaum seufzend noch, schweigt.
Seine Kinder — zu Ehren bringt nur Verrath sie,
Wer die Väter nicht schänden, dem winkt kein Kranz;
Und die Fackel, die führt auf der Würden Pfad sie,
Muß man holen vom Heiligthum des Vaterlands!

Darum den Barden nicht schilt, wenn im Traum der Genüsse
Der unheilbaren Wunden Schmerzen er kühlt;
Eine Hoffnung laß glühn, wie durch Wolkenrisse,
Durch den Gram seines Lands — und sieh, ob er fühlt!
Ob ihm wärm' opfern sein Herz entschlossen,
Wer von Wünschen und Wonnen es weichlich genährt,
Wie das Haupt ihm jetzt krönen, die Myrten sprossen —
Wie Harmodius darg' er darunter sein Schwert!

Ach, ist hin auch die Größe, erblichen das Hoffen:
Dein Nam' lebt, o Erin, in seinem Gedicht!
Selbst wenn ganz sein Herz schwimmt der Fröhlichkeit offen,
Vergißt deiner und deiner Leiden er nicht.
Auf den Ohren des Fremden soll tönen dein Klagen,
Ueber's Meer flieg' dein seufzender Harfenklang,
Bis selbst deine Herrn, die die Ketten dir schlagen,
Rufen und weinen ob ihres Gesangen Gesang.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frauen von England.

Von Mrs. Ellis.

Ueber dieß jüngst erschienene Buch finden wir in einem englischen Blatt Folgendes: Unter allen Einflüssen, welche in civilisirten Ländern auf die Gesellschaft ausgeübt werden, ist natürlich mit Ausnahme der unmittelbaren Einwirkung der Gottheit derjenige, in dessen Besitz das Weib ist, der größte und wichtigste. Dem Weibe ist anvertraut die früheste Erziehung, wodurch dem künftigen Herrscher, dem künftigen Staatsmann, dem künftigen Mann sein Charakter aufgeprägt wird; den Frauen

ist anheimgegeben all der mächtige Einfluß, den ihre größere Milde, Zartheit und Schönheit ihnen verschaffen über die genannten Personen im Jünglingsalter; dem Weib ist anvertraut die Pflicht, des Herdes zu pflegen, die Sorgen zu theilen und den balsamischen Trost freundlich aufrichtender Worte zu spenden, eben jenen Personen, wenn die Bedrängnisse des Lebens hart auf sie einstürmen, wenn der Finger des Kummers seinen Namen auf ihre verstörte Stirne mit nur allzuleserlichen Furchen schreibt, und seine Anwesenheit in ihrem langsamen und schweren Schritt beurkundet. Deßwegen lenkt auf die Erziehung der Frauen in allen Gebieten und Vorkommnissen des Lebens, in Kleidung, Benehmen, häuslichen Gewohnheiten, Gespräch, Charakter, geistiger Ausbildung, als durch welche Einflüsse hauptsächlich die Gesellschaft bestimmt und geregelt wird, Mrs. Ellis die besondre Aufmerksamkeit aller Erzieher in England hin. Die Rechtfertigung, welche sie dafür gibt, daß sie überhaupt über diesen Gegenstand schreibe, ist, wenn sie wahr ist, in der That schrecklich; sie sagt:

„Die Frauen in England verschlimmern sich in ihrem moralischen Charakter, und falsche Begriffe von feiner Bildung bewirken, daß sie weniger einflußreich, weniger nützlich, weniger glücklich sind als früher. Und können wir an der Wahrheit dieser Behauptung zweifeln? Besuchen wir nur den Ballsaal und betrachten wir dort die klägliche schmachtende Schlaffheit der Einen, bei Andern die Sucht, durch jedes, wenn auch noch so entwürdigende Mittel Bewunderung auf sich zu ziehen; sehen wir die Künste und Listen einer Mutter, um einen Schwarm von Gecken um ihre Tochter zu versammeln, und wie sie diese Tochter gleichsam ausbietet, um sie dem zuzuschlagen, der am meisten bietet; man sehe dieß Gesicht, durchzuckt von den Empfindungen eines armseligen Stolzes, wenn die schlauen Künste der Inhaberin, meist durchschaut und verachtet, eine weniger geübte Nebenbuhlerin glücklich in Schatten gedrängt haben; man sehe die überwundene Mitbewerberin um die Bewunderung von vielleicht einem verächtlichen Taugenichts, — das Gesicht verzerrt von den gemischten Empfindungen der Eifersucht, des gekränkten Stolzes und des gedemüthigten Ehrgeizes, den Busen sich hebend vor Wuth, jede Gebärde die Größe der Kränkung ausdrückend, und man muß sich überzeugen, daß entweder früher der Maaßstab der Anforderungen an weibliche Vortrefflichkeit zu nieder war, um noch tiefer heruntergestimmt zu werden, oder daß die Frauen Englands, im Ganzen genommen, weniger einflußreich, weniger nützlich und weniger glücklich geworden sind, als sie sonst waren. Suchen wir eine andre Scene auf; gehen wir zu den Lieblingsorten einer andern Classe von Frauen, von solchen, welche nach höherer Trefflichkeit trachten als ihre Schwestern; treten wir in die Versammlungen der Mäßigkeits-Vereine, der Bibel- und Missions-Vereine, der protestantischen Associationen und dergleichen. Wir möchten solche Vereine und Gesellschaften nicht herabwürdigen, weil wir wissen, daß Manche sie besuchen aus dem aufrichtigen Wunsch und Streben, das Gute zu fördern; aber wir wissen auch, daß sie von den meisten nur besucht werden, um ein krankhaftes Gelüsten nach Aufregung zu befriedigen; und wir können beobachten, wie sich die Ursachen und Beweggründe in den Wirkungen wieder abspiegeln, in den gehässigen, unchristlichen Reden, denen sich so oft die Sprecher und Sprecherinnen bei diesen Zusammenkünften überlassen, und welche offenbar von den Zuhörenden höchlich bewundert werden. Ist das übermäßige Trinken Thema, oder das Ersticken der Geistesfähigkeiten durch übermäßige Befriedigung sinnlicher Triebe: wie jauchzt da innerlich die Zuhörerschaft auf, wenn sie von Männern und Frauen hört, welche sich freiwillig ihrer Vernunft berauben, während sie so aufrichtig die Personen bemitleiden, von welchen gesprochen wird, während sie so herzlich besorgt sind für ihre Besserung, und so fromm ihrem Gott danken, daß sie nicht sind wie jene Menschen; und doch nagt vielleicht an ihrem Herzen der Krebs der Welt, in ihrer Brust hat vielleicht der Gott Mammon seinen Altar, der Balken ist in ihrem eignen Auge, und sie wissen es nicht, sondern möchten Andern gern den Splitter aus dem Auge ziehen. Auf solche Personen, welche immer die Welt besser machen möchten, während in ihrer eigenen Brust eine Hölle liebloser Leidenschaften tobt, möchten wir gern das schöne Wort anwenden: werden wir selbst erst besser, so wird Alles besser werden. Handelt es sich von der Sündhaftigkeit der römischen, von der Trefflichkeit der protestantischen Kirche, oder umgekehrt: wie entzückt sind sie, allem Anschein nach, wenn man ihnen gerad zu versichert, wie nichtswürdig die Mitglieder der entgegenstehenden Kirche seyen, und sie durch einen nahe liegenden Schluß errathen läßt, wie trefflich und gerecht sie selbst; sie weinen bitterlich über die Sünden ihrer Mitmenschen, aber sie vergessen zu weinen über sich und über ihre Kinder."

Dieß sind einige der Belege von der Behauptung der Mrs. Ellis, und dem um sich greifenden Uebel entgegenzuarbeiten, ist der Zweck ihres Buchs. Mrs. Ellis hat in eine Warnungsposaune gestoßen, deren Echo noch immer forttönt, und in welche man immer wieder stoßen muß, bis die Warnung beachtet wird. Sie sagt uns, und denen die lang genug in der Welt gelebt haben, um ihre Noth und Leiden zu fühlen, überlassen wir es, zu beurtheilen, wie wahr es ist: daß

„das Geschrei gänzlicher Hülflosigkeit nichts ausrichte um zu retten aus den Wassern der Bedrängniß, und die Entschuldigung mit Unwissenheit ungehört verhalle auf dem weiten und tiefen Ocean der Erfahrung, und die Frage der Verantwortlichkeit immerdar, wie die Stimme eines warnenden Geistes, ertöne über den Stürmen und Wogen dieser sublunarischen Welt."

Sie sagt den englischen Frauen, daß sie schwere Verantwortlichkeit und wichtige Ansprüche haben; daß in ihrer Hand und Hut Englands moralische Gesundheit stehe. Hierin werden die Verständigen, welchem Glauben und welcher Schule sie angehören, mit ihr einstimmen. Einstimmen wird damit der Schüler Locke's, denn das Weib schreibt zuerst auf das unbefleckte Blatt Papier, welches, nach dieser Theorie, die Seele eines Kindes vorstellt. Einstimmen müssen damit die Anhänger von Coleridge und Wordsworth, denn in der Hand der Frauen liegt es, zuerst zu ersticken oder zu fördern das Wachsthum jener angebornen Ideen, womit sie von der Stunde der Geburt an bevölkern, was früher als das Vacuum des menschlichen Geistes betrachtet wurde. Damit müssen einstimmen Alle, die sich die

Mühe nehmen nachzudenken, denn Alle wissen, daß den Frauen die erste Pflege und Bildung des menschlichen Gemüths durch Lehre und Beispiel obliegt. Und was sollte die Erziehung ersonnen seyn, welchen eine so wichtige Pflicht anvertraut ist? Soll es die frivole, närrische Erziehung mit Klavierklimpern, Sticken, Männersuchen seyn, die ihnen dermalen gegeben wird? Wir wollen nicht sagen, Musik oder Sticken und Zeichnen seyen unnütze Talente und Fertigkeiten; im Gegentheil, sie dienen der trüben Einförmigkeit des Lebens Abwechslung zu geben. Aber soll es bei diesen allein bleiben? Gewiß nicht! Wenn der Blinde den Blinden führt: werden nicht, müssen nicht beide in die Grube stürzen? Eine sittliche und ächt christliche Erziehung, nicht darin bestehend, daß man Bibelverse auswendig lernt und schreibt, sondern in der richtigen Erkenntniß der Schönheit und Tugend, wie sie von unserm Erlöser gelehrt worden, sollte die Erziehung jeder Frau in England seyn. Der Einfluß, den eine Frau besitzt, ist groß; im Verhältniß groß ist die mit der Ausübung verknüpfte Verantwortlichkeit. Die Frage jeder Frau sollte seyn: „Thun wir alles Gute, das in unsrer Macht steht?" Wenn sie weniger leisten, so haben sie viel zu verantworten. Wenn sie ihre Macht mißbrauchen, wie groß ist ihre Verantwortung! Dichter mögen schwärmen von den schönen Visionen, welche ihre Phantasie verkörpert, Maler mögen uns die überschwänglichen Schönheiten einer Lieblingslandschaft anpreisen, Liebende den Reiz eines bewunderten Angesichts, Historiker die Größe einer Heldenthat: aber wir fordern sie alle heraus, uns einen schönern Anblick zu zeigen, als den einer Familie von Frauen, deren Pflichten der Liebe und des Wohlthuns mit der Morgensonne beginnen, und nicht endigen, bis die Sonne am Horizont versinkt; die es nicht für nöthig halten, daß all ihre Bemühungen nach auswärts sich richten, sondern die auch einen Theil ihrer Menschenliebe dazu verwenden, ihre Häuslichkeit ihren Brüdern und Freunden angenehm zu machen, einen Theil ihrer Milde dazu, diejenigen zu stärken und zu trösten, welche mit den stürmischen Wogen des Lebens zu kämpfen haben, einen Theil ihres Einflusses dazu benützen, ihre Freunde von dem beinahe unvermeidlichen Skepticismus und der Verzweiflung, wozu das Drängen und die Noth des Lebens verleitet, zurückzuführen zu den erhabenen Wahrheiten des Christenthums, auseinandergesetzt von ihren zarten Lippen und bekräftigt durch ihre mächtige Ueberredung; einen Theil ihres holden Lächelns dazu, solche zu erquicken, welche darnach vergeblich sich umsehen unter den ehernen Gesichtern, welche Tag für Tag am Mammonsaltar der Arbeit sich abmühen

Der Einfluß, welchen die Frauen über die Männer haben, indem sie ihren Sinn auf religiöse Gegenstände leiten, ist zu einleuchtend, als daß wir uns darüber zu verbreiten nöthig hätten. Würde er doch besser benützt! Statt der ärmlichen Klatsch- und Skandalgeschichten, womit ein arbeitsmüder Gatte begrüßt wird an dem Ort, wo, wenn irgendwo auf Erden, Ruhe zu erwarten ist, wie viele wichtige und nützliche Gegenstände des Gesprächs gibt es, womit eine wohlerzogene und gebildete Frau ihren Gatten unterhalten und erquicken könnte! wie Vieles gibt es, was die Starken von den Schwachen lernen dürften. Vor Allem sollten Frauen in ihrem Gespräch alle Aeußerungen von Uebelwollen gegen Andre vermeiden. Es gibt Uebelwollen und Bosheit genug in der Welt draußen, und sie sollten nicht auch an der Feuerseite eingelassen werden. Nicht in der Macht aller Frauen steht es, auffallend viel Gutes zu wirken, aber alle können es vermeiden, Leid und Verdruß zu verursachen.

Zum Schluß, indem wir den Lesern und Leserinnen das sehr beredte und christliche Buch empfehlen, treten wir der Aufforderung der Mrs. Ellis bei: es möge nicht nur passive sondern thätige Zustimmung den darin niedergelegten Grundsätzen zu Theil werden, so daß wir bald seine Wirkungen zu sehen bekommen in der höhern sittlichen und intellectuellen Erziehung und Bildung der Frauen, und somit auch beinahe nothwendigerweise in der größern Sittlichkeit der Männer. Gewiß können wir diese Anzeige nicht besser schließen als mit der beredten Sprache der Mrs. Ellis selbst, deren wichtiges Buch wir allen Lesenden herzlich empfehlen:

„Nicht bloß auf dieß Leben, obgleich auch das schon genug und zu viel wäre für unsre Thorheit, sondern wohl durch die endlosen Zeiten der Ewigkeit hin erstrecken sich die Folgen unsers wohlthätigen oder schlimmen Einflusses. Ich habe meine Landsmänninnen im Verlauf dieses Buchs auf das Ziel eines rühmlichen Ehrgeizes hingewiesen: eine Nation vor den Gefahren, welche die Zerstörung ihrer moralischen Tüchtigkeit bedrohen, zu bewahren; aber über diese Aussicht hinaus, so groß und erhaben sie ohne Frage ist, eröffnet sich noch ein Feld des Ruhmes und der Herrlichkeit, welches zu betreten als überschwänglicher Segen betrachtet werden muß. Und wenn wir nun die Möglichkeit erwägen, die Werkzeuge zu seyn, Andre mit uns dorthin zu führen, und zwar die, die uns das Theuerste auf der Welt sind, so ist es gewiß unsrer besten Kräfte, unsres brünstigsten Eifers, unsrer Thränen und Gebete werth, daß wir unsern Einfluß so benützen, unserer Mittel uns so bedienen, daß diejenigen, deren Glück unsrer Sorgfalt anvertraut ist, auch mit uns die Seligkeit in den Wohnungen des ewigen Friedens theilen." — —

Wir wollen diesem nur die kurze Bemerkung beifügen, wie sehr diese Sprache, der Verfasserin sowohl als des Beurtheilers des Buchs, absticht gegen die Sprache, welche die Vorfechter der Frauenemancipation in Frankreich und Deutschland, und schon auch hin und wieder in England, führen. Die hohe „Würde der Frauen" ist auf beiden Seiten ein feststehendes Axiom; aber wie verschieden fassen die Einen und die Andern die wahre weibliche Würde und Bedeutung auf, und wie verschiedne Mittel empfehlen sie, um dieselbe zu behaupten und zu steigern! Welche Anerkennung und Huldigung dem sich selbst ehrenden Theile des weiblichen Geschlechts willkommner seyn müsse — darüber wollen wir kein Wort verlieren.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 10.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

26 Januar 1840.

Eine Polnische Familie.

(Fortsetzung.)

Dieß zu erkennen muß dem Leser des Buches selbst überlassen bleiben. Hier wollen wir uns lieber auf solche Stellen beschränken, wo die Menschen mehr in Massen handeln. Wir wählen:

Die Fahrt zu einem Maskenball, auf welchem die Nachricht der Revolution von Warschau eintrifft.

„Adalbert hüllte sich in seinen Pelz ein und nahm Platz hinter Leontinens Schlitten. Es war ein klarer Abend im Anfang des Decembers, die Sterne glänzten stärker als gewöhnlich und im Himmel schienen unbekannte Tiefen sich zu öffnen, in denen weite Welten sich dem Auge aufthaten, die sich sonst dem Blick des Menschen verbergen. Fern hin in den Wäldern hörte man Geheul von Wölfen und das Gekläff des Fuchses, das sich auf eine eigene Weise mit dem Schellengeläute mischte. Adalberts Herz klopfte heftig; ungeachtet noch ein Schlitten vor und einer hinter ihm war, so kam es ihm doch vor, als wenn er ganz allein mit dem Gegenstande seiner Liebe wäre, denn bei dem Schimmer, welchen der Schnee verbreitete, konnte er nur gerade sie noch unterscheiden, und doch stand er ihr so nahe, daß er jeden ihrer Athemzüge vernahm. Im Anfang waren sie beide still, endlich brach Leontine das Schweigen. „Was macht mein Bruder in Warschau?" fragte sie. — „Er will die Stimmung untersuchen." — „Und vielleicht den Tyrannen ermorden, nicht wahr?" — „Könnten Sie diesen Mord billigen, Leontine?" — „Nein," sagte sie, „aber den Mörder könnte ich lieben."

Es entstand nun eine lange Pause, endlich sprach Adalbert: „Als ich Sie das erstemal sah, glaubte ich nicht, daß ein solches Feuer in Ihrem Innern glühe." — „Nein, Sie glaubten ich wäre kalt und gleichgültig, nicht wahr?" — „Sie sind sicher oft falsch beurtheilt worden, Leontine?" — „An Verkennen bin ich von meiner frühesten Jugend gewöhnt," entgegnete sie mit einer Stimme, die sanfter als gewöhnlich klang, „meine Mutter starb, als ich neun Jahre alt war, ich weiß noch wie betrübt ich damals war, und doch spielte ich an dem Tage und schien gleichgültig; es war mir eine Unmöglichkeit, meinen Schmerz vor Andern zu zeigen. Als ich dann durch die Zimmer ging, hörte ich wohl manchmal ein Wort aus einem Winkel flüstern, wie kalt und gefühllos ich wäre, aber in der Nacht, wo mich Niemand sah, saß ich manche Stunde wachend auf meinem Lager und betete zu Gott, er möchte mich doch von hier weg zu der bessern Stätte nehmen, wo meine Mutter wäre. Diese Stunden, und die Hoffnung, in ihnen mit meinem Kummer allein zu seyn, gab mir am Tage Muth; mein Trost war, daß ein Geheimniß zwischen Gott und mir statt fand, das kein Andrer kannte, und je mehr sie mich tadelten, desto fester verschloß ich mein Inneres, ja zuletzt wurde ich gewohnt, verkannt zu werden, ich fand eine Freude darin, und es wurde mein Stolz, minder gut zu scheinen, als ich war."

Leontine fühlte selten den Drang, ihr Herz so zu öffnen, desto aufmerksamer hörte Adalbert ihr zu. Es kam ihm vor, als wenn ein Schleier weggezogen würde, so daß er tief in die reinste Seele schauen und goldne Schätze darin entdecken könnte, wie in der Winternacht über seinem Haupte, in der die fernen Welten blinkten, die der Tag nicht kennt und deren Reichthum der Mensch nicht begreift.

Ob die einsame Nacht Adalberts Kuhnheit hervorrief, oder ob sein Gefühl jetzt so stark war, daß er selbst bei einer minder günstigen Veranlassung sich ausgesprochen haben würde, lassen wir unausgemacht; aber so viel ist gewiß, plötzlich überraschte er Leontinen mit dem Geständniß seiner Liebe. Sie saß ganz still dabei und wie in einem Traume versunken, aber ehe sie noch ein einziges Wort geantwortet hatte, traf der Umstand ein, den wir hier anführen müssen.

Eine Viertelstunde von Larinski's Schloß steht eine kleine Capelle, halb versteckt zwischen Gebüsch, durch welches ein Kreuzweg führt. Als sie sich derselben näherten, stieg grade der Vollmond hinter einem Hügel auf und leuchtete auf die Capelle und die Baumgruppen. Sie sahen plötzlich einen kohlschwarzen

Schlitten, der ohne Schellen und von mehreren Reitern begleitet, vorbeieilte, aber er fuhr so rasch und die Reiter trabten so stark, daß das Ganze wie eine nächtliche Erscheinung an ihnen vorbeischwand, ehe sie noch begriffen, was sie gesehen hatten. „Was war das?" fragte Adalbert. — „Das war der Schlitten, der die Festgenommenen nach Sibirien bringt," antwortete Leontine. „So lange noch solche Schlitten auf unseren Wegen hinfahren," fuhr sie fort, „sollte Niemand von unseren Landsleuten an etwas Anderes denken, als an sein unglückliches Land." Adalbert sah wohl ein, daß sie Recht hatte, er fand selbst, daß dieß nicht der Augenblick war, in dem ein polnischer Jüngling sich der Liebe hingeben könne, und kurz nachher kamen sie in Larinski's Schlosse an.

Die Fenster waren prächtig erleuchtet, eine rauschende Musik ertönte aus den Zimmern, viele Schlitten hielten im Hofe und beständig kamen neue hinzu. Als Adalbert und Leontine eintraten, strömten ihnen eine große Anzahl Masken entgegen; doch war keine besondere Mannichfaltigkeit in den Anzügen zu sehen; ohne Zweifel waren die meisten Gäste mit ernsten Planen beschäftigt und ermangelten darum der geistigen Beweglichkeit, die dazu gehört, wenn man sich in eine fremde Rolle versetzen will. Viele trugen Dominos. Andere waren in polnische Nationaltracht gekleidet. Die Damen hatten prächtige Ringe und glanzende Diamantschmucke, wovon inzwischen ein großer Theil unächt seyn mochte.

Unter den Charaktermasken befanden sich gar manche, die entweder geradezu oder durch Winke und Andeutungen die herrschende Stimmung bezeichneten; so sah man einzelne mit dreifarbigen Cocarden, auch waren unter den Damen viele, die dreifarbige Bänder und Tücher trugen.

Ein Paar junge Leute gaben sich für Papierhändler aus und vertheilten ihre Waaren im Saale. Dieß schien sehr unschuldig; es befanden sich jedoch unter den reinen Bogen kleine Zettel, die verbotene Nachrichten über die Unruhen in Deutschland und den Aufstand in Belgien enthielten.

Andere waren dreister. Unter dem Vorgeben, Kupferstiche zu zeigen und zu verkaufen, theilten sie Caricaturen des Großfürsten und seiner nächsten Umgebung bei den Liebhabern aus.

Großes Aufsehen erregte eine Maske, die plötzlich eine Fahne in die Höhe hob, auf der man die Worte las: „Es lebe die Freiheit! nieder mit den Tyrannen!" Die Maske, welche die Fahne trug, war von einem Schwarme junger Männer umgeben, die jede unbequeme Person sich zu nähern verhinderten. Nach einigen Minuten sank auch die Fahne wieder und die Maske war verschwunden.

Kurz darauf kam ein Ritter mit niedergeschlagenem Visir, aber hoch erhobenem Schild. Auf dem Schilde war der weiße polnische Adler im Kampf gegen eine große Schlange. Die Schlange hatte den ganzen Leib des Adlers, nur mit Ausnahme der Flügel und des Schnabels, umschlungen, welcher letztere ihren Kopf bedrohte. Es währte indessen nicht mehr lange, so war auch diese Maske nicht mehr sichtbar."

Es folgen nun witzige Abtrumpfungen von lästigen Masken und Erkennen mehrerer entfernt geglandter Mitglieder der Familie, namentlich Leontinens Bruders, Bonaventura, den sie aufsuchen will.

„Aber ehe sie ihn noch gefunden hatten, näherten sich ihnen mehrere Andere und erzählten: in Warschau wären Unruhen ausgebrochen, die Russen wären vertrieben und der Großfürst geflüchtet oder getödtet. Dieses Gerücht verbreitete sich über alle Begriffe schnell und erweckte eine große Spannung in der Gesellschaft; zuletzt mußte die Musik schweigen und überall bildeten sich Gruppen, in denen sich ein Gesumme kund gab, gleich dem im Bienenstocke, wenn die Bienen schwärmen wollen.

Als Leontine diese Nachrichten hörte, löste sie ihre Maske und warf sie von sich. „Ist dieses Gerücht Wahrheit," rief sie aus, „dann ist es Zeit, sein Gesicht ohne Verhüllung zu zeigen." — Diese Worte wurden von vielen Seiten wiederholt, und im Nu waren die meisten Larven von den Gesichtern verschwunden, nur Zeltner und einige wenige Gleichgesinnte behielten sie vor. — In der fremden Tracht, mit dem blitzenden Halbmond über den dunkeln Locken, sah Leontine hinreißend schön aus; das heftig bewegte Gemüth belebte jeden ihrer Züge, auch erschien ihre Gestalt kräftiger und entwickelter als sonst, ja, da ihre Maske sank, schien es wirklich, als wenn ein Wesen aus einer phantastischen Welt niedergestiegen wäre, um das Fest der Sterblichen zu verschönern; dieß fühlten alle Umstehenden so lebhaft, daß sie ihr Platz machten wohin sie ging, und ihr Anblick mit der Theilnahme, die sich in ihrem Gesichte malte, erhöhte offenbar die allgemeine Begeisterung."

Plötzlich hob sie ihren weißen Arm auf und zeigte nach der geöffneten Flügelthüre des Saales. Hier hatte eine große Menge Menschen sich eingedrängt; Weiber, Greise und Kinder, die nicht zum Fest gehörten und die der stolze Graf Larinski dießmal doch nicht zurückwies. In ihrer Mitte stand ein blinder Mann, in welchem Adalbert den herumwandernden Sänger wieder erkannte, den Oberst Czernim aus dem Gefängniß gerettet hatte. Wie gewöhnlich war er von seiner Tochter begleitet und hielt seine Harfe in der Hand. Ein großer Halbkreis sammelte sich um ihn, Adalbert und Leontine eilten auch hin, und da Jedermann vor der letzteren zurückwich, stand sie dem Sänger ganz nahe, der mit seiner Begleiterin folgenden Wechselgesang begann:

Er.

Hier blühte die Rose am Wasserfall,
Hier tönte im Walde der Vögel Schall,
Sind sie verborgen jetzt, sind sie geflüchtet?

Sie.

Als das Schwert des Feinds hier hauste,
Und sein Pferd im Haine graste,
Sank die Ros' in ihrer Blüthe
Und der Vogel floh die Art;
Nur das rothe Birkhuhn krähet
Noch am kahlen Eichenstamme,
Aber keine jungen Buchen sprossen,
Und das Grün erstiebt zu Dornen
Unter des Verhaßten Füßen.

Er.

Dein kühner Bruder soll sein Schwert umbinden,
Er stürze los, gleich den heulenden Winden,
Wie Rauch und Wolken sollen dir Feinde fliehen.

Sie.

Dreizehn Jahr' mein Bruder zählte
Als Barbaren ihn genommen,
Ihn der Schmach und Noth geweiht;
Schande drücket seine Stirne,
Und der Mönch singt Seelenmessen
Ueber ihn, als wär' er todt.
Selbst sein Nam' ward ausgelöschet,
Und auf seinen Rücken schrieben
Sie als Zahl ihn in ihr Glied.

Er.

Dein tapf'rer Vater soll den Feind bezwingen;
Der schneeweiße Falk soll durch die Luft sich schwingen
Und der Rabe soll krächsen beim Schwertesklang.

Sie.

Als das Banner stolz sich hob
Und die feigen Feinde bebten
Vor Dombeowell's Heldenruf.
Ach! da fand mein greiser Vater
Auf dem Felde seinen Tod
An der fernen fremden Küste.
Auf dem eingesunknen Grabe
Stehen Disteln und es wachsen
Nesseln aus dem Heldenblut.

Er.

Dein muthiger Buhle soll die Ketten brechen,
Mit blutiger Lanz' sich am Tyrannen rächen,
Und schreien dazu der Vergeltung Gesang.

Sie.

Rohe Hände haben von der Stirne
Meines Buhlen Haar geschoren,
Auf dem Schlitten ist er weggeführt;
Dort wo Eis die Erde bindet,
Wo die Thräne einsam fällt,
Wo kein Seufzer mehr zu hören,
Wo die Peitsche nimmer ruht
Und den Fürsten an die Karre zwingt,
Hat ein Wort ihn hingeführet.

Er.

So zieht euer Schwert, ergreift eure Lanze,
Und tanzt mit dem Feinde im Todestanze,
Verjagt ihn, wie Stürme den flüchtigen Sand.
Unauslöschlich und ewig muß die Rache erglühen
Und will die Freiheit aus der Welt uns entfliehen,
So suchen wie sie noch hinter des Grabes Rand.

(Schluß folgt.)

Thomas Moore.

(Fortsetzung.)

Ein wohlberechtigtes Selbstgefühl, das Bewußtseyn sich ein Verdienst um seine unterdrückte Nation zu erwerben und zu ihrem Wiederaufleben etwas beizutragen, spricht aus diesen edeln Strophen, in welchen der Ernst den sonst so heitern und milden Dichter unwillkürlich hinzureißen, zu übermannen, ihn über sich selbst zu erheben scheint, und gewiß! wenn Irland dem Mann der unermüdlichen Beharrlichkeit, dem Agitator mit der riesenmäßigen Spannkraft, dem Redner mit den ehernen Lungen den Zoll seines heißesten Dankes schuldig ist für seine kühnen, oft selbst widrige und unsaubre Berührungen und Mittel nicht scheuenden, Ein Ziel, die Freiheit und das Glück seines Volks unverrückt im Auge haltenden Bestrebungen, so hat es gewiß Grund, neben jenem Mann, neben Shiel und andern Helden des Wortes, den goldmundigen, süßen Sänger zu nennen, als einen seiner einflußreichsten Vertreter, als den, dessen poetisch gehauchtes Wort die Herzen so mächtig und dauernder für Irland bewegt und rührt, als O'Connells Donnerstimme und gewaltige Schmähreden, als den, der neben den großen Vereinen, die der Agitator stiftet, vermittelst seiner Lieder die Herzen durch die sanftesten Sympathien zusammenflicht. Eine Probe, wie fein und sinnig Th. Moore seinen irischen Landsleuten zu schmeicheln weiß, und zwar auf eine ganz würdige Art, so daß die Schmeichelei ohne Zweifel zugleich eine an das Selbstgefühl der Nation appellirende Ermahnung in sich schließt, zeigt folgendes kleine, einfache Lied, das eine alte Sage behandelt:

Reich und selten trug sie manchen Edelstein
Und am Stab einen Goldring von hellem Schein;
Doch, oh! ihre Schönheit verdunkelte ganz
Den schneeweißen Stab, der Juwelen Glanz.

„Und fürcht'st du nicht, Dame, allein zu ziehn
So ueberrizend, auf ödem Weg dahin?
Sind so kalt Erins Söhne, so tugendfest,
Daß unversucht Weib oder Gold sie läßt?"

„Herr Ritter, ich hab' unverzagten Muth!
Kein Sohn von Erin ein Leid mir thut!
Denn, Herr Ritter, wohl sind sie dem Weib und dem Gold,
Doch noch mehr der Ehr' und der Tugend hold!"

Und ungekränkt, in ihres Lächelns Glanz
Durchzog sie das grüne Eiland ganz;
Und entzückt jeder Mund die Jungfrau pries,
Die auf Erins Ehre und Stolz sich verließ!

Die Vereinigung von Heldenmuth und Sängerthum bei den alten Iren feiert folgendes Lied:

Der Minstrel-Knab' in den Krieg auszog,
Trotz bietend dem Tod ohne Bangen;
Um die Hüften des Vaters Schwert ihm flog —
Um den Rücken die Harfe gehangen.
„Land des Gesangs," sprach der Sängerheld,
„Flicht Verrath auch der Weltenkreis dir:
Ein Schwert vor dein Recht doch sich schützend stellt,
Eine treue Harfe weiht Preis dir!"

Der Minstrel fiel! — doch den stolzen Geist
Zieht des Feindes Ketten nicht nieder;
Der geliebten Harfe Saiten zerreißt
Seine Hand — sie redet nie wieder;
„Nicht schände die Kette dich, die beseelt
Sang von Liebe und Heldenfechten!
Du, zur Wonne der Freien, der Reinen erwählt,
Sollst nicht tönen im Lande von Knechten!"

Wenn aber Moore allerdings dem Nationalgefühl der Irländer reichliche Spenden opfert und das Gefühl erduldeten Unrechts und der Unterdrückung ihnen schärft, so sind doch seine irischen Melodien nicht darauf berechnet, Haß gegen die Schwesterinsel und ihr Volk auszusäen, denn Moore muß wohl erkennen, daß Irland nicht mit Losreißung von England gedient und geholfen wäre, sondern daß Gleichstellung an Rechten mit diesem das Erwünschteste für sein Volk ist. Und schon daß diese Lieder in englischer Sprache gedichtet sind, ist ein Pfand und eine Bürgschaft, daß die Verbindung der zwei Völker nicht zerrissen werden soll. Aber auch ausdrücklich erkennt der Dichter die politische und nationale Einheit an, z. B. in einem Gedicht, worin er Irland um den Verlust großer und tapfrer Männer klagen läßt, um „den Helden von hundert Schlachten, und um den, an dessen feuriger Zunge Wahrheit, Friede und Freiheit hing." womit Nelson und Fox gemeint sind, wie die untenstehenden Anmerkungen besagen, wo man auch liest: „ich habe hier versucht, ohne auf den irischen Charakter zu verzichten, welchen in diesem ganzen Werk durchzuführen meine Absicht ist, auf das traurige unglückweissagende Schicksal hinzudeuten, das England so vieler großen und tugendhaften Männer gerade in einem Augenblick beraubte, wo es des Beistands des Talents und der Redlichkeit am meisten bedarf."

Wie man sich denken kann, ist in dieser Sammlung, wo alles Irische gefeiert wird, auch dem Emblem Irlands, dem Kleeblatt (Shamrock) die gebührende Ehre nicht vorenthalten; es kommt in mehreren Gedichten vor, namentlich in einem, wo er die Sache Irlands mit der Spaniens, das Kleeblatt mit der Olive verschwistert. Beinahe jedoch dürfte die Rose, das Emblem Englands, von dem irischen Kleeblatt beneidet werden um die Huldigung, welche ihr der Dichter Irlands in seinem so berühmten Gedicht: von des Sommers letzter Rose, dargebracht hat:

Letzte Rose des Sommers —
Noch allein blühst sie doch!
All die lieblichen Schwestern
Sind welk und sind fort.
Keine Blum' ihrer Gattung,
Keine Knospe mehr lauscht,
Die spiegelt ihr Erröthen,
Mit ihr Seufzerduft tauscht.

Verlassne! nicht sollst du
Hinschmachten am Stengel!
Wenn die Lieblichen schlummern,
Geh, schlummre du auch!
Sanft streu' deine Blätter
Auf dem Beet ich unter,
Wo duftlos und todt liegt
Der Schwestern süß Heer.

So mög' ich auch bald folgen,
Wird Freundschaft dem Staub,
Und die Thränerl' am Kelche
Der Liebe, zum Raub.
Wenn das treue Herz modert,
Und das zärtliche floh:
Ach! in öder Welt einsam —
Wer noch weilte gern so?

Trotz dieser, freilich nicht politisch gemeinten Feier der Rose erhoben sich in England manche Stimmen gegen die irischen Melodien, welche ihnen eine revolutionäre und anarchische Tendenz beilegten. Es konnte sogar das Gerücht verbreitet werden und Glauben finden, daß die irländische Regierung der Fortsetzung des Werks Hindernisse in den Weg lege, was Moore in dem Vorwort zur vierten Abtheilung berichtet, mit der Bemerkung: „dieß wäre in Wahrheit eine Erneuerung der Acte Heinrichs VIII gegen die Minstrels; es ist übrigens sehr schmeichelhaft, zu bemerken, daß von manchen Personen, wie die Anstifter jenes Gerüchts, unsrer Sammlung so große Wichtigkeit beigelegt wird." In Beziehung auf jenen Vorwurf: „daß er diese Melodien nur als Vehikel für gefährliche politische Grundsätze gewählt habe," sagt er: „Gegen solche, welche Nationalgefühl mit Hochverrath gleichstellen, und in jeder Bestrebung zu Gunsten Irlands ein System der Feindseligkeit gegen England erblicken, die, in finstern Vorurtheilen aufgefangt, bei dem geringsten Schimmer von Freisinnigkeit in Unruhe gerathen, welcher ihre Finsterniß zu stören droht, gegen solche halte ich es nicht der Mühe werth, mich wegen der Wärme politischer Gesinnungen zu rechtfertigen, wie sie hier und da in diesen Blättern vorkommen mag."

Und offenbar wäre es höchst kleinlich und engherzig, mit dem Dichter über einzelne heftigere oder zu einer gefährlichen politischen Deutung einladende Gedichte rechten zu wollen. Wir theilen noch ein solches mit:

Wo dir Letzten, die Treuesten starben
Der Helden — vergeßt nicht das Feld!
Wo die Hoffnung, voll glänzendster Farben,
Mit ihnen ins Grab ward gefällt!

Oh! könnten vom Tod wir erbeuten
Der kühn schlagenden Herzen Zahl,
Um im Antlitz des Himmels zu streiten
Für Freiheit die Schlacht noch einmal!

Könnten, stundenlang, frei wir uns kühren
Von der Kette tyrannischem Band:
'S stünd', uns drein von neuem zu schnüren,
Nicht in Menschen- und Götter-Hand!

'S ist vorbei! — Wohl mag glänzend im Buch seyn
Der Kön'ge des Siegers That:
Doch der Zug des Ruhms soll ein Fluch seyn,
Der die Heeren der Freien zerteat!

Lieber Grab oder Kerker, drin schimmern
Eines Tecubürgers Namen man schaut,
Als Aller Trophä'n, die auf Trümmern
Der Freiheit den Ruhm sich erbaut!

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 11.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

29 Januar 1840.

An die Phantasie.

Von Victor Hugo.

Zeig' mir den Ewigen, wie er aus seinem Strome
Der Ephemere Zeit und Raum gibt dem Atome;
Das dunkle Nichts, der Nächte stille Ernst,
Den Blitz, sich küssend in der blauen Sphäre,
Und den Kometen, der die Stoppelähre
Weltströmend hinfegt durch des Himmels Kluft.

Mein Geist entschwebt auf deinem mächt'gen Flügel
Von Blum' zu Blum', von Hügel über Hügel
Zum hellen Land, woraus uns Gott zerstreut;
Es streift an des Verhüllten heil'ges Grauen,
Denn weiter als der Staub kann er erschauen
Und irret, eine Welt, in der Unendlichkeit.

Fr. Notter.

Eine Polnische Familie.

(Schluß.)

Dieser Gesang brachte eine außerordentliche Wirkung hervor, aber sie wurde noch größer, als Bonaventura plötzlich hervortrat und erklärte, das Gerücht sey wahr; er selbst sey, kurz ehe der Aufstand ausgebrochen, in Warschau angekommen, die Russen seyen fort, und sobald der erste Kampf vorbei gewesen, sobald in Warschau die Thore wieder geöffnet worden, sey er davon geeilt, um der Erste zu seyn, der seinen Brüdern diese Kunde brachte. — Unbeschreiblich war der Jubel, der nach diesen Worten ausbrach, „zu den Waffen, zu den Waffen!" tönte es überall, „noch ist die Freiheit nicht verschwunden, noch ist Polen nicht verloren!" Zu gleicher Zeit erhob sich die Fahne wieder, die wir erwähnt haben, und wurde, gefolgt von einem wachsenden Schwarm, durch die Gemächer getragen; auch der Ritter mit aufgehobenem Schilde kam wieder, Leute aus dem gemeinen Volk mischten sich unter die Gäste, Männer und Weiber knieten auf die Erde und flehten um Segen zu dem bevorstehenden Kampf; Greise erhoben ihre Hände zum Himmel und dankten Gott, daß sie diesen Tag erlebt hätten; die kraftigsten Krieger, deren Gesichter erhärtet wie das Eisen schien, vergossen nun Thränen wie kleine Kinder, ja alte Feinde fielen einander um den Hals und schworen von dieser Stunde ihren Haß zu vergessen.

Leontine näherte sich inzwischen einem Piedestal, auf dem ein Adler von weißem Marmor mit ausgebreiteten Flügeln stand, darauf löste sie schweigend einen kostbaren Halsschmuck von ihren Schultern und legte ihn nebst ihren Ringen zu den Füßen des Adlers. Die Umstehenden, die dieß sahen, klatschten ihr Beifall zu und alle anwesenden Damen folgten ihrem Beispiel. So wurde ein reicher Schatz von Gold und Edelsteinen in dieser Nacht dem Vaterlande geopfert.

Bonaventura würde schon gleich bei seiner Ankunft seine Botschaft verkündet haben, aber Graf Larinski hatte ihn zu warten gebeten, bis der Volkssänger sein Lied gesungen hatte, da er glaubte, daß dieß den Eindruck vermehren und die Herzen zu gewinnen beitragen müßte.

„Da draußen steht noch eine Maske," rief Bonaventura, „unter welcher die russische Gerechtigkeit sich oft verborgen hat." Hiermit winkte er, und ein schwarzer Schlitten, der einem Sarge glich, glitt in die Thüre; er wurde von jungen Leuten gezogen und bewegte sich langsam vor, während die Menge zur Seite wich; endlich hielt er mitten im Saale. Ein eiskaltes Gefühl ging durch der Meisten Brust, als sie diesen Schlitten sahen, denn sie kannten ihn wohl und hatten ihn bei Tage und bei Nacht oft begegnet, und es waren Manche zugegen, deren Freunde und Verwandte er auf Wegen fortgeführt hatte, von denen sie niemals zurückkehrten.

„Auch diese Nacht führte dieser Schlitten einen Unglücklichen fort," sagte Bonaventura, „ich erfuhr im voraus, was geschehen sollte, sammelte einige Bauern, denen ich verkündete, daß des Feindes Macht gebrochen sey, und mit ihrer Hülfe habe ich den Gefangenen befreit."

„Dieser Schlitten wird euch Alle doch zuletzt holen," rief plötzlich eine Stimme, ohne daß man wußte woher sie kam. Es entstand eine tiefe Pause, die jedoch bald vom Schrei der Erbitterung unterbrochen wurde, während Dolche und Säbel in der Luft blitzten, um den Unheil verkündenden Propheten zu treffen; als man ihn aber nicht fand, nahm die Erbitterung eine andere Richtung, und man begann den Schlitten zu zerhauen. Da Säbel und Dolche hierzu zu schwache Waffen waren, holte man Aexte, und selbst die Damen legten Hand an, so daß zuletzt kein Span übrig blieb, denn Jeder wollte ein Stück nach Hause tragen, um es auf seinem Herde zu verbrennen als Opfer für die wiedergefundene Freiheit.

Kurz darauf hörte man von außen einen Schuß: „Was war das?" fragten Mehrere. — „Das Pferd, welches zu einer so unwürdigen Handlung gebraucht worden ist, lebt jetzt nicht mehr," sagte der Wirth des Hauses.

„Erschießt nur das Pferd," murmelte Major Zeltner, „wenn der nur frei ausgeht, der zuerst seinen Gang bestimmte." Mit diesen Worten hüllte er sich in seinen Domino und schlich sich fort."

Einen Beweis von der Vielseitigkeit des Dichters im Auffassen von Charakteren geben nächst der polnischen Nationalität, die durch das ganze Buch geht, ganz besonders auch zwei deutsche Persönlichkeiten, die nur in einzelnen Momenten auftreten, nämlich der alte Advocat und Fräulein Wahlstein. Beide sind in ein und demselben Capitel des Buches in unvergleichlichen Zügen so trefflich geschildert, daß ich fast in Versuchung komme, das ganze meisterhafte Capitel hier abzuschreiben; da dieß jedoch der Raum dieser Zeilen nicht gestatten dürfte, so begnüge ich mich nur künftige Leser auf diesen Abschnitt, der „Fräulein Wahlstein," überschrieben ist, aufmerksam zu machen. Als Probe der Darstellung sey nur Folgendes daraus angeführt.

„Ich habe schon von der großen Liebe gesprochen, die mein Vetter gegen seine Hausthiere zeigte; unter diesen spielten die beiden erwähnten Katzen eine wichtige Rolle; da sie indeß beide weiblichen Geschlechts waren und sich stark vermehrten, so wurde ihm ihre Nachkommenschaft, trotz aller seiner Thierliebhaberei, zu großer Beschwerde. Die Mehrsten an seiner Stelle würden das ganze Gezücht ertränkt haben, aber das konnte er nicht über's Herz bringen. Er verehrte sie also entweder seinen Bekannten, oder verschaffte ihnen mit deren Hülfe Plätze in fremden Häusern und sorgte mit großer Mühe dafür, daß sie gute Herrschaften erhielten. Ja, bei solchen Gelegenheiten opferte er, der sonst die Einsamkeit liebte, gern seine häusliche Ruhe, und sobald er Jemand von seinen Bekannten zu sich einlud, da wußten wir mit Sicherheit, ein Paar von diesen Thieren sollten auf ein oder die andere Weise angebracht werden. Wenn seine Freunde ihm jedoch nicht helfen konnten oder wollten, nahm er seine Zuflucht auch zu andern Mitteln und überredete für Geld und gute Worte Taglöhner oder alte Weiber, seine ungebetenen Gäste in fremder Leute Wohnungen auszusetzen, aus welchem Grunde er auch über alle Katzenliebhaber, die er in der Stadt ausspüren konnte, Buch hielt. Ja, da er Mißtrauen bekam, seine Boten möchten ihn bisweilen hinter's Licht führen oder zum wenigsten seine Aufträge nicht so gewissenhaft ausrichten als er wünschte, so mußte zuletzt bald ich, bald der alte Johann am Abend die Kätzchen in der Stadt herumtragen, und überhaupt konnte keine Mutter mehr Künste anwenden, ihre Kinder gut versorgt zu erhalten, als der Advocat, der doch sonst kein diplomatisches Genie war, um diese seine Lieblinge auf guten Stellen anzubringen; „denn, warum sollen wir ihnen das Leben nehmen?" pflegte er zu sagen, „unsere Hände haben sie ja doch gestreichelt und gefüttert, wir haben uns oft über ihre lustigen Sprünge gefreut, laßt sie also lieber, wenn ihrer zu viel werden, ausgehen in die Welt und ihr Heil versuchen, zum wenigsten wollen wir ihnen nicht den Weg zu dem Glück versperren, das ihnen vielleicht beschert ist."

Fräulein Wahlstein, so hieß die Eigenthümerin des Gartens, war eine von denen, die auf der Liste des Advocaten obenan standen, und sie war deßhalb öfters mit einem Freiexemplar aus seinem Thiergarten bedacht worden. Eines Abends, als ich ihr eine solche Verehrung bringen sollte, und als ich nach meines Vetters Vorschrift das kleine Thier eben auf die Treppe niedersetzen wollte, fing es plötzlich stark zu miauen an, worüber ein Mädchen mit Licht heraus kam, und mich auf frischer That überraschte. „Aha," sagte sie, „nun bekommen wir doch zu wissen, wer uns den Segen von jungen Katzen ins Haus bringt." In demselben Augenblick schellte es von innen, weßhalb das Mädchen hineinging, aber doch nicht, bevor sie die Hausthüre zugeriegelt hatte, damit ich nicht entlaufen konnte. So stand ich da in Furcht und Beben über die Gefahr, der ich entgegen ging. Kurz darauf kam das Mädchen wieder und ersuchte mich einzutreten, weil das Fräulein selbst mit mir zu sprechen wünschte.

Der Neffe des alten Advocaten wird auf diese Art mit dem nicht mehr jugendlichen, doch höchst anziehend geschilderten Fräulein Wahlstein bekannt, die ihn sehr gütig aufnimmt, obwohl sie gegen ähnliche Beweise seines Vertrauens zu ihrem mitleidigen Herzen für die Folge protestirt.

Später wird er von derselben in das Reich der Poesie eingeführt, so daß er sich schon in jugendlichen Jahren zum großen Verdruß des alten Vetters in eignen Gedichten versucht. Dieser äußert sich nämlich sehr bitter über dergleichen leeres Kinderspiel und unnütze Träumereien, und empfiehlt ihm dagegen das Studium der Mathematik, „die vor allen andern Kenntnissen eines verständigen Mannes würdig sey."

Indeß widerfuhr meinem Vetter kurz darauf eine große Kränkung, die ihn für einige Zeit in die ängstlichsten Zweifel und in Unsicherheit stürzte, obgleich er die gewisseste von allen Wissenschaften studirte. Er nahm eines Tages eine Abschrift von seinen Arbeiten und sandte sie einem berühmten Mathematiker zu, der in Danzig wohnte, um seine Meinung darüber zu hören. Nach einiger Zeit erhielt er jedoch eine Antwort, in der ihm bedeutet wurde, die Wissenschaft habe schon längst die Gränzen überschritten, von welchen er noch glaubte, daß sie stände, in Folge dessen wüßte man jetzt kürzere Wege, um das Ziel zu erreichen, das er auf einem längeren suchte.

Selten hat etwas mich mehr erschüttert, als der Anblick des Kummers und der Bläſſe, die ſich über das Geſicht meines Vetters verbreiteten, als er dieſen Brief geleſen hatte. Er ging mehrere Tage umher, faſt ohne zu eſſen und zu trinken, und ohne ein Wort zu ſprechen; ſogar in der Nacht hörten wir ihn in ſeinem Zimmer gehen und tiefe Seufzer ausſtoßen; er arbeitete nicht mehr, er achtete nicht auf ſeine Hausthiere, aber ſeine Augen waren beſtändig auf das Pult gerichtet, auf welchem der unglückliche Brief aufgeſchlagen lag, und er wurde jeden Tag bläſſer und bläſſer.

Eines Abends rief er ſeinen alten Diener in ſein Zimmer. „Johann!“ ſagte er, „ich weiß du biſt mir ergeben, ich habe keinen Andern, dem ich mich anvertrauen kann, und doch muß ich meinen Gram vor Jemanden ausſchütten, wenn mein Herz nicht brechen ſoll; denn du mußt wiſſen, ich habe faſt mein ganzes Leben mit Narrenſtreichen verſchwendet, ja ich hätte die ganze Zeit Verſe ſchreiben können, wie der Knabe letzthin that, und ich würde doch nicht weiter vom Ziele ſeyn, als ich jetzt bin.“

Dieſer Gram hätte auch ſicher ſeinem Leben ein Ende gemacht, wenn nicht der alte treue Diener ihn mit dem Gedanken getröſtet, daß jener Gelehrte wohl gar aus Neid oder andern kleinlichen Beweggründen dieſes liebloſe Urtheil gefällt, und erlangte die Erlaubniß noch einen zweiten Verſuch damit zu wagen. Dieſer Verſuch kommt unter Mitwirkung des Hausarztes zur Ausführung, der dem Mathematiker die lebensgefährlichen Folgen jenes Briefes vertraut, und deſſen Menſchenliebe zu einem zweiten bewegt, worin er ſein Bedauern ausdrückt, wegen Mangel an Zeit jene Schriften das erſtemal nicht aufmerkſam geleſen zu haben, jetzt aber, nach genauerer Durchſicht, müſſe er eingeſtehen, daß wenn auch Manches nicht neu, doch die Arbeiten in ihrer Art ſehr nützlich ſeyn könnten, beſonders wenn ſie noch recht ſorgfältig durchdacht und ausgefeilt würden.

„Dieſer letzte Brief wirkte wie ein Zauberſchlag; der alte Herr erhielt Muth und Kräfte wieder, aß und trank und arbeitete nach wie vor tief in die Nacht hinein bis zu ſeinem Todestage.“

Nachdem ich ſo viel zum Ruhme dieſer Dichtung geſagt habe, ſey es mir auch geſtattet, auf einige Mängel aufmerkſam zu machen, die in der deutſchen Ueberſetzung vielleicht vermieden werden könnten. Nachdem er auf dem vorgeſchilderten Maskenballe den Enthuſiasmus aller Anweſenden und des Leſers ſo hoch geſpannt hat, läßt er Emilie ihren Verwandten in ein Seitenzimmer des Saales rufen und ihm dort eine ſtundenlange Geſchichte erzählen, was ſchon darum nicht günſtig auf den Leſer wirkt, weil er vielleicht der gedehnteſte Abſchnitt im Buche iſt, in dieſem Augenblick iſt es aber auch unnatürlich. Ueberhaupt beſitzt Hauch eine Eigenthümlichkeit der däniſchen Sprache, Alles ſehr umſtändlich auseinanderzuſetzen was in ihren kurzen Worten zur Verdeutlichung beiträgt, in der deutſchen länger werdenden aber ermüden würde, in größerem Grade, als andere däniſche Schriftſteller. Dagegen gleitet er über die Erzählung mancher kleiner Umſtände fort wie einige Franzoſen, welche mit weniger Worten motivirter und wahrſcheinlicher erſcheinen würden, was der Deutſche nicht vergeben kann. Ebenſo iſt Hauchs Interpunktion von der deutſchen abweichender, als die der mehrſten anderen. Das deutſche Ohr möchte ſich ſchwerlich daran gewöhnen. — Werden dieſe kleinen Uebelſtände abgeſtellt, ſo wird ein großes Hinderniß wegfallen, das dieſem Roman auf ſeiner Rundreiſe durch alle Sprachen Europa's entgegenſtehen dürfte.

Ferner, warum läßt er Skrzynecki ſo ganz in den Hintergrund treten? man ſieht, daß Polen perſönlich auf den Dichter eingewirkt haben. Denn wenn dieſe merkwürdiger Weiſe alle für Uminski ſympathiſiren, deſſen Leichtſinn doch allein den unglücklichen Rückzug nach Oſtrolenka herbeigeführt hat, und der, was ſchlimmer, nach der Revolution in London im Wohlſtand lebte, da er vor ihr nicht mehr auf ſeinem polniſchen Dorfe exiſtiren konnte — haben ſie gegen Skrzynecki, den unbeſcholtenſten aller ihrer Anführer, eine gemeinſame Theilnahmsloſigkeit. So lange nicht ein wahrer Redlichkeitsſinn ſich bei vielen dieſes Volks zeigt, werden ſie immer wieder Häuptern in die Hände fallen, die im entſcheidenden Moment ſie entweder aus Leichtſinn oder geradezu aus Habſucht im Stiche laſſen, und ein Skrzynecki wird mit ihnen nichts ausrichten können.

Ich kann jedoch zum Schluß nicht umhin, die Theilnahme für den Dichter und die Bewunderung einer ſo merkwürdigen Menſchen- und Länderkenntniß noch dadurch zu erhöhen, daß ich die Stelle anführe, an der er, leider aus eigner ſchrecklicher Erfahrung ſpricht, wo Caſimir beide Beine abgenommen werden. Auch er hat das eine verloren. Beſcheiden hat er die Worte derjenigen Perſon in den Mund gelegt, die er am wenigſten hoch ſtellt:

„Ach, und wenn nun der ungeheure Schmerz überſtanden iſt, dann merkt man bald, wie alle Pulſe aushalten, wie alle Lebensgeiſter trauern über den großen unerſetzlichen Verluſt. Die Seele fühlt dann wohl, daß alle Lebensblumen dahin ſind, daß der Ausdruck des immerwährenden Schmerzes niemals mehr aus den Geſichtszügen weichen wird, daß der Schmetterling, der die Flügel verbrannte, nun keinen Troſt mehr zurück hat, außer den, den der Tod ſchenkt. Die andern welken langſam hin, das eine ihrer Haare wird grau nach dem andern, eine Falte kommt nach der andern, und ſie merken kaum, wie der Sommer in den Herbſt übergeht; ſie haben Zeit, ſich an den Winter zu gewöhnen, ehe er hereinbricht, und erinnern ſich faſt nicht mehr, daß es einſt Frühjahr war; ich dagegen war in dem einen Augenblick friſch und blühend und in dem nächſten ein zerſchmetterter Wurm, der ſich von dem Wurm auf dem Felde nur durch den Vorzug unterſcheidet, daß er ſeinen Schmerz ſtärker fühlt.“

Thomas Moore.

(Fortſetzung.)

Der erotiſchen Poeſie hat Moore in den iriſchen Melodien keineswegs Lebewohl geſagt, aber ſie erſteht darin in einer höhern, ediern Form. Hatte er ſonſt mehr den flüchtigen Genuß der Sinne, den Rauſch der Leidenſchaft beſungen, deren Kehrſeite dann frivoler Spott und der Wis befriedigungsloſer Un-

behaglichkeit war, der bald den Gegenstand der Liebe oder Leidenschaft, bald diese selbst verdächtigte und herabsetzte, so ist es jetzt die Treue des Herzens, die unzerreißbare Sympathie der Seelen, welche von seinen schönen, tiefgemüthlichen Liedern verherrlicht wird. Man könnte sagen: Th. Moore hat damit seine ehrende Achtung vor dem Volke, vor der moralischen Person der Nation an den Tag gelegt; jene lüsternen und frivolen Poesien bot er so zu sagen den litterarischen Gourmands und faihionabien Leuten der höhern Gesellschaftsclassen dar, aber vor die Versammlung des Volks wollte er nur mit den gediegenern, reinen, natürlichen und edeln Gefühlen eines starken und treuen Herzens treten. Das allererste Lied der ganzen Sammlung ist sogleich ein Liebeslied voll Innigkeit und Tiefe. Es ist, so muß man etwa annehmen, das Lied eines irländischen Mädchens, das seinem Geliebten, der in den Krieg oder sonst in die Weit hinauszieht, um seine Kraft zu erproben, rührende und bittende Abschiedsworte nachruft:

Geh, wo Ruhm dir zuwinkt;
Doch, wenn der Kranz dir zusinkt,
Oh! stets doch denke mein!
Wenn von süßesten Zungen
Dir wird Lob gesungen,
Oh' dann gedenke mein!
Weichre Hand wohl hegt dich,
Lieb're Freundschaft pflegt dich,
Höhre Fluth wohl trägt dich
In Lust und Freud' hinein;
Doch wenn Freund' und Wonnen
Trautest dich umsponnen,
Oh, dann auch denke mein!

Wenn du schweifst am Abend,
Dich am Vollmond labend,
Oh! dann gedenke mein!
Denk', heimwärts gewendet,
Wie uns oft geblendet
Sein Licht! So denke mein!
Wird bei Sommers Scheiden
Sich dein Aug' mit Freuden
So wie ehmals weiden
An später Rosen Schein:
Denk', wie dich die werthe
Blume lieben lehrte,
O! dann gedenke mein'

Wenn um dich das todte
Herbstlaub sirgt, das rothe,
Oh! dann gedenke mein!
Schaust du zu der frohen
Herdesflammen Loben,
Oh! dann gedenke mein'
Rey' Musik, erweichend,
All dein Seyn durchstreichend,
Sanft dein Herz beschleichend
Dann das Auge dein!
Weisen, die ich sang dir,
Flüstr' Erinnrungsklang dir —
Oh' dann gedenke mein!

Als eine eigentliche Palinodie und Abschwörung früherer Irrlehren und Kedereien, gegen den Glauben an die Treue und Ewigkeit der Liebe gerichtet, indem er in frivolem Uebermuth sogar ausdrücklich die Dauer der Liebe an äußerliche und natürliche Bedingungen geknüpft, und nur unter solchen Restrictionen und Reservationen der Geliebten sein Herz zugeschworen hatte, läßt sich folgendes schöne Gedicht ansehen, in welchem die Unabhängigkeit der Seelenliebe von natürlichen Zufälligkeiten, von sinnlichen Reizen ausgesprochen und stillschweigend die Lehre Plato's (über den der Dichter sich sonst gern lustig gemachte hatte), daß die ächte Liebe das Sichwiederfinden und Vereinigen von zwei Seelen sey, welche ursprünglich eine Einheit bildeten, und getrennt worden waren, beistimmend bestätigt:

Glaub' mir, wenn deiner blühenden Reize Verein,
Drauf mein Aug' weilt in zärtlicher Lust,
Klüb', wie Feengeschenk, ein vergänglicher Schein,
Während ich dich schließ' an die Brust:
Ja, wenn welk deine Schönheit würd' heute, und bleich,
Dich anbeten, wie jetzt, würd' ich doch!
Jede Sehnsucht des Herzens schläng' epheugleich
Um die theure Ruine sich noch!

Nicht, so lange dich Jugend und Schönheit verklärt,
Deine Wang' nicht die Thräne entweiht:
Wird die Inbrunst und Treue der Seele bewährt,
Der nur theurer dich stets macht die Zeit.
Oh' nichts ächter Liebe ihr Wesen raubt!
Treu das Herz bis zum Ende sich zeigt,
Wie zum sinkenden Gott sich der Sonnblume Haupt
Noch, gleichwie zum aufsteigenden, neigt'

Die heilige Unschuld der Liebe, mit einer religiösen Beziehung, spricht folgendes kleine Lied aus:

Die kennen mein Herz nicht, die glauben: es sey
Nicht vom Erdelement fein Gefühl für dich frei!
Und, wenn ich in Blüthe des Lenzes dich schau'
Rein, wie auf der Blume der früheste Thau,
Treib' ich Leid der Geliebten — wie lächelnd sinkt
Auf die Thauperl' ein Sonnstrahl und weg ihn trinkt.

Nein! wie glänzend auch strahlt dein Malangesicht:
Dein Herz umschwebt ein noch holderes Licht'
Nicht die Wange, vom Purpur der Unschuld behaucht,
Macht so schön dich — die Seele, die dämmernd drans taucht;
Wie zum Aether, wie prachtvoll gestirnt er auch blinkt,
Wir sehnsücht'ger noch schaun, weil der Himmel dort winkt.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 12 u. 13.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

1 Februar 1840.

Violette.

Von Madame Desbordes Valmore.

Die Dichterin der Fleurs und der Pauvres Fleurs verläugnet sich in diesem vor kurzem in Paris erschienenen Roman keineswegs. Blumen und Thränen kommen in demselben reichlich vor, wie denn schon der Name der einen Hauptheldin der Name einer Blume ist; die andere Hauptheldin, Marguerite, Königin von Navarra, hat ebenfalls einen Blumennamen, denn Marguerite bedeutet die Maßliebe, aber auch Perle, und jedes halbwegs poetische Gemüth, oder jeder, der nur Poesien gelesen hat, weiß, wie die Dichter und Dichterinnen zu spielen lieben mit Perlen und Thränen, indem bald Thränen mit Perlen verglichen, bald Perlen in Thränen verwandelt werden. Indeß läugnen wir nicht, daß uns diese, wenn auch etwas reichlich angewendeten Zuthaten eines Romans immer noch besser behagen, als diejenigen Ingredienzien, welche man in der neuesten französischen, englischen und leider auch der deutschen Roman- und Novellen-Literatur so häufig findet — wir meinen die unnatürlichen Gräuel und Frevel, das Gemisch von Blut und asa foetida. Den vorliegenden Roman könnte man sich versucht fühlen, in die Classe der vor einigen Jahrzehnten in Deutschland so beliebten Klostergeschichten, deren Reigen Sigwart anführt, zu rechnen, aber die sentimentale, rührende Erzählung hat auch einen historischen Hintergrund, indem der Hof und das Zeitalter Franz I von Frankreich dem Leser vorgeführt werden. Und wenn man will, kann man sogar in dieser Erzählung eine gewisse Verwandtschaft finden mit denjenigen modernen Romanen, welche das große Thema der Frauenemancipation behandeln; diese Verwandtschaft beschränkt sich aber darauf, daß das gewöhnliche Schicksal der Frauen: aufgeopfert zu werden, in mehreren Fällen dieser Art, an dem Beispiele einer Königin und zwei ihrer Ehrenfräulein, veranschaulicht und beklagt wird, doch ohne daß irgend direct oder indirect Vorschläge gemacht oder Anweisungen gegeben würden, wie sich die Frauen diesem Schicksal entziehen oder daß sie sich dagegen empören sollten. Vielmehr dulden die Geopferten ihr Loos mit stummer und frommer Resignation. Die Geschichte ist ziemlich einfach. Wir geben zuerst einen kurzen Umriß und lassen dann einzelne Abschnitte folgen.

Die Scene ist im Anfang das Louvre. Der alte bigotte Baron von Aigues-Vives, ein navarresischer Edelmann, der Vormund Violettens von Sauveterre, zeigt der Königin Marguerite von Navarra, deren Ehrenfräulein Violette ist, das Testament von Violettens Vater, seinem vor Jahren gefallenen Waffenbruder, worin er seine Tochter, die Erbin großer Güter, nach zurückgelegtem sechzehnten Jahr dem jungen Grafen Amalric d'Argèles, einem ebenfalls sehr reichen Erben, zur Gattin bestimmt, worüber beide Familien längst einig geworden sind. Die Königin, welche Violette zärtlich, wie eine Tochter, liebt, und die erst kürzlich ein Ehrenfräulein, Isabelle des Ursins, die vieljährige Gespielin und Freundin Violettens, durch eine Heirath verloren hat, welche sie, wie man besorgt, nicht glücklich macht, und selbst vermählt mit einem ihrer nicht würdigen Manne, den sie nicht liebt und der sie nicht einmal mit Achtung behandelt — die Königin erhebt Bedenklichkeiten gegen dieß Testament, dessen unverbrüchliche Gültigkeit und Vollziehung indeß der alte Baron unnachgiebig verlangt, obgleich er selbst den jungen Grafen Amalric kaum kennt. Der Graf soll jetzt am Hof erscheinen und sein Recht auf Violettens Hand geltend machen. Auf dem für den Abend vorbereiteten Ball soll er erscheinen, wo auch die Königin mit ihrem Hof sich einfinden wird; zuvor aber noch erhält die Königin durch den Dichter Clement Marot, mit welchem sie seit frühen Jahren eine von ihm erwiederte tiefe und glühende, gewaltig bekämpfte, aber nicht zu erstickende Neigung verbindet, von ihrem vergötterten Bruder Franz I, den sie erst kürzlich aus seiner Gefangenschaft in Madrid zu befreien nicht wenig beigetragen, indem sie selbst nach Madrid reiste, und Kaiser Karl V günstig zu stimmen suchte, den Befehl, in ihr Königreich, nach Bearn, abzureisen.

Marguerite, mit schwerem, bekümmertem Herzen, schmückt mit eigenen Händen Violetten, welche über einem wehmüthigen Brief an Isabellen zu lange gesäumt hat, sich für den Ball an-

zukleiden, und führt sie in den prächtig erleuchteten, von Musik erfüllten Saal. Wirklich erscheint dort auch der Violetten bestimmte Bräutigam, der Graf Amalric d'Argeles, eine hohe, prächtige Gestalt, aber voll Eigendünkel und Selbstgefälligkeit; er führte Violetten zum Tanze, aber ohne ein besonderes Interesse für sie zu zeigen, ohne mit ihr zu sprechen, und mit einer Miene, welche ihr sagte, daß er ihr in Ewigkeit nichts zu sagen haben, daß er ihr nie etwas seyn werde. Nur einen Augenblick war der König am Ende einer Galerie erschienen, und wie die Königin überzeugt war, nur, um sein Auge von fern an Violettens Schönheit zu weiden. Violette, von dem Ball in ihr Gemach zurückgekehrt, am Schicksal ihrer schwesterlichen Freundin Isabelle sich spiegelnd, sprach bei sich selbst ein entschlossenes: Nein! gegen die ihr bestimmte Verbindung mit dem Grafen Amalric, aus. Marguerite aber, die bewunderte und glänzende Königin, die beim Ball von Freundlichkeit und Reiz gestrahlt, suchte, tief betrübt über ein demüthig zärtliches Billet von Clement Marot, von dem sie bald ganz scheiden mußte, unter bittern Thränen den Schlummer. Am andern Morgen überzeugte sie sich in einem Gespräch mit Violette, daß dieser der Graf d'Argeles gänzlich zuwider sey, aber eben so auch, daß das unschuldige Mädchen die keimende Neigung des Königs ganz und gar nicht merke, und ihn in ehrfurchtsvoller Entfernung bewundere und hochschatze. Ein Versuch ihres Vormunds, sie auf andere Gedanken zu bringen, blieb trotz seiner Strenge und Heftigkeit, und der Scheu, welche Violette seit frühen Jahren vor ihm hegte, fruchtlos. In der Traurigkeit und Bangigkeit, welche sie ergriff, als sie nach diesem Besuch wieder allein war, gedachte Violette an all die Schmerzen und Leiden, die sie schon gesehen, und hiebei trat ihr besonders lebhaft vor die Seele ein junger Pilger, noch ein Kind, der ihr eine werthe Reliquie, einen bleiernen Ring, zurückgelassen, welchen sie jetzt anstarrte. Man sah auf diesem Ring zwei Herzen, eingefaßt von einem Dornenkranz, und darüber eine Flamme. In tiefer Schwermuth dachte sie: was haben sie wohl mit diesem Kinde gemacht?

Violette hatte im Alter von vier Jahren Vater und Mutter verloren; beim Begräbniß ihrer Mutter brach ihr Jammer, zum großen Verdruß des Barons Aigues-Vives, ihres Vormunds, so aus, daß dadurch die Leichenfeier gestört wurde, und mit Unmuth erkannte und ahnte der Baron in ihr das Gemüth ihrer weichherzigen, und nach seinem Dafürhalten viel zu sehr für weltliche Gefühle empfänglichen Mutter. Er verwünschte ihre Erziehung und beschloß, ihr an der einige Jahre ältern Tochter eines Freundes, eines eben so strengen Mannes, des Herrn des Ursins, eine Gespielin zu geben, die ihr hoffentlich mit gutem Beispiele vorangehen würde. Dieß war Isabelle, die er ohne Vorbereitung aus dem Hause ihrer Eltern auf seinem Pferd mit sich nach Sauveterre nahm, wo die beiden Mädchen in liebevoller Eintracht, obwohl unter strenger Zucht gehalten, lebten. Wenig Abwechslung hatte ihr einförmiges Leben, bis eines Tags ein seltsames Ereigniß sich begab. Die beiden Mädchen (Violette war sieben Jahre alt) erblickten vor dem Thor, das auf die Landstraße ging, einen etwa zehnjährigen Knaben als Pilger gekleidet, baarfuß, aber um den Hals ein kostbares Tuch, von überraschender wunderbarer Schönheit. Sie redeten ihn, der nicht Worte finden konnte, an; sie bewirkten, daß man ihn einließ. Er erzählte ihnen, daß er auf einer Wallfahrt begriffen sey zur heiligen Jungfrau de la Daurade, um von ihr die Erfüllung seines heißen Wunsches zu erlangen: das Herz seiner Mutter zu gewinnen, welche, all ihre Liebe dem erstgebornen Sohne zuwendend, ihn in ein Kloster schicken wolle. Ein alter Pilger habe ihm viel von der Macht der heiligen Jungfrau de la Daurade über die Herzen erzählt, und er habe die Pilgertracht, welche seine Mutter für einen armen Knaben machen ließ, um für sie eine Wallfahrt anzutreten, angezogen, nicht um über die Pyrenäen zu wandern, und zur Madonna del Pilar zu flehen, wie der Waisenknabe es thun sollte, sondern zur Gottesmutter de la Daurade, daß sie ihn glücklich und frei mache, wie seinen Bruder, und ihm einen gleichen Antheil an der mütterlichen Liebe verleihe. Aber plötzlich kamen Diener seiner Mutter mit Waffen in den Händen, und an ihrer Spitze der Baron Aigues-Vives selbst, höchlich erzürnt über die Keckheit und Unbotmäßigkeit des Knaben. Er fuhr ihn barsch an, aber der Knabe antwortete ihm unverzagt und freimüthig; den Dienern gebot er, ihre Waffen zu senken, denn er sey der Sohn ihrer Gebieterin; er werde nicht ihnen folgen, aber sie sollten ihm folgen, denn er verstehe sich dazu, zu seiner Mutter zurückzukehren. So entfernte er sich mit den Dienern, nachdem er zuvor Violetten den oben erwähnten Ring zum Andenken und als einen Glück bringenden Talisman gegeben. Violette brach in ein heftiges Weinen aus, worüber der Vormund sehr ungehalten war; doch hatte das Benehmen des Knaben einigen Eindruck auf ihn gemacht, und den bleiernen Ring betrachtete er mit großer Ehrfurcht. Aber nie erfuhren die Mädchen von ihm den Namen des jungen Pilgers, den er wohl kannte; es war der jüngere Bruder des Grafen Amalric d'Argeles; und obgleich Violette manchmal auf das Schloß der Wittwe d'Argeles kam, sah und hörte sie doch nie etwas von Isolier d'Argeles; und nur eine innere Ahnung sagte ihr, daß der seraphähnliche Pilger Isolier d'Argeles seyn möchte.

Marguerite setzte Violette in Kenntniß von ihrer bevorstehenden Abreise und ihrem Entschluß, sie mit sich zu nehmen, um sie so noch einige Zeit wenigstens vor den Bestürmungen zu jener Heirath zu sichern. Dankbar nahm Violette dieß an. In einer Unterredung mit ihrem Bruder Franz I erfährt Marguerite, wie sie schon vermuthet, daß er sie nach Navarra schicke, weil sich viele Anklagen gegen ihre Rechtgläubigkeit erhoben, und sie durch die Entfernung vom Hofe auch dem Haß und der Verfolgung eher entrückt werde. Zugleich vergewissert sie sich, daß Violette auf den galanten König einen bedeutenden Eindruck gemacht hat, und dieß benützt sie, in einer Unterredung mit dem Baron von Aigues-Vives, um diesen zu bewegen, seine Mündel sofort mit der Königin ziehen zu lassen, und sie selbst als ihr Oberstallmeister zu begleiten. Nachdem noch ein Ball des Königs statt gefunden, nach dessen Schluß er Margueriten und Violetten prächtig beschenkt, und Marguerite unter Thränen von ihrer gerührten und trauernden Mutter Abschied genommen, reist sie mit ihren Ehrenfräulein, ihrem Oberstallmeister und dem mun-

tern und schlauen Pagen Elisée nach Navarra ab. Unterwegs begegnen sie unverhofft dem Gemahl Margueritens, Henri d'Albret, König von Navarra, dessen Kind sie unter dem Herzen trägt, der, auf dem Wege nach Paris begriffen, sich mit der Jagd die Reise verkürzt, und seine Gemahlin, die ihm lebhaft entgegeneilt, mit der größten Gleichgültigkeit und Kälte empfängt, welche nur dem alten Baron von Aigues-Vives nicht auffällt. Nach einigen kleinen Abenteuern und seltsamen Begegnissen — sie werden zufällig Zeugen einer Hochzeit unter den fast wilden Bewohnern der Landes — kommen sie in Bearn an, wo sie vom Volke mit Jubel empfangen werden.

Am andern Tage wird sofort der Page Elisée nach dem einige Stunden entfernten Schloß Ortez gesandt, welches dem Gemahl Isabellens, Glover Aymond, gehört, um die Freundin Violettens an den Hof der Königin einzuladen. Aber er wurde von dem Edelmanne unfreundlich empfangen; barsch erklärte er ihm, die wankende Gesundheit seiner Gattin erlaube ihr das Reisen nicht; er werde allein an den Hof kommen, der Königin seine Huldigung darzubringen. Der Page sah zuerst Isabellens Schwester, Aloise, ein sehr schönes Mädchen, aber mit einem bösen Zug im Gesicht, und dann Isabellen selbst, blaß und leidend. Sie erklärte dem Pagen, daß er die Antwort, welche ihr Gatte ihm gegeben, der Königin überbringen solle, und gab ihm dann eine Maßliebe (marguerite) als Zeichen ihres beständigen Andenkens an seine Gebieterin mit. Der Page richtete seine Botschaft aus, und erntete theils dafür, theils für seine sonstigen Talente, für seine Treue und seinen Eifer, Geschenke und Lobsprüche, welche ihn mit einem ganz neuen, männlichern Geist beseelten. In einer innigen Unterhaltung vertrauen jetzt die Königin und Violette einander ihre theuersten Herzensgeheimnisse an; Violette erzählt die Begegnung mit dem Pilgerknaben, dessen Bild ihr nie mehr aus dem Herzen entschwunden sey, und die Königin erzählt ihr eine ähnliche Begegnung, auch aus ihren Kinderjahren, mit einem, den sie nicht nennt, aber wohl nennen könnte; sie getraut sich nicht, ihr ganzes Herz auszuschütten, getraut sich nicht, den Namen Clement Marot auszusprechen. Violette dagegen gesteht, daß sie tausendmal schon vermuthet, der Pilgerknabe sey der Bruder des Grafen Amalric; aber nie habe sie darüber Gewißheit erlangen können. — Der Oberstallmeister wird zur Königin beschieden, und, obgleich er für das Dringlichste hält, die Kirchen und Klöster der Umgegend zu besuchen, beauftragt, Violetten auf einem Besuch bei ihrer Freundin Isabelle zu begleiten.

Dieser Besuch ist traurig. Violette glaubt in ein Gefängniß zu treten, so düster und kalt ist Alles in Ortez. Isabelle eilt ihr blaß und heftig bewegt entgegen, ohne zu sprechen, und nur Schluchzen verräth ihre Gefühle. Das Gespräch bleibt einsilbig, so lange der Vormund, Glover und Aloise anwesend sind; aber nachdem sich diese entfernt — und zwar der Baron Aigues-Vives sehr erbost über die gottlose Aloise, welche sich sträubt den Schleier zu nehmen, dem ihre Eltern sie geweiht haben, und allerlei kecke Reden führt — läßt Isabelle ihrem Kummer freien Lauf. Sie erwartet den ihr schon nahen Tod, aber sie erklärt sich zufrieden; sie wünscht Violetten, daß sie glücklich seyn möge, bittet sie, der Königin zu sagen, wie sie sie gefunden, zeigt ihr ihre ganz abgemagerten Arme, und gesteht ihr, daß sie, von ihrem Gatten, den sie auf Befehl der Ihrigen, ohne eigne Neigung, die Hand gereicht, niemals eigentlich geliebt, seit der Zeit wo sie ihre Schwester Aloise zu sich genommen, ihm gänzlich entfremdet worden sey. Diese unnatürliche Schwester habe sie, als die Aeltere, von Kindheit an gehaßt und beneidet, auch aus diesen Gesinnungen nie ein Geheimniß gemacht. Offen habe sich Aloise gegen sie dessen gerühmt, daß sie, Aloise, hier die Geliebte, daß Isabelle die Ueberflüssige und Ueberlästige sey, und ihr Gatte selbst habe in einer gewaltsamen Scene ihr dieß bestätigt. Violette hatte selbst Gelegenheit, sich von dem Einverständniß der beiden gleichsam gegen Isabellens Leben Verschworenen zu überzeugen und verließ ihre duldende, tödtlich blasse Freundin in ohnmächtiger düstrer Verzweiflung.

Mit ihrem Vormund begab sich Violette jetzt nach dem Schloß Ursins. Noch war die dritte und jüngste Schwester, Angela, das Ebenbild Isabellens, im elterlichen Hause, und Violette kam diesem schönen, aber in ihrem Benehmen oft sehr sonderbaren Madchen mit Rührung und Freundlichkeit entgegen. Eines Tags waren sie beisammen im Freien, als der Page Elisée daherſprengte. Er überbrachte einen Brief von der Königin Marguerite an Violette, in welchem sie sie unverzüglich zu sich zurückrief; die Königin war nämlich in tiefe Betrübniß und Kummer versetzt worden durch die Nachricht, deren Ueberbringer der Graf Amalric gewesen, daß in Paris auf dem Greveplatz mehrere Hugenotten feierlich verbrannt worden seyen. Sie sah die Ehre und das Gewissen ihres geliebten Bruders durch diese That schwer befleckt und sehnte sich nach der tröstenden Nähe ihrer geliebten Violette. In dem Brief war noch ein zweiter für Violetten bestimmter, mit der Ueberschrift: An meine Verlobte, von dem Grafen Amalric. Diesen Brief raffte Angela hastig auf, las ihn, und sank dann bewußtlos ins Gras. Der Page Elysée trug sie in ihr Gemach. In dem Brief war weiter nichts enthalten, als der Ausdruck der Verwunderung des Bräutigams, daß er seine Braut nicht bei der Königin oder bei seiner Mutter, der verwittweten Gräfin d'Argeles getroffen. In der Nacht zogen sonderbare Gesänge und andre Töne Violetten in Angela's Schlafzimmer; sie fand sie im Fieber und im Delirium, doch gelang es ihr endlich, die Arme zum Sprechen zu bringen, und jetzt erfuhr sie, daß das arme Madchen, getäuscht von ihrer Schwester Aloise, welche mit dem Grafen Amalric ein Liebesverhältniß angeknüpft, geglaubt hatte, daß die geheimen Besuche des Grafen im Garten und Park ihr selbst gegolten, zumal da der Graf Amalric selbst sie einmal für seine Verlobte erklärt hatte. Jetzt, seit sie wisse, daß er sich mit Violetten verlobt, sey sie bereit ins Kloster zu gehen. Tief gerührt und betrübt verließ Violette das betrogene, unschuldige Kind, bei dem sich eine tiefe Leidenschaftlichkeit mit seltsamen religiösen Ideen mischte.

Als sie wieder ins Schloß in Navarra zurückgekehrt waren, wurden sofort Anstalten getroffen zu einem Ausflug nach Vallée aux Xonces und in ein daselbst befindliches Kloster. Amalric hatte sich entfernt, um diesen Ausflug nicht mitmachen zu müs-

sen. Nach einer mühsamen und heißen Reise langten sie in dem Kloster an, wo sie sich in Kirche, Kreuzgang und Garten umsahen. Der Page Elysée wurde in großen Schrecken gejagt durch einen wahnsinnigen Bruder, dessen Geschichte der Prior mit großer Ruhe und Zufriedenheit erzählte, obgleich er selbst die Schuld seiner Geistesverwirrung trug. Sie erfuhren ferner, daß in wenigen Tagen die Einkleidung eines Novizen statt haben werde, des jungen Isolier d'Argèles, wozu der Prior die Königin und ihr Gefolge einlud, — und im Garten des Klosters sah Violette, welche allein zurückgeblieben war, eine hohe, edle Gestalt in einem Veilchenbeet stehen, und erkannte — den Pilgerknaben, welcher kein Andrer war als Isolier. Auch er erkannte augenblicklich Violetten, welche er seit jener Begegnung im Herzen getragen. Aber die Ueberraschung beider war zu gewaltig, als daß sie hätten Worte finden können; sie trennten sich stumm. Zerstreut und außer sich begleitete Violette auf dem Heimweg die Königin.

Bald gestand sie ihr Alles, was vorgefallen war. Marguerite, tief ergriffen, rieth ihr, die verwittwete Gräfin d'Argèles zu besuchen und einen Versuch zu machen, sie auf andre Gesinnungen gegen ihren jüngern Sohn zu bringen; sie selbst aber wollte den Prior zu sich berufen und in ihn dringen, den unglücklichen Jüngling frei zu geben. Beides geschah, aber beide Versuche blieben fruchtlos. Die Mutter und der Prior waren nicht zu erweichen; Violette aber verschaffte sich bei ihrem Besuch noch sichrere Beweise, mit welchem Widerstreben der junge Isolier dem Klosterleben entgegengehe, und mit welcher Gluth er sie liebe. Zur Königin zurückgekehrt sprach sie gegen diese ihren Vorsatz aus, selbst auch den Schleier nehmen zu wollen, worüber der Baron Aigues-Vives nicht wenig bestürzt wurde. An dem zur Einkleidung Isoliers festgesetzten Tage bestand Violette mit größter Entschiedenheit darauf, daß sie auch mit dem Hof der Ceremonie anwohnen und Isolier noch einmal, zum letztenmal, sehen wolle. Man gestattete es ihr endlich. Sie kamen in dem Kloster an, dessen Kirche festlich geschmückt war. Die Gräfin d'Argèles war in prächtigen Gewanden in der Kirche; der Graf Amalric fehlte noch. Isolier wurde hereingeführt, er stand vor dem Altar; der Mönch der ihm die Locken abschneiden sollte, näherte sich ihm — da mit einemmal wandte er sich um, ergriff die Scheere, schlenderte sie weg, und protestirte laut und feierlich gegen den Zwang, den man ihm anthue, indem man ihn einkleiden wolle; er fordere seine Rechte aufs Leben, er weise die Gelübde zurück. Im Herzen sey er verlobt mit einer irdischen Geliebten, und ihr schwöre er ewige Treue. — Sprachloses Staunen ergriff alle Anwesenden; endlich rief eine Stimme: Anathema, Anathema, Anathema! und Alle stürzten aus der Kirche und dem Kloster hinaus. Isolier wurde in die Zelle der Wahnsinnigen gebracht.

Als die Gräfin d'Argèles voll Scham, Zorn und Ueberraschung ihrem Schlosse sich näherte, kam ihr der alte Diener Placidus in Trauerkleidern entgegen, die er, wie er sagte, wegen eines zwiefachen Unglücks, das die Familie betroffen, angelegt hatte — das zweite Unglück war das, daß der Graf Amalric als Leiche im Schloß lag. In triumphirender Freude, an diesem Tage für immer seines Bruders entledigt zu werden, hatte er einen heimlichen Besuch bei Aloise in Ortez machen wollen; er hatte eine Leiter an ihrem Balcon angelegt und diese schon halb erklommen, als der Ritter Glover Aymond herbeikam und ihn tödtete. Den Leichnam lies er auf das Schloß d'Argèles tragen. Dieser traurige Fall gab nun Allem eine andre Gestalt; der einzige noch lebende Sprößling des edeln Hauses erschien jetzt durch eine wunderbare Fügung des Himmels noch frei von den Mönchsgelübden; der Baron Aigues-Vives erschien mit einem glänzenden Gefolge im Kloster und forderte den jungen Grafen Isolier für die Welt zurück. Im Triumph wurde der an diesen Schicksalsumschwung kaum glaubende Gefangene aus seiner Zelle geführt und ihm das Schwert seines Vaters eingehändigt; er betrübte sich über den Tod seines Bruders, aber mit Entzücken begrüßte er die ihm gegebene Zusage, daß Violette die Seinige werden werde. Man führte ihn sogleich ins Schloß zu Navarra; aber dort lag Violette, umgeben von der Königin und ihren Frauen, thränenlos, im Fieber, aber scheinbar beruhigt und zufrieden. Der Baron ließ sich bei der Königin melden und benachrichtigte sie von Allem; diese setzte Violetten von dem Vorgefallenen in Kenntniß; das Mädchen wähnte zu träumen, Marguerite überzeugte sie von der Wirklichkeit des vermeintlichen Traums dadurch, daß sie Isolier herbei rief; „ich liebe dich!" rief sie dem sich Nähernden entgegen, und dann: „das ist der Himmel! zu spät!" und sank, sanft verscheidend, in die Arme der Frauen zurück. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Thomas Moore.

(Schluß.)

Religiöse Anklänge kommen nicht selten vor, indeß ist diese Sphäre des Gefühls in einer eigenen Sammlung Moore's, in den Sacred Songs behandelt, von welchen schon manche Proben in diesen Blättern gegeben wurden. Wir wollen aus den irlschen Melodien nur noch ein ascetisch-melancholisches Lied übersetzen, das zugleich zeigt, wie der Dichter auch solche Empfindungen und Themata an Nationales anzuknüpfen weiß. Er sagt in einer Anmerkung: „dieß Gedicht soll anspielen auf den vom alten Aberglauben erdichteten Ort, der St. Patricks Fegefeuer heißt. Dr. Campbell sagt: in den düstern Gegenden von Donegall lag ein See, welcher die mystische Scene dieses fabelhaften Zwischenzustandes seyn sollte. In dem See waren einige Inseln und von diesen hieß eine: der Schlund des Fegfeuers." Dieß zum Verständniß des Lieds.

Ich wollt' ich wär' beim düstern See,
Wo Seelen scheiden im Sündenweh
Von dieser Welt, in Todes Haft
Kalt schaudernd halb, eh' er ganz sie rafft.
Dort, dort, fern von dir

Falsche Welt, wünsch' zu seyn ich mir —
Wo, was auch komm' von Pein und Schmerz,
Nicht eitle Hoffnung täuscht mehr 's Herz.

Lebloser Himmel, Schwermuthslaut
Vom Wasser, das man hört, nicht schaut,
Das dürre Laub, das über mir bebt, —
Wie Einer der im Sarg noch lebt —
Das sollt' entwöhnen 's Herz
Von dieses Lebens Trug und Scherz,
Und all mein Wünschen, all mein Denken
Wie Weiden, abwärts, grabwärts lenken.

Wie, wenn du sanften Schlaf begehrst
Vom Pfühl, das Licht du löschest erst:
So muß, o Herz, der Hoffnungsschein,
Eh' ruhn du kannst, gelöscht dir seyn;
Kalt, kalt du werden mußt,
Unwandelbar durch Leid und Lust,
Wie jene Quellen, die, was drein
Versunken, wandeln um in Stein.

Es könnte in Beziehung auf diese Lieder ein Zweifel aufgeworfen werden, ob Th. Moore dieselben wirklich mit freier und selbstständiger Inspiration gesungen habe, sofern er von außen erst dazu den Anstoß und die Aufforderung erhielt, und ihm in den vorhandenen Melodien bestimmte Formen vorgezeichnet und gegeben waren, in welche und nach welchen er arbeiten mußte. Aber, was das erste betrifft, so enthielt jene Aufforderung von außen nichts, was dem Dichter die Erfindung und die Freiheit des Schaffens erspart, und nichts was sie wesentlich beschränkt hätte, und schon oft sind Meisterwerke veranlaßt worden durch Ursachen, deren scheinbare Zufälligkeit man sich versucht fühlt, providentiell zu nennen. In Beziehung auf das zweite läßt sich allerdings sagen: der inspirirte Dichter bringe Inhalt und Form (wozu auch Metrum und Melodie zu rechnen) auf Einen Schlag, als einen lebendigen Organismus, wie Leib und Seele, hervor; beides entstehe ihm, ununterscheidbar, zugleich; indessen, mag dieß als Hypothese gelten, welche durch einzelne glänzende Fälle gerechtfertigt und bekräftigt zu werden scheint — gewiß ist doch auch, daß in unzähligen Fällen der Stoff, das Princip, die Monas eines Gedichts im Geiste des Dichters vorhanden war, ehe dasselbe die bestimmte Form anzog, und daß bei nicht wenigen auch die feinsinnigste Kritik diese, nach jener Theorie abnorme Entstehungsart nicht nachzuweisen vermag. Bei den irischen Melodien nun verhält es sich umgekehrt; die vorhandene Form von Metrum und Melodie, freilich an sich schon eine beseelte Form, wirkte als Reiz auf Phantasie und Gemüth des Dichters, und lockten die schlummernden Monaden von Liedern, in ihrer lieblichen Hülle in die Actualität zu treten und nach ihnen sich zu gestalten. Die Theorie wird sich jedoch wohl hüten, ihre Grundsätze in diesem Fall zu überspannen, da Gedichte wie Moore's irische Melodien ganz geeignet wären, solche aprioristische Sätze auf die glänzendste Weise a posteriori und ad hominem zu widerlegen. Wenn Metrum und Reim überhaupt dem Verstand und der Theorie als eine Hemmung und Fessel für die Freiheit des Gedankens und Ausdrucks erscheinen müssen, für den inspirirten und technischgebildeten Dichter aber es durchaus nicht mehr sind, sondern ihm oft eher als hebende Flügel dienen: so ist ja wohl auch denkbar, daß eine ganze gegebene Melodie für den Sänger, der sie lebendig in sich aufnimmt und sich damit durchdringt, aufhört eine von außen entgegentretende Form zu seyn, daß sie sein geistiges, freies Eigenthum wird, und die noch nicht völlig formirten, so zu sagen noch weichen und flüssigen Gefühle und Gedanken erst in ihr und durch sie wahrhaft ins Werden und Seyn treten.

Mit welchen Dichtern andrer Völker läßt sich Th. Moore etwa vergleichen? Wenn wir später seine Lallah Rookh und andere orientalische Poesien besprechen, werden wir untersuchen, ob und in wie weit er unter den Franzosen mit Victor Hugo, unter den Deutschen mit Rückert parallelisirt werden kann; hier aber, wo hauptsächlich seine irischen Melodien besprochen worden sind, können wir ihm unter den Franzosen nur Beranger gegenüberstellen, welcher auch ein ächter Volksdichter ist. Auch Beranger ist acht nationaler und populärer Dichter, auch Beranger ist Sänger im eigentlichen Sinn, und seine Verbreitung unter dem Volk dürfte der Popularität Moore's nichts nachgeben. Beranger ist durch und durch Franzose, und vielleicht ist er es mehr, als Moore Irländer ist, denn der letztere ist daneben ja auch Anakreon und Orientale. Beide sind Verfechter der Sache des Volks und der Freiheit; aber Beranger ist der Repräsentant des ganzen Frankreichs der Revolution, Moore leiht seine Stimme nur einem zurückgesetzten Stamm des englischen Reiches, einer Nation, die ihre politische Selbstständigkeit verloren hat. Beranger wirft alle Fesseln und Hemmungen, alle Traditionen und allen Glauben weg; Moore hält fest an der alten Herrlichkeit Irlands, er preist seine alten Könige und Fürsten, er kehrt, als irischer Barde, zurück zu dem Glauben der Väter und belebt die Hoffnung auf die Zukunft durch Beschwörung der Geister der großen Vergangenheit. Betrachtet man die Stoffe und Elemente, welche der eine und der andere Sänger vor sich hatte, um daraus seine Lieder zu schaffen und zu schmücken: so ergreift Einen unwillkürlich ein Gefühl des Mitleidens mit der Armuth des Franzosen gegenüber dem Reichthum des Irlanders; jener hat die Ideen und Traditionen nur des letzten halben Jahrhunderts, das nivellirte Leben der französischen Bourgeoisie, viel Galanterie und Bonhommie, Geschmack an einem fröhlichen, leichten Leben, einen tüchtigen Schatz Nationalstolz und Eitelkeit, ein gutes Herz und schäumende Champagnerflaschen, und zum Hintergrund das Chaos der Riesenstadt Paris mit allen politischen Handeln und Intriguen; und Moore dagegen hat das ganze grüne Erin, mit allen Bergen, Seen, Flüssen, mit seinen alten, schönen, romantischen Traditionen, mit den Erinnerungen und Sagen eines naturfrischen, eines unterdrückten aber tapfern und auf seine Helden stolzen Volkes, er hat zu seiner Verfügung die ganze Scala der Töne religiöser, kriegerischer, politischer Begeisterung, er entlockt

jedem Fels, jeder Trift den Klang rührender oder schauerlicher Legenden, er gebietet über alle Jahrhunderte, und erhebt den Zoll einer ganzen, reichen Natur, während Beranger nicht leicht aus Paris hinauskommt und die Ankunft des Lenzes nur etwa aus der Ankunft der Schwalben merkt. Man muß Beranger bewundern, daß er mit so viel geringern Mitteln doch eine so ungeheure Wirkung hervorbringen konnte; aber wir möchten doch behaupten: Moore erhebt sich über Beranger mindestens um eben so viel, als ihm der Reichthum und die Beschaffenheit seines Materials den Vortheil über den chansonnier gibt. Beranger ist der Volksdichter eines zwar civilisirten, aber durch die Civilisation auch vielfach corrumpirten Volkes, dessen natürlicher Leichtsinn durch viele ungünstige Einflüsse beinahe bis zur grundsatzmäßigen Frivolität gesteigert worden ist, und Beranger stellt sich anspruchlos in seinen Sitten und Grundsätzen diesem Volk gleich in all seinen Schwächen und schlimmen Neigungen, wie in seinen liebenswürdigeren Seiten; er greift seine Stoffe aus dem Volksleben heraus, treu die Natur oder die Unnatur copirend, und nur die äußere Kunstform thut er aus dem Seinigen dazu; Moore ist der Sänger eines vergleichungsweise rohen, oder wieder in Rohheit zurückgesunknen Volks, das aber mit seinen schönen Traditionen doch noch manche Reste alter, einst weit berühmter, Bildung sich bewahrt hat, mit frischem, lebendigem Natursinn begabt ist, eine poetische Sprache und Anschauungsweise besitzt, und noch nicht den Lastern der Civilisation entgegengereift ist; er hat, um der Vertreter der Poesie dieses Volks zu werden, der Poesie einer überfeinerten und üppigen Bildung entsagt, und indem er seine Nation allerdings idealisirt, hat er selbst in seiner Poesie eine höhere Stufe erstiegen, während Beranger, um dem Geschmack der Franzosen zu schmeicheln, sich vielleicht frivoler gebärdet, als er wirklich ist.

Uns Deutschen fehlt ein Name, den wir, als Volkssänger, einem Moore gegenüberstellen könnten; es fehlen uns die historischen Bedingungen, welche Moore's Poesie tragen und möglich machen; unsere Interessen sind zu getheilt und zu prosaisch geworden, unsere Traditionen zu sehr verblichen, unser Leben zu nivellirt, und die Freiheit der Circulation zu gehemmt durch innere und äußere Verhältnisse, als daß der Baum einer solchen Volkspoesie Wurzeln schlagen könnte. Auch Beranger haben wir keinen entsprechenden Namen entgegenzustellen; aber wenn man auch das Talent dieses Dichters noch so sehr bewundert, so wird man doch Frankreich nicht gerade um ihn beneiden, und wir können uns bei den Sangern, die wir sonst haben, sehr gut trösten, daß uns Einer von dieser Art fehlt. — —

Der gerechte Wunsch, daß Moore in Deutschland mehr bekannt werden möchte, namentlich seine Irischen Melodien, Nationalweisen und religiösen Gedichte (von Lallah Rookh und der Liede der Engel gibt es mehrere Uebersetzungen, die aber noch nicht alle Ansprüche befriedigen), schien erfüllt werden zu sollen durch eine Uebertragung der „poetischen Werke von Th. Moore durch Theodor Oelckers," welche in vier Bänden angekündigt wurde, wovon drei erschienen sind. Wenn der noch fehlende vierte Band alle noch übrigen Poesien Moore's bringen sollte, so müßte er stärker werden, als zwei der bisherigen zusammen; wahrscheinlich werden viele der politisch-satyrischen Dichtungen wegbleiben, was wir nicht tadeln wollen, weil theils ihr Interesse vorüber, ihr Verständniß für Ausländer schwierig, und die Uebersetzung oft so gut als unmöglich ist wegen der Wort- und Namensspiele; nur hätte dieß sollen angemerkt werden. Eine uns kürzlich zu Gesicht gekommene Anzeige sagt über den zweiten und dritten Band: durch das rasche Fortschreiten sey der Gediegenheit nicht der geringste Eintrag geschehen, vielmehr bewähre sich der Uebersetzer bei den wechselnden Metren und Formen (der erste Band enthält Lallah Rookh) noch mehr als gleich tüchtigen Sprachkenner und Seldsidichter. Wir sahen vor einiger Zeit eine Uebersetzung von Byrons Gedichten, wo der Uebersetzer oft die erste Zeile haldwegs richtig, oft jämmerlich gequält und falsch, übersetzt, die entsprechende zweite aber nach Erforderniß des Reims aus eignem Kopf, mitunter in ganz aberwitziger Weise, ergänzt hatte. Gegen diese Uebersetzung, die einen ganz andern Namen verdiente, ist die Uebersetzung Moore's durch Oelckers ein Meisterstück; aber dennoch hat uns jenes Lod nicht wenig defremdet. Da sieht man wohl, daß der Verfasser das Original richtig versteht; er hält auch Metrum und Reim genau ein, und Lallah Rookh mag mäßige Anforderungen befriedigen, wiewohl eine strengere Kritik genug vermissen würde. Die so berühmte Stelle:

Now upon Syria's land of roses
Softly the light of eve reposes,
And, like a glory, the broad sun
Hangs over sainted Lebanon,
Whose head in wintry grandeur towers,
And whitens with eternal sleet,
While summer, in a vale of flowers,
Is sleeping rosy at his feet.

übersetzt Oelckers so:

Nun, da auf Syriens Land der Rosen
Die sanften Abendstrahlen kosen,
Und hell, als Glorie, die Sonn'
Umstrahlt den heil'gen Libanon,
Deß Haupt in winterlicher Pracht
Und weiß von ew'gem Schnee sich hebt,
Da unten Sommer blumig lacht
Und rosig seinen Fuß umwebt.

Diese Uebersetzung ist nicht schlecht, sie übergeht selten ein Wort, sie reimt gut und die Verse fließen — aber wie weit ist sie doch entfernt von Vollkommenheit! Wer ahnte daraus, daß das Original eine der weltberühmtesten Stellen sey wegen der prächtigen Sprache und des süßen Wohllauts? Erstens ist die Construction verfehlt, das „da" hat keinen Nachsatz; an die Stelle des ruhenden Abendlichts sind „kosende Abendstrahlen" gesetzt; das „Hängen" der Sonne ist verwischt; while sollte nothwendig mit: während oder indeß, und nicht mit da übersetzt seyn; den Reimen towers und flowers würden

weibliche Reime wohllautender entsprechen, und aus dem Sommer der „rosig schläft," ist ein „lachender und webender" geworden. Um nicht bloß zu tadeln, geben wir auch einen Versuch:

Auf Syriens Land voll Rosengluth,
Jetzt sanft das Licht des Abends ruht;
Wie Heil'genschein hängt groß die Sonn'
Ueber dem heil'gen Libanon,
Deß Riesenhaupt, das winterkahle,
Umrauscht des Schnee's und Hagels Guß,
Indeß der Sommer im Blumenthale
Schläft rosenroth zu seinem Fuß.

Weit geringer aber sind die Uebersetzungen der Lieder, wo durch die verrenkte Sprache, den gequälten Versbau, den verfehlten Ton, den ärmlichen, matten, gezwungenen Reim der ganze Reiz und Zauber der Poesie weggewischt, und nur ein Skelett übersetzt wird, das die deutsche Literatur nicht bereichert, in welchem Niemand das Product eines großen Dichters erkennt, und das man, wenn es nicht einen berühmten Namen an der Stirn trüge, als schwer zu lesen und unerquicklich, weggeschieben würde. Denn lyrische Poesie ohne Fluß und ohne äußern Reiz, in Metrum und Reim verkrüppelt, hat wenig Anziehendes mehr. Nur ein paar Proben:

Geh in Ruhm zu prangen,
Doch von Ehr' umfangen (!)
O denk' auch da noch mein.
Wird die Preis erschallen
Der dir süß vor Allen, (?)
O dann gedenk' auch mein.
Andern Arms Umweben,
Holdree Freund' Umschweben, (!)
Was die lieb im Leben — (?)
Feen*) mag's süßer seyn;
Doch wenn Freunde nah sind,
Liebste Feenden da sind, (!)
O! dann gedenk' auch mein! u. s. w.

Vergeßt nicht das Feld, wo sie sanken,
Die treusten, die letzten voll Muth,
Mit ihnen muß Hoffnung auch wanken,
Ihr Grab hat verlöscht ihre Gluth.

O könnten vom Tode wir tragen (!)
Ihre Herzen, hochschlagend und treu,
Im Angesicht Gottes zu schlagen
Die Schlacht für die Freiheit aufs neu!

Sprängen einmal der Kette Glieder,
Worin Tyrannei uns läßt stehn, (!)
Nicht an Mensch noch Himmel läg's, wieder
Tyrannei sie schließen zu sehn.

'S ist aus — doch ob stolz in Historie (!)
Der Name des Siegers mag seyn,
Verflucht ist die Laufbahn der Glorie, (!)
Die teilt über Herzen der Frei'n, u. s. w.

Doch ach, seine Heimath! ihr Stolz ist entflohn,
Und der Geist ist gebrochen, der nie sich entweiht; (!)
Nun geheim ob des Untergangs weint nun ihr Sohn, —
Weil sie lieben — Verrath; weil sie schützen — Tod leicht! (!!)
Verschmäht ist ihr Sohn, bis Beteng ihm gelang, (!)
Lebt geeing, (!) bis er Schmach seinen Vätern erwarb,
Und die Fackel, ihm leuchtend zu Wieden und Rang,
Muß vom Holzstoße seyn, drauf sein Vaterland starb, u. s. w.

Aehnliche Mißgriffe und Mißtöne ließen sich fast in jedem Lied nachweisen.

*) Swaster *far* heißt: viel süßer, nicht fern — süßer.

Uranienborg, Wohnsitz Tycho de Brahe's auf der Insel Hveen.

(Aus einer Sammlung dänischer Balladen, herausgegeben von Chr. Winther. Kopenhagen 1839. Uebersetzt von K. L. Kannegießer.)

Du Wandersmann am Meere,
O hemme deinen Gang'
Die Augen dorthin kehre,
Inhörend meinem Sang,
Nach jenem Inselande
Wend' hin dein sehnend Leid:
Dort stand auf gelbem Sande
Ein Schloß in Einsamkeit.

In längstvergeschwundnen Tagen
Prangt' es in Glanz und Macht;
Jetzt sieht man kaum noch ragen
Ruinen jener Pracht.
Man konnt' es aus der Weite
Ob jeder Höhe schaun,
Rundum von jeder Seite,
Ein stolz Gebäude, traun!

Drin wohnte keinerweise
Ein roher Wikingsmann;
Uranien zum Preise
Erhob sich's himmelan,
Von Menschenvolks Gewimmel
Geschieden, lag's am Meer,
Und strebt' hinauf zum Himmel
Und zu dem Sternenheer.

Bewehrt war diese Feste,
Ein Thor gen Osten ward,
Und eben so aufs beste
Gen Süd und West und Nord.

Wie war geschützt die Stätte
Vor Stoß und Wurf und Schuß!
Drauf sich im Winde drehte
Ein goldner Pegasus.

Seltsame Thurmgestalten
Gen Nord und Süd daran,
Von Pfeilern festgehalten,
Mit Wachen und Altan.
Und wo man mochte oben
Sich wenden, gehn und stehn,
Da waren Kreis' und Globen,
Quadranten nur zu sehn.

Die Aussicht auf die Felder
Von oben dort, wie hehr!
Die Halden und die Wälder,
Das große, weite Meer,
Die Wasser und die Lüfte,
Welch schönes Farbenspiel!
Die Höhlen und die Klüfte,
Und Bäum' und Blüthen viel!

Doch bei des Tages Sinken
Bei dämmerlichem Grau,
Beim Schimmern und beim Blinken
Der Steen' an Himmels Blau:
Da hörte man es gellen,
Und, horchte man, mit Macht
Vier große Hunde bellen,
Die nächtlich hielten Wacht.

Der Burgherr dort ging nimmer
Zum Krieg von seinem Heer,
Und an der Mauer immer
Hing Harnisch, Lanz' und Schwert,
Auch war vom Erdenjammer
Er nichts sich mehr bewußt;
Zu sitzen in der Kammer
Bei Nacht war seine Lust.

Die Augen aufzuheben
Den Himmelsraum entlang,
Zu schau'n und Acht zu geben
Auf der Gestirne Gang.
Die führten seinen Namen
Mit sich in ihrem Lauf;
Und Kön'ge selber kamen
Und suchten ihn hier auf.

Jedoch der Sterne Blinken
Lockt' ihn mit holdem Licht:
Da folgt' er ihren Winken,
Und ging, und kehrte nicht. —
Längst sank im Zeitenfluge
Die stolze Burg in Graus;
Durchfurcht wird mit dem Pfluge,
Urania, dein Haus.

Die Sonn' im Sinken strahlet
Auf Hveen noch ihren Zoll,
Die Abendröthe malet
Den Schutt erinnrungsvoll.
Der Mond wehmüthig blicket
In die Ruin' hinein,
Der Stern der Freia schicket
Ihr heil'gen Liebesschein.

In Schlosses tiefem Grunde
Da flirrt und rührt sich's dann,
Die sonst'ge Abendstunde,
Fängt sie wohl wieder an?
Wie? Will ein Hauch des Lebens
Durchziehn die öde Schluft? —
Ach nein, es ringt vergebens,
Und tiefer sinkt die Gruft.

J. L. Heiberg.

Die Stimme der Natur.

Von James Edmeston.

Wohllaut in der Zweige Schwanken,
Auf des Windes leichtem Pfad,
Wohllaut in des Baches Wanken
Um das kiesige Gestad,
Meine Seele fassend gleitet
Süßer zu mir euer Klang
Als im Saale, laut umfaltet,
Aller Harfner Feiersang.

Preist ihr den doch, deß Gebilde
Wonnevoll der Blick durchschaut,
Berg und Thal und Glanzgefilde
Und den Himmel, tief durchblaut;
Und ihr sprecht: „sein Werk bekrönend
Wallt im Licht ein ew'ger Geist:
Lobet ihn, doch nicht zu tönend,
Der da Lieb' und Stille heißt!"

Fr. Notter.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 14.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

5 Februar 1840.

Aus Burns' Leben.

(Aus dem Metropolitan Magazine.)

Die Geschichte von Burns ist so bekannt wie seine Poesie; seine Lebensgewohnheiten und Ansichten leuchten unverhüllt aus seinen Gedichten hervor. Die Nennung seines Namens ruft mit Einemmal seinen männlichen Charakter und Gestalt vor unsre Seele, die Scene überragend, wie es in seiner eigenen schönen Skizze von Edinburg-Castle heißt:

Es glänzt, hochher das Land bewachend,
Die starke, rohe Burg von fern.

Wir hatten kürzlich eine lange und merkwürdige Unterredung mit dem ältesten Sohn des Dichters, der noch am Leben ist, der etwa zehn Jahre alt war, als sein Vater starb, und sich seiner noch ganz genau und mit inniger Liebe erinnert. Dieser Gentleman wurde nach dem Tode Burns' von einigen Freunden der Familie in ein Collegium in Schottland gebracht, und von da bekam er einen Platz im Stempelamt in London, in welcher Stellung er, als Beamter, bis vor wenigen Jahren verharrte. Er zog sich dann mit einer Pension von 120 Pfd. jährlich zurück, was zu erlangen ihm besonders die thätige Großmuth von Lord Brougham, damaligem Kanzler, behülflich war. Mr. Burns hat jetzt seinen Wohnsitz in Dumfries, wo sein berühmter Vater seine kurze und glorreiche, aber unruhvolle Lebensbahn beschloß. Dieser Gentleman sagt, man habe dem brünstigen Streben des Dichters nach Belehrung, seiner Sehnsucht nach Kenntnissen, nicht genügende Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er war ein unermüdlicher Freund vom Lesen — er las Geschichte, Politik, Poesie und alles was ihm in die Hände fiel. Sein Geist war immer in Aufregung, brennend, lodernd, in seinem hastigen Lauf entgegen: „der dunkeln Herberg: Grab." Burns hatte an seines Vaters Herd, oder in Augenblicken, die er harter Arbeit abgemüßigt, die sechs ersten Bücher Euklids durchgearbeitet. Auch hatte er Unterricht als Landvermesser genommen, und sein Sohn besitzt noch seine Meßkette, von welcher man ihn manchmal um ein paar Ringe anspricht, als Reliquie des Genius. Er erhielt sich die Bekanntschaft mit der französischen Sprache, von der er sich eine dürftige Kenntniß erworben hatte durch einen vierzehntägigen Unterricht bei seinem frühern wohlwollenden Lehrer, John Murdach in Ayr. Der Sohn des Dichters scheint seine Freude daran zu haben, die Lieblingsplätze und Spaziergänge seines Vaters an den Ufern des Flusses Nith zu zeigen. Die in Trümmern liegende Abtei Lincluden, auf einem einsamen Platz gelegen, wo zwei Flüsse sich vereinigen, etwa anderthalb Meilen von der Stadt, war eine seiner Lieblingsstellen. Sie ist umgeben von sanft ansteigenden grünen Erhöhungen, den Ueberbleibseln eines Rasenstücks und Blumengartens, und einigen alten Eschen. „Auf einem dieser kleinen Hügelchen," erzählt der Sohn, „habe ich oft meinen Vater stehen sehen, während er mich spielen hieß um ihn her, bis er heimkehren mochte. Auf diesem Punkt hatte er die Ansicht von den beiden gothischen Fenstern der Capelle, durch welche der Himmel und die Bäume ganz wie ein Gemälde sich ausnehmen, in einen massiven Rahmen gefaßt, und hier, nach einer langen Träumerei um Mitternacht, dichtete er sein: Traumgesicht:

„Als ich stand bei jenem Thurm ohne Dach,
Wo die Blume durchwürzt die thauige Luft,
Die Eule stöhnt im Epheu-Gemach,
Und zum Mitternachts-Mond ihre Klagen ruft:
Die Winde ruhten, die Luft war still,
Am Himmel dahin schoß mancher Stern,
Es heulte der Fuchs auf dem Berg, und schrill
Wiederhallten die Schluchten zur Antwort fern."

Als wir diese Stelle besuchten, waren die Eschen kahl und der Wind sauste durch die alten Ruinen; wir vergaßen die Mönche und Nonnen, welche einst in diesen Mauern gehaust, aber der Dichter stand sichtbar vor uns im Lichtglanz des Genius, und so wird er stehen vor manchen künftigen Generationen, die Scene adelnd durch zuvor ungekannte Erinnerungen.

Allan Cunningham hat eine lebendige Schilderung von dem Tode des Dichters, inmitten von Elend und Bedrängniß, gegeben. „Am vierten Tage," sagt der Biograph, „als sein Wärter ihm eine Stärkung an den Mund hielt, schluckte er sie begierig — richtete sich beinahe völlig auf — dreitete seine Hände aus — sprang beinahe eine ganze Bettlänge weit — fiel auf sein Angesicht nieder — und verschied." Burns' Sohn, der seinen Vater sterben sah, erklärt dieß für pure Fabel — Allan Cunningham müsse gewaltig übel berichtet gewesen seyn. Der Dichter war viel zu sehr durch Krankheit gelähmt und geschwächt, um einer so seltsamen Kraftanstrengung fähig zu seyn. Er lag da, ein hülfloses Wrack, sein Geist im Fieberwahnsinn umirrend. Seine letzten Worte waren: „der verdammte Schuft, Matthew Penn" — ein unverständlicher Ausruf, veranlaßt wahrscheinlich durch die Furcht vor der Justiz und dem Gefängniß — denn Matthew Penn war ein Attorney und der Dichter einige Pfund schuldig. Ach! wir können mit William Roscoe sagen:

„Geschehen ist's! der Zauber wirkt;
Sein mächt'ges, hoher Geist gedämpft!
In Seelenbitterkeit er bittet —
Nicht mehr mit dem Geschick er kämpft;
Ein blöd Gelächter schallt zum Himmel, —
Entwürdigt so des Genius Bild!
Bis nieder senkt den Schleier der Himmel
Der's glüh'nde Dichterauge umhüllt!" —

Wenige Tage vor seinem Tode bat Burns Mr. George Thomson von Edinburgh um fünf Pfund, und seinen Vetter, James Burnes von Montrose, um zehn Pfund. Sein stolzer Geist war zermalmt und gebrochen — das Eisen war ihm in die Seele gedrungen. Doch sey es zur Entschuldigung der Freunde, die den Dichter täglich sahen und seinen Bedürfnissen hätten entgegenkommen sollen, gesagt, daß Burns Lage, so traurig sie war, doch noch düstrer und schrecklicher durch seine Einbildungskraft gemacht worden seyn muß. Seine Familie erfuhr nichts von diesen seinen Geldgesuchen bis nach seinem Tode, wo man zwei Bankwechsel in solchem Betrag unter seinen Papieren fand. Er hatte keinen Gebrauch davon gemacht.

Auch wollen wir einen kleinen Irrthum von Mr. Cunningham berichtigen, zu Gunsten der Mrs. Burns, die in vielen Punkten einen natürlichen Tact und eine Zartheit des Gefühls besaß, welche weit über ihrem Stand und Bildungsmitteln waren. „Obgleich Burns jetzt wußte, daß er sterben müsse," berichtet Cunningham, „war doch seine Laune unzerstört und sein Witz verließ ihn nie. Als er aufblickte und Dr. Marwell an seinem Bette sah, sagte er: „Ach! was hat Sie hergeführt? Ich bin nur eine arme Krähe, die es sich nicht verlohnt zu rupfen." Er deutete auf seine Pistolen, nahm sie in seine Hände, und gab sie Marwell, mit der Bemerkung, sie könnten in keine würdigere Hände kommen, und er selbst würde ihrer nicht mehr benöthigt seyn. Dieß befreite sein stolzes Herz vom Bewußtseyn einer Verpflichtung."

Burns schenkte seine Pistolen nicht selbst dem Arzt, sondern einige Wochen nach seinem Tod schickte seine Wittwe, wohl wissend, daß die Reliquie würde geschätzt werden, dieselben Marwell, als Andenken an den Dichter und Zeichen ihrer Dankbarkeit.

In der Grafschaft Ayr müssen wir die Hauptlocalitäten aus Burns' Leben und die Spuren seiner frühesten Dichterstrebungen suchen. Die unvergänglichsten unter seinen lyrischen Gedichten feiern die Ufer seines heimathlichen Flusses. Wir haben seine Schritte verfolgt von der Hütte an, worin er geboren ward, bis Tarbolton, wo er ein Freimaurer und Dichter wurde. Die Bücher der Maurerloge sind noch vorhanden, und Niemand konnte der mystischen Zunft ergebner seyn als Bruder Burns. Es wird berichtet, daß er beinahe bei allen Zusammenkünften anwesend war; oft führte er den Vorsitz, und die geringsten Vorfälle sind von ihm als Präsidenten aufgezeichnet. In der Nähe der Loge ist das ziegelbedeckte, einstöckige Bauernhaus, wo Burns einen Disputir-Club stiftete, und wo er als ein glänzender ausgezeichneter Stern unter einigen wandernden Bauersleuten strahlte. Jetzt entfaltete sich sein Geist, und sein Genius fand auf diesen bescheidnen Schaubühnen Gelegenheit, sich geltend zu machen. In der Nähe aber war der Wohnsitz der Hochlands-Mary, und Burns' Seele ward von neuen und tiefern Gefühlen ergriffen. Mary war nur eine arme Milchmagd in dem stolzen Schloß Montgomery. Sie war jedoch ausnehmend liebenswürdig und tugendhaft, und der junge Dichter kam täglich mit ihr zusammen in der allerreizendsten landschaftlichen Umgebung. Das Schloß steht auf einem hohen, waldigen und steilen Felsen, an dessen Fuß ein Bach hinmurmelt, halb bedeckt vom Gebüsch, in dessen Nähe die Liebenden in der Morgen- oder Abenddämmerung sich zu treffen pflegten. Eine Steckpalme wird noch gezeigt als der Platz ihres Zusammenseyns —

Wer, dessen Herz in Thränen schmelzt
Ob seinem Lied, das er erhoben
Zu Mary's Seel' im Himmel droben,
Sieht nicht im Spiegel der Phantasie,
Die Landschaft und des Himmels Glühn,
Der über ihrer Liebe schien?

Der Tag kam, wo Burns und Mary sich trennten. Sie standen auf den beiden Ufern eines kleinen Baches; sie wuschen ihre Hände in dem Wasser, und eine Bibel zwischen sich haltend, sprachen sie ihr Gelübde aus, einander treu zu bleiben. Die Liebenden sahen sich nie wieder; Mary ward die Beute einer tödtlichen Krankheit, ihr Gelübde noch frisch im Herzen; der Dichter ward in mannichfache Lebensscenen versetzt, er betrat die Bahn hoher Auszeichnung; er verkehrte mit hochgebornen und berühmten Leuten, und zog, mit andern Banden, in Gegenden weit entfernt von den waldigen Höhen von Faillee und dem Fluß Ayr. Nie aber vergaß er jenen Tag und jene Scene. Noch nach Jahren, als er in dem Thale des Nith seinen Wohnsitz hatte, ward Burns an einem Septemberabend von seiner Frau beobachtet, wie er, den gestirnten Himmel beobachtend, langsam auf und abschritt. Er heftete seine Augen auf einen

schönen Planeten, „der schien wie ein andrer Mond," und strömte seine Seele in leidenschaftlichen Versen aus.

„O Stern du mit dem bleichen Strahl,
Der du den Morgen liebst zu grüßen,
Du mahnst mich nun des Tags, wo meine
Mary ward meiner Seel' entrissen!
O Mary! süßer, feener Schatten!
Wo ist dein sel'ger Ort der Ruh'?
Siehst du hier unten den Geliebten?
Hörst sein herzsprengend Seufzen du?"

Dieß ist der schönste und rührendste Abschnitt aus Burns ganzem Leben. Seine spätern Liebesgeschichten waren von der Erde, irdisch, aber seine Leidenschaft für die Hochlands-Mary war so rein, als sie glühend und dauernd war. Sie ging ihm auf in der empfänglichsten Lebensperiode; sie goß einen Zauber aus über Scenen und Gegenstände, die er zuvor mit Kälte oder Abneigung betrachtet; sie verlieh seinem ganzen geistigen Wesen einen edleren, feinern Ton von Humanität. Stimmen wir nicht ein in Borons Ausspruch: „Kalter Länder Bewohner sind kalt im Blut!" wenn doch im Bauernleben, unter den Wäldern des Ayr, in Einsamkeit und Verborgenheit eine Leidenschaft genährt werden konnte, so tief und ergreifend und romantisch, wie die eines Tasso oder Petrarka, und unermeßlich weit über der eines Sidney oder Waller stehend. Sacharissa und die Schönen von Arkadia müssen der Milchmagd von Montgomery-Castle nachstehen!

Als Burns' Schicksal eine finstrere Wendung nahm, und sein Gemüth durch getäuschte Hoffnung und Vernachlässigung verbittert wurde, gewann die in seinem Wesen gegründete Melancholie neue Stärke, wie er denn immer dazu geneigt gewesen war, und er hatte seine Lust an ernsten und wilden Landschaften und Umgebungen. Wir haben den alten John Richmond von Mauchline (mit dem der Dichter in einer Dachkammer in Lawnmarket zusammen wohnte und schlief) erzählen hören, daß der Dichter, wenn er von den Festen des Adels heimgekommen, sich in düstrer Stimmung auf sein Bett geworfen, und seinen Freund gebeten habe, ihn mit Vorlesen einzuschläfern. In spätern Jahren suchte er die Wälder auf, und hatte seine Lust, an einem umwölkten Wintertag den Sturm in den Bäumen sausen und über die Ebene hintoben zu hören. „Es ist meine beste Jahrszeit zur Andacht," schreibt er; „mein Gemüth fühlt sich in einer Art von Enthusiasmus zu Ihm hingezogen, der, nach dem prachtvollen Ausdruck des hebräischen Sängers, auf den Flügeln des Sturmes dahinfährt." In einem andern Brief schreibt er, der erste Januar, der Neujahrstag, der große Carnevaltag des Presbyterianischen Schottlands, wo Weihnachten wenig gefeiert wird, — der erste Sonntag im Mai, ein lustiger, blauer Mittag im Anfang, und ein Morgen mit Nebel und Reif und milder sonniger Tag zu Ende des Herbstes seit unvordenklichen Zeiten für ihn eine Art von Festtagen gewesen. Das Folgende ist schon oft angeführt worden, aber wir können uns nicht enthalten, die Stelle auch wieder herzusetzen. Was gäbe man nicht für eine ähnliche Aeußerung von Shakspeare?

„Ich habe einige Lieblingsblumen im Frühjahr, worunter die Bergmaßliebe, die Hyacinthe, die wilde Heckenrose, die knospende Birke und der Weißdorn gehören, die ich nie ohne besondere Lust sehen und betrachten kann. Ich höre niemals das laute, einsame Pfeifen des Brachvogels an einem Sommermittag, oder das wilde, verworrene Schreien einer Truppe lustiger Strandpfeifer an einem Herbstmorgen, ohne eine Erhebung der Seele, gleich dem Enthusiasmus der Andacht oder der Poesien zu fühlen. Sagt mir, mein lieber Freund, woher kann dieß rühren? Sind wir ein Stück Maschine, die, wie die Aeolsharfe, passiv den Eindruck der uns umgebenden Vorfälle aufnimmt? oder deuten solche Empfindungen auf etwas in uns, das erhaben ist über die Erde, die wir treten? Ich gestehe meine Vorliebe für solche Beweise von den geheimnißvollen und wichtigen Wesenheiten als da sind: ein Gott, der alle Dinge geschaffen, — die immaterielle und unsterbliche Natur des Menschen — und eine Welt der Pein oder Seligkeit jenseits des Todes und Grabes."

Diese edle Stelle ist in einem poetischen Geist gedacht und empfunden, den Burns in den Fesseln des Reims selten erreichte und nie übertraf. Manches von demselben nachdenklichen und philosophischen Geiste findet sich in seinen zarten Strophen auf das Aufscheuchen von wilden Hühnern in Loch Turit und in den Versen, die er in der Einsiedelei Friars Carse dichtete. Die religiösen Ansichten von Burns waren frühe schon von Socinianismus oder gar Unitarismus gefärbt. Sein Vater hatte ein kleines Handbuch der Andacht für seine Familie geschrieben, worin er zur Lehre der Arminianer sich hinneigte. So ward der Dichter von Kindheit an veranlaßt, den starren Calvinismus der schottischen Kirche mit einigem Mißtrauen zu betrachten. Nachher trat er in Verbindung mit einigen heterodoxen Geistlichen in Ayrshire, zu einer Zeit, wo „theologische Streitigkeiten das Land halb toll machten," und seine Gefühle, Vorurtheile und Vorneigungen trugen insgesammt dazu bei, die von uns bezeichnete Häresie oder Glaubensart ihm dauernd einzuprägen. Er blieb dabei sein Leben lang. Wenn er in späteren Zeiten Cowpers „Tageweek" pries, so nahm er die „Fragmente calvinistischer Theologie" davon aus. Die Ansicht des Landvolks war, daß die ganze Familie Burns der unbeliebten Lehre Socins anhange.

(Schluß folgt.)

Violette.

(Fortsetzung.)

Wir lassen jetzt einige Proben folgen.

„Zurückgekehrt in das hohe Gemach, wo ihre Dienerin, in voller Kleidung auf dem Teppich ausgestreckt, schlief, wie auf einer blumenreichen Trift von Baaen, schöpfte Violette wieder Athem nach ihrer Flucht vor Amalric und nach einer noch schmerzlicheren Beklommenheit. Nach einem beneidenden Blick auf den tiefen

Schlaf ihrer ländlichen Milchschwester fing sie an, den begonnenen Brief noch einmal zu lesen; dann entledigte sie sich langsam der Prachtgewande, welche ihre Schönheit beschwerten; dann versank sie in eine lange Träumerei, mitten unter den Goldstoffkleidern, den Blumen und Diamanten. Auch mich, gestand sie sich selbst, auch mich will man verheirathen. Es ist eine Verschwörung gegen uns Alle. Isabelle! dich hat man zuerst ergriffen, und ich glaube, dein Käfig ist weniger freundlich als vergoldet. Ich erinnere mich wohl noch deiner Blässe, als man dich für den Altar bekränzte, und wie ich dich ganz leise fragte, ob dich das, daß du eine Edelfrau werdest, darüber tröste, daß du mich verlassen müssest; ich erinnere mich auch, wie du die Augen verstohlen zum Himmel aufschlugst, und wie deine Finger zitterten, als du sie mir auf den Mund legtest. Nein! das war nicht das Glück, was in deinem Schmuck dahinwandelte! das war nicht der Frohsinn unsers Alters, der deinen aufeichtigen Mund aufthat, als du mich an dein Herz drücktest und mir sagtest: Lebewohl, Violette! lebwohl, mein Frühling! da kommt der Sommer! ich flüchte mich vor dem Gewitter! — der Gehorsam war es, der deine weiche und kalte Hand in die gewaltige Hand des dir bestimmten Gatten fallen machte, der uns deine Freiheit entriß. Dein Vater hat es gewollt, Isabelle, und du hast gesagt, du wolleſt es auch; ein Vater hat eine so gewaltige Stimme, und du warst so froh, deinen Vater lächeln zu machen, der dir nie zulachte. Ach! ich bin eine Waise und mein Vater ist bei Gott. Aber Gott lächelt mir zu, ohne mir diese Heirath zu gebieten, die so unseligerweise in einem letzten Willen gefordert wird. Ich, ich kann noch nein sagen. Nun denn, nein! rief sie entschlossen aus, als schaute sie dem Edelmann mit dem funkelnden Dolch ins Gesicht; nein, Seigneur Amalric d'Argèles; hier, vor Gott, wie in Eurer Anwesenheit, sage ich: nein! denn ich habe es gelesen in Eurem mehr spötischen als fröhlichen, mehr eitein als gefühlvollen Gesicht gelesen, und mein Vormund wird von mir nicht mehr erzwingen, trotz Eures hohen Wuchses und Eures vornehmen Wesens. — Desto besser: rief Blondele im Schlafe, auf dem Boden sich umwälzend, und sie erwachte plötzlich an ihrem eignen Lachen. Diese laute Billigung machte Violetten lächeln, und vielleicht empfand sie eine abergläubische Freude; und sobald sie sich zur Ruhe gelegt, schickte sie Blondele fort, um einen neuen fröhlichen Traum zu träumen.

Ist das nicht ein ganz seltsames Mädchen, diese schöne Violette? hatte Marguerite bei sich selbst gesagt; Qual zu empfinden auf einem Hofball, mit sechzehn Jahren, geputzt von einer Königin, bewundert von einem König! Was verlangt denn sie, um stolz und zufrieden zu seyn, wenn sie jetzt nicht stolz und zufrieden ist? Es scheint, sie kann nicht glücklich oder unglücklich seyn so wie eine Andere! —

Der Hof von Franz I schimmerte damals in einem großen Glanz; aber die zweite Heirath Margueritens, wenige Monate nach ihrer Rückkehr aus Spanien gefeiert, hatte, indem sie das königliche Diadem um ihre Stirne schlang, nur die Trauer ihrer Seele vermehrt, welche durch eine allzufrühe Wittwenschaft betrübt war. Sie wurde durch diese zweite Ehe nur Königin, und doch hatte sie verdient, Gattin zu seyn.

Indeß beseelte sie die Prüfung, welche ihr ganzes Leben ausfüllte, weit entfernt ihre natürliche Herzensgüte zu verändern, nur mit einem um so aufmerksameren und besorgteren Wohlwollen gegen die jungen Mädchen, die sie um sich versammelte. Alle ihr zu Gebot stehende Geschicklichkeit und Klugheit, in Ermanglung der Macht, bot sie oft auf, um Verbindungen und Schlingen zu lösen, welche durch Habsucht oder Ehrgeiz geknüpft werden sollten. Mehr als Eine Frau hatte ihr so ihr Glück und ihre Tugend zu danken. Der Geist duldsamer Liebe, den sie selbst in den schon krampfhaft ausbrechenden Religionsstreitigkeiten bewährte, machte sie zum Gegenstand des bittern Tadels der wahnsinnig eifrigen Katholiken, die in dieser himmlischen Tugend nur eine gottlose Schwachheit, einer exemplarischen Züchtigung werth, erblickten. Marguerite verlor ihre muthige Milde und Sanftmuth nicht; nichts Bitteres mischte sich je in diese ebenso ruhige als aufgeklärte Frömmigkeit, welche sie ihren, wenn auch ihr noch so schmerzlich gemachten Pflichten sich unterwerfen lehrte. Die Fanatiker donnerten, in der Ferne, gegen sie; aber in ihrer Gegenwart schlugen sie ihre Augen nieder vor dem reinen und ruhigen Blick Margueritens.

Alle Bücher jener Zeit strahlen von der Anmuth Margueritens; die Männer beten sie an; die Frauen bequemen sich, sie zu lieben, obgleich sie Königin, schön, und Dichterin war. Man weiß nicht, welcher Familienzug, welche prophetische Aehnlichkeit sich findet zwischen diesem Bild und einem König, von dem das Volk auch, als er todt war, sagte: unser Vater ist todt!

Aber Marguerite, welche Frankreich Heinrich IV zu weissagen schien, war umsonst damals das Idol dieses Volkes; umsonst war es, daß der Bruder, dem sie durch ihren Muth und ihre Beredsamkeit kürzlich Thron und Freiheit wieder verschafft hatte, keinen Tag vergehen ließ, ohne ihr persönlich und mündlich dafür seinen Dank zu sagen; dumpfe Gerüchte waren gegen sie in Umlauf gesetzt. Finstre Wolken thürmten sich auf über dem armen Haupt, auf welches eben erst eine Krone gefallen war; und die Augen derer, die sie liebten, entdeckten schon in ihrem, nach dem Willen und den Phantasien ihres Bruders eingerichteten, prächtigen Aufzug eine Devise, welche Marguerite nie mehr aufgab: die Sorgenblume, die nach der Sonne sich wendet.

Es ist leicht zu glauben, daß eine schüchterne Waise, deren Herz noch schlief, sich wohl befand unter diesen segnenden, liebkosenden und schirmenden Fittigen; gern wäre Violette immer so geblieben; aber der Fanatismus weihte auch sie einem sturmvollen Leben."

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 15 u. 16.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

8 Februar 1840.

Das Meer.

Von Bernard Barton.

Mild, erhaben, lebenwiegend,
Maaßlos, furchtlos, zwangbefreit,
Selbst die graue Zeit besiegend,
Abbild du der Ewigkeit!

Meer, das keine Worte künden!
Traun, nicht schwerer würd' vollbracht
Deiner Wellen Zorn zu binden,
Als beschreiben deine Macht!

Sonn' und Mond und Sterne zeugen,
Wie dein Hochflug kommt und geht,
Doch kein Lichtglanz wagt zu steigen
Forschend in dein klanglos Beet.

Ob auf dir die Strahlen blühen
In Aurorens Herrlichkeit,
Stürme brausen, Flotten ziehen:
Kaum währt's eine Spanne Zeit.

Auf der Erde weiten Triften
Uebt der Mensch sein Herrscherrecht;
Du, in unerforschten Klüften,
Trotzest sterblichem Geschlecht.

So bist du, das ewig dauert;
Doch wenn so du siegend rollst,
Wer kann denken undurchschauert
An den Gott, dem du entquollst?

Fr. Rotter.

Dänische Literatur.

1.

Oelenschläger.

Unter den jetzigen dänischen Dichtern, deren es nicht wenige, und einige treffliche darunter gibt, genießt Oelenschläger unstreitig den größten Ruf, und zwar nicht bloß in Dänemark, sondern auch im Auslande, besonders bei den Deutschen, deren Dichtern er sich selbst anreiht, und auch mit Recht angereiht werden kann, da er manche von seinen Dichtungen ursprünglich deutsch geschrieben hat. Die neueste, von ihm selbst veranstaltete Uebersetzung seiner dänischen und Herausgabe seiner sämmtlichen auserlesenen Werke in Breslau hat seinen Namen noch mehr unter uns verbreitet, und es ist nur zu bedauern, daß er bei dieser Auswahl fast zu strenge gegen sich selbst gewesen ist und uns manches Schätzbare vorenthalten hat. Daß er „Freia's Altar" als eines, wenn ich nicht irre, seiner minder gelungenen Dramen weg ließ, mag hingehen; aber mehrere andere vermißt man ungern, und es ist deßhalb zu wünschen, daß eine dritte Auflage nöthig werde, um das Fehlende zu ergänzen. Es liegen mir die beiden neuesten, in diesem Jahre (1839) zu Kopenhagen erschienenen Bände seiner dänisch geschriebenen Schauspiele vor. In einem derselben sind außer dem von ihm selbst übersetzten trefflichen Lustspiele „der kleine Schauspieler" noch zwei Lustspiele, „der eifersüchtige Müller," ein zweiactiges Stück in Alexandrinern, und „Robinson in England" in vier Acten enthalten, in dem zweiten ein neues Trauerspiel in fünf Acten, „Kanut der Große," das übrigens auch schon vor Vollendung der deutschen Ausgabe im Frühling 1838 in Kopenhagen aufgeführt war, und dieser noch hätte einverleibt werden können. Da wohl nicht zu erwarten ist, daß wir die genannten Stücke, wenigstens nicht von des Verfassers Hand, so bald verdeutscht erhalten werden, will ich von den beiden größeren „Robinson in England" und „Kanut" (denn „der eifersüchtige Müller" ist weniger bedeutend) einige Nachricht nebst einigen Proben geben.

In „Robinson in England" ist der Seefahrer Selkirk die

Hauptperson, der nach seiner Heimkehr mit seinem Pflegesohne Will, einem karaibischen Jüngling, nicht bloß von großem Heimweh nach seiner Südseeinsel, sondern auch von Armuth zu leiden hat, so daß er auf den Gedanken kömmt, seine Begebenheiten niederzuschreiben und im Druck herauszugeben. Da er aber der Feder nicht hinlänglich mächtig ist, wendet er sich an einen Schriftsteller Defoë, um durch dessen Hülfe seinen Zweck zu erreichen. Defoë findet bald, daß Selkirks Lebensgeschichte und Abenteuer von höchstem Interesse sind, und beschließt aus Ehrsucht, die ihm mitgetheilten Entwürfe zu bearbeiten, und das Ganze als eigenes Werk unter dem Titel: Robinson Crusoë, erscheinen zu lassen. Er sieht sich auch in seinen Erwartungen nicht getäuscht, das Buch wird gekauft, gelesen, bewundert, bringt ihm Geld und Ruhm ein. Aber jetzt beunruhigt ihn sein Gewissen, und, um dieß zum Schweigen zu bringen, kauft er dem Alten das Manuscript für ein Jahrgeld und für eine Besitzung auf dem Lande ab, verlangt darüber eine schriftliche Bescheinigung, und die Erlaubniß, Selkirks Entwürfe zu verbrennen. Zu dem letzteren versteht sich dieser ungern, tröstet sich jedoch damit, daß, wenn auch das Manuscript verbrenne, die Erinnerung an seine Erlebnisse doch unvertilgbar in seiner Brust fortlebe, und ist über das unerwartete irdische Glück, das ihm in dem Besitz eines Landhauses und eines hinreichenden Auskommens bevorsteht, um so mehr erfreut, da er nun hofft, auch seines Pflegesohns Wünsche erfüllen und ihm zum Besitz seiner geliebten Betty, der Tochter eines Strumpfhändlers Twastle, seines bisherigen Hauswirthes in London, verhelfen zu können. Will ist über die verbesserte Lage seines Pflegevaters auch wohl erfreut; aber die Hindernisse seiner Verbindung mit Betty, die besonders in der Abneigung des Vaters der Braut von dieser Partie bestehen, sind dadurch noch nicht beseitigt; auch ist es ihm sehr schmerzhaft, London und hiemit seine Geliebte verlassen zu müssen, um seinem Pflegevater auf das Land zu folgen. — Indeß hat sich Defoë noch nicht genügt, er hat das Selkirk'sche Manuscript aus dem Feuer gerettet, will seinen Fehler gut machen, dem Verfasser nicht zu nahe treten, die Welt nicht belügen, und gibt das Manuscript dem Verfasser endlich bei einer schicklichen Gelegenheit zurück. Diese findet sich, als ein in der Nähe von Selkirks Landhause angesessener Sir Robert Edgarson seine Schwester Mistreß Quickly, eine überbildete Dame und Bewundrerin des Robinson, durch eine dem Aufenthalte Robinsons in der Südseeinsel ähnliche Anlage, die er in seinem Parke hat machen lassen, überraschen will. Aber die Schwester, welche davon einen Wink erhält, überrascht nun ihrerseits den Bruder, indem sie ihren Sohn und Pflegesohn als Robinson und Freitag verkleidet und so ihres Bruders Idee vervollkommt, die Insel, wie sie sagt, bevölkert hat. Betty, ein Liebling des Sir Robert und Will werden dann auch vereinigt, nachdem der alte Twastle, der Vater Betty's, der sie mit seines Freundes Mr. Crabs noch nicht volljährigem Sohne Peter, des Vermögens wegen, hatte verheirathen wollen, durch Verlust seiner Brieftasche zum armen Manne geworden ist, die aber Betty gefunden hat und ihm zurückgibt, worauf er denn gern in die Verbindung einwilligt.

Das Stück gewährt nicht bloß eine schöne sittliche Befriedigung durch die Reue des Defoë, sondern ist auch so voll von anziehenden, besonders komischen Charakteren und Auftritten, daß es höchst wahrscheinlich auch auf unserer Bühne Wirkung machen würde. Komisch sind besonders die eigennützigen Krämerscenen zwischen Twastle und Crack, die ästhetischen der Mistreß Crack mit den Kritikern, das Examen, das der Lehrer der Söhne der Mistreß Quickly mit seinen Schülern anstellt, die Unterhaltung zwischen diesem Lehrer und einem Gärtner, und die zwischen Betty und ihrem ihr aufgedrungenen Liebhaber Peter, der jünger als seine Braut ist. Hier einige dieser Scenen.

Erster Act.

Erster Auftritt.

Mr. Twastle. Betty. Will, und Selliet sitzen in einem kleinen Zimmer beim Mittagessen. Letzterer ist in seinem Lehnstuhl eingeschlummert.

Twastle.

Na, auf Selkirks und Will's Gesundheit! — Könntet Ihr hier in Europa nur eine Anstellung bekommen! Eine kleine, mein' ich; denn auf Großes könnt Ihr nicht Anspruch machen. Was könnt Ihr? Was habt Ihr gelernt? Fische fangen, auf die Jagd gehen! davon wird man hier in London nicht fett.

Betty.

O liebes Vater, Will hat schon viel gelernt. Er findet viel Vergnügen am Lesen. Er hat beinahe alle unsere Dichter gelesen, besonders Shakspeare. Der erinnert ihn oft, sagt er, an seine Insel und an die Gedanken, die er sich in seiner Einsamkeit gemacht hat.

Twastle.

Ja, Shakspeare! das war auch ein halber Wilder. Nein, willst du ordentlich zahm werden, mein Sohn, so mußt du zahme Schriften lesen. — Aber die Leserei überhaupt taugt nicht, die gehört noch zur Barbarei, zur Kindheit des Menschengeschlechts. Wenn man Kind ist, geht man in die Schule; erwachsene Leute lesen nicht mehr; sie wirken für den Staat.

Will.

Erlauben Sie, daß ich Ihnen ein Glas Sekt einschenke!

Twastle.

Ihr traktirt uns mit Sekt? das ist theistlich. Ich speise sonst gewöhnlich Ochsenfleisch und trinke Bier; davon kommt das Gesetzte, das Solide im Charakter. — Erzähl' uns nun etwas von deiner Lebensweise, Camerad! Goddam! Menschen zu speisen und Blut zu trinken! Ihr steht noch auf einer niedern Stufe der Cultur. Hier in Europa schinden wir wohl auch die Leute lebendig, das versteht sich, aber nicht auf diese Weise. (Lacht.)

Will (zu Betty).

Wie seltsam däucht es mir doch, schöne Miß,
Daß ich mit Ihnen und mit Ihrem Vater
Im engen Zimmer hier so traulich sitze!
Ich, der vor gar nicht langer Zeit im Dickicht
Noch mit dem Hirsche wetteief, Bahn mir brach
Gleich einer Schlange durch verwachsnes Buschwerk,
Hoch in die Aeste mit dem Affen stieg,
Und, wie ein Fisch, in Seen und Flüssen schwamm.

Twaſtle.

Das können unſre Matroſen eben ſo gut. Werde Matroſe! Das iſt deine Beſtimmung. Das iſt der freieſte Stand, beſonders hier in England; denn ſobald ein Matroſe den Fuß auf das Land ſetzt, um gebunden zu ſeyn, ſips, ſchleppt man ihn hinaus auf ein Schiff, und zwingt ihn, wieder frei zu ſeyn. Da kannſt du klettern ſo viel du willſt. — Laufen? Nein, auf einem Schiffe kannſt du nicht weit laufen, das iſt wahr; dafür läuft das Schiff deſto weiter mit die. — Schenke mir noch ein Glas Sekt ein!

Betty.

Sind Sie in Lebensgefahren geweſen, Will?

Will

Der Wilde, Betty, kennt Gefahren nicht,
Er ſpielt und ſcherzt tagtäglich mit dem Tod,
Wie Kinder mit der Puppe.

Twaſtle.

Thut Ihr das?

Will.

Ja mit der Axt, gemacht aus hartem Holz.

Twaſtle.

Habt Ihr nicht Eiſen?

Will.

Danach fragen Sie
Den Herrn nur!

Twaſtle.

Wie? Ihr handelt nicht?
Dadurch bekämt Ihr gute Waffen doch,
Um Euch noch beſſer todt damit zu ſchlagen.
Ich hab' 'nen Schwager, er iſt Eiſenkrämer,
Verkauft Grabſcheite, Senſen, Meſſer, Pflüge,
Bratpfannen, Pfannenkuchen drin zu backen,
Und manche andre kriegeriſche Waffen
Von Eiſen, die ganz ſchwarz in ſchöner Ordnung
Gemalt an ſeiner Ladenthüre ſtehn.
Glaub' mir, der Kerl, er würde Aufſehn machen,
Im Fall er zu Euch käm'! Er würd' ein Gott!
Ihr betetet ihn an als Dalai Lama.

Will.

Man betet dort nicht Dalai Lama an.

Twaſtle.

Ihr habt ja doch ein Thier, das Lama heißt.

Will.

Ein Schaf.

Twaſtle.

Nun ja!

Will.

Ein Schaf, jedoch kein Gott.

Twaſtle.

Ja ſo! — — Was macht nun aber unſer Wirth?
Ich glaub', er hält ein bißchen Mittagsruh.

Will.

Verzeiht es ihm, Herr Twaſtle, laßt ihn ſchlafen!
Er hat viel ausgeſtanden, ſeine Kräfte
Sind ſehr geſchwächt. Oft kann er ganze Nächte
Nicht ſchlafen, und geht auf und ab im Zimmer.
Und wenn er ſchläft, ſo träumt er und erzählt dann
Von ſeiner Inſel ſtets.

Twaſtle.

Verhelf' ihm Gott
Zu ſeiner Inſel denn! Ein Schiffscap'tän
Hat ſeine Fahne mit Altenglands Flagg' itzt
Dort in den Sand geſteckt, und das bedeutet,
Daß uns ſie angehört. — Ja, ja, ſo geht's.
Ich ſelbſt erfuhr ſolch einen Teufelsſchlag!
Ein Bankerot — ein Debitor — verdammt —
Ein Porterbrauer! Solch ſolider Mann —
Solid — du kennſt den Ausdruck, weißt doch, was
Solid bedeutet?

Will.

Nun, ich denk', es heißt
Was tüchtig und was grundfeſt iſt.

Twaſtle.

Ganz richtig!

(Zu Betty).

Ich merke doch, er legt ſich auf die Sprache. —
Und weißt du nun, was tüchtig grundfeſt iſt?

Will.

Nun das kann viel nach meiner Meinung ſeyn,
Auf höchſt verſchiedne Art.

Twaſtle (zur Tochter).

Da irrt er ſehr.
Doch nicht zu hoch anrechnen darf man ihm
Das vor der Hand. — Solid heißt Geld, mein Sohn!
Solid heißt Geld, was Geld beſitzet, oder
Was Geld herbeiſchafft. Porterbrau'n zum Beiſpiel,
Das iſt ſolid, das iſt Brodſtudium;
Bierſtudium kann man es auch wohl nennen.
Nimm dich in Acht vor allen Wiſſenſchaften,
Beſonders vor den ſchönen! Die ſind häßlich!
Zum Müßiggang verführen ſie die Leute,
So daß zum Bettelſtab ſie greifen müſſen.

Betty.

Nun, Will, erzähl' uns doch von Eurem Krieg,
Und von dem Zwiſt der Wilden.

Twaſtle.

Nein, mein Kind!
Das kann man ſich vorſtellen. Sieh, ich war
In einen ſolchen Caſus ehmals auch gerathen,
In ein Gedräng. Ich ward ganz flach gedrückt,
Wie Schweinesülze, sans comparaison.
Auction war auf der Börſe, es war Twiſt (zu Will.)
Du kennſt doch Twiſt?

Will.

Zwiſt meint Ihr! Nur zu gut!
Bei uns war ew'ger Streit und ew'ger Zwiſt.

Twaſtle.

Das iſt 'ne andre Sach'. Ich meine Garn,
Gedrehtes Garn von Baumwoll.

Will.

Nein, Herr Twaſtle,
Das iſt mir gänzlich unbekannt.

Twaſtle (greift ihm unter's Kinn).

's gibt Vieles,
Was du noch nicht kennſt in der Welt, mein Sohn,
Und lernen mußt. — Schenk, mir noch einmal ein! —
Der gute Selkirk fähret nach ſeiner Inſel
Auf Beaumes Fahrzeug und mit dem Paſſatwind.

Selkirk (im Schlaf.)

Die Stütze hält die Höhle!

Twaſtle.

Was ſoll das?

Selkirk (im Schlaf).

Nehm' ich die Steine weg, ſo fällt das Dach,
Und ich begrabe mich lebendig.

Will.

Stets
Denkt er an ſeine Höhle.

Twaſtle.

Ihm gehört
Die Höhle nun nicht mehr; er wohnt zur Miethe
Bei mir jetzt, oben unterm Dach; er muß
Bezahlen, was er ſchuldet, jeden Ziehtag:
Sonſt geht es ſchlimm ihm.

Betty (betrübt).

Ach, lieber Vater,
Ich bitte Sie!

Will.

Er wird — wird ſchon bezahlen.
Es war vor ein'gen Wochen ja bei einem
Gelehrten mit dem kleinen Päckchen Scheiſten,
Das man uns rieth wir drucken laſſen ſollten,
Die ſeltſamen Begebenheiten, die
Wir beid' erlebten. Das bringt Geld uns!

Twaſtle.

Poſſen!
Begebenheiten drucken? Narrenſtreiche! —
Mein Vetter druckt.

Will.

So könnte der vielleicht —

Twaſtle.

Kattun, doch keine Schriften. Denkt Kattun!
Kattun hat Abſatz, wird nicht Maculatur.
Das Schriftendrucken iſt nur Teufelsnarrheit.

Selkirk (im Schlaf).

Wo ſind die Menſchen denn? Ich ſeh' ſie nicht.
Ich bin noch einſam, ja, ich bin allein,
Und Niemand denkt an mich. Mein Will, mein Will nur!
Ihn halt' ich — und ich hab' ihn ja auch noch u. ſ. w.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Burns' Leben.

(Schluß.)

Es lebt noch ein alter Mann, Namens Humphrey, in einem Armenhauſe in Ayrſhire, ein gewaltiger Polemiker, auf den Burns ein derbes Epigramm gemacht hat. Dieſer Mann iſt 82 Jahre alt, aber noch lebhaft und ſtets bereit zu einem theologiſchen Kampf. Er erzählte die Veranlaſſung zu dem Epigramm etwa ſo: „Ich ſah eines Tags Burns (an deſſen Wohnung er zu bauen hatte) auf mich zukommen auf der Straße von Moßgiel, und beſann mich, was ich zu ihm ſagen wollte, denn es war kein Menſch in der ganzen Gegend, der ihm im Streit gewachſen geweſen wäre. Ich hatte Queveda's „hölliſche Geſichte" geleſen, und ſo, als der Dichter auf mich zukam mit ſeiner gewöhnlichen Frage: „Nun, Jamie, was Neues?" ſagte ich: es ſeyen ſeltſame Botſchaften aus den untern Regionen gekommen, es ſey ein Streit ausgebrochen zwiſchen den verdammten Geiſtern, ob ſie den alten Teufel behalten, oder lieber an ſeine Stelle einen gewiſſen wilden Dichter aus Ayrſhire ſetzen wollten; der ältere Theil der Verſammlung ſey dafür, den alten Teufel zu behalten, die Jüngern aber, die des Dichters Schriften kennten, trachteten ſehr, ihn zur Herrſchaft zu erheben. — Burns lachte, er nannte mich einen — — — und machte bald nachher jenes Epigramm." Wir ſuchten den Alten auf die Geſchichte Burns' zu bringen, aber er ſchweifte in Polemik hinüber und wußte nur im Allgemeinen von des Dichters Wildheit, ſeinem Unitarismus und ſeiner unvergleichlichen Stärke im Geſpräch und im Disputiren zu erzählen.

Ueber Burns' Politik brauchen wir nicht viel zu ſagen. Er war anfänglich Jakobite und nachher Jakobiner — zwei ſehr verſchiedne Rollen. Das erſte war eine knabenhafte Grille, die ihren Grund in Nationalvorurtheilen und in dem Gefühl einer poetiſchen Sympathie für vergangene Macht und Größe hatte. „Ein Fremder füllte den Thron," und Burns fragte nicht weiter nach, ob der Wille des Volks und die gute Sache einer vernünftigen Regierungsform ihn darauf geſetzt, oder ob er durch Uſurpation eingenommen ſey. Als die franzöſiſche Revolution ausbrach, wurden viele edle Geiſter ergriffen von dem Schauſpiel, wie eine große Nation die hundertjährigen Feſſeln abwarf und die natürlichen Rechte der Menſchen wieder anſprach. Burns wurde von der Flamme der Begeiſterung ergriffen, und breitete ſie unter ſeinen Landsleuten durch mehrere Gedichte aus. Er war damals von ſeiner glänzenden Stellung herabgeſunken; er lebte gleichgültig unter den Menſchen hin, und hegte oder bezeugte keine Ehrfurcht mehr vor der Gewalt und der Autorität. Die Welt und der Welt Geſetz war nicht ſein Freund; und die Bitterkeit ſeiner einſamen Stunden, die vergleichungsweiſe Dürftigkeit ſeines Hauſes und der kühne Flug ſeines Genius — Alles zuſammen ſtimmte ihn ſo, daß er den Orakeln der franzöſiſchen Freiheit begierig ſein Ohr lieh. Er erlebte es noch, daß der glänzende Morgen mit Blut und Finſterniß endete, und in ſeinen letzten Stunden wandte er ſich wieder dem alten Gebäude der Conſtitution zu. Auf ſeinem Sterbebette rieth er auch einem ſeiner Freunde und Nachbarn, nie an der Religion ſeines Landes zu zweifeln.

Digitized by Google

So war in zweien der wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, „der Knabe der Vater des Mannes," und der Mann kehrte zu den Hoffnungen und Gefühlen zurück, die ihn als Knaben beseelt hatten.

Aus früher Gewohnheit und Nothwendigkeit verfaßte Burns seine Poesien hauptsächlich unter freiem Himmel. Sie, Sonne, Wälder und Flüsse bestrahlend, erfüllte ihn mit Freude und Fröhlichkeit, und, den ächten Stoff der Poesie vor sich und um sich und in seinem Herzen, brauchte er den Sporn der Bücher nicht. Während er den Pflug lenkte oder den Samen in die Furchen streute, hatte er Muße und Freiheit, seine „tollen Phantasien zu murmeln," und sie zu Gedichten zu gestalten. So dichtete er die „Bergmaßliebe" und das „Mäuseneſt." Selbſt „Tam o' Shanter," was man für das Product der Begeisterung lustiger Nächte und strömender Becher zu halten sich versucht fühlen möchte, ward im Freien gedichtet, beim Gemurmel des Nith und dem Rauschen der Wälder von Ellisland. Seine einsamen Ritte als Zolleinnehmer wurden auch hiezu benützt, und wenn er in seinem Lehnstuhl über einem Gedicht brütete, oder einen glücklichen Gedanken faßte, gab er sich nie zufrieden, als bis er, mit dem Stock in der Hand, hinausgeeilt war, und im ächten Studium der Natur die Skizze vervollständigt hatte. Daher sind auch Burns' Schilderungen der Ländlichkeit und des Walds so wahr wie die Natur selbst. Immer waren solche Bilder seinem Geist gegenwärtig, und ohne Zwang kamen sie auf seine Zunge, in seine Feder. Wenn er den Tod eines Freundes beklagt, so zählt er nicht wie ein Leichenbesorger den Katalog von Trauerblumen und Kräutern und den ganzen Leidapparat auf; er ruft nicht, wie Milton, die neun Schwestern vom heiligen Quell, aus Jupiters Palast herbei, um in seinen Schmerz einzustimmen; aber er ruft die ganze Natur — die Flüsse, Wälder, Hügel und Ebenen — und alle Jahrszeiten an.

Das waren die Mittel und Werkzeuge, mit welchen der Dichter arbeitete, die Autoritäten, die er zu Rathe zog — die Pandekten, denen er folgte und gehorchte. Wir haben manchmal gedacht, was für eine Art von Dichter wohl Cowper geworden wäre, wenn sein Geschick ihn nach Schottland versetzt hätte. Würden die nordischen Wasser ihn zu einer andern Art von Gesang begeistert haben, als die Bäche Englands? Würde er von Bruce, Wallace und schottischen Trinkgelagen gesungen haben, wie er von Wolfe und Chatham und weiblichen Arbeiten und nüchternen Theegesellschaften sang? Thomson vergaß in England Schottland nie ganz — Campbell ist noch voll davon. James Montgomery ist in Ayrshire geboren, aber er verdankt Schottland nichts als die Geburt; er hatte nicht Zeit, den Geist der Berge einzuathme , und seine Muße ist ganz englisch. Wordsworth würde, wäre er in den Hochlanden geboren, eine Art von Ossian geworden seyn — hin und her, auf und ab wandernd, den Untergang der Häuptlinge und Clans beklagend, fest glaubend an das zweite Gesicht, und feiernd einsame Berge und Thäler, bedeckt von Nebeln, von tosenden Wasserfällen, und das trauernde Anschlagen der Wellen an den Sunden und Seen.

Zum Schluß bemerken wir noch, daß auf den obengenannten Sohn Burns' sich wenigstens ein Theil von dem poetischen Genius seines Vaters vererbt, und daß er die Thronbesteigung der Königin Victoria mit einem sehr lebendigen nationalen Lied begrüßt hat.

Violette.

(Fortsetzung.)

Der Vormund.

„Müde und sich schämend in Folge einer weltlichen Nacht, wofür er schon insgeheim Buße zu thun sich vornahm, erbittert über die lange Dauer und die erstickende Atmosphäre des Balls, dem er den heftigeren Anfall von Gicht zuschrieb, über welchen er nur im Bewußtseyn seiner Pflicht als Vormund Meister geworden war, triumphirte jetzt der Baron d'Aigues-Vives von neuem darüber, um sich nach dem Lever der Königin zu seiner Mündel zu begeben. Der Schmerz im Zehen, der ihn quälte und den er bei jedem Schritt abzuschütteln strebte, diente keineswegs zur Beruhigung seiner frommen Gewissensscrupel oder seiner reizbaren Gemüthsart; und keineswegs im zärtlichen Ton eines Vaters erklärte er Violetten, daß sie in wenigen Tagen vor dem Altar einen Gemahl finden werde, und daß ihr dieser Gemahl am vorigen Tage von der Königin vorgestellt worden sey in der Person des Grafen Amalric d'Argèles. Fräulein von Sauveterre erwiederte ihm bescheiden, sie habe so eben zu erklären gewagt, daß ihr Herz gegen diese Heirath sich sträube, und sie müsse ihn flehentlich bitten, dieselbe aufzulösen, weil sie dadurch ganz und gar unglücklich würde. — Dieß offene Geständniß machte den Vormund einen Schritt zurücktreten, wie wenn sein kranker Fuß sich an einem Kieselstein gestoßen hätte. Höre ich wirklich Euch so sprechen? sagte er endlich mit Erstaunen. Hat Euch Jemand diese Gedanken, diese Worte eingegeben gegen einen im Testament eines Vaters niedergelegten Willen? Wollt Ihr meine Besorgnisse rechtfertigen, welche in mir an dem Tage keimten, wo ich Euch, ein eigensinniges Kind, gegen den Willen der Vorsehung Euch empören sah? Und bei einer Leichenceremonie mit Euren Thränen und Eurem Geschrei die Feierlichkeit der Gebete stören und mit ungeduldig zürnendem Fuß niedertreten den Gehorsam, welchen ein Vormund von seinen Mündeln so gut wie von seinen eignen Kindern erwarten kann? Ja, beim heiligen Ludwig, fuhr er fort, indem er sich an die Stirne schlug, wie wenn diese Idee ihm mit neuer Kraft und neuem Licht sich aufdrängte, das war das erste Zeichen, welches mir verrieth, daß Ihr eines Tags Empörung und Verwirrung säen würdet, wo Euer Vater Ordnung und willigen Gehorsam vorbereitet hatte. Damals schon habe ich vorhergesagt, vor jenem Sarge Eurer Mutter, von dem man Euch nicht wegreißen konnte, daß Ihr auch das Schicksal dieser zerbrechlichen Frau haben würdet, die so wenig fest stand in ihren Pflichten, die sich so hinreißen ließ durch die Leidenschaft, ihrem Willen zu folgen, daß sie, nachdem sie uns erklärt hatte, sie könne ihren Gemahl nicht überleben, wirklich an diesem Schmerz starb, weil sie weder über ihn hinwegkommen noch ihn bekämpfen wollte. — Ach, mein edler Herr! versetzte die Waise, ergriffen von der

Erinnerung an ihre herrliche Mutter; wessen klagt Ihr uns denn an? liegt denn in dieser Aehnlichkeit mit meiner Mutter etwas, das Euch erbittern sollte? Ich, ich liebe sie; ich finde darin die Gewißheit, daß sie das Leben ihres Kindes nicht zum Unglück verdammt haben würde durch eine Verbindung, welche mir Abneigung und Abscheu einflößen würde, wenn man mich dazu zwänge. — Das heißt mir ganz keck heraus erklären, versetzte er zornig, daß Ihr entschlossen seyd, Euch meiner Autorität zu entziehen und sie zu verfluchen? — Violette blieb stumm und schaute den Greis mit traurigem Staunen an. — Ich sehe ganz klar Eure Seele, fuhr er fort, sich selbst zur Härte stachelnd. Sie ist ganz getränkt von den vergifteten Grundsätzen, welche an diesem Hofe keimen; ich erkenne die verderbliche Moral derer, deren Autorität Euch, ist es nicht wahr? weniger lästig scheint als die meinige? — Haltet ein, mein Vormund, sagte Violette zitternd; wenn man Euch hörte! — Der Himmel hört und richtet! antwortete er, die Hand zum Himmel erhebend. So bereitet sich vor die Züchtigung dieser strafbaren Duldsamkeit, dieses mattherzigen, ich sollte sagen dieses unglaubigen, Glaubens, welcher die Seele verderbt und ihr die heilige Kraft entzieht, die Frevler, die Ketzer und die Gottlosen zu strafen; die Gottlosen, sage ich, die Frevler und die Ketzer! wiederholte er, indem er mit Heftigkeit auf und ab schritt, und glühende Blicke nach den Gemächern Margueritens hinüber schleuderte, gegen welche er längst einen fieberischen Zelotismus hegte. Geduld! fuhr er fort, indem er die Stimme sinken ließ, im Tone gesammelter Hoffnung; wir werden die heilige Sache triumphiren sehen; und die Saumseligkeit der Autorität und all das heitre Wesen und Wissen des Königs werden dann die Gefäße des Verderbens nicht retten. Violette! Violette! der göttliche Schutz ist nicht mit dem Unglauben, der Irreligion und der Hölle! — Violette hörte diese Fluth von Drohungen mit so tiefem Stillschweigen an, und hatte die Augen in solchem Nachsinnen niedergeschlagen, daß ihre regungslose Haltung ihren Vormund endlich glauben machte, seine Vorwürfe hätten sie zu einer wohlthätigen Besinnung und Sammlung gebracht; er ging hinaus und versparte für eine spätere Unterredung Alles, was ihm seine Frömmigkeit und seine Gichtschmerzen Bitteres eingaben gegen die harmloseste Fürstin. Aber wird dieser Zorn nicht schmelzen wie das Eis des Winters vor dem lichten Geist einer Frau, wenn diese Frau ihre Strahlen auf ihn fallen zu lassen geruht?" — — Was hier angedeutet und prophezeyt wird, tritt wirklich bald ein, wie folgendes Fragment zeigt:

„Der sinnende Edelmann (der Baron d'Aigues-Vives) begab sich, der Aufforderung folgend, zu der Königin Marguerite, in einer Stimmung, welche bereits einiges Nachlassen des großen Eifers verrieth, den er für den Grafen d'Argèles gezeigt hatte. Der freundliche Empfang, der ihm bei der Königin zu Theil wurde, machte ihm die Erinnerung an das lange Lied, womit der Page ihn gequält hatte, erträglicher; denn die liebenswürdige Fürstin bestand darauf, daß der Baron, welchem sie den Zutritt in ihrem eigenen Zimmer vergönnte, in ihrer Gegenwart sich auf einen Stuhl setze. Diese Vergünstigung entwaffnete beinahe gänzlich die noch in ihm haftende Erbitterung, und Marguerite, gegen ihn sich jenes unwiderstehlichen Tons bedienend, den sie nie vergeblich anstimmte, fing an ihn in Kenntniß zu setzen von ihrer nahe bevorstehenden Abreise nach dem friedlichen Navarra. Aber, fuhr sie fort, können wir mit Beruhigung Violetten zurücklassen an diesem Hofe, wo ihre Reize schon mehr als Einen starken Eindruck gemacht haben? Was Euch betrifft, Seigneur, so nehme ich Euch mit mir, oder vielmehr ich entführe Euch in der Eigenschaft meines Großstallmeisters; im Begriff jenes Königreich zu betreten, welches Gott mir, einer schwachen Frau, auferlegt, muß ich mich wohl mit kräftigen Stützen versehen, um mich aufrecht zu erhalten, und Euer fleckenloser Ruhm ist ein Strahl, den wir wünschen nicht länger von unsrer Krone entfernt zu halten. Man hätte sagen können, der alte Baron habe zum ersteumal den Zauber einer Frauenstimme empfunden, und die Margueritens war unwiderstehlich. Karl V sagte, sie könnte Einen über einen Thron trösten. Von ihr im Herzen ergriffen und gänzlich seiner Gicht vergessend, erhob sich der Vormund, die Hand ans Schwert legend, das er in diesem Augenblick mit Freuden gezogen hätte, um die Königin gegen diejenigen zu vertheidigen, die er noch vor wenigen Stunden in Schmähungen überboten hatte. Aber sie nöthigte ihn, sich wieder zu setzen und fuhr zutrauensvoller fort: indem ich zuerst für mich sorge, wegen welcher Sünde ich Euch bitte mir die Vergebung des Himmels zu erflehen, glaube ich auch für Euch zu sorgen, Seigneur, für Euch, den dieß Kind unablässig als seinen Vater betrachtet. Ist es nicht auch wirklich eine handgreifliche Probe Eurer Aufopferung für sie, daß Ihr Euch bequemt zu einem Leben, das so wenig gemäß ist den strengen Gewohnheiten und dem Geschmack eines im Dienst unserer heiligen Sachen mit Wunden bedeckten Kriegers! — Ich gestehe es, gnädige Frau, versetzte der Edelmann, beinahe gerührt über dieß zarte Mitleid, und sich im Uebrigen bewußt, daß er so viel an Violette denke, daß man es ihm wohl danken dürfe. Aber die nahe bevorstehende Heirath meiner Mündel befreit mich bald von einer beunruhigenden Obhut. Die Königin von Navarra bis an den Fuß der Pyrenäen geleitend, denke ich zum letztenmal die Reise durch die Landes zu machen. Wenn ich das Glück der Erbin von Sauveterre durch Erfüllung einer Pflicht werde sicher gestellt haben, wird meine Sendung und mein Amt erfüllt seyn. Ich kann sie dann ganz den Ketten eines Herrn überlassen, der, so glaube ich, diesen geräuschvollen Hof dem einförmigen Anblick unsrer alten Edelsitze vorzieht. — Ich denke ebenso wie Ihr, versetzte mit Lebhaftigkeit Marguerite, den etwas bittern Ton dieser letzten Betrachtung sich zu nutze machend. — Die umherschweifende Jugend des Grafen d'Argèles bringt uns Schätze ein, die er nicht in unsern alten Einsamkeiten scheint begraben zu wollen. — Wie Schade! findet Ihr nicht auch, daß die edel ernste Erziehung, für welche Violette Euch Dank schuldet, etwas gar zu sehr absticht gegen die beweglichen Neigungen und Lebensgewohnheiten Amalrics? Sollte ihr beiderseitiges Alter Eurer Klugheit nicht gestatten, ihre Verbindung noch aufzuschieben, deren Unverbrüchlichkeit ich übrigens eben so wie Ihr wohl erwogen habe? — Sie hielt inne, um eine Antwort zu erwarten; aber die nachdenkliche Miene des

Greiſes war alles was ſie ihm abgewann. — Ich weiß, daß das Glück Eurer Tochter die letzte Lebensaufgabe iſt, die Ihr zu erfüllen wünſcht, das weiß ich wohl. Und Ihr, Seigneur, wißt Ihr, wie etwas Rührendes es iſt um einen Krieger, deſſen Heldenſinn ſich um die Wiege einer ſchuldloſen Waiſe ſchlingt! deſſen fromme Lorbeern eine ſchwache Pflanze gegen den rauhen Hauch des Unglücks ſchützen? Wißt Ihr endlich, daß ich Euch bewundere und daß ich wünſche Euch davon zu überzeugen, daß das Gewühl der Höfe, der Weltlichkeit, die mich umgibt, meine Seele nicht verſchließen gegen Betrachtungen ernſter Art? So laßt uns denn auch Theil nehmen an Euren Bemühungen für die Wohlfahrt eines Engels, deſſen Reinheit mich rührt. Führen wir Violetten von hier weg, und prüfet Ihr Amalrie; ſehet zu, ob er das Glück, das Ihr ihm bereitet, in ſeinem ganzen Werthe zu ſchätzen weiß; wenn er ihrer würdig iſt, wird er ohne Verzug wegfliehen von eiteln Vergnügungen, um ihr zu folgen an einen beſcheidneren Hof, deſſen Zierde ſie, Dank Euch! ſeyn wird! — Dieſe Rede, gewürzt mit den erſten Lobſprüchen vielleicht, welche der Vormund in ſeinem ganzen Leben eingenommen, bewirkte eine wohlthätige Erſchütterung in den Ideen des alten Soldaten Ludwigs XII. Er war ſelbſt erſtaunt über dieſe unerwartete Verwirrung, kein Wort kam ſeinem unentſchiedenen Stillſchweigen zu Hülfe, und Marguerite, den Ton ſinken laſſend, als fürchtete ſie, daß Jemand ſie hören könnte, fuhr fort: endlich, Seigneur, erwarte ich, daß Ihr ſelbſt mich ermächtigt, Violetten den dringenden Bitten einer Perſon zu verweigern, welche ſie nur mit einem Schmerz wird abreiſen ſehen, der einige Beſorgniſſe über die Natur der von ihr eingeflößten Gefühle erregt. — Die ganze Aufmerkſamkeit des Vormunds wurde hier rege, und als er ſah, daß auch die Königin jetzt mit einiger Verlegenheit und Scham ein Stillſchweigen beobachte, fragte er im Ton der lebhafteſten Beſorgniß: und wer iſt denn, Madame, dieſe Perſon? wer, außer Amalrie ſelbſt, kann hier den Blick auf diejenige richten, die ihm von ihrer Geburt an verlobt iſt? Ich habe Niemand in Unwiſſenheit gelaſſen in Betreff des Teſtaments ihres Vaters. — Ich vertraue Eurer Gewiſſenhaftigkeit, mein Herr Stallmeiſter, verſetzte ſie, ſich auf dieſen Titel ſtützend, den er ja nicht vergeſſen ſollte, was die Herzensreinheit Violettens, bewundernswerth wie die Eurige, nicht von ferne geargwohnt hat; merkt wohl auf! ſie iſt ſchön! mein Bruder hat Augen und mein Bruder iſt König! — Ha, Madame! rief er aus, erſchrocken über den plötzlichen Glanz dieſes ihm aufgehenden Lichtes; nehmen wir Violetten mit uns fort! ſie reiſe ab von hier! zieht ſie zurück von einem Abgrund! rettet ihr Leben und ihre Ewigkeit! — Beruhigt Euch, Seigneur, und beruhigt mich! Ihr allein wißt dieß Geheimniß; erſtickt es Eures Theils in dem Myſterium der Beichte. Ich habe ſelbſt nur einen halben Blick hinein zu werfen gewagt, und Eure Mündel wird nie etwas davon erfahren. Weiſt Ihr ſelbſt ſie an, ſich zur Abreiſe bereit zu halten; dieſer Befehl wird ihr angenehm ſeyn, denn er führt ſie zurück zu Iſabellen, die verſtändig iſt unter allen Frauen. Und dann wird die Zeit Euch ſchon aufklären über den Gatten, den ihre Eltern ihr beſtimmt haben.

Dieſe letzten Worte wurden von Violetten vernommen, welche halb ſich näherte, halb zurückwich, angezogen von der Königin und zurückſcheuend vor ihrem Vormund. Dieſer konnte nicht mehr unterſcheiden, was am mächtigſten in ihm war: ſeine Bewunderung für eine ſolche Fürſtin, oder ſeine ungeduldige Sehnſucht, Violetten zweihundert Stunden weit weg von dem Ort zu führen, wo ihrer Tugend ſolche Schlingen gelegt wurden.

Als das junge Ehrenfräulein ſah, wie er gewiſſermaßen auf ſie zu eilte, zitterte ſie davor, er wolle ſie zu der verhaßten Heirath drängen, und ſie warf ſich ihm mit Entſchloſſenheit zu Füßen, und rief ihm zu, er möge ſich ihrer im Namen ihres Vaters erbarmen. Aber er vergaß, zum erſtenmal, ihr von dem Teſtament zu ſprechen, in ſeiner Eilfertigkeit, ihr ihre Abreiſe mit der Königin anzukündigen. Die beſte der Königinnen, hört Ihr wohl? die verſtändigſte, die heiligſte Fürſtin! betheuerte er und betrachtete dabei Violetten mit unbeſchreiblicher Angſt und Neugier, indem er zum erſtenmal in ſeinem Leben die Entdeckung machte, daß ſie unendlich ſchön ſey, und innerlich knirſchte über die Worte Margueritens, die ihm noch im Ohr klangen: „Sie iſt ſchön; mein Bruder hat Augen und mein Bruder iſt König!“ Er wiederholte ihr dreimal in Gegenwart der Königin den Befehl zur Abreiſe, die er durch die Haſt zu beſchleunigen glaubte, womit er ſich damit beſchäftigte, und durch die Furcht, ſie möchte Schwierigkeiten dagegen erheben. Die ſelige Ueberraſchung, welche ſich in Violettens Antlitz ausſprach, überzeugte ihn jedoch völlig von ihrer gänzlichen Unbekanntſchaft mit der unheilſchwangern Ehre, die ihr dadurch zu Theil ward, daß ſie ſo hohen Orts gefiel. Die Hand des alten Vormunds zog, beinahe ohne daß er ſelbſt es wußte, Violetten an ſeine rauhe Bruſt, aus welcher das Wort: mein theures Kind! zu ihrem beiderſeitigen Erſtaunen ſich losrang. Er ahnte vielleicht bei dieſem Blitz von liebender Zärtlichkeit, daß er unter ſeinem Skapulier ein Herz trug. Die edle Art Margueritens hatte es ihm zum Bewußtſeyn gebracht.“ — —

(Fortſetzung folgt.)

Norwegiſche Lieder.

(Aus der Sammlung „Bragur“ Chriſtiania, 1837.)

Ueberſetzt von K. L. Kannegießer.

Auf Königswohlſeyn trink' ich gern,
Und ſein Geburtstag iſt mein Leben.
Auf die Geſundheit hoher Herrn
Darf hoch und oft das Glas man heben.
Wer Durſt drum ſpüret,
Laß, wie's gebühret,
Hoch leben den, der den Scepter führet!
Regenten hoch!

Ich ſinge gern vom Ordensband,
Denn Niemand, denk' ich, kann's verneinen,
Daß ſolch ein Mann von Rang und Stand

Wein trinken kann, und zwar vom reinen.
Hoch! Mann von Range,
Nur nicht verlange,
Daß vor dem Stern und dem Band man bange!
Die Großen hoch!

Ich singe gern von Schlacht und Krieg!
Was könnt' re sonst auch Gutes bringen,
Als daß man nach erfochtnem Sieg
Ein Gläschen trinken kann und singen?
Hoch, wer da kämpfet,
Hoch, wer da siegt,
Und nicht bei Sieg und bei Trank erliegt!
Die Krieger hoch!

Ich singe gern von Gut und Geld,
Mich wundernd oft, wie ohn' Erschlaffen
Auf Reichthum seinen Sinn gestellt,
Macht, Ehr' und Wein sich zu verschaffen.
Ducaten laufen!
Faßt aus dem Haufen
So viel, um bacchischen Trank zu kaufen!
Die Reichen hoch!

Ich sing' auch von dem Handel gern,
Von Schiffen, die mit Weine kehren.
Nur bleibt mir mit Gebräuen fern,
Die Rausch uns geben, Ekel, schweren!
Der Wimpel schwebe!
Die Seefahrt lebe!
Und Zoll der Zöllner mit Maaß erhebe!
Seehandel hoch!

O Lieb', ich singe gern von dir,
Von deinen Wonnen, deinen Schmerzen;
Denn Liebe lehrt' Elisa mir
An ihrer Brust, an ihrem Herzen.
Das Lob der Minne
Dem ich beginne,
Zu Theil ja wurde mir holde Minne!
Verliebte hoch!

Zeltitz.

Norwegens Winter muß ich loben,
Felsberge, schwerbedeckt hoch oben,
Gepudert grüner Tannen Haar,
Gewässer, festbedeckt mit Eise,
Strandöden, weiß nach Geisterweise —
Kaum schöner ist der Lenz für wahr.

Des Thales munter Söhne gleiten
Auf Schlittschuhn von des Berges Seiten,
Rasch, wie der Pfeil die Luft durchschwebt.
Wie sie sich auf dem Stahle schwingen,
Und leichter Schlitten Schellen klingen,
Daß vom Geräusch das Ohr erbebt!

Vergnügte fahren sonder Rasten.
Zum Strande führt man mächt'ge Masten,
Die Kälte selbst bezwingt den Leib.
Durch Schnee sieht man sich Wege bahnen
Der norw'schen Bauern Karawanen,
Denn Arbeit ist ihr Zeitvertreib.

Doch wie, mit Scherz die Zeit vertreibend,
Am Tisch im warmen Zimmer bleibend
Bei Freundesgespräch und Sang vergnügt,
Wie trinken auf das Wohl des Landes,
Und auf das Wohl des ersten Standes,
Der mit der Schaar den Acker pflügt!

Heil, wer da beicht der Erde Schollen,
Heil, wer enthebt den tiefen Stollen
Die Schätze, die ihr Schooß bewahrt!
An Frost sich, Sturm und Tod nicht kehren,
Frei seyn, doch seinen König ehren,
Das ist des Norwegs Bauernart.

Nicht Porzellan weiß er zu hüten,
Nicht Wein zu bau'n in Winzergärten,
Für seinen Schweiß doch kauft man's ein.
Bau'n kann er Häuser, warm sie decken;
Und Wild, es an den Spieß zu stecken,
Bringt aus dem Wald er uns herein.

Heil Winterhaus und Hausgenossen!
Dort sitzt der Normann unverdrossen,
Beschirmt vor raubbegier'gem Wild.
Und wer's Gesetz nicht wollte scheuen,
Zu spät würd' er die That bereuen,
Denn Freiheit führen wir im Schild!

Ob Norwegs Frost und Eismann schelte,
Nur sprecht mir nicht von Freundschaftskälte!
Denn Feuer ist des Normanns Herz.
Kommt, Brüder, einer rare Flammen,
Wir halten bis zum Tod zusammen,
Heil, Freundschaft! schall' es himmelwärts.

J. Rein.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 17.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

13 Februar 1840.

Neugriechisches.

Die Nro. 62 — 64 des vorigen Jahrganges der „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands" brachten die Uebersetzung einiger Satyren aus dem „πανόραμα τῆς Ἑλλάδος von Alexander Sutzo, die von einigen den Dichter und seine Dichtungen betreffenden Notizen begleitet waren. Auf diese verweisend, lasse ich hier zwei andere Gedichte aus demselben Werke folgen, welche aber einen mehr lyrischen Charakter haben, während jene bloß satyrischen Inhalts waren. Das erste der hier folgenden Gedichte ist offenbar eine Nachbildung unseres: „Denkst du daran, meine tapfrer Lagienka," aber trotzdem tritt auch hierin die Originalität Sutzo's deutlich und unverkennbar hervor. Ich stelle auch diesen Gedichten die eigene Erläuterung des Dichters voran.

Der rumeliotische*) Invalide.

„J. Kapodistria, der sich vorgenommen hatte, die Griechen zu unterjochen, suchte alle andern Heldenthaten, seine eigenen ausgenommen, in Vergessenheit zu bringen, und indem er ihre Opfer für die Unabhängigkeit unbedeutende Thorheiten nannte, legte er kecker Weise sich allein die Rettung von Hellas bei; doch das unerträgliche Joch, welches das Volk niederdrückte, stellte im Gegentheil das Andenken an die Heldenjahre vor seiner Ankunft desto lebhafter wieder her. Diese Gesinnung suchte ich in den Herzen meiner Cameraden durch das folgende Gedicht anzufeuern, und ihnen vorzustellen, daß nur, wenn sie ihren Nacken nicht vor den Tyrannen beugen, sie ihrer früheren Kämpfe würdig erscheinen werden."

Auf dem Olymp, in der Cypressen dunklem Schatten,
Da saß ein alter, greiser Rumeliot
Mit den Cam'raden, die ihn treu begleitet hatten
Einst in den blut'gen Kampf um Sieg und Tod.

Durch sieben Jahre, so hört man ihn singend klagen,
Hab' ich die Fahne in Gebirg' und Feld getragen!
Cam'raden, denkt ihr noch an jene schöne Zeit,
Die uns dem süßen Heldentod geweiht?

Erinnert ihr euch noch, wie Churschid Pascha's Schaaren,
Wohl dreißigtausend an der Zahl,
Die uns durch ihr Geschütz weit überlegen waren,
Argos überschwemmten mit Einemmal?
Erinnert ihr euch noch, von welchem Muth wir kochten,
Als bloß mit Senf' und Keul' wir gegen Schwerter fochten?
Cam'raden, denkt ihr noch an jene schöne Zeit,
Die uns dem süßen Heldentod geweiht?

Erinnert ihr euch noch, wie gegen Skodra's Horden
Nach Karpinisi eilt' Held Botsaris,
Und mit der Kraft, die nie erschüttert worden,
Sie schlug? Ja, ihr erinnert euch gewiß,
Wie mit der Wunden Blut ausströmt' sein Heldenleben,
Und wie sein letzter Blick uns Allen Muth gegeben!
Cam'raden, denkt ihr noch an jene schöne Zeit,
Die uns dem süßen Heldentod geweiht?

Erinnert ihr euch wohl noch an Rumeliens Trauer,
Als sich der Türken Fluth dahin ergoß,
Und der Aegyptier*) in Missolunghi's Mauer
Die Kinder uns, die Eltern uns verschloß?
Erinnert ihr euch noch — Europa konnt' es sehen! —
Wie jene Stadt mußt' in den Lüften untergehen?
Cam'raden, denkt ihr noch an jene schöne Zeit,
Die uns dem süßen Heldentod geweiht?

Erinnert ihr euch noch, wie mit dreihundert Treuen
Einst Karaiskos eilte nach Athen?
Ach, wie schwand da der Muth Kintachi's, des Leuen!
In jenen Tagen sahen wir erstehn

*) Die Türken begreifen unter dem Namen Rumili (ili Land, rum der Griechen) alle griechischen Länder; die Griechen unterscheiden aber Morea noch besonders von Rumelien. Sutzo nimmt einen rumeliotischen Soldaten besonders zum Helden seines Gesanges, weil gerade die Rumelioten die meisten Opfer in dem Kampfe für die Befreiung Griechenlands brachten.

*) Ibrahim Pascha, der Sohn Mehemed Ali's von Aegypten.

Rumelien, es knüpft' das feste Freiheitsband!
Wie man den Boden da von Blut geröthet fand!
Cam'raden, denkt ihr noch an jene schöne Zeit,
Die uns dem süßen Heldentod geweiht?

Bei uns ward keine Stadt, kein Lager da gefunden:
Hungrig, durstig und nur an Muth so reich,
Noth leidend außerdem an Pest und tiefen Wunden,
Und mit Gesichtern, wie die Erd', so bleich,
Erhoben wie den Blick nur zu dem Himmel hoch:
Doch beugten wir uns nie in der Tyrannen Joch!
Cam'raden, denkt ihr noch an jene schöne Zeit,
Die uns dem süßen Heldentod geweiht?

Der bettelnde Soldat.

„Während J. Kapodistria die Staatsgelder ohne Maaß an seine Spione und Glücksritter von Beamten vergeudete, ließ er die Beschützer des Vaterlandes selbst am täglichen Brode Mangel leiden. In seinen Tagen hungerten oft die Kinder des großen Karaiskos, und vergebens klopfte die verwaiste Tochter des Hadschi Michalis an seine Thür.*) Viele Griechen hörten mit eigenen Ohren den schmachvollen Rath, welchen sein Satrap Viaros**) einem Soldaten gab, der im Kampfe verstümmelt worden war und ihn um eine Geldunterstützung bat. „Nimm eine Leyer, antwortete er ihm, spiele darauf in den Straßen, und fordere Almosen!" Der traurige Zustand, in welchem ich den bettelnden Krieger darstelle, ist in der Absicht ausgesucht worden, um die Griechen zum gemeinschaftlichen Mitgefühl ihrer schweren Leiden zu bewegen."

Beutels Sack auf seinem Rücken, Bettlers Stab in seiner Hand
Sprach der alte, blinde Krieger, zu dem Knaben hingewandt,
Der ihn leitete des Weges: „Nicht so eilig, Knabe! weile;
Siehst du nicht, daß ich dir nimmer folgen kann in solcher Eile?
Du bist glücklich, glücklich bist du .... hast ein Augenpaar so hell,
Du hast junge, rasche Füße, rennest wie der Hirsch so schnell!
In der Stadt zu Missolunghi ist mein Augenlicht entflossen,
Mit der Kugel ward das eine Bein mir dorten weggeschossen!

Sprich, wo sind wir jetzt, mein Knabe? ... Ist es Nacht?... Ist's Tag?... Sag' an!"...
— Nacht ist's!... Nauplia nicht ferne sind wir, armer alter Mann!
— „Nauplia!" — Was weinst du, Vater? — „Alte Zeiten ich erwäge...
Was ich einst war, was ich jetzt bin, stehe ich und überlege...
Nauplia!"! Das Schwert im Mund sah mich als Ersten man gewinnen
Palamidi's hohe Zinnen;
Gleich der Schlange sprang ich früher, wo die höchsten Felsen ragen,
Und jetzt kann ich kaum den schweren, matten Körper vorwärts tragen!

Ich bin blind... Ich schaue nimmer Hellas' grüne Bergeshöhen,
Nimmer können meine Augen seine freie Sonne sehen!....
In Gefilden, baumbeschattet, schön, mit Heldenblut bespritzt,
Regt sich jetzt ein neues Leben, das der Friede mild beschützt;
Ich, ein Bettler, alt und hungrig, irre unstät und verlassen,
Schlafe Nachts in den Ruinen oder Kirchen, auf den Straßen.
Jeder scheucht mich von der Stelle,
Fremd bin ich im heim'schen Hellas, fremd an meiner eig'nen Schwelle!

Umgewendet, umgewandelt ist die Welt, und heutzutag
Selbst der Sohn in Hellas nimmer seinen Vater kennen mag!
Völlig haben sie vergessen ihrer Väter Kampf und Noth,
Alle haben sich das schnöde Gold erwählt zum einz'gen Gott!
Einen Freund such' ich vergebens mir aus jenen Heldentagen,
Und umsonst sind meine Klagen!
Viele starben, Wen'ge leben, diese überall vertrieben;
Wo ich bin, werd' ich verspottet, und kein Freund ist mir geblieben!

Fremde, wollet nimmer spotten über meine blinden Augen,
Ueber mein verstümmelt Bein!
Einstens mocht' ich von den Kriegern Botsaris der erste seyn!
Und dieß Kleid, deß Lumpen kaum noch dürftig mich zu decken langen,
Ist Geschenk des Karaiskos: solcher Ruhm, der kleidet schön!
Dieses Schwert, das ihr um meine Hüften könnt gegürtet sehn,
Hat nicht Gold, nicht Edelsteine, doch ist's meine schönste Zier;
Denn mein Admiral Tompazi, ja, er selbst, er gab es mir!

Helden, ihr aus jener Zeit!
Ob ihr gleich gestorben seyd,
Ewig lebt in eurer Brüder Geist und in der Welt Gedenken!
Doch die Namen Jener woll'n wir in des Todes Lethe senken,
Gleichviel, ob sie auch noch leben! —
Die, euch schmähend, nach den Früchten eurer Heldenthaten streben!
In den Felsenhöhlen schlafen Griechenlands Befreier, wir,
Und sie sehn uns ohn' Erbarmen betteln, uns vor ihrer Thür!"

Der Held Karaiskos wird so häufig in diesen Versen erwähnt, daß ich mich nicht enthalten kann, ein ihn betreffendes, bisher noch nie gedrucktes Volkslied, welches in jedem seiner Worte den Beweis trägt, daß es allein im Munde des Volkes entstanden seyn kann, hier in einer Uebersetzung beizufügen. Es bezieht sich auf den Sieg, den Karaiskos über den Mustapha Bey davon trug, als dieser im Jahre 1821 bis Rachova vorgedrungen war.

Karaiskos in Rachova.

Mittwoch war der Tag, wo er — armer Mustabey!
Nach Rachova hinmarschirte: — armer Mustabey!
Auserwählte Truppen nahm er, — armer Mustabey!
Bloß Gegiden und Arnauten. — armer Mustabey!
Als er hinkam, rings umlagert — armer Mustabey!
Ward er auf 'nem hohen Hügel. — armer Mustabey!
Fünf der Tage kämpfte er — armer Mustabey!
Dorten, und fünf Tag' und Nächte; — armer Mustabey!
Seine Füße, die verfaulten — armer Mustabey!
Von des schweren Winters Leiden, — armer Mustabey!
Und es fielen seine Nägel — armer Mustabey!
Von dem bösen Wintersfrost; — armer Mustabey!
Sie machten einen heft'gen Ausfall, — armer Mustabey!
Nach Liakura zu kommen. — armer Mustabey!
Karaiskakis, der sprach, — armer Mustabey!

*) Thiersch: de l'état actuel de la Grèce, I., pag. 19 ff.
**) Es gab drei Brüder Kapodistria: Johann, Augustinus und Viaros.

Und Gardilionis sagte: — armer Mustabey!
„Meine Kinder, ihr müßt mir — armer Mustabey!
Sieben Beluchbassas fangen!“ — armer Mustabey!
Sie gingen hin und fingen sie, — armer Mustabey!
Fingen und führten sie von dannen. — armer Mustabey!
Der ganze Weg war voll von Blut — armer Mustabey!
Und lauter silbernen Säbeln. — armer Mustabey!

H. A.

Violette.

(Fortsetzung.)

Franz I.

„Die Königin, welche so eben Violetten verabschiedet, indem sie ihr einige Besorgungen für die Abreise auftrug, blieb vor dem Gemach des Königs stehen. Erstaunt, die Thüre halb offen zu finden, drückte sie sie zuerst schüchtern auf, dann, sicher erwartet zu werden, weil sie entboten worden war, sagte sie ganz laut: kann ich zu dem König eintreten? Keine Antwort erfolgte; keine Wache, kein Page kam auf den Laut ihrer Stimme; und nunmehr ganz eintretend, wiederholte sie leise ihre Frage.“

Franz, auf einem langen Pfühl ausgestreckt, war so eben tief eingeschlafen. Marguerite schlüpfte leicht durch das Zimmer, und sich auf ihn hinbeugend, betrachtete sie ihn lange Zeit und ihr Athem berührte seine Stirne, wodurch sie ihn zu wecken gedachte; er aber, zu erschöpft ohne Zweifel, um diesen leisen Athemzug und diese liebe Stimme zu vernehmen, rührte sich nicht. Sie setzte sich neben ihn hin, um geduldig sein Erwachen abzuwarten.

Ist es möglich, daß dieß der sorgloseste Geist in ganz Frankreich ist? dachte sie. Ist es möglich, daß man es ihm wenigstens manchmal gesagt, und daß er es in manchen Fällen bewährt hat? Ist diese Stirne zu hoch, um sich zu fassen und zu sammeln? diese tiefen um seine Augen gezogenen Kreise — offenbaren sie nichts von dem Genie, das in ihm brennt? diese so scharf geschlossenen Lippen, welche, selbst im Schlummer, so viele Klugheit und Besonnenheit zu verrathen scheinen, alle diese Zeichen — hätten sie uns getäuscht über den wahren Charakter von Franz? Ist es möglich, daß diese meiner Seele so theuren Züge die Züge eines leichtsinnigen Vergnügungen ganz ergebenen Menschen sind?

In diesem Augenblick zogen sich die Augenbranen des Schläfers zusammen, seine ausdrucksvolle Nase dehnte sich, wie im Zorn, aus; eine Mischung von Entsetzen und Verachtung machte ihn lebhaft mit der geballten Faust auf die Blätter eines Buches schlagen, das er noch fest mit der andern Hand hielt, und einige unverständliche Worte entquollen seinem Munde. Das Buch fiel zu Boden. Marguerite hob es auf und ward von dem Titel betroffen, wie von einem Licht, das ihr plötzlich aufging über den unerklärlichen Brief von gestern.

Das leset Ihr! sagte sie, indem sie Franz I, der jetzt erwachte, die Constitutionen des Ignaz von Loyola hinbot. — Hab' ich darin gelesen? fragte er, indem er das Buch, etwas verwirrt, in die Hand nahm. Ihr wollt vielleicht sagen, ich habe nicht wach bleiben können über dieser so ernsten und undurchdringlichen Theologie. — Was ich eben so wenig begreifen kann, versetzte seine Schwester, indem sie das erste Blatt durchlief, ist dieß: das Parlament von Paris gibt seine Einwilligung zur Niederlassung der Jesuiten in Frankreich, um die Protestanten zu bekämpfen. — Es ist dieß ein grüner und saftreicher Baum, sagte Franz, welcher der Unterhaltung eine andre Wendung zu geben suchte. — Dessen Früchte, schlecht gepflegt, bitter und scharf werden dürften, mein Bruder. — Wie auch die allersüßesten, Marguerite. Aber wir wollen schon verhüten, daß sie nicht faulen und gähren. — Ich glaube an die Heiligkeit dieses Mannes, Franz, aber nicht an seine Wunder. Oh! leset nicht Alles, was er geträumt hat von den Befehlen Gottes, deren Erbe er seyn soll, denn er würde Euch zu seltsamen Dingen verleiten. — Ihr versteht ihn nicht, mein liebes Herz. — Ich weiß wenig Latein, versetzte Marguerite bescheiden; aber diese kriegerischen Worte sind schon alle ins Französische herübergeströmt, wie der Glanz einer Feuersbrunst. — Richtet Euren Geist nicht auf diese herben Sachen, meine Schwester. Die Frauen haben andre Sorgen. Ihr verwendet nicht genug Sorgfalt auf Eure Haare, welche die schönsten von der Welt sind. Ihre hellgoldnen Wellen ergießen sich heute zu sehr über Euer Antlitz, statt es mit tausend durchsichtigen Locken wie Vogelfedern einzufassen. Es ist dieß eine Mode, die überhand nimmt. — Ich werde suchen sie in Navarra einzuführen, mein Bruder. Aber die Locken meiner Haare sind wie meine Hoffnungen, sie halten nicht! — Desto schlimmer! es gibt geschicktere Frauen, die besitzen die Kunst, die leichten Locken fest und beständig zu machen. — Sie thun wohl daran, wenn sie dadurch schöner, ruhiger und glücklicher werden. — Beneidet nichts als ihren Haarputz, meine Schwester! Wer weiß, wenn man bis in ihr Herz hinabschaute, ob man nicht darin ein verborgenes Gift, eine nagende Leidenschaft fände? Ohne in Sparta zu seyn, hat nicht dennoch Jedes von uns seinen unsichtbaren Fuchs, dessen Bisse kein Mensch ahnt? — Werde ich noch einen Augenblick in Eurer Nähe bleiben, Franz? fragte in traurigem Tone Marguerite, deren Herz brannte, und die doch noch nicht von ihrer Abreise zu sprechen wagte. Um Euch zu gehorchen komme ich; um uns zu verständigen, heißt Ihr mich zu Euch kommen, und jetzt sind wir beisammen ohne Vertrauen, ohne Hingebung des Herzens, als ob fremde Zeugen an der Thüre lauerten. Eure Thüren sind alle offen; und ich habe die Bitte an Euch, neben Eurem Schutzengel auch noch für die Anstellung einiger wachsamen Männer Sorge zu tragen, welche Niemand Eurem Bette sich nähern lassen, wenigstens wenn Ihr schlaft, mein Bruder. — Franz lächelte, und indem er seinen Blick auf mehrere Thüren richtete, welche in sein Gemach führten, versicherte er Margueriten, es gebe keine sorgsamer geschützte Einsamkeit als die seinige. — Dann bin ich vielleicht entbehrlich, mein Bruder? — Ihr entzückt mich, Marguerite, Ihr fesselt mich jederzeit an Euch. — Marguerite zitterte, indem sie den Verbannungsbrief an ihr Herz drückte. Aber die Kraft fehlte ihr, um ihn ihm vorzurücken, zumal da sie fürchtete belauscht zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Dänische Literatur.

(Fortsetzung.)

Vierter Act.

Sir Robert Edgarsons Garten auf dem Lande. Ein alter Gärtner ist mit Blumen beschäftigt. Herr Joseph kömmt.

Joseph.

Guten Morgen, mein Lieber!

Gärtner.

Dank, Herr!

Joseph.

Man wird mir doch meine Dreistigkeit nicht übel nehmen, daß ich in den Garten gegangen bin? Die Pforte stand offen.

Gärtner.

Sir Robert hat nichts dagegen, daß Fremde herkommen. Er theilt gerne, was er hat, mit Andern.

Joseph.

Eine edle Denkart!

Gärtner.

Ueberdieß sieht er gerne Menschen. Sie beleben die Natur, sagt er.

Joseph.

Wahr! Tausend Gefühle werden geweckt, welche zur Thätigkeit sich drängen.

Gärtner.

Nein, Herr, fühlen will er nicht mit Ihnen. Ist das Ihre Absicht, so bitt' ich Sie, ohne Sie beleidigen zu wollen, daß Sie wieder gehn.

Joseph.

Ei, ei, ist er so menschenfeindlich?

Gärtner.

Keineswegs. Er hält viel auf Menschen; die meisten hält er für witzige, vernünftige Leute, ehe sie den Mund aufthun.

Joseph (leise).

Der Alte ist ein schlauer Fuchs. Er spricht besser, als man es einem Mann von seinem Stande zutrauen sollte. (Laut.) Sie sind ein vernünftiger Mensch, mein Guter! Es ist mir sehr lieb, einen Gärtner sich so logisch ausdrücken zu hören.

Gärtner.

Nun, das ist mir lieb, daß es Ihnen lieb ist. Wollen Sie nicht weiter spazieren?

Joseph.

Haben Sie in Ihrer Jugend studiert?

Gärtner.

Ja, leider!

Joseph.

Wie? Leider?

Gärtner.

Weil mir Kopf dazu fehlte, und weil nichts den Wissenschaften größern Schaden zufügt als schlechte Köpfe, die studirt haben.

Joseph.

Ei, mein Lieber, Sie sprechen ja in lauter Epigrammen! Aber dieser Ton paßt nicht für Ihren Stand. Ein Gärtner muß idyllisch seyn, so sanft wie Milch und Honig. — Was ist das für ein Denkmal aus weißem Marmor mit der schwarzen Urne, das dort unter den Rosen steht?

Gärtner.

Es ist einem unstudirten Mann aufgerichtet.

Joseph.

Wem, wenn ich fragen darf?

Gärtner.

Dem William Shakspeare, Komödianten und Komödienschreiber zu seiner Zeit. Sein Vater war Wollweber in Stratford.

Joseph.

Ach der göttliche Shakspeare! Liebt Sir Robert also wirklich Poesie?

Gärtner.

O sehr, wenn sie etwas taugt.

Joseph.

Da seh' ich noch ein Grabmal, dem von Shakspeare gerade gegenüber. Gewiß eines andern großen Dichters, Homers, Virgils, Miltons?

Gärtner.

Nein, eines armen Mädchens.

Joseph.

Sappho? Laura? Heloise?

Gärtner.

Es war ein junges Mädchen mit Namen Johanna Blomfield, die in ihrem siebzehnten Jahre starb.

Joseph.

Und hatte sie schon ein Denkmal neben Shakspeare verdient?

Gärtner.

Ja, sie gewann durch Schönheit, Frömmigkeit und Verstand das Herz meines Herrn, eben so wie Shakspeare; aber sie starb vor der Hochzeit.

Joseph.

Sir Robert hat eine Schwester.

Gärtner (seufzt).

Ja, das läßt sich nicht läugnen. Sie lebt noch.

Joseph.

Eine Dame in ihren besten Jahren, die an Geistesgaben ihrem Bruder nicht ein Haar breit weicht. Sir hat einen hoffnungsvollen Sohn, und die junge Pflanze wird mit einem armen Jungen aufgezogen, den die Frau zu sich genommen hat.

Gärtner.

Und der arme, erbarmungswerthe Junge bekommt alle die Prügel, die der Sohn verdient hat.

Joseph.

Jetzt nicht mehr, jetzt nicht mehr. Misseß hält ausgezeichnete Lehrer für diese Kinder.

Gärtner.

Meistens sind es rehäumlicher Kerle gewesen, die mit der Frau Piquet spielen mußten, statt den Kindern etwas beizubringen, die Kammerdiener ihres Geistes spielten, und alle Unarten der Buben ertragen mußten.

Joseph.

Nun nicht mehr, nun nicht mehr!

Gärtner (trocken).

Nein, jetzt, weiß ich wohl, hat sie einen vernünftigen flinken Mann bei den Kindern angenommen, und das ist mir lieb.

Joseph (geschmeichelt).

Kennen Sie ihn denn etwa?

Gärtner.

O sehr gut, Herr Joseph, sehr gut.

Joseph.

Wie? Sie wissen, daß ich es bin?

Gärtner.

Nehmen Sie's nicht übel! Ich wollte Ihr Incognito nicht stören.

Joseph.

Sie sind ein Schelm, Guter!

Gärtner.

Freilich, ich bezahlte den Hofmeister mit gleicher Münze. Wollen Sie nun so gut seyn und weiter spazieren, so will ich Sie zu Sir Robert hinbringen.

Joseph (bei Seite).

Dieser Alte ist ein durchtriebener Kerl.

Gärtner (eben so).

Dieser Hofmeister ist wie die übrigen.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 18 u. 19.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

16 Februar 1840.

Die Wespen.

Von Alphonse Karr.

Mit dem November des vergangenen Jahres hat Alphonse Karr, einer der jüngern Schriftsteller Frankreichs, Verfasser mehrerer Romane und Mitarbeiter am Figaro, wenn wir nicht irren, eine Art Monatsschrift unter dem etwas anspruchsvoll an eine gleichnamige Komödie des Aristophanes erinnernden Titel: die Wespen (les guêpes), begonnen, welche, von ihm allein geschrieben, in einem Cyklus von zwölf Heften die Ereignisse, Erscheinungen, die Fragen, Interessen und Personen des Tags in satyrisch ironischer Weise besprechen, respective ironisiren und geißeln soll, bald nur drohend, bald den Stachel tiefer und giftiger einbohrend.

Die Titelvignetten zeigen riesenhafte, große und ganz kleine Wespen, in der Luft schwebend, nach welchen die Leute unten theils ängstlich lorgnettiren, theils mit verschiednen Waffen, mit Sonnenschirmen und Gewehren, stoßen, sich angstvoll ducken, oder zu entfliehen suchen; einer schneidet gräßliche Grimmassen und einer liegt ohne Hut am Boden. Ueber jedem der kleinen Abschnitte ist wieder eine Wespe zu sehen, die freilich oft mehr droht als der Paragraph sticht. Man kann sich leicht denken, daß Stachel und Gift dieser geflügelten Insecten, von welchen der Verfasser jeden Monat seinen bestimmten Schwarm loslassen will oder muß, sehr ungleich beschaffen ist, und man kommt manchmal in Vermuthung zu glauben, daß auch unter diesen Thierchen, wie unter ihren Verwandten, den Bienen, ein Theil Drohnen, d. h. stachellose, seyen.

In den drei bis jetzt erschienenen Nummern, je sechs Bögchen in Taschenformat, werden vorzüglich Politik und politische Systeme, Männer, Einseitigkeiten und Thorheiten, jedoch auch andere Gegenstände, wie Literatur, den Wespenstichen preisgegeben. Die Büchlein sind insofern nicht ohne Interesse, als der Verfasser ein ziemlich klares Bewußtseyn von den eigenthümlichen Schwächen und Blößen des französischen Charakters und namentlich auch von den Mißständen der Gegenwart zeigt. Auch rühmt er sich seiner Unparteilichkeit, die er allerdings bis jetzt ziemlich bewährt hat. Wir theilen einige der Wespen mit, die etwa für deutsche Leser „pikant" seyn möchten, und fangen an mit dem, was der Verfasser über seine Absicht sagt.

„Diese Bändchen sollen den freimüthigen und unnachsichtigen Ausdruck meiner Gedanken über die Menschen und über die Dinge enthalten, frei von allem ehrgeizigen Streben, von allem Parteieinfluß. Ich werde ohne Zorn reden, weil in meinen Augen die schlechtesten Menschen noch mehr lächerlich als boshaft sind... Ich gehöre keiner Partei an; ich beurtheile die Dinge, je nachdem sie kommen, die Menschen, so wie sie sich darstellen; ich nehme wenig ernsthaft, weil ich, Niemandes als meiner Freunde bedürfend, von denen ich nur ihre Freundschaft verlange, mit dem kalten Blut und der ruhigen Heiterkeit eines ganz ordentlich und bequem sitzenden Zuschauers empfinde, sehe und urtheile. Wir werden mit einander über viele Leute lachen, die für ernsthaft gelten möchten, und uns belustigen, die Kleinheit der großen Menschen und der großen Dinge zu messen."

„Der Grund, warum ich mir die Mühe nehme zu dieser Veröffentlichung, da doch jeden Morgen unter dem anmaßenden Titel von: Organen der öffentlichen Meinung, so viele viereckige Bögen Papier erscheinen, wo es mir frei stände, einzuschieben, was ich meinen Zeitgenossen etwa zu sagen habe, ist dieser: weil es nicht Ein Journal gibt, in das man zwanzig Zeilen einrücken könnte, worin nicht eine Dummheit oder eine Unredlichkeit wäre. Ich nehme zu Zeugen mehrere meiner Freunde, Männer von Geist und Talent, die mit so viel Ekel und Verdruß daran schreiben oder vielmehr, daran angeschmiedet, arbeiten. Ja noch mehr, ich beweise es." . . .

„Die Cautionen (bei den Journalen) sind das größte Hemmniß, aber daneben haben sie gerade Privilegien geschaffen, das heißt: wenn sie viele Journale unmöglich gemacht haben, so

haben sie denen, welche die Bedingung erfüllen können, eine unermeßliche Macht gegeben, weil die verschiednen Nuancen von Lesern sich zu Einer Farbe verschmolzen und jedem der bestehenden Journale ein sehr zahlreiches Publicum gaben. Die der Presse auferlegten fiscalischen Bedingungen haben sie den Händen der Schriftsteller entzogen, um sie den Speculanten und Unternehmern zu überliefern. Kein einziger Schriftsteller ist heute Besitzer eines Blattes; dafür ist die Presse beherrscht von gewesenen Mützenfabricanten, gewesenen Apothekern, gewesenen Advocaten und Notaren; einige, die Actienjournale, gehören zweitausend Gewürzkrämern, Schuhmachern, Pasetenbäckern, Hausirern, Garköchen, Thürstehern, Haarkräuslern, Advocaten — und andern Bürgern von zweifelhaftem Literaturberuf zugleich. Die Regierung hat die Waffe, die sie fürchtete, aus den Händen der Poeten in die Hände der Geschäftsmänner und Kaufleute übergehen machen. Die Kaufleute wissen, was sie bei einem Geschäft ein und aufs Spiel setzen, und den durch das Risico vervielfachten Gewinn, den ihnen dieß Geld ertragen muß. Sie haben eine Zähigkeit und Hartnäckigkeit, welche die Schriftsteller nie gehabt hätten, die nur Ideen, Paradoxen oder Systeme verfolgen. Ihr habt es wollen mit den Kaufleuten zu thun haben; nun gut, stellt euch mit ihnen! sie kaufen euch die Presse im Großen ab und verkaufen sie euch wieder im Detail, und gewinnen dabei, und verkaufen theuer an euch, und lassen euch zahlen mit Allem was ihr habt, und mit Vielem, was euch nicht gehört."

„Die Oppositionsjournale sind ebenso eigensinnig und servil in ihrem Tadel, als die ministeriellen in ihrem Enthusiasmus. Neben den offenliegenden Uebelständen gibt es auch geheimere. Dieß oder jenes unabhängige, gewöhnlich der Regierung feindliche Journal mildert jedesmal seinen Grimm, wenn bei einem königlichen Theater das Engagement irgend einer magern Tänzerin erneuert werden soll. Ein andres, das immer in Bewunderung zerfließt vor den untersten Bureaudienern der Minister, mischt etwas Wermuth in seinen Honig zu gewissen Zeiten, wo es gebräuchlich ist, die den Journalen bewilligten Unterstützungen zu erörtern."

(Fortsetzung folgt.)

Leben und Abenteuer von Nicholas Nickleby.

Von Ch. Dickens.

Unter der belletristischen Literatur Englands nimmt unstreitig Dickens einen ausgezeichneten Platz ein. Man hat seinen Humor gerühmt und die Laune, mit der er die verschiedenen Thorheiten der Gegenwart geißelt, man hat ihn mit Fielding und Smollet verglichen, und es ist nicht zu läugnen, daß er höchst ergötzlich in manchen Beziehungen ist. Doch sein Humor ist fast stereotyp zu nennen, die Ausdrücke, die bei ihm einen komischen Effect hervorbringen, seine Darstellungsweise, ist sich so gleich, daß die Wiederkehr derselben durch seine drei bis jetzt erschienenen größern Werke auch dem minder Aufmerksamen auffallen müssen. Was bei Smollet Charakter, ist bei ihm Studium und kann auf die Länge nicht befriedigen. Aber wir glauben auch nicht, daß er unter diesem Gesichtspunkt angesehen werden darf und den Ruf eines humoristischen Schriftstellers selbst sucht. Seine Schriften sind wenigstens auf einer ganz andern Seite ausgezeichnet zu nennen. Es ist die tiefe Kenntniß des Alltagslebens und die ergreifende, meisterhafte Darstellung desselben mit allen seinen Jämmerlichkeiten und Verruchtheiten, es ist die Entwicklung und Enthüllung der Ursachen dieser trostlosen Gestalt unseres bürgerlichen und Familienlebens, wodurch er eine so hohe Stellung unter den Schriftstellern der Gegenwart einnimmt. Besonders in dieser Hinsicht glauben wir in diesen Blättern den obengenannten Roman nicht unerwähnt lassen zu dürfen. Denn er gehört als nothwendiges Glied in die Schilderung englischer Sitten und englischen Lebens, die Hr. Dickens sich vorgesetzt zu haben scheint. Sein Reich ist die Mittelclasse der bürgerlichen Gesellschaft, ob er gleich auch die höhern Stände seines Landes mit wenigen und treffenden Zügen zu charakterisiren weiß, so weit sie in seinen Kreis eingreifen, und wenn er in den nachgelassenen Papieren der Pickwickier das Leben jener durch eigenes Vermögen frei und sorglos lebenden Bürger geschildert und das Clubdisten-Wesen Englands höchst ergötzlich abconterfeit hat, wenn er in Oliver Twist den Zustand der Armen geschildert und den Leser in die Cloaken des Londoner Verbrechers geführt hat, gibt er uns in Nicholas Nickleby das Bild von andern Theilen der bürgerlichen Gesellschaft, indem er die Schicksale eines jungen Menschen aufzeichnet, der, von anständigen Eltern geboren, durch den Tod seines Vaters und den Verlust seines Vermögens in mannichfachen Stellungen die verschiedenen Branchen des gewerbtreibenden Lebens durchwandern muß.

Nicholas' Großvater lebte in großer Dürftigkeit in London, als der Tod eines wohlhabenden Onkels ihn in den Stand setzte, ein kleines Landgut in Devonshire zu kaufen, wo er in Ruhe den Rest seiner Tage verleben und seine zwei Söhne erziehen konnte. Diese Erbschaft zur rechten Zeit, die lange Zeit ein Gegenstand des Gesprächs in der Familie blieb, und ihre frühere dürftige Lage hatten auf die heranwachsenden Knaben eine ganz verschiedene Wirkung. Während Ralph, der ältere, in dem Besitz des Geldes die Quelle der Macht und des Ansehens erkannte und schon in der Schule anfing, durch Ausleihen seines kleinen Wochengeldes sich Schätze zu sammeln, sah Nicholas, der jüngere, in diesen Erzählungen nur die Bestätigung seiner Neigung, fern von den Getümmel der großen Welt, in der Stille des Landlebens wahres Glück zu suchen.

Beide führten ihre Ansichten im Leben nach des Vaters Tode aus, und während Ralph in London mit seinem kleinen geerbten Capital von 3000 Pfd. St. wucherte, gab sich Nicholas in dem väterlichen Besitze dem Glücke ländlicher Zurückgezogenheit hin. Doch seine Einnahme blieb nicht in wachsendem Verhältniß mit den wachsenden Ausgaben, als seine Verheirathung mit der Tochter eines seiner Nachbarn seine Familie mit zwei Kindern segnete, und als er das geschwundene Capital, das

die Erziehung derselben verzehrt hatte, wieder gewinnen wollte und zum erstenmal dem Rathe seiner Frau folgte und speculirte, verlor er auch das Wenige noch, was er besessen. Der Kummer darüber machte schnell seinem Daseyn ein Ende, und seine Familie eilte nach London, um durch den Beistand des Oheims neue Mittel der Existenz zu gewinnen.

Dieser hatte gerade an diesem Tage eine glückliche Speculation gemacht, indem er und mehrere seiner gleichgesinnten Freunde einen Actienverein in Vorschlag und glücklich zur Ausführung brachten, die Semmeln und Kaffeebrödchen warm und pünktlicher als bisher geschehen den Bewohnern der Hauptstadt zu überliefern (United Metropolitan Improved Hot Muffin and Crumpet Baking and Punctual Delivery Company), wobei es nicht an rührenden und begeisternden Schilderungen und Ansprachen an das menschliche Gefühl der zahlreich versammelten Zuhörer fehlte, und stand eben der St. Paulskirche gegenüber, um seine Uhr zu richten, als Newman Noggs, sein Schreiber, vor ihm steht.

„Ah, Newman! sagte Mr. Nickleby, indem er aufblickte ohne sich in seiner Beschäftigung stören zu lassen. Der Brief wegen des Pfandschillings ist gekommen, nicht wahr? Ich dachte es wohl."

„Falsch," entgegnete Newman.

„Wie? und Niemand deßhalb angesprochen?" fragte Mr. Nickleby, indem er inne hielt. Noggs schüttelte den Kopf.

„Was ist denn gekommen?" fragte Mr. Nickleby.

„Ich!" sagte Newman.

„Was weiter?" fragte der Herr finster.

„Das," sagte Newman, und zog langsam einen versiegelten Brief aus der Tasche: „Postzeichen, Strand, schwarzes Siegellack, schwarzer Rand, Weiberhand, C. N. in der Ecke."

„Schwarzes Siegellack," sagte Mr. Nickleby, und blickte auf den Brief. „Die Hand sollte ich auch kennen, Newman, es sollte mich nicht wundern, wenn mein Bruder todt wäre."

„Ich denke nicht," sagte Newman ruhig.

„Warum nicht, Sir?" fragte Mr. Nickleby.

„Sie wundern sich nie, erwiederte Newman, das ist Alles."

Mr. Nickleby nahm seinem Gehülfen den Brief ab, heftete einen kalten Blick darauf, öffnete, las ihn, steckte ihn in die Tasche, und da er die Zeit auf die Secunde getroffen hatte, fing er an, seine Uhr aufzuziehen.

„Es ist so, wie ich erwartete, Newman, sagte Mr. Nickleby, während er damit beschäftigt war. Er ist todt. Herr Gott. Nun, das ist schnell geschehen. Ich hätte es nicht gedacht, wahrhaftig." Mit diesen rührenden Ausbrüchen seines Schmerzes steckte Mr. Nickleby seine Uhr wieder in die Uhrtasche, zog seine Handschuhe ruhig an, nahm seinen Weg wieder und wandelte langsam, die Hände auf dem Rücken, westwärts.

„Kinder am Leben?" fragte Noggs, auf ihn zutretend.

„Nun, das ist eben die Sache! entgegnete Mr. Nickleby, als wenn seine Gedanken eben bei ihnen wären. Sie sind beide am Leben."

„Beide?" wiederholte Newman Noggs mit leiser Stimme.

„Und die Wittwe dazu, fuhr Mr. Nickleby fort; und alle drei in London! Verflucht! Alle drei hier, Newman."

Newman blieb ein wenig hinter seinem Herrn zurück und sein Gesicht wurde seltsam verzerrt wie durch einen Krampf; doch ob aus Lähmung, oder Kummer, oder innerlichem Lachen, konnte er nur selbst möglicherweise erklären. Der Ausdruck des Gesichts eines Menschen ist gewöhnlich eine Hülfe seiner Gedanken oder ein Glossarium für seine Sprache, doch das Gesicht von Newman Noggs, in seinen gewöhnlichen Gemüthsstimmungen, war ein Problem, das keine Erfindungskraft lösen konnte.

„Geh' zu Hause! sagte Mr. Nickleby, nachdem sie einige Schritte gegangen waren, und sah nach seinem Schreiber um, als sey er sein Hund. Die Worte waren kaum ausgesprochen, als Newman über die Straße schoß, in die Menge sich mischte und in einem Augenblick verschwand.

„Vernünftig, wahrhaftig! murmelte Mr. Nickleby für sich, als er weiter ging, sehr vernünftig! Mein Bruder that nie etwas für mich, und ich erwartete auch nichts von ihm; doch kaum hat er aufgehört zu athmen, so sieht man auf mich als die Stütze eines großherzigen Weibes und eines erwachsenen Knaben und Mädchen. Was gehen sie mich an? Ich hab' sie nie gesehen!

Mit diesen und ähnlichen Gedanken eilt Hr. Ralph Nickleby nach dem Strand an das bezeichnete Haus, wo eine Miniaturmalerin, Miß La Creevy, wohnt, und dessen zweites Stockwerk seine Schwägerin bezogen hat.

Eine Frau in tiefer Trauer erhob sich, als Mr. Nickleby eintrat, schien aber unfähig ihm entgegenzugehen und lehnte sich auf den Arm eines hagern, doch sehr schönen Mädchens von ungefähr 17 Jahren, die neben ihr gesessen hatte. Ein junger Mensch, der einige Jahre älter schien, trat ihm entgegen und begrüßte Ralph als seinem Oheim.

„Oh, murrte Ralph mit schlecht verhehltem Groll, das ist Nicholas, denke ich?"

„So ist mein Name, Sir," erwiederte der junge Mensch.

„Lege meinen Hut weg, sagte Ralph herrisch. Nun Madame, wie geht's? Seyn Sie stark gegen den Schmerz, Madame, das thu' ich stets."

„Ich hatte keinen gewöhnlichen Verlust!" sagte Mrs. Nickleby, und hielt ihr Schnupftuch vor die Augen.

„Es war kein ungewöhnlicher Verlust, Madame; entgegnete Ralph, und knüpfte ruhig seinen Spenser auf. Ehemänner sterben alle Tage, Madame, und auch Frauen."

„Und Brüder auch, Sir," sagte Nicholas mit einem Blick des Unwillens.

„Ja, Sir, und junge Hunde und Möpse gleichfalls, erwiederte sein Onkel, indem er einen Stuhl nahm. Sie erwähnten in ihrem Briefe nicht, woran mein Bruder litt, Madame."

„Die Aerzte konnten es keiner besondern Krankheit zuschreiben, sagte Mrs. Nickleby, Thränen vergießend. Wir haben zu viel Grund, zu fürchten, daß er am gebrochenen Herzen starb."

„Bah! sagte Ralph, das ist nichts. Ich kann es wohl verstehen, daß ein Mensch am gebrochenen Halse stirbt, oder an

einem gebrochenen Arm oder Kopf oder Bein, oder Nase leidet; aber ein gebrochenes Herz! — Unsinn, das ist eine Redensart. Wenn ein Mann seine Schulden nicht bezahlen kann, so stirbt er am gebrochenen Herzen und seine Wittwe ist eine Märtyrin."

„Manche Leute, glaube ich, haben keine Herzen zu brechen;" bemerkte Nicholas ruhig.

„Wie alt ist der Bube, um Gottes Willen? fragte Ralph, indem er den Stuhl herumdrehte und seinen Neffen vom Kopf bis zu Fuß mit tiefer Verachtung musterte.

„Nicholas ist ziemlich 19 Jahre alt," erwiederte die Wittwe.

Neunzehn! he! sagte Ralph; und was gedenkt Ihr zu thun, um Brod zu erhalten, Sir?"

„Nicht von meiner Mutter zu leben," entgegnete Nicholas, und sein Herz schwoll ihm auf, während er sprach.

„Da hättet Ihr auch wenig genug zu leben!" bemerkte der Ohm, ihn verächtlich anblickend.

„Wie viel es auch sey, sagte Nicholas, vor Zorn erröthend, ich werde nicht auf Sie hoffen, es mehr zu machen."

„Nicholas, lieber Sohn, denke an dich!" ermahnte Mrs. Nickleby.

„Lieber Nicholas, bitte!" drängte das junge Madchen.

„Halt dein Maul, Sir; rief Ralph. Auf mein Wort! ein guter Anfang, Mrs. Nickleby — ein guter Anfang."

Mrs. Nickleby machte keine andere Entgegnung, als daß sie Nicholas durch eine Gebärde bat, zu schweigen, und der Oheim und der Neffe sahen sich einige Augenblicke ohne zu sprechen an. Das Gesicht des alten Mannes war finster, hart und unangenehm, das des jungen offen, schön und gelstreich; des alten Mannes Auge war stechend und voll Geiz und List, des jungen Mannes glänzte voll Geist und Verstand. Seine Gestalt war hager, doch männlich und wohlgebildet und abgesehen von aller Anmuth, die Jugend und Wohlbildung geben, floß ein Etwas aus dem warmen jungen Herzen in seinen Blick, das den alten Mann niederdrückte.

Eine scheinbare Versöhnung erfolgt und der Oheim schlägt Nicholas die Stelle eines Hülfslehrers in einer Erziehungs-Anstalt vor, die ein Hr. Wackford Squeers in Dothedoys Hall in dem anmuthigen Dorfe Dothedoys bei Greta Bridge in Yorkshire errichtet hat mit einem jährlichen Gehalt von 5 Pfd. St.; und gern nimmt der junge Mann das Anerbieten an, nachdem ihm der Ohm versprochen hat, daß er in diesem Falle auch für Mutter und Schwester sorgen wolle.

Mr. Squeers' Aeußere ist nicht einnehmend. Er hat nur ein Auge und das von grünlicher Farbe, sein Gesicht erhielt durch seine vielen Runzeln ein sehr unangenehmes Ansehen, besonders wenn er lachte; sein Haar war glänzend und steif und war an der flachen Stirne hoch aufgebürstet. Er war ungefähr 52 Jahre alt und etwas unter der mittlern Größe, trug ein weißes Halstuch mit lang herabhängenden Zipfeln, einen schwarzen Frack, dessen Aermel viel zu lang, und schwarze Beinkleider, die viel zu kurz waren, und schien nicht recht zu Hause in seinen Kleidern, sondern in steter Bewunderung, sich so ehrbar zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Violette.

(Fortsetzung.)

Ich schwöre Euch, sagte der König, ihre Besorgniß vermuthend, daß wir allein sind vor Gott. Man würde nur auf meinen Ruf kommen, man würde nur hören wenn man schriee, und wir haben keine Lust zu schreien; es ist noch nicht Zeit dazu, und wird wohl auch nie die Zeit dazu kommen, gegenüber von dir, meine gute und sanfte Marguerite. — Mit namenloser Freude haschte sie den Strahl dieses schwarzen und stolzen Auges, das einen Augenblick wie eine glühende Drohung gegen etwas Abwesendes sich richtete, dem es trotzen zu wollen schien; aber, nur einen Augenblick, dem Blitz ähnlich, und dann trat wieder das ruhigste und gleichgültigste Lächeln ein. — Sage mir denn Lebewohl! begann jetzt muthig Marguerite zu dem König, der das Haupt wegwandte, um der Antwort auf dieß ihn beunruhigende Wort zu entgehen. Er vergönnte seinem Herzen nicht das Recht, ihn unglücklich zu machen. — Sprechen wir vom morgenden Tage, meine Schwester, von einem Fest, das ich im Angesicht von ganz Frankreich der Königin von Navarra gebe. Es ist dieß ein glänzender Schild, den ich über ihre Reise schützend breite. — Ein Schild von Blumen, mein Bruder! der geringste Sturm wird mich ganz bloß lassen. Aber wo waret Ihr denn heute Nacht? Als wir dem König unser bescheidenes Fest gaben, wo war denn der König? — In Europa, Neuglerige! antwortete Franz entschlossen. Ihr wißt nicht, welchen Weg man uns in wenigen Stunden machen läßt! — Oh! ich weiß es, mein Bruder! Ich bin schnell gereist auf der Straße nach Spanien! — Der Bruder ergriff die Hand seiner Schwester und preßte seine Lippen darauf. — Und bald werde ich wieder an jener Gränze seyn, aber allein. — Aber als Königin! versetzte Franz stolz. — Ihr rühmt Euch dessen im Interesse meines Glücks? fragte sie, mit einem Vorwurf voll der innigsten Zärtlichkeit. — Jetzt seufzte der König, zog sie an sich und sagte: ich habe dich so ehrgeizig gesehen für mich, Marguerite. Ist es dir denn unmöglich, es auch ein wenig für dich zu seyn? Nun, was weinst du denn? fuhr er fort, denn die Thränen seiner Schwester flossen jetzt ohne Zurückhaltung. — Laß mich einmal vor dir weinen, mein Bruder! denn ich weine weil ich unglücklich bin, und es in Zukunft keinem Menschen mehr sagen werde, nicht einmal mir selbst, denn ich wage nicht, mit mir selbst zu sprechen. Ich weine auch um deinetwillen. Ja, mein Herz ist voll Kummer, wenn ich meinen Bruder ansehe, den Ersten, den Edelsten in Frankreich, und der, wie ich ahne, dem Einfluß boshafter und niedriger Geister unterworfen ist. — Unterworfen! rief der König, indem er sich hastig erhob; Ihr wißt, daß Ihr allein auf der Welt mir etwas der Art sagen dürft. — Und müßt Ihr es durch Euer Thun bestätigen? Der Staat sieht Eure Milde und Festigkeit an, mein Bruder, und Euer abscheulicher Kanzler sucht nur darum Euer Herz durch Geräusch und Lärm zu betäuben, um seine guten Gefühle zu ersticken. Seine geduldige und beharrliche Verkehrtheit und Eure fortwährende Großmuth flößen mir Besorgnisse ein, gegen welche Ihr gleich-

gültig seyd; habt Ihr nicht so viel Kraft, um den Horizont zu erweitern, der sich düster auf Euern jungen Ruhm senkt? Wollt Ihr nichts mehr von Eurer Schwester, Euch dabei Hülfe zu leisten? glaubt Ihr ihre Verfolgungen gegen mich zu entwaffnen, wenn Ihr mich abreisen laßt? Geht! dieß Zugeständniß wird Euch theuer zu stehen kommen! Glaubt Ihr, der König, den Ihr mir zum Gemahl gegeben, werde mich dort besser vertheidigen, wenn man mich auch dort verfolgt? Ich besitze nicht den Schlüssel, der sein Herz öffnet, und doch werde ich bald Mutter werden von diesem Mann! Wißt Ihr, daß dieß entsetzlich ist, mein Bruder! — Euer Kind wird Euch darauf besser antworten als ich, Marguerite. — Ihre Blicke begegneten sich dieß mal in längerer Vereinigung; sie waren tranrig, und das darauf folgende Schweigen so bitter, daß die arme Königin, um nicht zu ersticken, sich demüthig vor ihrem Bruder niederwarf und zu ihm sagte: was trägt mir der König auf für Navarra? — Glücklich zu seyn oder es zu scheinen, meine Liebe; das ist die edelste Liebespflicht. Welche Frau hat sie besser begriffen als Ihr! — Sire, was befehlt Ihr mir weiter? — Immer zu schreiben, als ob Ihr die fröhlichste der Frauen wäret, wie Ihr die beste seyd, und mir Eure heitern Erzählungen zu schicken, um mich dafür zu entschädigen, daß ich sie nicht mehr höre. Dann fuhr er fort, indem er ernst aus dem Buche ein sorgfältig zusammengelegtes Papier hervorzog: obgleich diese ernsten Materien nicht für das zärtliche Auge von Frauen sich eignen, wirf doch einen Blick hinein, wenn auch nur um mir dann den Muth zu verzeihen, daß ich dich nach Navarra schicke. Siehe das Breve des Papsts gegen die von ihm verabscheute Ketzerei; siehe, wie er zwei Räthe des heiligen Stuhls ernennt, ausgerüstet mit allen geheiligten Vollmachten, den Schuldigen jeden Ranges und Standes den Proceß zu machen, und sprich selbst, ob diese Reise von einigen Monaten in ein friedliches Land, wo noch keine lateinischen Vipern sich regen, nicht im Interesse meines Herzens liegt, da sie zur Sicherstellung deiner theuern Person dient. — Che indigna commedia! versetzte Marguerite erbleichend. Aber Ihr werdet doch auch Clement nicht seinen Feinden preis geben, mein Bruder? — Den Eurigen, wollt Ihr sagen; er verabscheut alles was Euch nicht anbetet; er ist seit gestern wie wahnsinnig. Wir könnten von ihm selbst für eine Gesandtschaft kein Sonett erlangen. — Ihr werdet ihn seinen Feinden nicht preis geben, wiederholte Marguerite mit Wärme. Wird Franz I weniger großmüthig seyn als Ludwig XII? — Erstlich kann man ihm keine Vernunft beibringen hinsichtlich der Güter dieser Welt, die er hartnäckig zurückweist, obgleich er sie redlich verdient hat mit seinen Wunden in unsrem Dienst. Und dann wißt Ihr auch, wie wenig ich aus dem von der Sorbonne bisher gegen ihn geschleuderten Tadel gemacht habe. Aber werde ich ebenso stark seyn gegen den Clerus? Alles was wir vornehmen können gegen die, die er verspottet, falls er sich nicht bessert, wird seyn, daß wir ihn vom Hofe verbannen, und fürs Heil seiner Seele wird das Beste seyn, wenn er sein Exil zweihundert Stunden weit von Euch wählt. Er beobachtet keine Mäßigung und Zurückhaltung außer in Betreff dessen, was ihm das Herz zerreißt, und dafür rächt er sich dann, indem er trotzig herausfordert, was er fürchten sollte: die Kirche! — Ach! Ihr werdet ihn also so schlimm behandeln wie mich! — Abgerechnet das Königreich, das ich ihm geben könnte; aber er würde so wenig davon wollen als Ihr. Er sagt im Scherz, das seinige sey nicht von dieser Welt, und er wolle es nur in der Ewigkeit beziehen. Gott weiß mit welcher Königin! — Gott sollte ihm wenigstens auf Erden Freiheit schenken, wo sein Stolz ihn so arm bleiben läßt! — Und wo Ihr, Marguerite, Ihr, so geizig seyd auf sein Leiden, daß er mir vorkommt, als hätte er gute Lust, bald dorthin zu fliehen, wo sein Reich seiner wartet." —

Als das Gespräch auf Violetten kam, welche der König am Hof zu behalten wünschte, sagte er:

„Violette war heute Nacht himmlisch; weiß wie die Seele eines Kindes, dahingleitend wie Wasser; es gibt hier keine dunkeln Corridors, wo man sie überraschen könnte. — Wie so denn, mein Bruder? — Der junge Amalric, der sie gar nicht verdient, hat doch so viel Geschmack, daß er den Hof liebt und mit ihr sich am Hof aufhalten will. In diesem Betracht verzeihe ich es ihm, daß er sie heirathet, in der Hoffnung, sie an einem solchen Gatten zu rächen. Er ist eines der Geschöpfe, die man eine Stunde lang liebt, um sie dann für immer zu hassen. Er hat eine Schönheit, die Einen unmuthig macht, die Einen oft wünschen läßt, er möchte häßlich seyn. Diese Abneigung wird ihm auch überall zu Theil, denn er ist uns bezeichnet worden als ein großer Männertödter und Jungfrauen-Räuber. In der That sein Blick nimmt sich aus wie ein Schwert, das ein anderes herausfordert. Alles das verspricht der schönen Violette viel Einsamkeit und vielleicht eine baldige Wittwenschaft; aber beruhigt Euch wegen dieses liebenswürdigen Kindes, das Ihr Euch entschließen müßt zu verlieren; wir werden für es Sorge tragen. — Violette, mein Bruder, ist ein naiv dahinschwebendes Mädchen, wie der Vogel in der Sonne. Ihre Sonne ist die Freiheit, aber die reine, wie die in welcher die Engel leben. Hier ist keine Luft, die ihr zuträglich wäre, und es ist nichts mit der Heirath mit dem Grafen d'Argèles, den sie verabscheut. Ich nehme sie mit mir. — Als sie ihren Bruder seine Miene ändern sah, faßte sie, ehe sie ihn verließ, seine Hände und fuhr fort: übermorgen ist der Palmsonntag: er bringt allen Opfern Palmzweige! — Warum seyd Ihr doch nicht die frömmste Frau im Königreich mit einer solchen Seele! sagte der König, schwankend zwischen Hochachtung und Unmuth. — Das verhaßte Gesicht des Kanzlers Duprat machte plötzlich Margueriten erbeben. Er trat ein durch eine der geheimen Thüren, in seiner rothen Amtstracht, ohne angemeldet zu seyn; aber doch trat mit ihm eine zu kalte und falsche Etikette ein, als daß es Marguerite lang aushalten konnte. Mit noch vom Weinen gerötheten Augen gönnte sie ohne Widerstand diesem niederträchtigen Herzen den Triumph, die Tugend zur Flucht zu bewegen, aber ohne den Mann auch nur eines Blicks der Verachtung zu würdigen." — —

Marguerite und Violette.

„Nachdem die Königin von den jubelnden Zurufen des Volks begrüßt worden, nachdem sie mit aufrichtigen Zusagen

geantwortet hatte auf das Geschrei der Hoffnungen, welche ihre herzgewinnende Schönheit erweckte, warf sie sich sehr müde auf das einsame Lager, welches erst so kurz ihr Gemahl verlassen hatte. Sie machte Violetten, welche sie bei sich behalten wollte, bemerklich, daß dieß Bett mit reichen Vorhängen an den vier Pfeilern mit Rebhühnerflügeln bekränzt sey, womit man vielleicht eine freundliche Prophezeyung andeuten wolle. Weißt du, sagte sie mit jener Traurigkeit, welche sie mit ihrer Vernunft nicht zu bemeistern vermochte, daß diese Federn der Person ein sehr langes Leben versprechen, die darunter eine ganze Nacht fortschlafen kann? — Ach, Madame, versetzte Violette, in den Augen der Königin wieder jene Thräne erblickend, welche nie fiel; ich beschwöre Euch, nicht vor Tag aufzuwachen! — Ich will es versuchen. Schlafe du sanft in diesem Glauben, und unter den eigentlichen Flügeln der Hoffnung. Ich möchte gern, indem ich dich zur Begleiterin meiner Leiden mache, zum Glück dich führen, meine Tochter! Aber mag man ruhen oder gehen, weiß man wohin man kommt! Zur Ruhe, zur Ruhe, Violette! das ist das einzige Glück einer Frau; ein andres hat sie nicht, hörst du? — Und ihre Hand entfernte sanft das Mädchen, das noch lange an die Worte der Königin dachte und an jene Thräne, so vielsagend für solche, die auch schon vergossen haben. Sie erreichte ihr minder kostbares Lager. Sie bemerkte nur, daß es weder Federn noch Flügel von Rebhühnern zur Zierrath hatte. Der an dieß Symbol sich knüpfende Aberglaube machte sie schwermüthig lächeln. Ein neuer Aufenthaltsort öffnet den Geist auch neuen Ideen. Obgleich so fern vom Grafen Amalrie und so nahe Isabellen, empfand sie doch im Herzen ein sie drückendes Bedürfniß, traurig zu seyn. Es offenbarte ihr halb und halb, daß die Welt schwere Pfade hat; daß sie oft voll Einsamkeit ist, voll verlorner Wünsche, die sich verbergen in der Tiefe der Seele; und zum erstenmal verweilte ihr Gedanke bei jenen Versen Margueritens, die sie bisher nur mit dem Mund ausgesprochen hatte. Sie glaubte jetzt jene Thräne darin fließen zu fühlen, welche sie nicht schlafen ließ.

In meinem Herzen wollten wecken
Viele des Mitgefühles Spur;
Antworten muß ich ihrem Drängen:
Für Einen kenn' ich Freundschaft nur.

Doch daß du nicht soeifäheft zu trachten
Nach einem unbekannten Gut:
Ein Andrer schon in meinem Herzen,
Das niemals dein kann werden, ruht.

Violette, mit ihrer jugendlichen Erfahrung, wußte nur, daß ein entfernteres Licht besser leuchtet, als dasjenige, das in zu großer Nähe blendet, wie die Abwesenheit den Schleier der Reflexion ausbreitet über Züge, welche von Reizen überschwemmt sind. — Liebt sie ihren Gatten so sehr, der sie nicht liebt? sprach sie. Dieser Gedanke machte sie erbeben. Als sie die Augen aufschlug, um einen Blick des Mitleids auf die Königin zu werfen, ward sie überrascht und mehr noch erschreckt durch eine große Helle, welche das Zimmer erfüllte. Dieß glänzende Licht drang durch die Scheiben herein und kam von einigen hartzigen Bäumen, die man zu einer Illumination angezündet hatte. Dieser Beweis von Fröhlichkeit, wodurch die ganze Landschaft in der Runde erleuchtet wurde, und das Knistern der vom Feuer verzehrten Aeste machten Violetten so bange, daß sie in das Gemach stürzte, um zu der Königin zu eilen. Sie fand sie ruhig dasitzend und diese sinnreiche Art, ihr ein Fest zu schaffen an einem Ort, dem zum Glück, wie sie sagte, der Luxus noch fremd sey, bewundernd. Aber diese armen Bäume, sprach sie, thun mir leid; es wird nur die Wurzel von ihnen übrig bleiben. Sieh nur! man sollte meinen, sie strecken hülfeflehend ihre brennenden Arme gegen uns aus; denn sie können keinen Schritt machen, um sich zu retten. Entsetzliches Bild der Sklaverei! So mischt sich denn immer ein trauriger Gedanke in all die tollen Freuden dieser Erde. Dieß mahnt mich an die Holzstöße, die man vielleicht auf dem Greveplatz errichtet. Sage mir, Violette, unterbrach sie sich, das noch zitternde Mädchen umarmend, kommt, weil diese guten Leute den Zauber meiner Federkrone vernichtet haben; ein Engel, um beim Glanz dieser Festnacht an meinem Bette zu wachen? Kehre zurück zum Schlummerpfühle, meine Liebe, ich befehle dir zu schlafen und nur liebliche Träume zu haben."

(Fortsetzung folgt.)

Dänische Literatur.

(Schluß.)

Vierter Act.

Mistreß Quickly, indem sie ihren Bruder Sir Robert gewahr wird.

Guten Morgen, Bruder, küß mich! Nein, laß seyn!
Das ist so trivial, altfränkisch ist's.
Daß wir einander herzlich lieben, als
Geschwister, das versteht sich ja von selbst.
Das ist ein Axiom, und drum bedarf es
Nicht weiteren Beweises.

Sir Robert.

Liebe Schwester,
Willkommen!

Mistreß (fortfahrend).

Das versteht sich! lassen wir
Die zeitvergeudende Tautologie. —
Du weißt, daß heute meines Sohnes Karls
Geburtstag ist.

Sir Robert.

Das freut mich.

Mistreß.

Wie? Ein Tag
Muß es doch seyn. Warum nun heut sich mehr
Als andre Tage freun?

Sir Robert.

Du meinst, daß jeder
Tag ein Geburtstag ist, — nun in gewissem
Verstande seelisch. —

Mr. Quickly.

Jeglichee Verſtand muß
Gewiß ſeyn, Brudee, denn ein ungewiſſer
Beeſtand iſt keiner. Doch zur Sache nun!

Sir Robert.

Was iſt die Sache, Schweſter? Iſt nicht dein
Beſuch an deines Sohnes Kaels Geburtstag
Von Wichtigkeit für mich?

Miſteeß

(ſetzt ſich auf die Bank und ladet iheen Bruder duech ein Zeichen ein, ſich gleichfalls zu ſetzen).

Wir leben beide
Im Ideal, mein Bruder, — Poeſie,
Philoſophie ſind unſre Spieleam'eaden,
Entzücken uns. — Ich weiß, daß du das Buch
Robinſon Cenſoë mit Freude laſeſt,
Ich gleichfalls. Dieſe allee Welt entiegne
Entfernung iſt vorteefflich. Cruſoë ſteht
Auf ſeiner Inſel wie auf kleinem Schemel,
Giasbein'gem, um den Schlag recht zu erfahren
Von Mißgeſchicks Elektriſirmaſchine,
Und ſo empfindet er den Schiag am ſtärkſten.
Ich weiß, du ließeſt eine Grotte machen
Ganz à la Robinſon. Wohlan, mein Brudee,
Ich muß als Schweſter die zu Hülfe kommen.
Du ſchufſt die eine Welt, doch du vergaßeſt
Das Wichtigſte, das iſt: ſie zu bevölkeen.
Erlaub', daß ich die Augen dir veebinde.

(Sie thut es.)

Gleich einee Fee mit meines Fächers Schiag
Beleb' ich deine unbewohnte Inſel
Mit dem, was ihr noch mangelt.

(Sie winke mit ihrem Fächer, Herr Joſeph kommt mit dem als Robinſon und Freitag verkleideten Charles und Jack, dann löst ſie iheem Beuder das Tuch von den Augen.)

Sir Robert (überraſcht).

Ei, das iſt alleeliebſt! Ihr lieben Jungen,
Das ſteht euch hübſch. Kommt her, ihr wackeen Buefche!
Nun, liebe Schweſtee, das muß ich geſtehn,
Das war ein kluger Einfall.

Miſteeß.

Biſt du audre
Als kluge denn von mir gewohnt, mein Beudee? —
Seyd ſtille nun und hört, was ich euch ſage!
Verſtört mir nur nicht dieſer jungen Menſchen
Simpleeität und fromme Waldnatur
Mit dee modeenen Falſchheit! — Nun, Herr Joſeph,
Sind auch die Kiudee mit Choelad' und Zucker-
Week wohl verſorgt?

Joſeph.

Sie haben's ſchon veezehrt.

Sir Robert.

Ei, ei, Herr Joſeph! Sehn wir uns hier wiedee?
Willkommen! Dank füe leht!

Miſtreß Quickly.

Heer Joſeph conditionirt jeht bei mir als Informatur.
Und um doch eecht zuwege hiee zu beingen
Oeiginal und feitne Jeonie,
Soll er examinieen ſie ſofort
In dieſen peimitiven wilden Trachten.
Auf dieſe Weiſe, liebee Brudee, ſiehſt du
Verknüpft man zwei Zeitaltee. Das iſt ja
Das geoße Ziel, nach welchem die Cultur ſtrebt,
Des Wilden Leib, der Wiſſenſchaften Geiſt. —
Wohlan, Herr Joſeph! — Willſt du ſie zueeſt
In Wiſſenſchaften hören odee Speachen?

Sir Robert.

Nun mir ſind beide gleich werth, liebe Schweſtee!

Miſtreß.

Beginnen wir denn mit den Wiſſenſchaften!

Joſeph.

(nachdem ee etwas nachgedacht hat, ſich mit wichtiger Miene räuſpernd).

Geogeaphie! — (zu Chaeles) Wie heißt die Hauptſtadt doch
In Pecking? — Was ich ſagen wollte — China?

Chaeles.

Die heißet Pecking.

Joſeph (zu Jack).

Und in der Wüſte Sara?

Jack.

Tombuetu.

Joſeph.

Richtig! — Chaeles, welchee Fluß
Duechſtrömet London wohl?

Charles (naſeweis).

Dee Rinnſtein.

Miſtreß.

Voetrefflich, lieber Jung'! Er iſt ſo witzig.

(Sie küßt ihn.)

Joſeph (zu Jack)

Und welcher ſonſt?

Jack.

Die Themſe.

Joſeph.

Völlig richtig! —
Nun zur Hiſtorie! (zu Chaeles.)
Wie heißt dee Kaiſer,
Der im Thal Roncival die Arabee
In Spanien ſchlug?

Charles.

Han — Hannibal.

Joſeph.

Der zeichnete als Sieger zwar ſich aus
In Spanien allerdings; doch war's nicht gegen
Die Aeabee. Beſinne recht dich, Chaeles!

Charles.

So wae es Mahomet.

Joseph.

Ja, das ist richtig.
Er überwand die Araber, doch nicht in Spanien.
Er ließ sie werden, was?

Charles.

Mahomedaner.

Joseph.

Mahomedaner! Richtig! Jack, wie hieß
Der Kaiser? Weißt du's?

Jack.

Karl der Große.

Joseph.

War er es selber, der als Sieger fiel
Bei Roncval?

Jack.

Das war sein General.

Joseph.

Wie hieß er, Charles? Weißt du nicht den Namen?

(Charles schweigt.)

Du weißt es ganz gewiß. Sey nur nicht bange!
Wie heißt doch da dein brauner Jagdhund?

Charles (schnell).

Roland.

Joseph.

Ganz richtig! Also nun — der General?
Ro —

Charles.

Roland.

Joseph.

Recht!

Sir Robert.

Das nenn' ich gut antworten.

Joseph.

Statistik! — (Zu Jack.)
Die Diamanten holt man aus —

Jack.

Golkonda's Gruben.

Joseph (leise zu Charles).

Nun, antworte auch!
Woher bekommt man Nanking wohl?

Charles.

Aus Nanking.

Joseph.

Wie heißt die Stadt, die die Pistol' erfand?

Charles.

Pistoja.

Joseph.

Und die Fayance.

Charles.

Fayenze.

Joseph.

Durch welches Fabricat sind in Manchester
Merkwürdig die Fabriken?

Charles.

Durch Manchester.

Sir Robert.

Die Nasen, woher kommen die?

Charles.

Aus Nasenburg.

Sir Robert.

Schön, schön, beim Zeus!

Mistreß Quickly.

Nur nicht gestört die Prüfung!

Joseph.

Chemie ein wenig! (zu Jack.)
Was ist ein Stück Kreide?

Jack.

Ein Kalk.

Joseph.

Nenn' mir eine Säure, Charles!

Charles.

Weinessig!

Joseph.

Was geschieht, wenn man auf Kreide
Weinessig gießt?

Jack.

Dann schäumt es.

Joseph.

Richtig, richtig!
(Zu Charles.)
Und was entwickelt sich bei dieser Luft-
Entwicklung?

Charles.

Luft.

Joseph.

Luft! Richtig, richtig!

Sir Robert.

Luft!
Steuerich, bei Gott! Und was ist Luft, mein Sohn!
Wi —

Charles.

Wind.

Sir Robert.

Wind! Recht! Also entwickelt sich
Aus dieser ganzen Kunstentwicklung?

Beide Knaben.

Wind.

Sir Robert.

Wind! Bene! Und mit diesem Windprodukt,
Denk' ich, beendigen wir das Examen.

K. L. Kannegießer.

(Die Fortsetzung über Kanut d. Gr. folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 20.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

19 Februar 1840.

Hvitfeld.

Dänische Ballade, herausgegeben von K. L. Kannegießer.

Mein Vaterland, wie bist du reich
An tapfern Kriegeshelden,
Die vor dem Tod nie wurden bleich,
Viel ist davon zu melden.
So waren Jul und Adeler,
So Tordenskjold und andre mehr!
Mein Vaterland, wie bist du reich
An tapfern Kriegeshelden!

Doch heiße Hvitfeld in der Schaar
Inmeist der Unverzagte!
Wenn ihm der Tod vor Augen war,
Das war's, was ihm behagte.
Drum lebt er auch für alle Zeit,
Hat er doch Dänemark befreit!
Mein Vaterland, wie bist du reich
An tapfern Kriegeshelden!

Wohl unter Guldenlöwe stritt
Er mit der Feinde vielen,
Weil ihn im Kampf es da nur litt,
Wo Ehre zu erzielen.
Das hielt er für des Kriegers Glück,
Stets vor zu seyn und nie zurück!
Mein Vaterland, wie bist du reich
An tapfern Kriegeshelden!

Wo mit dem Arm er um sich griff,
Da fielen sie in Schaaren.
Doch plötzlich stand sein eignes Schiff
In Flammen, offenbaren.
O Hvitfeld, kapp' die Taue, sieh!
Dich rettet Flucht nur, flieh denn, flieh!
Mein Vaterland, wie bist du reich
An tapfern Kriegeshelden!

Nein, sprach er, Flucht, sie würd', ich weiß,
Den Sieg den Feinden geben,
Und schont' ein Dän' um solchen Preis
Wohl je sein eigen Leben!
Nein, schlagen, sterben, das ist Pflicht,
Nur laßt uns ungerochen nicht!
Mein Vaterland, wie bist du reich
An tapfern Kriegeshelden!

Ja, schlagen, sterben, das ist Pflicht!
Rief jeder seiner Leute.
Und unverzagt, sie ruhten nicht,
Wie Tod und Flamme dräute,
Bis Feuer in das Pulver fiel,
Da waren sie am Heldenziel.
Mein Vaterland, wie bist du reich
An tapfern Kriegeshelden!

Rüst Hvitfeld, ruft's in hohem Ton,
Nie soll sein Name schwinden!
Wird nicht in jedem Dän'marksohn
Er seines Gleichen finden!
Sobald uns Dän'marks Ehr' entbeut,
Gleich ihm den Tod dann nicht gescheut!
Mein Vaterland, wie bist du reich
An tapfern Kriegeshelden!

K. L. Lahbek.

Die Wespen.

(Fortsetzung.)

„Außer dem, daß man in keinem Journal seine Meinung ganz aussprechen kann, ist für Leute, die keinen Ehrgeiz, und daher gesunden Sinn und Redlichkeit haben, ein weiterer Mißstand, der sie hindert, sich an eine der Parteien anzuschließen, welche im Besitz der Presse sind, der: die Regierungspartei,

beurtheilt man sie nach ihren Häuptern, ist der Opposition überlegen. Sie hat die Männer von wirklichem Wissen, von Erfahrung, von wahrem Geist und feiner Bildung und Lebensart auf ihrer Seite; aber sie schleppt hinter sich her alle Bettler, Kammerdiener und Famuluſſe. Die Oppositionspartei weist mit gerechtem Stolz auf Leute von Entschiedenheit und Aufopferungsfähigkeit, auf Männer von strenger Rechtlichkeit und erprobter Gewissenhaftigkeit hin; aber ihr Schweif besteht aus allen Taugenichtsen, Kneipensitzern, Schreiern, Lärmenmachern und Lumpen. Und die ehrenhaften Leute beider Parteien wissen, wie plump und schwer zu behandeln diese Schweife sind."

„Es gibt in Frankreich eine seltsame Thorheit: Jedermann will regieren. Dieß ganz in der Nähe gesehen, erscheint, wie wir nun einmal sind, nicht so närrisch als es in der That ist. Aber würde nicht Jeder lachen, wenn er alle Einwohner einer Stadt Schuhmacher werden sahe? Und doch ist es leichter, den Leuten Schuhe zu machen, als sie regieren. Alle Welt strengt sich an, nach den sieben Portefeuilles der sieben Minister zu greifen; ich glaube die dreißig Millionen Franzosen werden sich dabei ablösen; das dauerte freilich lang, aber es nähme doch ein Ende, wenn die, so Minister gewesen, sich ruhig hielten und den andern gutwillig Platz machten."

„In Mans erklärte ein alter Soldat, Chef einer Emeute, was die Regierung mit dem ausgeführten Korn thue. „„Man warf es in die Seine, um das Volk Hungers sterben zu lassen; er erinnerte sich, wie er, zu Paris in Garnison, sein Pferd zur Tränke führte, daß es bis zur Brust im Weizen watete, welchen der Fluß mit sich führte.““ Ich entdecke mit Leidwesen, daß das unterrichtete Volk (man behauptet, es sey dieß) noch etwas dümmer ist als das unwissende; und ich erkenne aus diesen Unordnungen, eben so betrübend in ihren Resultaten als lächerlich in ihren Ursachen, daß das besagte Volk seit den Zeiten des Moses sich nicht verändert hat."

„Die großen Bürger, die Freunde des Volks, die starken, die ernsten, die gewandten, die großen Politiker sagten bei sich selbst: das Volk fürchtet eine Hungersnoth, das Brod ist theuer;— das ist der Augenblick für dasselbe zu verlangen. — Agrarische Rechte; — Herabsetzung des Census, meinten die Einen, gänzliche Abschaffung die Andern; dritte: allgemeines Stimmrecht."

Noth der Journale außer der Zeit der Sitzungen.

„Glaubt man den Journalen, so fängt es in Frankreich gleich nach dem Ende der Sitzungen an von Hundertjährigen, von Kälbern mit zwei Köpfen, von unglaublich klugen Hunden und Kindern zu wimmeln. Man schießt Adler mit silbernen Halsbändern. Haut man einen Baum um, so ist im Mark ein Heiligengesicht zu sehen. Jeder Marmorblock enthält eine lebendige Schlange; Bären setzen die Bevölkerungen in Erstaunen durch das Schauspiel ihrer Tugenden und Menschlichkeit. Das Land ist bedeckt mit Wundern. Es fehlen noch fünf Zeilen. Frisch drauf los, eine kleine Begräbnißverweigerung, einen Meuchelmord. So ist's fertig."

Diogenes-Cousin.

„Paris braucht Athen um nichts mehr zu beneiden. Seit langer Zeit besitzt es, unter dem Namen von Nationaldenkmalen, mehr griechische Tempel, als die Stadt der Pallas je hatte; jetzt hat es auch seinen cynischen Philosophen aufzuweisen. M. Cousin hat ein großes Aergerniß angerichtet; Staatsrath im ordentlichen Dienst, d. h. mit 12,000 Fr. Gehalt, sah er sich plötzlich zum Staatsrath im außerordentlichen Dienst, d. h. ohne Gehalt, verwandelt; und in der That, das wäre ein sehr außerordentlicher Dienst, den M. Cousin umsonst leistete. Er ereiferte sich, er schrieb in die Journale, er gab seine Entlassung von „einem leeren Titel," wie er es nannte. Aber, o Diogenes! in diesem Zorn, der Euch jeden Pact mit einer undankbaren Gewalt brechen macht, habt Ihr vergessen, Euch auch der zwei kleinen, ganz angenehm bezahlten Aemter zu entledigen, die Euch bleiben. Nehmt Euch in Acht, Diogenes, man wird glauben, die leeren Titel seyen die einzigen, die Ihr verachtet, und Ihr habet Euch weniger bestrebt, die Laterne in der Hand, einen Menschen zu suchen, als Stellen zu suchen. Ist es wahr, Diogenes, daß Ihr in Eurer Zurückgezogenheit Euch mit einer Abhandlung beschäftigt, worin Ihr zeigt, wie sehr Ihr die Verachtung des Reichthums verachtet?"

Die Jury.

Beim Institut der Jury drängt sich eine sonderbare Bemerkung auf, die ich keinen Grund habe für mich zu behalten. Alles liegt in den Händen der Kaufleute: das Königthum, die Presse, die Stellen, die Ehren. Die Gerechtigkeit konnte ihnen nicht entgehen; sie haben die Gerechtigkeit nach ihrem Gesichtspunkt gemodelt. Nach den Gesetzbüchern, den Rechtsgelehrten und Moralisten aller Zeiten und Länder ist das strafbarste Verbrechen der Mord. Der Diebstahl steht in dritter oder vierter Linie. Seit der Gründung der Jury ist diese Ordnung geändert; das entsetzlichste, das gräßlichste, das unerbittlichstgestrafte Verbrechen ist der Diebstahl. Der Meuchelmord folgt erst nach ihm. Zwei Menschen sind von gegenseitigem Haß erfüllt; der Beleidigte oder der Beleidiger tödtet seinen Feind; das ist nicht ganz gemäß der Gerechtigkeit, der Moral und dem Herkommen, denken die Geschwornen; aber im Grund geht uns das nichts an. Es war ein Handel zwischen dem Mörder und dem Ermordeten: die Sache ist abgemacht. Die Gesellschaft (ein Wort, das so viel bedeutet als: ich im Mund eines Geschwornen, so wie das Volk im Mund eines Politikers) ist nicht bedroht. Aber man hat gestohlen einem Kaufmann (wie ich bin), einem patentirten Mann (wie ich bin), einem Parfumeur (wie ich bin), in einer abgelegenen Straße (wie die meinige), der Dieb hatte es nicht auf den Parfumeur gerade abgesehen, sondern auf's Geld. Die Gesellschaft (ich) hat (habe) Geld, also ist die Gesellschaft bedroht; man muß sich des Verbrechers

entledigen. — Dieß ist kein Paradoxon; die Thatsachen liegen vor; Jedermann kann urtheilen und Folgerungen ziehen."

Paradoxen.

„Man hat mich beschuldigt paradox zu seyn; es gibt zwei Arten von Paradoxen; die eine besteht darin, daß man das Gegentheil von jeder angenommenen Ansicht behauptet, nur darum, weil es eine allgemein angenommene Ansicht ist; die zweite darin, daß man etwas behauptet oder läugnet, obgleich man sich im Widerspruch mit einer angenommenen Meinung setzt. Meine Schuld ist es nicht, wenn oft eine Ansicht um so absurder ist, je mehr Anhänger sie hat und je allgemeiner sie angenommen ist."

(Schluß folgt.)

Violette.

(Fortsetzung.)

Klosterscenen.

„Nachdem einige Reliquien der Königin gezeigt worden, welche sah und glaubte, öffneten sich alle Almosenbüchsen und Geschenke wurden daraus dargebracht. Dann trat man in das Innere des Klosters, wo Alles Sorgfalt, Sammlung und Ordnung athmete. Der Bruder Thürsteher, vom Alter so gebeugt, daß es schien er habe seit Ewigkeit gelebt und gehe nur vermöge eines unsichtbaren Räderwerks, schritt ihnen voran, einen schweren Schlüsselbund in seinen starren Händen, die auch von Eisen zu seyn schienen. Am Ende eines langen Corridors, wo jedes leise gesprochene Wort mehrere Echos weckte, und auf dessen beiden Seiten sich dreißig enge Zellen befanden, war ein dickes Thor, dessen hölzernes Gitter das Licht in den Schlafsaal fallen ließ. Das Thor that sich auf und man trat in den Garten; er war sehr groß und gewährte den von den düstern Räumen, durch welche man gekommen, ermüdeten Augen eine angenehme Ueberraschung. Die Sonne färbte und bemalte da so schöne Pflanzen, so seltne Blumen, so majestätische Bäume, daß Marguerite mit Entzücken die köstlichen Düfte einathmete. Es schien da der Hauch eines andern Lebens zu walten. Wäre etwa hier die Ruhe? dachte die Königin. Aber ihre Augen begegneten, aufschauend, hohen Mauern, und ihre Frage fiel ihr aufs Herz zurück; sie bewunderte den Garten angelegentlich.

Dreißig Vierecke, von gleicher Größe, verschieden eingetheilt und angeordnet, offenbarten gewissermaßen das Geheimniß jedes Bruders, der hier die Gewächse und Blumen seiner Wahl hegte. Hier erhoben Myrtenbäume, Symbole glücklicher Liebe, auf diesem Boden der Verbannung ihre liebkosenden Zweige empor, wie einen duftenden Spott. Der benachbarte Garten gab nur der trüben Wermuthpflanze und der braunen Sorgenblume eine Freistatt, deren Athem betrübt und das Herz schwer macht bis zu Thränen. Dort hegten zwölf Schuhe Land alle Gattungen von Rosen mit ihren berauschenden Wohlgerüchen und Farben. Auf einem andern Bezirk walteten nur weiße und blaue Syringen, verschlungen wie Freunde, die sich einander bekränzen. Ganz nahe dabei zeigte ein Gärtchen Orangenbäume, und über diesen schwachen Schätzen erhoben sich einige Fruchtbäume, als Anzeichen und Trost einer weniger glänzenden Jahreszeit. Man schritt dahin, die Namen der Gewächse und Blumen anhörend. Die Geschichte ihres vergänglichen Lebens, vorgetragen von erloschenen Lippen, welche nicht mehr lächelten, bot dem Nachdenken Margueritens einen rührenden Contrast dar mit den langsam hinwelkenden Tagen des Mönchs.

Warum mich wundern? dachte sie; sie schmücken und erheitern ihre Gräber. Diese armen Anachoreten mögen sich immer den Todten gleich machen und dem Leben absterben; in ihren Gräbern selbst säen sie Lächeln und Leben aus. Es ist etwas so Schönes um das Leben! Ach! so lang es Einem im Herzen zittert, liebt man es auch um sich her; man belebt wieder das sterbende Gras, man ist traurig, wenn man über eine unfruchtbare Gegend wandelt, man wühlt die Erde um, damit sie eine Blume erzeuge. Wahrlich, diese Verbannten täuschen sich; ich habe Lust ihnen zu sagen, daß sie sich täuschen... Aber sie schritt doch schweigend mit dem übrigen Zuge dahin.

Unter all diesen Gärten, die ein Garten umschloß, war ein so einfacher, daß er Margueritens Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Trinitarier beeilte sich, etwas verwirrt, daran vorüberzugehen, weil er diesen Garten des Ganzen nicht würdig fand, denn die demüthigste der Blumen bedeckte hier ganz und gar den Boden wie ein düstrer Teppich. Er war beschattet von zwei jungen Weißpappeln, mit Geißblatt umwachsen, und so von den andern mehr getrennt. Kein Fruchtbaum war in der Mitte. Die Königin lehnte sich auf die schwache Einfassung und verweilte einige Augenblicke, hingenommen von durchdringenden, unsichtbaren Wohlgerüchen. Der Garten enthielt nichts als Veilchen. Man könnte glauben es sey der deinige! sagte die Königin, Violetten auch an das Geländer ziehend. — Friede sey mit dem, der ihn pflanzt! antwortete das Fräulein von Sauveterre. — Amen! sagte der Prior, nieder auf den Boden schauend. Und dieser kirchliche Ton lautete seltsam und traurig in diesem frischen Elysium; Euer Wunsch für ihn, edles Fräulein, ist auf dem Punkt in Erfüllung zu gehen. Der Novize wird in einem Monat die Gelübde ablegen. Eine Einkleidung! rief der Baron von Aigues-Vives, durch die so große Neuigkeit plötzlich aus seiner stummen Extase geweckt, Gott wird mir die Gnade schenken, daß ich ihr anwohnen darf! — Mit dem gesammten Adel von Bearn, Monseigneur; denn der Novize ist aus dem erlauchten Hause d'Argeles. — D'Argeles! sagte Marguerite erstaunt. — D'Argeles! wiederholte leiser Violette. — Isolier d'Argeles! Endlich, sagte der Baron befriedigt, fangen an die Rathschlüsse der Vorsehung in Erfüllung zu gehen. So hat er denn den Weg des Heils betreten! O Wittwe d'Argeles! o Weib, zweimal gesegnet und getröstet in deinen Kindern! — d'Argeles! wiederholte die Königin... Hat denn Amalrie einen Bruder hier? Warum hat er sich der Freude beraubt, ihn heute mit uns zu besuchen? Wir haben vor ihm von unserem Besuch im Kloster gesprochen und — warum.... Sie sah den alten Baron an, aber ihre Augen begegneten sich so wenig als ihre Gedanken, und sie schritt weiter.

Als sie an eine düstre, unheimliche Zelle kamen, fragte

Marguerite nach deren Bestimmung. Der Prior antwortete ruhig: Madame, das ist die Zelle der Tollen. — Die Königin zitterte. Dann horchte sie mit dem gespanntesten Wesen weiter. Der Prior fuhr fort; die Einsamkeit macht manchmal unsre Brüder scheu und verstört. Sie werden erst nach und nach aufgeklärt über das Wohlthätige ihrer Trennung von der Welt. Von den wirklichen Stürmen, die ihrer dort warteten, träumen sie im Frieden des Klosters, und die Angst, die sie dabei empfinden, die Scham, sie dem allsehenden Gott zu offenbaren, versetzt einige in einen beklagenswerthen Wahnsinn. Aber das Fasten, die wohlthätigen Bande, womit man ihre entsetzliche Energie zügelt, die Einsamkeit und die Kühle dieses beinahe unterirdischen Ortes, wo sie nur weinen, denken und schweigen lernen, beruhigt ihr unnöthigerweise empörtes Blut. Ihre Adern hören auf zu klopfen, ihre ohnmächtigen Kräfte ersterben mit dem Fieber, das keine Nahrung mehr findet. Nach einigen Wochen dieses umwandelnden Todeskampfes kommen sie beinahe ganz lebendig hier heraus; blaß, geschwächt dem Aussehen nach von einem mehr oder minder langen Kampf, aber die Seele reingewaschen und leer von den Erinnerungen und sehnsüchtigen Wünschen der Welt. Man sieht sie lange stumm und das Haupt zu Boden gesenkt umherwandeln; versunken in ernstes und tiefes Nachdenken, genießen sie ein innerliches, stilles Leben. Einige graben und machen sich ihr Grab zurecht. Diese nennen wir unsre Melancholischen; sie erreichen beinahe alle ein sehr hohes Alter. — Ach! rief unwillkürlich Marguerite, die, von diesem Purgatorium sich losreißend, mit einiger Ungeduld ihre Begleiterinnen vor sich her drangte. Sie erhob und bewegte ihre unter dem goldgestickten Handschuh zitternde Hand, wie wenn sie schneller eine andre Atmosphäre herbeiziehen wollte.

Violette blieb allein zurück, die Stirne an die Eisengitter gelehnt. Eine fieberische Erinnerung mischte sich in ihr Mitleiden mit Allen, das sie immer quälende Mitleiden, mit dem sie des Pilgers von Sauveterre gedachte. Das Bild des schönen Kindes, sein bleierner Ring, eine bis zum Ersticken gehende Beklemmung des Herzens wirkten eine Art Schwindel in ihr. Es war ihr, als sehe sie im Hintergrund der Zelle eine hagere und zornige Gestalt sich erheben und sich gegen ihre Bande sträuben. Aber der Strick riß nicht, die Säulen blieben unbeweglich, die mitschuldigen Mauern starrten das Opfer an und wankten nicht. Und nichts durchdrang diese Nacht, die geduldig Zeuge war des unsichtbaren Mords, und nichts führte das Wunder herbei, um das sie Gott im Aufruhr ihres Herzens bat; und die gefesselte Gestalt, ohne Halt, ohne Hoffnung, glitt, wälzte sich und vernichtete sich in dem dunkeln Schatten. — Endlich merkte sie, daß sie allein war, und sie eilte auf gut Glück die enge Treppe wieder hinauf, die sie zum Kloster zurückführen sollte, während ihr die Frage ihres ganzen Lebens, wie das stürmische Wasser eines Bergstroms in den Ohren brauste: was haben sie mit ihm gemacht? was haben sie mit ihm gemacht?

Sie schritt weiter. Ein Bleigewicht hemmte jeden ihrer Schritte. Ein himmlischer Zorn malte sich in ihren Zügen. Gott! Gott! sagte sie, als sie sich wieder dem Veilchenbeet gegenüber sah, vor welchem die Gießkanne und Haue des Novizen lagen, welcher diese Blumen liebte. Die süßen Düfte gemahnten sie wie eine Stimme. Diese Stimme sagte: Isolier! dieser Platz war der seinige; diese Blumen waren vielleicht die Erinnerung an sie. Gott! wiederholte sie mit halb verwirrten Sinnen, ihr thränengebadetes Auge aufschlagend... und ihr Blick blieb, zwischen Himmel und Erde haften auf einem Mann, der vor ihr auf den Knieen lalag, zwischen den Pappeln und den Zweigen einer Weide, die er bei Seite schob, um sie besser zu sehen und mit Begierde zu betrachten. Anfangs konnte sie sich nicht rühren; der Schreck lähmte ihren Willen. Alles was sie von Geist und tiefer Güte in sich trug, trat plötzlich in ihr Auge bei dieser Erscheinung. Das ist er! rief es in ihr. Aber ihre Unbeweglichkeit nimmt plötzlich einen neuen Ausdruck an; sie wagt einen Blick unerschrocknen Mitleids auf das zu heften, was sie für das Gespenst eines verlorenen Opfers hält. Diese braunen, vom Wind emporgehobnen Haare erinnern sie an einen trüben Heiligenschein um eine Stirne, hoch und weiß wie die, welche sie anschaut. Diese Augen, deren glühendes Blau unter langen und traurigen Wimpern brennt; diese Freude, welche sich wieder wie Licht über schon erblaßte Züge ausgießt; diese drünstigen Arme, gegen sie ausgestreckt, wie um sein Leben zu flehen, dieser hohe aber weiche Wuchs, der sich beugt wie die Pappel im Sturm; dieß junge Wesen, erstickend mitten in der Luft und im Schweigen — das Alles ist kein Traumgesicht! Nein es ist eine jener Schicksalsfügungen, welche das Daseyn eröffnen und darüber entscheiden. Es ist Isolier, noch im Habit des Novizen; es ist der Knabe von Sauveterre, gebeugt über sich selbst und sein gefesseltes Leben; es ist der junge d'Argèles, erdrückt unter der Last einer ihm verhaßten Tracht. Nein! dieser zugleich sanfte und schreckliche Anblick ist nicht neu; diese beredten Züge, ihre jugendliche und stolze Schönheit dringen nicht zum erstenmal in Violettens Herz! Dieß Herz hat sich geschlossen über ihrer Erinnerung; es öffnet sich jetzt wieder, es schlägt von Ahnung, Hoffnung, Furcht! sie schiebt ihren Schleier zurück, um lange wieder zu erkennen diesen knieenden Jüngling, der auch sprechen will, dessen Stimme wie die ihrige erstirbt in dem Rauschen der Blätter, vielleicht auch in dem noch süßern Rauschen der Erinnerung. Da, horch! ruft man nach Violetten! der Page sucht sie und ruft ihren Namen im Garten. Da taucht die Königin, die Trinitarier, das Kloster, Alles taucht wieder vor ihrem erwachenden Geist auf. Sie entreißt sich ihm, sich selbst. Sie muß forteilen, muß diese himmlische Begegnung abbrechen, und nur diese Worte ringen sich los aus ihrer Seele gegen den, den sie ohne Zweifel wohl erkannt hat, denn sie ruft mit Verzweiflung: „Ach! so seyd Ihr wieder unglücklich!“ — —

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 21 u. 22.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

22 Februar 1840.

Verhältniß der neuern französischen Poesie zum öffentlichen Geist und Leben der Nation.

Während man allwärts, namentlich in Frankreich, die Behauptung hört, die Gegenwart habe sowohl für das Schaffen, als die Würdigung dichterischer Kunstgebilde alle Weihe und allen Sinn verloren, tritt uns als auffallender, aber willkommner Widerspruch die Thatsache entgegen, daß in dem Lande, wo diese Idee sich am breitesten macht, ein Dichter die ausgedehnteste und am tiefsten begründete Volksthümlichkeit genießt. Denn wer, sey er Redner, sey er Staatsmann, sey er ein Fürst der Kirche, sey er Großmeister eines philanthropischen Ordens, sey er sonst was Ruf und Einfluß gibt, kann sich rühmen, daß sein Name von den Geringsten, wie von den Größten der Nation mit der Liebe und stolzen Bewunderung genannt werde, als der Name Berangers. In der Barke des normannischen Schiffers folgen seine Strophen auf die fromme Anrufung der Jungfrau, wie wechselndes Tischgespräch auf den Ernst des Tischgebetes; in den Fabriken von Flandern und Lyon bringt er ein belebendes Element in die tödtende Einförmigkeit der Arbeit; er ist der Liebling des Studenten, der Vertraute des Künstlers, wie der ermunternde Geist des Erntefestes; mündliche Ueberlieferung, allenthalben seine beste Propaganda, trägt selbst über die Gränze des Reiches seine Lieder, und der arme Savoyarde, der sie vielleicht nie in gedruckter Ausgabe sah, bringt sie, wie eine heimische Neuigkeit, aus seinen Bergen nach Paris. Doch auch in den höchsten Kreisen der Gesellschaft finden sie eine freundliche Aufnahme, und der Salon ist ihnen so gastlich, wie die Hütte. Nicht daß überall Alles von ihm gekannt und geliebt sey, aber Alle finden etwas für sich in seinen Werken. Man darf bezweifeln, ob sein Spott auf heilige Dinge in den verschiedenen Gegenden, unter den verschiedenen Ständen Frankreichs überall gleicher Empfänglichkeit begegne, doch annehmen läßt sich, daß Niemand die Natur des französischen Volkes, wie sie aus den Stürmen der Revolution hervorging, so tief begriff, und so treu abspiegelt, als Beranger, und Keiner das uralt Eigenthümliche dieser Nation mit dem, was die neuere Zeit ihm angebildet, so glücklich zu verschmelzen wußte. Die romanischen Bewohner des Südens gehören ihm allerdings weniger an; dort fließt schon das französische Blut nicht mehr in seiner vollen Reinheit; Gesinnung und Weltansicht haben sich in abweichender Richtung entwickelt, und das Volksgefühl wird dichterisch noch immer in einer Sprache laut, die mit der des Nordens zwar innig verwandt, doch mehr als eine ihrer Mundarten ist, und schon das Gepräge eines fremden Idiomes trägt. Ueber die Linie der Geschäftsreisenden hinab ist dort Beranger kaum gedrungen, nur in dem unteren Languedoc, in Nismes, besonders in Montpellier, wo die einheimische Sitte am meisten überwunden ist, mag unser Dichter verbreiteter seyn. Allein so weit die Sprache von Oil (la langue d'Oil) herrscht, herrschen auch seine Lieder, als Stimmen aus dem Gemüth des Volks. Der sorglose Geist, wie er in diesem Lande lebt, schimmert schon aus dem entferntesten Alterthum herüber, und, was Cäsar von dem Leichtsinne der Gallier (gens levis) sagt, gilt für die heutigen Franzosen noch; die Römer konnten die celtische Rede bis auf wenige Worte ausrotten, die Franken den römischen Ueberbau mit deutscher Streitart in Trümmer schlagen, die Normannen die Spur ihrer Ansiedelung, die Mauren den flüchtigen Hufschlag ihres Einfalls in diese Erde drücken, nichts von dem Allem vermochte den eingebornen gallischen Leichtsinn auszutilgen, nicht die gräßlichsten Erschütterungen, nicht die blutigsten Wechsel der Gewalt den lustigen Autochthonen ins Grab zu bringen. Noch immer zieht er sich durch die tägliche Geschichte, die geselligen Erscheinungen und das geistige Treiben dieser Nation, und obgleich vielfach bei Einzelnen, durch ernstere, zu oft nur egoistische Sorge in seiner ursprünglichen Heiterkeit getrübt, so bricht er doch fast überall, wenn auch minder in praktischen Beziehungen, doch in Denken und Gefühl als ein Hauptelement des französischen Charakters unwiderstehlich durch, und es wäre die anziehende Aufgabe einer umfassenden und gelehrten Arbeit, die Wirkungen dieses Elements in der Kunst und den Schriftwerken der Franzosen zu verfolgen. Am schärfsten von ihm durchdrungen mußte natürlich das Volkslied werden,

und der erste Meister in dieser Gattung seinem Einflusse vorzüglich anheimfallen. Veranger verläugnet hierin auch den Franzosen, und um genauer zu reden, den Pariser nicht; denn das ist mit das Eigene seiner Poesie, daß sie, nur ein Spiegel von Paris, doch auch das Abbild von ganz Frankreich ist, und so, ein ächtes Kind der Revolution, den Grundsatz der Centralisirung in ihren Gränzen zur Wahrheit macht. Wie leicht zu errathen, bezieht sich das eben Gesagte auf jene seiner Lieder, die der Freiheitsgöttin des Vergnügens gewidmet sind, die erste Sammlung seiner Gedichte in ziemlicher Anzahl füllen, in den späteren minder häufig, in der letzteren fast gar nicht mehr vorkommen. Der ungeregelte Genuß des Lebens wird hier nicht bloß als eine reizende Sünde geschildert, sondern mit den Einrichtungen der Gesellschaft, so wie allen Begriffen des Erlaubten und Ehrbaren ein zügelloses Spiel getrieben, das Glück der Liebe ohne die ordnende Begleitung der Pflicht zum Ideal des Daseyns erhoben, und jede Idee von strafender Vergeltung einer Philosophie maaßloser Nachsicht aufgeopfert. Und glaube ja Niemand, daß dieß Vergessen sittlicher Zucht, dieß Ueberspringen sittlicher Schranken in einem systematischen Traume, in einem berechneten Plane die Ablösung von den Banden eines veralteten Herkommens seinen Grund habe. Beranger besingt diese Art zu seyn und zu denken, wie die Grisette sie im Leben übt, als wenn es sich von selbst verstünde, als wenn es nicht anders seyn könnte, und darin gerade zeigt sich der alte Gallier mit seinem unverwüstlichen Leichtsinn. Wohl erwiederte Beranger auf deßhalb geäußerten Tadel, er habe in dem hier besprochenen Theil seiner Werke nur ein satyrisches Gemälde der Wirklichkeit zu geben beabsichtigt, und hie und da, unter Anderm, wenn er behauptet, den Franzosen sey nichts von allen ihren Größen, nichts als „Wein, Weib und Gesang" geblieben, ist die Ironie unverkennbar, im Ganzen aber jene Erklärung nur eine sinnreiche Ausrede, nur eine reine Unwahrheit, dem ehrlichen Gemüthe des Dichters unschuldigerweise entschlüpft. Hätte sich nun Beranger nur an diese Seite der französischen Natur gehalten, er wäre von der Masse des gemeinen Chansonniers nur durch die höhere Vollendung der Schreibart zu unterscheiden, und höchstens der Erste in dem Buche des Gaudriole, oder des fleischlichen Humors, wenn man im Deutschen einen annäherungen, unvollständigen Ausdruck für ein Wort verlangt, das keine erschöpfende Uebertragung zuläßt. Wer der erste Volksdichter eines Landes heißen kann, das die Heimath eines Vincent Paula, eines Fenelon, das die Wiege der barmherzigen Schwestern ist, und heutzutage noch so viele Beispiele mildthätigen Geistes und freiwilliger Entsagung zum Nutzen und Beistand der Bedürftigen aufweist, dem darf wohl eine tiefe Sympathie für das Unglück nicht fehlen, und diese hat Beranger in reichem Maaße, sie ist zugleich der schönste und hervorstechendste Zug seines Genies. Wie bei andern Dichtern das Bild des Todes und der Vergänglichkeit durch Lust und Jubel scheint, so schleicht bei ihm in die Lieder der Freude sich unversehens oft eine Thräne des Mitleids, und hinter dem Vorhange von Pracht und Größe sieht er das harte Lager der Entblößung und schlaflosen Elends. In dem schönen Gedichte „Wenn ich ein kleiner Vogel wäre" denkt er sich wohl als Bote und Sänger der Liebe, allein er vergißt den melodischen Trost für die armen Gefangenen nicht und möchte selbst den Kummer der Könige lindern. In dem schimmernden Palaste, bei dem tönenden Zauberglanz der Oper, in der Mitte reizender Frauen hat er die leise Klage des Heimwehs, die Sehnsucht des Alpensohns belauscht, den es von diesen Wundern hinweg in die Einsamkeit seiner Berge zieht. Die Gegensätze von Ueberfluß und Mangel, die häufig so raschen Uebergänge von Ansehen und Fülle zu hülfloser Erniedrigung, und die Leichtigkeit des Umschwungs in Allem, womit in Berangers Vaterstadt, in Paris, das Auge des Beobachters beschäftigt ist, konnten die Phantasie des Dichters nicht unberührt lassen, und er verarbeitete auch diesen Stoff bald in elegischer, bald satyrischer Weise. So zeigt er uns an der Schwelle von Notre-Dame eine Bettlerin, die sich gegen die Unbill des Winters durch ihre armselige Bekleidung nicht zu schützen vermag, und zitternd, mit erstarrten Händen die Vorübergehenden um eine Gabe anfleht, und berichtet uns, daß sie einst, als Fürstin der Bühne, von Höflingen umringt, mit Gold überhäuft, mit Schmeicheleien verfolgt, eine Königin aller Feste gewesen, und von dem Allem nur die peinigende Erinnerung und höchstens einen Anspruch mehr auf Rücksicht bei denen gerettet habe, die von dem Verlaufe ihres Schicksals unterrichtet seyen. Ein andermal erzählt er uns eine ähnliche Geschichte, jedoch in einem nicht so ernsten, nicht so rührenden Gemälde. Das Töchterchen eines Portiers wird, fast noch Kind, von einem galanten Herrn entführt, kömmt dann in die Hände eines Engländers, wird dann nach und nach wie ein Primawechsel, das Eigenthum verschiedener Inhaber, stiftet dann ein Frauenkloster für männliche Bedürfnisse, und endigt damit, die allgemeine Fegerin des Hauses zu werden. Diese Folge von Abenteuern ist nun mit heitrer Eleganz entwickelt, und unter dem Bilde von verschiedenen Stockwerken, in denen die Heldin des Gedichtes auf ihrer Reise durch das Leben Herberge hält, recht munter zusammengestellt. Doch diese spottend scherzende Betrachtung von Menschen und Dingen, in der sein Geist sich gefällt, soll nicht bitter, nicht kränkend seyn; und selbst sein absichtsloser Frohsinn ist darauf bedacht, den Schmerz nicht zu stören, und zu beleidigen.

O Gott! Du hast mich reich bedacht,
Nicht weise mich, nicht stark gemacht.
Doch gabst du mir den fröhlichen Muth,
Der traurigen Seelen nicht wehe thut.

Der Antheil an Mißgeschick und Bedrängniß, die Einkehr in Hütte und Kerker, um sich nach verborgenem Hunger und geheimer Folter zu erkundigen, und die aufmerksame Beschäftigung mit dem harten Loose des Volkes überhaupt gehören übrigens einer Richtung an, die nicht bloß ein Vorrecht der Muse Berangers, die ein Gemeingut der ganzen Poesie des heutigen Frankreichs ist. Dichter, die sonst in Ideen und Formen durch eine ganze Himmelsweite von einander getrennt, treffen in diesem Punkte zusammen. Mad. Dudevant und Mad. Desbordes Valmore, Hugo und Souvestre, de Vigny und die Verfasser des Pariser Gassenjungen, Ode und Roman, Drama und Vaudeville,

Digitized by Google

bringen dem Dulder und Verlassenen ein Zeichen des Mitgefühls. Wie alles Schöne, fiel natürlich auch diese Sympathie für das Unglück in die Gewalt der Uebertreibung; man huldigte den Heroen des Bagno, und glaubte Schätze der Großmuth in dem Herzen eines Freudenmädchens zu entdecken. Straßenraub und Diebstahl werden durch das Vernachlässigen großer Anlagen erklärt, diese Verwahrlosung dem Staate und der Gesellschaft Schuld gegeben, und es schien, als hätte man zur Aufnahme unter die Heiligen nur ein Zeugniß der Gaunerei und Zerlumptheit nöthig. In ihrer Ausartung, wie in ihrer ursprünglichen Natur steht, so scheint es, diese Erscheinung mit dem demokratischen Sinne der Epoche in Verbindung. Es ist immer noch der Sturmwind der Revolution, der, wie in alle Verhältnisse, auch in die Harfe der Dichtkunst greift; wohl durch die lange Wuth müde und milder geworden, entlockt er ihr mehr weiche Klagen als laute Musik des Aufruhrs; allein es sind immer revolutionäre Klagen, und hinter der Thräne über das Geschick des darbenden Arbeiters lauert der Geist socialer Umbildung.

(Fortsetzung folgt.)

Leben und Abenteuer von Nicholas Nickleby.

(Fortsetzung.)

„Mr. Squeers stand in einem Verschlag an einem der Kamine des Wirthszimmers in dem Gasthofe zum Saracenen-Kopf, seinem gewöhnlichen Absteigequartier, wenn er zur Stadt kam. In einer Ecke des Verschlags lag ein kleiner hölzerner Koffer mit einem abgenutzten Stricke zusammengebunden, und auf dem Koffer hockte — seine zusammengeschnürten Halbstiefel und Hosen in der Luft schwebend — ein kleiner Knabe, die Schultern bis an die Ohren in die Höhe gezogen und seine Hände auf die Knie gestützt, der furchtsam und mit sichtbarem Entsetzen und Angst von Zeit zu Zeit auf den Schulmeister blickte.

„Bald vier Uhr, murmelte Mr. Squeers, sich vom Fenster wegwendend und mürrisch an die Uhr im Zimmer blickend. Heute will Niemand kommen!"

Sehr verdrießlich über diese Gedanken sah Mr. Squeers auf den kleinen Knaben, ob er nicht etwas thäte, weßhalb er ihn schlagen könnte; da er aber überhaupt nichts that, so gab er ihm ein paar Ohrfeigen und sagte ihm, er solle es nicht wieder thun.

„An Johanni, murmelte Mr. Squeers, seine Betrachtungen fortsetzend, nahm ich zehn Buben mit mir; zehn Zwanziger — 200 Pfd. Morgen früh um 8 Uhr gehe ich fort, und habe nur drei — dreimal Null ist Null — zweimal drei sechs — sechzig Pfund. Was wird aus allen den Jungen? Was fährt den Eltern in den Kopf? Was soll das heißen?"

Hier nieste der kleine Junge oben auf dem Koffer heftig.

„Holla, Sir! grollte der Schulmeister, sich umwendend. Was ist das, Sir?"

„Nichts, mit Ihrer Erlaubniß!" entgegnete der Kleine.

„Nichts, Sir?" rief Mr. Squeers.

„Verzeihen Sie, ich nieste nur," fing der Knabe an, und zitterte, daß der Koffer unter ihm wankte.

„O, du nieset? bemerkte Mr. Squeers. Was sagtest du denn „Nichts!" Sir?"

In Ermangelung einer bessern Antwort auf diese Frage bohrte der kleine Junge ein paar Knöchel in seine beiden Augen und fing an zu weinen, weßhalb Mr. Squeers ihn mit einem Schlage auf die eine Seite seines Gesichts vom Koffer herunter schlug und mit einem andern auf die andere Seite ihn wieder hinauf schlug.

„Wart', bis ich dich nach Yorkshire hinunter kriege, junges Bürschchen, sagte Mr. Squeers, dann will ich dir das Uebrige geben. Willst du's Maul halten?"

„Mr. Squeers, sagte der Kellner, der in diesem Augenblick ins Zimmer schaute, ein Herr fragt nach Ihnen!

„Führt den Herrn herein, Richard, erwiederte Mr. Squeers mit sanfter Stimme. Stecke das Schnupftuch in deine Tasche, kleiner Strick, oder ich morde dich, wenn der Herr fort ist."

Der Schulmeister hatte kaum diese Worte heftig dem Jungen zugeflüstert, als der Fremde hereintrat. Mr. Squeers that nicht, als wenn er ihn sähe, sondern schnitt an einer Feder und gab seinem jungen Zögling eine freundliche Ermahnung.

„Mein liebes Kind, sagte Mr. Squeers, Jedermann hat seine Trübsal. Die zeitige Trübsal, von der dein kleines Herz fast brechen möchte, und die deinen Augen so viel Thränen auspreßt, was ist sie? Nichts, weniger als nichts. Du sollst deine Freunde verlassen, doch du wirst in mir einen Vater haben, mein Lieber, und eine Mutter in Mrs. Squeers."

Diesem Menschen wird Nicholas von seinem Oheim aufgezwungen; denn Verbindungen mit Ralph Nickleby, von denen nichts Genaueres vom Verf. angegeben wird, zwingen Mr. Squeers fast wider seinen Willen, den Neffen als Unterlehrer anzunehmen, und am folgenden Morgen, begleitet von den Segenswünschen seiner Mutter und Schwester, und von einem Briefe, den ihm Newman Noggs geheimnißvoll in die Hände drückt, tritt der junge Mann seine Reise nach Dotheboys-Hall an.

Wenn nicht schon in London die goldnen Hoffnungen zergangen wären, die anfangs die jugendliche Phantasie Nicholas vorspiegelte, so mußten sie gewiß bei seiner Ankunft in seinem neuen Wohnorte schwinden. Brutalität und Eigennutz sprachen sich in einer Art in den Vorstehern der Erziehungs-Anstalt, Mr. und Mrs. Squeers, aus, daß er schon 24 Stunden nach seiner Ankunft den Wunsch empfand, diese Höhle der gräßlichsten Barbarei nie nennen gehört zu haben. Die Kinder, die ihrer Sorgfalt anvertraut sind, werden nicht allein von aller Communication mit ihren Angehörigen abgeschnitten, für das geringste Versehen auf das grausamste gezüchtigt und kaum halb mit den schlechtesten Nahrungsmitteln gesättigt, sondern müssen auch für ihre Eltern haften, indem sie gezüchtigt werden, wenn jene keine Geschenke senden oder gar das Schulgeld nicht zur bestimmten Zeit entrichten. Besonders ist es aber ein Wesen, das Nicholas' Erbarmen im höhern Grade erweckt. Ein Knabe, der, obgleich schon 18 oder 19 Jahre alt, und für sein Alter ziemlich groß, ein Kleid trägt, wie man es gewöhnlich nur sehr kleinen Knaben tragen läßt, und das, wenn auch abgeschmackt kurz an Armen und Füßen, doch weit genug war für seinen abgemagerten Kör-

per. Seine Füße ſtecken in einem paar ungeheuren Stiefeln, die einſt wohl für einen ſtämmigen Landmann gemacht waren, jetzt aber ſo mit Flecken und Flicken beſetzt ſind, wie ſie kein Bettler tragen würde. Wie lange er auch hier geweſen ſeyn mochte, er trug immer noch dasſelbe Weißzeug, das er mit ſich brachte, denn um ſeinen Hals hing eine zerriſſene Krauſe von einem Kinderhemde, das nur halb von einem groben Männerhalstuch verdeckt wurde. Der Menſch iſt lahm, doch verrichtet er alle Dienſte eines Knechts und einer Magd zuſammen, und deſſenungeachtet iſt er der Träger aller Ausbrüche der üblen Laune und des Zorns der beiden alten wie jungen Squeers, denn das ehrenwerthe Paar iſt mit zwei Kindern geſegnet, den würdigen Erben ihres Humors und ihres Charakters.

Höchſt intereſſant iſt die Erzählung, wie die bereits aus den Jahren jungfräulicher Blüthezeit langſam austretende Tochter des Hauſes, Miß Fanny Squeers, ſich plötzlich einbildet, Nicholas müſſe für ſie eine verzehrende Leidenſchaft gefaßt haben, weil ſie ihn einmal gebeten, ihr eine Feder zu ſchneiden, und er über ihr zimperliches Betragen unwillkürlich zum Lächeln gebracht wird. Wir müſſen darüber weggehen und zur Urſache ſeines plötzlichen Entſchluſſes kommen, Dotheboy zu verlaſſen. Ein freundliches Wort und geduldige Führung des unglücklichen Smike, jenes mißhandelten Knaben, bei ſeinem Beſtreben, etwas ſchreiben und leſen zu lernen, hatten ihm die innigſte Anhänglichkeit desſelben erworben, und als Miß Fanny zu ihrem großen Mißbehagen zur Ueberzeugung kommt, nicht von Nicholas geliebt zu ſeyn, ihr um ſo unangenehmer, da ſie einer jüngern Freundin, die vor kurzem Braut geworden war, dieſen Umſtand und ihre ſichere Ausſicht, in den heiligen Eheſtand zu treten, bekannt gemacht hatte, ehe ſie faſt Nicholas geſehen, vereinigt ſich die ganze Familie Squeers in dem einen Gefühl des tödtlichſten Haſſes gegen Nicholas; doch um ihn um ſo ſchärfer zu treffen, wird der unglückliche Smike mit ſo unſäglicher Barbarei behandelt, daß ſelbſt in dieſem eingeſchüchterten Gemüthe der Gedanke zur Flucht entſteht. Er entflieht; doch Mr. und Mrs. Squeers eilen ihm ſogleich auf verſchiedenen Wegen nach.

„Nicholas blieb zurück in einem Aufruhr von Gefühlen, denn er wußte, daß, welchen Ausgang die Flucht des Knaben nehmen möchte, die Folgen jedenfalls traurig und ſchmerzlich für ihn ſeyn müßten. Tod aus Mangel und Kälte (es war im Anfang des Jahres) war das Beſte, was man von der Auswanderung eines ſo armen und hülfloſen Geſchöpfes, allein und ohne Freunde, in einer Gegend, die er ſo wenig kannte, erwarten konnte. Die Wahl aber zwiſchen dieſem Schickſal und der Rückkehr zu dem zärtlichen Willkommen der Yorkſhire Schule, war ſchwer, und doch regte ſich unwillkürlich in ihm der Wunſch, ihn bei ſich zu haben, und ſeine aufgeregte Phantaſie erging ſich in tauſend Möglichkeiten bis am Abend des nächſten Tages, wo Squeers allein und ohne Erfolg zurückkehrte.

„Keine Nachricht vom Entſprungenen, ſagte der Schulmeiſter, der augenſcheinlich ſich oft auf ſeiner Fahrt von innen erwärmt haben mochte. Ich will mir ſchon von Jemand Troſt holen, Nickleby, wenn Mrs. Squeers ihn nicht aufſagt, das ſag' ich Euch."

„Ich kann Sie nicht tröſten, Sir, ſagte Nicholas; mich geht es nicht an."

„Nicht? rief Squeers in drohendem Tone. Wir wollen ſehen."

„Das wollen wir!" entgegnete Nicholas.

„Mein Klepper hat ſich die Füße wund gelaufen, daß ich eine Mähre miethen mußte, das macht 15 Schilling außer andern Unkoſten, ſagte Squeers. Wer ſoll das bezahlen, wiſſen Sie das?"

Nicholas zuckte ſeine Achſeln und ſchwieg.

„Ich will es ſchon kriegen, das ſage ich Ihnen, ſagte Squeers, und ſeine gewöhnliche rohe Schlauheit änderte ſich in offene Rohheit. Nichts mit Ihrer jämmerlichen Windmacherei, Herr Gelbſchnabel, machen Sie, daß Sie ins Neſt kommen, es iſt ſchon lange Schlafenszeit. Fort, fort!"

Nicholas biß ſich in die Lippen und ballte unwillkürlich ſeine Hände, denn ſeine Fingerſpitzen prickelten ihm, die Beleidigungen zu rächen, die um ſo ſchwerer zu tragen, da Miß Squeers und Maſter Squeers nebſt dem Dienſtmädchen aus einer Ecke ſeine Behandlung mit anſahen und unter großem Gelächter ihre Gloſſen darüber machten; doch beſchloß er feſt bei ſich, die Rechnung mit Mr. Squeers früher abzuthun, als jener es denken möchte.

Am andern Morgen wird von Mrs. Squeers der unglückliche Smike, an Händen und Füßen gebunden, herbeigebracht, und am folgenden Nachmittag ſollte im Beiſeyn ſämmtlicher Knaben das Strafgericht über ihn gehalten werden. Schon war ein Streich gefallen, und während der Getroffene ſich vor Schmerz wand und ſchrie, hob ſich der Arm zu einem neuen, als Nicholas Nickleby plötzlich von ſeinem Sitz aufſprang und „Halt!" rief, mit einer Stimme, die die Balken des Hauſes zittern machte.

„Wer ſchrie Halt?" fragte Squeers, ſich wild umdrehend.

„Ich! ſagte Nicholas, vortretend. Das darf nicht weiter gehn!"

„Darf nicht weiter gehn?" ſchrie Squeers faſt kreiſchend.

„Nein!" donnerte Nicholas.

Entſetzt und ſtaunend über die Keckheit der Zwiſchenkunft, ließ Squeers Smike ein wenig los, und ein paar Schritte zurücktretend, ſtarrte er auf Nicholas mit Blicken, die wahrhaft fürchterlich waren.

„Ich ſage, es darf nicht, ſoll nicht ſeyn! wiederholte Nicholas, keineswegs eingeſchüchtert. Ich will ihm zuvorkommen."

Squeers ſtarrte ihn immer noch an mit Augen, die ihm faſt aus dem Kopfe traten; aber das Erſtaunen hatte ihn für den Augenblick wirklich der Sprache beraubt.

„Sie haben meine ſtille Verwendung für den jammervollen Burſchen nicht beachtet, ſagte Nicholas, auf den Brief, in dem ich Sie ſeinethalb um Verzeihung bat und mich anbot, für ſein künftiges ruhiges Verweilen hier verantwortlich zu ſeyn, keine Antwort gegeben. Tadeln Sich mich dieſer öffentlichen Verwendung wegen nicht. Sie haben es dahin gebracht, nicht ich."

„Setz' dich nieder, Bettler!" kreiſchte Squeers, faſt außer ſich vor Wuth, und ergriff Smike, während er ſprach.

„Elender! entgegnete Nicholas heftig, rühr' ihn an auf

deine Gefahr! Ich will nicht dabei stehen und zusehen. Mein Blut ist warm und ich habe die Kraft von zehn solchen Männern wie du. Sieh dich vor, denn bei Gott, ich schone dich nicht, wenn du mich dazu treibst."

„Tritt zurück!" schrie Squeers, und schwang seine Waffe.

„Ich habe eine lange Reihe von Beleidigungen zu rächen, sagte Nicholas, vor Zorn erröthend; und mein Zorn ist vergrößert worden durch die feigen Grausamkeiten, die in dieser schändlichen Höhle an hülfloser Kindheit verübt werden. Sieh dich vor! Denn wenn du den Teufel in mir aufregst, so sollen die Folgen schwer auf dein eigenes Haupt fallen."

Er hatte kaum geendet, als Squeers in einem heftigen Ausbruch des Zorns und mit einem Schrei, gleich dem Geheul eines wilden Thiers, ihn anspie und mit seinem Marterwerkzeuge ihn über das Gesicht schlug, daß das Blut aus einer breiten Wunde herabströmte. Wüthend vor Schmerz und in diesem einen Augenblick alle Gefühle von Zorn, Verachtung und Rache vereinigend, sprang Nicholas auf ihn los, rang die Waffe ihm aus der Hand, ergriff ihn bei der Gurgel und schlug den Schurken, bis er um Gnade brüllte. Doch erst als er seinen Arm ermatten fühlte, warf er den Elenden nebst Mrs. Squeers und die hoffnungsvollen Kinder Squeers, die vergeblich ihn von der Mißhandlung des Vaters entfernen wollen, in eine Ecke, packt seine wenigen Kleider und sonstiges Eigenthum in einen kleinen Koffer und entfernt sich unaufgehalten aus dem Hause, um nach London sich zu begeben. Auf dem Wege trifft er Smike, der ihn auf seiner mühevollen Wanderschaft begleitet.

(Schluß folgt.)

Die Wespen.

(Schluß.)

Der französische Charakter.

„Viele Leute täuschen sich oder stellen sich an, als täuschten sie sich über den französischen Geist; sie glauben die Franzosen unabhängig, Feinde jedes Jochs, jeder Autorität; sie tauschen sich aufs gröbste. Der Franzose ist eitel und großsprecherisch; er neckt gern die Autorität und trotzt ihr, ohne sie umstürzen zu wollen. Wen Teufels sollte er denn dann necken? Er macht gern Emeuten, und ist sehr erstaunt, wenn er in dem Durcheinander, ohne daran zu denken, eine Revolution gemacht hat zu Nutz einiger Ehrgeiziger. Ein Theil der so berühmten Liebe der Franzosen für ihre Könige rührt von dem Vergnügen her, das sie jederzeit daran fanden, Lieder gegen sie zu dichten; das erklärt die Gunst, die jeder findet, der mit der Polizei in Streit kommt. Die großen Bürger, die aufgeklärten Manner theilen dieß Gefühl, erhitzen, steigern es und machen manchmal am Ende etwas äußerst Abgeschmacktes daraus. Es leistet der Popularität eines Menschen trefflichen Vorschub, wenn er einmal auf den Bänken der Zuchtpolizei gesessen ist. Man nennt dieß Verfolgung oder Märtyrerthum, je nach den Artikeln des Strafgesetzbuches, welche den Fall vorgesehen und ihn anders benennen. Neulich verletzte ein Cabrioletkutscher die Polizeiverordnungen; Polizeiagenten setzten ein Protokoll auf. Dieß hieß wahrhaftig die Freiheit des Bürgers Kutscher beeinträchtigen, dem es beliebte, die Polizeiordnung zu verletzen. Aber man muß auch gestehen, daß die Freiheit des Bürgers Kutschers die Freiheit der zu Fuß gehenden Bürger beeinträchtigen konnte, welche nicht gern überfahren seyn wollten. Der Kutscher schlug die Stadtsergeanten und verwundete einen schwer. Ein Proceß war die Folge. Der Kutscher wurde in die Kosten verurtheilt, welche sein Pferd und Cabriolet verschlangen. M. Laffitte trat ins Mittel und schenkte besagtem Kutscher ein anderes Pferd und Cabriolet."

Literatur.

„Man liest nichts in Frankreich; dafür aber schreibt alle Welt. Die Literatur bietet in diesem Augenblick ein wenig den traurigen Anblick eines Theaters ohne Zuschauer dar. Diejenigen, welche weder Romane noch Theaterstücke schreiben, finden doch auch Mittel zu schreiben unter dem Vorwand, die Werke Andrer zu beurtheilen. Es gibt Reputationen auf die Langeweile gegründet, Schriftsteller, die man lieber bewundert als liest. Die Alten hatten alle Dinge vergöttert, vor denen sie sich fürchteten: das Fieber, den Tod, die Pest. Die Modernen haben die Langeweile vergöttert, eine tausendmal mächtigere Gottheit als Fieber, Pest und Tod. Man versöhnt sie mit Opfern und verbrennt ihr Weihrauch. Aus den langweiligen Sachen bildet sich, was man die ernste, die große Literatur nennt, die man nicht liest. Die Leute, die Bibliotheken haben, kaufen zuerst alle Bücher der großen Literatur und lassen sie so kostbar einbinden, daß man sie nicht liest, aus Furcht sie zu verderben; prachtige Gräber, aus denen die Todten nie auferstehen. Dann schließen sie die Bibliothek und verbergen die Schlüssel, aus Furcht ohne Zweifel, es möchten dort Geister umgehen. Dann abonniren sie sich bei einem Lesecabinet, und lesen die Armseligkeiten, die sie weinen, lachen oder tief nachsinnen und träumen machen. In der Regel liest man nur Romane, und gesteht nicht, daß man welche liest. Die ernsthaften Leute sagen von einem Schriftsteller! es ist Schade, daß er nur Romane schreibt. O ernsthafte Leute! meine guten Freunde, ihr seyd sehr spaßhaft!

Nur Romane! Verzeihung, ihr ernsthaften Leute; was bleibt denn im Kopf und im Herzen der Menschen von den Meisterwerken des menschlichen Geistes? Was sind denn die Ilias und die Odyssee, die Aeneis, Gil-Blas, Don Quixote, Clarissa, die neue Heloise, Werther, Quentin Durward und Ivanhoe? Was soll man denn lesen? Die bürgerliche Köchin? Die Dictionnaires? Die Geschichte vielleicht? Ach, ihr glaubt an die Geschichte, ihr wackern Leute? Die Geschichte ist die Erzählung von Begebenheiten, wenn sie nicht ein Mährchen ist; der Roman ist die ewige Geschichte des menschlichen Herzens. Die Geschichte spricht euch von Andern, der Roman von euch selbst. — Nur Romane! Kennt ihr den Einfluß der Romane? wißt ihr, wie viel Köpfe Rousseau's Heloise verrückt hat? Wie viel Selbstmorde Goethe's Werther veranlaßt hat? Und heutiges Tags — eine Frau, die ihre St. Simonistischen Träumereien in einen

glänzenden und prächtigen Styl kleidet — wißt ihr, welche Unordnungen sie in der Welt gestiftet? Ein Präsident des königlichen Gerichtshofs hat mir gesagt: seit dem St. Simonismus und Madame Sand haben sich die Scheidungsgesuche, die sonst nur ein seltner Skandal waren, um mehr als ein Drittel vermehrt, und erregen nicht mehr Erstaunen im Saal des Gerichtshofs als eine Verletzung der Ordonnanzen für das Straßenkehren."

Die Frauen.

„Es ist in diesem Augenblick viel Skandal in der Comedie-Française; die Frauen nehmen definitiv Besitz davon. Madame Ancelot läßt von Zeit zu Zeit darauf ein Drama spielen von Mademoiselle Mars. Mademoiselle Soumet hat eine römische Tragödie dort angebracht; Madame Sand ein Drama, der Haß in der Liebe, das sie von einem jungen, lockigen Advocaten hat vorlesen lassen. Zuletzt ist Madame de Girardin gekommen mit der Journalistenschule. — Parenthese. Es gibt Frauen, welche Freiheit und Gleichheit der Rechte mit den Mannern forbern. Sie sind wie der Held Corneille's:

Am Gipfel angelangt drängt's ihn hinabzusteigen.

Die Frauen haben bisher in Frankreich Alles gethan und die Männer sind nur ihre verantwortlichen Herausgeber gewesen. Wenn man die Geschichte der eigentlichen Könige von Frankreich schriebe, würden Agnes Sorel, Madame Maintenon, Madame de Pompadour u. s. w. darin auftreten, mit der Krone der erlauchten Liebhaber in den Haaren, welche Könige waren unter der Herrschaft dieser Damen. Es gibt in Frankreich nicht etwas Großes, Böses oder Gutes, in der Politik, der Literatur, der Kunst, wozu nicht die Inspiration von einer Frau ausgegangen wäre. Ist es nicht schöner, zu Versen begeistern, als selbst machen? Ich meine die Gottheiten aus ihren Nischen herabsteigen zu sehen, um ihren Verehrern das Rauchfaß zu entreißen. Im jetzigen Augenblick ergreifen die Frauen Alles, bemächtigen sich Alles. Umsonst protestiren die Männer; sie sind genöthigt, um noch Einen Unterschied zu behaupten, und sich vor den Frauen auszuzeichnen, den Bart wachsen zu lassen. — Die Komödie von Madame de Girardin ist einstimmig mit Beifallruf aufgenommen worden, in Folge wovon entschieden wurde, daß man sie nicht aufführe. So ist hier eine andre Komödie gespielt worden außerhalb des Theaters, wo man, leider! keine spielt! — Die Götter verlassen uns, hat ein Alter gesagt. Ich sage etwas noch Betrübteres: die Frauen verlassen uns. Gab es je eine schöne und edle Bestimmung, so war es die der Frauen, wie sie so lange in Frankreich galt. Königinnen durch Schönheit und Liebe hatte man sie auf ein so erhabenes Fußgestell gehoben, daß die weniger Göttlichen unter ihnen nicht wagten herabzusteigen, aus Furcht den Hals zu brechen. Eine große, eine erhabene Fiction hatte festgestellt, daß die Liebe einer Frau zu erringen sey nur durch Kundgebung alles dessen, was die menschliche Natur Edles und Heroisches hat. Die Männer hatten die Frauen so groß gemacht, daß man groß werden mußte, um sie zu erreichen. Die kleinen Männer und die Schwachköpfe, die gemeinen und niedrigen Naturen haben das Alles geändert. Der Geschmack an leichten Vergnügungen mußte herrschend werden in einer Epoche, wo ein unersättlicher Haß gegen alles Große und Schöne waltet. Männer aus den besten Familien, Männer, ganz gemacht für die Welt, haben sich mit fortreißen lassen. Sonst hatten sie wohl Tänzerinnen, jetzt haben die Tänzerinnen sie. Sie haben zu den Füßen dieser unreinen Gottheiten einen Weihrauch verbrannt, an den sie nicht gewohnt waren. Die Journalisten haben die Decenz und den Adel, die Tugenden und den guten Ton von Springerinnen gepriesen, die sich dreimal wöchentlich dem Publicum nackt zeigen, und die sonst keine Reize haben können, als daß sie weder guten Ton, noch Tugenden, noch Decenz besitzen."

Volksnarren.

„Diejenigen, die das Volk für souverain erklärt, haben seine neue Majestät mit allen Attributen des zertrümmerten Königthums umringt. Besonders haben sie Sorge getragen, ein wichtiges, seit langer Zeit in Abgang gekommenes Hofamt wieder herzustellen; sie haben sich Tridoulets und Angelis erinnert; und damit das souveraine Volk seine Vorgänger, die Könige, um nichts zu beneiden habe, sind sie selbst die Hofnarren des Volks geworden. M. de Cormenin hatte sich bisher durch den Styl, den Verstand und Geist seiner Werke ausgezeichnet. Es scheint, man habe von ihm verlangt, er solle, nebst seinem Titel als Vicomte, auch den Styl, den Verstand und Geist, die er besessen, auf dem Altar des Vaterlands opfern. Es braucht nur einige Glöcklein auf die Freiheitsmütze, um daraus die Narrenkappe zu machen."

Literatur des Schlosses und der Minister.

Die Literatur des Schlosses besteht aus den Herren Casimir Delavigne, Cuvillier-Fleury, de Latour und A. Pepin. Ich übergehe einen Mann von Geist, einen correcten Schriftsteller, der sich in nichts zu mischen oder nicht gehört zu werden scheint. Die Literatur der Minister besteht aus den Herren de Wailly, Carné, Bertin, Mevil, Bauboin, Perrot. Betrachtet man diese Wahlen, so scheint es, der Hof und die Minister haben um sich Schriftsteller nur so, wie die Spartaner Sklaven hatten, die sie sich berauschen ließen, um ihren Söhnen die Häßlichkeit der Unmäßigkeit vor Augen zu führen. M. Cuvillier-Fleury verfaßt von Zeit zu Zeit für das Journal des Débats einen teigigen Artikel, der von Seiten der Opposition der Gewalt viele Plackereien zuzieht; dann schreibt er an diese Journale, was er gesagt, sey nicht Ansicht des Schlosses und er sey unabhängig. Beauftragt, im Journal des Débats die Parentation der Prinzessin Marie, dieser schönen, so früh gewelkten Blume, zu schreiben, konnte er nicht vergessen, daß er oft den milden und geistvollen Neckereien der Prinzessin zur Zielscheibe gedient hatte, und ließ in seinen übrigens ohne Talent und Gefühl geschriebenen Artikel einen Tadel über ihren Hang zum Spott einfließen. Was M. de Latour betrifft, so mißbraucht er seine kleine Stellung nur um verschiednen Sammlungen literarische Artikel von seinem Gewächs aufzudrängen. M. Alphonse Pepin ist ein armer Teufel, der den Mangel an Talent und Fähigkeit durch Ergebenheit ersetzt. Er hat den Namen hergegeben zu einer

Rechtfertigung der Regierung Louis-Philipps, wovon er nicht ein Wort geschrieben hat. Das Manuscript kommt ihm aus siebenter oder achter Hand, ohne daß er dessen Ursprung kennt. Man sagt, man wolle M. A. Pepin zum Deputirten machen. Ich bin fest entschlossen, mich von ihm in der Kammer nicht vertreten zu lassen. Wie M. Fleury nennt sich auch M. Casimir Delavigne unabhängig. Aber er geht weiter; und um die Vortheile der Popularität mit denen der Gunst zu verbinden, schreibt er bald eine legitimistische Tragödie (die Kinder Eduards), bald eine republicanische (la Popularité), und in diesem Augenblick hat er seine Stimme dem M. Berryer für die Akademie versprochen. — Die Bertin haben in ihrem Leben nie eine Zeile geschrieben, aber ihr Journal ist eine Macht. M. Cavé, von den Einen der geistreiche Verfasser der Abende von Neuilly, von den Andern der wenig geistreiche Verfasser der Abende von Neuilly genannt, ist von M. Thiers abhängig. M. Mevil schreibt gar nicht. M. Perrot ist Censor und vertrauter Freund von M. Jauvier. M. Baudoin hat keine andere literarische Rechtsansprüche, als daß er in einem Keller tricolore Fahnen wieder gefunden, die er muthig daselbst versteckt hatte.

Der republicanische Setzer.

Die Buchdrucker an den Journalen gehören in der Regel zur republicanischen Partei. Ein junger Setzer, den seine Cameraden Himmelblau nannten, weil er rothe Haare hat, hatte immer an Oppositionsjournalen gearbeitet. Zufällig fand er einmal keine Stelle in den Druckereien seiner Partei. Man wollte ihn zu einem ministeriellen Journal verführen; er wolle lieber warten, erklärte er. Er verkaufte seine Uhr und wartete. Ein Monat verging und er fand keine Arbeit. Er beugte sich ein wenig unter die Nothwendigkeit, und erklärte sich bereit, an einem Journal der dynastischen Opposition zu arbeiten. Diese Concession führte zu keinen Resultaten; er versetzte seine Kleider und wartete mit festem Sinn zu, und lebte lieber von Brod und Käse als er mit seinem Talent eine Regierung unterstützte, die er verabscheut, treu ergeben dem Glauben der Journale, daran er sein Leben lang gedruckt hatte. Eines Morgens erhielt er einen Brief von seiner alten Mutter, die krank war und ihn um etwas Geld bat. Er hatte nichts mehr zu verkaufen oder zu versetzen. Da ließ er sich anwerben unter die Setzer des Moniteur Parisien, erhielt einiges Geld als Vorschuß und schickte es seiner Mutter. Von dem Tag an wurde er schweigsam und trübsinnig, vermied seine Freunde, zeigte sich nirgends. Er war überwunden und gedemüthigt, und nur der Gedanke an seine Mutter tröstete ihn ein wenig. Eines Tags aber erwachte Himmelblau mit einer Idee und zugleich mit seiner ganzen alten Heiterkeit. Er trat singend in die Druckerei, plauderte, war unterhaltend und geistreich, kurz wieder ganz der Alte. Aber von diesem Tag an schlichen sich seltsame Dinge in das Journal ein; Druckfehler, die einen mehr als sonderbaren Sinn gaben; Worte, am Ende der Zeile so abgebrochen, daß sie einen für die Regierung beleidigenden Sinn gaben, erregten das Mißvergnügen der einen Leser, die Heiterkeit Anderer, das Erstaunen Aller."

Rothwälsch der Journale.

Aus Veranlassung der Eröffnung der Kammern haben die Journale ihr Rothwälsch um einige weitere Worte vermehrt. Die Gelehrten, die starken Geister in der Politik, haben eine, für den gemeinen Mann unverständliche, heilige Sprache geschaffen; sie bezeichnen die Ministerien und die von ihnen vertretnen Ansichten mit Monatszahlen, die Attentate und Emeuten mit andern Monatszahlen. Es ist für die unglücklichen Journalleser nichts so leicht, als diese Monatszahlen zu vergessen. Die mit dem glücklichsten Gedächtniß begnügen sich, sie zu verwechseln und nehmen ein Attentat für ein Ministerium und umgekehrt, den 6 September, der die Politik der Doctrinäre bezeichnet, für den 6 Junius, den Jahrstag einer Emeute. Das jetzige Ministerium, das mit einer Emeute das Datum des 12 Mai theilt, ist namentlich seltsamen Mißverständnissen ausgesetzt. Hier ein paar solche Satze: „Wenn der 12 Mai, der den 6 Junius herbeigeführt, sich erinnert hätte, daß auf den 11 August der 2 November folgte; wenn die Doctrinen des 13 März und 10 Octobers ihm nicht die Augen geschlossen hätten über die Nothwendigkeit eines Umschwungs in der Art, wie der 27 October auf den 4 Februar folgte, hätte er nicht so rasch mit dem 6 September und 22 Februar gebrochen."

Drei Gewalten.

„Es gibt drei Mächte, welche in Frankreich die Realisirung der drei constitutionellen Gewalten; des erblichen Königthums, der aristokratischen Kammer und der Deputirtenkammer unmöglich machen. Diese drei, wie ich fürchte dem Nationalcharakter anhaftenden Mächte sind: die Unbeständigkeit, die Eitelkeit und die Unwissenheit." — —

Heißt das nicht Selbsterkenntniß und Selbstverläugnung an einem Franzosen?

Violette.

(Schluß.)

Hier schließen wir die Proben, obgleich sich noch manches anziehende Fragment mittheilen ließe, namentlich solche Abschnitte, in welchen der Charakter des alten Barons und Clement Marots genauer geschildert ist. Am glücklichsten vielleicht ist der Charakter des Pagen durchgeführt, eines sich dem Jüngling nähernden Knaben, in welchem kindischer Muthwillen, französischer Leichtsinn und ritterliches Trachten recht gut verschmolzen sind. Bei dem Charakter des Barons d'Aigues Vives fänden wir es angemessener, wenn er nicht so ironisch behandelt würde, wie dieß geschieht. Es ist ein Mann, der nach seiner, wenn auch eingeschränkten, Ueberzeugung gewissenhaft handelt, und scheint uns in seiner im Grund unverschuldeten Engherzigkeit eher tragisch als komisch. Dem Dichter Clement Marot ist von der Verfasserin sehr geschmeichelt, denn er war nicht der idealisch schwärmende Enthusiast, den sie aus ihm macht, und auch

in Margueriten, der geliebten Königin von Navarra, der ihr Volk zurief: „Es lebe die Königin! die Henne ist mehr werth als der Hahn!“ erkennt man die Verfasserin so lustiger und überaus naiver Geschichten im Geschmack Boccaccio's nicht ganz wieder. Ob das Costume der Zeit, im weitern Sinne, richtig wiedergegeben ist, getrauen wir uns nicht zu entscheiden; manche Züge aber aus dem Hofleben, wo auch der Hofnarr Triboulet aufgeführt wird, erscheinen uns glücklich getroffen. Zum Schluß übersetzen wir ein einfaches aber schönes Lied, welches die halb wahnsinnige Angela singt:

Zu büßen in der Fremde
Mein Lieben, will ich gehn
Morgen im häe'nen Hemde,
Fern zu Galiciens Höhn.

Du Dien'rin, der ich traue,
Den Mantel gürte mir!
Die Rache stellt, die graue,
Des Grabes Asche für.

Mein wallend Haar, du lebe
Wohl! du beschwerst mich nur!
Die eiteln Gaben gebe
Zurück ich der Natur.

Wenn fort die Freuden schweben:
Dem Herzen Reue droht;
Einsam in meinem Leben
Bin ich betrübt zum Tod!

Meine Schutzheil'ge winkt mir;
Das Leid gönnt mir nicht Rast;
In ihrer Nähe sinkt mir
Ganz ab des Lebens Last.

Wohl werd' mit nacktem Fuß ich
Schwere rauhe Wege gehn;
Und auf dem Wege muß ich
Das Haus von Arthur sehn.

Am Fenster wird er stehen,
Wird sagen wohl: sie friert!
Ob ihn, für sie zu flehen,
Der Fremden Noth wohl rühret?

Nicht meiner Wallfahrt fehle,
Gott, deiner Gnade Schild!
O trenn' von meiner Seele
Durch ein Gewölk sein Bild!

Die Schmiede auf Helgoland.

Dänische Ballade.

Es steht eine Schmiede auf Helgoland
Gar einsam auf dem weißen Strand,
Schmied Thornod schwingt mit Emsigkeit
Den schweren Hammer zur Mitternachtszeit,
Die Funken fliegen in flammender Halle!
Die Schläg' erdröhnen mit mächtigem Schalle.

Wie jetzt er bei dem Amboß steht,
Ein seltsamer Lärm in das Ohr ihm weht,
Wie zweier gewaltiger Rosse Trab!
Doch kommt von dem Meere her das Geklapp,
Er eilt zur Thür' und sieht mit Grauen,
Denn gräulich ist das Gesicht zu schauen.

Es ist wie Wolke von Blitz und von Nacht,
Die schwebt auf des Wassers grauem Schacht,
Und näher zum Lande kommt's heran,
Es ist, so scheint's ihm, ein Roß und ein Mann,
Ein flammendes Schwert sieht den Mann er schwingen,
Und das Roß auf vier Paar Füßen springen.

Das Meer scheint felshart unter dem Ritt,
Es knistert und funkt, wo das Roß hintritt;
Je näher das Ungethüm nun schoß,
So deutlicher wird auch Reiter und Roß.
Sie kommen zur Schmiede, das Roß geht nicht weiter,
Und rasch aus dem Sattel schwingt sich der Reiter.

Sein einzig Aug', wie die Sonne klar,
Ein Goldhelm um sein silbern Haar,
Ein blauer Harnisch bedeckt ihn schwer,
Besetzt mit funkelnden Sternen umher.
Und auf der Schulter ein Rab' ihm sitzet,
Kohlschwarz die Flügel, das Aug' ihm blitzet.

„Auf, Schmied!“ so sagte der seltsame Gast,
„Beschlage mir meinen Rappen mit Hast,
Nimm Hammer und Zang', ein Schuh ist ab,
Es ist schon spät und die Zeit mir knapp,
Bevor des Morgens Strahlen sich breiten,
Muß ich noch hundert Meilen reiten!“

Der Schmied den schweren Hammer schwang,
Das Eisen klirrte, der Amboß klang,
Das wählige Roß wird beschlagen mit Hast,
In den Sattel schwang sich wieder der Gast.
Doch nächsten Tags, o weh dem Leide!
Sie schlugen die Schlacht auf Bravallaheide.

Fr. Schaldemose. (K. L. Kannegießer.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 23.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

26 Februar 1840.

An das Vaterland.

Von Thomas Campbell.

Britten, deren Recht zu fühlen
Einst gekämpft der Väter Heer,
Deren ungebeugten Seelen
Zeugniß sprechen Land und Meer,

Durch die Vesten, die ihr sengtet,
Durch den Feind, vor euch erlahmt,
Durch die Flotten, die ihr sprengtet,
Durch die Throne, die ihr nahmt:

Wißt, um Englands Schläfen windet
Ihr nur einen düstern Kranz,
Wenn das Herz der Väter schwindet
In dem Sohn des Vaterlands.

Was gewinnt der Ruhm des Braven,
Wo kein Muth des Bürgers glüht?
Was sind werth im Land des Sklaven
Tempel, Ehrenmal und Lied?

Eitler Tand! — man mög' uns ehren
Um des Weltenvolkes Recht!
Heldensinn laßt uns bewähren
Für die Freiheit im Gefecht!

Denkt an Hampdens, Sidney's Degen,
Denket ihres heil'gen Schwurs;
Ihre Märtyrthume wägen
Mehr als hundert Azincourts.

Stolz der Tyrannei Gelüsten
Zeigten sie ihr feel Panier?
Ueber Schlacht und Blutgerüsten
Hoffnungskühn: — so wollen's wir!

Fr. Notter.

Verhältniß der neuern französischen Poesie zum öffentlichen Geist und Leben der Nation.

(Fortsetzung.)

Bei keinem der Zeitgenossen aber tritt die Forderung einer besseren Zukunft, und der Glaube an ein Anderswerden in bestimmterer Gestalt, und mit größerer Sicherheit auf, als bei Beranger. Bei andern Dichtern mischt sich in das Verlangen und die Hoffnung einer größern Summe irdischen Glückes für die Menschheit die Wehmuth über das Absterben der alten Welt und den, wie wir glauben, nur vermeintlichen Zerfall jenes großen Denkmals, das vor achtzehn Jahrhunderten nicht aus Erz und Marmor, sondern aus geistigem Baustoff, wenn sich so reden läßt, für die Ewigkeit errichtet war; Beranger aber, der sonst gern jedem Grabe eine Blume weiht, hat dafür keinen Hauch des Mitleids. Darum gibt er noch die Vorzeit nicht mit vorschnellem Hochmuthe für eine Aera der Finsterniß und Wildheit aus, er weiß zu gut, daß, wenn die Unwissenheit den Barbaren machte, den meisten Franzosen kein viel schmeichelhafterer Name gebühren würde, und der Lobredner der Revolution kann es gleichfalls nicht gerathen finden, das Mittelalter der Menschenfresserei zu bezüchtigen. Seine Feinde stehen ihm näher. Die Welt des Ehmals läßt er in Ruhe, aber denen, die sie zurückführen wollen, macht er einen unerbittlichen Krieg. Die Jesuiten und Emigranten, die Leute des Hofs und der Polizei, das ist sein Wild. Gegen dieß Geschlecht ist seine Satyre scharf und tief, hier kitzelt sein Spott nicht nur, hier brennt er. So vortrefflich nun der berühmte Chansonnier auf diesem Felde in seiner Art ist, so läßt sich doch in dem sarkastischen Kampfe gegen Gewalt und Priesterthum am besten sehen, wie weit Beranger, obgleich der erhabenste Dichter seiner Gattung, von den wahrhaft erhabenen, wahrhaft großen Geistern absteht, die als ruhige Richter der Ereignisse, über Alles, was sie besprechen, sich erheben und so den Namen der Erhabenen in des Wortes strengster Bedeutung verdienen. So ist Homer, so Shakspeare, so Goethe, so Dante, der, wohl ergriffen von den

Leidenschaften seiner Zeit und in den Strudel der Parteien gezogen, doch von einem höheren Grundsatze geleitet, jene großartige Unparteilichkeit bewahrt, die seinen Aussprüchen einen Charakter göttlichen Ansehens gibt. Beranger steht nur durch seine Kunst, durch Umfang der Anschauungen kaum sehr hoch, durch Tiefe der Einsicht aber gar nicht über dem Volke, dessen Sänger er ist.

Am schönsten spricht sich dieses Volksgefühl in des Dichters oft schmerzlichem Rückblick auf den kriegerischen Ruhm des Vaterlandes und in dem poetischen Cultus für den Kaiser aus. Der Kaiser ist für das Volk der allmächtige Zauber, der Alles in Frankreich geschaffen und gestaltet hat, der die Paläste von Paris erbaut, und die Gesetze des Landes allein gegeben, er ist der alleinige Sieger, und für Manche der alleinige Gott. Es gibt keinen Ludwig XI, der die Einheit der Nation, keinen Ludwig XIV mehr, der ihre Größe, keine Revolution mehr, die ihre Freiheit begründet, es gibt für das Volk nur einen Kaiser. Alle, die eine Leyer tragen, die Höchsten und Geringsten, sehen sich gedrungen, den Kaiser zu besingen, wie man den Frühling und die Liebe besingt; Lamartine widmete ihm seine tiefsten Betrachtungen, Hugo seine prächtigsten Strophen; aber keiner feierte ihn mit so viel Liebe und Gemüth, als Beranger, keiner sprach von „der Zeit des großen Schwerts," mit einem solchen Ausdruck von Muth und Ehre, keiner hat den Heldensinn des Volks besser aufgefaßt und vortrefflicher wiedergegeben. Gott, ruft Berangers ergrauter Veteran seinen Enkeln in der Wiege, wie eine spartanische Mutter zu,

Gott geb' euch Kindern einen schönen Tod.

Benjamin Constant glaubt durch die Bezeichnung „Oden" diese Lieder zu ehren; — laßt ihnen den volksthümlichen Namen Chanson — durch ihre Seele mögen sie der höchsten Ode würdig seyn, durch Ton und Form werden sie immer die einfachen französischen Chansons bleiben.

Dem Volk gehören alle Gedanken und Gefühle Berangers, ihm nur seine Wendungen; was das Volk ihm gibt, das nimmt er, Haß und Liebe, Vorurtheile und Weisheit, denn, wie gesagt, nur durch sein Talent ist er etwas anderes, als das Volk, durch seinen Geist ist er eins mit ihm. Und dabei ist es nur der Plebejer von Paris, der ihm seine Ideen und Empfindungen leiht; manch heimischer Gebrauch, manch örtlich fromme Sitte der Provinz muß ihm entgehen; da aber Paris, als Sammelplatz von ganz Frankreich, auch eine Musterkarte der Gewohnheiten und Vorstellungen des ganzen Landes darbietet, so muß Beranger natürlich vieles haben, was das gemeinsame Eigenthum beider ist. In Paris fand er die argwöhnische Feindschaft gegen die Kirche, und den Haß gegen Bourbonen, und im Dienst dieser Leidenschaften schreibt er fünfzehn Jahre lang als unermüdlicher Soldat. Nach den Juliustagen legte sich allmählich der Zorn gegen die Priester, und sogleich hört seine Narrenpfeife auf, sich in Orgelton und Chorgesang zu mischen. Die Sprache des Exils mäßigt bis zum Schweigen beinahe den Abscheu gegen eine Dynastie, die ihr Hauptverbrechen, durch fremden Einfall zu bestehen, so hart gebüßt, und Beranger, wie das Volk sein Juliusfest begehend, erlaubt sich nur im Vorbeigehen, und durch die Folge der Gedanken nothwendig darauf geführt, zwei strenge Worte gegen das verdammte Königshaus. So zieht er nicht, wie Arion die bezauberten Delphine, durch die magnetische Kraft seiner Töne, die Menge, wohin es ihm gefällt, mit sich, er ist ein wenig, wie der Leyermann und der Geiger, der dem Volke nachgeht, und auf dem Tanzplatz ihm zu Walzer und Galopp aufspielt, und wenn den Leuten nach einem lustigen Berglied oder einer klagenden Ballade gelüstet, zu dem einen wie dem andern sich bereit findet, die Tafel unterhält, und die Messe begleitet, und wenn der Gedanke der Empörung in die Köpfe steigt, die Laune des Aufruhrs der Gemüther sich bemächtigt, sein Instrument zu Ermunterung des Sturmlaufs hergibt — so auch ist Beranger.

Auch hält ihn das Volk selbst so sehr für seinen Hofsänger, es hat sich so ganz daran gewöhnt, all die Grillen und Anfälle die es hat und haben könnte, von seinem Dichter gefeiert zu sehen, daß er nach seiner argwöhnischen Weise Verkauf und Abfall witterte, als, bei der sinkenden Sympathie für Louis Philipp, Beranger, vielleicht früherer Verbindungen eingedenk, den Kampf gegen die ältere Linie der Bourbonen nicht auch gegen die jüngere fortsetzen wollte. Wenn er nun gleich in seiner letzten Sammlung mehr allgemeine Stoffe behandelt, so findet doch seine innerste Gesinnung, das Gefühl getäuschter Hoffnung, und das feste Vertrauen auf einen späteren Ausbau des begonnenen Tempels mehr als einmal sich darzuthun Gelegenheit. Allerdings verschleiert er etwas seine Meinungen, allein, um die Züge derselben erkennen zu lassen, ist die Gaze durchsichtig genug Er nennt sich nicht schlechtweg einen Republicaner, aber er neckt die Belgier mit ihrem König auf eine Art, daß jedes Kind eine anderweitige Anwendung daraus ziehen kann; die Verse, mit denen er seinen Freund und Collegen Emile Debreaux zum Grabe geleitet, verrathen deutlich sein geringes Wohlwollen für Thron und Krone, und sich erinnernd, daß einst der erste Souverain der royalistischen Dichtkunst mit beredtem Schmerze ausgerufen hatte, man hätte Königinnen weinen sehen wie gemeine Frauen, und habe sich über die Menge der Thränen verwundert, welche das Auge der Könige enthalten könne, sagt er als späte Antwort etwas empfindsam, doch in sinniger Wendung:

Die Thränen, welche Könige vergossen,
Die zählte man,
Dem Aug' des Volkes sind so viel entflossen,
Daß man's nicht kann.

Noch lauter als in den meisten Gedichten der Sammlung selbst dringt der bittere Ton der Enttäuschung, der höhnische Unmuth über die Nichtigkeit des Wechsels in der Vorrede und den Anmerkungen durch, nur in einem Liede an seine Chanson, an sein Liedchen, wie er sie heißt, gerichtet, geht er, was noch zu züchtigen übrig bliebe, genau und in geordnetem Gange durch, bietet aber die Geißel jüngeren, kräftigeren Händen an. Diese

Hände mangeln nicht. Jeder Verskundige, der keine höheren Anlagen besitzt, glaubt, er könne die Hiebe politischer Entrüstung führen; der Knabe, der kaum dem Colleg entronnen, den Weg der richtigen Mitte für seine Plane zu enge findet, hält sich zum Scharfrichter oder Hofmeister des Justemilieu berufen, und zu keiner Zeit war Noth an Leuten, die auf das Steckenpferd in der Mode, und das große Ereigniß von gestern, heute oder morgen eine gereimte Reclame zu verfertigen wußten. Man macht für ein politisches Festmahl einige Strophen, ganz wie für eine Hochzeit, mit dem Unterschiede nur, daß man die einen auf Seide oder den feinsten Velin, die andern auf das Löschpapier eines Journals druckt, mit der Aehnlichkeit dagegen, daß die einen so schnell als die anderen vergessen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Leben und Abenteuer von Nicholas Nickleby.

(Schluß.)

Wir sind etwas länger bei diesem Theile der Erzahlung verweilt, als wir sollten, und werden vielleicht später noch einmal darauf zurückkommen, denn mehr als irgend eine noch so weitläufige und ausgearbeitete Rede zeigen diese aus dem Leben genommenen Bilder den vernachlässigten Zustand der englischen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten. Auch hat der Verfasser selbst die Genugthuung erhalten, daß es gerade diesem Theile seiner Erzählung an Wahrheit nicht gebricht, denn mehrere Vorsteher von sogenannten Erziehungsinstituten in Yorkshire haben ihn mit Klagen wegen Verleumdung bedroht. Doch wir fahren in unserer Erzählung fort.

Die nächste Sorge des Mr. Ralph Nickleby war, seiner schönen Nichte Gelegenheit zu verschaffen, sich ihre Existenz zu sichern. Es ist ein Modewaarengeschäft, das er ihr vorschlagt, und das gern von ihr angenommen wird, unter der Bedingung, daß sie bei ihrer Mutter bleiben kann. Gern hätte der zärtliche Onkel und Schwager seine Schwägerin in eine Versorgungsanstalt außerhalb London, die von einem Armenhause wohl nicht viel verschieden gewesen wäre, gebracht; diese Bedingung der Nichte, deren Schönheit und liebenswürdiges Betragen selbst auf sein nur vom Wucher erfülltes Herz einigen Eindruck gemacht hat, diese Forderung nöthigt ihn fast wider seinen Willen, die Schwägerin in London zu behalten und ihr ein weit entlegenes Haus, das ihm zugefallen ist und jetzt leer steht, zur einstweiligen Wohnung anzuweisen.

Wir können die Charakterschilderung der Modenhändlerin, Madame Mantalini, und ihres Gemahls, den sie seiner hübschen Gestalt und besonders gut gepflegten Backen- und Schnurrbarts wegen geheirathet hat, und der sie zum Dank dafür durch seine tolle Verschwendung ruinirt, ihrer ersten Nähterin, Miß Knag, die, obgleich in der Nähe des 7ten Stufenjahres, sich immer noch für ein junges, reizendes Mädchen hält und des plötzlichen Falles der Firma Mantalini, die, um die Schulden ihres Mannes zu decken, in ihr Geschäft eben jene ewig jung bleibende Schönheit, Miß Knag, als Associé nehmen muß, nicht aufnehmen; so ergötzlich und so treu diese Schilderungen aus dem Leben genommen sind, so würden sie uns zu lange aufhalten. Die einzige merkwürdige Folge für den Hauptfaden unserer Erzählung ist, daß Miß Knag findet, daß Kate Nickleby unbrauchbar für das Geschäft sey, und sie schriftlich ersucht, sich nicht ferner zu ihr zu bemühen, weil die öffentliche Meinung sie für schön hält.

Doch ehe diese Katastrophe eintritt, hat Kate einen eigenthümlichen Beweis der freundlichen Fürsorge ihres Oheims für ihr Wohl erhalten, indem er sie vermittelst eines Diners, das er einigen jungen, vornehmen Wollüstlingen gibt, diesen bekannt macht, um sie um so tiefer in seine Schlingen zu fangen. Doch gelingt sein Plan nur halb, denn statt des jungen Lord Verisopht verfolgt das Mädchen Sir Mulberry Hawk, der Mentor des hoffnungsvollen Peers, ein Mensch, der selbst den Lord zu rupfen sucht, und dem sich natürlich Mr. Ralph Nickleby entgegen stellt, da nichts dabei zu gewinnen.

Mit diesem Mittagessen nimmt eine Reihe von qualvollen Tagen für die arme Katharina Nickleby ihren Anfang, die systematisch von Sir Mulberry verfolgt wird, der sogar die Mutter für seinen Plan zu gewinnen weiß, eine Frau, die in ihrer Armuth und Zurückgezogenheit an nichts als Größe und Herrlichkeit denkt, die ihr durch ihre Kinder kommen soll, und in ihrer Beschränktheit in jedem Manne, der ihrer Tochter nahe tritt, einen Freier ahnt und freudig begrüßt. Ohne daran zu denken, würde sie Katharinen daher ihrem Verfucher überliefert haben, hätte nicht jener Newman Noggs, der Schreiber ihres Schwagers, mit besonderer Aufmerksamkeit über sie gewacht und ihrem Bruder von der drohenden Gefahr, worin seine Schwester schwebe, Nachricht gegeben.

Nicholas nämlich war glücklich zwar nach London gekommen; doch nachdem er vergeblich versucht hatte, eine ihn anständig nahrende Beschäftigung zu finden, sah er sich genöthigt, London zu verlassen und sein Glück in der Ferne zu suchen, jedoch nicht ohne seinem Oheim für die treffliche Fürsorge zu danken, die er für ihn getragen. Mit seinem unzertrennlichen Reisegefährten Smike kommt er bis 12 Meilen vor Portsmouth, wo er sich auf ein Schiff zu vermiethen gedenkt, um so wenigstens das tägliche Bedürfniß des Lebens sich zu sichern, als er in einem Gasthof am Wege, in dem er Smike zu Liebe übernachtet, den Director des Theaters jener Stadt, Mr. Vincent Crummles, kennen lernt, der von der hungrigen Gestalt Smike's so getroffen ist, daß er, sobald er etwas von seiner bedrängten Lage hört, ihm den Vorschlag thut, in seiner Truppe die Bühne zu betreten, und als Theaterdichter Bühnenstücke des Auslandes für sein Theater zu bearbeiten. Gern nimmt Nicholas das Anerbieten an, verspricht Smike's Einwilligung, der früher schon das Bett gesucht hat, und den Mr. Crummles namentlich als Apotheker in Romeo und Julie unmöglich entbehren zu können versichert, und tritt am folgenden Morgen in seiner neuen Bestallung seine Reise nach Portsmouth an.

Welche Gesellschaft er hier traf und wie er selbst bald der Liebling des Publicums und folglich auch des Directors, aber

auch der Gegenstand des Hasses aller wurde, die sich durch ihn beeinträchtigt und gekränkt glaubten — diese trefflichen, lebensvollen Gemälde dürfen wir freilich hier nicht mittheilen, vielleicht finden wir später Muße, eins und das andere nachzuholen, denn sie sind treue Spiegelbilder, und verdienen wohl eine nähere, genauere Beachtung. Doch kaum hat er hier einige Wochen in angenehmern Verhältnissen gelebt, als ihn Newman Noggs' Brief aufruft, zum Schutz seiner Schwester herbeizueilen, und schon derselbe Abend findet ihn in London.

Eine Freundin seiner Mutter, eine Portraitmalerin, Miß La Creevy, in deren Haus sie bei ihrer ersten Ankunft in London eine Zuflucht gefunden hatten, das sie aber auf Mr. Ralph Nickleby's Drängen bald wieder verlassen mußten, Miß La Creevy, die stets mit der Familie in freundlichen Beziehungen geblieben war, hatte, von Newman befragt, wie er sich bei Nicholas Ankunft benehmen dürfte, ihm gerathen, um ihn von einem raschen Schritte abzuhalten, ihm anfangs auszuweichen, wie auch sie die Mutter ins Theater führen wolle. So geschah es, daß Nicholas Niemand traf, der ihn über den eigentlichen Stand der Dinge hätte aufklären können, und von der Angst herumgetrieben, tritt er endlich in ein Kaffeehaus, um sich einige Erfrischungen geben zu lassen, als er in einem Nebenverschlag Sir Mulberry Hawk mit seinen Genossen in nicht sehr anständigen Ausdrücken von seiner Schwester sprechen hört. Er stellt ihn deßhalb zur Rede und erhält eine schnöde Antwort; er verlangt seinen Namen zu wissen, und erhält keine Antwort, und kochend vor Grimm setzt er sich nieder, um seinen Aufbruch zu erwarten, und den in seine Wohnung zu begleiten, der so ungestraft den guten Namen seiner Schwester brandmarken zu können glaubt. Endlich fährt Sir Mulberry's Wagen vor, Nicholas folgt, jener steigt ein, er tritt auf den Tritt, das Pferd ist wild, und durch eine rasche Bewegung will der vornehme Schurke seinen Gegner herabstoßen, als Nicholas ihm den Peitschenstock in der Hand zerbricht, ihm einen fürchterlichen Schlag mit dem dicken Ende über das Gesicht gibt, daß Sir Mulberry vom Wagen stürzt und eine Strecke weit von dem wüthenden Rosse fortgeschleppt wird, Nicholas aber ohne weitere Beschädigung davon kommt.

Am folgenden Morgen holt er seine Schwester aus dem Hause der Mrs. Wititterly ab, wo sie bisher als Gesellschafterin gelebt, und seine Mutter aus dem ihr von seinem Oheim eingeräumten Hause, läßt Mr. Ralph Nickleby den Schlüssel mit einem Briefe überreichen, indem er ihm sein schändliches Betragen mit kräftigen Worten vorhält, und bringt seine beiden Schützlinge in die alte Wohnung bei Miß La Creevy zurück.

Hiermit schließt die erste Abtheilung dieses Charaktergemäldes und, wir möchten fast sagen, der interessantere Theil der Erzählung, weil er die naturgetreueren Schilderungen Londoner Lebens enthält. Die folgende Reihe von Bilder muß schon dadurch an jenem Interesse verlieren, da sie zu einem bestimmten Zwecke dienen soll, dem, den Roman abzurunden; und weil die in den frühern Bildern aufgeregten Leidenschaften nothwendig ihre Säuftigung und Beruhigung verlangen, so entsteht nun in der zweiten Reihe eine Folge von Racheplanen des Ralph Nickleby gegen seinen Neffen, die freilich alle an der freundlichen Fürsorge des Autors, seinen Schützling zu einem glücklichen Ende zu bringen, scheitern, aber auch mehr oder weniger den Stempel des gewöhnlichen Romanlebens an sich tragen. Wir sind weit davon entfernt, mit diesem Tadel der später erschienenen Fortsetzung das geringere Interesse an sich derselben auszusprechen, im Gegentheil mancher Romanschriftsteller würde sich mit ihr einen glänzenden Namen damit erwerben, aber von dem Verfasser der Pickwickier meinen wir mehr Natur fordern zu dürfen, als hier gegeben ist.

Der Inhalt ist kurz folgender:

Nicholas findet, während er rathlos in den Straßen Londons herumgeht, was er jetzt ergreifen soll, um sich und Mutter und Schwester zu ernähren, einen Kaufmann, Mr. Charles Cheerydle, der selbst arm und hülflos gewesen, es weiß, wie einem Verlassenen zu Muthe ist, und dem jungen Manne Beschäftigung in seiner Handlung gibt (die Schilderung der beiden Brüder Cheeryble und ihres alten Schreibers Timothy Linkinwater ist trefflich, und der Verfasser versichert, es sey keine romantische Erfindung). Hiedurch ist dem tödtlichen Hasse, mit dem sein Oheim ihn verfolgt, eine Schranke gezogen. Zwar sucht derselbe anfangs Sir Mulberry zu seinem Werkzeuge zu machen, doch diesem stellt sich Lord Verisopht entgegen, welchen Sir Mulberry in einem daraus erfolgenden Duelle erschießt und England verlassen muß — er stirbt später im Schuldgefängniß. Der Wucherer besticht darauf Mr. Squeers, und verfertigt falsche Briefe, um einen angeblichen Vater für Smike aufzustellen. Auch dieß hat keine Folge, denn Squeers fällt der Gerechtigkeit in die Hände und wird zur Deportation verurtheilt, und als endlich Ralph erfährt, daß Smike, dessen Leben er fortdauernd verbittert und vergiftet, bis er einer auszehrenden Krankheit erliegt, sein eigner Sohn ist, dessen Tod ihm früher vorgespiegelt worden, und ein Anschlag, ein Mädchen, das Nicholas liebt, an einen alten Geizhals zu verkuppeln, durch den plötzlichen Tod ihres Vaters vereitelt wird, auch Geldverluste von allen Seiten auf ihn einstürmen, hängt er sich selbst in einem Dachstübchen seines Hauses auf, und das Vermögen, das er mit so viel Verbrechen zusammengescharrt hat, fällt dem Fiskus anheim, da seine Angehörigen sich weigern, die fluchbeladene Erbschaft anzutreten. Nicholas wird reich und Associé der Gebrüder Cheeryble, deren Neffe seine Schwester heirathet, strenge Gerechtigkeit gegen alle Personen geübt nach ihren Verdiensten (komisch ist die Vergeltung, welche die Schulbuben in Dotheboys-Hall gegen Mrs. Squeers und ihren hoffnungsvollen Sohn verüben), und die Erzählung endigt mit einem freundlichen Familiengemälde der Geschwister Nickleby.

M..r.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 24 u. 25.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

29 Februar 1840.

Spanische Volkslieder. *)

Uebersetzt von Fr. Notter.

1. Die beiden Schwestern.

Die Schwester Miguela
War bös auf Juanen;
Sie sagte ihr Worte,
Die's Herz ihr durchdrangen.

„Wenn du die Mantilla
Noch heute getragen,
Gleich sieht man dich morgen
Wie Keine im Staate.

„Du sprichst nur in Seufzern,
Du singst nichts als Klagen,
Du wachst mit dem Hahne,
Bist auf mit dem Tage.

„Und wo sind beim Nähen
Dir nur die Gedanken?
Du blickst auf das Muster
Und machst den Stich anders.

„Es heißt du gäbst Zeichen
Hinab auf die Gassen:
Komme Mutter dahinter,
So bleibt's nicht beim Spasse.

„Sie schließt uns die Fenster,
Sperrt's Thor auf dem Gange;
Vorbei ist's mit jeder
Erlaubniß zum Tanze!

„Zur Kirch' mit uns schicken
Wird sie dann die Base„
Cam'rädinnen können
Kein Wort uns mehr sagen.

*) Der Uebersetzer hat sich bemüht, in diesen Liedchen die Assonanzen so zu geben, daß sie dem deutschen Ohr fühlbar werden — eine Wirkung, die durch die bloße Gleichheit der Vocale noch keineswegs hervorgebracht wird. Im Spanischen beruht die Aehnlichkeit des Lautes allerdings gar häufig bloß auf dieser Identität der Vocale, wie z. B. in dem Originale des vorliegenden ersten Gedichtes die Wörter puertas und licencia, iglesia und nuestras als einander unmittelbar folgende Assonanzen behandelt werden; allein was diese unendlich klangreicheren Sprache erlaubt ist, in welcher beinahe schon jedes Wort an sich, abgesehen von Reim und Assonanz, einen musikalischen Eindruck hervorbringt, das paßt deßhalb noch nicht für die deutsche Poesie, in welcher man nicht selten ein langes, in sogenannten Assonanzen gehaltenes Gedicht lesen kann, ohne daß das Ohr irgendwie erfahret, daß ihm eine Klangähnlichkeit geboten werden soll. Sollen wir — um hier nur eine einzige Bemerkung zu machen — eine musikalische Wirkung der zweisylbigen Assonanz spüren, so kann dieß, da der zweite Vocal fast durchgängig ein halb stummes e seyn wird, hauptsächlich nur durch einen auffallenden Gleichklang des ersten Vocals geschehen; dieser Gleichklang leidet aber sehr noth, wenn z. B. einem reinen Vocal ein gedämpfter, durch ein nebenstehendes m oder n zum Nasenlaut gewordener, antwortet, wie denn zwischen den Wörtern Nadel und bange offenbar kein musikalischer Berührungspunkt mehr stattfindet, während ein solcher zwischen Nadel und Balle schon ziemlich vernehmbar hervortritt, so daß denn auch in denjenigen Liedern, welche aus den ungebildeten Ständen in Deutschland hervorgehen, Assonanzen letzterer Art gar häufig als wirkliche Reime mitlaufen und im Ohr der Zuhörer als wirkliche Reime gelten, während man in einem selbst vom Volke hergenommenen Lied gewiß nur sehr selten eine solche den Reim vertretende Assonanz finden wird, in welcher ein Nasenton einem reinen Vocal correspondirte. Verbietet nun auch die Natur unsrer Sprache (mindestens in einer Uebersetzung, wo der Dichter in der Wahl seiner Ausdrücke durch das Original gefesselt ist) in einem größern Gedichte durchgehends reine oder durchgehends gedämpfte Vocale als Assonanzen anzubringen, so sollte wenigstens in einer und derselben Strophe dieses Gesetz stets beobachtet werden. Nebenher wird, sobald eine wirkliche, nicht bloß eine auf dem Papier stehende Klangähnlichkeit bewirkt werden soll, bei der Menge der deutschen Consonanten immer auch auf eine gewisse Gleichförmigkeit dieser letztern zu sehen, und Wörter die in ihrem Consonantenbau gar zu verschieden sind, gesetzt auch die Vocale stimmen rein auf einander, als Assonanz zu vermeiden seyn, wie z. B. aber und trachten.

„Geht sie aus dem Hause,
So mahnt sie die Alte,
Sie soll uns die Augen
In Obacht behalten.

„Ob, wer da vorbei geht,
Hinauf sah zum Laden;
Zu welcher von uns er
Den Blick aufgeschlagen.

„So für deinen Leichtsinn
Muß ich dann bezahlen,
Die Unschuld muß büßen,
Was Böse verbrachen! — —"

— — „„Ach Schwester Miguela
Wie falsch du's erkanntest!
Halb hast du mein Unglück,
Halb nicht es verstanden.

„„Antoniens Pedro,
Der zu Berg jetzt gefahren,*)
Ihn hatt' ich im Herzen
Und hörte sein Klagen.

„„Doch weil ich als unsät
Ihn nunmehr ersahren,
Hab' ich aus dem Sinn mir
Sein Schwören geschlagen.

„„'S ist Alles nur Falschheit;
Wer so aus dem Lande
Ohn' Anlaß davon zieht,
Soll's Herz mir nicht bannen." " — —

„Bis er wieder rückkehrt
Kann's Herz nicht viel machen,"
Versetzte die Schwester
Miguela und lachte.

„Wenn Lieb' aus dem Haus zog
Wo man sie empfangen,
Ging sie nicht vom Herz weg,
'S Herz ist mit ihr gangen.

2. Der undankbare Gast.

Das Mädchen von Campo
Beim Wirth an der Straße,
Die's Felleisen abnimmt
Und sorgt für den Haber,
Sitzt auf einem Koffer,
Voll Thränen die Wange,
Und schaut nach dem Fremden,
Der's Herz ihr gefangen:

Mit silberner Tresse
Ein jung, schlanker Knabe,
Der singet so lieblich
Und spielt die Guitarre.
Mit Thränen, die strömend
Zu Boden ihr fallen,
Mit Seufzern voll Trauer
Und bittern Klagen
Enthüllt sie die Schmerzen,
Die's Herz ihr belasten:
„Weh dem, der dem Wanderer
Glaubt an der Straße!
Ich glaubt' ihm, er werde
Acht Wochen hier rasten,
Und nehme mich mit sich,
Wann's Haus er verlasse.
Ich glaubt' an der Liebe
Und Treu' im Gesange
Weed er nach dem Lieder
Geteeulich noch hangen.
Ich glaubte, daß Ernst sey
All, was er mir sage.
Weh dem der dem Wandeeer
Glaubt an der Straße!"
„Konnt' ich ihm noch mehr thun
Als Stiefel ihm waschen,
Ihm Holländer Spitzen
Ansetzen am Kragen,
Das Fleisch für ihn kochen,
Ihm wenden den Braten,
Von selber ihm bringen
Das Licht gegen Abend,
Und wenn er's nicht wollte
Es aus wieder blasen?
Weh dem, der dem Wandeeer
Glaubt an der Straße!"

„O nimm mich doch mit dir,
Sollst 's Magdgeld nicht zahlen,
Nur daß mich dein Herz doch
Verstoßen nicht habe!" — —
— — Indem war die Rechnung
Bezahlt von dem Knaben,
Der Fuß stand im Bügel
Und fort ging's im Trabe.
Und ihr, wie er also
Den Rücken ihr wandte,
Ward von ihren Thränen
Noch feuchter die Wange,
Und konnte die Klage
Im Busen nicht halten:
„Weh dem, der dem Wanderer
Glaubt an der Straße!"

*) Nämlich mit den Heerden auf die Sommerweide in den Gebirgen.

Deerbrook.

Novelle in drei Bänden, von Miß Harriet Martineau.

Ueber dieß kürzlich erschienene Werk der durch ihre Forschungen und Arbeiten in Beziehung auf das englische Armenwesen so berühmten Dame gibt eine englische Zeitschrift nachstehendes Urtheil nebst einer Probe aus dem genannten Buche.

„Die Erwartungen, welche erweckt worden waren durch die außerordentlichen Talente, welche Miß Martineau in ihren Erzählungen zur Veranschaulichung der politischen Oekonomie entfaltete, waren so groß, daß sie beinahe gefahrlich waren für einen Versuch von ihrer Seite, eine regelmäßige Novelle zu schreiben, und so bewundernswerth die vor uns liegenden Bände sind — denen es in manchen Beziehungen kein jetzt lebender Romandichter gleich thun könnte — gibt es doch viele Leser, welche gestehen, in ihren Erwartungen einigermaßen getäuscht worden zu seyn. Und vielleicht müssen wir, bei all unserer Bewunderung für die Leistungen der Miß Martineau, und bei all unserer Hochachtung für ihre großherzigen Beweggründe und Gesinnungen, uns auch auf die Seite dieser Leser stellen, wobei wir jedoch zugleich erklären, daß wir große Abschnitte ihres Buchs vollkommen unsern kühnsten Erwartungen entsprechend finden. Miß Martineau würde jede Unaufrichtigkeit der Kritik verschmähen; wir wollen daher freimüthig die Punkte nennen, worin ihr Werk hinter unsern Erwartungen zurück bleibt. Und zuerst führen wir Klage über ihre Dialoge, die weder dramatisch noch natürlich behandelt sind — ein ernstes Gebrechen, in Betracht daß die Erzählung beinahe ganz in Dialogen sich fortspinnt, indem weit mehr darin Gespräch als Handlung ist. In ihren kurzen Erzählungen war es anders, ganz anders; in ihnen erkannten wir ein treffliches dramatisches Talent, eine ausgezeichnete, beinahe vollendete Kunst in der Fortführung des Dialogs. Aber in Deerbrook, wir müssen es sagen, sprechen Bauersleute und vornehme Leute, Männer und Frauen (mit nur ein paar Ausnahmen), Junge und Alte, Enkel und Großmütter gänzlich gleich, und zum größern Theil in ziemlich steifem und künstlichem Ton, denn ihre Sätze sind zierlich abgewogen und gerundet, und tönen einem ins Ohr wie die Perioden, welche den Lippen geübter Sprecher in literarischen Coterien entströmen. Auch über einige Begebenheiten in der Erzählung müssen wir uns beklagen. Zum Beispiel die Verfasserin hat zu viel zu schaffen mit Stürzen und Umgeworfenwerden und ähnlichen Unglücksfällen, und räumt ihnen eine zu bedeutende Wirkung ein. Eine Chaise bricht zusammen, und tödtet nicht nur den alten Mr. Young, sondern macht auch seine Tochter — den interessantesten Charakter in der Novelle — auf Lebenszeit lahm. In einem Capitel wird Hope, der Held, vom Pferd abgeworfen und trägt eine schlimme Verletzung am Hirn davon, und sein Pferd schwimmt dann durch einen Mühldamm; und ein paar Capitel weiter hinten reitet Hope in einer finstern Nacht in den Mühldamm hinein. Auch noch andre Zu- und Unfälle kommen vor, dick genug um einem Pfennigschmierer von Neuigkeiten in den Journalen das Herz im Leibe lachen zu machen, aber das Schlimmste von allen ist wohl das Ausbrechen eines bösartigen Fiebers in dem Flecken Deerbrook, eine Heimsuchung, welche ganz ausdrücklich eintreten zu müssen scheint, um die Wege von Gottes Vorsehung zu rechtfertigen — gegen den Doctor Hope; und auf dieser Heimsuchung beruht in der That die ganze Entwicklung und die halbe Moral. Ferner nehmen wir Anstoß an der Ursache von all den herzzerreißenden Leiden und Mißgeschicken, welche den Helden und seine junge Frau treffen, und welche die zu seyn scheint, daß er bei einer Wahl, seinem Gewissen gemäß, seine Stimme dem liberalen Candidaten gibt; denn auf dieß hin wird Hope, welcher zuvor der „liebe, artige Mann," der Lieblingsarzt und der Abgott von Jedermann gewesen, von Jedermann in der Nähe und Ferne verlassen und gemieden, verliert seine Praxis und wird beinahe in förmlichen Mangel versetzt; und wirklich sieht er sich erst wieder in Stand gesetzt, sein Brod zu verdienen, als die besagte, bösartige Krankheit in Deerbrook ausbricht und seine Geschicklichkeit als Arzt unentbehrlich macht — da er der einzige Arzt in der Gegend ist, der das Geheimniß der Heilung dieser Seuche besitzt. Wir können nicht umhin zu vermuthen, daß bei diesen, den rührendsten Scenen, Miß Martineau ein Auge gehabt habe auf jene politische Panacee: die geheime Abstimmung, welche jedoch, wie wir in bescheidner Unmaßgeblichkeit fürchten, den Grund des Mißgeschicks bei einem Mann in der Lage Hope's, oder bei neun Zehntheilen der Engländer, so wenig wegräumen würde, als das Versteckenspielen die Cholera zu heilen vermöchte. Aber im Ernst, wir mißbilligen dieß ganze, wichtige Ereigniß, weil es ganz unwahrscheinlich, ja so gut als unmöglich ist. Ohne Zweifel kann ein Arzt einen Theil seiner Praxis verlieren dadurch, daß er in Opposition gegen seine reichen Nachbarn stimmt; aber wir können zur Zeit nicht glauben, daß ein glücklicher Arzt mit einer wohlbegründeten Praxis, geschmückt überdieß und empfohlen durch seine männlichen Tugenden und seine gesellschaftlichen Vorzüge, in einem Augenblick so seiner ganzen Kundschaft beraubt und in Noth und Mangel versetzt werden sollte. Wir wissen dermalen ganz gut, wie hübsch die politischen Parteien ins Gleichgewicht gesetzt sind — wie sehr die politischen Erbitterungen ihren Stachel verloren haben, selbst auf dem Lande und in abgelegenen Gegenden. Um uns die Erzählung der Miß Martineau möglich zu denken, müssen wir uns einen großen District denken, wo alle Bewohner Einer politischen Gesinnung — Alle Tories sind, und dieß ist uns, wir gestehen es, nicht möglich. In Deerbrook und in der Umgegend muß es Whigs und muß es Radicale geben, und so konnte Hope nicht alle seine Patienten verlieren, und konnte die Katastrophe des drohenden Hungertodes schwerlich je eintreten. Auch glauben wir, daß die Scenen, welche Bedrängniß und Noth schildern, an sich übertrieben sind und nicht den Stempel der Wirklichkeit an sich tragen, indem die betreffenden Personen nicht nur all ihre Leiden freudig und bereitwillig hinzunehmen, sondern sogar sich nach noch mehr zu sehnen scheinen, in Betracht der wichtigen moralischen Lehren, welche sie einzuprägen geeignet sind — eine Gesinnung, wie sie die Menschen in Büchern und auf der Bühne, aber gewiß nie im wirklichen Leben haben können.

Doch wir wenden uns mit Vergnügen von diesen Flecken zu dem glänzenden Theile des Buchs, das wir, trotz unsers Tadels und unserer Ausstellungen, ernstlich der Aufmerksamkeit aller Leser empfehlen, welche praktischen Menschenverstand dem Bombast und Gemälde der Häuslichkeit plumpen Schmierereien vorziehen, welche angeblich das fashionable Leben darstellen sollen. Miß Martineau hat, wie zu erwarten war, den Boden für ihre Geschichte unter den Mittelclassen gesucht; ihr Held, wie wir schon gesagt, ist ein Arzt auf dem Laube, ihre Heldin die verwaiste Tochter eines Birminghamer Gewerbsmanns, und kaum eine der auftretenden Personen ist von höherem Stand. Diese Abwechslung beim Lesen von Romanen ist sehr angenehm; wir haben der Herzoge und Herzoginnen, der Lords Adolphus und der Ladies Wilhelmina übrig genug bekommen; ein ehrlicher Zimmerholzhändler, in grober Tracht, aber ein warmes Herz darunter, ist eine Neuigkeit und ein Fortschritt.

Ueberdieß offenbart sich in dem ganzen Buch ein hoher moralischer Zweck, ein edles Bestreben, uns gerechter, weiser, duldsamer und liebevoller gegen einander zu machen; auch haben wir nicht Eine extreme Ansicht gefunden, welche vorgefaßte Meinungen in der Religion oder in der Politik verletzen könnte. Wir glauben versichern zu können, daß keine junge Gattin, kein junger Gatte Deerbrook lesen werde, ohne manche nützliche Belehrung daraus zu schöpfen. Es wäre uns leicht, unser Lob weiter auszuspinnen und es zehnmal länger zu machen, als unser Tadel ist, aber wir geben statt dessen lieber eine kurze Probe aus der Erzählung selbst.

„Das sind seltsame Zeiten, Miß Nares." — „Sehr beunruhigende Zeiten, Mylady. Ich weiß gar nicht, wann wir uns nur wieder von dem Entsetzen erholen werden. Und es sind erst sechs Wochen, da hatte ich diesen Mann im Hause, Mylady, um Miß Flint bei einem bösen Halse zu behandeln. So arglos waren wir." — „Ich bin voll Dank gegen den Himmel, daß es nicht ein gebrochener Arm war," bemerkte Miß Flint im Tone frömmelnder Dankbarkeit. — „Ja wahrhaftig, meine Liebe," bemerkte Miß Nares, „es würde alle ihre Aussichten für ihre Lebenszeit ruinirt haben, wenn er es bei ihnen eben so gemacht hätte, wie bei der Kindsmagd von Russel Taylor. Haben sie davon nichts gehört, Mylady? Nun darüber bin ich erstaunt; die Geschichte ist doch sonst in Jedermanns Mund. Der Mrs. Russel Taylor Kindsmagd ging über den Hof, mit dem kleinen Kind auf dem Arm, als sie über die Schnur von Junker Hampden Taylors Drachen stolperte. Nun, Mylady, sie fiel; und ihr erster Gedanke, wissen Sie, war: das Kind vor Schaden zu bewahren; so ließ sie denn ihr ganzes Gewicht auf den andern Arm fallen, den rechten, und wie Sie sich leicht denken können, brach ihn. Er ging unter dem Ellbogen entzwei. Der Gentleman im Eckhause wurde sogleich herbeigeholt, um ihn einzurichten. Nun sagen sie, (Sie, Mylady, wissen das Alles natürlich genau!) der Arm habe an dieser Stelle, unter dem Ellbogen, zwei Knochen." — „So ist es, ganz richtig; es sind da zwei Knochen." — „Nun gut, Mylady, darauf beruht die ganze Geschichte. Der in Frage stehende Gentleman richtete die Knochen ein, aber er richtete sie kreuzweis ein, sehen Sie so," und Miß Nares legte vier Stücke Fischbein auf dem Tisch über einander wie ein langes, schmales X; deutlicher ließ sich die Sache nicht veranschaulichen; „die Folge davon war, Mylady, daß die Hand des armen Mädchens, als sie wieder geheilt war, völlig verkehrt war, und in der That ist sie so gut als unbrauchbar." — „Wenn sie die Haube in dem Schooß hat," bemerkte Miß Flint, „ist die innere Fläche der rechten Hand zu oberst; uh!" — „Wenn sie den Kindern mit dieser Hand zu sich winkt," fuhr Miß Nares fort, „so meinen diese, sie wolle sie von sich weg winken. Ein Mädchen, das sich ihr Brod verdienen muß, Mylady! Es ist in Jedermanns Mund, ich versichere Sie!" — „Was ist aus dem Mädchen geworden?" fragte Lady Hunter. — „Oh, man hat sie weggethan, fortgeschickt, um den Credit des Gentleman in dem Eckhause nicht zu Grunde zu richten. Aber diese Sachen werden doch herum kommen, Mylady. Sie wissen, daß die Familie Russel Taylor seit einiger Zeit Mr. Foster von Blickley zum Arzt haben?" — „Ach ja! davon hab' ich gehört." Und mit unerschüttertem Ernst begab sich Lady Hunter wieder in ihren Wagen, in welchen sie der Miß Nares neuesten Hut und Geschichte mit nahm.

Als der Wagen in die Nähe des Eckhauses kam, ließ der Kutscher, wie sympathisirend mit den Gedanken seiner Gebieterin, die Pferde im langsamsten Schritt gehen. Lady Hunter stand auf und beugte sich vor, um zu sehen, was nur zu sehen möglich war in diesem gefährlichen Hause. Der Sonnenschein des Frühlingabends strömte durch das Gartenfenster hinten am Hause herein, so daß die Gesellschaft im Zimmer für jeden, der das Hinderniß der Blenden überwinden konnte, deutlich zu sehen war. Lady Hunter sah vier Personen am Essen sitzen, und eine Person wartete ihnen auf. Sie hätte kaum anzugeben vermocht, was sie denn eigentlich überraschte; aber sie rief dem Sir William zu: „guter Gott! sie sind am Essen!" — Sir William rief ärgerlich dem Kutscher zu, er solle rascher fahren, und fragte ihn, ob er meine, es habe Jedermann Lust, vor Mitternacht nicht nach Hause zu kommen.

Die Familie Hope ward weit weniger aufgeregt dadurch, daß sie den Baronet und seine Gemahlin vorbeifahren, als der Baronet und seine Gemahlin darüber, daß sie die Familie Hope bei Tisch sitzen sahen. Sie hatten nicht das Mindeste dagegen, daß die vornehmen Leute vom Schloß sich alle mögliche Unterhaltung und Aufregung verschafften bei ihrer Fahrt durch den Ort, und sie wußten zum Glück gar nichts von den entsetzlichen Geschichten, Hope betreffend, welche jetzt in ganz Deerbrook von Mund zu Mund gingen.

Es dauerte jedoch nicht lange, bis sie die Entdeckung machten, daß sie den vornehmen Leuten vom Schloß Dank schuldeten für einen gewissen Grad von Protection, theils sofern die Equipage die Aufmerksamkeit eines Theils der müßigen Leute auf sich gezogen, theils auch weil die Leute sich gescheut hatten, in Anwesenheit einer Magistratsperson ihrem Zorn und ihrer Unverschämtheit freien Lauf zu lassen. Kaum eine halbe Stunde war verstrichen, seit das Rasseln der Wagenräder verhallt war, als man ein Gesicht über die Blenden vor den Straßenfenstern sich erheben sah. Alsbald ward ein zweites und drittes sichtbar.

Untenſtehende hoben Knaben in die Höhe, um Grimaſſen gegen die Familie zu ſchneiden, und zu ſehen, was vorging. Die Läden wurden etwas früher als gewöhnlich geſchloſſen. Philipp ging hinaus, um ſich umzuſehen. Er und Mr. Grey kehrten bald zurück und gaben den Rath, die Frauen ſollten das Haus verlaſſen und eine Wache in dasſelbe aufgenommen werden. Der erſte Vorſchlag ward abgelehnt, der zweite angenommen. Mr. Grey brachte alles Geld und kleine Koſtbarkeiten bei Seite. Eſter und Margaret befliſſen ſich, Erquickungen für die Diener der Herren Grey und Rowland herbeizuſchaffen, welche ſie ſollten vertheidigen helfen. Sie wußten ſelbſt nicht recht, was zu erwarten ſey; aber ſie beſchloſſen zu bleiben, wo Edward blieb, und nichts zu fürchten, vor was er nicht zurückwich.

Es war ein großes Getöſe um das Haus; eine Menge Fußtritte und Stimmen. Boten wurden abgeſandt aufs Schloß und zu Dr. Levitt, der jetzt aufgeſtört werden mußte, was auch aus ſeiner Rede werden mochte. Philipp führte Mr. Rolands Leute herein, und erklärte, er werde nicht mehr das Haus verlaſſen, wenn die Frauen nicht darein willigten, wegzugehen. Er nahm ſeinen Poſten im Vorſaal, von wo aus er glaubte am beſten beobachten zu können, was die Leute zu unternehmen beabſichtigten, und am bequemſten und raſcheſten je nach Maßgabe der Umſtände handeln zu können. Niemand konnte ſich denken, was man eigentlich im Schilde führe, oder ob überhaupt ein Anſchlag ausgeführt werden ſolle. Das Einzige, wovon der Augenſchein überzeugte, war: daß der Volkshaufe mit jedem Augenblick zunahm.

Eſter beugte ſich über das Schiebfenſterchen in dem Zimmer wo ſie geſeſſen, als ein heftiges Krachen ſie erſchreckte, und ein Stein das neben ihr ſtehende Licht traf, ſo daß ſie ganz im Dunkel ſich befand. Philipp war in einem Augenblick bei ihr. Niemand hatte daran gedacht, die Läden nach hinten zu ſchließen; und jetzt war der Garten voll von Menſchen. Das Haus war von vorn und von hinten belagert; und zehn Minuten nach dem erſten Steinwurf war nicht Eine Glasſcheibe an den untern Fenſtern mehr unzerſchmettert. Hope, empört über dieſe Inſulte, rannte hinaus, und zuerſt packte er einen der Frevler und hielt ihn feſt; aber zum zweitenmal konnte er das Wageſtück nicht ausführen. Er wurde erkannt, umringt, und einige ſchwere Streiche auf ihn geführt. Es gelang ihm zwar, ſeinen Gefangenen in Sicherheit zu bringen, aber nur mittelſt eines Ausfalls ſeiner Freunde aus dem Hauſe; und nachdem er ſeinen Gefangenen in ſeinem Ankleidezimmer eingeſchloſſen, hielt er für das Gerathenſte, die Ankunft einer Magiſtratsperſon abzuwarten, ehe er wieder hinausging.

Das chemiſche und chirurgiſche Laboratorium war dem Angriff am meiſten ausgeſetzt, und da dieß der Ort war, wo die Leute die meiſten Leichname zu finden erwarteten, ſo richteten ſich ihre Anſtrengungen hauptſächlich gegen dieſen Theil des Gebäudes. Der Lehrling ergriff die Flucht und ließ die Eindringenden nach Luſt ſchalten und walten. Sie fanden keine Leichname und waren darüber natürlich ſehr zornig. Nachdem das Zerſchmettern aller Gläſer vorüber war, wurden die Geſtelle und Büchſen und Schachteln zuſammengeriſſen und nebſt Tiſch und Stühlen auf die Straße hinausgeſchleppt und auf einen Haufen geworfen. Noch anderes Holz ward herbeigebracht, und der Hartnäckigkeit, womit der Pöbel vorn am Hauſe gegen die Läden anſtürmte, hatten es die Frevler zu danken, daß ſie im Laboratorium auf keinen Widerſtand ſtießen. Hope, Enderby und ihre Genoſſen hatten mehr als genug damit zu thun, die Stürmenden vorn abzuſchlagen. Wenn die Läden zerſtört wurden, ſo drohte den Meubeln im ganzen Hauſe Verderben, und kein Menſch war mehr darin ſicher. Daher mußte man das Laboratorium ſeinem Schickſal überlaſſen, eher als daß man jene Schranke zwiſchen dem Pöbel und den Frauen preis gab. Die offenſiven Kriegsmaaßregeln im Hauſe gingen alle von der Dienerſchaft, vom obern Fenſter aus. Die weibliche Dienerſchaft ſchüttete in raſcher Aufeinanderfolge Waſſergüſſe hinab, und Charles ſchleuderte, gut zielend, die Steine wieder hinab, die herauf geflogen waren. Die Gentlemen wußten eine gute Weile nicht, daß die Ausrufe des Verdruſſes oder Gelächters, welche man dann und wann hörte, verurſacht waren durch die Thaten ihrer eigenen Bundesgenoſſen über ihren Köpfen; und erſt als ſie Eſter und Margaret mitten in ihrem paniſchen Schrecken lachen ſahen, kam der Umſtand zu ihrer Kenntniß.

(Schluß folgt.)

Verhältniß der neuern franzöſiſchen Poeſie zum öffentlichen Geiſt und Leben der Nation.

(Fortſetzung.)

Unter den Dichtern, die in der politiſchen Satyre einen Namen ſich erworben, begegnet uns zuerſt Barthelemy, der bekanntlich zuerſt in Verbindung mit ſeinem Landsmann Mary das in ganz Europa bekannt, und zum Theil auch beliebt gewordene Epos Napoleon in Aegypten gedichtet hat, ein Werk, das, wenn es auch der Größe entbehrt, die Schöpfungen erſten Ranges auszeichnet, durch anmuthige Leichtigkeit anſpricht, und durch Lebendigkeit landſchaftlicher Schilderungen, energiſche Färbung der Schlachtgemälde ſo wie gelungenen Wurf der Charakterzeichnungen, ſogar ſchwierige Richter anziehen kann. Man möchte es beinahe ein Gegenſtück zu Segurs ruſſiſchem Feldzuge nennen, das minder reichhaltig und dramatiſch, bei geringeren Anſprüchen auf philoſophiſche Entwicklung, mit eben ſo viel Wärme eine ſchönere Abrundung vereinigt. Die zwölf Tage der Revolution, die er ohne Mitwirkung ſeines Freundes verfaßte, ſcheinen uns ſeine tüchtigſte Arbeit. Hätte Barthelemy bei ſeinem plötzlichen Uebertritte zur Regierung nicht ein zu freches Spiel mit aller Ehre getrieben, nicht eine zu offene Feilheit zu Markte getragen, jenes Gedicht wäre vom Publicum nicht ſo ſchnell verlaſſen worden. Was er gethan, that, wie er, nach und nach mit wenigen Ausnahmen die ganze Literatur, allein bei den meiſten ging die Sache den gewöhnlichen Weg der Diplomatie; man pflog die einleitenden Unterhandlungen und ſchloß den Frieden, nachdem die Feindſeligkeiten in allmählichem Uebergange von Schlacht zu Gefecht, von Gefecht zu Ge-

plänkel, von Gepläukel zu einzeinen Schüssen, wie das letzte Summen des Gewitters, sich verloren hatte. Als Victor Hugo die schöne Ode an den Herzog von Orleans herausgab, wußte schon alle Welt, daß sich die Aufwallung des hitzigen Dichters gegen die Regierung schon längst gelegt hatte; wenn Edgar Quinet eine Stelle, worin er sehr nützlich ist, von dem Ministerium annahm, so konnte er den Puritanern, die den Fall zweideutig fanden, mit Recht und Erfolg entgegnen, daß er zwar im Lager des Fortschritts gestanden, aber nie die rothe Fahne aufgepflanzt habe; wenn Lamartine aus einem Ritter der Legitimität ein Ritter der Juliusdynastie wurde, so ging die Annäherung durch so viele Phasen, daß sie zuletzt ganz den Charakter einer Veränderung des Platzes verloren hatte. Auf das Wie kommt es mehr an, als ein Rigorist zugeben möchte; im Wie liegt das Was; wenn das Weltall die Form nicht hätte, die es hat, wär' es eben nicht das Weltall, das wir bewundern. Eine Versöhnung ist zwischen allen Wesen der Schöpfung, dünkt uns, möglich, nur zwischen Gott und dem Teufel soll es nicht so seyn. Die zwei Feinde sehen sich, sind gezwungen sich zu sehen. Anfangs Todeskälte, da macht plötzlich ein Witz, den der eine nicht unterdrücken kann, den andern lachen. Der Witzige fühlt sich geschmeichelt durch dieß unwillkürliche Zeichen des Beifalls und wird freundlicher; dem freundlichen Gesichte folgt ein freundliches Wort; aus dem Worte wird ein Gespräch, der Ton wird wärmer; man redet von Tacitus und kömmt von Tacitus auf Cicero, von Cicero geradenwegs auf Plato, von Plato auf die Liebe, von der Liebe, kann man noch fragen, auf was anderes, als die Freundschaft? Da fließen die Hände unversehens ineinander, und wenn es kein Skandal für die ganze Gesellschaft wäre, würde man sich küssen und umarmen. Denke man sich nun zwei Damen der großen Welt, die sich allein glauben, aber beobachtet sind, und sich die bitterbösesten Dinge sagen, ihre Zuflucht zu Kraftausdrücken nehmen, die ihnen sowohl die Bildung ihres Standes, als die Zartheit ihres Geschlechtes verbieten sollte, und beide das Auge naß voll Ingrimm haben — denke man sich nun diese Damen bei dem Eintritt eines Dritten sich plötzlich um den Hals fallend, und Lippe an Lippe drückend, damit die Thränen des Ingrimms für Thranen der Rührung gelten möchten — wer würde bei diesem Schauspiel an eine Versöhnung glauben, und wer dem zuvor skizzirten Auftritt seine Theilnahme versagen? Wohl mag nicht allein die wechselseitige Rührung der Herzen, der wallende Aneinanderschlag edler Gefühle den Streit jener Männer beigelegt haben, wohl mag von der einen oder andern Seite eine halblaute Sylbe über die Vortheile einer Annäherung gefallen seyn, doch der ganze Handel ging natürlich zu, und das Natürliche ist bald schon sittlich! Der Schritt Barthelemy's aber glich der plötzlichen Umarmung jener Frauen, die eine Secunde zuvor in dem erbostesten Hader lagen, mit der Variante nur, daß dort Scham und Bestürzung, die Dazwischenkunft des Goldes hier das Wunder gewirkt, dort Niemanden an aufrichtigem Frieden, hier Keinem an aufrichtige Bekehrung zu glauben sich zumuthen ließ. Ein solches Betragen erscheint als schnöde Beleidigung aller socialen Verhältnisse, als Verhöhnung aller Begriffe von Ehrbarkeit und Anstand, und somit als grobe Unnatur, da ja Ehrbarkeit und Anstand kein Zwang sind, den die Willkür eingesetzt, sondern Gesetze in der tiefinnersten Natur des Menschen gefunden. Wäre nun Barthelemy ein hervorragendes Genie, würde er solch einen Streich kaum begangen haben, denn ein Mann von wahrem Genie weiß sich zu benehmen; doch angenommen selbst, was nicht anzunehmen ist, daß ihm auch als einem Geiste höchster Ordnung ein so unerklärliches Vergessen alles Tactes widerfahren konnte, so hätte wohl die öffentliche Meinung den Charakter gebrandmarkt, den Erzeugnissen des Mannes aber seine Gunst bewahrt, gleich wie man auch, außer im Fall einer großen Albernheit, die Vorlesungen Lerminiers zu benützen fortgefahren hätte, wäre Lerminier ein Gelehrter von außerordentlicher Stärke gewesen. So aber hielt das Publicum des Professors Wissen, wie des Dichters Talent für leicht genug, um sie ohne Schaden in seinem Unwillen über Bord zu werfen. Wenn Barthelemy sich treu geblieben, konnte man seinen Schriften die Würdigung, die sie verdienen, nicht versagen, denn ist er auch kein Milton, kein Arioste, muß er doch den besseren Autoren der Gegenwart zugerechnet werden, und kann durch seine zwölf Tage der Revolution einen Platz neben dem Lyriker Hugo ansprechen. Dieses Werk ist kein fortlaufendes Ganzes, das eine künstlerische Hand aus den Begebnissen der großen Umwälzung gewoben, die Abstammung und Zeugungskraft der Facten, und ihre Verwandtschaft untereinander nicht durch enge Verknüpfung nachgewiesen, die Verhältnisse der handelnden Personen nichts weniger als genau bestimmt, die geheimen Räder und Federn gänzlich übersehen, jede nicht reinpolitische Fuge unbetastet, jede nicht laut erklingende Saite unberührt gelassen. Ein Maler ist hier der Dichter; zwölf Bilder aus der Revolution stellt er in der Ordnung der Zeitfolge, wie in einem Salon uns vor; jedes Capitel ist ein vereinzeltes Gemälde, das nur in leichter Beziehung zu dem vorigen, nur in schwacher Verbindung mit dem folgenden steht, und Einleitungen und Noten müssen, den losen Zusammenhang zur festeren Kette bildend, dem Verständnisse nachhelfen. Fehlt nun auch das dramatische Band des Ganzen, so sind doch die einzelnen Gemälde voll Mark und Gluth, voll Wahrheit und Bewegung. Neunundachtzig flammt, Dreiundneunzig kocht hier; die ganze fruchtbare Zeit steht vor uns, athmet, spricht und regt sich; wir hören ihren Zorn und wir sehen das Getümmel der Versammlungen, das Handgemenge der Parteien und alle Zuckungen ihrer Wuth, doch auch, wenn gleich in minder reinem Abglanz, die Größe und Würde der Epoche; die Erhabenheit des Gräßlichen glückt dem Dichter mehr, als ruhigere Tragik, und er malt das rauchende Messer der Septembertage besser, als die ernste Grazie der sterbenden Gironde; der Geruch der Schlachtbank liegt auf den Bildern; doch auch etwas von dem berauschenden Dufte, den das Gewitter aus allen Blumen zieht, schwebt über ihnen, es ist eine Mischung von Horace Vernet und de la Croix, von des einen Feuer und des andern Farbe. In politischer Haft, kurz vor Barthelemy's Bekehrung geschrieben, trägt das Gedicht alle Spuren empörter Stimmung und demokratischer Wildheit; es ist als hätte der

Brand vor dem Erlöschen noch einmal in recht heller Flamme aufschlagen wollen. Das alte Frankreich wird summarisch verdammt, und alles Blut der Revolution als eine Sühnung jahrhundertjährigen Unrechts ausgegeben, in der Rohheit des Volkes und seiner Führer, nur das rauhe Kleid der Thatkraft gesehen, jeder Schandthat, jeder Ausschweifung ein Zeugniß ihrer Nothwendigkeit ausgestellt, kurz die Revolution vor dem Richterstuhle Poesie war von allen Anklagen freigesprochen. Fast gleichzeitig mit den zwölf Tagen entstand als periodisches Blatt in gebundener Rede die bekannte Nemesis. Wir sehen hier ein neues Curiosum der Zeit, den politischen Improvisator in Versen. Das Thema gibt die Laune, die Aufwallung des Tags, der Hörsaal ist ganz Frankreich, und ein Stück von dem anderen Europa dazu. Den politischen Improvisator in Prosa stellte der Journalist schon vor, Barthelemy's Neuerung war nur der Gebrauch des Reims. Barthelemy ist ein Centaur, mit seinem Pegasus zusammengewachsen; was er sagt, wird, wie bei Ovid, zum Vers. Er will die Richter von seiner Unschuld überzeugen, und ein wohllautendes Gedicht strömt von seinen Lippen; er sucht sich vor der öffentlichen Meinung, von dem Vorwurfe des Verrathes rein zu waschen, und der Alexandriner trägt seine Apologie. Ein Wunder ist es, daß er seine Noten und Vorreden nicht gereimt.

Die Nemesis verräth die Hast, wie Hokrates' Reden die Lampe, denn Alles trägt das Mal seiner Geburt. Doch nicht in weitschweifiger Mattigkeit, nicht auch in grober Vernachlässigung des Styls, sondern in dem nichtigen Pathos, in der hohlen Rhetorik, die das Gepräge dieser Satyren ist, äußert sich die Eile ihrer Abfassung. Das Ding hat Fleisch und Muskeln, aber kein Herz und keine Seele. Es ist der lebhafte Strom einer kühlen Luft, nicht stark genug, um zu entwurzeln, nicht sanft genug, um einfach zu erfrischen; kurz es ist ein Artikel heftiger Opposition, durch die Bilder einer dichterischen Sprache noch blendender geworden. Der Stegreif macht übrigens fast die ganze Literatur der Gegenwart; die Idee eines Romans steigt aus der Champagnerflasche, wie leichter Duft in den Kopf des Novellisten, und morgen fällt sie in Feuilletons schon wieder herab; eine neue Entdeckung, ein neues Factum tritt ans Licht, und eh' man sich's versieht, ist ein Vaudeville darauf gewachsen; eine wichtige Frage taucht am Horizont auf, und, kaum bemerkt, hat sie schon bändereiche Abhandlungen veranlaßt. Beinahe alle Autoren folgen hierin dem Beispiele Barthelemy's, und der aufrichtigste Ausdruck dieser fliegenden Geschäftigkeit ist der Verfasser der Vilelliade. So nämlich heißt die Schrift, durch welche die Firma Barthelmy und Mery zuerst bekannt wurde. Arm, mit einigen Studien und etwas Muth nur versehen, kamen sie aus ihrem Süden nach Paris, wurden, wie andere, von den Lockungen der Hauptstadt angezogen, aber ohne Mittel zum Stillen ihrer Wünsche, waren sie in jenem Falle, der das liebe Schlaraffenland der Seine zur traurigen Einöde umzuwandeln im Stande ist. Wie ein großer Theil der Jugend ihres Standes machten sie Verse, und wie's bei jungen Gefährten, die sich zugethan sind, häufig geschieht, machten sie in Gemeinschaft. Da der Taumel der jungen Freiheit (es war während des heißesten Kampfes gegen die Restauration) auch unsern Freund ergreift, fielen die Verse ins Gebiet der Politik, und liberal, und da die Leute zufällig Talent hatten, sehr glücklich aus. Sie glaubten das Manuscript der Veröffentlichung würdig, und mit dem Gewinn daraus ihre Tantalusqual endigen zu können, tragen es einem Buchhändler zum Verkauf an, der aber, ohne Vertrauen auf noch unerprobte Kräfte, macht ihnen ein Gebot zu abschreckend gering, um sich annehmen zu lassen, ähnliche Versuche der jungen Leute scheitern, sie fassen daher den Entschluß, das Werkchen auf eigene Kosten herauszugeben, bringen mit Mühe die nöthige Summe auf, allein sehen sich, kaum ist das kleine Buch erschienen, reich, und in die Bahn geworfen, die sie seitdem durchlaufen. Was nun eben vorging und Glück machte, den Haß oder die Liebe, die gerade in Mode kam, nahmen sie als poetische Aufgabe, feierten den Kaiser, und besangen seinen Sohn, brandmarkten Peyronnet und begrüßten die Juliustage. Später löste sich ihre Gesellschaft, jeder ging seinen Weg, Mery legte sich auf Romane, Reisebeschreibungen und Schauspiele, Barthelemy verharrte noch eine Zeit lang in der Politik, bis er endlich in dem Palast der Könige bei der poetischen Begehung hoher Namensfeste und einer friedlichen Uebersetzung Virgils sich ausruhte. Und die Lücke, die aus seinem Verrath entstand, auszufüllen, gründete ein Hr. Destaigny aus Caen die unbestechliche Nemesis, worin er über Staat und Gesellschaft auf das unmenschlichste herfällt, die Sitten von Paris mit sittlicher Berserkerwuth zerfleischt, Priester und Laien ohne Unterschied in die Acht erklärt, und namentlich gegen den Cultus des Goldes vernichtende Predigten hält. Destaigny hat Barthelemy's Heftigkeit ohne dessen Geschmack; jede Wendung wird bei ihm zur Hyperbel, und aller Schwung zu Schwulst. Die unbestechliche Nemesis ist eine Nachahmung, und hat als solche die vergrößerten Fehler, nicht die Vorzüge des Vorbilds. Pommiers Buch des Bluts, zum Theil eine Diatribe gegen die Republik und die Erinnerungen der Revolution, hat einzelne Züge der Kraft und Tiefe, ist aber allen Sinnes für das Schickliche beraubt. Die abenteuerlichsten Worte kreuzen sich bei ihm mit den gewagtesten Figuren, die Kühnheit da, wo richtiges Gefühl sie leitet und begränzt, das Zeugniß eines reinen, seiner Kraft bewußten Geistes wird in Pommiers Dichtungen zur tollkühnen Furie, die Muse wird zur Mänade, und der Geist des Dichters gibt sich ihrer Tyrannei als blinder Sklave hin. Die Satyren von Berthand und die Lieder von Altaroche entnehmen ihre Bedeutung nicht ihrem dichterischem Gehalte, der ziemlich gering ist, sondern dem politischen und socialen Element, in dem sie sich bewegen. Sie wurden daher auch nur sehr wenig bemerkt, und man nahm höchstens Anlaß, die Tugend, die sich in den Versen des Ersteren aufthut, mit seinem eigenen Leben in Contrast zu bringen, und die liberale Presse brachte den Chansons des letzteren, das auch demokratische Novellen von sehr prosaischer Natur schrieb, den Tribut collegialer Freundschaft dar. Von größerem Belange durch Aechtheit der Empfindung und eine gewisse Erhebung des Tones sich empfehlend, doch bei weitem noch keine Meisterwerke, noch lange keine Erscheinungen, die eine ganze Nation begeistern, sind die hieher gehörigen Gedichte von dem armen Hegesippe Moreau,

der im Spitale und in Entblößung starb, ein Umstand, woraus Felix Pyat, der Herausgeber seines Nachlasses, dem Publicum und der Regierung ein schweres Verbrechen machte.

Man sollte, sagte er, den Mann in seiner Dunkelheit aufsuchen, und ans Licht ziehen, denn Hegesippe Moreau sey einer der großen Geister gewesen, welchen die Nichtigkeit der Gegenwart die Gelegenheit der Entfaltung versage. Uns, wir gestehen es offen, war es nie recht möglich, an die geheime Kraft solch' unbekannter Genies, von denen seit einem Decennium ganz entsetzlich viel gefabelt wird, zu glauben. Wir denken, ein außerordentlicher Mensch weiß sich immer geltend zu machen, und die Kunst, sich selbst unter den schwierigsten Verhältnissen hervor zu thun, war stets eine Seite seltener Talente. Wer von der Natur so sehr begabt ist, daß die Nichtbenützung seiner Anlagen ein tief schmerzlicher, weithin fühlbarer Verlust für die Menschheit wäre, hat ein so großes Vertrauen in sich selbst, daß nichts ihn abschreckt, und mit der Beharrlichkeit eines unbeugsamen Willens dricht er, wie der Bergstrom sich durch Felsen seinen Weg. Leute von Genie verstehen die Forderungen ihres Gewissens auf eine wunderbare Weise mit den Zuständen, die sie vorfinden, in Einklang zu bringen, und hatten von jeher, die Geschichte bezeugt es, einen natürlichen Trieb, das Praktische der Dinge zu erheitern. Nie erklärte einer von ihnen, die Welt enthalte nichts, was nicht zu ihrem Berufe stimme, und schon das sinnige Gleichniß des göttlichen Lehrers spricht es aus. Wer fünf Talente hat, vergräbt sie nicht. Nein, die unbekannten Genies sind ein mythisches Geschlecht, der Traum einiger gutmüthigen Weisen, die Erfindung jener allen endlich, die viel ansprechen, und wenig vermögen.

Einen Katalog aller politischen Verse, welche das neue Frankreich hervorgebracht, aufzusetzen, wäre unnütze, undankbare Mühe. Sie traten in allen Formen, als Ode und Chanson, als Epos und Fabel, in Rahmen des Drama's und der Didaktik auf, wurden aber, mochten sie die Jakobinermütze tragen, Thron und Altar als Legitimisten zur Parole haben, oder dem Justemilie gewidmet seyn, von der Mehrzahl nicht beachtet. Nur wenige Namen erwarben sich in dieser Sphäre eine nachhaltige Anerkennung. Die politische Poesie ist übrigens in dieser Beziehung nicht schlechter daran, als die anderen Künste. Mit welch' trübem Auge man jedoch die heutige Gesellschaft ansehe, mit welch' verstimmtem Geiste man sie richte, sie ist nicht so schlecht, besonders nicht so häßlich, als sie Barbier darstellt. Paris mit seinen Palästen und Kuppeln, seinen Gärten und Spaziergängen, mit der Eleganz und dem Treiben seiner Frauen, mit seiner Kunst und seinem Geiste, mit der oft so freundlichen, so traulichen Sonne seines Tags, und dem entzückenden Farbengewinde seines Abendhimmels, Paris, wo allerdings Laster findet, wer sie sucht, doch auch Herzlichkeit entdeckt, wer sie belauscht, Paris, wo die Webstühle der Wissenschaft nie stille stehen, und die Wohlfahrt der Menschheit unablässig erörtert wird, dieß Paris ist doch nicht der Höllenkessel, nicht der Sumpf und Tempel der Gemeinheit, als den es Barbier darstellt. Man erkennt sein Paris in diesen Jamben nicht mehr, und die Härte des Urtheils, das der strafende Dichter fällt, wird durch die Uebertriebenheit seiner Angaben geschwächt und halb schon aufgehoben. Wo ihn aber der Dämon der Verwünschung nicht völlig bemeistert, wo ihn die Empörung seines Innern nicht über alle Gränzen der Wahrheit hinauszieht, gibt er Beweise seltner Genialität, seine Bilder sind dann so neu als glänzend, so kühn als treffend, und seine Begeisterung hat Momente von überraschender Größe. Bald trägt er das Verbrechen oder die Verworfenheit, die er angreift, mit hinauf zu den Höhen seiner Lyrik, wie der Geyer das Gewürm, bewegt die Schwingen mit einer Art von Majestät und elastischer Gewandtheit, und läßt dann seine Beute wieder in den Schlamm, aus dem er sie gezogen, niederfallen; bald gleicht er einem wildgewordenen Matrosen, der mit einem Stück Kabeltau die gekaufte Buhlerin züchtigt, bald auch beschleicht ihn bei dem Anblick von so viel Entartung und Fäulniß ein sanfter, weil tiefer gehender Schmerz; er versucht einige weichere Accorde auf der Harfe der Erynnien, und schon verräth sich der Dichter des Pianko.

(Schluß folgt.)

Schwedisches Volkslied.

Wenn der Lenz erwacht
Und in Blüthenpracht
Anger, Feld und Haide stehen,
Wenn im grünen Wald
Süßer Sang erschallt
Und die linden Lüfte wehen:
Schlingen in dem mitternächt'gen Mondenschein
Elfen ihren Ringel-Ringel-Ringelreihn.
Wenn der Lenz erwacht
Und in Blüthenpracht
Anger, Feld und Haide stehen.

Wenn der Lenz erwacht
Und wenn Liebesmacht
Dich gefesselt hält mit Leide,
Wandle nicht allein
In dem Mondenschein
Duech die grüne grüne Haide.
Lauschest du dem Elfen-Ringelringelreihn,
Zieht's in seine Schlingen zaubrisch dich hinein.
Wenn der Lenz erwacht
Und wenn Liebesmacht
Dich gefesselt hält mit Leide.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 26.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

4 März 1840.

Letzte Mittheilungen aus dem Tagebuch eines Arztes.

Aus dem Englischen übersetzt von K. Jürgens.

Leipzig, Weber. 2 Theile. 1838.

Diese Mittheilungen sind, in den früher erschienenen Bänden, mit großem Beifall in England sowohl als in Deutschland aufgenommen worden, und gewiß, dieser Beifall ist kein unverdienter. Als Verfasser hat sich nun Samuel Warren genannt, von dem wir nicht wissen, ob er selbst ausübender Arzt, oder doch Mediciner ist, oder ob er vielleicht das ins ärztliche Gebiet Einschlagende von Männern vom Fach sich hat an die Hand geben lassen; jedenfalls zeigt er solche Kenntnisse und ist in seinen Schilderungen so naturgetreu, daß anfangs Viele glaubten, ächte Memoiren, wirkliche Erfahrungen eines Arztes zu lesen, und der Verfasser hat diese Illusion noch verstärkt dadurch, daß er als Einleitung die Erzählung seiner eigenen Schicksale als Arzt, wie er zuerst mit Mangel, Noth, Schulden und Verzweiflung gerungen habe, dann aber durch einen glücklichen Zufall plötzlich bekannt, gesucht und wohlhabend geworden sey, voranschickte. Auch noch in diesen neuesten Mittheilungen behauptet der Verfasser, er habe den Kern der Facta, die er erzählt, nicht erfunden, sondern wirkliche Vorfälle, nur mit Veränderung der Namen der Personen und einiger Verhüllung, bearbeitet. Man kann dahingestellt seyn lassen, ob diese Behauptung vielleicht auch nur zur Form gehöre; es genügt, daß die erzählten Fälle ganz wohl denkbar sind und daß die Schilderung einen Geist verräth, welcher aus der Erforschung, Linderung und Heilung wirklicher Leiden ein wahres Studium gemacht hat.

Das Buch hat, obgleich es viele literarische Vorzüge besitzt, doch eigentlich nicht sowohl einen ästhetisch-literarischen, als vielmehr einen moralisch-socialen Werth. Die meisten Erzählungen der frühern Bände, und in den neuesten alle, nehmen ein trauriges, zum Theil sogar ein entsetzliches Ende, und der müßte arg abgestumpfte Nerven haben, der dergleichen bloß zu seiner Unterhaltung als eine pikante Lecture sich wählte. Freilich gibt es Gemüther, welchen die Schilderung, die genaue Ausmalung von körperlichen und psychischen Schmerzen und Leiden an sich schon einen gewissen Genuß zu gewähren scheint, sey es nun, daß dieß eine Art von intellectuell-passiver Grausamkeit ist, oder daß das Wort des Lukrez an ihnen eine Bestätigung findet: es sey angenehm, vom sichern Hafen aus sturmgepeitschte Schiffe zu sehen; aber gewiß würden gutgeartete Gemüther sich mit Widerwillen von solchen Erzählungen voll Jammers und Ekels abwenden, wenn sie nicht darin eine sittliche Belehrung, eine Bestätigung des großen Gesetzes fänden, daß die Schuld, sey es die von Einzelnen oder von einer Mehrheit, einer Gesellschaft, einem Volk, sich auf die eine oder andre Weise straft, und die Unschuld selbst häufig mit in ihr Verderben hineinzieht. Hiemit glauben wir die leitende Idee des Verfassers ausgesprochen zu haben; und in Beziehung auf den letzten Satz muß als nothwendige Ergänzung auch das angedeutet werden, daß der Verfasser da, wo durch die, auch auf die Unschuldigen ausgedehnten Folgen der Schuld, der Verkehrtheit, des Lasters, seine Gemälde eine allzudüstre Färbung bekämen, den Trost und die Hoffnung der Religion eintreten läßt, welche die irdische Nacht erhellt, das auf Erden nicht mehr gut zu Machende im Glauben versöhnt. Den Einzelnen, wie der Gesellschaft, hält der Verfasser einen warnenden und strafenden Spiegel vor, und zeigt die, wenn auch nicht in jedem einzelnen Fall, doch sehr häufig eintretenden Folgen von unregelmäßigen, verkehrten und lasterhaften Gewohnheiten und Neigungen: die Folgen von dem Ehrgeiz des hochgestellten Staatsmanns, wie von der ausschweifenden Lebensweise des gemeinen Lüstlings, die traurig und schrecklich endende Thorheit der Putzsucht und das grauenvolle Ende des Säufers. In andern Fällen aber, wo man nicht sogleich eine Verschuldung zu entdecken vermag, fällt doch eine Schuld entweder auf die Angehörigen, auf die Eltern und Erzieher zurück, oder trifft sie die mangelhaften, fehlerhaften Institutionen der Gesellschaft, ihre Vorurtheile, ihren Mangel an Gemeingeist, an Liebe, ihre thörichten Con-

venienzen, ihre kalte Gleichgültigkeit. Vielleicht ist die Hoffnung nicht übertrieben, daß in dem Land, wo die Seeromane Capitän Marryats die Abstellung mancher Mißbräuche im Seewesen zur Folge gehabt haben sollen, auch dieß Buch ein Antrieb werden könne, um manche Einrichtungen zu verbessern, wenn auch nicht gerade zu erwarten seyn mag, daß auf die Lecture desselben hin viele Individuen ihre schädlichen und schlechten Gewohnheiten ablegen, die Wüstlinge zur Fahne der Tugend schwören und die Schlemmer und Schwelger sich den tea-totallers anschließen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Deerbrook.

(Schluß)

Bald darauf ward ein helles Licht sichtbar zwischen den Lucken der Laden, und ein fürchterliches Geschrei erhob sich draußen. Das Freudenfeuer war angezündet. Ester und Margaret eilten zu den obern Fenstern, um es zu sehen, und als die Angriffe auf die Laden aufgehört zu haben schienen, gesellte sich Enderby zu ihnen. Wenige von den Gesichtern in dem Volkshaufen waren selbst Charles bekannt, dessen Geschäft doch, nach seiner eigenen Meinung, war: Jedermann zu kennen. Mr. Tucker sah offenbar nur von ferne zu. Mrs. Plumstead war auf dem Platz gewesen, war aber wieder weggegangen — erschreckt und zur Ruhe bewogen durch das Feuer, in welches die Frevler gedroht hatten sie zu werfen, wenn sie sie in ihrem Beginnen störte. Sie hatte erklärt, sie lache dazu, in den Bach getaucht zu werden; aber der Gefahr, im Feuer geröstet zu werden, war nicht zu trotzen; und so wurde in dieser Nacht von ihr nichts mehr gehört. Drei oder vier von den Besuchern des Wirthshauses waren an Ort und Stelle; aber obgleich sie mit Hand anlegten, frische Brennmaterialien ins Feuer zu werfen, nahmen sie doch nicht einmal die Pfeifen aus dem Munde und schienen nicht zu den Haupturhebern des Frevels zu gehören. Die gelbliche Flamme beleuchtete ein hundert Gesichter, im Zorn verzogen oder grinsend vor Lustigkeit, aber alle waren fremd — fremd und seltsam wie die Vorfälle dieses Tages. Etwas zurückgezogen vom flackernden Feuer stand eine Gestalt, sichtbar werdend nur wenn die Flamme, nach erhaltner frischer Nahrung, neu aufloderte — Sir William Hunter zu Pferd, mit seinem unbeweglichen Reitknecht hinter ihm. Wie lang er hier war, wußte Niemand im Hause zu sagen; ebenso wenig ob er irgend einen Versuch gemacht hatte, Ruhe und Frieden herzustellen. Er saß auf seinem Pferde da, als schaute er nur zu seiner Ergötzung zu, und als hatte er ganz vergessen, daß er von Amtswegen etwas mit dem Auftritt zu thun habe.

Es war kein Wunder, daß Mr. Levitt noch nicht da war. Wenn er bis Tagesanbruch eintraf, so war das alles, was man von ihm erwarten konnte. Aber wo blieben Mr. Grey und Sydney? Wo blieb Mr. Rowland? Wie einige andere Nachbarn von Mr. Hope, welche ihm bei einer solchen Gelegenheit hätten zu Hülfe kommen sollen, wurden diese Herren zu Hause zurückgehalten durch die in ihren Familien entstandene Aufregung. Sydney Grey wurde von seiner zärtlichen Mutter so sorgfältig eingesperrt wie Mr. Hope's Gefangner; alle Versuche des Knaben, die Thüre zu erbrechen, hatten nur die Folge, daß er so viele Beulen und Schrammen davon trug, wie wenn er in die Hände des Pöbels gefallen wäre. Sein Vater ward zurückgehalten durch die Angst seiner Frau, die Krämpfe Sophiens und die Thränen und das Schluchzen der Zwillinge, welches Alles seinen Anfang nahm, sobald man mit Gewißheit wußte, daß der erste Stein geworfen worden war, und keineswegs nachließ beim Anblick des Widerscheins der Flammen am Himmel. Mr. Grey fand es ganz und gar unmöglich, seine Familie zu verlassen, wie er nachher sagte. Er tröstete sich mit dem Gedanken, daß er sein Möglichstes gethan, indem er seine Leute geschickt. Gerade dasselbe sagte auch sein Associé. Der hatte auch sein Möglichstes gethan, indem er seine Leute schickte. Er hätte auch unmöglich seine Familie verlassen können. Bei anbrechender Abenddämmerung, als die ersten Steine zu fliegen anfingen, war der Wagen, den man, unter das Klirren der Scheiben hinein vorbeirollen hörte, bepackt mit Mrs. Rowland, ihren Kindern und noch Jemand. Man kann sich leicht denken, daß es Mr. Rowland unmöglich war, seine Familie zu verlassen, um den Leuten im Eckhause zu Hülfe zu eilen.

Ein neues Geschrei verkündigte bald einen neuen Anschlag. Eine Art von Procession sah man die Straße herauf ziehen, und einige Noten roher Musik wurden gehört. Eine Bande brachte ein Conterfei von Mr. Hope herbei, das man auf dem Holzstoß verbrennen wollte. Da war das gräuliche Wesen, häßlich genug im Licht des Feuers — mit dem Strick um den Hals, ein Messer in der rechten Hand, und einer Flasche, einer wirklichen Flasche aus Mr. Hope's eignem Laboratorium, in der Linken.

„Das ist zu arg, das ist nicht zu ertragen!" schrie Enderby, während Hope, der auch herbeigekommen war, um zu sehen, wornach die Uebrigen hinausschauten, herzlich über diese Abbildung seiner Person lachte. — „Das ist nicht zu dulden. Morris, schnell! Hole mir ein halb Dutzend Kerzen." — „Kerzen, Sir?" — „Ja, Kerzen, ich will diesen Pöbel in die Flucht jagen. Ich wollte es wäre mir früher eingefallen." — „O Philipp!" sagte Margaret fürchtend. „Fürchte nichts, Margaret. Ich will etwas außerordentlich Ungefährliches thun, wie du sehen wirst." —

Er ließ Niemand mit sich gehen als Charles und Morris. Es dauerte einige Minuten, ohne daß man eine Wirkung seines Weggehens wahrnahm; endlich aber, eben als das Bild gehörig verhöhnt worden war und eben in das Feuer geworfen werden sollte, und Ester ihren Gatten gebeten hatte, nicht mehr darüber zu lachen, hörte man unter dem Haufen ein Geschrei der Angst und des Entsetzens, und das Volk stäubte in allen Richtungen auseinander. Die Frauen wagten, sich zum Fenster hinaus zu lehnen, um zu sehen, was der Grund dieses Lärmens und Schreiens sey. Im Augenblick hatten sie Alles begriffen. Mr. Enderby hatte sich des Skeletts bemächtigt, das in dem Mahagonikasten im Vorzimmer hing, hatte es hinter den Augen und Rippen emporgehoben und trug es hoch vor sich her,

Digitized by Google

indem er um die Ecke herumbog und so dem Conterfei gegenüber trat. Das Gespenst rückte langsam vor, während das Volk floh. Es stand gerade Sir William Hunter gegenüber, der jetzt erst Lust zu einer Ortsveränderung zu verspüren schien. Er that dieß mit so viel Langsamkeit und Würde, als nur mit der Dringlichkeit der Umstände vereinbar war und drängte sein Pferd mehr und mehr in den Schatten. Als er aber sah, daß das Gespenst immer und immer auf ihn zurückte, da lag etwas Klägliches in dem Ton, womit er ausrief: „Ich bin Sir William Hunter! Ich bin — ich bin Sir William Hunter.“ Das Gespenst achtete selbst auf diese Kunde nicht; dem Baronet blieb nichts übrig, als davonzugaloppiren — sein Reitknecht dießmal vor ihm her. Als sie aus dem Gesicht waren, kehrte sich das Gespenst rasch um und stieß auf Dr. Levitt, der jetzt ankam, gerade als alle Uebrigen abzogen. Er fuhr zurück, wie man sich denken kann, schalt zornig den müßigen Knaben, den er hinter dem Gerippe vermuthete und lachte herzlich, als er erfuhr, wer der Acteur sey und was der Zweck des Spaßes. Er trat in Hope's Haus, um die einzelnen Umstände des Frevels zu erfahren und den Gefangenen in einen andern Gewahrsam zu schicken; seine Ideen aber waren allzusehr verstört, als daß er für heute Nacht an seiner Rede weiter schreiben konnte. Charles hatte schon das Conterfei erbeutet und es im Vorsaal aufgestellt; noch einige Wassergüsse löschten das Feuer auf der Straße, und binnen einer Viertelstunde schien die Nachbarschaft so ruhig wie gewöhnlich.“ — —

Verhältniß der neuern französischen Poesie zum öffentlichen Geist und Leben der Nation.

(Schluß.)

Ich weiß nicht, aber es kömmt mir vor, es sey dieß mehr als persönliches Gefühl, daß von allen Regungen, welche die ewige Bildnerin Natur und ihre liebliche Tochter, die Kunst, zu erwecken im Stande sind, die Wehmuth der menschlichen Seele am innigsten zusage. Der Mensch hat unendlich mehr Ursachen des Ernstes, ja des traurigen Ernstes, als der Heiterkeit. Die Ungewißheit über seine Zukunft, das Elend, das uns alle umgibt, und selbst dem Kurzsichtigsten auffallen muß, die Gewißheit des Verlustes, und die Möglichkeit, daß Alles im nächsten Augenblicke zu Ende ist — diese Thatsachen müssen in der Wagschale unseres Gemüths mehr wiegen als der Besitz des höchsten Glückes, als die Wohlthat des köstlichsten Genusses; wer sich daher in dem Taumel der Welt nicht ganz berauscht, muß der ernsten Stunden mehr als der heitern haben, und die Sprache, diese feine Kennerin des Herzens, nennt darum die Freude eine Zerstreuung. Die Wehmuth aber bringt Süßigkeit in das Herbe der Betrachtung, und ist ein gemilderter Ausdruck wirklichen Leides; sie hat etwas von jener Ermattung, die auf die Krankheit folgt, uns noch fesselt, und noch lähmt, aber zugleich das Behagen der gelinderten Qual einflößt. Der Schmerz ist der männliche, die Wehmuth der weibliche Gott. — Wie die Trauer, so mäßigt diese sanfte Vermittlerin auch die Freude; sie ist dann gleichsam das Vergnügen, das in sich selbst die Sonde wirft, und die Wogen seines Laufes zählt. Sie ist bei den wenigsten Menschen ein regelmäßiger fortlaufender Zustand, allein sie lebt bei der leichtesten Berührung auf; die verschiedensten Begegnisse und Zufälle heben sie aus ihrem leichten Schlummer, denn sie liegt auf der Gränze aller Gefühle, am liebsten aber beginnt sie das gedankenvolle Spiel, wenn die Seele, müde von dem Tumult des Lebens, in ihre einsame Grotte zurückkehrt. Sie ist keine moderne Erfindung, die antike Welt kannte sie, wie wir, sie klingt schon in den Gesängen eines Mimnermus wieder, und war bei dem Thränenlächeln Hectors schon geboren; sie schwebt, von Sophokles' Genius getragen, über dem Haine von Kolonos und verirrt sich zuweilen sogar in die freundlichen Hütten des guten Horaz. Nur unser Schaugepränge mit eignem Schmerze, oder dem erlognen Scheinbilde eignen Schmerzes war den Alten unbekannt, und frei, wie sie, von der Sucht, mit persönlichem Jammer zu prunken, besitzt in unseren Tagen Beranger, wie Wenige, jene glückliche Melancholie, die schon in Rom und Hellas heimisch, als verborgne Ader hier, sichtbarer dort, durch fast alle seine Lieder geht. Auch Barbiers Pianto ist unter dem Stern der Wehmuth, der zugleich der Stern der Liebe ist, geboren. Das Bild der erblichenen Glorie Italiens stimmt den Dichter wohl zur Klage, und die Betrachtung der erloschenen Vorzeit wird bei ihm zur Ahnung einer glänzenden Zukunft; die Auferstehung Julia's in der Tragödie, nur mit besserem Ausgang, schwebt ihm als das künftige Loos des schönen Landes vor. Auch der Segen und die Herrlichkeit des Klima's scheint den Unmuth der Verse zu beschwichtigen, und selbst auf dem Schutt der Ruine läßt sich seine Muse von dem Dufte der blühenden Orange und dem seligen Odem der südlichen Lüfte umgaukeln. Seitdem wandelte Hrn. Barbier die unglückliche Lust an, zu den Lorbeern Juvenals zurückzukehren, er wollte England, wie früher Frankreich, geißeln, und schrieb seinen Lazare, allein die Hand war unterdessen in den Umarmungen des wollüstigen Italiens lahm geworden, und die Hiebe fielen ungemein matt aus. Nicht die Ideen sind es, in denen der Dichter rückschritt, sein Geist zeigt noch denselben Reichthum, noch dieselbe Tiefe, aber die Spannkraft des poetischen Vermögens, zum Behufe der Satyre wenigstens, erschlafft; nicht für immer erschöpft jedoch, nur ermüdet scheint Barbier, und es läßt sich hoffen, daß durch spätere glücklichere Arbeiten sein Lazare nur zu einer mißlungenen Episode seines Dichterlebens werde. Unsere Zeit verdient überhaupt die Juvenalische Galle nicht, ihre Gebrechen sind im Allgemeinen nicht schreiend genug dazu; ein Spott, wie ihn Horaz und Sheridan geübt, würde dem Grade ihrer Entsittlichung, wie dem Fortschritte ihrer Bildung wohl mehr entsprechen. Horaz ist hie und da Beranger für sie; der Sheridan ihrer politischen Narrheiten zu werden, unternahm Eugen Scribe, und seine Versuche in diesem Fache wurden hinlänglich ermuntert, um in der Zukunft dem satyrischen Staatsdrama festen Boden zu geben. Scribe's größere Komödien sind vielleicht das Beste, was das heutige Theater der Franzosen hervorgebracht; durch ihren Styl zureichend über das gemeine Vaudeville erhaben, um der Literatur anzugehören, haben sie das doppelte Verdienst ei-

ner unterhaltenden Intrigue und einer so treffenden Aehnlichkeit in Zeichnung von Personen und Zuständen, daß sie dem künftigen Geschichtschreiber, wenn als Belege nicht, doch mit Nutzen als Vergleichungspunkte dienen können. Nicht bitterer Hohn, nicht persönliche Verunglimpfung entstellt diese Lustspiele; nur der Kobold deshaften Scherzes treibt in ihrem Bezirke seine Spiele mit Thorheiten und Thoren, mit Betrugen und Betrügern. So treu die Porträts sind, so ziehen sie nicht bloß durch ihre Treue, sondern auch durch den allgemeinen Charakter ihrer Züge an. Bertrand und Raton ist eine verschleierte Anspielung auf gewisse Verhältnisse, die minder Unterrichteten entgehen kann, allein die Fopperei, die der Grund des Ganzen ist, wird von jedem, der sich nur ein wenig in Welt und Geschichte umgesehen, begriffen werden. Wer das Labyrinth des Pariser Lebens genauer durchforscht hat, wird in der Cameraderie eine Menge von Abenteuern und geheimen Fäden wieder finden, die der Fremde kaum bemerken wird, allein die Narrheiten und Verwirrungen, die hier großer und kleiner Ehrgeiz verursacht, haben sich zu allen Zeiten und aller Orten wiederholt. Scribe hat ein bißchen alle Parteien gerupft, und alle haben es ihm verziehen, nur die äußerste Linke nahm es ihm übel, daß er ihre „großmüthigen Ideen," so gut, wie andere Humbugs, aufgezogen, und namentlich in seiner letzten Komödie die Manie der Unabhängigkeit lächerlich gemacht habe. Scribe meint, wie Solon vor dem Tode Niemand glücklich, so wolle er auch vor der letzten Stunde Niemand unabhängig preisen, und das legen ihm die Unbestechlichen des National und anderer spartanischen Blätter als Majestätsverbrechen an Edelsinn und Armuth aus. Schon geht die Gattung, die Scribe geschaffen, in andere Hände über; Theodor Murets „Frauenrechte," Camille Bernards „ein Mittagsessen bei Barras" und das „Kirchthurmrennen" von Anvers folgen als artige, in hübschen Reimen verfaßte Kleinigkeiten dem Lustspiele Scribe's, wie die Jungen der Henne nach, der platten „Schwüre" Vincents, der „Popularität" von Delavigne, die schwerfällig, ernsthaft, einer Streitschrift ähnlicher als einer Komödie, nicht in die epikuräische Schule Scribe's gehört, des politischen Menschenhassers von Querelle, der nie die Bühne betrat, und der Form und Geist nach ganz verschiedenen Studien Eugène Sue's in dieser Sphäre nicht zu gedenken. Viel Erwartung erregte das angekündigte Lustspiel von Mad. Emile de Girardin „die Schule der Journalisten." Gefällige Reinheit der Sprache, gelinde Wärme der Empfindung, leiser Anflug von Schwärmerei in ihren Elegien, Feinheit der Beobachtung in einzelnen Stellen ihrer Romane und Werke, Schilderung der Hohlheit und des überfirnißten Elends, woran die Gesellschaft leidet, in dem größeren Gedichte Napoline, andrerseits Mangel an Phantasie und Eigenschaften höherer Ordnung in all ihren Schriften, lassen auf ein Werk, in dem Anmuth, Geist und leichte aber hübsche Auffassung der Verhältnisse die Abwesenheit des Genie's angenehm und unterhaltend ersetzen, kurz auf ein dramatisches Feuilleton von der pikantesten Art schließen. Mag diese wohlwollende Annahme nun eine Täuschung, mag sie eine richtige Schätzung seyn, immer kann das politische Lustspiel, wenn es auch nie aus dem Kreise des Genrebildes heraustritt, für das Theater eine reiche Mine, und mit größerer Wahrscheinlichkeit eine Quelle europäischer Berühmtheit werden, als alle Meisterwerke des romantischen Drama.

* * * S—t.

(Seitdem obiger Artikel geschrieben worden, ist das Lustspiel der Madame Girardin bekanntlich erschienen und hat in der Pariser Presse den ungeheuern Lärm verursacht. Ein Urtheil desselben Verfassers über das Stück findet sich in der Beilage der Allgemeinen Zeitung, 1839, Nro. 360.)

An den Unwandelbaren.

Von M. P. James.

Ein Schiff fuhr im Meere, die Segel gebläht,
Mit wallenden Wimpeln, vom Westwind umweht;
Der lächelnde Himmel, der spiegelnde Pfad,
Verhießen ihm Freude am fernen Gestad;
Es schien, wie es schwamm in des Morgenhauchs Hut
Ein leuchtender Punkt in der Ewigkeit Fluth:
Wo ist jetzt das stolze? Zerschellt an der Klippe'
Und hoch geht die See ob dem morschen Gerippe.

Es stand eine Stadt einst mit Kronen gekränzt,
Von Zeichen errungener Siege beglänzt,
Der Flug ihrer Banner im sausenden Feld
Bedrohte mit Knechtschaft die zitternde Welt:
Wo ist jetzt die mächt'ge? Verödet und wild
Blickt kohl sie hinaus in das dürre Gefild,
Und die Lüftchen, die durch das Gemäuer klagen,
Erzählen von alten vergangenen Tagen.

Ich kannte ein Herz einst, so froh und so hell,
Von lächelnder Hoffnung ein strömender Quell,
Und jedes von neuem entsprießende Jahr
Brachte größere Freuden dem Seligen dar:
Noch schwingen die rollenden Jahre sich um,
Doch wo ist das Herz jetzt? Gebrochen und stumm!
Die Hoffnungen all sind zu Grabe getragen,
Die vor ihm so lockend, so lügend einst lagen.

Ich blickte zum Sternenheer hoch über mir
Und es schien mir ein leuchtender Spiegel von dir;
Es dämmt keine Schranke sein endlos Gebiet,
Es streifet kein Winter den Lenz, der doch blüht,
Und ob auch ein Sturmwind umeißert sein Bild,
Die folgende Stunde hat neu es enthüllt.
Es trägt, was da blühet, Vernichtung im Schooße,
Du Blühender nur bist der Wandellose!

Fr Notter.

Berichtigung. Nro. [illegible] S. 97. Sp. 2. Z. 25 v. u. lese man „Merz" st. „Marx."

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 27 u. 28.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

7 März 1840.

Canzone.

Nach Silvio Pellico da Saluzzo.

Wer weckt dem Gefangnen
Die Lust des Gesanges?
Du, Sonne, du Göttin,
Du Quelle des Lichts.

Wie jenseits der Mauern
Du meines Gewölbes
Mit Liebe berauschest
Die ganze Natur!

O liebliche Bäche
Entquellenden Lichtes,
Geströmt auf die Wellen,
Die leben durch dich!

So klein auch der Tropfen,
Den trinket mein Kerker,
Belebt doch auch er sich,
Kein Grab ist er mehr.

Doch ach! warum schenkst du
Des traurigen Landes
Unglücklicher Gegend
So selten dich nur?

Nah' öfter, seitdem hier
Italische Hexen
Die Tage durchseufzen
In finsterer Haft!

Nicht kennend dein Verlangen
Empfindet der Sklave,
Nie mächtig und glühend
Die Sehnsucht nach dir.

Doch wir, von der Wieg' an
Dich liebend, wir müssen
Dich suchen und sehen
Dich, oder vergehn.

Daß nie an dem feenen,
Italischen Himmel
Ein Schleier von Wolken
Verdüstere dich!

Dem Vater, der Mutter
Von diesem Gefangnen
Entnehme die Trauer
Dein festlicher Strahl!

F. Freiligrath.

George Sand
über das phantastische Drama.

(Goethe's Faust, Byrons Manfred, Mickiewicz's Konrad.)

Die hochbegabte, geistvolle Romandichterin hat sich in neuerer Zeit aufs Drama geworfen, und nicht nur producirend tritt sie in diesem Gebiet auf, sondern auch reflectirend und kritisch. Es wird unsern Lesern interessant seyn, zu vernehmen, wie sie sich über das eigenthümliche Product der neuern Zeit, das phantastisch, oder wie es richtiger, nach ihrem eigenen Zugeständniß, heißen würde: das metaphysische oder philosophische Drama ausspricht, als dessen Hauptrepräsentanten die drei obenstehenden, berühmten Namen von ihr betrachtet werden. Ist auch in den Urtheilen und Ansichten von G. Sand Vieles für uns entweder nicht ganz neu, oder erscheint uns Anderes nicht als begründet und wahr, so werden wir doch statt der Belehrung gern den Aufschluß annehmen, den uns dieser Aufsatz über die Denkweise, die Gesinnung und das ganze geistige Leben und Streben der merkwürdigen, mit Ernst die Wahrheit suchenden, wenn auch häufig überspannten und leidenschaftlichen Frau gibt.

„Diese drei Werke, seltsame und kühne Productionen, Früchte eines Jahrhunderts der philosophischen Forschung, denen nichts

aus vergangenen Zeiten verglichen werden kann, sind, ich wage es zu behaupten, in Frankreich sehr wenig gekannt. Faust ist nur von denen begriffen, die man die Aristokratie der Intelligenzen nennt; Manfred hat selbst in England nichts zum Ruhme Byrons beigetragen, obgleich sich vielleicht der prachtvollste Aufschwung seines Genie's darin beurkundet. Und was den Act aus den Dziady von Adam Mickiewicz betrifft, so glaube ich versichern zu können, daß er unter den Franzosen nicht hundert Leser gefunden, und ich weiß recht tüchtige Köpfe, die ihn nicht verstehen wollten oder nicht konnten.

Ist Frankreich gleichgültig oder abgeneigt den ernsten Ideen, welche zu diesen Werken begeisterten? Gewiß nicht! Gott bewahre mich davor, Deutschland jene philosophische Superiorität zuzugestehen, welche der geringste unserer politischen Fortschritte so eclatant Lügen straft, denn ich begreife nichts von einer Weisheit, die nicht weise, von einer Kraft, die nicht stark, einer Freiheit, die nicht frei macht; aber ich besorge, Frankreich ist zu classisch, um so bald den Grund und Gehalt der Sache zu würdigen, wenn die Form es nicht anmuthet. Als Faust erschien, schrie der damals noch herrschende akademische Geist laut auf über die Unordnung, die Seltsamkeit, das Unzusammenhängende und die Dunkelheit dieses Meisterwerks; die Akademie hielt noch die Poetik Boileau's fest, der freilich die Vermischung des metaphysischen und des wirklichen Lebens nicht hätte begreifen können, welche die Neuheit und Größe der Form des Faust ausmacht.

Vielleicht nur Einem Zeitgenossen Goethe's war es gegeben, die Bedeutung und Schönheit dieser Form zu begreifen, und dieser Zeitgenosse war der größte Dichter der Epoche, war Lord Byron. Auch bedachte sich dieser nicht, sich derselben zu bemächtigen; denn einmal entlassen, wird jede Form ein Gemeingut, welches jeder Dichter seinen Ideen anzupassen das Recht hat. Byron ergriff die Form des Faust, wahrscheinlich ohne es selbst zu wissen, aus Instinct oder Reminiscenz, obgleich er selbst die eigentliche Quelle seiner Inspiration ablängnete, um sie von dem Aeschyleischen Prometheus abzuleiten. Aber auch nur die Form, und das Urtheil Goethe's über Manfred, daß sich Byron darin seinen Faust angeeignet, oder ihn in sich aufgenommen (siehe diese Bl. Jahrg. 1837. S. 228), geht viel zu weit. Ich begreife die Behauptung Goethe's, nachgeahmt worden zu seyn, so wenig als die Ablängnung Byrons, wenn er fürchtete, der Nachahmung beschuldigt zu werden. Erstlich scheint mir die Aehnlichkeit der beiden Dramen, was die Form betrifft, nicht so in die Augen fallend, als es Goethe zu behaupten beliebt. Diese Form ist im Faust nur ein Versuch, ein prachtvoller Versuch allerdings, den man aber im Manfred erweitert und vervollständigt findet. Was die Neuheit und Originalität dieser Form ausmacht, besteht in der Verbindung der metaphysischen Welt mit der Welt der Wirklichkeit. Diese beiden Welten gravitiren um Faust und um Manfred als um ihren Angelpunkt. Es sind zwei verschiedene Mittelpunkte, und doch eng vereinigt und geschickt verknüpft, wo sich bald der Gedanke, bald die Leidenschaft des Typus Faust, oder des Typus Manfred bewegen. Um mich philosophisch auszudrücken, könnte ich sagen: Faust und Manfred repräsentiren das Ich, oder das Subject; Gretchen, Astarte und alle wirklichen Gestalten der beiden Dramen repräsentiren das Object des Lebens des Ichs, Mephistopheles endlich, Nemesis, der Hexensabbath, der Genius Manfreds und die ganze phantastische Welt, welche sie hinter sich herschleppen, bezeichnen das Verhältniß des Ichs zum Nicht-Ich, das Denken, die Leidenschaft, die Reflexion, die Verzweiflung, die Reue, das ganze Leben des Ichs, das ganze Leben der Seele, dem Auge vorgeführt, gemäß dem Vorrecht der Poesie, unter allegorischen Formen und unter Namen, die durch christliche oder heidnische Religionsvorstellungen, oder durch mittelalterlichen Aberglauben sanctionirt sind. Diese Veranschaulichung der innern Welt, dieser große Kampf des Bewußtseyns mit sich selbst, mit der durch die Außenwelt auf es hervorgebrachten Wirkung unter sichtbaren Formen dramatisirt, ist von sehr schlagendem und neuem Effect. Neu, trotz dem Prometheus des Aeschylus, trotz den Furien des Orestes und der ganzen phantastischen Welt der Alten, trotz den Gespenstern Hamlets, Banquo's und Julius Cäsars, trotz dem Don Juan Molière's und Mozarts. Denn bei den Alten, wie bei den Modernen, die sie nachgeahmt haben, haben solche Erscheinungen nicht den rein metaphysischen Charakter, den Goethe ihnen gegeben. Sie bedienten sich dieser Erfindung weit mehr als eines dramatischen, denn als eines philosophischen Mittels. Ohne Zweifel hatten sie dabei eine sehr bedeutende, sittliche oder ästhetische Idee im Sinne, aber diese Idee war nicht der Grundgedanke ihres Werks, wie dieß anzunehmen der modernen Kritik beliebt hat. Es konnte nicht so seyn, und die Zeit wird zeigen, daß unsere Interpretationen aus dem neunzehnten Jahrhundert, von den Mysterien früherer Poesien, wie von historischen Mythen, der Umsicht ermangelten und großentheils höchst willkürlich sind. Trotz der geistreichen Erklärung und Deutung des Hamlet durch Goethe bin ich überzeugt, daß Shakspeare sein herrliches Drama mit viel mehr Naivetät und Unbewußtheit concipirt und ausgeführt hat, als Goethe annehmen möchte, und daß, was diesem an dem Helden Shakspeare's so spitzfindig und räthselhaft erschien, in den abergläubischen Vorstellungen seiner Zeit seine ganz klare und einleuchtende Erläuterung fand. Wie begriffe man sonst die unermeßliche Popularität der tiefsten Dramen Shakspeare's? Man müßte nur annehmen, daß ein aus lauter Metaphysikern und Philosophen bestehendes Publicum der ersten Aufführung Hamlets oder Macbeths angewohnt habe. Der gute Shakspeare selbst, weit mehr Künstler und viel weniger Skeptiker, als man in Deutschland und Frankreich glaubt, würde sich ohne Zweifel wundern, wenn er, wieder ins Leben tretend, alles das zu lesen bekäme, was man von Commentaren zu unsern Uebersetzungen seit zwanzig Jahren geliefert hat.

„Der ganze Hamlet also, wie er im Wilhelm Meister analysirt ist, gehört Goethe und nicht Shakspeare, wie auch Faust weder der deutschen Chronik, noch Marlow, noch Widmann, noch Klinger angehört, sondern allein Goethe'n. Und hier ist der Ort zu sagen, daß Faust indirect vom Hamlet Shakspeare's abstammt, sofern er direct abstammt von Goethe's Hamlet im Wilhelm Meister, ein glückliches Zeugniß von Goethe's mächtigem und schöpferischem Genius, der, die Größe Hamlets noch nicht

genügend findend, sich zur Höhe des Geistes seines Jahrhunderts zu erheben, und ihm einen Erben wie Faust zu geben vermochte.

„Das Drama Faust bezeichnet denn, meines Dafürhaltens, eine Gränze zwischen der Aera des Naivphantastischen, wie es in gutem Glauben als dramatisches Hülfsmittel und zur Beförderung des Effects gebraucht wurde, und der Aera des Tiefsinnigphantastischen, dessen man sich in philosophischem Sinn bediente als metaphysischer und ... soll ich es sagen? religiöser Ausdrucksweise. Ja, ich sage religiöser, denn die großen Werke, von welchen ich sprechen will, gehören der Philosophie an, d. h. der Religion der Zukunft — der Skepticismus Goethe's, wie die Verzweiflung Byrons, wie die erhabene Wuth Mickiewicz's.

„Das ganze literarische Europa glaubte es Goethe aufs Wort, als er entschied, Byron habe seinen Faust in sich aufgenommen und die seinen Zwecken zusagenden Motive auf eigene Weise benützt. Byron selbst war erschrocken über die Aehnlichkeit, welche Goethe auffiel, als er mit affectirter Gleichgültigkeit schrieb: die erste Scene gleicht wohl der im Faust. So haben auch die wenigen französischen Kritiker, welche einen Blick auf die prachtvolle Improvisation von Mickiewicz zu werfen würdigten, in aller Eile gesagt: „wieder eine Nachahmung Faust's! wie Goethe gesagt hatte, Faust sey das Original Manfreds. Nun ja! sey es denn! Faust hat in der Kunst des dramatischen Zeichnens Byron und Mickiewicz als Modell gedient; und ihre Dramen gleichen dem Goethe's, aber weit weniger, als irgend ein classisches Stück in fünf Acten und in Versen einem andern classischen, fünfactigen Stück in Versen gleicht. Das metaphysische Drama ist eine Form. Sie ist nun einmal gegeben, und ist von dem Tag ihres Erscheinens an Gemeingut geworden. Es ist eine Erfindung, deren Ehre Goethe zukommt, und wofür er durch glänzende Apotheosen belohnt worden ist. Jetzt aber gehört sie der Zukunft an, und die Zukunft wird, wie Byron und Mickiewicz bereits angefangen haben, die Entwicklungen geben, deren sie fähig ist. Nun aber habe ich zu beweisen, daß Inhalt, Umfang und Ausführung der drei metaphysischen Dramen wesentlich verschieden sind. Ich werde mich bemühen, in Beziehung auf Grundidee und Form den großen philosophischen und religiösen Fortschritt hervorzuheben, welchen diese drei, doch in einander sehr nahestehenden Epochen entstanden, bezeichnen.

Goethe.

„Goethe sah im Menschen und konnte in ihm nur sehen ein Opfer des Verhängnisses; der Mensch, mochte er nun in der Unwissenheit stecken bleiben, oder sich durchs Wissen emporschwingen, schien ihm das Spiel der Leidenschaften und das Opfer des Stolzes seyn zu müssen. Er anerkannte nur Eine Macht in der Welt: die unbeugsame Wirklichkeit. Goethe schloß das Jahrhundert Voltaire's mit einem Glanz, welcher Voltaire'n selbst auslöschte. Goethe, obwohl ein Schüler Voltaire's, läßt ihn weit hinter sich in der Kunst, Gott zu verkleinern und den Menschen zu zermalmen; das kommt daher, daß Goethe das Wissen und den lyrischen Genius vor Voltaire voraus hat — Waffen, welche mächtiger sind, als der witzige Geist (esprit) und mit welchen er noch den witzigen Geist verbindet — als letzten scharfen Pfeil, den er gegen die Geduld der Gottheit so gut wie gegen das Elend des Menschen richtet.

— „Gewiß, Goethe gilt als großer Dichter, und es läugnen wollen, könnte als Blasphemie erscheinen. Indeß, nach den Begriffen, die wir uns vom Ideal eines Dichters machen, wäre Goethe vielmehr ein großer Künstler; denn wir können uns keinen Dichter denken ohne Enthusiasmus, ohne Glauben, ohne Leidenschaften, und die Kraft Goethe's, welche in Abwesenheit jener Elemente der Poesie wirkte, ist eines jener vereinzelten Wunder, welche mehr dem Talent als den Ideen die Bahn vorschreiben. Goethe ist der wahre Vater der so viel erörterten und auf beiden Seiten so übel begriffenen Theorie: die Kunst rein um der Kunst willen! Er ist ein so gewaltiger Künstler, daß allein seine Fehler nachgeahmt werden können, und daß seine götzendienerischen Anbeter, die, nach seinem Vorbild, die Kunst um der Kunst willen trieben, am Ende gar nichts hervorbrachten. Diese Theorie Goethe's sollte und konnte in andern Händen als in den seinigen gar keine Anwendung finden. Dieß erheischt einige Erklärungen.

„Ich weiß nicht mehr, wer den Dichter beschrieben hat als eine Mischung von Künstler und Philosoph; diese Definition ist die einzige, die für mich einen Sinn hat. Aus der Empfindung des Schönen, das dem Geist vermittelt wird durch die Sinne, sonst das Materiellschöne genannt, und aus der Empfindung des Schönen, das allein durch die metaphysischen Fähigkeiten der Seele erfaßt wird, sonst das Intellectuellschöne genannt, entspringt die Poesie, der Ausdruck des Lebens in uns, anmuthig oder erhaben, je nach der Macht und Kraft dieser beiden Gattungen von Vermögen in uns. Das Ideal des Dichters wäre somit, nach meiner Ansicht, das: zu einem herrlichen Gleichgewicht der künstlerischen und der philosophischen Vermögen zu gelangen. Hat ein solcher Dichter je gelebt? Ich glaube daß er noch geboren werden soll. Schwach wie wir sind, in diesen Zeiten des unvollendeten Ringens und Arbeitens, fühlen wir innerlich immer, daß sich die eine Reihe von Vermögen auf Kosten der andern entwickelt. Bald, gekreuzt in den kühnen Bestrebungen unsrer Seele und von bitterem Zweifel erfüllt, fühlen wir das Bedürfniß, die positive Religion und das Schauspiel der menschlichen Gesellschaft zu fliehen; dann werfen wir uns wieder in den Schooß der ewig jungen und schönen Natur, wir lassen uns wiegen von poetischer Träumerei, und uns, so zu sagen, dem Schöpfer Angesicht gegen Angesicht gegenüberstellend im Schooß der Schöpfung, durch alle Poren einsaugend die unvergängliche Schönheit der Dinge, rufen wir aus mit Faust:

„Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir Alles;" u. s. w.

In dieser Gemüthsstimmung sind wir Künstler; in dieser Gemüthsstimmung war Goethe Pantheist, was nichts Anderes ist, als eine gewisse Art und Weise, die Natur als Künstler, allerdings als großer Künstler, anzuschauen.

„Aber die Einsamkeit und die Betrachtung genügen unserem Bedürfniß so wenig, als dem Faust's, und nicht die Stimme des Mephistopheles ist es, die uns dieser Zurückgezogenheit entreißt, sondern die Stimme der Menschheit selbst ist es, die uns mit seinen Worten zuruft:

„Wie hätt'st du, armer Erdensohn,
„Dein Leben ohne mich geführt?"

In der That, wir fühlen, daß alle unsere Bestrebungen zur Gottheit hin unmächtig sind, so lange wir außer der uns von ihr angewiesenen Bahn uns zu ihr zu erheben trachten. Wir fühlen, daß diese schöne Natur nichts ist, ohne die Thätigkeit der Menschheit, welcher Gott das Amt übertrug, das Werk der Schöpfung fortzusetzen. Unser Leben beschränkt sich aber auch nicht allein auf das Vermögen, die Außenwelt anzuschauen und zu bewundern. Der Mensch muß lieben, leiden, die Wahrheit suchen mit Ringen und Angst. Umsonst suchte er sich den Stürmen zu entziehen, die über seinem Haupt grollen; der Sturm bricht aus in seinem Herzen; die Gesellschaft oder die Familie machen Ansprüche auf ihn, das Band der Neigungen will nicht reißen; er muß ins Leben zurückkehren!

„Und bald beginnt wieder um uns der Lärm der Welt; bald durchwühlen uns wieder die Gefühle der Menschheit heroischer oder kläglicher als je; und wenn in diesem Sturm die Gedanken unseres Gehirns und die Bedürfnisse unsers Herzens einen Glauben, eine Tugend, eine Weisheit, irgend ein Ideal suchen, so bekommen unsre geistigen Strebungen eine neue Richtung. Jenes Gefühl für das Materiellschöne, dessen Ausdruck uns noch vor kurzem die Kunst war, richtet sich jetzt, bereichert mit den Formen, welche die Kunst uns eingibt, auf umfassendere und ernstere Gegenstände. In dieser Geistesstimmung sind wir Philosophen; wir wären wahrhaft Dichter, wenn wir die Kunst hinlänglich zu handhaben wüßten, um sie ebenso zum Ausdruck unsers metaphysischen wie unsers poetischen Lebens zu machen.

„Aber das wäre ein Fortschritt, den die Kunst noch nicht bis zu dem Grad hat steigern können, um den Widerstand des Vorurtheils zu besiegen, das die Aufgabe des Künstler-Dichters auf die Schilderung des äußern Lebens beschränken will, ihm höchstens gestattend, so weit einzudringen in das menschliche Herz, um das Geheimniß seiner Leidenschaften zu überraschen. Goethe, der größte literarische Künstler, der je gelebt, hat es nicht thun wollen oder nicht thun können. Im philosophischsten und abstractesten seiner Werke, im Faust, sieht man, wie er zu sehr von der Kunst in Anspruch genommen ist, um ganz, oder wenigstens genügend Philosoph zu seyn. In diesem prachtigen Gedicht, wo sonst nichts fehlt, fehlt doch etwas Wesentliches: das Geheimniß von Fausts Herz. Was für ein Mensch ist Faust? Keiner weiß es zu sagen. Es ist der Mensch überhaupt, es ist der Kampf zwischen der Strenge des Gesetzes und den Leidenschaften, zwischen dem Idealen und dem Atheismus. Aber wie schwach ist dieser Kampf, und wie trägt der leichtfertige Geist des Zweifels so leicht den Sieg davon über diesen in Studien und Nachdenken gereiften Mann. Und doch nennt Gott diesen Mann seinen Diener in dem seltsamen Prolog! Wenn Gott von der Menschheit überhaupt so spricht, so muß man gestehen, daß der Geist des Bösen leichtes Spiel gegen ihn hat, und daß er nur mit dem Flügel über die Erde hinstreifen darf, so fällt sie in seine Gewalt. Handelt es sich allein um den berühmten Doctor Faust, so täuschen Gott und der Leser sich gleich im Anfang gewaltig über die geistige Kraft dieses Weisen, welchen der geringste Spaß des Mephistopheles aus der Fassung bringt, den das leiseste Versprechen von Reichthum und Wohlleben in den Abgrund stürzt. Ist es Goethe selbst, dessen große Gestalt durch die Person des Doctors durchschimmert, so sind wir aufgeklärt und begreifen, warum in der Form und im Inhalt seines Werkes der Künstler unvollständig, dunkel, befangen geblieben ist, oder es verschmäht hat, sich zu enthüllen; warum Fausts Fall so rasch erfolgt, und der Triumph des Mephistopheles so naiv ist. Wir glaubten Zeugen von dem Kampf des Göttlichen und Idealen gegen die gemeine Wirklichkeit werden zu sollen; wir sehen, daß dieser Kampf nicht statt haben kann in einer Seele, welche von Natur schon der kaltesten Realität unterthan ist. Da, wo gar keine erhabenen Wünsche und Strebungen vorhanden waren, da kann es auch keine Tauschung, keine Niedergeschlagenheit, keine Verwandlung des Wesens geben. Und darum erscheint mir Goethe nicht als das Ideal eines Dichters, denn er ist ein Dichter ohne das Ideale.

So müssen wir denn das Geheimniß des Faust im Grunde von Goethe's Herzen suchen. Sobald uns der Dichter bekannt, ist uns das Gedicht erklärt. Ohne dieß bleibt uns Faust ein Räthsel; er ist durchdrungen von dem Hauptfehler, dem der Verfasser nicht zu entgehen vermochte, daß er nämlich nicht in Uebereinstimmung mit dem historischen Charakter der Person, noch mit dem Plan des Gedichts handelt. Lange war Goethe schon aufs engste liirt mit Mephistopheles, als ihm einfiel, die Heldenthaten von diesem gegen den Doctor Faust zu erzählen; und wenn es ihm leicht ward, den boshaften Dämon mit all der Ueberlegenheit seines Geistes reden und handeln zu lassen, so war es ihm dagegen unmöglich, aus Faust einen von seiner Bahn abgelenkten Jünger des Idealen zu machen. Faust ist in seinen Händen ein Wesen ohne bestimmte Physiognomie geworden, ein schwankender, gemalter, sich selbst unerfaßlicher Charakter; er hat nicht das Bewußtseyn seiner Größe und seiner Kraft, und eben so wenig das seiner Erniedrigung und Schwäche. Er ist ohne Widerstandskraft gegen die Versuchung, er ist ohne Verzweiflung nach seinem Fall. Sein einziges Leiden ist der Ueberdruß; er ist der ältere Bruder des spleendehafteten, ekeln Werther. Vor seinem Pact mit dem Teufel ist er der Weisheit und des Denkens überdrüssig; kaum hat er sich mit dem kalten und frechen Gesellen verbunden, so ist er in noch höherem Grade des ewigen, monotonen Spottes überdrüssig, der ihm nicht gestattet, sich unbefangen seiner Träumerei oder seinen Leidenschaften zu überlassen. Eh' er Gretchen liebt, ist ihm die Einsamkeit zur Last; seit er sie besitzt, liebt er sie nicht mehr, oder wenigstens vernachlässigt, vergißt er sie, empfindet die Leerheit aller menschlichen Dinge, und Mephistopheles muß ihn an seine Geliebte erinnern:

Statt in den Wäldern zu thronen" u. s. w.

und Faust erwiedert:

„Fühl' ich nicht immer ihre Noth?
Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehauste?" u. s. w.

Dann kehrt er zu ihr zurück, denn er ist gut, mitleidig und billig; und diese natürliche Rechtlichkeit, die der Dämon nicht in ihm besiegen kann, ist wieder ein ausgezeichneter Charakterzug Goe-

the's, der die Person Fausts noch seltsamer und inconsequenter macht. Worin liegt denn das Verbrechen Faust's? Man kann sich gar nicht denken, womit er es denn verdient, daß Gott ihn so verläßt, während er seine Verpflichtungen gegen den Teufel erfüllt. Sein Gehirn verfolgt immer ein gewisses Ideal von Ruhm und übermenschlicher Macht, das doch nicht das göttliche Ideal ist; er wird weder hingerissen noch gesättigt durch die Leidenschaften, die ihm der Geist des Bösen einflößt. Man sieht nicht ein, worin er Gretchen getäuscht hat. Es ist nirgends eine Spur von einem Versprechen seinerseits, oder von einer Forderung ihrerseits. Wenn er von ihr weg auf den Brocken zieht, das heißt sich in wahnsinnige Leidenschaften, in den Strudel der Ausschweifung und des falschen menschlichen Ruhms stürzt, so ergreift ihn am Arme einer unsaubern Schönen der Abscheu, und vor seinem Auge steigt das phantastische Bild Gretchens auf. Und wie er, von der Brockenscene zurück, ihr Unglück erfährt, spricht er seinen Zorn und Schmerz gegen den Dämon in einer Art aus, die den schönsten Ergießungen Shakspeare's würdig zur Seite steht. In seiner gewaltigen Entrüstung ist Faust, der sich hier zum erstenmal klar abzeichnet, belebt von jener Energie des Gerechtigkeitssinns und jener großartigen und einfachen Freimüthigkeit, welche bei Goethe auf so bewundernswerthe Weise den Mangel des idealen Vermögen ersetzen. Er weist den Uebermuth des Teufels zurück und zwingt ihn, ihn zu Gretchen zu führen, um sie zu retten. „Hier, wo die Rolle des Liebhabers zu Ende ist, und die des Mannes beginnt, vergißt man, was Alles dem Faust gefehlt hat, um Gretchens Liebe zu entsprechen; man sieht nur noch die Rechtlichkeit und den Eifer, womit er sich bemüht, unbeabsichtigte Verbrechen wieder gut zu machen; denn es hat nicht von Faust abgehangen, daß die Liebe eines Weibes die Oede seines Herzens ausfülle, und Mephistopheles bemächtigt sich seiner am Schluß auf eine sehr willkürliche Weise. Man muß daraus schließen, daß Goethe, ein großer Künstler, ein erhabener Lyriker, ein scharfsinniger und gründlicher Gelehrter, ein edler und reiner Charakter, aber kein Philosoph, kein Idealist, nicht gefühlvoll oder leidenschaftlich im zartesten Sinne, den Faust, so wie er ihn zuerst gefaßt, ausführen entweder nicht konnte oder nicht wollte; daß diese ganze Geschichte, dieß ganze Drama, all diese Personen und Ereignisse, so wunderbar dargestellt und verflochten, so reich an Interesse, Anmuth, Energie und Pathos, doch nicht den Gegenstand einrahmen, den sie einrahmen sollten, nemlich: den Kampf des Gefühls des Göttlichen gegen den Hauch des Atheismus. Es ist nicht das Drama von Faust, wie wir es heute fassen würden, und wie es ohne Zweifel selbst Goethe geahnt hatte, ehe er Hand daran legte; es ist die Geschichte Goethe's, halb nach der Natur, halb nach Willkür und Laune skizzirt; es ist die Geschichte des vorigen Jahrhunderts, die Existenz Voltaire's und seiner Schule; das Resultat der Systeme von Carteſius, Leibnitz (?) und Spinoza, deren bewundernswerther, gemeinfaßlicher, lyrischer Herold Goethe ist; und so würde ich den Inhalt und die Idee Fausts so zusammenfassen: der idolatrische Cultus der vergötterten Natur (wie das achtzehnte Jahrhundert sie verstand), der einen gewaltigen Kopf so weit verstört, daß ihn das menschliche Loos und Leben anekelt, und ihm die Gefühle menschlicher Neigungen und Pflichten unmöglich werden. — Zur schrecklichen Strafe für eine solche Verirrung der Wissenschaft und der Philosophie, welche die Materie vergöttert, und über der Wirkung die Ursache vergißt, das Princip über dem Resultat, hat Goethe, getrieben von einem prophetischen Instinct, den er selbst nicht recht begriff, den Schüler Spinoza's mit einem entsetzlichen Ueberdruß, mit langsamer Verzweiflung heimgesucht, wogegen vergeblich der Voltaire'sche Spott, der Stolz der Wissenschaft und die mächtige Heiterkeit von Goethe's eigner Natur ankämpfen.

„Eine solche Philosophie (wenn es eine ist) konnte kein anderes Resultat haben. Nach dem Rausch des über den Katholicismus erfochtenen Sieges, nach dem Behagen, das der menschliche Geist empfinden muß, wenn er sich von einem Hemmniß befreit und einen großen Schritt gethan hat, beurkundet sich das Bedürfniß des Idealen, und für jeden, der sich weigert, dieß Bedürfniß anzuerkennen, wird die Abwesenheit des Idealen zu einer tiefen, geheimnißvollen, nicht gestandenen und nicht begriffenen Qual, zu einer Art von heilloser Verdammniß, die er Sattheit, Spleen, menschliches Elend nennt, die sich aber den Jüngern des Idealen leicht erklärt. Der von Goethe erneuerte Cultus der Natur des J. J. Rousseau und der Schule des achtzehnten Jahrhunderts, ausgedehnt und veredelt durch das synthetische Genie, das er im Studium der Naturwissenschaften offenbarte, konnte doch die Bedürfnisse eines so umfassenden Kopfes, eines so aufrichtigen Geistes wie der seinige, nicht befriedigen. Diese erhabene Schöpfung, die er auf den harmoniereichsten Saiten seiner Leyer besang, mußte, entbehrend der Idee der schöpferischen Liebe, welche Dante il primo amor nennt, bald das Verlangen seiner Seele ermüden, und sich seiner erschrockenen Phantasie darstellen als stumm, fühllos, schrecklich, bewußtlos wie die blinde Nothwendigkeit, die sie erschaffen und sie im Daseyn erhielt. Sein Genius machte die Runde um das Weltall; und auf seinem gränzenlosen Flug begrüßte er alle glänzenden Herrlichkeiten des Unendlichen; aber als sein Flug ihn wieder auf die Erde zurückgebracht, fühlte er, wie seine Flügel schwach und lahm wurden; denn im Himmel wie hienieden hatte er nur Materielles begriffen und empfunden; und es war nicht der Mühe werth, solche Räume zu durchmessen, wenn man nichts Besseres entdeckte. Er wäre gern gestorben, um mehr zu erfahren:

„Ein Feuerwagen schwebt auf leichten Schwingen,
An mich heran" u. s. w.

Man müßte alle Monologe Fausts von Anfang bis zu Ende citiren, worin Goethe mit so prächtigen Farben den Durst nach dem Unendlichen schildert. Aber sucht man darin einen einzigen Satz, welcher zeigte, daß dieser Durst des Stolzes und der Wißbegier durch ein Gefühl göttlicher Liebe entzündet sey, so findet man kaum ein paar Worte, die freilich wohl dem Doctor Johann Faust in den Mund gelegt werden mußten, um ihm ein wenig die Physiognomie der Legende und den Geist des Mittelalters zu lassen, aber die so übel eingefügt, so wenig in der Ueberzeugung oder in dem Instinct des Dichters gewurzelt sind, daß sie nur Dunkelheit und augenfällige Widersprüche ver-

breiten. Man muß es wohl sagen: das Gefühl der Liebe hat bei Goethe gefehlt; seine weiblichen Leidenschaften waren nur Erregungen oder Befriedigungen des Verlangens; seine Freundschaften nur Protectionen oder Belehrungen; seine symbolische Theosophie nur eine geistreiche Allegorie, welche den Cultus der Materie und den Mangel göttlicher Liebe verschleierte. Eine einzige Idee von Liebe hätte Faust jenen Abgrund des Himmels erschlossen, dessen Geheimniß seinen Ehrgeiz zermalmt. Glaubte er nur an die Vorsehung, an die Weisheit, die Güte, die Liebe des Schöpfers, übersetzte er nur den Text der Genesis (!!): im Anfang war die Liebe, statt, wie er thut: „im Anfang war die Kraft [vielmehr die That], so würde ihm die Liebe in seiner Natur ein anderes Vermögen offenbaren, als das: alle Wesen zu beherrschen; die Herrschaft des höchsten Geistes, die ihn empört und erbittert, würde ihm als rechtmäßig und väterlich erscheinen; er würde nicht mehr das schneidende und wahnsinnige Bedürfniß haben, der Gebieter der Welt und Gott gleich zu seyn, und eine Macht anerkennen, vor welcher sich zu beugen in diesem Leben schon süß, und in deren Schooß es wonnevoll ist, sich in Hoffnung zu versenken, wenn man der Zukunft entgegenschaut.

(Fortsetzung folgt.)

Letzte Mittheilungen aus dem Tagebuch eines Arztes.

(Fortsetzung.)

Die zwei letzten Bände enthalten nur drei, aber größere, Erzählungen, insgesammt höchst traurigen Inhalts. Dabei möchten wir der ersten darunter, betitelt: das junge Ehepaar, den Vorwurf machen, daß in ihr durchaus keine sittliche Lehre, keine Warnung enthalten zu seyn scheint, und somit auch dem kläglichen Ausgang die eigentliche Versöhnung fehlt, wenn man nicht diese finden will in dem sanften, ergebungsvollen Tode des einen, jammervollern Opfers einer traurigen Fügung, und dem ebenfalls noch berichteten, jedoch mehrere Jahre später eingetretenen Tode des Andern. Der Verfasser behauptet auch hier ausdrücklich die Wahrheit der zu Grund liegenden Facta, und glaubt dem Publicum durch seine Erzählung eine ernste Lehre nahe gebracht zu haben, die er mit den Worten der heiligen Schrift so ausspricht: „Ich aber sprach, da mir's wohlging: ich werde nimmermehr darniederliegen, denn, Herr, durch dein Wohlgefallen hast du meinen Berg stark gemacht; aber da du dein Angesicht verbargest, erschrack ich!" Hierin ist ausgesprochen die Wandelbarkeit und Unzuverlässigkeit der menschlichen Dinge, und wohl auch die Warnung: nie auf gegenwärtiges Glück zu pochen; aber diese Wahrheit ist, wenn auch beherzigenswerth, doch gar zu allgemein; das hier erzählte Unglück kann in keiner Weise als Folge und Strafe von vermessenem Vertrauen in das Glück des Augenblicks angesehen werden, und von den Unglücklichen wird nirgends gesagt, daß sie auf ihr Glück gepocht hätten, sondern nur daß sie sich desselben arglos erfreuten. Die Erzählung ist nämlich kurz folgende.

Das junge Ehepaar.

Sir Henry Harleigh, aus einem alten Hause, geistvoll, reich, jung, vermählte sich mit einer jungen Dame, die seiner in jeder Beziehung würdig, geistvoll, schön und heiter war. Man pries beide als ein wahrhaft glückliches Paar, da aufrichtige Liebe von beiden Seiten sie zusammenführte. Ihre Eigenthümlichkeiten schienen ganz berechnet, einander gegenseitig zu ergänzen, zu mäßigen, zu mildern, ins Licht zu stellen. Er war nicht ohne einen Anflug von Schwermuth und besaß viel Feuer, das er jedoch zu beherrschen wußte; sein Inneres schien von stürmischen Leidenschaften und aufstrebendem Ehrgeiz unruhig bewegt; Lady Anna dagegen war die Heiterkeit und der Frohsinn selbst. Sechs Monate nach der Vermählung kehrte das immer noch glückliche Paar, nach ansehnlichen Reisen auf dem Continent, nach London zurück, und glänzte als eine der hervorragendsten Erscheinungen der Saison, der Mittelpunkt der Freude und der Stern der Modewelt. Die zärtlichste Liebe beider Gatten war unverkennbar. Eins war des andern Stolz und Freude; sie waren einander genug und beide die Beneideten in der Gesellschaft.

In der nächsten Saison machten sie selbst ein glänzendes Haus; Sir Henry jedoch, als thätiges Parlamentsmitglied vielfach beschäftigt, nahm an den Festen und Vergnügungen in seinem Haus wenig Antheil, wurde immer mehr Politiker, lebte viel in den Clubs und galt ein wenig für einen Sonderling. Sein Benehmen ging oft in kalte, stolze Zurückhaltung über, die fast an Schroffheit gränzte; doch blieb er gegen seine schöne Gattin immer gleich zärtlich und liebevoll.

Nach einiger Zeit glaubte man eine Uebellaunigkeit, Reizbarkeit und Unruhe an ihm zu bemerken, die man sich aus seinem politischen Treiben nicht zu erklären wußte. Man sah ihn oft gänzlich zerstreut und abwesend, und wenn sein Bewußtseyn wiederkehrte, war er sehr erregt. Stand es vielleicht schlecht mit seinem Vermögen? war er durch boshafte Gerüchte eifersüchtig gemacht worden? hatte er sich in politischen Verdruß verwickelt? Niemand wußte es; aber seine Verstimmung und Niedergeschlagenheit nahm zu, und man wollte jetzt auch auf der Lady Anna fröhlichem Antlitz zu Zeiten Wolken entdecken. Aus ihrem Auge blickte oft ängstliche Sorge hervor; die Farbe ihrer Wangen wechselte; sie war oft zerstreut, ungeduldig, unruhig. Man sagte: sie fühle sich nie recht wohl in ihres Gatten Anwesenheit, und erst mit seinem Weggehen kehre ihre Heiterkeit wieder. Sonderbar genug schienen beide Gatten wechselseitig die Gegenstände ihrer Angst und Sorge zu seyn, und zu wissen, daß sie es waren. Man hatte ihn nach ihr und sie nach ihm verstohlene Blicke werfen sehen; sie hatte seine, er ihre Bewegungen beobachtet; sie hatten einander sogar belauscht, und Mehrere behaupteten, daß beide dann plötzlich erblaßt seyen. Alle Welt erschöpfte sich in zum Theil ziemlich lieblosen Vermuthungen. Die Neugier stieg aufs höchste, als überall erzählt wurde, eines Abends sey Sir Henry ein Brief gebracht worden, den er erblassend und mit bebender Hand durchflogen, worauf er mehrere Tage im höchsten Grade verstört gewesen sey.

Beide Gatten erschienen immer seltner in Gesellschaft, und

wenn sie erschienen, legten sie sich augenscheinlich den härtesten Zwang auf. Man hörte Lady Anna seufzen, man sah ihre Augen voll Thränen, und wenn sie bemerkte, daß sie von Sir Henry beobachtet wurde, was oft geschah, machte sie gewaltsame Anstrengungen, ihre Fassung wieder zu gewinnen. Einmal führte er sie plötzlich in ziemlich auffallender Weise zum Saal hinaus.

Bald nach dem Schluß der Saison gebar Lady Anna einen Sohn, und sodald es die Umstände erlaubten, reiste Sir Henry mit seiner Gattin nach der Schweiz. Spät im Herbst kamen sie nach London zurück, ließen sich aber wenig in Gesellschaft sehen. Ihre Stimmung schien nicht verändert, und Lady Anna schien sehr angegriffen. Plötzlich hob Sir Henry seine ganze Einrichtung in der Stadt auf und bezog einen eilf bis zwölf englische Meilen von London entfernten Landsitz, wo sie in großer Einsamkeit lebten. Anna's Familie war über den Grund ihrer Unruhe offenbar im Dunkeln.

Nach einiger Zeit wurde der Arzt (der Verfasser) durch ein vertrauliches Schreiben von Sir Henry auf den nächsten Morgen zu ihm gebeten, unter Anempfehlung tiefer Verschwiegenheit. Der Wagen Sir Henry's holte den erstaunten Arzt ab; am Parkthore ward er ersucht auszusteigen, und im Hause, wo er statt einer zahlreichen Dienerschaft nur ein ältliches Frauenzimmer fand, empfing ihn endlich der Baronet, in bequemer, reicher Hauskleidung eine edle Gestalt — mit dem ausdrucksvollsten, aber von Sorgen umwölkten Gesicht. Sein Benehmen war etwas hastig und verlegen; er lud den Arzt zum Frühstück zur Lady Anna, und bis dahin entdeckte er ihm nach manchen Andeutungen und Winken und Fragen, daß seine Frau — wahnsinnig sey. Die Pein die er deßhalb in der letzten Zeit ausgestanden, habe ihn selbst fast irre gemacht. Er bat den Arzt, den er mit ihr allein lassen wollte, sie genau zu beobachten, besonders ihr Auge — und ja ihn nicht zu verrathen!

Sie fanden Lady Anna — die Anmuth selbst — im Morgenkleide am Theetisch; sie war sehr blaß, schien etwas überrascht, und in ihren Augen drückte sich große Beängstigung, ja Furcht aus. Sir Henry vermochte es nicht über sich, ruhig zu erscheinen; eine flüchtige Röthe überzog seine Wangen, seine Hand war unsicher, seine Stimme fast erstickt — sein Wesen erregt und höchst beklommen.

Nach einer kurzen, gezwungenen und peinlichen Unterhaltung entfernte sich der Baronet, dem Arzt einen Wink gebend, seine Prüfung zu beginnen. Dieser bemühte sich mit der Lady Anna ein Gespräch anzuknüpfen und suchte die Rede auf ihre Gesundheitsumstände, auf ihre Stimmung zu lenken; er konnte nichts Unstätes in ihrem Blick, nichts Excentrisches in ihrem Wesen, nichts Unzusammenhängendes in ihrer Rede, nichts als eine gewisse Abgespanntheit und Beängstigung an ihr entdecken. Sie war schmerzlich überrascht, als er ihr gestand, ihretwegen hieher berufen zu seyn; sie sagte ihm: er könne sich nicht vorstellen wie grausam sie leide — „hier", indem sie die Hand aufs Herz legte, sie sey eine gränzenlos elende Frau — es sey peinvoll, das Geheimniß zu verschweigen, aber es würde schrecklich seyn es zu offenbaren — kurz, ihre Worte, in denen sich übrigens nichts Verwirrtes entdecken ließ, waren von der Art, daß sie die Befürchtungen Sir Henry's wohl rechtfertigen konnten. Der Baronet erschien bald wieder und der Arzt begleitete ihn dann. Sie besprachen sich dann über ihren Zustand. Der Arzt gab an, daß er des Baronets Besorgnisse nicht ungegründet finde, daß vielleicht eine Absonderung räthlich sey, und versicherte tröstend, daß er alle Hoffnung habe, die Patientin wieder völlig herzustellen. Der unglückliche Gemahl stöhnte und ächzte bei dem Gedanken, daß seine süße, himmlische Anna von seinem Herzen, aus ihrem Hause, von ihrem Kinde verbannt werden sollte und in ein — ein — Irrenhaus, wollte er sagen, geschickt werden — da brach er kurz ab, und fuhr, seltsam lächelnd und leise flüsternd fort: er wolle dem Arzt ein Geheimniß anvertrauen. Athemlos hörte ihm der Arzt zu; und das Geheimniß des Baronets bestand darin, daß er die Erfindung gemacht haben wollte, Talg in Wachs zu verwandeln — eine Erfindung, deren Ausführung ihm jährlich 50,000 Pf. eintragen sollte. Der Arzt war von einem Wahnsinnigen getäuscht worden; er konnte nicht mehr zweifeln nach seinem gräßlichen Gelächter und seinem irren Blick. Er fügte hinzu, er habe ihm das große Geheimniß keineswegs um nichts und wieder nichts enthüllt, sondern weil ihn etwas ganz Erschreckliches betroffen habe. Es sey nothwendig geworden, eine neue Quelle der Unabhängigkeit zu entdecken, und diese sey jetzt gefunden. Doch sey das Geld das Wenigste dabei. Seine Frau kenne sein Geheimniß, und eben der Gedanke daran habe ihr den Kopf verdreht.

Der Arzt machte sich so gut und bald als möglich von dem Wahnsinnigen los, der, plötzlich von Mißtrauen ergriffen, er möchte Gewaltmaaßregeln gegen ihn beabsichtigen, seine Abreise zu hintertreiben suchte und den Jockey's mit der Pistole drohte. Von diesen erfuhr der Arzt unterwegs die tollsten Sachen von dem Baronet, wie er seine Gemahlin quäle und ängstige. Diese aber habe der ganzen Dienerschaft Stillschweigen anempfohlen.

Der Arzt fuhr jetzt zu des Baronets Verwandten und dann zu einem berühmten Irrenarzt, Doctor Y., mit welchem verabredet wurde, daß Sir Henry bei ihm untergebracht werden solle. Dieß geschah. Doctor Y. imponirte dem Unglücklichen — nach einer ergreifenden Scene mit Anna wurde er nach London gebracht. Wir fassen das Uebrige kurz zusammen. Lange Zeit lebte er im Hause des Irrenarztes, bald ganz friedlich und mild, bald wild und tobend, seine unglückliche Gattin verzehrte sich in Kummer und siechte dem Grab entgegen — endlich aber entdeckte der Arzt, durch einen Journalartikel, die Veranlassung von Sir Henry's Wahnsinn. Es sollten nämlich demselben vor einiger Zeit merkwürdige Eröffnungen in Betreff des Rechtstitels gemacht worden seyn, kraft dessen er dermalen im Besitz seiner Würde und seiner großen Güter, aber mit Unrecht, sich befinde. Die darauf Anspruch habende Person sollte seit einiger Zeit im Lande sich aufhalten und nicht geringe Aussichten auf Erfolg haben. Der jetzige Inhaber sollte auch wegen ungeheurer Summen inzwischen bezogener Renten in Anspruch genommen werden. Eine Unterredung mit der schon sehr schwachen Lady Anna bestätigte ihm seine Vermuthung. Die arme Dulderin hatte das Geheimniß, welches ihr Gatte ihr zu verbergen

sich bemühte, etwa sechs Monate, nachdem er selbst davon in Kenntniß gesetzt worden war, entdeckt, aber sich, weil sie sah, wie ängstlich er es ihr zu verhehlen suchte, die Miene gegeben, nichts davon zu wissen, und sowohl hiedurch, als in Folge des durch die Spannung und Angst mehr und mehr sich ausbildenden Wahnsinns ihres angebeteten Gatten namenlose Qualen erduldet, welche ihre Gesundheit und ihr Leben untergruben. Dieß Alles, die verschiedenen Gestalten, welche der Wahnsinn des Baronets annahm, ein letztes Wiedersehen der unglücklichen Gatten und der Tod der Lady Anna ist mit erschütternder Wahrheit geschildert. Der Proceß wurde für den Baronet gewonnen, da der Ansprüche Machende in der Nacht vor der Entscheidung am Schlage starb; aber es war zu spät. Der Baronet entfloh aus seinem Gewahrsam, kam nach dem Tode seiner Gattin wieder zum Verstand, verließ England und starb acht Jahre darauf, nachdem ihm sein Kind vorangegangen war.

Wir räumen dieser Erzählung gern das Verdienst einer vortrefflichen Darstellung ein, aber vom ästhetischen Gesichtspunkt betrachtet, fehlt ihr die Versöhnung, die poetische Gerechtigkeit; und eine unmittelbar einleuchtende sittliche Wahrheit oder Warnung vermögen wir auch nicht darin zu erkennen, wenn man schon mancherlei nützliche Reflexionen dabei machen kann. Wenn man den Wahnsinn Sir Henry's auf eine eigene Schuld zurückführen darf und will, so bestände diese wohl hauptsächlich in einem falschen Stolz, daß er nicht den Muth hatte, ein unverschuldetes, drohendes Unglück seiner Gattin vertrauensvoll mitzutheilen, statt es ängstlich in seiner Brust zu verschließen; vielleicht auch in Mangel an Vertrauen zu seinem eigenen Werth und seiner eigenen Kraft, daß er mit dem Verlust seines Vermögens seine Lage als verzweifelt ansah; indeß steht diese Schuld, wenn man es so nennen will, in keinem Verhältniß zu dem Unglück des Wahnsinns, und jedenfalls hat der Verfasser auf dieſe Punkte nicht hingewiesen.

(Schluß folgt.)

Lord Marwells Gutenacht.

Ein Vorbild Byrons.

Lord Byron sagt in seiner Vorrede zum Childe Harold, die Idee zu dem im ersten Gesang dieses Werkes vorkommenden vortrefflichen Gedicht „Ade, Ade mein Vaterland" ꝛc. (Adieu, adieu my native shore), sey ihm durch die alt schottische Ballade „Lord Marwells Gutenacht" eingegeben worden. Da diese von Walter Scott in seinem Minstrelsy of the scotish border angeführte Dichtung der Mehrzahl der deutschen Leser weniger bekannt seyn dürfte, so wird eine Uebersetzung derselben in vorliegenden Blättern nicht ungern gesehen werden.

„Ade, o Mutter, hohe Frau,
Ade, drei Schwestern mein
Ade, Robert von Orchardstone,
Mit Schmerzen denk' ich dein!

Ade, du Ros' und Lilie, —
Der Rosen Rose mir —
Ade mein Weib und einz'ge Lust!
Nicht darf ich seyn bei die!"

„Lord Johnstone fiel durch meine Hand:
Ich sag' es Allen lühn!
Mein edles Herz trotzt ihrer Wuth:
Mein Valer fiel durch ihn'
Bei Tag und Nacht lag ruheles
Der Rache Last auf mir;
Jetzt wird mir was ich längst gesucht,
Und fort muß ich von hier."

Ade, Drumlanrig, falscher Freund,
Mit Closehnen im Verband,
Grierson, der von dem Valer floh,
Als er zu ihm sich wandt'.
Drei Brüder waren's im Verband —
Finch treff' sie für und für!
Ihr falscher Lug, ihr feiges Herz
Trennt jetzt mein Lieb' von mir!"

„Ade Dumfries, mein eigner Herd,
Ade Carlaverock gut!
Ade du festes Schloß von Thrieve
In meiner Mannen Hut!
Ade Lochmabens Thor so schön,
Langholm, des Wiekwalds Zier!
Ade mein Weib und einz'ge Lust,
Nicht darf ich weilen hier!"

„Ade schön Eskdale auf und ab,
Du meiner Freunde Haus!
Durch ihre unbeschützte Schaar
Wird ziehn der Feinde Graus!
Doch rächend kehr' ich mercheee noch
Dereinst vor ihre Thür!
Ade mein Weib und einz'ge Lust,
Ich darf nicht seyn bei dir!"

„„O Herr des Lands," die Lady sprach,
„„O zögest du mit mir,
In meines Vaters hohes Schloß,
Geborgen wären wir!
Die Hamiltons und Douglas dort
Erhöhen ihr Banier!""
„Dank für die Liebe, süßes Kind,
Doch muß ich fort von hier!

Und ab zog er 'nen goldnen Ring,
Daran drei Siegelstein':
„Hier! nimm dir dieß, mein holdes Lieb',
Und denk' an immer mein.
Doch nähmst du einen andern Lord,
Eh' wieder ich bei die,
Drei Tag' nicht hält' er Lebensfrist,
Obwohl ich selbst nicht hier!"

Der Wind war feisch, das Schiff bereit,
Der Lord von ihr sich wandt',
Und Viele gaben ihm's Geleit;
Der Freunde, zu dem Strand.
Sie tranken Wein, und manch Bescheid
Ward frei ihm noch gebeacht;
So zog er durch die Flut so grau:
Lord Marwell nahm gut' Nacht.

Fr. Notter.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 29.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

12 März 1840.

Leben, Briefwechsel und Schriften Washingtons,

mit einer Einleitung herausgegeben von Guizot.

Unsern Lesern gedenken wir aus dem obengenannten Werke mit nächstem Einiges mittheilen zu können; einstweilen geben wir das Interessanteste aus dem Bericht, welchen Charles de Remusat über das wichtige Werk erstattet.

„Die Welt entbehret der großen Männer, und man behauptet, sie werde auch keine mehr sehen. Man verdammt die modernen Staaten dazu, diejenigen, die in ihrer Mitte geboren werden würden, zu übersehen oder zu verkennen; ja man spricht ihnen sogar die Kraft ab, solche hervorzubringen. Das Getreide treibt noch auf ihrem Boden, aber die Eiche wird nicht mehr darauf wachsen. Man sagt, dieß sey die Schuld unserer Civilisation, und zwar hält man sich gerade an das, was das Beste an ihr ist. Sie ist, so versichert man, zu vernünftig, zu regelmäßig in Allem, zu formalistisch in der Politik, um dem Genie des Handelns freie Bahn zu lassen. Die eifersüchtige Achtung vor allen Rechten, die noch eifersüchtigere Achtung vor allen Interessen, die steigenden Fortschritte des Geistes der Prüfung und Forschung, die unruhige Sucht nach Gleichheit, die nichts im Dunkel lassende Oeffentlichkeit, die Controle der öffentlichen Meinung, welche die Illusionen zurückweist und das Vertrauen vorsichtig prüft — erscheinen als eben so viele unübersteigliche Hindernisse für jene beinahe unumschränkte Macht, nach welcher die großen Männer streben, und die dazu erforderlich ist, daß man sie mit diesem Namen nenne. Es scheint, es gebe für sie kein Publicum mehr. Wo der Richter so viele, da sind die Bewunderer selten. Nun ist aber der Ruhm nichts Anderes, als die allgemeine Bewunderung, und die großen Männer leben nur durch den Ruhm. Zu gleicher Zeit sind die socialen Angelegenheiten etwas so Umfassendes und so Bekanntes geworden, daß keine Intelligenz sie beherrschen kann, und doch jede Intelligenz sich fähig glaubt sie zu fassen. Alles ist schwerer und weniger geheimnißvoll. Man glaubt nicht mehr an die Macht von Individuen. So scheint es müsse hinfort, was sich noch Denkwürdiges begeben soll, nur durch das Zusammenwirken Aller geschehen. Und wer kann es heutzutage der Gesammtheit gleich thun? Diejenigen, denen die Geschichte den Namen der Großen gab, haben es sich ihren Zeitgenossen gegenüber bequem gemacht, und welche Opfer sie auch der Nothwendigkeit gebracht haben mögen, sie haben sich doch fast immer als Gebieter benommen und ihrem Jahrhundert den Impuls gegeben. Es gibt Wenige, deren ganzes Leben etwas Anderes gewesen wäre, als eine lange und gewaltige Anstrengung, um die Welt zur Einwilligung in die Freiheit und Ungebundenheit ihrer Leidenschaften zu bewegen. Eine Persönlichkeit die sich gewaltthätig geltend macht — das war bisher das Merkmal der Größe. Ist ein solches Vorrecht heutzutage noch möglich, ist es nicht auf immer mit allen Vorrechten zu Grunde gegangen?

Aber doch hat es einen Mann gegeben, einen einzigen vielleicht, der gewiß den Ruhm verdient hat, und der weder seine Zeit noch sein Land gewaltthätig behandelt, der sich die Bewunderung unsers Jahrhunderts errungen hat, indem er seine Grundsätze achtete und dessen Ruf dem Bewußtseyn der Menschheit nichts gekostet hat; einen Mann, der getheilt und verfochten hat alle wahren Ideen, alle berechtigten Leidenschaften unserer Epoche, ohne ihre Ausschweifungen, Chimären und Schwächen zu kennen; dem es gelungen ist, seinen Namen zu einem herrschenden zu machen in dem nationalsten Ereigniß der Geschichte, und der groß war in einer Revolution; groß im Krieg und groß in der Politik, in der Freiheit und in der Regierungskunst, groß für die Philosophen und für das Volk; ein Weiser und ein Held — und dieser Mann ist der General Washington.

Hier haben wir also doch ein Beispiel; und sollte es auch das einzige bleiben unter den modernen Staaten, so wäre es doch immer gut, es ihrem Gedächtniß zurückzurufen; namentlich wäre es von Vortheil, Frankreich daran zu erinnern, es dem Unglauben entgegenzuhalten, welcher sich im Punkt der Größe und des Ruhmes mehr und mehr ausbreitet. Unser Vaterland

ergibt sich immer gar leicht einem entmuthigenden Skepticismus, einem erniedrigenden Mißtrauen. Daher war es ein glücklicher Gedanke, ihm die unläugbaren Ansprüche Washingtons auf die Bewunderung der beiden Welten in ihrer authentischsten Reinheit vorzulegen, ihm in Einem Gemälde zu zeigen, wie die Rechte der Nationen geehrt und vertheidigt, die Bedürfnisse und Forderungen des Jahrhunderts geschont oder befriedigt, seine Ideen realisirt und gefördert wurden, und doch inmitten von all diesem ein eigenes und persönliches Handeln, und so zu sagen die Originalität eines überlegenen Mannes im Einklang mit Allem und unterschieden von Allem, beherrschend und vertretend sein Vaterland, seine Epoche, seine Sache, in Einer Person Einheit und Vielheit bleibend, wie Pascal sagt, das hieß, unsern Augen ein schönes Schauspiel bereiten, und wahrlich, wir bedürfen schöner und erhebender Schauspiele. Guizot ist einer der Geister, welche die menschlichen Dinge nur von einem großen Gesichtspunkt anschauen mögen. Es ist seinem Geschmack, wie seinem Talent gemäß, alles was er berührt, zu erheben, und, der Geschichte gegenüberstehend, setzt sich sein Geist mit Leichtigkeit in Einklang mit der Größe der Ereignisse und der Menschen. Die Geschichte hat in der That zwei Klippen zu vermeiden. Es gibt eine banale und gefällige Philanthropie, welche das allen Dingen anhängende Uebel und Böse verkennt und verläugnet, und die Schwäche der Theorien, die Gefahr der Leidenschaften, die Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft und des menschlichen Willens übertüncht. Es gibt einen engherzigen und anschwärzenden Rigorismus, der die Macht der Wahrheit wie der Tugend bezweifelt, und der, die Kraft des guten Genius der Menschheit verkennend, ihr ihre Fortschritte und ihre Rechte streitig macht und zu zeigen sucht, daß sie beständig die Sklavin oder die Närrin ihrer Leidenschaften oder Träume sey. Das eine wie das andre System macht abwechselnd die Geschichte schmeichlerisch oder satyrisch, lügenhaft oder entmuthigend. Weit entfernt von diesen beiden Verirrungen ist der Geist Guizots, jener ernste und strenge Optimismus, der uns die wahre Philosophie der Geschichte wie die wahre Politik zu charakterisiren scheint. Keine von beiden soll weder unsern Schwächen liebkosen, noch unsern Ehrgeiz niederschlagen. Jene soll Alles begreifen, ohne irgend etwas Böses zu rechtfertigen, ohne etwas Wahres zu verhehlichen, ohne etwas Großes zu erniedrigen, während diese dem Staatsmann gebietet, nöthigenfalls seiner Partei zu widerstehen, ohne sie zu verrathen, seine Zeit zu lieben, ohne ihr allzugefällig zu seyn, und der Wahrheit und der Hoffnung Zugang und Leben in allen Gemüthern zu bereiten.

(Fortsetzung folgt.)

George Sand

über das phantastische Drama.

(Fortsetzung.)

„War nun Goethe, dieses erhabenen Instincts entbehrend, wahrhaft Dichter? Nein, obgleich er im Ausdruck und Form der erste Lyriker und der größte Künstler der zwei Jahrhunderte war, deren Zierde und Glanz er gewesen. War er Philosoph? Nein, obgleich er im Fach der Naturwissenschaften Arbeiten gemacht hat, die ihn, wie man versichert, den berühmtesten Naturforschern gleich stellen, und obgleich er, als der erste, die Ideen einer ziemlich abstracten Metaphysik in einer prächtigen poetischen Sprache darzustellen wußte. Die große, reichhaltige Reihe der Werke Goethe's bestärkt mich in der Ueberzeugung, daß er mehr Künstler als Dichter ist. Nirgends sehe ich ihn begeistert, hingerissen von dem Gefühl des Idealen im menschlichen Charakter. Goethe, der Sklave des Wahrscheinlichen, d. h. der gemeinen Wahrheit, geschworner Feind eines romantischen Heroismus als einer absoluten Abgeschmacktheit, konnte sich nicht entschließen, den Menschen als ganz gut, noch auch den Teufel als ganz böse zu schildern. Der Gegenwart verhaftet hat er die Welt gemalt wie sie ist, und nicht wie sie seyn sollte. Es scheint er habe sich gescheut vor einem moralischen Abschluß, gescheut vor irgend einer Gewißheit.

„Daher auch wehe dem, der Goethe nachahmen will! Wer, wenn er systematisch jede Art von Ueberzeugung zerstört, und im eignen Herzen jeder Sympathie den Krieg erklärt, um sich vor dem engherzigen Gesetz der gemeinen Wahrscheinlichkeit zu beugen. Wer könnte da groß seyn? Goethe allein vermochte es, nur er vermochte gut zu bleiben; denn er war nicht nur ein großer Schriftsteller, sondern auch ein schöner Charakter, eine edle Natur, ein uneigennütziges, redliches Herz. So urtheile ich nicht nach den von ihm erschienenen Biographien, auch nicht nach seinen eigenen Memoiren, denn ich bin etwas mißtrauisch gegen das Urtheil, das der Mann, d. r a t ward ohne eine Gewißheit, über sich selbst und über die Thatsachen seines frühern Lebens fällen muß; so urtheile ich nur nach seinen Schöpfungen. Seine Helden sind keine Romanheiden, aber gute Menschen. Ich bedauere, daß ich in ihnen nicht jenen Himmelsstrahl finde, der mich mit ihnen in eine höhere Welt empor trüge; aber ich weiß, daß sie noch nicht von diesem neuen Licht verklärt seyn konnten. Es war noch nicht über den Horizont herauf, als Goethe sein Leben und sein Genie in die Kluft des Jahrhunderts warf. Unmittelbar über ihm steht eine andere Gestalt, weniger grandios und vollendet, und doch verdunkelt sie ihn, denn schon zerstreut sich die Nacht, die Sonne steigt, und Byrons Stirne wird von ihren ersten Strahlen vergoldet. Das Ideale, einen Augenblick zurückgedrängt durch das neuerungssüchtige Streben des Jahrhunderts, erscheint wieder befreit von den Wolken jener Uebergangsphilosophie, als Sieger über die Nacht des Glaubensdespotismus.

Manfred.

„Goethe hat uns ein kostbares Erbe hinterlassen. Was auch der Gedanke des Erblassers gewesen, nehmen wir seine Wohlthaten mit Dankbarkeit an und suchen wir sie uns zu nutze zu machen. Eine schöne Form in der Kunst ist auch schon eine Wohlthat für unsern Geist. Sie erhebt unser Urtheil, sie schärft und stärkt unsern Geschmack, sie veredelt unsere Lebensgewohnheiten und belebt alle unsere Gefühle. Ahmen wir ja nicht die engherzigen Urtheile und die absurden Proscriptionen einer frühern Zeit nach, dadurch daß wir aus unserm neuen Tempel die großen Männer

verbannen, deren Formeln sich nicht mit unserer idealistischen Orthodoxie vertragen! Dieß alles findet seine Anwendung auf Byron noch mehr, als auf Goethe, auf Manfred noch mehr als auf Faust. In diesem Gedicht, dem Nachfolger des ersten, sehen wir, auf den ersten Blick, einen noch unglücklichern, noch schuldigern, noch verdammteren Menschen als Faust. Historisch ist es dieselbe Person wie Faust, denn es ist der von der widerlichen Gesellschaft des Mephistopheles befreite Faust, es ist Faust, widerstehend dem ganzen Heer der Hölle, Faust der Sieger über die Sinne, über eitle Wissensucht, über eitlen Ruhm und glühende Leidenschaften. Psychologisch ist es nicht mehr derselbe Mensch, sondern ein neuer, ein umgewandelter Faust, der die Qualen des thätigen Lebens durchgemacht hat, der unabsichtliche aber trostlose Mörder, Faust, der Gretchen und alle Hoffnungen und allen Trost überlebt hat. Nicht mehr der Ueberdruß und die Unruhe sind es, die seine Seele verzehren, sondern die Reue und die Verzweiflung. Er ist in eine neue Phase seines entsetzlichen Daseyns getreten. Die unglückselige Umgebung, die ihn einschloß, hat sich verändert, und sein Wesen selbst auch hat sich verändert. Nicht mehr der Spötter Mephisto ist es, der ihn mit seinen Sarkasmen quält und ihn mit Wollüsten berauscht, um ihn zu zwingen, unter dem Gesetz des Zufalls zu leben; das ganze Heer der Finsterniß, die Dews Ahrimans, der König der Dämonen in Person ist es, der mit Nemesis und den unheilvollen Parzen kommt, um einen Kampf auf Leben und Tod zu beginnen, aus welchem zwar Faust-Manfred als Sieger hervorgehen wird, aber wo noch entsetzlichere Qualen als die frühern seinen Todeskampf umlagern. In dieser neuen Phase, die man die Phase der büßenden Versöhnung Fausts nennen könnte, hat zwar der große Verbrecher, der erhabene Verfluchte nicht mehr die Qualen eines gierig strebenden Geistes zu erdulden; der Wissenstrieb hat in seinem kühnen Flug inne gehalten an dem Tag, wo das Herz brach. Aber aus diesen zerreißenden Schmerzen schöpft dieß Herz, das bei Faust nicht lebte, bei Manfred ein intensives Leben, ganz aus Reue und Gewissensangst bestehend, eine ununterbrochene, unerhörte Marter. Dieser neue Faust ist weit lebendiger, weit zugänglicher unsern Sympathien, viel menschlich edler als der erste. Wir finden bei ihm nicht mehr die Widersprüche, die uns bei Faust mit Erstaunen und Zweifel erfüllten. Das Geheimniß, welches sein vergangenes Leben einhüllt, bezieht sich nur auf Thatsachen, über welche zu grübeln unnütz ist. Seine Geschichte ist uns unbekannt, aber sein Herz ist uns entschleiert. *) Dieß Herz liegt halb offen und blutend vor uns da, es leidet, und sofort verstehen wir es, erkennen wir es, denn das Leiden ist unser Aller Erbtheil, und wir brauchen nicht eben ein Verbrechen begangen zu haben, um zu wissen, was es heißt: ewig weinen und hoffnungslos leiden!

„So ist denn Manfred ein weit höherstehender Mensch als Faust. Er besitzt nicht minder als dieser die Empfindung und den lyrischen Enthusiasmus für die Schönheiten der Schöpfung; aber er empfindet sie anders, er vergöttert sie anders als Spinoza und Goethe; er materialisirt nicht die göttliche Idee, im Gegentheil, er vergeistigt die materielle Schöpfung. Auch er „erkennt seine Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser," aber nicht indem er sich vernichtend der Materie sich gleich stellt, nicht indem er die Unsterblichkeit des Gedankens abschwört, um in resignirter Verzweiflung mit den groben Elementen des physischen Lebens Brüderschaft zu schließen. Nein! Manfred, nach Art der heidnischen Pythagoräer, leiht ein göttliches Leben den stummen Schönheiten der Natur, oder legt ihnen eine mehr als menschliche Intelligenz bei. Er beschwört die Feen in der fleckenlosen Weiße des Schnees und in dem stäubenden Dampf der Wasserfälle. Beim Ton der Schalmei ruft er:

„O wär' der Geist ich solchen holden Tons.
Eine lebend'ge Stimm', ein Wohllautshauch.
Ein allerfreuend, körperloses Wesen!"

Das Ideale, das dem Faust fehlte, strömt über in Manfred; das Gefühl, die Gewißheit der Unsterblichkeit des Geistes tragen ihn beständig aus der Welt der Sichtbarkeit in die übersinnliche.

„Niemand, denke ich, wird wohl hier den plumpen Einwurf machen, daß dieß Phantastische im Manfred nur ein Spiel des Geistes, eine Laune der Einbildungskraft sey, daß Byron nie an die Fee des Montblanc, das Schloß Ahrimans u. s. w. geglaubt habe. Jeder weiß, daß in der phantastischen Poesie alle diese Gestalten freie Allegorien sind. Aber in der Wahl und Behandlung dieser Allegorien offenbart sich klar der ideale Horizont des Dichters. Wo Faust nur auf Heren und Herenmeister auf Böcken und Besenstielen, kriechende und giftige Ungeheuer, häßliche und groteske Visionen eines wahnsinnigen Gedächtnisses, besessen von der Häßlichkeit der menschlichen Laster, stößt, da begegnet Manfred auf dem Berg schönen Genien, auf deren ruhiger und klarer Stirne sich die Unsterblichkeit abspiegelt. Das Phantastische bei Faust ist die blinde Unordnung und der Zufall, bei Manfred die göttliche Weisheit und Schönheit.

„Und darum scheint mir Byron, weniger Künstler als Goethe, d. h. weniger geschickt, weniger correct und logisch in vielen Beziehungen, doch weit mehr Dichter als Goethe, und weit religiöser zu seyn, als die meisten unserer modernen spiritualistischen Dichter. Ja sogar — ich bitte bescheidenst den großen Lyriker um Verzeihung, welcher an Byron die berühmten Verse gerichtet hat:

„Geheimnißvoller Geist, Mensch, Engel, Dämon,
Was Du auch seyst, ein guter — böser Genius,"

Byron scheint mir viel mehr vertieft in die Wissenschaft und Erforschung der göttlichen Dinge, als Herr von Lamartine selbst! Er hat nie die Tradition des Katholicismus angenommen, er hat nichts leichthin angenommen, die Sache erschien ihm zu wichtig, als daß er sie nicht hätte im Allerheiligsten seiner Seele mit Wärme und Bitterkeit erörtern sollen. Er kümmerte sich sehr wenig darum, für einen Atheisten oder Skeptiker zu gelten, er, der unter allen Poeten den stärksten religiösen Trieb und Instinct besaß! Durch die Natur dieses religiösen Gefühls selbst zu einer trotzigen Aufrichtigkeit verdammt, gab er allen anarchischen Bewegungen seines Bewußtseyns sich hin. Als er endlich müde ward, in diesem einerseits abergläubischen, andrerseits ungläubigen Jahrhundert vergeblich nach einer Formel zu suchen,

*) Eine abweichende Ansicht über diesen Punkt ist ausgesprochen in diesen Blättern, Jahrgang 1857, S. 230.

welche seinen Glauben erleuchtet hätte, unterlag er einer erhabenen Verzweiflung, und schrieb mit fieberglühender Hand:

„O sterben — — —
Mich wieder in das Nichts verwandeln,
Das vor des Lebens Qual ich war!"

Aber diese Stunden der Entmuthigung — zeugen sie nicht gerade von der schmerzlichen Ermattung eine Seele, die sich im Suchen nach einer Gewißheit der Unsterblichkeit erschöpft; und viele Stellen im Manfred sprechen es aus, daß er an die Ewigkeit des Gedankens und der Seele glaubt." (Hier folgen mehrere Citate, die wir des Raumes wegen übergehen; dann fährt der Verfasser fort:)

„Jedermann kennt die letzte Scene, die so unvergleichlich hoch über allen Entwicklungen ähnlicher Art steht; und nun vergleiche man damit das Ende von Faust. Hier ruft Mephistopheles dem Faust zu: „Her zu mir!" und Faust, immer der Sklave des Dämons, läßt sich wegreißen vom letzten Seufzer Gretchens. Man vergleiche diese feige Schwäche mit der erhabenen Kraft des sterbenden Manfred, und betrachte die Rolle, welche bei Byron der von einem göttlichen Hauch beseelte Mensch spielt, gegenüber von der Rolle, welche Faust bei Goethe spielt, im Kampf mit dem Geist der Finsterniß, d. h. mit seiner eigenen Armseligkeit, welche alles göttlichen Beistandes entbehrt. — Ich glaube nicht, daß das Phantastische je mit solcher Meisterschaft behandelt worden ist, oder je sonst behandelt werden kann, wie in dieser Schlußscene des Manfred. Nie hat man mit so einfachen Mitteln einen dramatischern Effect hervorgebracht. Dieß langsame Erscheinen des Geistes, den der alte Priester zuerst nicht wahrnimmt, und den er, wie er sich nach und nach zwischen ihm und Manfred sichtbar erhebt, mit Schmerz aber ohne Entsetzen betrachtet, ist von düsterm Ernst. Ich glaube es ist nichts auf der Welt so schwer, als eine ernsthafte Geisterbeschwörung. Goethe war, nachdem er den Mephistopheles mit glänzendem Witz und Spott ausgestattet, genöthigt, um ihn für die Phantasie fürchterlich erscheinen zu lassen, alle Kräfte seiner an gräßlichen Gemälden, an entsetzlichen Ungethümen reichen Erfindung aufzubieten. Nach ihm war nichts in dieser Art mehr möglich, und in seinen Fußstapfen zu wandeln, hätte nur zur Parodie geführt. Byron hat sich dieser Gefahr nicht ausgesetzt, sein düsterer und majestätischer Genius verachtete die kleinen Mittel, mit welchen der glänzendbewegliche Genius Goethe's so große Wirkungen hervorgebracht hatte; Byron sah im Teufel nur die Personification der Verzweiflung, die er in seinem Innern trug, und doch ist er in der Erscheinung dieser höllischen Gottheit ein eben so großer Künstler gewesen wie Goethe. Er hat selbst einen reinern Geschmack bewährt, sofern er keiner seiner phantastischen Gestalten die entsetzlichen Formen lieh, welche in das Gebiet der Malerei gehören. Er hat sie zu dem, was sie sind, gemacht, rein nur durch die Idee, welche sie darstellen, und doch sind es keine frostigen Allegorien, wenigstens empfindet man sie nicht als solche. Sie erfüllen die Phantasie mit kaltem Schauer so gut als die Hexen, welche um den Rabenstein herum „streuen und weihen," als Faust und Mephistopheles in der unheimlichen Nacht auf schwarzen Rossen daher brausen. Sie machen um so mehr Eindruck, je weniger man gegen sie auf der Hut ist. Es ist ein Meisterstück, diese Wirkung so zu erreichen, und die Gränze verschwinden zu machen, welche die philosophische Allegorie von der poetischen Phantasie trennt. Die Rolle des Abt von St. Maurice ist ein Meisterwerk, und steht weit über dem Priester Petrus, der uns in Mickiewicz's Drama begegnen wird. Es sind in ihm die Güte, der demüthige Eifer, der Glaube, die Liebe personificirt. Manfred zeigt nicht die geringste Bitterkeit gegen ihn; der Dichter fühlte, daß dieß Werk eine zu hohe Philosophie enthalte, als daß gegen diese oder jene Form der Religion darin angekämpft werden dürfte.

„Gibt es etwas im Gefühl und im Ausdruck Erhabneres, als die unbesiegbare Kraft Manfreds in der Stunde seines Todes, wo er die Verzweiflung verachtet, welche ihm den letzten Athemzug streitig macht, und über alle Gewissensbisse, alle Zweifel, alle Leiden seines Lebens siegt mit Hülfe jener großen Idee von der ewigen Weisheit und Gerechtigkeit:

„Vergeltung übt
Der Geist, unsterblicher Natur, an sich
Für all sein Thun und Trachten, gut und bös —
Er ist sich selbst des Elends Quell und Ende" —

Hierin liegt ein ganzes Dogma, und ein wahres Dogma! Und welche unglaubliche Verblendung hat denn in England das Vorurtheil in Aufnahme gebracht, daß Byron der Dichter der Gottlosigkeit sey? Und wie haben wir, die Vorurtheilsfreien, diese abgeschmackte Anklage wiederholen können? Ist er nicht in Wahrheit der inspirirteste unter den Dichtern, nicht der edelste Jünger des Idealen, der, in einer Zeit, beherrscht von Heuchlern und von Buhlerinnen, die ihnen als Agentinnen dienten, den gewaltigen Ruf der Empörung gegen den Fanatismus zu erheben gewagt, und gesagt hat: nein, der Geist des Bösen hält im Weltall der himmlischen Macht nicht das Gleichgewicht! Nein, Satan hat uns nicht in seinen Krallen; Ahriman ist unterjocht; das böse Princip muß fallen unter den Füßen des Erzengels, und dieser Erzengel ist der Mensch, erleuchtet endlich vom göttlichen Strahl, den Gott in ihn gelegt hat! — Grobe und thörichte Schmähungen sind gegen Byron erhoben worden; begierig hat man alle seine Fehler, mit maaßloser Freude am Skandal, verbreitet, und darauf gehört; aber ein Tag wird kommen, wo solche plumpe und unverständige Urtheile siegreich werden zurückgewiesen werden von den Kindern der geringsten Proletarier als veraltete Irrthümer. Gedulden wir uns denn! Die Nachwelt wird viele Irrthümer berichtigen, viel Unrecht gut machen. Dir, Byron, trostloser Prophet, Dichter zerrissener als Hiob und begeisterter als Jeremias, werden die Völker aller Stämme das Pantheon der Befreier des Gedankens und der Anbeter des Idealen öffnen!

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 30 u. 31.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

14 März 1840.

Herr Ebbe.

Dänisch.

Herr Ebbe ritt aus Dän'mark hinaus,
In die weite Welt will er traben.
Herr Ebbe war sich selber zum Graus,
Kann Niemand lieb mehr haben.

Er hatte getanzt im Hause der Braut.
Wer das aus dem Sinn ihm brächte!
Er hielt das Licht, als sie wurde getraut
Daheim in der letzten der Nächte.

Die Braut war seine Braut, ihm so werth,
Nun wollte den Bruder sie ehen.
Sie starben beide von Ebbe's Schwert;
Die Eltern mußten es sehen.

Fort trug ihn der Kiepper sonder Rast
Mit dem sausenden Wind um die Wette.
Den Freunden wie Feinden war er verhaßt,
Er hatte nicht bleibende Stätte.

Im Freien schlief er alljede Nacht,
Und löschte die Zung' im Thaue.
Sein Kiepper an seiner Seit' hielt Wacht
Im Sturmesgeheul, der graue;

Sah hin auf den Herrn und seufzte, wie's schien,
Bei seines Herrn Unglücke.
Fortjagte Herr Ebbe dreimal ihn,
Doch dreimal kehrt' er zurücke.

Nicht hält zu Lande Herr Ebbe noch aus,
Er setzt sich zu Schiffe geschwinde,
Mit dem Kiepper befährt er der Wellen Gebraus,
Es spielten die Segel im Winde.

Als zwischen Himmel und Wasser er stand,
Zu den Wolken blickend, den schnellen:
Die Schärp', ein Geschenk aus Adelheids Hand,
Die gab er den Winden und Wellen.

Den goldenen Ring, der so theuer ihm war,
Senkt' er in der Wogen Gewimmel.
Dem Ring folgt' eine Thräne, so klar,
All sahen's die Stern' am Himmel.

Das Ruder auch warf er über Bord,
Den Schild und das Schwert, das geröthet
Noch war von seines Bruders Mord,
Und das die Braut ihm getödtet.

So stürzt' er in der Wogen Gebraus,
Das Schiff mag im Winde treiben,
Das Pferd auch sprang aus der Fähre hinaus,
Beim Herren wollt' es bleiben.

B. S. Ingemann. (K. L. Kannegießer.)

Leben, Briefwechsel und Schriften Washingtons,

mit einer Einleitung herausgegeben von Guizot.

(Fortsetzung.)

Guizot, der unsers Erachtens die Politik und die Geschichte jederzeit so verstanden hat, mußte sich ganz in seinem Elemente finden, als er von der amerikanischen Revolution und vom General Washington zu sprechen hatte. Kein Ereigniß und gewiß kein Mann hat weniger Veranlassung zu jenen Beschränkungen im Lob und in der Sympathie gegeben, welche eine so peinliche Pflicht für den Historiker sind. Auch glaubt man, indem man Guizots Buch liest, zu empfinden, daß er die schöne Einleitung, worin er Washington ankündigt und beurtheilt, mit einer lebendigen und ernsten, glühenden und gehaltenen Begei-

sterung geschrieben. Sein Gedanke gefiel sich, ruhte begnügt in der Betrachtung des Schönsten unter allen irdischen Dingen: einer gerechten Sache, einer nationalen Revolution, eines tadellosen Ereignisses, eines großen und tugendhaften Mannes. Er hat sich bei seiner Darstellung bestrebt, in seinem Geist und in seinem Werk seinerseits zu verbinden und zu versöhnen, was er in der Wirklichkeit verbunden vorfand: die großherzigen und die praktischen Ideen, die Grundsätze der Freiheit und die Maximen der Ordnung, das gerechte Mißtrauen, welches die Kenntniß seiner selbst und der Menschheit einflößt, und den unerschütterlichen Glauben der Vernunft an die Herrschaft des Guten und den Sieg der Wahrheit. Kein ernstgesinnter Mann, der in den Kampf unsrer Meinungen und streitenden Ansicht hineingeschleudert ist, wird ohne innere Bewegung lesen, was Guizot geschrieben. Ich wünschte hoffen zu dürfen, daß er die grundlosen Anmaßungen gewaltthätiger und chimärischer Geister zerstören werde. Vornehmlich aber wünschte ich glauben zu dürfen, daß er denen wieder einige Kraft und Kühnheit einflößen werde, die, ohne Leidenschaften wie ohne Hoffnungen, den Ueberzeugungen mißtrauen, die Ideen verachten, und die ängstliche Scheue für Weisheit halten.

Wir versuchen nach Guizot ein Bild von Washington und seiner Zeit zu geben; vielleicht daß daraus einige Belehrung für unsre Zeit abzuleiten ist.

Das erste Erforderniß einer Revolution ist: daß sie rechtmäßig sey. Wir schreiben, Gott sey Dank, in einer Zeit, wo man die Rechtmäßigkeit der amerikanischen Revolution nicht mehr bestreiten wird; aber dieß Verdienst kommt nicht ihr allein zu. Die schweizerische, die holländische, die englische, die französische Revolution sind rechtmäßig gewesen. Aber die amerikanische Revolution stellt sich mit charakteristischen Merkmalen dar, welche sie vielleicht unter allen Ereignissen dieser Gattung zum reinsten und glücklichsten stempeln.

Man hat oft gesagt, die Amerikaner seyen ein neues, junges Volk, und eine Revolution sey für sie weit leichter gewesen, als für die europäischen Staaten. Gekrümmt unter der Bürde der Vergangenheit, belastet von Erinnerungen und Traditionen, können diese ihr Joch nicht abschütteln ohne gewaltige und manchmal strafbare Anstrengungen. Bei ihnen machen sich heftige Leidenschaften Luft im Angriff wie in der Vertheidigung. Der Fanatismus ist nothwendig, um zu zerstören, was der Fanatismus vertheidigt. Daher jene Kämpfe, jene Ausbrüche der Rache, jene Gräuel, welche England und Frankreich erlebten. Es ist wahr, die Vergangenheit lastete minder schwer auf dem amerikanischen Staat. Doch war er nicht so neu, nicht so von Erfahrung und Erlebnissen entblößt, als man oft annimmt. Das Land der Bewohner der dreizehn Colonien war neu, die Bewohner selbst waren es nicht. Es waren Schauspieler der alten Welt, auf das Theater der neuen verpflanzt; es waren alte Engländer in Neuengland. Sie trugen das tiefe Gepräge der in ihrem Stamm erblichen Gewohnheiten und Ansichten; die angebornen Tugenden hatten größere Einfachheit angenommen in dem rauhen Leben des Anbaues eines noch jungfräulichen Bodens, und mehr Kraft in den Kämpfen des Schanzgrabens gegen die Gefahren und Anstrengungen der Wüste. Es war eine eigenthümliche Verbindung der Sitten, mit welchen wir gern die Gesellschaften des Urzustandes schmücken, und der Traditionen, die nur vorgerückteren Staaten angehören. Ihr socialer Glaube war alt, wenn auch ihre Gesellschaft selbst es nicht war, und sie hatten sich der Natur genähert, ohne ihre Einsichten und Erinnerungen zu verlieren. Feinde der Unordnung wie der Unterdrückung, an Ehrfurcht gewöhnt und stolz, entschlossen und gemäßigt, hatten sie nichts von der Unerfahrenheit und von dem Ungestüm noch neuer Nationen, als sie sich ernst und beinahe friedlich für ihre Unabhängigkeit und Freiheit erhoben.

Die Ehre und die Ueberzeugung bewaffneten sie gegen Englands Despotismus, nicht die Verachtung einer schwachen Gewalt und verschriener Gesetze, nicht das Gelüsten nach Empörung, welches ganz natürlich entsteht in denjenigen, die da Zeugen sind einer verdorbenen und entnervten Regierung. Nicht der durch Mißbräuche und Fehler geweckte Geist der Kritik, nicht das durch Controversen ermuthigte, speculative Raisonnement hatten sie zur Entdeckung der Freiheit geleitet. Die Freiheit war für sie weder eine philosophische Induction noch eine literarische Neuigkeit, sondern ein nationaler Glaube und ein Familiengefühl. So verstanden, so geliebt, läuft die Freiheit nicht Gefahr, jene destructive Verneinung zu werden, welche mit allen Jochen auch alle Zügel zertrümmert, alle Leidenschaften gegen alle Regeln und Gesetze entkettet und die Welt verheert, um sie zu befreien. Die alte Regierung eines civilisirten Landes bietet oft in ihren letzten Jahren ein für die Moral der Völker gefährliches Schauspiel dar: das eines nicht ehrwürdigen Alters. Da eilt die Gewohnheit, die Institutionen zu verhöhnen, dem Verlangen sie zu ändern voran. Ein Staat entartet, wenn er lange Zeit die verachtet, die ihn beherrschen; er wird mehr des Gehorsams überdrüssig, als er die Freiheit liebt; er verliert den Sinn für die rechtmäßige Autorität und verfällt in die politische Impietät. Nichts dergleichen war bei den Amerikanern des vorigen Jahrhunderts. Ihr ernster und traditioneller Freiheitssinn glich nicht jenem neuerungssüchtigen Reactionsgeist, der die Empörung als solche liebt und auf seinem Weg alles umstürzt, was er stehen sieht. Voll einfachern Stolzes als die Sicambrer unserer Geschichte hatten die Amerikaner, die nie vor Götzen das Knie gebeugt, nicht erst zu verbrennen, was sie zuvor angebetet.

Wie mußte die Revolution eines solchen Volkes sich gestalten?

Die menschlichen Leidenschaften achten nichts. Wenn einmal die Ereignisse sie aufregen, so verführen sie die Besten, machen die Weisesten irren; sie reißen mit sich fort selbst die Sitten, unter deren Schatten sie erwachsen sind, und verheeren, wie entzündetes Stroh, das Feld, das sie getragen. Wäre die Unterdrückung, welche die Colonien zum Aufstand brachte, jene gewaltthätige Tyrannei gewesen, welche Rachegefühle, entsprechend ihrer Wuth, hervorruft, so hätte ihr Uebermaaß Repressalien zur Folge gehabt; die Amerikaner hätten sich gerächt, um sich zu befreien; denn sie waren Menschen. Aber hier muß

man ihr Glück bewundern. Gewiß, der Widerstand war ihnen erlaubt; sie waren dazu verpflichtet durch die heiligen Grundsätze und die unverletzlichen Wahrheiten, als deren Depositäre sie sich fühlten; aber er war für sie keine absolute Nothwendigkeit. Die brittische Regierung hatte nur ein constitutionelles Princip bedroht; man konnte nicht sagen, daß sie die Amerikaner verfolgt habe, sie hatte es nur an Achtung gegen sie fehlen lassen; sie fanden, daß dieß schon genug sey, und das macht ihnen Ehre; aber sie konnten auch überlegen, ehe sie handelten, sie liefen nicht übereilt zu den Waffen, sie pflogen Rath mit der Klugheit, sie zügelten ihren Zorn, mäßigten den Widerstand, und schienen sich Mühe zu geben, die Revolution bei jedem Schritt als berechtigt erscheinen zu lassen. Sie entledigten sich ihrer wie einer Pflicht.

Sodann war die Regierung, die sie angriffen, nicht anwesend, nicht unter ihren Augen, nicht abwechselnd übermüthig und schwach, mit empörenden Ansprüchen nicht einzelne kleinliche Quälereien verbindend. Sie strafte wenig, von fern straft man nicht, man fängt Krieg an. Es war ein Bürgerkrieg, weil beide Heere von gleicher Abstammung waren, die gleiche Sprache redeten und lange Zeit die gleiche Regierung, die gleiche Fahne gehabt hatten. Aber wo das Meer die beiden Fractionen eines Volkes scheidet, und wo, wenn es zum Kampf kommen soll, die eine ihre Soldaten zu einer fernen Expedition einschiffen muß, da verliert der Bürgerkrieg viel von seinem Elend; der minder lebhafte Haß erzeugt weniger Verbrechen; das Völkerrecht besteht fort und ermäßigt sie; der Sieg zeigt sich nicht unbarmherzig und die Kraft erkennt Gesetze an. Das ist ein weiterer Umstand, der der amerikanischen Revolution den revolutionären Charakter großentheils benimmt. So erklärt sich der unvergleichliche Charakter der Revolution von 1776. Man liest ihn, geschrieben und unterzeichnet von der Hand derjenigen, die sie durchgesetzt haben, in jener unsterblichen Unabhängigkeitserklärung, worin gewissermaßen die Seele der amerikanischen Nation athmet. Wenn man sie liest, so ahnt man schon, wie eine Revolution verlaufen wird, die so besonnen, so gewissenhaft, so ängstlich ihr gutes Recht zu beweisen und den obersten Richter und Entscheider der Gerechtigkeit auf ihrer Seite zu haben sich zeigt. Man sieht voraus, daß bei einem Ereigniß, dem ein solches Manifest vorangeht, Alles in Uebereinstimmung seyn wird, Grundsätze, Mittel und Resultat, und daß, was im Namen der Freiheit begonnen worden, durch die Freiheit sich vollenden und die Frucht der Freiheit tragen werde. Denn in der That, die Freiheit ist aus dieser Revolution hervorgegangen!

Nach dem Revolutionskrieg war nichts ehrenvoller für die Nation, als die vernünftige und tugendhafte Bestrebung, die sie machte, um sich eine Regierung zu geben. Sie besaß nur einen hohlen Schein davon in den improvisirten Gewalten und Behörden, welche bisher Dienste geleistet hatten. Die beiden gewöhnlichen Ursachen des Despotismus: die Insurrection und der Krieg, hatten nicht ihre gewöhnlichen Folgen gehabt. Die Wohlfahrtsausschüsse dieser Revolution hatten nichts Dictatorisches gehabt, und der Congreß ermahnte häufiger als er gebot. Ohne sich der militärischen Autorität hinzugeben, mißtraute er doch auch seiner eigenen, und die Versammlungen der einzelnen Colonien, welche sowohl gegen die des Congresses als die der Armee argwöhnisch waren, bedienten sich ihrer Rechte mehr wie einer Localfreiheit, denn als einer Regierungsbefugniß. Eine Art Municipalgeist, wie das Mittelalter ihn entwickelt hat, herrschte in den dreizehn Staaten, mehr ein Geist des Widerstands als der Leitung, mehr geeignet die Privatrechte zu schützen, als die der Gesellschaft zu retten. Er hielt die Centralgewalt gleichsam im Schach. Diese unerschrockenen Männer, welche einer mächtigen Hauptstadt die höchste Autorität zu bestreiten gewagt hatten, wagten nicht, sie für sich zu behalten. Sie erklärten den Krieg, und besannen sich, ihr Land dazu zu zwingen; sie nahmen England das Recht, Steuern aufzuerlegen, ohne selbst davon Gebrauch zu machen; sie nahmen alle Prärogative einer Regierung in Anspruch, und regierten selbst nicht. Eine übermäßige Achtung vor der Freiheit setzte sie der Gefahr aus, sie gar nicht zu erobern.

Diese Bedenklichkeiten stellten mehr als einmal das Heil Amerika's in Frage, und während des Kriegs kam mehr als Ein Tag, wo man eine Dictatur vermißte. Aber am Ende ging doch Alles glücklich und die Entwicklung ward nur um so schöner. Während gewöhnlich die öffentliche Gefahr die Macht bewaffnet und die Freiheit vertagt, entdeckte die Nation gerade im Augenblick des Siegs und des Friedens die Schwäche, das Nichts ihrer Regierung, und die Nothwendigkeit sie zu verstärken, oder vielmehr sie neu zu schaffen. Die Einheit war nur das Losungswort der nationalen Ordnung gewesen, das föderalistische Band existirte nur dem Namen nach. Die Vereinigten Staaten, welche die Bewunderung der Welt auf sich gezogen hatten, schienen in ihrer Entstehung zu sinken. Sie hatten kein Heer, keine Finanzen, keine Diplomatie. Das politische Leben schien in dem Augenblick, wo sie frei geworden waren, auf dem Punkte zu erlöschen. Sie empfanden das Uebel und wollten es um jeden Preis wieder gut machen.

Den Charakter, der uns im amerikanischen Volk und in dem denkwürdigsten Ereigniß seiner Geschichte aufgefallen ist, finden wir noch ausgezeichneter und schärfer hervortretend in General Washington wieder. In ihm haben sich die Nation und die Revolution personificirt. Sein Leben zeigt wie ein Spiegel die Geschichte seines Vaterlandes. Eines Tags vielleicht dürfen wir nur noch ganze Massen bewundern; vorderhand aber nehmen wir uns noch Muße, einen großen Mann zu bewundern.

Washington stammte aus einer in England alten Familie. Derjenige Vorfahr von ihm, der sich zuerst in Virginien ansiedelte, hatte Europa im Jahr 1657 verlassen. Er gehörte jener zugleich religiösen und politischen Generation an, welche zur Zeit der Revolution lebte. Er kaufte Ländereien, wurde Pflanzer, und sein Urgroßenkel wurde hinsichtlich der Familie, des Berufs, der socialen Lage, unter solchen Verhältnissen geboren, unter welchen sich der amerikanische Charakter am vollständigsten entwickelte. Als Privatmann wäre er ein einsichtsvoller Landbesitzer, ein aufgeklärter Agriculturist geworden, von einfachem Wissen, strengen Sitten, der Religion huldigend, eifersüchtig auf seine Ehre, kräftig, tüchtig, thätig, für Anstrengungen, Ge-

fahren und Einsamkeit gemacht, kalt in seinem Benehmen, Herr in seinem Hause, geachtet in der Umgegend, und leicht eine Ueberlegenheit über Alle behauptend durch sein treffliches Urtheil und die Energie seines Willens. Die einfachste Lage hätte für ihn gepaßt und ihm genügt, wenn es nur eine würdige war; aber er paßte auch für die höchste, jeder gewachsen vermöge seiner Talente, jeder überlegen vermöge seines Charakters.

Er hatte Geschmack für die Mathematik und verstand davon genug, um ein geschickter Feldmesser zu seyn, ein wichtiger und schwieriger Beruf in einer Staatsgesellschaft, welche sich in Besitz von Urwäldern setzt und Wüsten urbar macht. Bei den Arbeiten, welche diese Beschäftigung mit sich brachte, fing er seine Lehrjahre in Strapazen und Gefahren an, und fühlte in sich jenen militärischen Beruf erwachen, welchen der Krieg von 1755 entwickelte. Mit 19 Jahren Major in der Miliz seines Districts, nahm er an mehreren kühnen Unternehmungen Theil und wurde Befehlshaber der Handvoll Leute, welche Virginien sein Heer nannte, und die einen Gränzkrieg gegen die Indianer und die Franzosen führten. Gewiß war er ein tüchtiger Offizier, kalte Kühnheit mit Vorsicht paarend. Was aber am meisten bei diesem Beginn seines öffentlichen Lebens ins Auge fällt, ist das eifersüchtige Bestreben, das er bei jeder Gelegenheit zeigt, seine persönliche Würde zu wahren; das gewissenhafte Gefühl einer Verantwortlichkeit, die ganz auf ihm lastet, selbst wenn er in Gemeinschaft handelt, und die Ideen seiner natürlichen Ueberlegenheit, die er unwillkürlich allen seinen Umgebungen mittheilte. Ueberall war oder wurde er der Erste. Ueberall flößte er den dunkeln Glauben ein, daß er zu großen Dingen bestimmt sey.

(Fortsetzung folgt.)

George Sand

über das phantastische Drama.

(Fortsetzung.)

Konrad.

„Mit diesem Namen will ich das Fragment von Mickiewicz benennen, das er selbst nur als: dritten Theil der Dziady, erster Act, betitelt. Ein bloßes Fragment ist es, das ich Faust und Manfred gegenüber stellen will. Aber was trägt eine Lücke aus zwischen dem 1833 veröffentlichen Werke, und demjenigen, an dessen Vollendung der Dichter jetzt ohne Zweifel arbeitet? was eine Verzögerung in der Entwicklung der Charaktere und im Gang der Ereignisse, wenn diese Ereignisse und Charaktere schon mit so fester Hand angelegt sind, daß man auf den ersten Blick in dem Dichter einen Ebenbürtigen Goethe's und Byrons erkennt? Da ohnehin das philosophische Drama sich in der Form nicht streng an den Gang der Ereignisse bindet, sondern nach Belieben den Phasen des Gedankens folgt, den es entwickelt, so bekümmert sich der Leser wenig um die Vollendung des Factischen, wenn nur die Idee genügend entwickelt ist. Die beiden ersten Acte von Faust würden für sich ein vollständiges Werk bilden; das Ende des Faust bleibt in Zweifel, und Byron hat es auf sich genommen, ihn zu vollenden. Aber auch im Manfred würden, streng genommen, die erste und die letzte Scene hinreichen zur Entwicklung der Idee. Begnügen wir uns daher für jetzt mit dem Fragment von Mickiewicz.

„Wir haben gesagt, die Neuheit der von Goethe geschaffenen Form bestehe in der Verbindung der metaphysischen und der wirklichen Welt. Beim Faust ist die Mischung sehr geschickt durchgeführt. Er hat beinahe alle Eigenschaften eines zur Aufführung geeigneten Drama's, und man begreift wie die Theater sich seiner bemächtigen konnten. Dieß aber, in den Augen der Meisten wohl ein Vorzug, scheint uns ein Fehler, wenn wir das eigentliche Wesen des metaphysischen Drama's erwägen. Faust geht zu sehr in die Wirklichkeit ein. Faust wird zu leicht ein Mensch wie andre Menschen, und Mephistopheles selbst ist bald nur noch ein gewandter Schelm, halb Spitzbube, halb Kuppler, dessen Typus in der menschlichen Natur leicht zu finden wäre. Byron dagegen hat das Drama weit mehr in die phantastische als in die wirkliche Welt verlegt. Die wirkliche Welt ist im Manfred nur halb sichtbar, und dieser erscheint, durch eine bewundernswerthe Logik des Gefühls, in der letztern rein, friedlich, beinahe ideal in seiner Aufrichtigkeit. Es ist dieß der Blick, den eine großartige und muthvolle Verzweiflung im Vorübergehen auf das friedliche Leben einfacher Menschen wirft; und der Gemsenjäger und der Abt charakterisiren die Unschuld und die Frömmigkeit. Manfred ist despotisch und hochfahrend nur gegen die höllischen Personen, d. h. gegenüber seinen eigenen Leidenschaften und Gedanken. Er triumphirt über die Rache, die Furien, das Schicksal, den Tod selbst, um sich, zwar ohne Hoffnung auf Glück, aber mit übermenschlicher Kraft zur Erkenntniß der göttlichen Gerechtigkeit zu erheben.

„Vielleicht aber ließe sich mit Recht behaupten, daß Byron in der Opposition gegen Faust seinerseits zu weit gegangen sey und zu sehr nur in der phantastischen, innern Welt lebe. Die Art und Weise von Mickiewicz erscheint mir als die beste. Er vermischt nicht den Rahmen mit der Idee, wie Goethe, noch auch löst er den Rahmen von der Idee ab, wie Byron. Das wirkliche Leben ist an sich selbst ein kraftvolles, ergreifendes, furchtbares Gemälde, und die Idee lebt und waltet mitten darin. Die phantastische Welt ist weder draußen, noch darüber, noch darunter; sie ist im Innern von Allem als das Wesen, sie bewegt Alles, sie ist die Seele aller Realität, sie wohnt in allen Thatsachen. Jede Person, jede Gruppe trägt sie in sich und offenbart sie auf eigenthümliche Weise. Die ganze Hölle ist entfesselt, aber die himmlischen Heerschaaren sind auch da; und während die Dämonen im Reiche der Sichtbarkeit triumphiren, werden sie besiegt im intellectuellen Reiche. Ihnen sind gegeben die zeitliche Gewalt, die Ukase, die Torturen, die Arme der Henker, Verbannung, Ketten, alle Marterinstrumente. Den Engeln gehört das geistige Reich, die heroische Seele, die fromme Erhebung, die heilige Entrüstung, die prophetischen Träume, die himmlischen Ekstasen der Opfer. Aber diese himmlischen Belohnungen werden errungen durch das Märtyrerthum, und Scenen des Märtyrerthums stellt der düstre Pinsel Mickiewicz's unsern

Augen dar; — Gemälde, wie weder Byron, noch Goethe, noch Dante sie hätten entwerfen können. Vielleicht war auch im Leben von Mickiewicz selbst nur Ein Moment, wo ihm diese wahrhaft übermenschliche Inspiration zu Theil werden konnte. Wenigstens haben Verfolgung, Qual und Verbannung in ihm Kräfte entwickelt, die ihm zuvor unbewußt waren; denn nichts in seinen übrigens so trefflichen Schöpfungen ließ in dem Dichter diese Saite des Schmerzens und des Fluches ahnen, welche der Sturz seines Vaterlandes zugleich beben, donnern und seufzen machte. Seit den Thränen und Verwünschungen der Propheten von Zion hat sich keine Stimme mit solcher Kraft erhoben, um einen so gewaltigen, umfassenden Gegenstand zu besingen, wie der Untergang einer Nation ist. Aber eine Frucht der neuern Zeit, jener alten noch fremd, ist der philosophische Sinn, der den engen Horizont des Volks Gottes ins Unendliche erweitert. Es gibt weder Juden noch Heiden mehr; alle Bewohner der Erde sind das Volk Gottes, und die Erde ist die heilige Stadt, die durch den Mund des Dichters die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit des Himmels anruft.

„Dieß ist die gewaltige Idee des polnischen Drama's; man kann darin die Ausdehnung erkennen, welche das Bewußtseyn des Idealen seit Faust bis auf Konrad durch Manfred hindurchgehend gewonnen hat. Man könnte Faust den Fall, Manfred die Versöhnung, Konrad die Rehabilitirung nennen; aber es ist eine blutige Wiederherstellung, es ist das Fegfeuer, wo der Engel der Hoffnung unter Martern sich ergeht, nach dem Himmel deutend, und den Opfern die Palme reichend; es ist ein Brandopfer, wo die eine Hälfte der Menschheit von der andern erwürgt wird, wo die Unschuld vor dem Richterstuhl der Sünde steht, die Freiheit vom Despotismus, die Civilisation der neuen Welt von der Barbarei der alten geopfert wird. In diesem Todeskampf lachen und jubeln die Teufel; die Engel seufzen und beben; Gott schweigt! Da stößt der Dichter einen Schrei der Verzweiflung und Wuth aus; er bietet alle Kräfte seines Geistes und Genie's auf, um von Gott die Begnadigung der untergehenden Menschheit zu erzwingen. Nichts Erhabeneres gibt es, als diesen verzweifelnden Aufruf des Menschen zum Himmel; es ist die Stimme der ganzen Menschheit, welche die göttliche Vermittlung anfleht und gegen das Reich Satans protestirt... Aber Konrad ist, wie der rebellische Engel, in die Sünde des Hochmuths verfallen. Der Himmel verschließt, Gott verhüllt sich; ein einfacher Priester, den die Engel segnen, indem sie ihn einen „sanftmüthigen und demüthigen Knecht" nennen, hat allein die Macht, die Teufel, die ihn umdrängen, zu verscheuchen, und diesem frommen Knecht, dessen reiner Mund nie gelästert, wird Gott die Geheimnisse der Zukunft offenbaren.

„Eine strenge Kritik könnte hier leicht sagen: die unverständlichen Offenbarungen Gottes erinnern ein wenig an die Räthsel der alten Orakel ohne das lösende Wort, und es sey ein armseliger Trost, der hier dem Glauben und Gebet bewilligt werde, diese Vision, wo in einer mythischen Zahl das Vaterland des Dichters sich befreit sehe durch einen Bund von 44 Städten, oder einen Menschen, dessen Namen 44 Buchstaben habe, oder ein Heer von 44 Legionen. Die Polen verlieren sich in Commentaren zu dieser Weissagung, deren Zahl wir nicht vermehren wollen. Uebrigens muß Ein Wort allen pedantischen Tadel zum Schweigen bringen: Polen ist katholisch und Mickiewicz ist sein mystischer Dichter. Das Ideale hat bei ihm noch nicht die neue Form angenommen. Die Mehrzahl des slavischen Stammes ist versammelt unter dem aufrichtig geglaubten Gesetz des Evangeliums. Achten wir diesen unbefangenen Glauben, und ziehen wir ihn nicht vor unsern philosophischen Richterstuhl. Wir bedauern freilich, daß nach so herrlichen Erhebungen zur Wahrheit Mickiewicz durch die Ueberzeugungen, an welchen er mit patriotischer Treue festhält, genöthigt ist, fromme Täuschungen, gleich den Sibyllen, auszusprechen. Bei einer kühnern Idee von der ewigen Gerechtigkeit und von der providentiellen Führung der Menschheit hätte er die Frage mit mehr Klarheit entschieden. Er hätte prophezeyen können, daß die Niederlage Polens in der Folgezeit zum Triumph über Rußland werden, und daß, wie das römische Reich zum intellectuellen Triumph des gedemüthigten und unterdrückten Griechenlands beitrug, so Rußland dem intellectuellen und moralischen Triumph Polens dienen werde.... Doch, was kümmert uns die Sprache, in welcher der Genius seine Orakel verkündet? Die Sprache Mickiewicz's ist der Katholicismus. Sey es! Ich kann nicht umhin zu glauben, daß er für die großen Geister, die noch in seiner Sphäre stehen, in seinen Formeln einen tiefern und umfassenderen Sinn berge, als die Worte ausdrücken. Mickiewicz's Katholicismus, wie aufrichtig er auch sey, begnemt sich zur Allegorie so gut wie der spöttische Katholicismus (?) Fausts und das Heidnischphantastische bei Manfred. Der Blitz, der am Ende des Acts in das Haus des Doctors schlägt, ist, wie man behauptet, ein historisches Factum. Man kann darin das Symbol der Strafe sehen, die über dem Haupt des Unterdrückers schwebt. Unter den Weissagungen des Priesters Petrus kommt eine, in ihrer Naivetät tiefsinnige Legende vor. Vom Senator und seinen Verbündeten befragt wegen des Blitzes, der einen der Ihrigen getroffen, erzählt er ihnen: wie einmal mehrere Missethäter unter einer Mauer geschlafen hätten. Der Schlimmste unter ihnen wurde aufgeweckt von einem Engel, der ihm anzeigte, die Mauer werde einstürzen. Er floh eiligst, und als er wirklich seine Genossen zerschmettert sah, dankte er angelegentlichst dem Engel, der ihn gerettet. Aber dieser antwortete ihm: danke mir nur nicht! deine Strafe ist bis zuletzt aufgespart, damit sie die grausamste von allen sey.— Man sieht, daß dieser energische und drohende Katholicismus weit entfernt ist von der apathischen (?) Resignation eines Silvio Pellico. Konrads glühende Energie ergießt sich in Worten, welche Gott selbst würden erbleichen machen, wenn er nur der Jehovah wäre, der mit den Völkern der Erde spielte, wie ein Schachspieler mit den Königen und Bauern des Schachbretts. Und das Schweigen dieser Gottheit, deren unbarmherzige Gesetze Konrad nicht begreift, versetzt ihn eben in die Wuth und den Wahnsinn — eine merkwürdige Protestation des katholischen Dichters gegen den Buchstaben seiner Dogmen, eine Protestation, welche Mickiewicz selbst nicht mehr widerlegen kann, nachdem er sie geschleudert hat. O großer Dichter! Philosoph wider Willen! Uns,

bei einem richtigen und großartigen Begriff von Gott, erscheint deine Läſterung als der religiöſeſte Aufſchwung deiner großherzigen Seele! —

„Die Proben, die wir dem Leſer mittheilen, zeigen die zwei Seiten von Mickiewicz's Genius: das Talent der dramatiſchen Erzählung und das Talent der philoſophiſchen Poeſie. Die Scene eröffnet ſich in Wilna, im Kloſter der Baſilianiſchen Prieſter, das in ein Staatsgefängniß umgewandelt iſt. Ein Gefangener (Konrad) ſchläft ein, auf das Fenſter ſich lehnend. Sein Schutzengel macht ihm im Schlaf ſanfte Vorwürfe:

„Fühlloſes, böſes Kind! dich hat
Durch ihre Tugend in der Welt,
Im Himmel droben durch Gebet
Lang vor Verſuchung und Unheil
Bewahrt, als jung die Mutter dein!
Wie oft bin in dein Kämmerlein,
Auf ihre Bitt' und Gottes Wink,
Herunter ſchweigend ich geſchwebt
In ſchweigſam ſchattendunkler Nacht!
In einem Strahl flieg ich hinab
Und ſchwebte über deinem Haupt.
Wiegte die Nacht dich ein, ſo war
Ich da, mich beugend über deinen
Empörten Traum, der Lilie gleich,
Der weißen, ob getrüber Quelle."

Der Engel erinnert Konrad an ſeine Empörungen, ſeine Gottesvergeſſenheit:

„Thränen vergoß ich, bittre, dann,
Drückt in die Hände mein Geſicht,
Ich wollte... und ich konnte nicht,
Vor Scheu' in meinen Himmel heim.
Denn deine Mutter fragte dann:
Was bringſt mir von der Erde mit
Aus meiner Hütte, weiche Botſchaft?
Was war der Traum von meinem Sohn?"

Auf dieſen Monolog des Engels folgen die Angriffe der Dämonen. „Schieben wir ihm eine ſchwarze Flaumfeder unter das Haupt," ſagen ſie, „ſingen wir ihm — ganz leiſe, daß wir ihn nicht erſchrecken:

Ein Geiſt links.

Trüb iſt die Nacht in deinem Keller...
Doch, in der Stadt, vertauſcht ſie luſtig;
Der Inſtrumente Ton belebt
Die Gäſte, voll der Becher kreiſt,
Die Sänger ſtimmen Lieder an,

Konrad (erwachend).

Du, der du deine Brüder würgſt,
Mit Morden deinen Tag verbringſt,
Und Abends luſt'ge Feſte feierſt:
Beſinnſt du dich am Morgen noch
Auf einen einz'gen deiner Träume?
Und wenn auch... ob du ihn verſtändeſt?

(Schläft wieder ein.)

Der Engel.

Freiheit wird wieder dir geſchenkt;
Dir zu verkünd'gen ſchickt uns Gott...

Konrad (erwachend).

Frei ſoll ich wieder ſeyn... ja wohl!
Ich weiß es nicht, woher mir kam
Die Botſchaft; aber wohl weiß ich,
Von welcher Art die Freiheit iſt,
Welche die Moskowiter ſchenken!
Oh die Verhaßten! Hand und Fuß
Befrei'n ſie von den Ketten mir,
Und legen ſie mir um die Seele!
Verbannung — das iſt meine Freiheit!
Umirren unter fremdem Volk
Feindſel'gem, muß, ein Sänger, ich!
Verſtehen wird Niemand von meinem
Geſang etwas.. als nur ein hohles
Verworr'nes Summen!... O die Tück'ſchen!
Das iſt die einz'ge Waffe, die
Sie mir entreißen nicht gekonnt —
Sie brachen ſie mir in der Hand.
Lebend, bin für mein Vaterland
Ich todt; in meiner Seele Schatten
Bleibt eingeſchloſſen mein Gedanke,
Wie im Geſtein der Diamant."

Dieſe Bruchſtücke zeigen ſchon, wie die Idee gefaßt iſt. Es iſt der Kampf der Verzweiflung gegen den Heroismus; es iſt auf der einen Seite die Stimme der Hölle, welche zu ſiegen ſucht, indem ſie die Leiden verdoppelt, auf der andern die Stimme des Himmels, welche tröſtet und zum Ausharren ermuntert:

Ein Geiſt.

„Warum verkennſt du deiner Macht
Umfang, o Menſch? Wenn der Gedanke
In deinem Haupt, wie Wetterleuchten
Im Wolkenſchooße ſich entzündet,
Unſichtbar noch: ſo ballt er ſchon
Die dichten Nebel und bewirkt
Fruchtbaren Regen, oder Blitz
Und donnernden Gewitterſturm....
Auch du, wie eine hohe Wolke,
Doch irr' umſchweifend, ſchleuderſt Flammen,
Nicht wiſſend ſelbſt, wohin du gehſt,
Nicht, was du thuſt. O Menſchen! Keiner
Iſt unter euch, der nicht, in Feſſeln
Und einſam ſelbſt, durch den Gedanken
Und Glauben Throne zu erheben
Vermöchte, oder umzuſtürzen."

(Fortſetzung folgt.)

Letzte Mittheilungen aus dem Tagebuch eines Arztes.

(Schluß.)

Die zweite, sehr lange Erzählung heißt:

Der Comtoirist.

Dieß ist die traurige Geschichte eines jungen Mannes aus guter Familie, der in Folge des Selbstmordes seines Vaters, welcher durch Spiel sein Vermögen zerrüttet und seine Gattin durch Kummer an den Rand des Grabes gebracht hatte, so daß sie auch bald darauf sank, seine militärische Laufbahn und Oxford verlassen und sich in London durch eigne Anstrengung seinen Lebensunterhalt zu erwerben suchen mußte. Nach einiger Zeit bekam er, dem nur eine kleine Summe noch blieb, eine Anstellung in dem großen Handlungshaus Hillary und Comp. Er fand sich geduldig in das Traurige und Mühevolle seiner neuen beschwerlichen Laufbahn, lebte höchst mäßig und nüchtern, erwarb sich durch seine Talente und Fleiß die Anerkennung seiner Principale, und durch sein liebenswürdiges Benehmen die Zuneigung seiner Genossen und Collegen. So verbesserte sich binnen einiger Jahre seine äußere Lage, doch litt durch unablässige Anstrengung seine nie sehr feste Gesundheit, ohne daß er kostbaren ärztlichen Beistand suchte.

Eine Verletzung Herrn Hillary's, des Chefs des Handlungshauses, bei einem Fall aus dem Wagen hielt ihn längere Zeit im Bett und zu Hause, und Elliott, so hieß der junge Mann, mußte täglich Bericht bei ihm erstatten oder seine Befehle in Empfang nehmen. Der ohnehin rohe, gemeine, hartherzige Mann war durch sein Leiden noch mürrischer und barscher geworden, und Elliott mußte sich viel von ihm gefallen lassen. Gerade diese Mißhandlungen aber erweckten in der Brust der auf Befehl ihres Vaters immer in seinem Krankenzimmer anwesenden Miß Mary Hillary die Empfindungen des herzlichsten Mitleids, welches Elliott, der sie in bessern Tagen in der Gesellschaft gesehen, nicht verborgen blieb, und ihn abhielt, seinen beschwerlichen Dienst aufzugeben, wie er oft im Sinn hatte. Ohne daß sie miteinander sprechen konnten, erwuchs und erstarkte in beiden das Gefühl einer tiefen Liebe, von deren Gegenseitigkeit sie sich bei einer Freundlichkeit, welche Mary dem armen Elliott zu erweisen Gelegenheit hatte, überzeugten. Nach der Wiederherstellung Herrn Hillary's sahen sie sich nur selten, in der Kirche, und einmal, bei einfallendem oder drohendem Regen wagte er sie heimzubegleiten.

Herr Hillary ahnte natürlich davon nichts. Er träumte bei seinem Reichthum immer davon, einen recht vornehmen Schwiegersohn zu bekommen, und sein Wunsch schien in Erfüllung gehen zu wollen, als ein junger Graf sich mit der Bewerbung um die Hand seiner Tochter an ihn wandte. Er kündigte das bevorstehende Glück seiner Tochter an, welche vor Schrecken ohnmächtig wurde. Der Vater erklärte sich dieß aus der überwältigenden Freude, aber bald überzeugte er sich mit großem Erstaunen und Zorn, daß seine Tochter eine ernstliche Abneigung gegen den Lord Scamp empfand, den sie als einen berüchtigten Spieler bezeichnete. Mary wußte aus ihrem Vater herauszulocken, daß er dem Lord ihre Hand schon zugesagt hatte und daß dessen Besuch am nächstfolgenden Sonntag ihr, als seiner künftigen Gemahlin gelte.

Lord Scamp flößte Mary eine unüberwindliche Abneigung ein, die sie ihn deutlich merken ließ; aber dieser ließ sich in seiner Bewerbung nicht irre machen, und Mr. Hillary suchte durch seine Aufmerksamkeit zu vergüten, was seine Tochter versäumte. Die Mutter, beiläufig bemerkt, eine gute, aber von ihrem Mann tyrannisirte Frau, lag seit langer Zeit krank zu Bette.

Mittlerweile hatte sich zwischen Elliott und Mary eine sehr zärtliche, ganz geheime Correspondenz entsponnen; und Mary, von ihrem Vater, der dem Lord immerfort die beruhigendsten Zusicherungen gab, entsetzlich gedrängt, so daß selbst ihre Gesundheit litt, hatte schon den Entschluß gefaßt, wozu auch Elliott ihr rieth, ihrem Vater das schreckliche Geheimniß ihrer Liebe zu gestehen, um jedenfalls von der Bewerbung des Lords befreit zu werden, als ihr Vater ihrem Entschluß zuvor kam. Blaß und verstört kam er eines Tags aus der City zurück, eilte in das Zimmer seiner Tochter, bemächtigte sich ihres Briefkästchens, erbrach es und las die Briefe Elliotts. Sein Anwalt war bei ihm. Mary trat ein und traf ihn in furchtbarer Wuth, ihr drohend auf die Briefe hindeutend. Sie sank ohnmächtig nieder und der Anwalt nahm sich ihrer an.

Am andern Tage wurde Elliott, noch nichts ahnend, nach Bullion-House berufen, und von Herrn Hillary mit den gröbsten Schmähungen, mit den rohesten Erinnerungen an seinen unglücklichen Vater empfangen, ihm sein Verbrechen, um das Herz und die Hand einer so reichen Erbin zu werben, als ein gemietheter Diener, vorgehalten, seine völlige Verzichtleistung gefordert, und ihm dafür glänzende Anerbietungen gemacht. Elliott aber blieb fest und weigerte sich, der Miß Hillary zu entsagen, so lange ihm diese ihre Liebe bewahre. Der Vater brach jetzt in die tobendste Wuth aus, verfluchte beide, und wünschte ihnen, daß sie wie Hunde hinter dem Zaune sterben möchten. Von ihm sollten sie nie einen Heller bekommen.

Elliott wankte zum Hause hinaus nach seinem Comtoir; unfähig zu arbeiten, erbat er sich Urlaub, und erhielt ihn. Er verlor sich in die trübsten Gedanken und Aussichten in die Zukunft. Sollte er seiner Geliebten entsagen? Aber machte er damit nicht Mary selbst unglücklich, die dann ohne Zweifel einem herzlosen Mann geopfert wurde? Und er wußte, daß sie treu an ihm festhielt. Er schrieb ihr endlich in demselben Sinn, wie er ihrem Vater geantwortet hatte.

Zu seinem Erstaunen wurde er nicht entlassen. Herr Hillary, von seinem Anwalt berathen, glaubte ihn, wenn er ihn auf seinem Comtoir behalte, genauer beobachten und am Ende doch noch bereden zu können, sich seinem Ansinnen zu fügen. Aber Elliott, welchem Mary schrieb, daß sie durchaus die Verbindung nicht aufgeben wolle, und sich zur Flucht bereit erklärte, um sich mit ihm trauen zu lassen, blieb standhaft, obgleich er, von dem Principal gehaßt und von den ihm Gleichstehenden mißhandelt und gekränkt, schlimme Tage hatte, und sein männlicher Sinn sich gegen eine heimliche Trauung empörte. Miß Hillary ihrerseits wurde von ihrem Vater wie eine Gefangene behandelt,

Lord Scamp setzte seine Bewerbung fort, und ihre Mutter wurde von einem Schlaganfall betroffen.

Jetzt wurde eine arge Büherei gegen Elliott angezettelt; es wurde beschworen, daß man in seinem Schreibtisch eine seinem Principal gehörende Fünfzehnpfundnote gefunden habe und er in Verhaft gebracht. Trotz der Betheuerungen seiner Unschuld wurde er nach Newgate gebracht und der Untersuchungstag anberaumt. Mary erfuhr dieß, und ihr Benehmen auf diese Nachricht hin machte ihren Vater um ihren Verstand besorgt. Auch mochte er argen Skandal befürchten, so daß er zu seinem Anwalt eilte, um Elliotts Freilassung zu bewirken. Mit Schrecken erfuhr er, daß dieß nicht angehe, und in seiner Bestürzung ließ er den Anwalt sein Bubenstück so ziemlich errathen. Sechs Wochen blieb Elliott im Kerker — gefoltert von den peinlichsten Gedanken und Aussichten. Der Tag des Urtheils erschien; Hillary zitterte, als Zeuge, so heftig, daß man ihn von der Richterbank aus ermuthigen mußte, Elliot wurde freigesprochen und verließ das Gefängniß. Auf der Straße begegnete ihm seine treue Mary, die ihm Trost und Muth einsprach. Nach einiger Zeit erfuhr Mary, daß ihr Vater sie auf eine große Reise auf den Continent mitnehmen wolle; das beschleunigte ihren Entschluß. Sie schrieb an Elliott, entfloh aus ihrem elterlichen Hause und ließ sich mit Elliott trauen. Ihr Vater hörte die Nachricht mit dumpfer Gleichgültigkeit, und mit den Worten: „Wie sie sich gebettet hat, muß sie liegen."

Alle Verbindung mit ihren Eltern hörte auf; sie erhielt nur ihre eigenen Habseligkeiten und eine ihr gehörende Summe von 600 Pfd. Eine Zeitlang lebten die jungen Eheleute, abgesehen von dem traurigen Verhältniß mit Mary's Vater, glücklich. Elliott erhielt eine ziemlich gute Anstellung; seine Mary beschenkte ihn mit einem Sohn. Da hatte Elliott das Unglück, niedergefahren und hart beschädigt zu werden; Monate lag er krank; er verlor seine Stelle, ihr Vermögen schwand, der Arzt empfahl fortwährend Schonung; einigermaßen hergestellt erbot er sich zu Arbeiten, die ihm auch bald übertragen wurden; aber er strengte sich zu sehr an, und nach einem Monat war er auf ein Jahr hinaus zu jeder Anstrengung unfähig. Alle Versuche, den alten Hillary zu rühren, blieben vergebens. Sie schränkten sich immer mehr ein, und Elliott begann viel zu frühe wieder seine anstrengenden Arbeiten. Auch Mary erwarb mit weiblichen Arbeiten etwas; aber es reichte nicht; beide wurden von Anstrengungen erschöpft, und Mary war in ihrer zweiten Schwangerschaft ziemlich vorgerückt. Elliott fing an, an den Augen zu leiden, und es war sehr zu befürchten, daß der schwarze Staar sich entwickle. Mrs. Hillary starb; Mary wollte bei dieser Gelegenheit einen Versuch machen, den Vater zu erweichen; aber sie wurde brutal abgewiesen. Während einer Abwesenheit Elliotts entdeckte seine Gattin dem Arzt ihren Vorsatz, ihre Niederkunft in dem Wöchnerinnen-Hospital zu halten, wo sie unentgeltlich verpflegt würde. Doch mußte dieß ohne Vorwissen ihres Mannes geschehen. Sie führte den Plan aus; in zurückgelassenen Briefen nahm sie zärtlich von ihm Abschied. Das Kind nahm der Arzt ins Haus. Die Entbindung war nicht glücklich. In Verzweiflung fand sich Elliott jede Viertelstunde am Thor ein, um Nachrichten zu holen, die endlich doch günstiger lauteten. Mary ward gerettet. Aber Elliott sah Blindheit, sah Bettelarmuth vor sich. Allein konnte er keinen Lebensmuth mehr fassen; ein harter Schlag, hoffte er, werde das steinerne Herz des Herrn Hillary rühren — ihn mit seiner Tochter versöhnen; er schrieb rührende Abschiedsbriefe an den Arzt, an seinen Schwiegervater, seine Gattin und sein Kind, und ertränkte sich. Mary's Geist war gebrochen; ihr Vater, gräßlich erschüttert, von Gewissensangst und Reue gefoltert, nahm sie zu sich und überhäufte sie mit Reichthum; aber ihr Herz lag begraben in der Gruft ihres jugendlichen Gatten. —

So herzzerreißend diese, meisterhaft das Steigen des Elends und Jammers darstellende Erzählung ist, so findet man doch den Grund und die Quelle dieses Jammers nicht in einem unerklärbaren Geschick oder Zufall, sondern in der herzlosen Härte, in dem Hochmuth und der Tücke des Vaters, auf welchen zuletzt auch eine harte Strafe zurückfällt, und theilweise auch, wiewohl in sehr geringem Maaß, in der Unklugheit und Uebereilung, womit die Tochter gegen den zwar harten und grausamen Vater ihren Willen durchsetzte. Doch aber erscheinen uns Elliott und Mary im Ganzen als unschuldig Leidende, und daher können wir dem Verfasser nicht beistimmen, wenn er seine letzte Erzählung: der Würger, für die traurigste und herzzerreißendste hält. Der Würger ist nämlich ein schöner, junger, aber grundsatzloser Officier, der die liebliche Gattin eines würdigen Oberst's, der mit ihr das entzückendste Familienleben führt, den sie mit herrlichen Kindern beschenkt hat, während der Zeit wo der Oberst in Indien im Krieg ist, verführt und entführt. Der Oberst, aus dem Krieg voll Sehnsucht und Liebe zurückgekehrt, findet sein Haus leer; an dem Morgen seiner Ankunft ist die treulose Gattin mit dem Officier nach Frankreich geflohen. Die Gemüthsstimmung des unglücklichen Gatten wird mit düstern Farben geschildert. Er dürstet nach Rache, die er aber nicht befriedigen kann, weil der nichtswürdige Verführer fern ist. Endlich ruft diesen eine Erbschaft, die ihn zum Lord macht, nach London zurück; und sofort erfolgt auch eine Ausforderung. Im Duell trifft die Kugel des Oberst's den Verführer ins Gesicht, so daß er zwar nach langer Cur wieder hergestellt wird, aber so verunstaltet ist, daß er sich bald darauf selbst das Leben nimmt. Der Oberst stirbt an einem wiederholten Schlaganfall, den Namen Emma auf sterbender Lippe. Diese selbst endet, nachdem sie in Paris, wo ihr Verführer ihrer überdrüssig geworden ist und sie geringschätzig behandelt hat, einen mißlungenen Versuch des Selbstmords gemacht, ihr Leben in einem Irrenhause. — —

Diese Erzählung, sagen wir, scheint uns weniger herzzerreißend als die vorige, weil in ihr die Schuld der Frau so offen und unzweifelhaft daliegt, und so sehr man ihren unglücklichen Gatten, das Opfer ihrer Untreue, und sie selbst, das Opfer schändlicher Verführungskunst, bedauern mag, so ist doch das Gefühl ein ganz anderes, als dasjenige, womit man jenes im Wesentlichen ganz unschuldige Paar, Elliott und Mary, leiden und untergehen sieht. Wir empfehlen die Lecture des interessanten Buchs allen ernsteren und nachdenkenden Lesern.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 32.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

18 März 1840.

Auf dem Meer.

Von Thomas Moore.

Im Westen ward ein Strahl des Friedens hellr.
Des Morgens Sturm schird leisr von der See,
Die Stille grüßend hob sich noch die Wellr,
Als dächte sie an ein vergangen Weh.

Und mild ins Herz drang mir die lichte Stunde,
Und seiner Wünsche Ungestüm entschlief;
Erinn'rung nur blieb von dem wilden Bunde,
Wie durch die Fluth des Sturms Gedächtniß lief.

Ich fühlte wie des Himmels reine Leuchte
Im Hauch der Erde leis verglimmt;
Wie wank im Kelch, den süße Lust mir reichte,
Der Seele heil'ge Perle schwimmt.

Und stille flcht' ich, daß sich neu erhübe
Die Flamme, die mich strahlend sonst umfing.
Und wenn nicht rein, ich nur mit leiser Trübe
Die Perle rückgäb', die ich einst empfing.

Und plötzlich war's, als glänze mir dort oben
Verklärend schon der Ewigkeiten Kranz,
Als sey gesänftigt all' das laute Toben
Und mir gehörr meine Brust nun ganz.

Ich sah nach West, und spurlos war gewichen
Der Wolken Dunst, der Morgens noch hing:
„So," rief ich aus, „du Blick des Höchsten, lichten
Dein Strahl die Seele, die im Dunkel ging!"

Fe. Notter.

Leben, Briefwechsel und Schriften Washingtons,

mit einer Einleitung herausgegeben von Guizot.

(Fortsetzung.)

Er saß schon einige Jahre in der bürgerlichen Kammer der Nationalversammlung Virginiens, als England seine Fehler anfing. Der erste war, wie bekannt, die ungesetzliche Auflage einer Stempelgebühr in den Colonien. Diese Auflage wurde für constitutionswidrig erklärt, die Versammlungen protestirten, und die von Virginien blieb nicht zurück. England gab dießmal nach. Damals schrieb Washington: „Wäre es darauf bestanden, so hätte seine Hartnäckigkeit furchtbarere Folgen gehabt, als man gemeinhin glaubt, sowohl für das Mutterland als für die Colonien." Aber Englands Parlament erfand neue Taxen und zeigte klar die Absicht, die Colonisten nach Ausnahmsmaaßregeln zu behandeln. Dieß zog alle Schritte Amerika's nach sich. Washington machte, wie sein Land, alle Grade des Widerstands durch. Vom ersten Augenblick an entschied er, an England sey es nachzugeben und Amerika müsse entschädigt und ihm Genugthuung werden. Unbeugsam in diesem Punkt, war er zu Allem entschlossen, zu Allem, selbst zu einer Revolution. Ohne sie zu wünschen, ohne nach ihr zu trachten, obwohl er sie zeitig voraus sah, billigte oder empfahl er alle Maaßregeln, durch welche sie allmählich herbei geführt wurde. Immer anwesend und thatig in der zweimal aufgelösten Locallegislatur, im Convent zu Williamsburg, in den Versammlungen der Grafschaften, endlich im Congreß, nahm er lebhaften Antheil an allen entscheidenden Acten, welche den Patriotismus Virginiens auszeichneten. „Die Waffen," sagte er um 1769, „müssen das letzte Auskunftsmittel seyn; aber kein Mann darf zögern oder sich fürchten sie zu ergreifen, um die von unsern Vorfahren überkommene Freiheit zu vertheidigen." Fünf Jahre darauf schrieb er: „die Krise ist eingetreten, und es gibt für uns kein Rettungsmittel als in der Noth und Bedrängniß Englands. Wir müssen unsre Rechte

behaupten, oder uns allen Lasten unterwerfen, womit man uns beschweren mag." Er verlangte nicht die Unabhängigkeit, aber er erklärte: „kein Mensch auf dem amerikanischen Continent würde sich je dazu verstehen, seine Rechte und Privilegien zu verlieren." Er verabscheute die Rebellion, aber, „wenn das Ministerium die Sache aufs Aeußerste treibt," sagte er, „so wird es ein ärgeres Blutvergießen geben, als in allen Kriegen, deren Gedächtniß die Annalen Nordamerika's bewahren." Als Virginien seine Milizen reorganisirte: „Ich übernehme gern die Ehre des Commando's, denn mein fester Entschluß ist, mein Leben und mein Vermögen unsrer Sache zu weihen." Mit dem Tag von Lexington beginnt das Reich der Gewalt: „die Ebenen Armerika's müssen mit Blut getränkt oder von Sklaven bewohnt werden. Traurige Alternative! aber kann ein tugendhafter Mann in seiner Wahl schwanken?" Auch besann er sich nicht. Der Congreß, in welchem er sitzt, beschließt einstimmig, die Colonien sollen in Vertheidigungsstand gesetzt werden. Eine amerikanische Armee wird gebildet und deren Obercommando ihm übertragen. Er antwortet: „Er nehme es an, er sey bereit, aber er glaube sich den schwierigen Funktionen, womit man ihn beehre, nicht gewachsen. — Meine Unruhe ist unbeschreiblich," schreibt er an seine Frau, „ein Monat in deiner Nähe, in unsrem Hause verlebt, würde mich hundertmal glücklicher machen, als siebenmal sieben Jahre Commando; aber da mich das Schicksal dahin zieht, hoffe ich.. ich konnte nicht ablehnen, ohne meinen Ruf zu beflecken.. So vertraue ich denn auf die Vorsehung."

Es wäre schwer, den amerikanischen Krieg kurz zu schildern; schwer, in wenigen Worten die achtjährigen Kämpfe, Drangsale und Besorgnisse zu erzählen, während welcher Zeit Alles unentschieden, Alles in Gefahr war bis auf den letzten Tag, und deren Schauspiel das gespannte Europa mit prophetischem Interesse verfolgte. Nach der Sprache der Militärs war es kein großer Krieg; aber wenige große Kriege haben die Welt so aufgeregt, ihr so gedient. „Es sind Patrouillengefechte," sagte Lafayette zu Napoleon, „die über die Rechte der Menschheit entschieden haben."

(Schluß folgt.)

George Sand

über das phantastische Drama.

(Fortsetzung.)

Man sieht, Mickiewicz's Engel besitzen einen umfassenden und sehr philosophischen Mysticismus. Die Teufel machen wüthend Opposition, und man wird bei reiflicher Erwägung finden, daß diese Hölle dem Gegenstand entspricht und eine blutige Satyre in sich schließt. Unter den zahllosen Legionen schlimmer Geister, welche die religiöse Poesie zu Sinnbildern aller Laster und Uebel benützt hat, gibt es verschiedne Hierarchien. Der höhnische und spöttische Dämon bei Goethe ist ein Voltaire'scher Franzose. Der düstre Genius Byrons ist der romantische Geist des 19ten Jahrhunderts. Der Beelzebub von Mickiewicz ist der brutale Despotismus. Er erscheint den Seelen nicht drohend und furchtbar, sonst würde er sie zur Reue veranlassen, sondern er schmeichelt ihnen und lullt sie in sanfte Träume. „Erschrecke mein Wild nicht!" sagt er zu seinen Gesellen, welche das Bett eines eingeschlafenen Senators umstehen, „Wenn der Bösewicht schläft, gehört dann nicht sein Schlaf mir?" antwortet der Unterteufel. „Wenn du ihn einmal zu arg in Angst setzest, so wird er sich seines Traums erinnern und uns prellen. — Er ist berauscht, und will nicht einschlafen. Schuft, willst du uns denn ewig hinhalten?" sagt der Meister darauf. — Dann entschläft der Senator und träumt sich, hoch in seines Gebieters Gunst zu stehen. Zum Großmarschall ernannt, bläht er sich gewaltig auf, und schreitet stolz in den Salons umher; dann fällt er plötzlich in Ungnade. Man spottet seiner; ein Schelm von Kammerer erlaubt sich den Frevel eines Lächelns über ihn:

„Ha! ich sterbe, ich bin todt!
Bin im Grab, zernagt von Würmern,
Von Sarkasmen! Alles flieht mich!
Welche Einsamkeit! welch Schweigen!
Weich Geläem! ein Calembour —
O verfluchte garst'ge Mücke!
Epigramme... Spöttereien..
Käfer, die im Ohr mir krabbeln...
Ach, mein Ohr! die Kammerjunker
Fangen an zu schrei'n wie Eulen!
Ach! da kommen auch die Damen,
Deren fridur Kleiderschleppen
Zischen wie die Klapperschlangen.
Welch Getöse! Schrei'n und Lachen:
Der Senator fiel in Ungnad',
Ungnad', Ungnad', Ungnad'!"

Nun folgen die angekündigten Scenen.

Erste Scene.

Ein Corridor. Die Schildwache hält sich fern, den Carabiner im Arm. Einige junge Gefangene verlassen mit Lichtern ihre Zellen. Mitternacht.

Jakob.

Wir können wirklich jetzt zusammen kommen?

Adolph.

Die Schildwach' ist berauscht, der Corporal
Ist von den Unsrigen.

Jakob.

Was ist die Stundr?

Adolph.

Bald Mitternacht.

Jakob.

Doch überrascht die Wach' uns,
So ist der arme Corporal verloren.

Adolph.

So lösch' das Licht aus. Siehst du, wie der Schein
Vom Fenster widerstrahlt. Die Runde ist
Ein wahrer Spaß; erst muß er lange pochen,

Die Losung tauschen, nach den Schlüsseln suchen...
Und dann sind diese Corridore lang...
Wir trennen uns, eh' man uns überrascht,
Wir schließen unsre Thüren zu und jeder
Wirft sich aufs Bett und schnarcht.

(Die andern Gefangenen kommen aus ihren Zellen.)

Frejend.

Fort, Freunde, jetzt
In Konrads Zelle, die entfernteste,
Sie lehnt sich an die Kirchenmauer; dort
Können wir singen, schreien nach Belieben,
Und ungehöret. Ich fühl' mich heut gestimmt,
Recht freien Lauf zu lassen meiner Stimme.
Und in der Stadt wähnt man, es komme von
Der Kirche der Gesang; morgen ist Weihnacht;
He! Brüder! ich hab' ein'ge Flaschen auch.

Jakob.

Ohne des Corporals Vorwissen?

Frejend.

Ei,
Der brave Corporal bekommt auch seinen
Theil von den Flaschen; er ist auch ein Pole,
Von unsern alten Legionären, den
Man mit Gewalt zum Moskowiter machte.
Er ist ein guter Katholik, und läßt
Vorabende von Festen miteinander
Zubringen die Gefangnen.

Jakob.

Wenn man es
Erfähet, wir müssen theuer dafür zahlen.

(Die Gefangenen treten in Konrads Zelle, machen Feuer und zünden die Kerze an.)

Jakob.

Seht nur, wie kummervoll Jegota ist!
Wohl nicht vermuthet hatt' er, daß auf ewig
Er seiner Heimath Lebewohl müss' sagen.

Frejend.

Und Hyacinth hat seine Frau im Kindbett
Verlassen, und vergießt nicht Eine Thräne.

Felix Kolakowski.

Was sollt' er auch? Vielmehr den Himmel preis' er!
Wenn einen Sohn sie hat, will seine Zukunft
Ich ihm weissagen.. gib mir deine Hand!
Bewandert bin ich in der Chiromantik;
Ich will dir deines Sohns Zukunft weissagen:
Wird er ein Ehrenmann, so macht er sicher
Bekanntschaft mit den Richtern und der Kibitka...
Wer weiß, vielleicht trifft er uns hier noch Alle?
Es leben unsre Söhne! unsere
Genossen werden sie in Zukunft seyn.

Jegota.

Seyd ihr schon lange hier?

Frejend.

Wie sollt' ich's wissen?
Wir haben keine Kalender; Niemand schreibt uns;
Das Schlimmste ist, daß wir nicht wissen: wann
Heraus wir kommen.

Suzin.

Ich, ich hab' am Fenster
Hölzerne Vorhänge, und weiß nicht, wann
Es Tag ist oder Nacht.

Thomas.

Ich wäre lieber
Unter der Erde, krank, verhungert, preis
Gegeben der Tortur und Inquisition,
Als daß ich euch muß theilen sehn mein Elend.
Die Schändlichen... sie wollen uns verscharren
In Einem Grab!

Frejend.

Ha! weinst um mich vielleicht?
Um mich? Ich bitte dich, wozu denn nützt
Mein Leben? Ja, wenn Krieg wir hätten, etwa!
Ich bin wohl tüchtig, mich herum zu schlagen,
Und könnte ein'gen donischen Kosaken
Die Nieren spicken. Doch so lang es Frieden —
Was hilf' es, wenn ich hundert Jahre lebte?
Was könnt' ich, als den Russen fluchen, sterben
Und Staub dann werden? Frei, hätt' ich mein Leben
Verbracht ganz unbeachtet, so wie Pulver
Und mittelmäß'ger Wein. Jetzt wo der Wein
Ist zugespündet und gestopft das Pulver,
Im Kerker, hab' ich erst den ganzen Werth
Von einer Flasche Wein, einer Patrone.
Frei, würd' ich nur verdunsten, wie der Wein
Aus offner Kanne, ohne Knall verbrennen
Wie offen hingelegtes Pulver. Aber
Wenn man mich nach Sibirien schleppt, belastet
Mit Ketten: werden unsre Brüder, die
Litthauer sagen, sehn sie mich vorbeiziehn:
„O seht das edle, junge Blut! so löscht
Aus unsre Jugend!" Ja, ein Mann wie ich,
Thomas, könnte sich hängen lassen dafür,
Daß du nur eine Stunde länger lebtest;
Ein Mensch wie ich dient seinem Vaterland
Durch seinen Tod nur; zehnmal würd' ich sterben,
Um dich dem Leben zu erkaufen, dich
Oder den finstern Dichter Konrad da,
Der uns die Zukunft zeigt wie ein Zigeuner.

(Zu Konrad.)

Ich glaube, weil es Thomas sagt, daß du
Ein großer Dichter bist; ich liebe dich
Weil du auch gleichst einer Flasche Wein;
Du gießest aus Gesänge, flößest ein
Empfindung und Begeistrung... aber wir,

Wir trinken, wir empfinden.. du nimmst ab,
Vertrocknest.

(Zu Thomas und Konrad.)

Ihr wißt wohl, daß ich euch liebe,
Aber man kann auch lieben ohne Thränen.
Frisch, meine Brüder, keine Traurigkeit;
Denn werd' ich einmal weich und thränenvoll,
Dann ist es aus mit Feuer und mit Thee.

(Er macht den Thee. Einen Augenblick Schweigen.)

Jakob.

Warum dieß lange Schweigen. Aus der Stadt
Gibt's keine Neuigkeiten?

Alle.

Neuigkeiten!

Adolph.

Johann ist heute im Verhör gewesen;
Verweilt hat in der Stadt er eine Stunde.
Doch er ist still und trüb. Sein Angesicht
Verräth, daß er nicht Lust zum Sprechen hat.

Einer der Gefangenen.

Nun, Johann, was für Neuigkeiten bringst du?

Johann Sobolewski (traurig).

Nichts Gutes heut; zwanzig Kibitken hat
Man abgefertigt nach Sibirien.

Jegota.

Wen? Von den Unsrigen?

Johann.

Studierende
Aus Samogitien.

Alle.

Nach Sibirien!

Johann.

Und das mit großem Pomp; herbeigeströmt
War eine Menschenmenge. Stehn zu bleiben
Mit mir nur einen Augenblick, bat ich
Den Corporal, und er gewährte mir's.
Ich hielt mich fern, zwischen der Kirche Säulen
Versteckt. Man hielt die Messe; allerseits
Strömte das Volk herbei, doch plötzlich drängte
Sich Alles nach der Pforte und dann hin
Zum nahen Kerker. Unter'm Eingang blieb
Ich stehn allein; die Kirche ward so leer,
Daß ich von fern den Priester konnte sehn,
Den Kelch in seiner Hand, und den Chorknaben
Mit seinem Glöcklein. Um den Kerker stand
Das Volk, ein unverrückter Wall; die Truppen
Bewaffnet, Trommler an der Spitze, standen
In Doppelreihen wie bei großen Festen,
Und zwischen ihnen standen die Kibitken.
Die Trommeln wirbelten... man öffnete
Die Thore des Stadthauses... und sie traten
Heraus, jeder Gefangne hatte seine
Schildwache bei sich, mit dem Bajonnette
Auf dem Gewehr. Die armen Jungen! Allen
War, wie Recruten, glatt der Kopf geschoren,
Und Eisen hatten an den Füßen sie...
Der Jüngste, nur zehn Jahr' alt, schien zu klagen...
Und ich erkannte ihn, Janeweski war's!
Die Leiden hatten ihn schwarz, mager, häßlich
Gemacht... doch in den Zügen, welcher Adel!
Vor einem Jahr war er ein lustiger
Und zarter Junge... heut, von der Kibitka
Schaut' er herab, gleichwie der große Kaiser
Von dem einsamen Felsen. Bald schien er
Mit stolzem, trocknem, heitrem Aug' zu trösten
Seiner Gefangenschaft Genossen... Bald
Begrüßte er das Volk mit bitterm Lächeln,
Doch ruhig, gleich als wenn er sagen wollte:
Die Eisen thun mir nicht so weh. Er sah
Das Volk beim Anblick seiner Ketten weinen;
Da schüttelt' er die Eisen an den Füßen,
Zu zeigen, daß er wohl sie tragen könne.
Fort eilte die Kibitka; von dem Haupt
Riß er die Mütze, richtete sich auf,
Erhob die Stimm' und rief zu dreien Malen:
Noch ist Polen nicht verloren! und verschwand.
Lang folgten meine Augen dieser Hand,
Gereckt zum Himmel, dieser schwarzen Mütze,
Die einer Todesfahne glich, dem Haupt,
Dem seiner Locken mit Gewalt beraubten,
Dem makellosen, stolzen Haupt; es hob
Empor sich ob der Köpfe schwarzer Fluth,
Wie ein Delphin sturmkündend aus den Wogen.
Die Hand, das Haupt sind noch vor meinen Augen
Und bleiben meiner Seele eingegraben.
Sie sollen, wie ein Compaß, mir den Weg
Des Lebens zeigen, mich zur Tugend führen;
Vergiß du meiner, Gott, in deinem Himmel,
Wenn ich sie je vergesse.

Der Abt Lwowicz.

Gott sey mit Euch.

Alle Gefangene.

Und auch mit dir, u. s. w. *) — — —
— — — — — — — — —

*) Die nun folgenden Stellen sind von der Art, daß sie sich nicht zur Uebersetzung und Mittheilung eignen. Die Erzählung geht noch länger fort, und dann singt Felix ein Lied, das den grimmigsten Haß, den erbittertsten Rachedurst athmet.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 33 u. 34.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

21 März 1840.

Th. Wade's Prothanasia.

Wie sich das Band zwischen deutschem und englischem Geistesleben immer enger schlingt, wie der im einen Land ausgeworfene oder ausgefallene Same durch geheime Mächte ins andere hinübergetragen wird und dort Früchte trägt, erkennt man aus manchen überraschenden, wenn auch nicht gerade an sich sehr bedeutenden Phänomenen der Literatur. Bekanntlich ist Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde auch in einer englischen Ausgabe erschienen; die englischen Kritiker haben verschiedene Glossen über deutsche Excentricität aus Veranlassung davon gemacht, und das englische Publicum im Großen scheint das Buch eben nicht sehr goutirt zu haben (auch ist es in seiner individuellen Form so eigenthümlich deutsch, daß eine Uebersetzung vielleicht mißlich war), dagegen aber muß es doch auf Einzelne einen bedeutenden Eindruck gemacht haben; und wie die latente Poesie von Bettina's Briefen zuerst Goethe veranlaßte, den gebotenen Stoff in die Kunstform von Sonetten zu gießen, und sodann ein andrer Schriftsteller, Daumer, wenn wir nicht irren, den Versuch machte, das Ganze in poetische Form zu kleiden, so hat nun ein englischer Dichter, Th. Wade, die Geschichte der Günderode zum Gegenstand eines Gedichts: Prothanasia gemacht, dessen Idee ganz gewiß Bettina's Buch an die Hand gab. Wir geben ein paar Proben:

Der holden Günderode Schicksal kennen,
Heißt: kennen viel Betrübtes und den Wurm,
Lauernd im Herz der Dinge; es nicht kennen:
Heißt: unbekannt mit viel Holdseligkeit,
Anmuth und Liebe seyn, und einem Sinn
So zart wie Thau auf weichen Frühlingsknospen,
In Frankfurt, in der Heimath eines Mannes,
Der seither mit Unsterblichkeit gekrönt
Ward von den Menschen, wenn unsterblich das
Gedächtniß ist, saß mitten unter Dichtern,
Malern, Bildhauern, Musikern und Mimen
Und Philosophen ohne Gleichen, da
Das Fräulein Günderode in ihrer Schönheit
Und Unschuld.

Ihr Geliebter tritt ein, vom Wein erhitzt und reißt das Gespräch an sich. Er spricht von den Frauen, spricht in überschwänglichen Ausdrücken von ihrer Schönheit, und wie die Liebe des Mannes bedingt sey durch deren Dauer.

„Oh! wenn ihr meine Liebe Leben ist,
Wenn sie sich sehnt, deren Bethenrung mit
Zu nehmen, dem Bewußtseyn eingeprägt,
Bei seiner Rückkehr zu dem Herz der Wesen:
O! dann nicht sichtbar bleibe sie den Sinnen,
Wenn ihre Schönheit trübt der Zeit Besleckung!
Entflieh' dem Anblick sie, wie ein Thautropfen,
Den jetzt das Aug' sieht auf der wilden Rose,
Und jetzt, urplötzlich eingeschlürft, nicht mehr!"
O Lebensübermuth! o Jugendbrausen!
O Thorheit halbgefiederter Gedanken!
O Eitelkeit und Wagniß kecker Worte!
Der kecke Plaudrer, eines Einfalls Sklave,
Starb ausdermaße grau, bedeckt mit Runzeln,
Des Menschenlebens letzte Gränz' erreicht,
Und friedlich lächelnd; anders seine bleiche
Zuhörerin, die stumme Günderode.

Später heißt es von ihr:

Des Denkens Seele, die sie in sich trug,
Ward, so wie drs Lavendels zarter Geist,
Durch eine wunderbare Selbstausströmung,
Getrübt und unsichtbar.

Bettina ist nach Wade die Freundin der Günderode, nachdem sie „einsame Kanonissin" eines Frankfurter Klosters geworden. Das ist die Wirkung jener müßigen Rede gewesen.

Bücher mit klar verstehender Seele lesen
Lehre die sinnige Günderode Bettinen;
Und diese schöpfte aus der Poesie,
Welche der Freundin Genius in gesprochner

Musik ausathmete, die Wissenschaft,
Die lehrt, wie man aus jeder Wolke lockt
Den Blitz, der tödtet das Alltägliche,
Und wie man schwärmt in jenem geist'gen Wunder,
Das seiner Asche, weihrauchgleich, entblüht.

Bettina wird aber von den neuen „Offenbarungen" heftig angegriffen und erkrankt.

Neue, gewaltigere Gründe zur
Ausführung ihres ruhigen Entschlusses,
Nahm Günderode in sich auf, als sie
Bettinen auf dem Krankenlager pflegte;
Und als die Schülerin, Gesundheit wieder
In ihren Gliedern, auf der Wange blühend,
Strahlend aus ihrem Auge und den Ton
Von ihrer Lippe schwellend zur Musik,
Zu ihrer Schule wieder eilte, fand sie
Die Lehrerin ganz aufgeregt und lachend,
Bereit, zu entfesseln den Gedankenstrom,
Der sich in ihrer Seele stürmend drängte:
„Die vielgeschäft'ge Welt!" sprach sie mit Hohn,
„Die müß'ge Welt — müßig in ihren Mühen,
Und mühend sich in glücklicher Eitelkeit!
Die närr'sche Welt! Selbstmörd'rin unbewußt,
Die sich mit Sorgen tödtet und's nicht weiß!
Und den Selbstmördern wehet geweihte Gräber,
Sie werfend an die Straßen, in die Wälder,
Daß sie im Tode die Genossen sey'n
Hülfloser Creaturen, die, weil sie
Ueber ihr Leben nicht vom Thron des Willens
Frei schalten können, leben müssen, sey
Ihr Leiden noch so groß. Ha! was, Bettine,
Gilt Günderoden diese immer blind
Schellende Welt? — Ich hab' geplaudert, Liebe,
Mit einem jungen Chirurgen; einem, der
Zu thun hat mit den gröbern Leibestheilen,
Blut läßt und pflastert, Zähn' entreißt den Kiefern;
Der über eines Menschen Leichnam schwelgt
Und gierig anatom'sche Weisheit einschlürft;
Und, während seine Hand wühlt um das Herz
Des Bruders, lebensmüde Menschen schilt,
Welche sich selber tödten mögen und
Damit erweitern seines Wissens Schatz.
Ich fragte diesen Leichenmann vor kurzem,
Wo denn der scharfe Tod, der auf der Spitze
Haust eines Dolches, sich am leichtesten
Ins Innerste des Herzens könne schleichen.
An stiert' er mich mit ahnungslosem Auge
Und sagte: „hier!" Die schöne Brust entblößte
Die Kanonissin, legte einen Finger
Dahin, wo ihres Lebens Pulse klopften,
Und rief: „Hier, hier, Bettina!"

Am nächsten Tag ist das Zimmer der Kanonissin leer. Gunderode ist ins Rheingau gegangen. Der dritte Theil bringt uns die Schilderung dieser Landschaft am Morgen und am Abend, und dazwischen das Selbstgespräch und den Selbstmord Günderodens. Später dann:

Den Rhein, den ruhigen, kam herauf ein Boot;
Lebhaft besprachen sich, die drinnen saßen,
Ein Mädchen nur saß schweigend da und weinte;
Unter der Weide stieß der Ferge an;
Sie sprang ans Land und stürzte auf die Leiche,
Wie selber todt. — Ach! unser Leben ist
Wie eines Falters Dämmerungsflug, ein Weilchen
Trüb in geheimnißvoller Luft geschaut,
Und dann nicht mehr; eine traumart'ge Wolke
Von Licht und Trübe, die im Wind zerschmilzt
Wie man hinsieht. — Weint nicht um Günderoden! —

Als ein interessantes Zusammentreffen mit einer deutschen Production: Halms Griseldis, mag auch erwähnt werden, daß derselbe Dichter vor einigen Jahren ein Drama auf die Bühne brachte, das denselben Gegenstand behandelt und: die Liebe des Weibes, oder der Triumph der Geduld, heißt. Schon dieser Titel scheint den Gedanken auszuschließen, daß es nur eine Bearbeitung von Halms Drama seyn möchte.

Leben, Briefwechsel und Schriften Washingtons,

mit einer Einleitung herausgegeben von Guizot.

(Schluß.)

Niemand hat mehr als Washington bewiesen, daß es auch beim Herrschen und Regieren kein Genie gibt ohne Geduld. Die seinige ward auf eine der härtesten Proben gesetzt, welche ein Mann zu bestehen haben kann, der zugleich für seine Armee und für seine Sache verantwortlich ist. Es war das Wenigste, daß er den Gefahren und Uebeln zu trotzen hatte, zu welchen der Krieg eine arme und entblößte Armee verdammt, die in schlimmen Jahrszeiten operirt, in einem ungeheuer ausgedehnten Lande, von mittelmäßigem Reichthum und sehr dünner Bevölkerung. Die Festigkeit und Thätigkeit des Generals konnten hiebei ausreichen; aber er hatte zwei große Schwierigkeiten zu überwinden, die eine politischer, die andre militärischer Art, die beide seiner Lage eigenthümlich waren.

Es ist ein entschiedener Nachtheil im Krieg, wenn man seine Armee nicht aufs Spiel setzen darf. Entscheidende Erfolge sind oft nur unter dieser Bedingung möglich, und alle berühmten Feldherren haben Alles an Alles zu setzen gewußt. Washington konnte es nicht; er hätte fürchten müssen, auf einmal die ganze Hoffnung der amerikanischen Insurrection zu vernichten. Mit seinen schwachen, schlecht organisirten Truppen mußte er hundert günstige Gelegenheiten, einen großen Schlag zu thun, vorüber lassen, weil ein ungünstiger Erfolg seine Sache und sein Land zu Grunde gerichtet hätte. Daher ein beständiger Zwang, ein Leben der Selbstverläugnung und Aufopferung, fast

unerträglich an der Spitze eines Heeres. Sein Geist war von Natur geneigt, in jeder gefährlichen Lage die Rolle einsichtsvoller Kühnheit zu ergreifen; aber er enthielt sich, und widerstand jeder Versuchung der Ruhmsucht. Beinahe immer der Kühnste im Kriegsrath, ergab er sich in die Ansicht, welche das Wenigste wagte und errang, und dieser Mann voll Unternehmungsgeist hat den Ruf des vorsichtigsten Feldherrn hinterlassen. Von Zeit zu Zeit jedoch fühlte er die Nothwendigkeit, den Eifer und Muth seiner Soldaten und seiner Mitbürger durch eine auffallende Kriegsthat zu beleben. Nachdem er Monate in unfruchtbarem Vertheidigungskrieg hingezögert, wagte er ein Gefecht, welches die Farben der Fahne in den Augen der Nation wieder auffrischte, denn sie mußte immer mit ihrem Heere zufrieden seyn.

Die politische Lage Washingtons war nicht minder schwierig. Der republicanische Geist ist immer mißtrauisch. Die Militärgewalt flößte denjenigen Besorgnisse ein, zu deren Rettung sie dienen sollte. Das Volk war in Unruhe um seine Freiheit, ehe es sie noch erobert hatte, und die Centralregierung fürchtete, usurpatorisch zu erscheinen. Sie hatte ihre Factionen, wie jede Versammlung; getheilt und furchtsam blieb sie lang unter der Rolle, zu der die Umstände sie berufen. Es fehlte nicht an Patriotismus, aber an Willen. Trotz geheimer Feindschaften, fand der Obergeneral dort immer persönliches Vertrauen, selten aber energische Mitwirkung. Mit religiöser Ehrfurcht der Civilautorität sich unterwerfend, bestritt er ihr kein Recht und verhehlte ihr keine Wahrheit. Seine Correspondenz besteht aus fortwährenden dringenden Vorstellungen. Wenn er zu ihr spricht, sucht er ihre Verantwortlichkeit nicht zu verkleinern; wenn er handelt, nimmt er die seinige ganz und noch etwas von der übrigen auf sich, ohne je seinen Ruf auf Kosten seines Landes zu schonen, dadurch, daß er das Geheimniß von Fehlern, die er selbst nicht begangen, hätte laut werden lassen. Er läßt sich tadeln ohne zu antworten, wenn seine Unthätigkeit nur von der Unzulänglichkeit der ihm gegebenen Mittel herrührt, wenn seine unglücklichen Erfolge die Vollziehung eines von ihm selbst nicht gebilligten Befehls zum Grunde haben. Alle persönlichen Gefühle scheinen in seiner Seele vernichtet, um die Hingebung an die Pflicht allein herrschen zu lassen. Durchschaut man ihn tiefer, so entdeckt man in ihm einen verborgenen Gedanken, der ihn mitten im düstersten Unmuth aufrecht hält und tröstet; man sieht in der Tiefe seiner Seele, wie den Strahl eines heitern Tages, etwas Reines und Unveränderliches glänzen: die Hoffnung; jene edle, erhabene Hoffnung, die nur erwachsen kann in einer ihrer Kraft und Größe stolz versicherten Seele, welche die fromme Ueberzeugung hat von einem untrüglichen Bund zwischen der Gerechtigkeit ihrer Sache und der Gerechtigkeit Gottes.

Man täuscht sich über Washington; seine Miene ist ruhig, sein Urtheil streng; er hat die Leidenschaft der Ordnung, die Liebe zur Wahrheit das Bewußtseyn des Möglichen, keine Illusionen, nichts was Schwung und Begeisterung verkündigt. Man schließt daraus auf die Kälte seiner Seele und man erhebt seine moralische Kraft. Aber die moralische Stärke verleiht den Stoicismus und nicht jenen vertrauensvollen Eifer und die Gluth, die er in allen Mißgeschicken bewahrte. Man lese seine so offene, so natürliche, so gefühlvolle Correspondenz; man sieht ihn darin unglücklich, aber nicht niedergeschlagen. Nie schmeichelt er sich, nie verzweifelt er. Er ist im Stand, sich vom Zorn hinreißen zu lassen, wie an dem Tag, wo er seine beiden Pistolen auf seine fliehenden Soldaten abfeuerte, aber der Verzweiflung ist er durchaus unfähig. Und dieß, weil er fühlt, wie er selbst es sagt: „daß die Stimme des menschlichen Geschlechts mit ihm ist;" weil er, „überzeugt von seinem guten Recht, sich nicht vorstellen kann, daß die Amerikaner untergehen sollten, obgleich ihr Stern vielleicht noch einige Zeit unter einer Wolke verborgen bleiben werde;" weil er sich beständig sagt: „die Vorsehung hat uns so oft wieder aufgerichtet, wo wir alle Hoffnung verloren hatten, daß ich zu glauben wage, wir werden nie unterliegen."

Sein Vertrauen wurde gerechtfertigt, seine Sache triumphirte. Befreier seines Landes — dieser Titel konnte genügen zum Ruhm seines Namens; aber eine noch umfassendere Bestimmung war ihm vorbehalten; er sollte sein Vaterland regieren, nachdem er es befreit. Er sollte es zweimal retten.

Sich zurückziehend nach dem Frieden, fremd der Regierung der Union, aber nicht gleichgültig gegen sie, sah er sie mit Leidwesen schwächer werden und zerfallen. Er bezeichnete kräftig das Uebel seinen Freunden. Drei Dinge, welche die Kraft eines Staats bilden, fehlten, so schien es ihm, Amerika: eine Politik, Finanzen, ein Heer, und diese wünschte und forderte er für das Land. Dieß hieß vor Allem die Wiederherstellung der föderativen Gewalt verlangen. Alle aufgeklärten Männer erkannten bald diese Nothwendigkeit an. Selbst diejenigen, die jede politische Centralisation fürchteten als eine Beschränkung der Rechte der Staaten und des Volks; diejenigen, die, immer argwöhnisch gegen eine Wiederkehr englischer Ideen und Einflüsse, von da an die Partei bildeten, welche sich die republicanische, oder richtiger die demokratische nannte, im Gegensatz gegen die föderalistische, auch diese wollten damals die Constitution, und als sie zu Stande gekommen, wollten sie als ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten den General Washington.

Ueber seine Regierung hier nur so viel: trotz der Kämpfe, der Uneinigkeiten, der wachsenden Leidenschaften eines demokratischen Staates gelang es Washington, Oberhaupt des Staats zu bleiben, indem er nie Haupt einer Partei wurde; dieß ist das große Problem der Regierung eines freien Volkes. Indem er die höchste Gewalt übernahm, hatte er in demselben Cabinet die beiden Häupter der streitenden Ansichten, Hamilton und Jefferson, vereinigt, und gab dadurch das Beispiel der Verliebe für ausgezeichnete Menschen, welche bisweilen den überlegenen Geistern selbst fehlt, jener hohen und vertrauensvollen Unparteilichkeit, welche auf kein Verdienst eifersüchtig ist, und die, weit entfernt von dem Bestreben, die Einflüsse und Talente zu isoliren und einander gegenüber zu stellen, sie vielmehr einander nähert und in ihrem Bündniß die Stärke sucht. Es gelang ihm, sie ziemlich lange neben sich zu erhalten, ohne die Zügel ihren Händen zu überlassen. Mit ihnen wie ohne sie wußte er für sich selbst eine unabhängige Stellung, für die Vereinigten

Staaten eine unabhängige Politik zu schaffen und zu erhalten. Er sicherte die Freiheit seines Landes und setzte seinen Willen durch.

Die Aufgabe war schwer; die Feindseligkeit und das Mißtrauen legten ihm mehr als Ein Hinderniß in den Weg; man konnte manchmal auf Augenblicke glauben, er werde unterliegen. Er entging nicht der schmerzlichsten und gewöhnlichsten Prüfung der Macht: der Ungerechtigkeit der öffentlichen Meinung. Die Presse ersparte ihm keine jener unbilligen Verleumdungen, auf welche, wer da handeln will, ohne Furcht gefaßt seyn und denen man ohne Erbitterung widerstehen muß. Nichts hielt ihn auf und er wußte Alles zu besiegen. Die lebhafteste Opposition war seiner Wiedererwählung vorangegangen; sie vermochte oder sie wagte nicht, deren Einstimmigkeit zu stören. Und als er, nachdem er acht Jahre regiert, wie er acht Jahre commandirt hatte, schon alt und matt die Gewalt niederlegte, da hätte er, wie behauptet wird, sie noch einmal aufnehmen können; aber er fühlte, daß für ihn die Stunde gekommen, sich zurückzuziehen; das thätigste und lebendigste Leben hatte nie seinen leidenschaftlichen Geschmack am häuslichen Leben, an den Beschäftigungen des Landbaues geschwächt. Sein gebieterischer Geist fand es nachgerade schwer, sich in die vom Regierungsberuf unzertrennlichen Rücksichtnahmen, Anforderungen und Opfer zu fügen; ohne aufzuhören, ein achtsames Auge auf sein Vaterland zu haben, und mit einer Sorge, in die sich etwas Verdruß mischte, den Verlauf der öffentlichen Angelegenheiten zu verfolgen, wurde er wieder, was er im Anfang gewesen: ein Pflanzer, als wollte er in Allem in seiner Person genau den Typus der amerikanischen Gesellschaft darstellen.

So sind wir wieder auf die, unsers Erachtens genügend gerechtfertigte Idee von der vollkommenen Harmonie zwischen Washington und Amerika zurückgekommen. Er beginnt, er fühlt, er handelt wie sein Land. Die Entwicklung seiner Ideen, seines Charakters und seines Geschicks entspricht ganz der Entwicklung der gleichnamigen Elemente seiner Nation. Er repräsentirt sie in ihren unterscheidendsten und besten Zügen, aber mit der Einheit, der Kraft, dem Reiz der persönlichen Uebereinstimmung. Die großen Eigenschaften Aller finden sich bei ihm, wie sie sich bei Niemand finden. Er gleicht Allen, aber er hat nicht seinesgleichen. Er ist, wie es ein Redner aussprach, der seinen Tod dem Senat ankündigte, „der Erste im Krieg, der Erste im Frieden, der Erste im Herzen seiner Mitbürger.“ „Alles Große und Gute,“ schrieb von ihm der Mann, den er am meisten liebte, Lafayette, „hatte sich bis dahin nicht in Einem Individuum vereinigt gefunden. Nie hatte ein Mann gelebt, welchen der Soldat, der Staatsmann, der Patriot und der Philosoph gleichmäßig bewundern konnten; und nie war eine Revolution zu Stande gekommen, die in ihren Motiven, ihrem Verlauf und ihren Folgen ihr glorreiches Haupt so unsterblich zu machen geeignet war.“

Beschließen wir, was wir über Washington zu sagen hatten, mit dem Wort: er war glücklich; oder wenigstens, wenn man der gewöhnlichen Meinung beitritt und glaubt, daß das Glück nur mit mittleren Lebensverhältnissen vereinbar sey, wenn Glück ein in der Welt der Politik unbekanntes Wort ist, sagen wir: Washington war der Glücklichste unter den großen Männern.

Was wird man jetzt zu unsrer Frage denken: sind noch große Männer möglich? Wenn man das Hinderniß der Manifestation dieser ausgezeichneten Naturen nur in den modernen Principien und Formen der Staaten findet, so antwortet darauf das Beispiel Washingtons. Seine Größe ist im Geschmack Guizots, und die Civilisation findet nichts daran auszusetzen. — —

So weit Remusat. Bis wir aus Guizots Buch selbst Proben geben können, beschranken wir uns auf die Eine Bemerkung: es ist beachtenswerth, zu welchen Gegenständen die beiden hervorragendsten Staatsmänner des heutigen Frankreichs, deren Einfluß so bald nicht aufhören oder beseitigt werden wird, beide als politische Historiker ausgezeichnet, durch ihre Neigung sich hingezogen fühlten. Thiers schrieb eine Geschichte der französischen Revolution und arbeitet jetzt an einer Geschichte Napoleons; Guizot schrieb eine Geschichte der englischen Revolution und schildert und beurtheilt in seinem neuen Werke den Helden der amerikanischen Revolution. Die Wahl beider Männer stimmt ganz zusammen mit ihrem Charakter, wie er sonst bekannt ist; Thiers, der achte Franzose, der, wenn er nicht gebunden ist und wenn er will, seine Landsleute immer elektrisirt, wirft sich auf ganz nationale Stoffe und wird der Biograph des Mannes, in welchem sich doch immer der Ruhm, dieß Berauschungsmittel für den Franzosen, concentrirt, und obgleich Napoleon nichts für die Freiheit gethan hat, kann doch Thiers auf eine unermeßliche Popularität seines Buchs zählen, wie sich auch ihm selbst die Volksgunst nie ganz entfremdet hat, wenn schon er die Septembergesetze entwerfen half. Guizot, der Doctrinär, wählt die Geschichte und den Helden anderer Nationen für seine historische Darstellung, aber nicht aus rein historischem Interesse, sondern um den Franzosen in fremden Schicksalen einen warnenden und belehrenden Spiegel vorzuhalten. Der streng rechtliche, gewissenhafte, die Freiheit ehrende und schützende Washington ist sein Held; aber er wird damit weit weniger Gunst erwerben, als Thiers mit dem seinigen; man wird darüber schreien, daß der Vater der „Einschüchterungsgesetze“ den freisinnigen Präsidenten Nordamerika's feiere, und darin Inconsequenz und Heuchelei finden, während man Thiers applaudiren wird, wenn er die ärgsten Gewaltstreiche Napoleons in ein glänzendes Licht stellt, und ihm die Mitschuld an jenen Gesetzen als eine Uebereilung verzeiht, sobald er für gut findet, sich deßhalb zu entschuldigen.

George Sand

über das phantastische Drama.

(Fortsetzung.)

Suzin.

Aber seht nur! Konrad ist regungslos,
In sich versunken, als besänn' er sich

Auf ſeine Sünden alle, ſie zu beichten.
Felix! Nichts hat er vom Geſang gehört.'
Konrad! ſeht... ſein Geſicht wird blaß, doch jetzt
Bekommt es wieder Farbe.. Iſt er krank?

Felix.

Halt! ſtill! ich hatte das vorausgeſehen!
O, uns die Konrad kennen, iſt das kein
Geheimniß; Mitternacht iſt ſeine Stunde;
Still Felix! er gibt uns ein andres Lied.

Joſeph (Konrad betrachtend).

Brüder! entflogen fern iſt ſeine Seele..
In fremden Sphären ſchweift ſie wohl umher...
Die Zukunft lieſt im Himmel ſie vielleicht,
Vielleicht beſpricht ſie ſich mit kranken Geiſtern,
Die ihr erzählen, was ſie ſahn auf Sternen.
Wie ſeltſam dieſe Augen! unterm Lied
Erglänzt das Feuer! und doch ſagen nichts,
Und fragen ſeine Augen nichts; es wohnt
In ihnen keine Seele; wie Wachtfeuer
So lodern ſie, welche im ſtillen Schatten
Der Nacht ein Heer verließ, zu einem Handſtreich
Aufbrechend; ehe ſie erloſchen, wird
Das Heer zurück in den Quartieren ſeyn.

Konrad (ſingt).

Feucht im Grab lag mein Geſang,
Doch gewittert hat er Blut!
Unterm Boden ſchaut er ſich
Um, und wie ein Vampyr auf
Richtet er ſich, Blutes lüſtern.
Er hat Durſt nach Blut, nach Blut!
Er hat Durſt nach Blut! Ja, Rache!
Rache gegen unſre Feinde!
Rache! mit der Hülfe Gottes!
Rache! ſelbſt auch Gott zum Trotz!

Alſo ſpricht das Lied:

Kommen werd' ich eines Abends,
Meine Brüder werd' ich heißen,
Meine Vaterlandsgenoſſen.
Wem ich meine ſcharfen Zähne
In die Kehle werde ſchlagen:
Der wird ſich, wie ich, aufrichten
Als ein Vampyr, und wird ſchreien:
Rache! gegen unſre Feinde!
Rache! mit der Hülfe Gottes!
Rache! ſelbſt auch Gott zum Trotz!

Und dann gehen wir und löſchen
Unſern Durſt mit Feindes Blute,
Scharren ſeinen Leichnam aus.
Nageln an ihm Händ' und Füße,
Daß er ſich nicht mehr erhebe,
Nicht mehr komm' ſelbſt als Geſpenſt.
Dann verfolgen ſeine Seele
Wir zur Hölle; wir, wir Alle
Werfen uns mit unſrer Wucht
Ueber ſeine Seele, bis ihr
Ausgeht die Unſterblichkeit..
Und ſo lang ſie hat Empfindung,
Laſſen wir nicht nach mit Beißen.
Rache! gegen unſre Feinde!
Rache! mit der Hülfe Gottes!
Rache! ſelbſt auch Gott zum Trotz!

Der Abt Lwowiez.

Konrad, halt ein! im Namen Gottes! das
Iſt heidniſcher Geſang!

Der Corporal.

Welch gräßlich Antlitz!
Das iſt ein Lied, aus Satans Munde ſtammend!

Konrad.

Ich erhebe mich! Fort flieg' ich!
Dort, auf höchſtem Felſengipfel
Schweb' ich ob der Menſchheit Stämmen
In den Reihen der Propheten..
Und von da durchdringt mein Augſtern,
Wie ein Schwert, der Zukunft Wolken,
Meine Hände reißen, Winden
Gleich, den Nebeldunſt entzwei!
Es wird hell, der Tag bricht an!
Einen Blick ſenk' ich zur Erde:
Das prophet'ſche Buch entrollt ſich
Von der Welt Zukunft vor mir!
Schaut, tief unter meinen Füßen,
Schaut die kommenden Geſchicke
Und Jahrhunderte, wie kleine
Vögel, die der Adler ſcheucht!
Ich, ich bin des Himmels Adler!
Schaut, wie ſie ſich auf die Erde
Stürzen, wie ſie laufen! wie das
Dichte Heer ſich duckt im Sand!

Einige Gefangene.

Was ſpricht er denn? Was iſt denn dieß! Ha! ſchaut
Wie blaß er wird!

(Sie faſſen Konrad.)

Beruhige dich!

Konrad.

Halt! Halt!
Halt' ſammeln will meine Gedanken ich,
Meinen Geſang vollenden.

Lwowiez.

O genug!

Andre.

Genug!

Der Corporal.

Genug! Und möge Gott Euch ſegnen!
Die Glocke! hört die Glock' Ihr nicht? die Runde

Ist an der Thüre! Löschet aus das Licht;
Jeder in sein Gemach'

Einer der Gefangenen.

Die Thür' ist offen!

Da sind sie. Konrad ist besinnungslos;
Laßt ihn allein in seiner Zelle! fliehet!

(Alle machen sich davon.)

Zweite Scene.

Konrad (nach langem Schweigen).

Ich bin allein! Was kümmert mich der Haufen?
Bin ich ein Dichter für den Haufen denn?
Wo ist der Mensch, der meiner Lieder ganzen
Gedanken faßte, dessen Blick die Blitze
Umspannte alle meiner Seele? Weh!
Weh dem, der für die Menge seine Stimme
Und seine Sprach' erschöpft! Die Sprache lischt
Die Stimme, und die Stimme die Gedanken...
Rasch fort fliegt aus der Seele der Gedank,
Eh' er im Wort ausbricht, und den Gedanken
Ertränken Worte, zittern über ihm
Wie über unsichtbarem Strom der Boden.
Und wird entdecken an des Bodens Zittern
Die Menge den verborgnen Strom der Tiefe,
Und ahnen das Geheimniß seines Laufs?

Tief in der Seele kreiset die Empfindung,
Entzündet sich und brennt, gleichwie das Blut
In seinen tiefen, unsichtbaren Kammern.
In meinen Liedern die Empfindung werden
Die Menschen besser kaum wahrnehmen, als
Mein Blut sie sehn in meinem Angesicht.

O mein Gesang! Du bist ein Stern, jenseits
Den Gränzen dieser Welt! das irdsche Auge,
Das sich anstrengt dich zu verfolgen, kann
Ausspannen seine Flügel... niemals wird's
Erreichen dich...nur die Milchstraße wird es
Berühren... ahnen wird's, daß Sonnen sind, —
Nie ihre Zahl und Unermeßlichkeit'

Meine Gesänge, euch, was gelten euch
Das Aug', das Ohr der Menschen? Flüchtet euch
In meiner Seele Abgrund, und erglänzt
Ueber den Höhen meiner Seele, wie
Der Tiefe Ströme und des Aethers Sterne.

Du Gott! und du Natur! o höret mich!
Dieß ist Musik, die Eurer würdig, dieß
Gesänge, eurer werth! Ich, ein Großmeister,
Ja, ein Großmeister, strecke aus die Hände,
Aus bis zum Himmel; auf die Sterne leg' ich
Die Finger wie auf Gläser der Harmonika;
Und meine Seele macht die Sterne kreisen
In rascher bald, bald langsamer Bewegung;
Millionen Töne strömen draus hervor,
Und ich, ich bin es der sie alle weckte.
Ich kenne alle, ich versammle, trenne,
Vereinige, binde sie zum Regenbogen,
In Strophen und Accorden; ich zerstreue
In Tönen sie und bunten Flammenstreifen.

Die Hände hab' ich aufgehoben, sie
Ausbreitet über dieser Welt Gewölbe,
Und zu vibriren haben aufgehört
Die Harmoniekreise. Ich allein
Singe, und höre meine eigenen
Gesänge, lang nachschleppend, wie der Hauch
Des Windes; in der Unermeßlichkeit
Der Welt hallen sie wieder, seufzen wie
Der Schmerz, und rollen wie der Donner. Leise
Begleiten die Jahrhunderte ihren Laut.
Ein jeder Ton funkelt und klingt zugleich,
Trifft Auge mir und Ohr, wie, wenn der Sturm
Ueber die Wellen braust, ich seinen Flug
In seinem Pfeifen höre, und ihn sehe
In seinem wallenden Gewand von Wolken.

Das sind Gesänge, würdig der Natur
Und Gottes! Ja, ein großer schöpferischer
Gesang ist das! Dieser Gesang ist Kraft,
Ist Macht; dieser Gesang Unsterblichkeit'
Was könntest Großes schaffen Gott, du selbst?
Sieh, wie ich aus mir schöpfe die Gedanken!
Ins Fleisch der Worte kleid' ich sie; sie fliegen,
Zerstreuen sich im weiten Himmel, wiebeln,
Spielen und funkeln... ferne sind sie schon,
Und doch fühl' ich sie noch, und ihre Reize
Kost' ich und schlürf' ich; in der Hand empfind' ich
Noch ihre Formen, im Gedanken ahn' ich
Ihre Bewegungen. Ich liebe euch
Ihr Kinder meiner Dichterseele! meine
Gedanken! Meine Sterne! Meine Stimme!
Meine Gefühle! Unter euch ist mir
Zu Muth, wie's unter seinen Kindern ist
Dem Vater. Ihr gehört mir alle an!

Ich tret' euch unter meinen Fuß, euch Alle,
Poeten, Weise und Propheten, euch
Der Welt Abgötter! Kommt, betrachtet euch
Noch einmal die Schöpfungen eurer Seelen!
Beb' immer Ohr und Herz euch vom gerechten
Und rauschenden Beifallsgeklatsch der Welt,
Strahl' eure Stirn von eures Ruhmes Schimmer:
All diese Lobesstürme, eurer Kränze
Gesammter Schmuck, geerntet in so vielen
Jahrhunderten, unter so viel Nationen,

Digitized by Google

Geben euch nicht das Glück, das Machtgefühl,
Das heut ich in einsamer Nacht empfinde,
Singend allein, im Innern meiner Seele,
Singend für mich und nur von mir gehört.

Ja ich bin mächtig an Empfindung, Kraft
Und Geist! nie, wie in diesen Augenblicken
Hab' ich's empfunden. Dieser Tag ist mein
Zenith, an diesem Tag wird meine Macht
Seeeichen ihre Sonnenferne. Heut
Erkenn' ich's, ob ich bin der Größte Aller,
Oder ein Stolzer nur! Ja dieser Tag
Ist der Entscheidung Schicksalsaugenblick!
Gewalt'ger spann' ich meiner Seele Flügel.
Es ist die Stunde Simsons, wo er, blind,
In Ketten, nachsann unter seiner Säule.
Weg mit dem Leib von Koth! In deine Flügel,
Geist! hüll' ich mich! Ja fort, fort will ich fliegen
Aus der Planeten und der Sterne Sphäre,
Und eher nicht halt machen, als da wo
Der Schöpfer scheidet sich von der Natur!

Da, da sind sie, die beiden Schwingen schon!
Genügen werden sie! Ich spanne sie
Vom Niedergange bis zum Morgen aus;
Vergangenheit berühr' ich mit der linken,
Die Zukunft mit der rechten; bis zu dir
Erheb' ich mich auf der Begeistrung Stahlen,
Und ich durchschau' mit meinen Augen deine
Gedanken, die, so heißt's, im Himmel sind.
Da bin ich! schau', wie groß ist meine Macht!
Schau, wohin meine Flügel mich erheben!
Ein Mensch bin ich, und auf der Erde dort
Zurück mein Körper blieb! dort habe ich
Geliebt, in meinem Vaterland! dort ließ ich
Mein Herz; doch meine Liebe in der Welt
Blieb nicht an einem einz'gen Wesen haften
Wie das Insect an einer Rose klebt..
Auch nicht an einer einzigen Familie,
Einem Jahrhundert — Nein! geliebt hab' ich
Eine Nation in ihrer Ganzheit; habe
All ihre Generationen, künft'ge
So wie vergangene mit meinen Armen
Umfaßt, hab' hier sie an mein Herz gedrückt,
Wie einen Freund, Geliebten, Gatten, Vater.
Neu schenken möcht' ich meinem Vaterland
Das Leben und das Glück, und zur Bewundrung
Der Welt es machen. Dazu fehlt die Kraft mir,
Und so komm' ich hieher bewaffnet jetzt
Mit meines Geistes ganzer Macht, des Geistes,
Welcher dem Himmel hat den Blitz entrissen,
Erforscht der Sterne Lauf, des Meeres Abgrund
Gemessen. Und die Kraft dazu besitz' ich,
Die nicht die Menschen geben; das Gefühl
Hab' ich, das innen brennt wie ein Vulcan,
Und das so oft in Worten nur verdampft.

Und diese Macht — nicht hab' ich sie entlehnt
Vom Baum in Eden, der die Früchte trug
Erkenntniß des Guten und des Bösen;
Nicht von Legenden, von gelösten Räthseln,
Noch auch von der Magie Mysterien.
Ich bin ein Schöpfer meinem Wesen nach.
Ich habe daher meine Kraft, woher
Du deine hast, denn du — du hast sie nicht
Erworben, du besitzst sie, niemals fürchtend
Sie zu verlieren.... ich auch fürcht' es nicht!
Gabst du mir, oder fandst' ich da, wo du
Das deine holtest, dieß durchdringende
Gewalt'ge Auge? In den Stunden, wo
Ich mächtig bin, wenn ich den Blick erhebe
Zur Wolkenbahn, wenn die Zugvögel ich
Unsichtbar seen in Lüften segeln höre:
Da brauch' ich nur zu wollen, und sofort
Bann' ich sie mit dem Blick als einem Netz;
Ein angstvoll Kreischen hebt der Schwarm dann an,
Aber, eh' ich dem Wind sie übergebe,
Vermag der Wind sie zu bewegen nicht.
Wenn ich mit meiner Seele ganzer Kraft
Einen Kometen anschau' und betrachte,
Rührt er sich von der Stelle nicht. Die Menschen
Allein, von der Verderbniß angesteckt,
Schwach, doch unsterblich, dienen mir nicht, kennen
Mich nicht... sie kennen beide, dich und mich,
Uns nicht; ich komm' zu suchen jetzt ein Mittel,
Ein unfehlbares, in dem Himmel. Ich
Will diese Macht, die über die Natur
Ich habe, über Menschenherzen üben;
Vögel beherrsch' ich und Gestirne mit
Einer Gebärde; so muß ich beherrschen
Auch meine Gleichen können; nicht mit Waffen,
Denn Waffe trotzt der Waffe; auch nicht mit
Gesängen, — die entwickeln sich so langsam;
Mit Wissen nicht — es ist so schnell vergiftet;
Auch nicht mit Wundern, die ins Auge fallen:
Beherrschen will ich sie durch das Gefühl,
Das in mir lebt; beherrschen Alle will ich
Geheimnißvoll und ewig, so wie du!
Was auch mein Wille sey — ihn ahnen und
Erfüllen sollen sie; Glück bringen soll
Er ihnen, aber wenn sie ihn verachten,
So sollen leiden sie und unterliegen!
Die Menschen sollen das mir werden, was
Gedanken mir und Worte sind, woraus
Ich nach Belieben ein Gedicht aufbaue;
So, sagt man, herrschest du! — du weißt daß ich
Mein Denken nicht befleckt, und meine Worte
Nicht hab' verpestet. Wenn du solche Macht

Ueber die Seelen mir verliehst: ich würde
Mein Volk erneu'n wie ein lebendiges
Gedicht, ich würde größ're Wunder thun
Als du — des Glücks Gesang würd' ich anstimmen.

Ueber die Seelen gib die Herrschaft mir,
So sehr veracht' ich diesen unbelebten
Bau, den man Welt nennt' und ohn' Unterlaß
Anpreist, daß ich noch niemals hab' versucht,
Ob meine Worte wären stark genug,
Ihn zu zertrümmern; aber das empfind' ich:
Wenn ich zusammendrängte meinen Willen,
Und dann auf einmal ihn losbrechen ließe:
Erlöschen könnt' ich machen hundert Sterne,
Und drans hervorgehn lassen hundert neue..
Denn ich.. ich bin unsterblich. Oh! es gibt
In dem Gebiet der Schöpfung noch viel andre
Unsterbliche.. doch nie traf ich noch solche,
Die überlegen mir gewesen wären!
Du bist der Wesen Erstes in den Himmeln!
Ich drang, dich aufzusuchen, bis hieher,
Der Wesen Erstes in dem Erdenthale.
Begegnet bin ich dir noch nicht, doch was
Du seyest, ahn' ich; zeig' dich mir und laß
Mich fühlen deine Ueberlegenheit!
Macht will ich; gib sie mir! zeig' mir den Weg
Dazu. Gelernt hab' ich: Propheten haben
Gelebt, über die Seelen Herrschaft übend..
Ich glaub's; doch was sie konnten, kann auch ich!
Ja, eine Macht will ich der deinen gleich!
Ueberraschen will die Seelen ich, wie du!

(Lange Stille. Er fährt ironisch fort:)

Du schweigst — du schweigst noch immer; ja nun seh' ich:
Ich habe dich errathen; Was du bist
Begreif' ich, und wie deine Macht du übst.
Gelogen hat, der dir den Namen: Liebe
Gegeben, denn du bist die Weisheit nur!
Nur der Verstand, und nicht das Herz, enthüllt
Den Menschen deine Führungen und Wege;
Mit dem Verstand nur, mit dem Herzen nicht,
Entdecken sie, wo deine Waffen du
Niedergelegt. Nur der, der sich begraben
In Büchern, in Metallen und in Zahlen,
In Leichnamen: nur der bracht' es dahin,
Einen Theil von deiner Macht sich anzueignen.
Er kennt des Giftes, Pulvers, Dampfes Kraft,
Er kennt den Blitz, den Rauch, den Donnerkeil,
Er kennt des Rechts und der Chikane Gang
Gegen die Weisen und die Ungelehrten.
Dem denkenden Verstand gabst du die Welt,
Aber in ew'ger Büßung läß'st du schmachten
Die Herzen; mir hast du das kürz'ste Leben
Verliehn, und das gewaltigste Gefühl.

(Pause.)

Was ist mein Gefühl? —
Ach! nur ein Funken
Was ist mein Leben?
Ein Augenblick.
Die Blitze von morgen, was sind sie heut?
Ein Funken.
Der Jahrhunderte Kette in der Menschheit Annalen?
Ein Augenblick.
Woher kommt der Mensch, diese Welt im Kleinen?
Aus einem Funken.
Was ist, der dem Geist seinen Schatz raubt, der Tod?
Ein Augenblick.
Was war er als er trug die Welt im Schooß?
Ein Funken.
Was wird aus der Welt Ewigkeit, wenn er sie verschlingt?
Ein Augenblick.

Stimmen der Dämonen.

Ich schwing' mich auf deine Seele hinauf
Wie auf einen Renner, zum wildesten Lauf!
Davon! davon!

Stimmen der Engel (zu gleicher Zeit).

Welcher Wahnsinn! ihn zu zügeln,
Ihn zu schützen, eilen wir!
Decken laß mit unsern Flügeln
Uns die heißen Schläfe dir!

(Schluß folgt.)

Mrs. Hemans.

Ueber diese Dichterin bemerkt ein englischer Kritiker: „Wir erblicken in Mrs. Hemans einen wahren Mond des poetischen Zeitalters in dem sie lebte. Ihr Geschmack verbesserte sich in spätern Zeiten bedeutend durch ihre Bekanntschaft mit den deutschen Dichtern, deren Beispiel viel dazu beitrug, sie von den Fesseln des Conventionellen zu befreien, wodurch zu einer gewissen Zeit ihr Talent allzusehr gehemmt wurde. Die Moral steht höher als die äußern Sitten, wie die Quelle höher ist als der Fluß. Sie ist auch reiner; und dem Genius ist es verliehen, bis zu den lebendigen Quellen emporzusteigen und an dem Urborn der Begeisterung zu trinken. Dieß war vor Zeiten ein Paradoxon, ist aber jetzt, Gott sey Dank, ein Gemeinplatz."

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 35 u. 36.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

25 März 1840.

Alciphron.

Ein Gedicht von Thomas Moore.

Wir theilen im Folgenden unsern Lesern den Inhalt, die Entwicklung und übersetzte Proben aus dem neuesten Gedicht des irischen Barden mit. Das Gedicht ist von geringem Umfang und kann als eine poetische Variation ungefähr desselben Gegenstandes betrachtet werden, welchen Moore früher in seinem Epikuräer prosaisch behandelt hatte.

Das Gedicht ist in Briefen geschrieben. Die vier ersten Briefe schreibt Alciphron von Alexandria, später von Memphis aus, an Cleon in Athen. Er hat Athen plötzlich verlassen, gibt seinem Freunde die Gründe davon an und erzählt ihm seine weitern, äußern und innern Erlebnisse. Den fünften und letzten Brief schreibt Orcus, Oberpriester zu Memphis, an den Präfectus Prätorii, Decius.

Aus dem ersten Brief:

Du wunderst wohl dich, daß ich floh
Aus jenen Zaubergärten, wo,
Was unsrer Welt weed zugetheilt
Zum Reiz, und ihr noch nicht enteilt,
Von Schönheit und von Weisheit, weilt.
Wohl ahn' ich meiner Freunde Frage,
An Abend solcher süßen Tage:
Warum ich von der Heimath schied,
Die mir des Glückes Huld beschied,
Wo nie die Schwinge der Zeit wird müd'?...
Wo Weisheit nicht scheucht den Genuß,
Wie Pallas einst warf in den Fluß
Die Flöte; vielmehr lächelnd lehrt:
Daß Frauenlippen Töne flüstern
Wie Sphärenharmonie, drauf lüstern
Des Träumers Ohr lauscht — und nie hört;
Wo Tugend sich weiß so zu kleiden
Ins Lächeln ihrer Schwester: Lust,
Daß wir nicht schwanken zwischen beiden —
Zugleich sie drücken an die Brust!

Der Wonneort! so ist er, so,
Dess Reize alle jüngst ich floh;
Und jetzt selbst, während unterm Schreiben
Den dunkeln Nilstrom ich seh' treiben,
Nimmt sehnend des Gedankens Flug
Zurück zu jener Welt den Zug,
Ich denk': wie hold im Abendscheine
Sind jene Gärten, jene Haine;
Ich sehe wie beegab den Schatten
Der anmuthvolle Tempel dehnt,
Indeß sich an die Marmorplatten
Ein hold atheniſch Mädchen lehnt,
Ueber ein Lieblingsbuch sich beugend;
Ein junger Weiser, bei ihr, schweigend
Hält ihrer Locken üpp'ge Fülle,
Daß sie das Blatt ihr nicht verhülle.
Doch weg solch Träumen! jene Flur
Des Glücks verließ ja doch ich nur,
Wie's Nest verläßt ein Vögelein
Und trautre bald kehrt wieder ein.

Und jetzt sag' ich dir — ob dein Mund
Auch lächelt — meines Hierseyns Grund.
Mein kurzer, sonn'ger Lebenstraum
Schwamm hin zwar ohne Gram und Leid,
Wie'n leichtes Blatt auf des Lustbachs Schaum,
Mit den Wellen kosend in Heiterkeit,
Nie einen Ton schlug an die Luft,
Den nicht zurückgab meine Brust;
Doch fühlt' ich oft in frohsten Tagen
Trübe Gedanken überziehn
Urplötzlich meiner Freude Glühn,
Wie Wolken über den Himmel jagen,
Dran golden eben die Sonne schien.

So unbestimmt, so unsagbar
Dir Seelenfinsternis oft war —
Wenn ganz von Lust ich war umgeben,
Trat sie so ohne Anlaß ein....
Der Schatten schien's — fremd diesem Leben —
Aus unbekannter Welt zu seyn.
Doch öfter noch war's der Gedanke:
Wie bald, was reizend mich umgab
Von Glück und Leben, sink' ins Grab, —
Der süße Mund, die Hand, die schlanke —
Ich selbst — der Freunde froher Schwarm
Fall' vor des grausen Schnitters Arm!

Dieser Gedanke war's, der goß
Wermuth in meiner Wonnen Schale,
Des Grau'n mit meiner Lust zerfloß,
So wie der Schatten folgt dem Strahle.
Oh' wär' nicht dieser Stimme Mahnen,
Die uns im Freudenrausch läßt ahnen:
Daß Alles, was uns glücklich macht,
Des Wurmes Raub kann seyn vor Nacht —
Oh, wäre nicht dieß bittre Eine —
Mir glänzt' in solchem Glückesscheine
Die Welt — so durstig ist mein Mund
Den Kelch zu leeren bis zum Grund:
Ich wär', den Himmel genießend auf Erden,
Ein Gott, wenn Götter durch Wonne es werden!

Alciphron gedenkt der letzten, herrlichen Nacht, die er mit seinen Freunden zugebracht, um das Andenken an den Stifter ihrer Schule zu feiern. Nachdem das Fest vorüber, die Sänger verstummt, die Mädchen weggegangen gewesen, sey er allein in der tiefen Stille nachdenklich zurückgeblieben:

Ich blieb, in nachdenksamer Säumniß,
Schauend empor zum Sternenheer,
Traurig, als ob ein träb Geheimniß
In ihrem Licht zu finden wär';
Und fragte sie, warum der Tod
Dem Stolz der Welt, dem Menschen, droht,
Indeß sie, die an Werth ihm weichen,
In keiner Ewigkeit erbleichen?

Die Nacht — vielleicht hast ihre Pracht
Vergessen du — in solcher Nacht
Getrennt hätt' sich des Aermsten Herz
Von dieser schönen Welt mit Schmerz.
Am Himmel, dunkelblau und klar,
Auf einer Seite sichtbar war
Das Auge Jupiters voll Glanz,
Indeß, umkreist vom lichten Tanz
Der Sterne, die am weiten Rahmen
Des Himmels nacheinander kamen,
Dir jungr Luna trat hervor —
Unter lebendigen Juwelen,
Wie von der Römerin sie erzählen,
Und ihrer blühnden Kinder Chor.
„O daß aus jener Sphären Ferne,"
Dacht' ich, „die ewig sind und rein,
Geholt ein Zauber könnte werden
Von ihres Wesens Kraft, zur Erden,
Dadurch der Mensch auch, gleich dem Sterne,
Befreit vom Tode müßte seyn,
Daß seinem Sehnen, seinem Hoffen
Wär' gleiche gränzenlose Bahn
Wie jenen Freudenvollen offen,
Die keinem Wechsel unterthan!"

Indeß in solcherlei Gedanken
Völlig Gemüth und Geist versanken,
Beschlich mein Wesen das Ermatten,
Das jedem irdischen Genuß,
Wie süß er war, folgt auf dem Fuß,
So wie dem Lichte folgt der Schatten,
Als sollte dadurch offenbar
Stets werden, daß er irdisch war;
Zum Schlummer legt' ich meine Glieder
Zu Füßen jener Statue nieder,
Des Wunders, drin der Kunst Vollendung
Versammelt der Natur Verschwendung,
Vor der ich knieend oft geschworen:
Würd' ein lebend'ges Weib gleich ihr
Zum Staunen dieser Welt geboren,
Sie sollt' als Gottheit gelten mir.
Ein schlief ich, und mir war im Traum,
Ich würd' entführt zu fernem Raum,
Wo mich in öder, grauer Wüste
Ein ring'ger, trüber Strahl begrüßte,
Der schwach durchdrang des Dunkels Reich
Von einer Kerze, in der Hand
Einer Gestalt, die todesbleich
Vor mir, wie ein Gespenst, da stand,
Und sprach — und um den Mund, den dürren,
Sah ich ein schaurig Lächeln irren:
„Geh! deiner heißen Wünsche Ziel,
Das ew'ge Leben, such' am Nil!"

Annahm, als er gesagt das Wort,
Die Todtenfarbe fort und fort, —
Dem lichten blassen Morgen gleich,
Wenn er der Nacht entreißt das Reich,
Indeß die Kerz' in seiner Hand
Anwuchs zu einem lichten Brand,
Deß Gluth erleuchtete den Raum
Bis an des Horizontes Saum,
Wo meinem Auge Gärten, Haine
Sich zeigten in glanzvollem Scheine,
Als wär' frisch drüber hingezogen
Ein feuchter Frühlingsregenbogen.
Musik vernahm man überall,
Als wär' die ganze Luft ein Schall,

Geister um mich die Flügel schlugen,
Die noch des Himmels Farben trugen;
Ein Meer von Glanz rin auf mich brach,
Daß ich, geblendet, wurde wach.

Dieser Traum habe ihn, fährt er fort, obgleich er so wenig wie die ganze Schule an eine vom Leib unterschiedene Seele glaube, noch auch an Götter, die sich der Sterblichen annähmen, dieser Traum habe ihn trotz seiner Philosophie Tag und Nacht verfolgt, und er habe der Mahnung und dem Drang nicht widerstehen können, von Athen nach dem heiligen Nilland, dem Land der Wunder und Geheimnisse, zu reisen. Er versichert jedoch seinen Freund und die ganze Schule, er werde ihnen keine Schande machen, er werde, während sein Herz und seine Seele nachjage dem ewigen Licht, das nie untergehe, doch nicht die Meteore von Genüssen vergessen, welche untergehen:

Er wird sie suchen, wird sie segnen,
Wo seinem Auge sie begegnen.
Und wenn sein Leben sich verzehrt
Wie Andrer — doch, so lang es währt,
Sey jede Stunde wie ein Feuer,
Genährt mit süßen Weihrauchs Steuer!

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Mißbrauch, den man mit den Adjectiven treibt. *)

Brief zweier Einwohner von La Ferté sous Jouarre an den Redacteur der Revue des deux Mondes.

Mögen die unsterblichen Götter Ihnen beistehen und Sie bewahren vor den neuen Romanen. Wir sind zwei Abonnenten Ihrer Revue, mein Freund Cotonet und ich, und wir haben beschlossen an Sie zu schreiben in Betreff einer von uns gemachten Beobachtung; diese besteht darin: daß man in den heutzutag erscheinenden Büchern so gar viele Adjective gebraucht, und daß nach unserer Ansicht die Autoren sich hiedurch sehr schaden.

Wir wissen, mein Herr, daß es nicht mehr Mode ist von Literatur zu sprechen, und Sie werden vielleicht denken, daß wir uns in diesem Augenblick über etwas sehr Geringfügiges Sorge machen. Wir geben das gern zu, denn wir halten den Constitutionnel und wir haben spanische Fonds, die uns fürchterlich ängstigen. Aber besser als irgend Jemand begreifen ohne Zweifel Sie das süße Glück, welches zwei wohlorganisirte Seelen darin finden, sich mit den schönen Künsten zu beschäftigen, welche den Reiz des Lebens unter den socialen Stürmen ausmachen; wir sind keine Böotier, Herr, wie Sie aus diesen unsern Worten abnehmen können.

Damit Sie unsere Beobachtung gehörig würdigen können, die, so einfach sie auf den ersten Blick scheint, uns doch ein zwölfjähriges Nachdenken gekostet, müssen Sie uns gestatten, Ihnen ausführlich und in der Ordnung zu erzählen, wie wir darauf gekommen sind. So gering jetzt die Literatur geachtet wird, gab es doch eine Zeit, wo sie im Flor stand; es gab eine Zeit wo man die Bücher las, und in unsern Theatern gab es noch jüngst eine Zeit, wo man zischte. Das war, wenn uns unser Gedächtniß nicht trügt, von 1824 bis 1829; damals rüstete sich der König, unter dem Beistand der Geistlichkeit, die Charte umzustürzen und das Volk seiner Rechte zu berauben; und Sie erinnern sich gewiß, daß in jenem Zeitraum es sich gar sehr um eine ganz neue Methode handelte, die man ganz frisch erfunden hatte, Theaterstücke, Romane und selbst Sonette zu machen. Man hat sich hierorts sehr eifrig damit beschäftigt, aber wir, mein Freund Cotonet und ich, haben nie recht ins Klare kommen können, was der Romanticismus sey, und doch haben wir viel gelesen, besonders die Vorreden, denn wir sind nicht so weit zurück, wir wissen wohl, daß das die Hauptsache ist und das Uebrige nur dazu dient, daß es mehr ausgibt. Ihnen die Wahrheit zu sagen, man ist hier Landes über die Massen neuigkeitssüchtig und geschwätzig; wir haben in der Rue Marchande ein großes Lesecabinet, wohin man ganze Körbe voll Bücher bringt; zwei Sous der Band, wie überall, und man hätte über nichts zu klagen, wenn sich nur die Thürhüterinnen die Hände wüschen; aber seit es keine Lotterien mehr gibt, verschlingen sie die Romane, daß Gott es ihnen verzeihe! und jetzt weiß man nicht mehr wo man sie anrühren soll. Doch das hat nichts zu sagen! wir Franzosen sehen nicht so auf das Aeußere; in England wollen saubere Leute auch gern in saubern Büchern lesen; in Frankreich liest man Kraut und Rüben unter einander; das ist unsere Art, die Künste zu ermuthigen. Unsere feinen Damen würden kein Pünktchen Koth auf einem Strumpfe dulden, der doch nur mit ihrem Fuß in Berührung kommt; aber sie schlagen ganz zierlich mit ihrer weißen Hand einen abgegriffenen Band auf, der nach der Küche riecht und Spuren vom Daumen des Kutschers hat. — Ich habe Ihnen gesagt, wir verstanden nicht was das Wort romantisch bedeute. Es war ums Jahr 1824 oder etwas später, ich weiß nicht mehr, daß man sich im Journal des Débats schlug. Es handelte sich um das Pittoreske, das Groteske, um die Einführung der Naturschilderung in die Poesie, um die dramatisirte Geschichte, um das angefochtene Drama, um die reine Kunst, um den zertrümmerten Rhythmus, um die Verschmelzung des Tragischen mit dem Komischen, um die Wiedererweckung des Mittelalters. Mein Freund Cotonet und ich gingen vor der Kugelbahn spazieren. Sie müssen wissen, daß wir in La Ferté-sous-Jouarre damals einen großen Advocaten hatten, der eben von Paris her kam, stolz und sehr anmaßend, der Alles wußte, über Alles absprach und sich die Miene gab, als verstände er alles was er las. Er redete uns an, das Journal in der Hand, und fragte uns, was wir von all diesen literarischen Streitfragen hielten. Von diesem Tag an sprach man bei uns von nichts mehr als vom Romantischen und Classischen; Mme. Dupuis allein wollte nichts davon hören; sie sagte, das sey wie das: Vater unser oder unser Vater. Wir lasen Alles was herauskam und hielten uns La Muse. Einige von uns, worunter auch ich, gingen

*) Dieser Artikel ist zwar etwas alt geworden, sein Inhalt aber nicht veraltet. Anm. d. R.

nach Paris und sahen die Vesper; der Unterpräfect kaufte das Stück, und bei einer Sammlung für die Griechen declamirte mein Sohn die siebente Messenienne: Parthenope und die Fremde. Hr. Ducoudray, ein angesehener Magistrat, brachte bei der Rückkehr von den Ferien die Méditations prächtig gebunden mit und schenkte sie seiner Frau; Mme. Javart ward darüber erbittert; sie verabscheut die Neuerer; meine Nichte ging hin; wir sahen uns nicht mehr. — Cotonet und ich beschlossen, die Streitfrage zu ergründen und uns Rechenschaft zu geben von den Uneinigkeiten, welche so viele tüchtige Geister entzweiten. Wir haben gute Studien gemacht, besonders Cotonet, der Notar ist und sich mit der Ornithologie abgibt. Anfangs, zwei Jahre lang, glaubten wir, der Romantieismus beziehe sich, in der Schriftstellerei, nur aufs Theater, und unterscheide sich vom Classicismus nur durch die Verschmähung der Einheiten. Das war klar: Shakspeare z. B. läßt die Leute von Rom nach London reisen und von Athen nach Alexandria binnen einer Viertelstunde; seine Helden verleben in einem Zwischenact 10 oder 20 Jahre; seine Heldinnen, wahrend einer ganzen Scene wahre Tugendengel, gehen nur Einmal durch die Coulissen, um als Gattinnen, Ehebrecherinnen, Wittwen und Großmütter wieder aufzutreten. Darin, sagten wir, steckt das Romantische. Sophokles dagegen laßt den Oedipus, und zwar sehr mühselig, vom Anfang seiner Tragödie an, auf einem Felsen sitzen; alle Personen, eine nach der andern, treffen ihn hier; vielleicht steht er auch auf, doch bezweifle ich dieß, höchstens etwa um dem Theseus seine Ehrerbietung zu beweisen, der während des ganzen Stücks ihm zu Gefallen unaufhörlich hin- und herrennt. Der Chor ist da, und wenn etwas hinkt, wenn eine unverständliche Gebärde vorkommt, so erklart er; was sich begeben hat, erzahlt er; was jetzt sich begibt, erläutert er; was sich begeben wird, prophezeit er; kurz er ist in der griechischen Tragödie ungefahr das was die Anmerkungen des Hrn. A. Martin unter dem Text Moliere's. Das, sagten wir, muß das Classische seyn; da war nichts mehr zu disputiren, und die Sachen gingen ihren Lauf. Aber plötzlich (ich glaube es war im Jahr 1828) benachrichtigt man uns, daß es eine romantische und eine classische Poesie, einen romantischen und einen classischen Roman, eine romantische und eine classische Ode gebe; was sage ich? ein einzelner Vers, ganz allein an sich konnte romantisch oder classisch seyn, je nachdem ihn die Lust anwandelte.

Als wir diese Neuigkeit erfuhren, konnten wir des Nachts kein Auge zuthun. Eine zweijährige friedliche Ueberzeugung entschwand wie ein Traum. Alle unsere Ideen waren durch einander gestürzt, denn wenn die Aristotelischen Regeln nicht mehr die Demarcationslinie zwischen den literarischen Lagern bildeten, wie sollte man sich noch zurecht finden, worauf fußen? An was, wenn man irgend ein Buch las, sollte man erkennen, ob es classisch oder romantisch sey? Wir dachten wohl, die Eingeweihten in Paris müßten ein Losungswort haben, das sie aus der Verlegenheit zöge — aber in der Provinz, was war da zu thun? Und, mein Herr, ich muß Ihnen sagen, daß in der Provinz das Wort romantisch im Allgemeinen eine leicht behaltbare Bedeutung hat: es ist synonym mit absurd, und weiter quält man sich nicht damit. Zum Glück erschien in demselben Jahr eine berühmte Vorrede, die wir begierig verschlangen und die uns beinahe für ewige Zeiten überzeugt hätte. Es wehte darin ein Geist der Zuversicht, ganz gemacht um zu beruhigen, und die Principien der neuen Schule fanden sich hier des Breiten erörtert. Es war darin sehr bündig gesagt: der Romantieismus sey nichts Anderes als die Verbindung des Närrischen und Ernsthaften, des Grotesken und des Fürchterlichen, des Spaßigen und des Gräßlichen, oder wenn man lieber will, der Komödie und Tragödie. Wir, Cotonet und ich, glaubten das beinahe ein ganzes Jahr. Das Drama ward unsere Leidenschaft, denn mit dem Namen Drama hatte man nicht allein die dialogisirten Werke getauft, sondern auch alle modernen Erfindungen der Einbildungskraft, unter dem Vorwand, daß sie dramatisch seyen. Es war da freilich viel Galimathias, aber es war doch etwas. Das Drama kam uns vor wie ein ehrwürdiger Priester, der nach so vielen Jahrhunderten das Komische mit dem Tragischen vermählt hatte; wir sahen es, in Weiß und Schwarz gekleidet, mit dem einen Auge lachend, mit dem andern weinend, in der einen Hand einen Dolch, in der andern eine Narrenmütze schwingend; in der That, das begriff sich; die Dichter des Tags proclamirten diese Gattung als eine allerneueste Erfindung: „Die Schwermuth," sagten sie, „war den Alten unbekannt; sie, verbunden mit dem Geist der Forschung und des Streits, hat die neue Religion, die neue Gesellschaft geschaffen und in der Kunst einen neuen Typus erzeugt." Offen zu sprechen, wir nahmen das Alles ein wenig auf Treu' und Glauben an, und diese den Alten unbekannte Schwermuth wollte uns nicht so leicht eingehen. Wie, sagten wir, die sterbende Sappho, Plato wenn er an den Himmel schaute, sollten nicht auch Schwermuth empfunden haben? Der alte Priamus, der seines Sohns Leichnam sich erflehte und vor dem Mörder knieend ausrief: „Deines Erzeugers gedenk' o Achilleus!" — sollte die Melancholie nicht gefühlt haben? War der schöne Narcissus, im Schilfe ausgestreckt, nicht krank am Ueberdruß der irdischen Dinge? — Doch lassen wir das; das Wichtige für uns war, daß wir den Fragern antworten konnten: „der Romantieismus ist die Vermahlung der Komödie mit der Tragödie, oder, von welcher Dichtgattung es sich handle, des Scherzhaften mit dem Ernsten." Das ging denn ganz vortrefflich und wir schliefen dabei recht ruhig. Aber wie ward mir, mein Herr, als ich eines Morgens Cotonet in mein Zimmer treten sah mit sechs Bändchen unter dem Arm! Aristophanes ist, wie Sie wissen, unter allen Geistern des alten Griechenlands der edelste zugleich und der groteskste, der ernsteste und der komischste, der lyrischste und satyrischste. Was antworten, als Cotonet mit seiner schönen Baßstimme den bewundernswerthen Streit des Gerechten und Ungerechten prächtig zu declamiren anfing — die erhebendste Scene, die je auf ein Theater kam! Wenn man diesen energischen Styl, diese erhabenen Gedanken, diese einfache Beredsamkeit hört, wenn man diesem göttlichen Streit zusieht zwischen den beiden Mächten, welche die Welt beherrschen — wie sollte man sich enthalten mit dem

Chor auszurufen: „O du, der du den erhabenen Tempel der Weisheit bewohnst, der Wohlgeruch der Tugend strömt aus deinen Worten!“ und dann plötzlich, ein paar Blätter nachher, zeigt uns der Dichter das Schauspiel eines Mannes, der bei Nacht aufsteht, um seinen Bauch zu trösten. — In welche Classe wird man je die Werke des Aristophanes einzuordnen vermögen? Welche Linien, welche Kreise wird man je um den menschlichen Gedanken ziehen, welche dieser verwegene Genius nicht überspränge? Er ist nicht bloß tragisch und komisch, er ist zart und furchtbar, rein und schmutzig, rechtschaffen und liederlich, edel und gemein, und hinter allem diesem ist, wenn man es nur zu fassen vermag, gewiß die Melancholie verborgen. Ach, mein Herr, läse man ihn mehr, man könnte sich vieles Reden ersparen, und man wüßte genau, woher so manche neue Erfindungen eigentlich stammen. Sogar die St. Simonisten finden sich im Aristophanes; was hatten ihm diese armen Leute gethan? Die Komödie Ekklesiazusai ist ganz und gar eine Satyre auf sie, wie die Ritter in mehr als einem Betracht für eine Satyre auf die Repräsentativverfassung gelten können.

So waren wir wieder in die Ungewißheit zurückgeschleudert. Der Romanticismus mußte vor Allem eine, wo nicht ganz nagelneue, doch moderne Erfindung seyn. Er bestand also eben so wenig in der Vermählung des Komischen und Tragischen, als in der Hinwegsetzung über die Regeln des Aristoteles. (Aristophanes selbst beobachtet die Einheiten nicht.) So stellten wir folgendes sehr einfache Räsonnement auf: „Weil man sich in Paris in den Theatern, in den Vorreden und in den Journalen schlägt, so muß dieß doch um irgend etwas seyn; weil die Schriftsteller eine Entdeckung ausposaunen, eine neue Kunst und einen neuen Glauben, so muß dieß etwas doch etwas Anderes seyn als eine Auffrischung eines schon bei den Griechen Vorhandengewesenen; weil wir nichts Besseres zu thun haben, suchen wir zu ergründen was dieß ist!“

Aber, werden Sie mir sagen, Aristophanes ist eben romantisch; das ist es, was alle Ihre Reden beweisen; der Unterschied der Gattungen besteht nichtsdestoweniger und die moderne Kunst, die menschheitliche (humanitaire) Kunst, die sociale Kunst, die reine Kunst, die naive, die mittelalterliche Kunst...

Geduld, mein Herr, ereifern Sie sich doch nicht so sehr! Ich streite nicht; ich erzähle Ihnen nur ein Ereigniß, das mir zugestoßen. Fürs erste, was das Wort menschheitlich anlangt, so habe ich davor alle Achtung und wenn ich es höre, ermangle ich nie den Hut abzuziehen; möchten die Götter mir verleihen, es zu verstehen! aber ich resignire mich und warte zu. Ich trachte, bemerken Sie das wohl, nicht, zu erfahren, ob der Romanticismus existirt oder nicht; ich bin ein Franzose und ich gebe mir Rechenschaft darüber, was man Romanticismus in Frankreich nennt.

Und, bei Gelegenheit der neuen Worte! ich muß Ihnen auch sagen, daß wir während eines weiteren Jahres in einen traurigen Irrthum verfielen. Müde zu untersuchen und abzuwägen, da wir immer nur auf leere Phrasen und unverständliche Glaubensbekenntnisse stießen, kamen wir endlich auf die Annahme: das Wort Romanticismus sey nur ein Wort; wir fanden es schön, und es dünkte uns schade, daß es nichts besagen sollte. Es erinnert an Rom und Römer, an Roman und romanesk; vielleicht ist es dasselbe wie romanesk; wir fühlten uns wenigstens versucht, wegen andrer Fälle es zu glauben, denn wie Sie wissen ist es seit einiger Zeit geschehen, daß manche sonst ganz passende Worte kleine Veränderungen erlitten, die Niemand einen Nachtheil bringen. So sagt man statt patrie — das ein altes, abgenütztes Wort ist, jetzt pays; man sehe nur unsre Redner! nicht um zehn Thaler würden sie davon abgehen. Cotonet zieht besonders drei Worte in der modernen Sprache vor; der Autor, der sie zufällig in Einem Satze vereinigte, wäre nach seinem Geschmack der erste aller Menschen. Das erste ist: morganatique, das zweite blandices und das dritte.. das ist ein deutsches Wort.

Ich komme auf mein Thema zurück. Wir konnten nicht lang in der Unentschiedenheit bleiben. Der neue Unterpräfect hatte eine Nichte, eine hübsche, blasse Brünette, obgleich etwas mager, welche sich in die englischen Sitten verliebt hatte, und grünen Schleier, orangefarbene Handschuhe und silberne Brillen trug. Eines Abends, als sie in unserer Nähe vorbeiging, wandte sie sich gegen die Wassermühle am Ufer, wo Getreidesäcke, Gänse und ein angebundener Ochs befindlich waren. „Das ist eine romantische Landschaft!“ sagte sie zu ihrer Gouvernante. Bei diesem Wort fühlten wir uns von unsrer alten Neugierde ergriffen. Ha, Ventrebleu, sagte ich, was meint sie? Werden wir nie darüber ins Klare kommen? Unter diesen Begebnissen kam uns ein Journal zu Handen, das Folgendes enthielt: „André Chenier und Madame Staël sind die beiden Quellen des gewaltigen Stroms, der uns der Zukunft zuführt. Durch sie wird die poetische Neuerung, die schon triumphirt und bald vollendet seyn wird, sich in zwei blühende Zweige über dem verdorrten Stamm der Vergangenheit theilen. Die romantische Poesie, die Tochter Deutschlands, wird so an ihre Stirne eine grüne Palme, eine Schwester der Myrten Athens heften. Ossian und Homer reichen sich die Hand.“ — Mein Freund, sagte ich zu Cotonet, ich glaube daß wir es jetzt heraus haben; der Romanticismus das ist die deutsche Poesie; Frau von Staël ist die Erste, die uns mit dieser Literatur bekannt gemacht hat, und von der Erscheinung ihres Buchs an datirt sich die Wuth, die uns gefaßt. Kaufen wir Goethe, Schiller und Wieland, so sind wir gerettet; von daher kommt Alles!

Bis 1830 glaubten wir, der Romanticismus sey die Nachahmung der Deutschen, und dem uns ertheilten Rath gemäß fügten wir zu diesen auch die Engländer. In der That ist es unbestreitbar, daß diese beiden Völker in ihrer Poesie einen eigenthümlichen Charakter haben und weder den Griechen, noch den Römern, noch den Franzosen gleichen. Die Spanier setzten uns in Verlegenheit, denn sie haben auch ihr eigenes Gepräge, und es war klar, daß die neue Schule furchtbar mit ihnen sympathisirte. Die Romantiker, z. B., waren immer Lobredner des Cid von Corneille, der eine beinahe buchstäbliche Uebersetzung eines sehr guten spanischen Stücks ist. „Aber,“ sagte Cotonet, „welche Erfindung liegt denn darin, daß man eine Nachahmung naturalisirt? Die Deutschen haben Balladen gedichtet; wir dichten

auch welche, das iſt vortrefflich; ſie ſind Freunde von Geſpenſtern, Gnomen, Kobolden, Pſyllen, Vampyrn, Ogern, Gerippen, Alpen, Ratten, Schlangen, Zauberinnen, Sabbath, Satan, Puck, Alraunen; das macht ihnen Freude; wir ahmen ſie nach und ſprechen eben ſo viel davon, obgleich es uns eigentlich nur mäßiges Vergnügen macht; aber ich will das gern geſtatten. Andrerſeits in ihren Romanen tödtet man ſich, man weint, man kommt wieder, man wechſelt ellenlange Phraſen, man greift überall über den geſunden Verſtand und die Natur hinaus; wir copiren ſie aufs allertreuſichſte. Dazu kommen die Engländer, welche ihre Zeit damit zubringen und ſich den Kopf zerbrechen, Schwarz in einem Topf zu reiben, alle ihre Poeſien, jetzige und zukünftige, ſind von Goethe in dem einfachen Satz zuſammengefaßt: „Erfahrung und Schmerz vereinigen ſich, um den Menſchen durch das Leben zu geleiten und ihn dem Tod zuzuführen;" *) das iſt ganz irrig und überdieß ziemlich einfältig, aber ich duide gern, daß man ſich darin gefalle. Dann kommt noch Spanien mit ſeinen Caſtilianern, die ſich den Hals abſchneiden, wie man ein Glas Waſſer trinkt; mit ſeinen Andainſiern, die noch ſchneller ein weniger entvölkerndes Gewerbe beginnen, ſeinen Stiergefechten, Matadoren u. ſ. w. Ich laſſe das Alles gelten. Aber was bleibt am Ende? Wenn wir Alles nachgeahmt, copirt, überſetzt und compilirt haben: was gibt es dann noch Romantiſches? Nichts unter dem Himmel iſt weniger neu als die Compilation und das Plagiat."

(Fortſetzung folgt.)

George Sand

über das phantaſtiſche Drama.

(Schluß.)

Konrad.

Ein Augenblick! Ein Funken! wenn ſich jener
Ausdehnt, und dieſer ſich entflammt, ſo ſchaffen
Sie und zerſtören. Muth, Muth! dehnen wir,
Verlängern wir den Augenblick! Muth! Muth!
Erwecken und entflammen wir den Funken!
Jetzt — gut! ja! Noch einmal ruf' ich dich an,
Enthülle meine Seele dir! Du ſchweigſt?
Hab' ich nicht Satan in Perſon bekämpft?
Aufs feierlichſte forder' ich dich heraus!
Verachte mich nicht! Allein bis jetzt hab' ich
Gehoben mich; doch nicht ſteh' ich allein!
Verbündet bin ich mit einem großen Volk
Auf Erden ich; Heere, Gewalten, Throne
Hab' ich für mich; und wenn zur Läſterung
Ich mich entſchließe, zur Rebellion:
So lieſ' ich eine Schlacht dir, blutiger
Als Satan; nur dem Geiſte galt ſein Krieg.
Bei uns geht es ums Herz. Ich hab' gelitten,
Ich hab' geliebt, bin aufgewachſen unter
Qualen und Liebe; als du mir entriſſeſt
Mein Glück, da wühlt' ich nur mit meiner Hand
In meinem blutigen, zerriſſnen Herzen,
Und nie hab' ich ſie gegen dich erhoben!

Die Dämonen.

Zum Vogel, o Renner, will wandeln ich dich!
Aufwärts ſpanne die Adlersſchwinge ſich!

Die Engel.

Welcher Wahnſinn! Er fällt der Stern!
Unter ſinkt er im Abgrund fern!

Konrad.

In meinem Vaterland iſt meine Seele
Fleiſch worden; eingeſogen hat mein Leib
Die ganze Seele meines Vaterlandes!
Ich und mein Vaterland ſind Eine! Ich nenne
Mich Million, denn für Millionen Menſchen
Lieb' ich und duld' ich. Mein unglückliches
Vaterland ſeh' ich an ſo wie ein Sohn
Den Vater, der zum Tod des Rads geführt wird,
Die Qualen eines ganzen Volkes fühl' ich
Wie eine Mutter ihres Kindes Schmerzen
Im Herzen fühlt, worunter ſie es trug.
Ich leide! Wahnſinn faßt mich! Aber du,
Heiter und weiſe, du regiereſt fort,
Du richteſt fort, und nie, ſo ſagt man, irrſt du!
O höre mich! wenn wahr iſt, was ich von
Der Wieg' an hab' gelernt und hab' geglaubt
Mit Sohneglauben, wahr iſt, daß du liebſt,
Wenn du die Welt geliebt, als du ſie ſchufſt,
Wenn du für deine Creaturen hegſt
Des Vaters Liebe, wenn ein fühlend Herz
War unter den Geſchöpfen, die du bargſt,
Sie vor der Sündfluth rettend, in der Arche:
Wenn dieſes Herz kein Ungeheuer iſt,
Ein Werk des blinden Zufalls, ſterbend vor
Der Reife Zeit; wenn unter deinem Scepter
Empfindung nicht zuwider läuft der Regel;
Wenn Millionen Leidender, die ſchrei'n:
„O hilf uns!" mehr dein Auge auf ſich ziehn
Als eine Gleichung, welche ſchwer zu löſen;
Wenn in der Welt hat einen Werth die Liebe,
Wenn ſie kein Rechnungsfehler iſt von dir...

Stimmen der Dämonen.

Der Adler werde zur Hyder!
Zum Kampfe dehn' er die Glieder!
Feuer und Dampf!
Donner, Gebrüll und Kampf!

---

*) Dieß iſt kein von Goethe ausgeſprochner Satz, ſondern ein engliſches Citat. Bd. 26 p. 216.

Then old Age and experience, hand in hand
Lead him to death and make him understand
After a search so painfull and so long,
That all his life he has been in the wrong.

Stimmen der Engel.

O Komet, in der Irre verloren!
Von einer glänzenden Sonne geboren!
Wo ist das Ende deiner Bahn?
Ach! nie kommt am Ziel er an!

Konrad.

Du schweigst! ich habe meines Herzens Abgrund
Dir aufgedeckt. Und jetzt beschwör' ich dich:
Gib mir die Macht, ein ärmlich Theilchen nur,
Nur einen Theil der Macht, die sich auf Erden
Der Hochmuth hat errungen. Oh! damit
Wie vieles Glück wollt' stiften ich! Du schweigst!
Dem Hetzen nichts bewilligst du; bewill'ge
Es der Vernunft! Du siehst, ich bin der Erste
Der Menschen und der Engel; besser als
Erzengel kenn' ich dich, bin weeth, daß du
Die Hälfte deiner Macht mir treulest ab!
Antworte! Immer Schweigen! Ich lüg' nicht;
Du schweigst und traust auf deinen starken Arm.
Und weißt du nicht, daß die Empfindung wird
Verzehren, was nicht der Verstand zerbrach?
Sieh mein Gluthfeuer im Gemüthe hier!
Ich sperr' es ein, damit es heft'ger brenne,
Ich bann's in meines Willens ehe'nen Ring,
Wie des zerstörenden Geschützes Ladung.

Stimme der Dämonen.

Flammen! Feuersbrunst!

Stimme der Engel.

Gnade! Reue!

Konrad.

Antworte! Deine Majestät verhöhn' ich!
Reiß' ich sie nicht in Stücke, so zerschütt' ich
Doch deines Reiches Unermeßlichkeit!
Bis an der Schöpfung Saum fliegt meine Stimme,
Mit einer Stimme, hallend von Geschlecht
Fort zu Geschlecht, ruf' ich, du seyest nicht
Der Vater dieser Welt.. du seyst...

Eine Stimme.

Der Czar.

(Conrad hält inne, taumelt und fällt.)

Geister (links).

Tretet ihn mit Füßen, packt ihn!
Ohnmacht lähmt ihn, eh' er wieder
Aufwacht, würgen wir ihn todt.

Andre.

Doch ist noch der Athem in ihm.

Geister (rechts).

Feen von hier.. man betet für ihn.

„Konrad," so sagt die Verfasserin am Schluß, „ist der Mann seiner Zeit; er macht sich nicht, wie Faust, ein pantheistisches Natursystem zurecht, dessen Ordnung und kalte Schönheit ihn über die Abwesenheit Gottes trösten sollte. Er verzehrt sich nicht mehr, wie Manfred, in der Erwartung einer geheimnißvollen Offenbarung Gottes und seines Wesens, welche nur der Tod bringen kann. Konrad ist nicht mehr der Mann des Zweifels, noch auch der Verzweiflung; er ist der Mann des Lebens. Er leidet auch, wie Manfred, und hundertmal mehr; aber er schwankt nicht mehr; er fühlt, er weiß, daß Gott ist. Er befragt nicht mehr die Natur oder das Bewußtseyn oder die Wissenschaft um das Daseyn eines allmächtigen Wesens, sondern er will die Natur dieses Wesens erkennen und begreifen. Sein Glaube steht fest; er will nun auch mit seinem Cultus ins Reine kommen, in die Eigenschaften der Gottheit eindringen. Es gelingt ihm nicht, ihm, dem Unvollkommenen, dem auf sein Genie und seinen Patriotismus bis zum Wahnsinn Stolzen, ihm, dem Repräsentanten der Menschheit auf dem Punkt, wo sie jetzt steht, und wie sie ist, d. h. gläubig und skeptisch zugleich, eitel auf ihre Kraft, erbittert über ihr Elend, durchdrungen vom Gefühl der Gerechtigkeit und der Bruderliebe, begierig ihre Hemmnisse wegzuräumen, aber noch unwissend, kaum zum sittlichen Bewußtseyn erwacht, unfähig ihr Heil zu gründen und vom Himmel Wunder begehrend. Der Himmel bleibt taub, und der Dichter stürzt zerschmettert nieder, bis sein Geist sich aufklärt sein Stolz sich demüthigt, und seine Einsicht der wahren Erkenntniß der göttlichen Führungen sich öffnet.

„Alles zusammenfassend, können wir sagen: wir sehen im Faust das Bedürfniß, die vergötterte Natur Spinoza's zu poetisiren; im Manfred den Drang: den Menschen in dieser vergötterten Natur eine seiner Anlagen und Strebungen würdige Rolle spielen zu lassen; in Konrad einen Versuch, das Werk der Schöpfung im menschlichen Gedanken sittlich zu verklären, indem dem menschlichen Loos auf Erden die sittliche Bedeutung gegeben wird. Keines dieser Werke hat sein Ziel völlig erreicht. Aber wie viele kraftvolle und schmerzliche Werke werden noch aus dem poetischen Fieber hervorgehen, ehe die Menschheit den Sänger der Hoffnung und der Gewißheit erzeugt!"

Wir wollen und können uns nicht auf die Prüfung der hier ausgesprochenen Behauptungen und Ansichten einlassen, was uns weit führen könnte, und beschränken uns auf die Bemerkung, die sich wohl auch den Lesern wird aufgedrängt haben, daß auch diejenigen Behauptungen der geistreichen Frau, welche auf Wahrheit beruhen, meist cum grano salis anzunehmen sind.

Lieder nach Burns.

I. Klage Mariens, Königin der Schotten, beim Herannahen des Frühlings.

Ihr grün Gewand hängt die Natu
Um jeden Blüthenbaum,
Und streut Maßliebchens weiße Blüth'
Auf jeden Rasenraum.

Die Sonne klärt der Ströme Blau,
Den Himmel schmückt ihr Licht;
Verscheuchen nur die trübe Nacht
Des Kerkers kann sie nicht.

Den Morgen singt die Lerche nun
Auf feuchter Schwinge wach,
Das laute Lied der Amsel tönt
Der Wälder Echo nach:
Die Drossel lockt mit weichem Ton
Den müden Tag zur Ruh,
In Lieb' und Freiheit bringen sie
Ihr heitres Daseyn zu.

Die Lilie blüht an Wassers Rand,
Die Peimel an der Höh',
Der Hagedorn er knospt im Thal,
Und milchweiß ist die Schleh'.
Der letzte Knecht in Schottland kann
Sich dieser Reize freu'n,
Ich aber, Schottlands Königin,
Muß eingekerkert seyn.

Einst trug ich Frankreichs Diadem,
Das glücklich mich gemacht,
Voll Freude grüßt' ich jeden Tag
Und heitren Sinns die Nacht.
Nun bin ich Schottlands Königin,
Wo ich Verräther seh',
Und hier drückt fremde Fessel mich,
Und nimmer endend Weh.

Du aber, falsch und treulos Weib,
Mir Schwester — Feindin mir —
Die Rache wetzet einst ein Schwert,
Das trifft die Seele dir!
Nie kannt'st das schmerzende Gefühl
Du in des Weibes Brust,
Und von der Thräne Balsamkraft
Hast nimmer du gewußt.

Mein Sohn, mein Sohn! ein sanfterer Stern
Umleuchte dein Geschick,
Wir meinen nie — so deinen Thron
Der Freude Silberblick.
Vor meinen Feinden schütz' dich Gott,
Stimmt Er für nicht für dich,
Und trifft du deine Mutter Freund,
Erinn're ihn an mich!

O strahle bald für mich nicht mehr
Der Sommersonne Gluth,
Nicht mehr durchwall' ein herbstlich Wehn
Des Kornes gelbe Fluth,
Und in des Todes Wohnungen
Lauf' mir der Winter ab;
Die erste Blum' im nächsten Lenz
Sie blüh' auf meinem Grab!

II. Anna.

Anna, von deiner Reize Schwung
Ist meine Seele voll:
Wie zwecklos die Bewunderung,
Wenn sie verzweifeln soll!

Doch deine Näh', mein lieblich Kind,
Macht Hoffen strafbar nicht,
Denn zu verzweifeln wär Sünd',
In Himmels Angesicht.

III. Todesgesang.

Du grünende Erde, ihr Himmel, lebt wohl,
Von sinkender Sonne durchglüht,
Lebt, Bande der Liebe und Freundschaft, nun wohl,
Die Welle des Daseyns rutschiert.

Du grimmiger König der Schrecken, o Tod,
Geh, schrecke den Sklaven und Wicht,
Geh, lehre sie zittern, Tyrann, doch bei Gott
Für Tapfer hast Schrecken du nicht!

Dein Streich trifft den Landmann, er sinket, und fiel,
Den Namen nicht rettend einmal,
Dein Streich trifft den Helden — ein leuchtendes Ziel —
Er fällt in der Glorie Strahl.

Das Schwert in der Hand und als Streiter im Feld
Für Vaterland, König und Herrn —
Vergoldet vom Siege die schreibende Welt —
Wer stürb' mit den Tapfern nicht gern!

F. Freiligrath.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 37.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

28 März 1840.

Alciphron.

(Fortsetzung.)

Der zweite Brief ist von Memphis geschrieben. Statt der gesuchten und geahnten Geheimnisse hat in Aegypten Lust und Freude ihn empfangen.

Ach, wahr ist's, die Geheimnisse, die Lehren
Die nach dem Wunderlande mein Begehren
Gelenkt, vergaß ich in dem Wonnerausch,
In meiner Tag' und Nächte Freudentausch.
Statt der Orakel, deren dunklem Spruche
Man lauscht in Höhlen, kommen, die ich suche,
Von Tempeln, wo Schönheit lebendig weilt,
Und Lieb', als Priesterin, sanften Spruch ertheilt.
Statt Isis zu verehren mit den Bräuchen
Von Koptos, grüß' ich sie, wenn sich ihr Zeichen,
Der Neumond, überm heil'gen Strom erhebt,
Die Jugend Aug' in ihrem Anschaun lebt,
Und überschlägt der Wittwennächte Zahl,
Bis wieder sie umarmt den Sonngemahl.
Indeß sich auf ein mystisch Laub, das zeigt
Dämmernd der Vorzeit Pfad, der Forscher beugt
Und unter seiner Führung Bahn sich schafft
Hin durch der Todten dunkle Wissenschaft:
Lernt' ich noch keine Kunst als die: zu lesen
Den Namen von einem holden, lieben Wesen, —
Die Botschaft welche deutet Zeit und Ort
In Memphischer Liebessprache süßstem Wort.

Und oh! wo ist ein Herz, das widerstand
Der Zauberkraft von diesem Sonnenland,
Wo, Lust! dein Banner zuerst flog, stolz geschwellt,
Und Liebe Tempel hat, alt wie die Welt!
Wo das Geheimniß, wie der Schleier, der deckt
Das Angesicht der Schönheit, nur versteckt
Um zu erhöhn, und schmückt selbst wenn beschattend;
Und jene wonnevolle Schwermuth, gattend
Genius und Leidenschaft, mit ihrem Hauch
Berühret die Freunde und sie heiligt auch;
Wo in der engsten Nähe sind gesellt
Das Lustgemach, des Grabes düsteres Zelt,
Und wo, was jeder Augenblick ist werth,
Der drohnde Tod die flücht'ge Lust belehrt.
O könnt'st du sehn nun, wie dieß Land so reich
An Schönheit, einem Dichtertraume gleich!
Der prächt'ge Strom, den man vor kurzem noch
Sah, eingezwängt von seiner Ufer Joch,
Hin zwischen Tempeln, Maemorstädten gleiten,
Schimmernd, Juwelen gleich, auf beiden Seiten,
Hat seine Wasser jetzt hinausgesandt
Und weit sie über Thal und ebnes Land
Verbreitet, wie ein Riese, der die Glieder
Mächtig erhebt vom Krankenbette wieder.
Indeß, so weit die trunknen Blicke tragen,
Unter dem klarsten, blausten Himmel ragen
Gärten, säulengeschmückte Straßen, Tempel,
Die an sich tragen mächt'ger Götter Stempel,
Und Pyramiden, unter deren Hut
Die Ewigkeit zu ruhn scheint, aus der Fluth.

Und dann die Scenen von Gepräng' und Freude,
Welche zu Einer großen Augenweide
Den See, den völkerwimmelnden verwandeln;
Wo, was in Liebe, Frömmigkeit und Handeln
Sich zu lebendiger Bewegung rühret,
Einen lebendig bunten Reigen führet.
Hier schreiten Priester eines Tempels Treppen
Hinan; in langsam ernstem Zuge schleppen
Sie weiße Kleider, heil'ge Stäbe tragend
Silberne Cymbeln mit den Händen schlagend;
Dort gleiten reiche Barken, die geschwommen

Fern von jenseits der Kataraktе kommen, —
Führend zum Meer ihre kostbare Fracht,
Rhinocerosзahn, der Vogelfedern Pracht,
Von Meroe Edelstein' und jenes Gold,
Welches in Körnern Habesch's Regen rollt.
Dort wo zu einer Bucht, schattig und kühl,
Der Fluß sich birgt, sind Pilger, deren Ziel
Bubaste oder Sais; ihr Kähne,
So sanft hinuntergleitend wie die Schwäne,
Unter das Dach von Lotosblumen lenken,
Die dicht sich über ihre Häupter senken;
Da, wie in einem Lustgemach, verbringen
Die Schwüle sie mit Schlummern, Plaudern, Singen —
Und in den Nil oft tauchen sie das Glatt,
Das süß sein Wasser macht, von Hitze matt.
Indeß nicht fern, von lachenden Najaden,
Die unter blühenden Akazien baden,
In Muthwill wird verübt manch lust'ger Streich;
An Liebreiz sind sie ihrer Kön'gin *) gleich,
Die ihre Kette, um den Sieg nicht bang,
Zwei Weltrobbern um den Nacken schlang;
Die goldne Zauberkette, die, zu schwach
Den Dritten auch zu fesseln, endlich brach!

Denn, glaub' nicht denen, die von Reizen ganz
Entblößt schildern die Frauen dieses Lands.
Sie bräunte zwar die Sonne, deren Geist
Glühend und färbend durch die Adern fleußt,
Es zeiget an der Frucht gebräunte Hülle,
Wie innen wohnt so süß der Reife Fülle —
Die Farb' ist's, die auch ihre Tempel tragen,
Symbolisch Himmelsbotschaft anzusagen.
Und nie hat ein beredter Blick so zart
Das Geheimniß junger Herzen offenbart.
Die Augen! — mit dem schmachtenden Niederfallen
Der schatt'gen Wimpern, wie man's sieht an Allen,
Die unter heißer Sonnen Gluthen leben,
Dadurch die Miene und der Blick gleicht eben
Dem von Jungfrau'n, die an der Hochzeit Tagen
Das Aug' vorm Blick des Bräut'gams niederschlagen.
Und ihre Anmuth! — Wie so nymphenhaft
Der Wuchs der Dörferin an Reiz und Kraft,
Wenn von Anthylla's Gefild für Trauben bringt,
Oder die leichten Blumenkörbe schwingt —
Niemals hat unsre eigne Bildnerkunst
In den Erkornen ihrer höchsten Gunst
Geschaffen üppigere Gliederpracht, —
Selbst er nicht, der den Stoff zu Fleisch gemacht!
Wundert's dich, wenn in solcher Scenen Bann,
Ich der Mysterien ganz vergessen kann,
Statt aller Weisheitslehren Eine übe:
Die Wissenschaft des Glückes und der Liebe!

*) Cleopatra.

Und doch gibt's Stunden — die zwar kurz nur währen,
Die sich wie Sommerwölkchen selbst verzehren, —
Des Trübsinns, wo selbst alle diese Freuden
Dem Herzen, das in Gram sich senkt, verleiden,
Wo in mir wird der Traum vom Garten wach,
Der mir geheimnißvoll die Macht versprach, —
Oh gäb' es eine solche! — auszudehnen
Des Lebens Feist, gemäß der Seele Sehnen,
In eine Fern', die keine Gränzmark schließt,
In einem Licht, deß Quelle ewig fließt!
An einem Abend überkam zumeist
Dieser Gedanke meinen ernsten Geist, —
Kein schönrer Abend hat je an dir Welt
Des Lichtes goldnen Abschiedsgruß bestellt! —
Wo meinem Aug' zuerst sich wunderbar
Die ew'gen Pyramiden stellten dar
Von Memphis — ragend voll Erhabenheit,
Der Erd', dem Himmel nah, Warten der Zeit,
Von deren Gipfel, wenn auf Erden endet
Ihr Reich, herab den letzten Blick sie sendet!
Ein seelenlicher Sonnenschein schwebt' als Kron'
Auf dieser Riesen Haupt; ein leiser Ton
Bebt' in der Luft, die sie umgab, und drang
Mir in die Seele wie der Vorzeit Klang.
Ich dachte, wie verschlang Millionen Söhne
Die Mutter Erde, — Tapfre, Weise, Schöne,
Seit diese Wunder wurden — „soll allein
Das Ew'ge," sagt' ich, „für die Todten seyn?
Darf hoffen nicht der Mensch, daß seine Spur
Anders fortdaure, als durch Gräber nur?
Doch nein! in Himmel, Erd' und allen Dingen
Les' ich! er kann unsterblich seyn! die Schwingen
Kann er entfalten, die am Staub jetzt kleben,
Und los der Erd' als Himmelssohn aufschweben!

„Wer weiß, ob nicht unter den Zaubern allen
Von Hermes Hand, die hier in diesen Hallen
Und Klausen ruhen seit der Sündfluth Zeit,
Ein Mittel seyn mag zur Unsterblichkeit?
Ein Amulet, deß Kraft in uns erfleischt
Das Leben, daß nie seine Flamm' erlischt?
Man weiß, smaragdner Tafel, die dem Tag
Fern, in der höchsten Pyramide lag,
Grub Hermes selbst ein jene Wissenschaft,
Kraft welcher man Gold ohne Ende schafft.
Warum soll nicht in jenen dunkeln Gründen
Das größere Geheimniß seyn zu finden?
Wer weiß ob nicht den Kön'gen, die in Kraft
Ihrer smaragdnen Tafel Wissenschaft
Gold schöpften aus niemals versiegten Adern,
Und die aus riesig aufgethürmten Quadern
Ihrem Andenken Werke bauen wollten,
Welche die Welt selbst überwähren sollten:
Die himmlischerr Kunst auch ward gegeben,

Welche dem Menschen schenkt drei Götter Lehren —
So daß sie, trotzend selbst des Todes Geschick,
Noch leben auf den jetz'gen Augenblick,
Und diese Bauten nicht die irdischen Reste,
Sondern sie selbst herbergen als Paläste,
In deren Tiefen, fern der obern Welt,
Sie wandern, wen'gen Lieben nur gesellt,
In unterird'schen Gärten, die ein Licht
Erhellt, das Wechsel kennt und Trübung nicht!
Warum sonst diese riesenhaften Säle,
Weit durch das Land gedehnt wie eine Höhle;
Wie hätte sonst kein Irdscher Muth gefaßt
Zu wandern durch den nächtlichen Palast,
Betrat sein endlos Labyrinth ja doch
Kein Gott auch, als der Gott des Schweigens, noch!"

Von solchen sonderbaren Träumen werde seine Seele immerdar verfolgt, wenn er allein sey, oder in den Zwischenzeiten zwischen seinen Freuden und Genüssen; da flüstern sie ihm immerdar ins Ohr, wie Stimmen der dunkeln Zukunft, und er könne der Stimmung, die ihn da ergreife, nicht Meister werden, bis er wieder auf der hohen See des Genusses schwimme. Eben jetzt bereite er sich vor auf ein neues Abenteuer, auf neue Entzückungen; das Fest der Isis beginne in dieser Nacht, der Mondsgöttin, nicht der nordischen Diana, die den Lebensstrom jugendlicher Adern in vestalischem Eis festbanne, nein, der lebensvollen, ägyptischen Göttin.

Bald kommt die Nacht; die Sonn' wirft, nah' der Ruh,
Den Abschiedsgruß den Pyramiden zu,
Wie seit Jahrhunderten sie that, bis all
Fast wie ihr Strahl die ernste Gruppe gall;
Und ihre Schaaren, weithin ausgebreitet,
Die Schritte sind's, womit die Nacht herschreitet,
Sie dehnen über's Thal sich hin und fassen
Mit ihrem Dunkel ferne Porphyrmassen.
Ringsum, Signale daß die Nacht beginne,
Wehn goldne Flaggen von der Häuser Zinne,
Und horch! von allen Tempeln schon erscholl
Der Isis Festmusik! — Lebwohl! lebwohl!

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Mißbrauch, den man mit den Adjectiven treibt.

(Fortsetzung.)

So räsonnirte Cotonet und wir waren immer übler daran; denn von diesem Gesichtspunkt betrachtet wurde die Frage gar lächerlich. Das Classische sollte nur die Nachahmung der griechischen Poesie und das Romantische nur die Nachahmung der deutschen, englischen und spanischen Poesie seyn? Zum Henker! was sollte dann aus so vielen schönen Reden über Boileau und Aristoteles, über das Alterthum und das Christenthum, über das Genie und die Freiheit, über die Vergangenheit und die Zukunft werden? Das war unmöglich! etwas in uns rief uns zu: dieß könne nicht das Resultat so eifriger Forschungen seyn. Sollte es sich, dachten wir, nicht bloß um eine Sache der Form handeln? der nicht zu enträthselnde Romanticismus — sollte er nicht am Ende in dem gebrochenen Vers bestehen, wovon in der Welt so viel Lärm gemacht wird? Doch nein! denn wir sehen ja die neuen Dichter den Moliere und einige andere citiren, welche das Beispiel dieser Methode sollen gegeben haben; überdieß ist der gebrochene Vers abscheulich, gottlos, ein Sacrilegium, eine Sünde gegen die Muse. Von 1830 — 31 glaubten wir, der Romanticismus sey das historische Genre, oder, wenn Sie lieber wollen, jene Manie, die seit kurzem unsre Dichter befallen hat, die Personen ihrer Romane und Melodramen Karl der Große, Franz I oder Heinrich IV zu benennen, statt: Amadis, Orontes oder St. Albin.

Von 1831 bis ins folgende Jahr, als wir das historische Genre um seinen Credit kommen und den Romanticismus doch immer noch am Leben sahen, dachten wir, er bestehe in dem häuslichen (intime) Genre, von dem man stark sprach. Aber welche Mühe wir uns auch gaben — nie konnten wir entdecken, was dieß häusliche Genre war. Die Romane dieser Gattung sind ganz wie die andern; sie haben zwei Oktavbände und viel weißes Papier; es kommen Ehebrüche darin vor, Auszehrung, Selbstmord, viele Archaismen und Neologismen, sie haben eine gelbe Ueberdecke und kosten 15 Fr.; sonst konnten wir nichts Ausgezeichnetes daran finden.

Von 1832 — 33 kam uns der Gedanke: der Romanticismus möchte etwa ein System der Philosophie und der Staatsökonomie seyn. In der That gaben sich damals die Schriftsteller in ihren Vorreden viele Mühe, von der Zukunft, vom socialen Fortschritt, von Humanität und Civilisation zu sprechen, wir dachten aber, die Juliusrevolution sey Schuld an dieser Mode, und überdieß kann man unmöglich glauben: es sey etwas Neues ein Republicaner zu seyn.

Von 1833 auf 34 waren wir der Meinung, der Romanticismus bestehe darin, sich nicht zu rasiren und Westen mit breiten Umschlägen zu tragen. Das Jahr darauf glaubten wir gar nichts, weil wir von Familienangelegenheiten in Anspruch genommen waren.

Endlich komme ich auf das schließliche Resultat dieser langen Ungewißheit. Eines Tags auf dem Spaziergang erinnerten wir uns jenes Schwätzers, der im Jahr 1824 zuerst den Keim der Unruhe in unsern Geist gelegt hatte, und beschlossen ihn aufzusuchen, ihn zu befragen und so den gordischen Knoten zu zerhauen. Wir fanden ihn in der Nachtmütze, sehr verstimmt, einen Pfannkuchen verzehrend. Er sagte er sey des Lebens überdrüssig und abgestumpft für die Liebe. Nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen entspann sich ungefähr folgendes Gespräch:

Ich.

Mein Herr, ich bitte Sie mir zu erklären, was der Romanticismus ist. Ist er die Verwerfung der Aristotelischen Einhei-

ten, welche von den französischen Schriftstellern beobachtet worden sind?

Der Advocat.

Ganz gewiß. Wir fragen nichts nach Aristoteles! Soll ein Schulpedant, der seit zwei oder drei tausend Jahren todt ist...

Cotonet.

Aber wie soll der Romanticismus in der Verwerfung der Einheiten bestehen, da er seine Anwendung ja auf tausend andre Gegenstände als Theaterstücke findet?

Der Advocat.

Das ist wahr. Die Verwerfung der Einheiten will nichts besagen. Eine reine Bagatelle! Wir bleiben dabei nicht stehen.

Ich.

Dann bestände er etwa in der Vermählung des Komischen und Tragischen?

Der Advocat.

Sie haben es gesagt. Das ist es; Sie haben das Wahre ausgesprochen.

Cotonet.

Mein Herr, Aristoteles ist lang todt, aber eben so lange her gibt es auch Werke, wo das Komische mit dem Tragischen verbunden ist. Ueberdieß ist Ossian, der neue Homer, ernst von Anfang bis zu Ende; wahrhaftig, zum Lachen findet sich gar nichts darin. Warum nennt Ihr ihn denn romantisch? Homer ist viel romantischer als er.

Der Advocat.

Das ist wahr; ich bitte Sie um Entschuldigung. Der Romanticismus ist etwas ganz Anderes.

Ich.

Bestände er vielleicht in der Nachahmung fremder Literaturen und in der Begeisterung durch sie, oder, um mich mit Einem Wort zu erklären — ist er Alles, mit Ausschluß der Griechen und Römer?

Der Advocat.

Zweifeln Sie nicht daran. Die Griechen und Römer sind für alle Zeiten aus Frankreich verbannt; ein geistreicher und beißender Vers...

Cotonet.

Dann ist der Romanticismus nichts als ein Plagiat, ein nachgemachtes Götzenbild, eine Copie; das ist schmählich, mein Herr, das ist entwürdigend. Frankreich ist weder deutsch noch englisch, so wenig als es griechisch oder römisch ist, und Plagiat gegen Plagiat — so ist mir ein schöner Gypsabguß der Jägerin Diana immerhin lieber als ein Ungethüm von wurmstichigem Holz, von einer gothischen Scheune weggerissen.

Der Advocat.

Der Romanticismus ist kein Plagiat und wir wollen Niemand nachahmen; nein, weder England noch Deutschland haben etwas in unsrem Land zu thun.

Cotonet (lebhaft).

Was aber ist denn der Romanticismus? Besteht er in der Anwendung von seltsamen Worten? Besteht er im Haß gegen Umschreibungen? In der Anwendung der Musik im Theater beim Auftritt einer Hauptperson? Aber so hat man es immer gehalten in den Melodramen, und unsre neuen Stücke sind nichts Anderes. Warum die Benennungen ändern? Besteht er im Mißbrauch historischer Namen? In dem Schnitt der Costume? In der Wahl gewisser von der Mode gebilligter Epochen, wie die Fronde oder die Regierungszeit Karls IX? Besteht er in der Manie des Selbstmords oder des Heldenmuths à la Byron? Besteht er in den Neogolismen, im Neochristianismus, oder um mit einem neuen Namen eine neue Plage zu bezeichnen, in allen Neosophismen der Welt? Ist er überhaupt etwas oder ist er nichts als ein volltönendes Wort und ein leerer Stolz, der sich in die Brust wirft?

Der Advocat (in großer Gereiztheit).

Nein, nichts von dem Allem! Nein! Sie verstehen die Sache nicht. Wie sind Sie von so schweren Begriffen, mein Herr! Welche Schwerfälligkeit in Ihren Worten! Der Romanticismus, mein werther Herr, wahrlich, besteht nicht in der Verwerfung der Einheiten, nicht in der Verschmelzung des Komischen und Tragischen; Sie vermögen überhaupt sein Wesen nicht zu fassen, nicht auszusprechen; Sie würden vergebens nach dem Flügel des Schmetterlings greifen; der Staub der ihn färbt würde Ihnen in der Hand bleiben. Der Romanticismus ist der weinende Stern, der stöhnende Wind, die schauernde Nacht, die fliegende Blume und der balsamduftende Vogel, der unverhoffte Strahl, die schmachtende Ekstase, die Cisterne unter Palmen, die rosenfarbene Hoffnung und ihre tausendfache Liebe, der Engel und die Perle, das weiße Gewand der Weiden, o das Schöne mein Herr! Er ist das Unendliche und das Sternartige, das Heiße, das Gebrochne, das Ernüchterte und doch zugleich das Volle und Runde, das Diametrale, das Pyramidale, das Orientalische, das Nackte, das Gespannte, das Heftige, das Stürmische! die providentielle Philosophie, welche die Thatsachen geometrisch berechnet, dann sich in das Unbestimmte der Erfahrungen stürzt, um auszumeißeln die geheimen Fibern....

Cotonet.

Mein Herr, das ist eine Posse. Ich schwitze große Tropfen wie ich Ihnen so zuhöre.

Der Advocat.

Das thut mir leid; ich habe meine Meinung ausgesprochen, und nichts in der Welt wird mich davon abbringen.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 38 u. 39.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

1 April 1840.

Maximen von Sainte-Beuve.

Im Geschmack La Rochefoucaulds.

Sainte-Beuve hat einen kritischen Artikel über den bekannten Moralisten La Rochefoncauld geschrieben, worin er dessen Lebensgeschichte und die verschiednen Phasen seines Charakters schildert, welche sich nach vier Frauen benennen und bezeichnen lassen, welche nacheinander den größten Einfluß auf ihn übten; es sind dieß Frau von Chevreuse, Frau von Longueville, Frau von Sablé, Frau von Lafayette. Nach einer romanhaften, wilden und stürmischen Jugend, wo er zu den abenteuerlichen und trotzigen Helden der Fronde gehörte, wurde er in spätern Jahren durch einen Schuß beinahe des Gesichts beraubt und, der Welt halb überdrüssig, ein Moralist, dessen zwar einseitige, kalt verständige, aber auf einem gewissen Standpunkt sehr treffende und oft mit bewundernswürdiger Kürze, Klarheit und Präcision ausgesprochenen Sentenzen und Maximen, die im Jahre 1665 zuerst, aber nicht unter dem Namen des vornehmen Verfassers erschienen, noch jetzt unter den Franzosen als ein classisches Büchlein in Ehren gehalten werden. Voltaire sagte darüber: „Man las die kleine Sammlung mit größter Begierde; sie gewöhnte daran zu denken, und seine Gedanken in lebendigen, feinen und scharfen Wendungen auszusprechen. Es war dieß ein Verdienst, wie es in Europa seit der Wiedergeburt der Wissenschaften vor ihm Niemand gehabt hatte." Sainte-Beuve urtheilt von ihm: „Es gibt eine Periode im Leben, wo Einem La Rochefoucauld sehr gefällt, wo er vielleicht wahrer scheint als er es ist. Die Täuschungen der Begeisterung flößen Einem Mißmuth und Ekel ein. Diese Gedanken, die in den Tagen der Jugend Einen als allzufalsch empörten, oder als zu wahr verdrossen, und worin man nur Büchermoral sah, erscheinen Einem zum erstenmal in der ganzen Frische der Neuheit und in der Energie des Lebens; sie haben auch ihren Frühling; man entdeckt sie. „Wie wahr das ist!" ruft man aus. Man liebt die heimliche Bosheit darin, man sangt mit Lust ihre Bitterkeit aus;" und dann wieder: „die moralischen Reflexionen La Rochefoucaulds erscheinen als wahr, als übertrieben oder falsch, je nach der Stimmung und der Lage des Lesers. Sie mögen mit Recht jedem gefallen, der seine Fronde durchgemacht und seinen Schuß in die Augen bekommen hat. Der verbitterte Hagestolz wird sie hoch halten. Der rechtschaffene glückliche Mann, der durch heilige Bande ans Leben geknüpfte Familienvater kann sie, um sie nicht widerlich zu finden, nur mit gewissen Auslegungen annehmen. Was thut es auch, wenn mir heute war als glaubte ich daran? Morgen, heute Abend wird der Anblick einer edeln, einträchtigen Familie sie auseinanderjagen." Er berichtet, zur Zeit der Erscheinung des Büchleins sey der Geschmack an solchen Maximen ansteckend geworden, wie ein Schnupfen, und auch auf ihn, Sainte-Beuve, habe die Beschäftigung damit so gewirkt, daß er eine Anzahl solcher Reflexionen niedergeschrieben habe, — eine Art verspateter Huldigung für La Rochefoucauld. Wir theilen sie mit, da sie zum Theil sehr treffend und liebenswürdig sind, nicht so menschenfeindlich wie die des Schöpfers der Gattung.

1. In der Jugend kamen mir die Gedanken in Form von Sonetten, jetzt in der Form von Maximen.

2. Wenn man in den Saal des Maskenballs tritt, erscheint Einem Alles als neu; aber es kommt ein Augenblick, wo man zu all diesem bunten Haufen sagen kann: „Schöne Maske, ich kenne dich!"

3. Die Eitelkeit im Menschen ist wie Quecksilber; bei den Einen als Masse, bei den Andern in Form von Kügelchen. Manche schmeicheln sich, sie auszurotten. Sobald sie das kleinste Kügelchen sehen, setzen sie den Finger darauf und zerdrücken sie in Stäubchen; aber es bleibt immer das gleiche Gewicht und die gleiche Menge.

4. Die Temperamente und die Sitten sind verschieden; aber sie lassen sich alle in eine gewisse Anzahl von Gestalten bringen, welche unabänderlich wiederkehren.

5. Das Studium der menschlichen Natur ist unendlich; im Augenblick wo man sie gefaßt zu haben und ein wenig aus-

ruhen zu können glaubt, entwischt sie Einem und man muß von vorn anfangen.

6. Unsre Ansichten über Alles entspringen weit mehr aus der individuellen Natur unseres Geistes als aus den Dingen.

7. Wenn wir unsre innigste und liebste Ueberzeugung ganz eng zusammendrängten und in der Nähe untersuchten, würden wir finden, daß, was wir bei Andern mehr oder minder Thorheit nennen, alles das ist, was nicht rein und einfach unser eigner Gedanke, und dieser allein, ist, Alles was nicht Ich ist; Narr ist das eigentliche Synonymon von Du.

8. Beim Vorschreiten im Leben geht es mit den Gedanken der meisten Menschen so, wie es bald mit ihren Körpern gehen wird, welche sämmtlich in dieselben Elemente zerfallen. Was auch die Verschiedenheit der Ausgangspunkte sey, die des Reifens fähigen Geister kommen früher als man glaubt bei den gleichen Resultaten an; aber die Rollen sind gewählt, die Masken bleiben und das Geheimniß wird wohl bewahrt.

9. Der Augenblick ist hart, wo man klar einsieht, daß man seinen Weg in der Welt nicht gemacht hat — wegen einer guten Eigenschaft oder wegen einer Tugend. Aber man nehme sich in Acht; die Gereiztheit, welche die Folge davon ist, kommt, wenn sie länger dauert, selbst dem Uebelstand gleich, der Einen empört und bewirkt das Böse in Einem, worüber man klagt.

10. Vermöge eines tiefen Sinnes bezeichnet das Wort Unschuld, welches dem Buchstaben nach sagen will, daß man das Böse nicht thue, das, daß man nichts davon weiß. Das Böse wissen, wenn man nicht sogleich darüber wacht, heißt: es thun.

11. Es gibt Leute, die, weil sie zu oft jeden Morgen und jeden Abend den Weg außen ums Palais-Royal herum gemacht haben, im Koth und im Schmutz, keine sonnige Stunde mehr in der schönen Allee genießen können.

12. Wie viele Leute sterben, ehe sie die große Entdeckungsreise um sich selbst herum gemacht haben!

13. Im Verlauf des Lebens bedarf man ein wenig Illusion; wenn man den Sachen zu sehr auf den Grund sieht, zieht Einen die Natur zurück, weil man schon durch eine gewisse Art des Zusehens das Drama hindern würde, seinen Gang zu gehen.

14. Wenn man anfinge, ganz laut alle Wahrheiten auszusprechen, so würde die Gesellschaft keinen Augenblick zusammenhalten; sie würde oberst zu unterst zusammenstürzen mit entsetzlichem Gekrach, wie die unterirdischen Gänge in den Bergwerken, oder jene gefahrlichen Gebirgspassagen, wo man nicht laut sprechen darf.

15. Jung, lieben wir, bewundern wir bei jedem Schritte; wir glauben die Andern zu lieben und wir lieben nur unsere eigene Jugend in ihnen. Einige aber lieben und bewundern auch noch nach der Jugend. Glückliche Naturen! es ist ihre länger dauernde Seelenjugend, ihr schönes, glückliches Temperament und ihre lebendige Quelle natürlicher Heiterkeit, die sie fortwährend um sich und außer sich lieben.

(Schluß folgt.)

Alciphron.

(Fortsetzung.)

Dritter Brief, von Memphis datirt.

Ein Stern — vielleicht der Mond, der mir
Nah, letzte Nacht, kam zu Gesicht, —
Durchkreuzt mein Schicksal für und für
Mit schädlichem, feindseil'gem Licht.
Fühl' ich mich einmal weise, rein
Und ruhig: plötzlich in mich schlägt
Von drohndem Aug' ein Funken ein,
Der Seele, Wesen, Herz bewegt
Und Alles auf zu Flammen regt.
Ich sah — o Cleon! kannt' auf Erden
Solch göttlich Bild geboren werden?
Der Mensch — doch halt! von Anfang an
Vernimm die Dinge, die geschahn.

Jetzt wird das Fest beschrieben, wie der Aufgang des Mondes von der feiernden Menge festlich begrüßt wurde, welch einen Anblick Memphis im Mondschein, unter seinen Seen, Pyramiden und flammenden Altären darbot; er selbst, Alciphron habe mit seinem Boot sich der schönen Insel zugewendet, auf der, unter Palmen und Sykomoren, schon die wandernden Lichter der Pilger sich zeigten, die zu den heiligen Gebräuchen eilten. Auf dieser Insel erreichte er bald den schönen Tempel der Isis. Zwischen den Porphyrsäulen, von Palmen und Epheu umschlungen, sah er eine Schaar jugendlicher Mädchen in gemessenen Schritten, bald tanzend, um einen kleinen Altar sich bewegen, darauf der Vogel Ibis sich befand, mit seinen weißen und schwarzen Federn ein Symbol des Mondlichts. In faltige Gewänder, wie von Schnee gewoben waren diese Nymphen gekleidet. Jede trug unter dem runden Busen einen lockern dunkelbraunen Gürtel, mit kleinen silbernen Sternen übersäet; in ihren Haaren schimmerten silberne Lotosblumen und in den Händen hatten sie verschiedene musikalische Instrumente. So bewegten sie sich in reizendem Halbtanz um den vergötterten Vogel.

Schön waren Alle — doch war Eine
Noch nicht beglänzt von Lichtes Scheine,
Oder nur theilweis', weil sie senkte
Das Antlitz, als sie herum sich schwenkte.
Doch mir war, als ob sich versteckte
Im ungesehnen Angesicht
Ein Reiz, den noch ein Schatten deckte, —
Was? war bewußt mir selber nicht,
Was mich ergriff mit stärkrer Macht
Als all der andern Reize Pracht.
Vom süßen Räthsel angezogen
Nach ihr nur meine Blicke flogen;
Nach ihr nur sah ich, wie ihr Tritt
Ueber den Marmorboden glitt,
Wie wenn ein Geist beschrieb' den Kreis,
Die Luft bewegend kaum, — so leis'.
Bis plötzlich sich die Thore ganz

Des Tempels öffnend, einen Glanz
Von innen strömten — Feenhelle
Auf dieses Tanzes heil'ge Stelle.
Zugleich mit diesem Licht — entfloß
Vielleicht sie gleichem Quell? — ergoß
Sich eine Harmonie so reich,
Daß keine irdische ihr käm' gleich,
Und durch die prächt'gen Räume drang
Das Sinnengemisch von Licht und Klang.

Da war es, bei dem Glanz, der zückte
Ueber ihr Angesicht, o da,
Daß, als mit Staunen auf sie blickte,
Dann wieder erdenwärts, ich sah —
Sah — ob! nicht Psyche, an der Schwelle
Des Himmels stillestehend mit Zagen,
Als fremd noch war die Götter-Helle
Dem Aug', das nieder sie geschlagen,
Konnt' schöner seyn und übergossen
Von heiligerer Unschuld Gluth,
Als dieses Mädchen, so umflossen
Von dieses Tempelglanzes Fluth.
Nie — und du weißt es, ob mir fehle
Ein Herz, huldigend der Schönheit Scheu, —
Nie hat ihr Lichteinfluß die Seele
Mir so erfaßt im tiefsten Keim;
O hätt' Eine Minute nur
Gehaftet der Erscheinung Spur,
Ich flog, vergessend wer ich war,
Und wo, anbetend auf sie dar,
Um knie'nd, daß sie mich mußt' erhören,
Ihr meine Seele zuzuschwören.
Kaum aber stürmt' auf Aug' und Ohr
Das Licht und die Musik hervor,
Als sich empor der Vogel schwang,
Wie Himmelsbotschaft zu bestellen,
Und nach ihm, im anmuthig schnellen
Laufe die Schaar der Mädchen drang;
Nicht irdisch schienen sie zu schweben,
Von Licht und von Musik zu leben, —
Auch sie, die mir ins Herz den Funken
Wach, der nie auslöscht, war versunken.

Er suchte zu folgen, aber vergeblich; heilige Sänger und Jungfrauen stellen sich ihm überall in den Weg. Voll Ungeduld, Verwirrung, Sehnsucht unter dem Getümmel von Gesichtern und Lichtern, in den betäubenden Weihrauchwolken, mit der neuen Flamme im Blut, stand er regungslos, außer wenn sein Auge eines blauen sterndesäeten Gürtels oder eines Lotoskranzes ansichtig wurde. Stunden verflossen so, und umsonst strengte er sein Auge an, sie zu finden. Endlich, erhitzt, verwirrt, in Verzweiflung rannte er hinaus in die kühle Nachtluft und eilte, manchen Blick nach dem Tempel zurückwerfend, in sein Boot zurück.

Ein See ist, welcher weit sich dehnt
Nördlich von Memphis; und es lehnt
An seinen stillen Strand die Stadt, *)
Die von den Todten den Namen hat,
Die ihnen ganz ist zugeschieden.
An Tempeln reich und Pyramiden,
Dort ruhn viel Kön'ge alter Zeit
In steinerner Unsterblichkeit;
In Marmorgrotten ruhn entseelt,
Wie heil'ge Wesen hoch gehalten,
In bunten Hüllen die Gestalten, —
Zum Leben nur — der Athem fehlt;
An schau'n sie all die neuen Gäste
In ihrer alten, dunkeln Veste
Mit, seit dreitausend Jahren nicht
Verändertem, gleichem Gesicht.
Des Schweigens ernster Gott, der nah
Dem Tod gern weilet, er liegt da
Im Asphodillenhain versteckt,
Wo nichts aus seinem Traum ihn weckt;
Kein Lärm, kein Ton stört hier die Luft,
Als Klehn aus Priesters Mund, des frommen,
Welcher der Götter Huld anruft,
Für Todte, frisch hier angekommen.

Dieser Stätte der Todten steuerte er zu, in einer Stimmung, gemischt aus freundlichen und düstern Gedanken. Das Bild des Mädchens, in all seiner Schönheit, stand immer noch ihm vor der Seele, und er dachte: wenn schon die bloße Erinnerung an ihren flüchtigen Anblick ihm mehr gelte, als alle Frauen, die er je gesehen und sein genannt, welch überschwängliche Seligkeit es seyn müßte, wenn er diejenige als sein in die Arme schließen dürfte, die nur gesehen zu haben, um sie wieder zu verlieren, er für ein Glück achte.

In solchen Gedanken versunken, erwachte er in der Nähe der Stadt der Todten aus seiner Träumerei, und sah plötzlich zu seinen Häupten Pyramide auf Pyramide in die Wolken ragen; eine, als wollte sie den Himmel berühren, überragte alle andern, und auf ihrem Gipfel schien der weiße Mond wie auf einem Fußgestell zu ruhen. Das Schweigen der einsamen Gräber und Tempel ringsum, wo man nichts hörte als das Säuseln der hohen Palmen, wenn sie von einem Lüftchen oder einem Vogel bewegt wurden, bildete einen seltsamen Contrast mit der Scene im Tempel.

Die Ruder ruhten und mein Kahn
Wiegte sich auf dem Wasserplan,
Und auch mein Geist in luft'gen Räumen
Schwankte dahin in eiteln Träumen,
Mit welchen allen, irr und wild,
Sich mischte jenes holde Bild,
Die Tempeljungfrau; bald geschmückt
Mit jener Unschuld, die entzückt

*) Metropolis.

Mein Herz im Tempel; bald ins Blut
Mir gießend jener Sehnsucht Gluth,
Womit die Herzen zu entzünden
Ein Gott selbst dürfte Stolz empfinden.
Bald — oh! wie Grabnacht gräßlich droht,
Die selbst ein solches Licht löscht aus!
Bald sah ich sie kalt, schwarz und todt
In dieser ew'gen Gräber Graus.

Plötzlich trifft das Geräusch von Rudern an sein Ohr, und an ihm vorüber fliegt im Mondlicht eine kleine, goldverzierte Barke mit zwei weiblichen Gestalten, dicht verschleiert, dem Leichenstrande zu. Sie landen und das Boot stößt wieder ab. Die Aussicht auf ein neues süßes Abenteuer lockte auch in seiner jetzigen Stimmung unwiderstehlich den jungen Alciphron. Er lenkte seine Barke ans Ufer und eilte den beiden Gestalten nach, welche flüchtig dahinschwebten, bis sie im Schatten einer kleinen Pyramide seinem Auge eine Weile entschwanden. Er eilte dahin; keine Spur lebendiger Wesen war zu erblicken, und fast hätte er geglaubt, von neckenden Geistern getäuscht worden zu seyn. Nachdem er lange die glatten Seiten der Pyramide durchforscht, findet er ein eisernes Portal, in der Mitte der Pyramide zwischen Fundament und Spitze, und springt mit einem Gebet an den Mond hinein. Eine enge Treppe führte durch manchen dunkeln Gang, ein geheimnißvolles Labyrinth mit unzähligen Windungen, und immer dicker wurde die Finsterniß. Auf einmal aber erblickt er in weiter Ferne ein Licht, dessen willkommener Schimmer von einer Zelle her zu dringen schien, die den langen, steinernen Gang schloß. Darauf eilte er zu.

Zur jungen Gattin niemals schlich
Sehnsücht'ger Nachts der Spaeter sich.
Mein Schritt so leis'! gestorben war,
So schien's, das Echo hier sogar.
Als endlich ich dem Licht kam nah:
Höre, welche Scene da ich sah
Und denk' dir das erstaunte Grau'n,
Womit mich füllte dieses Schau'n.
Eine Capelle war's, bedeckt
Mit jenem Marmor, schön gefleckt,
Wovon man viel Ruinen fand,
Begraben halb von Libyens Sand.
Die Wände, die an Bildern reichen,
Trugen der dunkeln Sprache Zeichen,
Wovon der Schlüssel in der Fluth,
Der großen, längst verloren ruht.
Und an der Decke war gemalt
Der Käfer, welcher saebig strahlt,
Der, wenn die Wellen senkt der Nil,
Aufwacht zu heitern Daseyns Spiel.
Von Lebens Kraft die Flügel durchdrungen,
Sinnbild der eiteln Einbildungen
Von einer Welt, wo's Leben neu
Dem Geist winkt, wenn das hier vorbei.

Grad' unter diesem Bilde war,
Auf schwarz granitenem Altar,
Im Sarge von Krystall der Leib
Niedergelegt von einem Weib,
So frisch ausseh'nd als ob der Seele
Lichtstrahl seit gestern erst ihm fehle.
Vorn am Altare war erhaben
In Silber künstlich eingegraben
Ein Lotuszweig, gebrochen eben
Wie dieses holden Wesens Leben,
Ein Vögiein flog vom Zweig davon,
Wie ihre Seele war entflohn.

Bald aber ward sein Blick von einem noch wunderbareren Anblick angezogen; neben der Lampe, welche zu Häupten der auf dem Altar liegenden Leiche brannte, stand, das Haupt senkend, als ob sie bei der Lampe Wache hielte, eine weibliche Gestalt, von der er vorerst nur die leichten Umrisse sehen konnte; doch schlug ihm das Herz schon; bald wandte sie sich, und er sah jetzt im vollen Lichte, daß sie es war, die ihn im Tempel so mächtig und geheimnißvoll angezogen.

Es lag auf dem krystallnen Sarg,
Welcher die stille Schläf'rin barg,
Auf ihrer Brust ein Kreuz — ein Zeichen
Der Heimath auch, der wonnereichen,
Die Furcht vorm Tode, Stolz und Hoffen
Sich in der künft'gen Welt hält offen;
Das Mädchen bot dem Lippenpaar
Zum Kuß das Kreuz von Silber dar;
Drauf sinnend einige Minuten
Ihre wehmüth'gen Blicke ruhten
Auf jenem Antlitz, das so tief
In ernster Todesschönheit schlief;
Doch dann sah heiter sie zur Höhe,
Als ob, ahnend des Himmels Nähe,
Ihr Geist sich durch des Tempels Dach
Die Bahn zum Blau des Aethers brach.
Und regte gleich ihr Mund sich nicht,
Ihr himmelan gewandt Gesicht
Zeigte doch, daß von Andacht trunken
Ihr Geist war in Gebet versunken.
Wunderbar ist der Unschuld Kraft:
Zu ihrer Farbe zu bekehren
Was ihr nur naht; selbst Leidenschaft
Zu reinern Gluthen zu verklären!
Sie, die vor einer Stunde kaum
Die Seele, wie ein Fiebertraum,
Mir hinnahm; die voll Zuversicht
Ich, in der Priester Angesicht,
Hätt' aus dem Tempel weggetragen,
Brünstig den Arm um sie geschlagen,
Jedwede Strafe achtend klein,
Nichts fürchtend, wenn sie würde mein:
Da stand dieß Mädchen jetzt, preis mir

Gegeben von des Zufalls Macht, —
Allein, von ihrer Reize Zier
Einzig behütet und bewacht.
Doch nicht von meinem Mund ein Hauch —
Wie Herz und Lippen glühten auch!
Kein Hauch von mir gestört hat jene
Heilige, unterird'sche Scene,
Wo durch ein treu', unsterblich Lieben
Jugend und Tod verbunden blieben.
Ein Lächeln mag's entlocken die —
So sehr das Schauspiel mich entzückte,
Doch schien es schon ein Frevel mir,
Weil es durch Diebstahl mich beglückte;
Und eh' die Augen, die andachtvollen,
Ein frevler Blick hätt' treffen sollen,
Ein Laut die Kette brechen, dran
Ihr Geist zum Himmel stieg hinan:
Eh' hätte ich lassen eben da
Wo ich ihr heilig Antlitz sah,
Brechen mein Herz — eh' sie gehöret
Den Pulsschlag, der ihr Flehn gestört.

Leise schlich sich Alciphron zurück durch die Gänge, bis er endlich nach langem und mühseligem Suchen wieder an die freie Luft kam. Es war mittlerweile Morgen geworden. Der Sonnengott hatte sich frisch erhoben und streute von den Marmorbergen Arabiens wie von der Krone eines Eroberers seine Strahlen auf das lebensvolle Wasser. Sein Licht schien neuer Herrlichkeit voll — wie aus Stolz über die in letzter Nacht seiner jungen Gattin, seiner Isis, gezollten Huldigungen; und diese bog sich jetzt weiblich zurück vor ihres Herrn gewaltigerem Strahle. Alciphrons erster Gedanke war, diesem gefährlichen Netz zu entfliehen, neue Genüsse, neue Liebe zu suchen, und in Freude, Wein und Ergötzung aller Sinne diese Nacht zu vergessen:

Umsonst! vom Zauber festgebannt
Stand ich, das Auge stets gewandt
Nach jener dunkeln Thüre, die
Einschloß die Todten, ach! und sie!
Oft meint' ich, wenn das Schattenspiel
Der Büsche auf die Säule fiel,
Es komme ihre leichte Gestalt
Zum Erdentag hervorgewallt,
Glänzend und rein zwar immer noch,
Hofft' ich, minder unheimlich doch,
Gesehn am frischen, lichten Morgen
Als Nachts, in düsterer Gruft verborgen.

Ach! nicht mehr kehren ich sie sah,
Obgleich ich, wartend, noch steh' da;
Die Sonne machte glüh'nde Schritte,
Und jetzt, in ihres Laufes Mitte,
Steht sie, in Vollkraft ihrer Hitze,
Ueber der Pyramide Spitze,
Die jetzt sich lichtumflossen weist,
Schattenlos wie ein großer Geist.
Noch kommt sie nicht, indeß ich stumm,
Allein, mich harrend treibe um
In der Gestorbenen Revier,
Wo Niemand athmet außer mir;
Bald unterm Palmenbaum such' ich
Ein Veilchen Rast, und schreib' an dich
Den Brief, dir meldend, was die Nacht
Für Wunderdinge mir gebracht.

Alciphron gedenkt eines Aufenthalts auf einer Insel im ägeischen Meer in Gesellschaft seines Freundes, wo er sich dem fröhlichsten Lebens- und Liebesgenuß hingegeben, und wundert sich selbst, daß jener kecke Jüngling derselbe seyn soll, der in der vorigen Nacht, wie ein Träumer, athemlos und voll Scheue dastand beim Anblick eines ägyptischen Mädchens, und der jetzt unter den Gräbern herumwandle, blaß, nachdenklich, traurig, als käme er selbst eben erst aus ihrem Staub und Moder hervor.

Und doch ist's so — der Durst, er mich
Das Reinste, Höchste hat getrieben
Zu suchen, so daß gierig ich
Getrunken hab' der Frauen Lieben,
Das doch vom Ird'schen ist das Höchste
Und die des Himmels Wonnen nächste:
Verzehrt mich noch — und seine Gluth
Kühlt nun des Todes Schattenfluth!

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Mißbrauch, den man mit den Adjectiven treibt.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Scene begaben wir uns zu Herrn Ducoudray und erzählten ihm unsern Besuch. Er sprach sich folgendermaßen aus.

„Unter der Restauration machte die Regierung die größten Anstrengungen, um die Vergangenheit wieder zurückzuführen. Die ersten Plätze in den Tuilerien wurden durch dieselben Namen wie unter Ludwig XIV ausgefüllt. Die Priester, sich der Gewalt wieder bemächtigend, organisirten aller Orten eine Art geheimer Inquisition, wie heute die republicanischen Associationen. Andrerseits verbot eine strenge Censur den Schriftstellern die freie Schilderung der Gegenwart; welche Sittengemälde, wenn auch noch so mild, hätte man wohl auf einem Theater geduldet, wo Germanikus verboten war? Fürs dritte hatte die königliche Casse, geöffnet für einige Literaten, in ihnen zwar wirklich ausgezeichnete Talente, aber zugleich auch religiöse und monarchische Ansichten belohnt. Diese beiden großen Worte: Religion und Monarchie, waren damals allmächtig; mit ihnen allein erreichte man Erfolge, Vermögen und Ruhm; ohne sie nichts als Ver-

gessenheit oder Verfolgung. Indeß fehlte es in Frankreich nicht an jungen Leuten, welche das Bedürfniß hatten, sich hervorzuthun und den größten Drang sich hören zu lassen. Kein Krieg — eine für das Körperliche ungünstige, für das Geistige förderliche Erziehung, der Ueberdruß des Friedens, die Verschließung der Carrieren — Alles drängte die Jugend zum Schreiben; auch gab es in keiner Periode nur zum vierten Theil so viele Schriftsteller als damals. Aber von was reden? Was konnte man schreiben? Wie die Regierung, die Sitten, der Hof, die Stadt, so suchte auch die Literatur auf die Vergangenheit zurückzukommen. Der Thron und Altar trugen alle Kosten; zu gleicher Zeit, das versteht sich von selbst, gab es auch eine Oppositionsliteratur. Diese, stark durch ihre Gedanken oder durch die Theilnahme, die sich daran knüpfte, schlug den herkömmlichen Weg ein und blieb classisch; die Dichter, welche das Kaiserreich, den Ruhm Frankreichs oder die Freiheit besangen, ließen sich die Form nicht anfechten. Aber nicht ebenso war es mit denen, welche Thron und Altar besangen; weil sie es mit verdrängten Ideen und mit Empfindungen zu thun hatten, welche der Nation zuwider waren, suchten sie durch neue Mittel ihre veralteten Gedanken zu verjüngen; sie wagten anfangs einige poetische Verrenkungen, um die Neugier anzulocken; diese blieb aus — sie verdoppelten ihre Bemühungen. Sie wollten auffallend seyn und wurden dann bizarr — später dann barrock. Frau von Staël, dieser literarische Blücher, hatte eben ihren Einfall bewerkstelligt, und wie der Durchzug der Kosaken durch Frankreich in die Familien einige auffallende Physiognomie-Typen eingeschwärzt hatte, so trug die Literatur in ihrem Schooße eine noch schlummernde Bastartbrut. Bald trat sie ans offene Tageslicht; die erstaunten Buchhändler genasen gewisser Kinder mit deutscher Nase und englischen Ohren. Der Aberglauben und seine Legenden, todt und begraben seit langer Zeit, benützten den Augenblick, um durch die einzige offengebliebene Pforte sich einzuschleichen und noch einen Tag zu leben, ehe sie dem ewigen Tod anheim fielen. Die von Deutschland stammende Manie der Balladen traf an einem schönen Morgen bei dem Buchhändler Ladvocat mit der monarchischen Poesie zusammen, und beide zusammen machten sich, die Hacke in der Hand, in sinkender Nacht auf den Weg, um in einer Kirche das Mittelalter wieder auszugraben, das dessen nicht gewärtig war. Da man auf dem Weg nach Notre-Dame an der Morgue vorbeikommt, gingen sie zusammen auch hier hinein; hier, über dem Leichnam eines mit einer Monomanie Behafteten, schworen sie sich Treue und Freundschaft. Der König Ludwig XVIII, der einen geistreichen Mann zum Vorleser hatte und dem es selbst auch nicht an Geist fehlte, las nichts und fand Alles aufs beste. Zum Unglück starb er und Karl X hob die Censur auf. Das Mittelalter war damals sehr wohl auf und hatte sich beinahe von der Angst erholt, die es gehabt hatte, sich drei Jahrhunderte lang todt zu glauben. Es hegte und erzog eine Anzahl kleiner Fledermäuse, kleine Eidechsen und kleine Frösche, welchen es den Katechismus, den Haß gegen Boileau und die Ehrfurcht vor dem König beibrachte. Es erschrack über das helle Tageslicht, als man ihm das Löschhütchen wegnahm, das es sich zur Mütze zurechtgemacht hatte. Verblendet durch die erste Helle des Tages rannte es durch die Straßen und nahm das Theater Porte-Saint-Martin für einen Dom, wohin es mit seinen Küchlein flüchtete. Es wurde Mode hinzugehen, um es zu sehen; bald wurde es zur allgemeinen Wuth, und getröstet über seinen Mißgriff fing es an offen zu herrschen. Den ganzen Tag schnitt man ihm Wämser, lange Aermel, Sammtgewänder, Dramen und Hosen zu. Eines Morgens aber ließ man es da sitzen; die Regierung selbst kam aus der Mode und die Revolution änderte Alles. Was geschah? Entthront als König ahmte es das Beispiel des Dionysius nach und eröffnete eine Schule. Es gebärdete sich in Frankreich als Gaukler, als Buffone der Restauration; es beliebte ihm nicht mehr nach St. Denis zu gehen, und in dem Augenblick wo man es getödtet glaubte, bestieg es den Katheder, rückte seine Brille zurecht und hielt eine Rede über die Freiheit. Die guten Leute, die ihm jetzt zuhören, haben vielleicht das seltsamste Schauspiel vor sich, das je eine Literatur darbot — ein Gespenst oder vielmehr ein Leichnam, der vermummt mit den Fetzen und Flittern eines andern Jahrhunderts über das jetzige predigt und declamirt; denn, obgleich den Text ändernd, hat es doch seine alte Maske nicht ändern können und behält sein altes Entlehnungssystem bei; es bedient sich des Styls von Ronsard, um die Eisenbahnen zu rühmen; wenn es Washington und Lafayette feiert, ahmt es Dante nach, und um von der Republik, der Gleichheit, dem agrarischen Gesetz und der Ehescheidung zu reden, sucht es Wörter und Sätze in dem Glossar jener Jahrhunderte der Finsterniß, wo Alles Despotismus, Schmach, Elend und Aberglaube war. Es wendet sich an das freieste, tapferste, heiterste und gesundeste Volk der Welt, und auf der Bühne, vor diesem intelligenten Volk mit offnem Herzen und dereitwilligen Händen weiß es nichts Besseres vorzubringen, als daß es unbekannten Phantomen Barbarismen in den Mund legt; es nennt sich jung und spricht zu unserer Jugend, wie man unter einem podagrischen König sprach, der alle tödten ließ, die sich zu rühren wagten; es ruft mit großem Geschrei die Zukunft an und besprengt mit Weihwasser die Statue der Freiheit; um Gotteswillen, was würde diese dazu sagen, wenn sie nicht von Marmor wäre? Aber das Publicum hat doch Fleisch und Bein, und was sagt denn dieß dazu? Um was kümmert dieß sich? Was will es denn sehen und was zieht es denn hin zu diesen Myriaden von Vaudevilles ohne Plan, ohne Kopf, ohne Schwanz, ohne Sinn und Verstand? Was sollen all die vielen Marquis, Cardinäle, Pagen, Könige, Königinnen, Minister, all die Gliedermännchen, das Gekeife und die Narrenspossen? Die abziehende Restauration hat uns nur ihren Trödelkram vermacht. Ha, Franzosen! Man müßte über euch spotten, wenn ihr nicht selbst über euch spottetet. Der große Goethe lachte nicht darüber, als er vor vier oder fünf Jahren unsre Literatur verfluchte, welche sein Alter zur Verzweiflung brachte, denn der würdige Mann hielt sich für die Veranlassung derselben. Aber nur auf uns selbst lastet die Schuld, nur auf uns, denn nur wir auf der Erde sind leichtsinnig genug, um dem Allem den Lauf zu lassen. Andre civilisirte Nationen hätten nur Schlüssel und faule Aepfel für die

Abgeschmacktheiten, die wir uns gefallen lassen. Warum lebt Molière nicht mehr? Macht einmal einen Tartüffe — die Anlage des Plans soll euch ganz frei stehen! Aber nein! viel lieber ist uns irgend etwas Anderes — etwa Philipp der Lange oder Karl VI, ein Narr und Schwachkopf; das ist unser Mann, und es liegt uns entsetzlich am Herzen zu wissen, von welcher Farbe sein Barett war; vor Allem muß das Costume genau beobachtet seyn, sonst zischt man den Schneider aus. Tod und Pest! Was würde aus uns wenn die Schneider zornig würden? denn die Schneider sind Hitzköpfe. Was fingen wir nach unsern Mahlzeiten an, wenn man nicht mehr schneiderte? Wie verdauen? Was sagen von der Königin Bertha oder von der Königin Blanka, oder von Karl IX, Ah! der arme Mann, wenn ihm sein Wamms fehlte! Er muß sein Wamms haben und es muß von schwarzem Sammt seyn, und es müssen Aufschläge daran seyn und von Satin, und die Stiefel und die Krause und die Halskette und das Schwert jener Zeit muß er haben und muß fluchen und man muß es hören — oder ich verlange mein Geld zurück. Mit dem Styl und den Leidenschaften und Charakteren haben wir wenig zu schaffen. Mit den Stiefeln haben wir zu thun, mit den Halskrausen, und das ist das Erhabene. Es fehlt uns weder an Lastern noch an Lächerlichkeiten; es ließe sich vielleicht wohl eine artige Kleinigkeit für die Bühne über unsre Freunde und Nachbarn zu Stande bringen, wenn es auch nur Deputirte, unterhaltene Mädchen und Journalisten wären; aber ach! wir fürchten den Skandal, und wenn wir uns an die Gegenwart wagen, so ist es nur um Frau von La Valette und Chabert über die Bretter zu schleppen, von welchen jene aus Tugend und Heroismus verrückt wurde — und dem andern — großer Gott! zeigte seine wiedervermählte Frau ihren eigenen Todtenschein. Es ließe sich wohl über dieß und jenes ein Couplet machen. Aber was wäre das nach Margaretha von Bourgogne? Dazu führt man jetzt seine Töchter! Vier Inceste und zwei Verwandtenmorde, im Costume der Zeit — das ist die Höhe der Literatur; das will man jetzt haben — entweder die Brinvilliers, oder Lukrezia Borgia oder Alexander VI selbst; das ist der Romanticismus, und dem zuliebe spielt man den Polyeuktes des ehrlichen Corneille nicht mehr."

Dieß ungefähr die Ansicht des Herrn Ducoudray, dem ich so ziemlich beistimmte; Cotonet aber, der von sanfter Gemüthsart ist, ward durch seine Heftigkeit verletzt. Er schloß sich, um der Sache auf den Grund zu kommen, vier Monate ein und theilte mir die Frucht seines Nachdenkens mit. Wir legen sie Ihnen, mein Herr, hiemit, wenn Sie es gestatten, vor. Wir dachten, ein oder ein paar Sätze, im gewöhnlichen Styl geschrieben, könnten als Text gelten, oder wie man im Collegium sagt, als Thema für ein Stück Romanticismus, und wir glauben den wahren und einzigen Unterschied des Romantischen und Classischen gefunden zu haben. Hier unsre Arbeit:

Brief eines von ihrem Geliebten verlassenen Mädchens.

(Romantischer Styl.)

„Sieh, mein angebeteter Geliebter, mein Engel, mein Gut, mein Herz, mein Leben; du, den ich vergöttere mit allen Kräften meiner Seele; du meine Wonne und meine Verzweiflung, du mein Lachen und meine Thränen, du mein Leben und mein Tod, bis zu welchem entsetzlichen Uebermaaß du die edeln Gesinnungen verkannt und verletzt hast, deren dein Herz voll ist, und vergessen die Schutzwache des Menschen, die einzige Stärke seiner Schwachheit, die einzige Waffenrüstung, den einzigen Panzer, das einzige gesenkte Visir im Kampfe des Lebens, die einzige Engelsschwinge, die über uns flattert, die einzige Tugend, die auf den Wellen hinschreitet wie der göttliche Heiland, die Vorsicht, die Schwester des Unglücks.

„Du bist verrathen worden und du hast verrathen; du bist getäuscht worden und du hast getäuscht; du hast die Wunde empfangen und du hast sie erwiedert; du hast geblutet und du hast geschlagen; die grüne Hoffnung ist fern von uns geflohen. Eine Leidenschaft so voll von Entwürfen, so voll Saft und Stärke, so voll Furcht und süßer Thränen, so reich, so schön, so jung noch, die genügte für ein ganzes Leben, für ein ganzes Leben voll Angst und Wahnsinn, voll Freuden und Schrecken und Vergessenheit; — diese Leidenschaft, geweiht durch das Glück, geschworen vor Gott wie ein eifersüchtiger Eid; — diese Leidenschaft, die uns aneinander gefesselt wie eine auf ewig geschmiedete eiserne Kette, wie die Schlange ihre Beute an den biegsamen Stamm des Bambus heftet; diese Leidenschaft, die unsre Seele selbst, das Blut unserer Adern und der Pulsschlag unsrer Herzen war — diese Leidenschaft hast du vergessen, vernichtet, verloren für immer; was deine Freude und dein Entzücken gewesen, ist für dich nur noch tödtliche Verzweiflung, die sich mit nichts vergleichen läßt als mit der Abwesenheit, welche sie verursacht. Ach! diese Abwesenheit u. s. w."

Wahrer Text des Briefs.

Der erste der portugiesischen Briefe.

(Gewöhnlicher Styl.)

„Sieh, mein Geliebter, in welch hohem Grad du der Vorsicht ermangeltest! Ha, Unglücklicher, du bist verrathen worden und du hast mich verrathen durch trügerische Hoffnungen. Eine Leidenschaft, auf welche du so viel beglückende Plane gebaut hattest, verursacht dir jetzt nur tödtliche Verzweiflung, die sich nur mit der Grausamkeit der Abwesenheit vergleichen läßt, welche ihre Veranlassung ist. Ach, diese Abwesenheit!"...

An dieser kleinen Probe sehen Sie, mein Herr, auf was uns unsre Forschungen führten. Sie wissen, daß Quintilian einen mit Adjectiven überladnen Satz mit einem Heer vergleicht, wo jeder Soldat seinen Kammerdiener hinter sich hätte. Hier sind wir bei dem Hauptpunkt dieses Briefs angekommen: unsre Ansicht ist, daß man im jetzigen Zeitpunkt die Adjective allzusehr häuft; wir glauben, wenn man aus den heutzutag erscheinenden Büchern alle Adjective ausstriche, so hätte man nur noch Einen Band statt zwei und wäre der Preis nur 7½ Fr. statt 15, was alle Beachtung verdient. Sie erinnern sich wohl der *scharfen Küsse* (*âcres baisers*) Julliens in der neuen Heloise; sie haben ihrer Zeit Sensation gemacht; heute, dünkt uns, wür-

den sie keine machen, denn ein Werk muß in sehr nüchternem Styl geschrieben seyn, wenn ein einzelnes Epitheton auffallen soll. Es gibt heutigen Tages kaum einen Roman, wo nicht auf drei Blättern mehr und stärkere Prädicate sich fänden als im ganzen Montesquieu. Zum Schluß endlich — wir glauben: der Romanticismus besteht darin, all diese Adjective zu gebrauchen, und in nichts Anderem.

(Unterz.) Dupuis und Cotonet.

Dieser in scherzhaftem Ton geschriebene, aber ernsthaft gemeinte Brief regt mehrere Punkte an, welche für die französische Literatur von großem Interesse sind. Der eine dieser Punkte ist: das Wesen und die Bedeutung des Romanticismus in Frankreich; ein andrer Punkt ist der Styl, welcher in neuerer Zeit in Frankreich auffallende Veränderungen erlitten hat. Der ironische Verfasser des obigen Briefs bezeichnet ohne Zweifel einen Hauptschaden, wenn er die Häufung der Adjective (wohin auch die vielen Synonyma, die Appositionen u. s. w. gehören) rügt. Dieser Sünde des (scheinbaren) Ueberflusses machen sich auch die deutschen Autoren, vielleicht zum Theil verführt durch die französischen Beispiele, in nicht geringem Maaß schuldig. Und nicht etwa nur Romanschreiber und Journalisten sind von dieser Sucht ergriffen — auch ein in großem Ansehen stehendes philosophisches System zeigt eine auffallende Neigung zu veranschaulichenden Epitheten, wozu der Vorgang des Urhebers desselben mag Anlaß gegeben haben, welcher, wie nicht zu läugnen, ein großes Geschick hatte, bezeichnende Prädicate für Gegenstände, Zustände und Begriffe zu finden. Diese Sucht, herrschend bei Franzosen, Deutschen und Engländern, hängt zusammen mit dem Streben und Haschen nach dem Geistreichen, was sich auch insofern als ein Gebrechen des Zeitalters ansehen läßt, als man darüber das Tiefe, das Systematische und Harmonische geringer schatzt, die Kraft und die Aufmerksamkeit ans Einzelne verschwendet und zersplittert und der Sinn für die ernstere und größere Composition bei Producirenden und Genießenden sich schwächt, wenn das Interesse beständig durch rasche Fulgurationen von Witz und esprit gespannt und in Anspruch genommen ist. Aber es hält schwer, wenn einmal der Geschmack durch die Fülle von Prädicaten, von Bildern und Vergleichungen verwöhnt ist, den Styl wieder zur besonnenen Nüchternheit und ernsten Anspruchslosigkeit herunterzustimmen, und durch den Gedanken selbst das zu ersetzen, was am Reiz der Form weggeschnitten wird.

(Schluß folgt.)

Lieder nach Burns.

IV. Schön-Jenny.

Wo sind sie die Freuden, die Freuden des Morgens,
Erwacht mit der Lerche Gesang?
Der Friede, wo ist er, mein holder Begleiter,
Am Abend die Wälder entlang?

Nicht lockt mich wie sonst wohl die Windung des Flusses,
Die Blumen sucht nicht mehr mein Blick,
Nicht folg' ich den schwebenden Schritten der Freude,
Ich bleibe beim Kummer zurück.

Hat unsere Thäler der Sommmer verlassen,
Stellt mürrisch der Winter sich dar?
Nein, nein, denn die Biene sie summt noch um Rosen,
Und grüßt sie als Krone vom Jahr.

Verbärg' es so gern, was ich schein' zu entdecken,
Doch lang schon gesteh' ich mir's ein:
Ach, Alles, was nur mir den Busen zerreißet
Ist Jenny, Schön-Jenny allein.

Mir hilft nicht die Zeit, denn mein Schmerz ist unsterblich,
Nicht Trost in der Hoffnung ich seh':
So laß mich denn seyn den Geliebten des Grames
Und Wonne mich suchen im Weh!

V. Erwartung.

Hier ist das Thal und hier die Laube
Von Birkenschatten ringsumgrünt;
Im Dörfchen schlug die Glock', ich glaube,
Was zögert noch mein reizend Kind?

'Sist nicht das Flüstern von Marien,
'Sist nur des Westes Hauch von fern
Mit eines Sängers Melodien,
Der leise grüßt den Abendstern.

Und doch — Marie ist's, die ich höre,
So ruft die Lerch' im Waldbereich
Den Gatten, wenn sie ihn verlöre,
Musik und Liebe ist's zugleich!

Und du bist da! und bist voll Treue,
Willkommen so der Lieb', als mir!
Und jeder Schwur sich heut' erneue
Am Blumenrand des Flusses hier!

F. Freiligrath.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 40.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

5 April 1840.

Die Blume des Himmels.

Von Miß Bowles.

(Sonett, im Sinne welchen die Engländer diesem Worte bisweilen beilegen.)

Des Lebens Pilger, welche Blumen ziehen
Dein sehnend Herz? Wird in der Erden Fülle
Vor einer fremden Blüthe nur es stille,
Nur vor der Seligkeit? — Verlornes Mühen!
Sie wächst nicht unter dieser Wolken Decke;
Doch wenn ein Lenzhauch streift am Blüthenschmucke
Des Himmels, mag vom Ort, wo es gediehen,
Ein irres Blümchen zu dir niederwehen,
Ein flatternd Blatt, so eilig im Vergehen
Als süß an Düften. Ward es dir verliehen
Solch Lenzeskind auf deinem Pfad zu finden,
Schnell! birg's am Busen, eh' in rauhen Winden
Sein Duft verflirgt! — Auch dort wird es verblühen,
Du kannst's nur halb mit Lebenshauch durchglühen!

Fr. Rottke.

Maximen von Sainte Beuve.

Im Geschmack La Rochefoucaulds.

(Schluß.)

16. Die berühmtesten und gepriesensten Plätze der Erde sind traurig und ihres Zaubers beraubt, wenn man keine Hoffnungen mehr dahin mitbringt.

17. Es ist mit den Orten wie mit den Werken der Menschen, wenn einmal ihr Ruf feststeht, so zieht Jeder auch hin und bewundert sie; wenn ihr Ruf erst zu gründen wäre, könnten viele andre, die ohne Namen sind, mit ihnen wetteifern.

18. Es ist Mannichfaltigkeit genug in den Dingen der Welt, daß jeder wohlorganisirte Geist zu seiner Zeit und nach seiner Stimmung sich seinen Theil daran nehmen, dem Anschein nach sich widersprechen und doch Recht haben kann.

19. Bei der Würdigung La Rochefoucaulds darf man Folgendes nicht vergessen: alle, die ihre Jugend schlecht angewandt, haben ein Interesse dabei, daß die hochstrebenden Gedanken der Jugend als Thorheit gelten. Es ist wahr, daß ihrerseits diejenigen, die sie gut, das heißt nüchtern, angewandt, ein Interesse haben, die Frucht ihrer Sparsamkeit nicht zu verlieren.

20. Wenn man sich befragte, bei welcher besondern Gelegenheit man angefangen, in diesem oder jenem Herzen zu lesen, so würde man finden, daß es fast immer unter Umständen war, wo das Interesse im Spiel und die wachgewordene Eigenliebe sichtbar war; aber es ist einerlei, mit welchem Bohrer man das Loch in die Wand gemacht, wenn man nur sieht.

21. Montesquieu hat von La Rochefoucaulds Maximen gesagt: es sind die Sprüchwörter der geistreichen Leute; und Voltaire: es ist weniger ein Buch, als Materialien um ein Buch zu schmücken. Es sind geschnittne Edelsteine, die man in die Rede faßt.

22. Franklins Sprüchwörter sind reine Weizenkörner, die man in die Erde legen kann, und sie werden Frucht tragen.

23. In La Rochefoucaulds Maximen findet sich nicht Ein Eigennamen; für einen Denker seiner Art wäre das ein Fehler gewesen.

24. Man ist empfindlich; man hat von einem Freund einen tadelnden Brief erhalten, und man hat so eben eine lebhafte Antwort an ihn gesiegelt. In der Zerstreuung schlägt man La Rochefoucauld auf und stößt auf den Satz: „der wahre rechtschaffene Mann ist der, der über nichts empfindlich wird;" man wirft die Antwort ins Feuer; aber da La Rochefoucaulds Maximen Einen nicht bessern, bleibt man empfindlich.

25. Sehr viele ausgezeichnete Eigenschaften des Styls bei diesem und jenem glänzenden Autor hängen zusammen mit einem Fehler des Charakters. Die reizbare Unruhe, in der er sich gegen Jedermann befindet, zwingt ihn auf eine Menge Schattirungen zu sinnen; wäre er ruhiger, würde er deren weniger machen.

26. Der Dichter, der Künstler, der Schriftsteller ist gar oft nur derjenige, der wiederzugeben weiß; er behält nichts für sich.

27. Es gibt Tage, wo der Geist Morgens aufwacht, das Schwert aus der Scheide, und Alles zusammenhauen möchte.

28. Der Grad der Empfänglichkeit für die Langeweile ist vielleicht das unmittelbarste Anzeichen der Qualität des Geistes. Diejenigen, die sich schnell langweilen, sind zart organisirt, aber leicht. Diejenigen welche sich nicht leicht langweilen, werden selbst bald langweilig. Diejenigen, die die Langeweile wohl empfinden aber sie zu lange ertragen, saugen sie am Ende ein und athmen sie aus.

29. Ein wenig Thorheit bei viel Verdienst schadet nicht; das gibt Sauerteig.

30. Auf die Philosophie des 18ten Jahrhunderts, welche die Natur des Menschen präconisirte, folgte die parlamentarische Regierung, welche ihm Morgens und Abends Complimente macht; wie sollte er nicht verwöhnt werden?

31. An all den phantastischen Gebäuden, an den Façaden verzauberter Paläste, welche unsre Philosophen zum größten Glück und zur Ehre des Menschen erbauen, lese ich immer die ironische Inschrift aus dem frömmsten Dichter: Mortalibus ægris!

32. Man hat viel gesprochen von der Thorheit von zwanzig Jahren; es gibt aber auch eine von fünfunddreißig Jahren, die nicht weniger eigenthümlich und nicht minder häufig ist: Alceste nach Werther. Rousseau hat erst nach dieser zweiten Thorheit zu schreiben angefangen, und immer beide Arten in Einem Strahl vereinigt. La Rochefoucauld hat gesagt: mit dem Alter wird man närrischer und auch klüger.

Alciphron.

(Fortsetzung.)

Im vierten Brief hat Alciphron neue Wunder zu berichten, wie er tief unter der Erde Dinge gesehen, wie der alte Orpheus. — Der Mond war wieder am Himmel und fand ihn noch auf seinem alten Posten, wachehaltend bei der Pyramide, manchmal eine Weile dem Schlaf gönnend, während dessen die Geliebte in verschiedenen Gestalten vor seinem innern Sinn schwebte. Aus einem dieser süßen Träume auffahrend, besann er sich plötzlich, holte seine Lampe, die noch schwach im Boot fortbrannte und entschloß sich, noch eine Entdeckungsreise in dem Monument anzustellen.

So hatt' ich kaum erreicht das Thor,
Als aus dem Palmhain drang hervor
Ein laut Gekreisch, so wie das Wild,
Das brünstige, den Wald erfüllt; —
Vielleicht auch kamen diese Töne
Vom Thore der Vergessenheit,
Von dem man sagt, daß Nachts es stöhne,
Wenn man's den Leichen aufthut weit.
Was es auch war, es machte beben
Der Ton mein Herz eiskalt, als eben
Ich durch der Pyramide Pforte
Mich nahte dem ersehnten Orte,
Und zu dem steilen Marmorgang
Durch manche lange Windung drang.

Zitternd schlich ich dahin — das Licht
Brannte noch an dem stillen Ort;
Doch sie, die Aug' und Seele nicht
Mehr missen konnten, sie war fort, —
Entflohen in des Dunkels Reiche
Auf unsichtbarem Pfad, die Leiche
Hatt' in der Dämmerung, der blassen,
Sie in der Einsamkeit verlassen.

Das Kreuz, das ich sie küssen sah,
Lag auf krystallnem Sarg noch da;
Ich nahm's und konnt' nicht widerstehn
(Obwohl, so meinte ich zu sehn,
Das Auge deren, die im Schlaf
Des Todes lag, das meine traf),
Es auch zu küssen, und dabei
Rief ich, halb vor der Zeugin scheu:
„Oh künft'ges Leben, wenn beschieden
Wird ew'ge Frauenlieb' in dir:
Wer müßte sie nicht gern, zufrieden
Dort ewig sie zu kosten, hier?

Er wollte wieder umkehren, als er auf dem Rückweg entdeckte, daß der lange Gang, von dem er geglaubt er sey zu Ende, noch weiter in krummen Windungen fortgehe, und ihn verfolgte. Er kam durch zahllose Gänge, aufwärts und abwärts, in kalte Säle, wo Heere von Todten aufgerichtet standen und mit gläsernem Auge ihn anstarrten. Er glaubte im Labyrinth unter dem See Möris zu seyn, wo die Schätze von zwölf Königen verborgen seyn sollen. Endlich ging der Pfad plötzlich aus, und beim Licht seiner immer schwächer brennenden Lampe sah er nur die Mündung einer gewaltigen, schwarzen Höhle, die vor ihm gähnte. Er entdeckte Stufen, welche hinab führten, und wagte die gefährliche Reise. Viele Stufen stieg er hinab, bis er an ein Fenster gelangte, durch das er sprang. Wieder führte eine gewundene Treppe abwärts. Er kam dann an ein Thor, das sich wieder gegen jenen Abgrund öffnete. Zuletzt erreichte er den Grund, und durch die Gitter eines riesenhaften Thores kam ihm ein mildes, warmes, freundliches Licht entgegen. Er sah durch die Gitter einen langen, schönen Gang mit reichen Arkaden, erleuchtet von zahllosen Lampen, die aber selbst nicht sichtbar waren. Ein heiliger Gesang ward angestimmt, und Alciphron glaubte mit Gewißheit darin die Stimme der schönen Unbekannten zu erkennen, obgleich er noch keinen Ton aus ihrem Munde vernommen hatte. Umsonst aber mühte er sich, das schwere Thor zu öffnen. Begierig sah er sich um, und entdeckte links eine Oeffnung, die hineinzuführen versprach, aber der Mündung der Hölle glich. Er bückte sich, diesem Pfad zu folgen, als an der Mauer oben eine feurige Schrift sich zeigte, und er las:

„Ihr, die ihr nicht flohet
Vor dem Pfade voll Graun,
Auf Leben und Tod,
Ohne rückwärts zu schaun;

Die die Sehnsucht ruft,
Euch zu machen rein
Durch Wasser und Luft
Und durch Feuers Pein;

Wenn vor Schmerzen ihr bangt
Und vorm Tode nicht:
Nur zu! Ihr gelangt
Wohl wieder ans Licht —

Wo zum schaudern Glück
Wird das Räthsel erfüllt,
Das jetzt noch dem Blick
Der Schleier verhüllt!

Doch wenn —“

Hier erloschen die Worte; aber ihr Verschwinden schien Schrecklicheres zu sagen, als in Worte hätte gefaßt werden können.

„Und wär' ich also,“ rief ich da,
„Der großen Heimlichkeit jetzt nah?
Sehn und beneiden soll ich heut,
Lüsten vielleicht, von Kraft erfüllt,
Den Schleier, der der Ewigkeit
Ehrwürdiges Geheimniß hüllt?“
In mir gewann jetzt neue Kraft
Der Durst nach Aegyptens Wissenschaft,
Den ich, von neuem Traum besessen,
Beinahe hatte ganz vergessen.
Denn vor mir glänzte jetzt zumal
Zwiefacher Hoffnung Doppelstrahl —
Mir war als ob das Geisterwesen,
Dem ich gefolgt zu diesem Platz,
Mir eine Führerin gewesen
Zu mehr als Einem süßen Schatz.
Beleuchtend zum Erkenntnißquell
Die Bahn mit dem Steen der Liebe hell.

Er betrat den Eingang; seine Lampe war dem Erlöschen nahe; er durchwanderte gewundene Gange und langte endlich an einem Paß an, der zwischen zwei Reihen von lebendigem Feuer hindurchging, zwischen feurigen Bäumen, deren Zweige eine Gluth ausspieen wie ein Ofen; auf dem Boden lagen rothglühende Eisenstangen; dennoch schritt er, zwar mit bangem Herzen, weiter, und kam unversehrt durch; da seine Lampe jetzt erloschen, ergriff er einen am Boden liegenden, abgefallenen Zweig, der ihm als Fackel dienen sollte. Nach der Feuerprobe kam die Wasserprobe; eine große, mit brausenden Wassern erfüllte Höhle lag vor ihm; er stürzte sich in die schwarzen Fluthen und kämpfte sich hindurch. Endlich erreichte er wieder festen Grund und Boden und eilte eine Reihe von Stufen hinan; aber bald wichen diese unter seinen Füßen, so daß er mit jedem Schritt in einen Abgrund zu stürzen fürchtete. Da bekam er plötzlich einen großen eisernen Ring zu fassen, der im Dunkel dahing, und klammerte sich, da Alles unter ihm wich, daran, wie ein Ertrinkender. Schwebend hing er jetzt im leeren Raum; entfesselt schienen jetzt alle Stürme um ihn zu toben, und trieben ihr Spiel mit ihm, ihn wüthend im Kreise umherschleudernd. Und doch, hätte man ihn in diesem Augenblick gefragt, ob dieser Preis nicht zu hoch sey für irgend ein Gut, er hatte geantwortet: „Für Weisheit und Erkenntniß, ja! aber für ein herrliches Weib, nein!“ Endlich, als seine Kraft beinahe erschöpft war, legte sich der Wirbelwind, der Ring, an dem er sich hielt, senkte sich mit ihm und sein Fuß fand wieder festen Boden. Zugleich dämmerte auch wieder Tageshelle; er erblickte ein kunstloses Bett, worauf Mohn und Lotus zum Schlummer einluden. Sehnsüchtig schleppte er sich zu demselben hin und sank darauf nieder. Wie lange er geschlafen, und wie er von diesem Ort entrückt worden, weiß er nicht zu sagen; aber beim Erwachen sah er sich in eine unaussprechlich herrliche Scene versetzt. Er muß erst wieder zu einiger Besinnung kommen, eh' er dem Freund Alles beschreiben kann, der ohnehin ihm nur halb glauben würde. Hiemit sind Alciphrons Briefe zu Ende.

(Schluß folgt.)

Ueber den Mißbrauch, den man mit den Adjectiven treibt.

(Schluß.)

Vielleicht läßt sich die Entwicklungsstufe einer Sprache und Literatur einigermaßen darnach abmessen: welche Stelle in den Darstellungen der Dichter und Schriftsteller die Pradicate, die Adjective, die erläuternden oder verschönernden Synonyma einnehmen. Freilich bringt hierin schon der Genius der Sprachen und Völker eine Verschiedenheit mit sich; der Orientale, der eine uneigentliche, bildliche, oft räthselhafte Bezeichnungsweise liebt, setzt statt des Substantivs ein charakterisirendes Adjectiv, das nach und nach selbst die feste Bedeutung eines Substantivs annimmt; so soll es im Arabischen für den Löwen ein paar hundert, ursprünglich nur adjectivische Bezeichnungen geben. Den Occidentalen dagegen ist das Bildliche, Symbolische, die uneigentliche Redeweise nicht so naheliegend. Dennoch spielt in der ursprünglichen, in der Volkspoesie das Prädicat eine große Rolle; hier ist aber zu bemerken, daß die Epitheta, welche sich bei Homer und dann auch in den Volksliedern der Serben z. B. und der Skandanavier in großer Fülle finden, ziemlich fixirt, mit dem dadurch näher bestimmten Substantiv gleichsam zusammengewachsen, eine nothwendige Ergänzung desselben sind und ihre Verbindung mit demselben der allerunmittelbarsten Anschauung verdanken. Deßwegen wird man auch kein Epitheton in solchen Poesien finden, das nicht, wenn man sich in die Denkweise der Völker hineinzuversetzen vermag, vollkommen passend und ungesucht wäre. Allmählich erobern sich die Individualitäten eine größere Willkür auch in der Sprache; sie entfernen sich mehr und mehr von der hergebrachten Bezeichnungsweise, sie ver-

suchen neue Epitheta, sie ziehen fernerliegende Bilder und Vergleichungen herbei; Prosa und Poesie sondert sich schärfer, und jene beschränkt sich, wie z. B. bei den griechischen und römischen Prosaikern, den Geschichtschreibern und Rednern der besten Zeiten auf einen nüchternen Styl, welcher in Ernst, Strenge, Schärfe und Kürze sein Verdienst sucht. Die Poesie dagegen benützt die sich erweiternde Sphäre geistiger Bildung dazu, den Reichthum ihrer Epitheta, ihrer Bilder zu vervielfältigen und die Empfindung der Gedanken in immer neue, gefällige Gewande zu kleiden. Welche schmucklose Einfachheit, welcher Nerv in den Reden eines Demosthenes und welche Fülle und Pracht von Prädicaten und Bildern in den Tragödien eines Aeschylus und Sophokles! Verderblich ist es, wenn dieser Unterschied der Prosa und Poesie verkannt und aufgehoben wird; nachtheilig für den Styl der Prosa, der dadurch leicht die Hauptvorzüge der Bestimmtheit, der Klarheit, der Kürze verliert und sich mit falschen Reizen schmückt, welche ihm nicht gebühren und die immer wieder mit großer Mühe wieder aufgefrischt oder ersetzt werden müssen — nachtheilig für die Poesie, weil ihr dadurch ein ihr zustehendes Peioilegium entzogen und das ihr gewidmete Interesse insofern geschwächt und vermindert wird, als dann doch, wenn auch nicht der ächte Geschmack, doch das leichtverführbare Urtheil des Publicums in der Prosa ein sehr annehmliches Surrogat für die Poesie erblickt, welches man nachgerade gar dieser selbst vorzieht. Die Poesie erscheint gegen die Prosa, wenn dieser alle Freiheiten und Ornamente von jener zu Gebote stehen, im Nachtheil, weil ihr durch Metrum und Reim scheinen Fesseln angelegt zu werden, und es gehört schon eine tiefere Bildung, ein kräftigerer Geschmack dazu, um eben dieser scheinbaren Beschränkung sich zu freuen; doch ließe sich immer der Nachtheil für die Poesie noch viel leichter verschmerzen, weil die ächte Poesie doch sich geltend macht und nicht in den Aeußerlichkeiten der Form besteht, als der Nachtheil für den Styl der Prosa. Mag man sie mit noch so spirituösen Elementen nähren, mag man die delicatesten metaphysischen Bezeichnungen aufbieten, um die sublimste, ganz ätherische Diction zu erreichen — sie wird doch zuletzt ein wasserstichtiges Aussehen gewinnen. Es ist sehr natürlich, ja nothwendig, daß die Sprache, wenn die Geistesbildung eines Volks eine hohe Stufe erreicht hat, wenn die realen Verhältnisse und die Begriffe und Ideen vielfach durchforscht und analysirt worden, sich immer enger an die Gegenstände und Begriffe anzuschmiegen, immer treuer alle Nuancen zu bezeichnen, immer tiefer in jede Spalte und Falte einzudringen sich bemüht; sie sucht das innerste Wesen der Dinge aufzuschließen und zu offenbaren, und es treten an die Stelle der ursprünglich sinnlichen Prädicate mehr und mehr abstracte, an die Stelle der einfachen treten complicirte; das Fremdere, Höhere, Unbekanntere wird nicht mehr durch Vergleichung mit dem Näheren, Vertrauteren, Anschaulicheren verdeutlicht; umgekehrt wird aus Veranlassung und zur Hervorhebung des Bekannten und Gewöhnlichen das Ungewöhnliche, zur Einrahmung des Realen das Ideelle herbeigezogen. Dieß ist nun zwar dadurch zum Theil erklärt, daß bei höherer Geistescultur eben das Ideelle dem Menschen, und besonders dem Schriftsteller, das Vertrautere und Nähere wird und das Natürliche sich ihm mehr entfremdet, und man darf einer Literatur daraus keinen Vorwurf machen, wenn sie von diesem Schicksal ergriffen und überwältigt wird; aber es ist doch etwas Anderes, ob man nur dem Zug und Gesetz der Nothwendigkeit folgt, oder ob man mit bewußter Willkür jener Neigung sich hingibt. In Deutschland hat Goethe, begabt mit dem klar anschauenden, tief eindringenden Blick und dem treu abspiegelnden, scharf bezeichnenden Wort das Charakteristische der Gegenstände und Verhältnisse durch die treffendsten Prädicate angedeutet und oft wahrhaft ausgeprägt, man rühmte seine Darstellung und mit Recht als die objectivste; sein Vorgang, die Einsicht in die Vorzüge seines Styls weckte die Nachahmung; aber nicht Jedem war es gegeben, das Wesentliche und Charakteristische mit der Klarheit und Schärfe Goethe's aufzufinden und hervorzuheben; statt treffender Epitheta griff man oft nach pikanten und preciösen, statt das Innerste eines Gegenstands auszusprechen hielt man sich an zufällige Beziehungen und beleuchtete, statt mit vollem, mit grellem Licht. Hier ist H. Heine zu nennen, wenn auch nicht als Urheber, doch als bedeutender Repräsentant der Tendenz zu einem geistreichgeschwätzigen, in allen Farben schillernden, Ernst und Scherz durcheinander mengenden, aber darum doch nicht humoristischen, sondern mehr nur nachlässig anmaßenden Styl, zu dessen richtigsten Eigenthümlichkeiten das Haschen nach frappanten, verwegenen Epitheten gehört, nach den barrockten Verbindungen von gar nicht zusammen gehörigen Begriffen, denen er aber doch eine gewisse Beziehung zu einander zu geben weiß. War bei Goethe das Princip und die Quelle der ihm eigenthümlichen Darstellung, sein ruhiger, tiefeindringender, vielumfassender und scharfer Blick, die Gediegenheit seiner Intelligenz: so ist es bei Heine der unstete, zwar über ein ansehnliches, buntes Material gebietende, aber nicht auf solidem Grund beruhende Witz, der, statt dem innern Zusammenhang der Dinge nachzugehen, in willkürlichen Combinationen sich gefällt und dessen Wahlspruch ist: je toller desto lieber! Diese witzige oder witzelnde Manier, die von solchen am meisten übertrieben wird, welchen der wahre Witz fehlt und die sich nicht selten wahrhaft als Aberwitz gebärdet, ist ein Krebs der Literaturen, der an ihrem besten Lebensmark zehrt, den Geschmack irre leitet und abstumpft, und vielleicht nur durch eine lange unwillkürliche Hungerkur wieder geheilt werden kann.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 41 u. 42.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

9 April 1840.

An die ewige Liebe.

Von Manzoni.

Aus dessen größerem Gedichte: La Pentecoste.

Einmal steige noch hernieder,
Milder Geist, von uns erfleht,
Schützend deines Dienste Verehrer,
Schützend wer ihn nicht versteht;
Steig' herab und neu belebe
Herzen nach des Zweifels Qual;
Siegend hüll', — ein Götterstrahl! —
Den Besiegten in Erbarmen.

Steig herab und dämpf', o Liebe,
Tu der Seelen stolzen Zorn,
Gib Gedanken, deren Helle
Sich nicht trübt im Todesborn;
Segne deiner Milde Gaben,
Nähre deines Wirkens Macht,
Wie das Licht, das aus der Nacht
Hebt des teägen Keimes Blüthen;

Die im niedern Grase langsam
Streben würden unerquickt,
Nie im Farbenglanze schimmern,
Der die Auferstandnen schmückt,
Wäre nicht vom Quell des Aethers
Jener Strahl herabgetaucht,
Der mit Leben sie durchhaucht
Und sie unermüdlich nähret.

In des Unglücks dumpfes Sinnen
Komm, die unser Flehen ruft,
Steig herab du holder Odem,
Trostdurchwehte, sanfte Luft;
Steige als ein Sturm hernieder
In des Drängers Uebermuth,
Schrecken setze ihm zur Hut,
Die ihn Scheu vor droben lehren.

Heb' des Armen feuchte Wimper
Zu dem Himmel, der sein harrt,
Daß er jubelnd ihn vergleiche
Mit der rauhen Gegenwart;
Wer in Fülle hat empfangen,
Geb' mit sanfter Freundeshand,
Gebe leise, ungenannt,
Daß genehm dir sey die Gabe.

Wehe in der Unschuld Lächeln,
Das von Kinderlippen bricht;
Streue deine keuschen Rosen
Auf des Mädchens Angesicht;
Mach der leis entknospten Jungfrau
Deine reinen Freuden kund;
Heilige den hehren Bund
Zwischen anvermählten Seelen.

Sänftige den Geist des Jünglings,
Der in kühnem Sturme fliegt;
Leite du den Männervorsatz
Zu dem Ziele, das nicht trügt;
Schmücke die ergrauten Haare
Mit des Hauses heil'gem Glück;
Strahle in dem irren Blick
Dessen, dem der Tod genahet.

Der Leuchtthurm.

Von M. P. James.

Mir stand vor dem Auge ein lieblicher Bild,
Als der strahlende Tag mir's erschlossen,
Der Landwind ging sanft und der Himmel war mild,
Wie der Geist aus dem er entflossen.

Es stieg ein Geflüster mir leise zum Ohr
Aus der Wellen spielendem Heere,
Und ferne trat jenseits der Leuchtthurm hervor
Wie ein Stern ob dem dämm'rigen Meere.

Und still ward's — des Schiffjungen jauchzender Ton
Klang nicht mehr im schalligen Hafen;
Ins tiefende Nest war die Möve entflohn,
Und der müde Schiffer ging schlafen.

Ich seufzte und trat an den Uferrand vor,
Kein Laut kam mir mehr zu Gehöre,
Nur der Leuchtthurm stieg sanft wie die Hoffnung empor
Ob des Lebens zitterndem Meere.

Die Zeit ist vergangen, der Ort ist mir fern,
Doch oft wenn in Nächten ich liege,
Erglänzt in der Seele mir wieder der Stern,
Der gestrahlt ob des Seesturmes Wiege.

Wann einst das ermattete Herz mir bricht
Und des Todes Schritte ich höre,
Erheb' mir der Bote der Liebe sein Licht
Wie ein Stern ob der Ewigkeit Meere.

Fr. Notter.

Neuere dänische Literatur.

Zweiter Artikel.

Ingemann.

Bernhard Severin Ingemann, geboren 1789, Professor bei der Akademie in Soröe, verdient einen der ersten Plätze in der neuesten dänischen poetischen Literatur, nach Oehlenschläger jedoch wenigstens insofern, als er von diesem zu einigen seiner poetischen Erzeugnisse, nämlich zu den dramatischen, am meisten jedoch, wie die dänischen Dichter überhaupt, durch das Studium der deutschen Poesie angeregt ist. Wenn er hinter Oehlenschläger an Zahl und Verschiedenheit der dramatischen Werke zurück bleibt, so übertrifft er ihn als Lyriker, wie denn sein Gedicht an die in neuern Zeiten häufig besungene danische Seeflagge vorzüglich gerühmt wird, und nicht minder als Epiker, früherhin durch ein episch-allegorisches Gedicht „die schwarzen Ritter," das ich jedoch nur durch Berichte kenne, in der letzteren Zeit durch mehrere geschichtliche Romane, jetzt durch ein im vorigen Jahr erschienenes abermals episch-allegorisches und zugleich philosophisch-religiöses Gedicht „Salomons Ring, dramatisches Mährchen mit einem lyrischen Vorspiel;" und so ist er denn zum Anfang seiner poetischen Laufbahn, zum Lyrischen und Allegorischen zurückgekehrt, wobei es sich denn fragt mit welchem Glücke, besonders mit Rücksicht auf das Allegorische, dessen Verbindung mit dem Epischen allerdings so große Schwierigkeiten hat, die er nach der Meinung der Kenner in den schwarzen Rittern auch nicht überwunden hatte. Bei einem Werke dieser Art ist es gewiß nicht unwichtig, die Absicht und Ansicht zu erfahren, die der Dichter selbst gehabt hat, und Ingemann hat diese, wenigstens zum Theil, in eine Vorrede niedergelegt, welche ich deßwegen, mit Ausschluß des weniger hieher gehörigen Anfanges und Schlusses, in möglichst treuer Uebersetzung voranschicke:

„Die orientalischen Ueberlieferungen von König Salomons forschendem Geiste und von dem Höhenpunkte der Lichtmagie in jenem Zauberringe haben der Dichtung Stoff und Form dargeboten für jene Natur- und Weltherrschaftsidee, welche wie eine Ahnung von der höchsten Wahrheit die morgenländische Sagenwelt durchstrahlt. Der Typus nämlich für den wahren Natur- und Geisterfürsten, den man bisweilen in den Schriften des Königs Salomo hat erblicken wollen, wird vielleicht schneller und vollständiger von einem poetischen Standpunkt in den Mährchenbildern der Sage angeschaut werden können. Hier offenbart sich doch die Idee nur in dem Farbenschimmer aller der Illusionen, an welchen die orientalische Speculation und Magie so reich ist, und zwar mit der Tendenz zur Verwechselung der niedern und höheren Sphären des Lebens und Geistes, woran sich selbst die begabtesten Landsleute der Propheten zu den Zeiten des alten Testamentes hielten. In der geheimnißvollen Inschrift des Salomonischen Ringes mit der vermeintlichen Kraft der Natur und Geistesherrschaft scheinen die Magier des Ostens mit unwillkürlich ahnungsvoller Begierde auf Zeichen und Bild des Lösungsswortes jenes Welträthsels hingestarrt zu haben, das erst in seiner lebendigen Offenbarung das zur Wirklichkeit erheben sollte, wonach die Weltweisheit geforscht und wovon sie geträumt hat. Selbst wo diese Träume gleich Mährchenbildern hingleiten, bleibt die tiefere Bedeutung doch zurück und schmilzt mit der Wahrheitsahnung in den Gesichten der Propheten und in dem großen, die alte Zeit durchtönenden Erwartungsgesange zusammen. Die Sagen, die in diesem Gedicht benutzt oder mit der Grundidee in Verbindung gebracht sind, finden sich bei dem arabischen Geschichtschreiber Ibn Kessir, so wie in dem vielleicht ursprünglich persischen „Suleimanname," und sind von Hammer in „Rosenöl oder Sagen und Kunden des Morgenlandes, Stuttgart und Tübingen 1813," mitgetheilt. Als meine Quellen darf ich endlich noch Salomo's Sprüche, Predigerbuch und die ihm zugeschriebenen Psalmen nennen. Um dem Gedicht den Hauptcharakter des Mährchens zu geben, habe ich das arabische Sagencostume beibehalten."

Das Gedicht ist in gereimten größtentheils fünffüßigen, zum Theil auch vierfüßigen Jamben und vierfüßigen Trochäen geschrieben und mit lyrischen Versen durchwebt, wie denn auch ein aus 34, dem bidlischen Hohenliede nachgedichteten Liedern bestehender Kranz dem Drama vorangeht, mit diesem aber nicht in Verbindung steht, und daher hier weiter keiner Erwähnung verdient, als daß der beabsichtigte Charakter darin wohl getroffen ist.

Der erste Act eröffnet sich mit einer Unterhaltung des Fürsten der Dämonen Iblis mit Datemder, dem Damon der Begierde, außerhalb Jerusalems in der Nähe des neuen noch

im Bau begriffenen Tempels des Salomo auf Zion, und über dessen Bestrebungen, die Geheimnisse des Zauberringes zu entdecken, von dem Dateyder sagt:

Doch fand er den Ring mit des Wortes Macht,
Mit dem Zeichen, — du weißt, es macht Tag aus Nacht, —
So steht er über die Natur dann frei,
Und so wär' unsre Zeit wohl vorbei.

Salomo's Erscheinung unterdrückt sie. Er tritt auf mit dem Siegelring in der Hand:

Das Räthsel ist gelöst, 's ist helle,
Geschöpft ist's aus Eloah's Wahrheitsquelle:
Was meine Seel' ergreift auf Wahrheits Schwingen,
Bewußt und wahr, kann meine Hand itzt schwingen.
Die Schranke nun, sie fällt, sie fällt,
Dein Herr bin ich, Natur und Welt!

Er beruft die Elementargeister, trägt ihnen auf, die Welt zu beglücken, und, als sie sich entfernen, ruft er aus: *)

So weit! der Schöpfung Seufzerlaut verstand ich.
Natur, o werde weise, schön und gut,
Und nichts Geschaffnes soll verzweifelnd seufzen.
Aufs neu soll sich das Paradies erschließen,
Und sich im ersten Glanz das Leben zeigen
In der unendlichen Gedankenkette.
Und doch — was fehlt? Matt ist des Auges Strahl.
Ist noch des Wortes Glanz im Stein verborgen?
Hm! fesseln Gottgedankens Himmelsfaden,
Die blinden Kräfte in der Schöpfung Spruch —
Faßt' ich im Ring des Worts des Lebens Siegel,
So muß das Leben selbst das Räthsel lösen.

Idlis verlacht ihn beiseite:

Mit seiner Klugheit hat es nicht Gefahr;
Der Ring hat ihm nur wenig klar gemacht.
Trotz der Manie von Wahrheit, Schönheit, Tugend,
Will er mit Empirie die Welt erlösen.
Mit einer Art von magischer Physik,
Mit irdschem Feuer und mit Wind und Wasser.
Begnüg' er sich nur mit Experimenten!
Denn wie er sie auch mag ins Große treiben,
Die Schale der Natur nahm für den Kern er,
Und fiel anheim dem materiellen Geiste.

In einer zweiten Scene zeigen sich die Folgen von Salomo's Befehl, die Verwandlung der Wüsten in Paradiese, welche von Hirten am Strande des rothen Meeres in Arabien angestaunt und ägyptischen Magiern zugeschrieben werden, welche in einem reichbeladenen Schiffe ankommen. Simurg, ein Wogeldeuter, ein großer, stolzer Mann, mit einem Adlergesichte, und Lokman, ein duckliger Greis mit einer Eulenphysiognomie, treten mit ihrem Famulus Marcolfus auf und sprechen von den Wirkungen des Salomonischen Zauberringes. Lokman zweifelt noch an der Wahrheit, oder gibt zwar zu, daß sich die Natur verschönere, aber dieß sey nur Schein, werde nicht lange dauern; er vertraue nicht der Schönheit, die Wahrheit sey ihm genug, das Nothwendige geschehe, die Welt möge jammern oder lachen; er wolle zwar mit ihm zu dem Urheber dieser Veränderung hinreisen, aber:

Ich theile deinen Glauben nicht;
Dunstmeteore sollen mich nicht leren.
Indeß du träumest, soll mein Auge wachen,
Vertrauend nur den ewigen Gestirnen.

Marcolfus ruft den Weiterziehenden seine Freude nach, daß er nichts weiter als ihr Diener und Schreiber, und daher frei von allen Plagen sey, die mit dem Studiren in Verbindung stehen, freilich aber auch von seinen beiden Herren „eine platte Natur," und „dumm" gescholten werde. Ob die Umschaffung der Welt dienlich sey, bezweifelt er indeß. Seine beiden Herren seyen grundgelehrt und meinten es doch gut mit ihren Forschungen, aber der hinter ihnen komme, der Nekromant Sihrtschin mit seinem Gefolge von stummen Weibsbildern sey ein häßlicher, abscheulicher Kerl. Dieser tritt nun auf, eine unförmlich lange abgemagerte Gestalt im schwarzen Talar mit einem ausgenähten Todtenkopf auf der Brust, ein schwarzes Stäbchen in der Hand, und zwei große schwarze Bücher unter dem Arm; hinter ihm die ägyptische Prinzessin Mehindanu in schimmernden Tanzkleidern, stumm und verschleiert, begleitet von ihrer Freundin Sagura und einigen Sklavinnen. Der Nekromant rühmt sich, daß er mehr besitze als Salomo:

Der Ring enthält nur des Lebens Magie,
Doch nicht die tiefe Nekromantie.
Nicht gäb' ich für den Ring die Bücher.

Doch fürchtet er, daß Salomo weiter dringen werde. Um dieß zu verhindern, wartet er bis die ihm gefährliche Stunde vorüber ist, und gibt dann durch Blutstropfen, die er aus seinem geritzten Finger für den Typhon zur Erde tröpfeln läßt, „der stummen Sklavin seines Geistes" ein Scheinleben, und zwar die Gestalt der von Salomo so sehr geliebten, ihm durch den Tod entrissenen Sulamith. Sie wirft ihm seinen Frevel vor, sie aus der Ruhe des Grabes hervorgerufen zu haben; er verspricht ihr dagegen die Freiheit in lebendiger Welt und als seine Gattin und Königin der Dämonen zu herrschen, wenn sie dem Könige den Ring „das goldene Band" entreiße, das den mächtigsten Naturgeist binde. Sie sagt ihm Gehorsam zu, denn sie müsse, obgleich sie ihn hasse, gibt ihm aber auch zu verstehen, daß sie ihn täuschen und Salomo's Hand vorziehen könne; aber Sihrtschin antwortet ihr, daß sie völlig in seiner Gewalt sey, heftet ihr ein Schlangenbild auf die Brust, um Salomo zu bezwingen, und bedroht sie, worauf sie ihr Versprechen erneuert, und mit ihrem Gefolge in wildem Bajaderentanz abzieht.

Aus demselben Schiff, das die beiden Gelehrten und den Todtenbeschwörer trug, steigen ferner heraus der Tonkünstler Assaf, der Prinz Agib und dessen stummer Bruder Jussuf, der den tanzenden Mädchen und besonders der Sagura nachsieht. Agib gibt dem Assaf Nachricht von dem Nekromanten, und Assaf

*) Um der Ueberschrift treuer zu bleiben, habe ich die gereimten Verse in reimlose übersetzt.

kommt nun auf den Gedanken, daß Sihrtschin Schuld sey an dem traumartigen Zustande und dem endlichen Verschwinden seiner geliebten Mehindanu; Lokman habe nur eine Andeutung gegeben und von einem Grabe gesprochen, worin das Herz schlage, und von einem Todtenhause, worin die Seele spreche. — Eine ähnliche dunkle Prophezeyung hat auch Agib von ihm erhalten über seine Geliebte, die Melida: er solle umherreisen, bis er einen Käfig finde mit einem Elephantendache. Auch wegen seines stummen Bruders Jussuf hofft Agib auf Salomo, und zu ihm ziehen sie deßhalb.

Der zweite Act besteht aus einer einzigen langen Scene, spielt in Salomo's Burg auf Zion Abends, und wird von dem Haushofmeister eröffnet, der den Marcolfus ausfragt wegen der angekommenen wunderlichen Gäste. Er erschrickt als der dazu kommende Nekromant ihn ersucht, eine frische Leiche, die der König zu einem Experimente gebrauche, herbeizuschaffen, versteht sich aber für hundert Goldstücke dazu, so daß Marcolfus meint, der Haushofmeister sey im Stande, um eine Leiche herbeizuschaffen, der Natur etwas nachzuhelfen, und, wenn Salomo verstehe die Welt umzuschaffen, so schaffe er sie doch nicht zu einer frommen um. — Hierauf ein Gespräch zwischen Salomo und Balkis, der Königin von Saba, einer hohen edeln Gestalt, die zu ihm gekommen ist, um das große Räthsel von ihm gelöst zu hören, unter welchem er „das allbelebende Wort, das das Leben mit dem Bilde in uns, das Wort des Wortes, das uns von jener Macht der Dunkelheit befreien soll, die die Zwietracht der Lüge in das Leben der Schöpfung gebracht hat," das Wort der Wahrheit versteht, das in des Ringes Inschrift enthalten, aber noch nicht ausgefunden und ausgesprochen sey; jede geistlose Macht müsse erst gebunden, jede Nacht der Lüge verschwunden, alles Häßliche vertilgt seyn, nicht eher sey der Sieg des Geistes der Wahrheit und Schönheit vollständig, der Tod sey noch nicht überwunden, und ohne dessen Vertilgung sey alle Weisheit nur ein Gaukelspiel; deßhalb wolle er selbst die Todten durch Sihrtschin befragen, im Fall diese mehr wüßten als die Lebendigen. Die Königin warnt ihn und gibt ihm als Talisman ein weißes Perlenband, das sie um den Hals trägt, dem zwar nicht göttliche Kraft beiwohne, aber das, sobald etwas Feindliches nahe, heilende Thränen weine.

Die sämmtliche männliche Schiffsgesellschaft des ersten Acts erscheint, der Nekromant in Fesseln, die ihm Simurg wegen seines unheilverkündenden Gesichts und wegen der von Agib und Assaf gegen ihn erhobenen Anklagen angelegt hat. Salomo läßt sie ihm abnehmen:

Mit Feuer prüf ich Gold, den Geist mit Worten.
Wie frei wir denken, müssen frei wir reden,
Wenn es die Wahrheit gilt. Löst ihm die Fesseln!
Er ist mein Gast wie du.

Der Nekromant preist des Königs Gerechtigkeit und übergibt ihm einen magischen Stab, der das gebundene Wort frei mache und selbst die stummen Zungen der Todten löse; was kein Vogel, kein Stern künde, das habe er mit Blut in die beiden schwarzen Bücher geschrieben, die er ihm zu Füßen legt. Simurg verwahrt Stab und Bücher in einem Eisenschrein unter dem Thron, verschließt den Schrein mit Wachs, und Salomo drückt seinen Siegelring darauf, so daß der Nekromant in dieser Verlegenheit den Typhon bei Seite zu Hülfe ruft. Salomo fordert ihn nun auf zu sprechen, und der Nekromant antwortet:

Selbst ohne Stab und Buch will ich beweisen
In dieser Nacht dir meine Kunst.
(Flüsternd.) Die Leiche
Soll ihre Glieder rühren, wenn ich's will,
Und tiefbedeutungsvolle Worte flüstern.
Die Seele, die zu ihrem Ursprung kehrt,
Kann uns des Lebens Lüg' und Wahrheit künden.

Auf Agibs Wunsch fordert der König den Nekromanten auf, dem stummen Jussuf die Sprache wiederzugeben, was Sihrtschin für etwas Geringes hält, das er durch den Ring bewirken wolle. Salomo antwortet:

Was er (der Ring) vermag, vermag er ohne dich —
Doch in des Lebens Arm selbst droht der Tod.

Er fordert deßhalb den Sänger Assaf auf, die Gewalt der Tonkunst an ihm zu versuchen. Jussuf stößt bei Assafs Harfenspiel und Gesang zuerst einen Seufzer aus, Salomo wird selbst gerührt und denkt an Sulamith. Als endlich Assaf in einen leidenschaftlichen Gesang ausbricht, und man von fern aus dem Frauengemach eine Stimme hört, ruft Jussuf, der darin seine geliebte Sagura erkennt, deren Namen; Agib und Balkis freuen sich; Lokman erwartet, nun werde die Prophezeyung der Sterne über Jussuf in Erfüllung gehen, Simurg aber glaubt:

Im Geist und Willen wohnt des Menschen Schicksal;
Schwingt Geist und Willen sich zur Freiheit auf,
So weicht Naturmacht gleich wie Schicksalsmacht.
Der Wille, unbeschwert von Leidenschaften,
Muß Tod und mächt'ges Gift bezwingen können.

Salomo fordert den Jussuf auf, den Gedanken auszusprechen, der bei dem Verlust der Sprache seine Seele gefesselt habe. Jussuf sagt:

Sagura, teuflische Sagura, dich,
Nur dich denk' ich, dich denk' ich ewiglich,
Und der Gedanke fesselt all mein Denken.

Salomo fragt, wer Sagura sey, und Assaf, auf den Nekromanten zeigend, klagt diesen an, daß er sowohl Jussufs Geliebte, Sagura, als auch die seinige, Mehindanu, bezaubert, und Natur, Leben und Tod in seiner Gewalt habe, und will den Sihrtschin tödten, wird aber durch Salomo daran verhindert:

Unsinniger, willst du mit Haß und Mord
Wahrheit und Recht beweisen. Fort von hier!

Der Nekromant benützt die Gelegenheit und macht insgeheim den verwiesenen und hinausstürzenden Sänger blind. Jussuf soll abermals sprechen; aber er weiß nur eins, daß der Ton der Stimme tief in sein Inneres gedrungen sey, die Geliebte müsse nahe seyn, fügt dann aber hinzu:

Der weise Lokman sagte Wahrheit mir —
Sieh, ich trank Gift, der Macht der Schlangen trotz' ich,
Ja, stärker war als aller Gifte Geist
Das Leben, das mit Liebesband die Fäden
Aller Gedanken band in eins zusammen.
Durch Flammen geh ich hienit unbeschädigt,
Dem Tode trotz' ich —

Lokman sagt, als ihn Salomo wegen des Giftes fragt, mit kalter Ruhe zu Jussufs entsetztem Bruder Agib:

Fürchte nicht!
Er konnte nicht die Leidenschaft vertilgen;
Mit ihr erst stiebt er. Wissenschaft erforschte,
Was Simurg angezweifelt. Proben machten
Mir an dem Schwärmer. Ihm enteilt das Schicksal
Gleich dem verwiesnen Sänger — eine Freundin.
Einseit'ges Leid raubt Aug' und Ohr der Seele.
Das wußten wir. Wer mit dem Geist vertraut wird
Der Wissenschaft, nur der betrachtet ruhig,
Was sich nicht ändern läßt. Der Wahrheit Stempel
Wird nur durch klugverständ'ge That gelöst.
Der Weis' erhebt sich über Volkes Meinung.
Der Wahrheit Ziel behält er fest im Auge,
Er fragt nicht nach des Einzelnen Verlust,
Der seiner Wissenschaft geopfert wird.
Für mich ist Alles Phänomen im Grunde,
Hell oder Dunkel, eins nur ist die Wahrheit.
Ich will dir frei bekennen, weiser Herr,
Für mich ist das Nothwendige nur gut;
Und wenn die ganze Welt vergehen wollte,
Nicht an die Sache, an den Grund nur denk' ich.
Was gilt unserer selbstgeschaffner Zustand?
Ich achte nur auf dessen Grund und Wesen.
Gehn muß man den Erfahrungsweg und langsam,
Bevor man das Nothwend'ge einsehn kann.
Bewußtheit, Klarheit, Herr, das ist die Sache;
Glückseligkeit, die findet doch hier Niemand. —

Salomo (ungeduldig).

Doch schadete das Gift ihm nicht?

Lokman.

So lange
Sein Sehnen dauert, kann das Gift nicht nahn
Der Lebenswurzel. Will er selbst denn mehr?
Er stirbt mit Lust, wenn er sein Mädchen sieht.

Salomo.

Ha, Lokman, Glück und Leben schaust du an
Mit Eifersucht.

Lokman.

Nur Gedankens Leben acht' ich.

(Fortsetzung folgt.)

Herostratus.

Von Auguste Barbier.

(Unter dieser antiken Maske beabsichtigte der Dichter die ehrsüchtige Mittelmäßigkeit zu geißeln, welche vor nichts erschrickt, selbst nicht vor dem Verbrechen, wenn es sich davon handelt, sich einen Ruf und Namen zu erwerben. All die bizarren, systematischen, unsittlichen Träumereien, all die zügellosen Productionen unsers Zeitalters, welche nach Ruhm oder vielmehr nach Skandal strebten mittelst des Seltsamen und Ungewöhnlichen, scheinen gebrandmarkt durch dieß treffende Symbol des epischen Brandstifters.)

Herostratus
(kommt, eine Fakel in der Hand, vor dem Tempel an. Es ist Nacht).

Drei Tage sind's, daß ich, stumm, mit des Schattens Schritte
Am Rand der lauten Fluth, in düsteren Waldes Mitte
Nachdenklich mich treib' um; die Unruh', die mich plagt,
Such' ich zu stillen, doch am Herzen fort sie nagt.
Ein unsichtbarer Gott macht immer ohn' Aufhören
Zurück mich zu dem Bau der kalten Göttin kehren,
Und in die Seele stets den schwarzen Wunsch er gießt:
Zu schau'n, wie ihn Vulkan mit wildem Arm umflicht.
Stets seh' den Tempel ich ob meinem Haupte prangen;
An seinem Giebel muß mein glühend Auge hangen;
Das harzerfüllte Holz, dampfend in meiner Hand,
Beleuchtet mir den Weg mit immer hellrem Brand.
O daß ich kommen nicht kann los von dem Gedanken!
Die Seel' umeingelt er gleich einer Schlange Ranken;
Er haftet daran fest mit einer Zähigkeit
Noch schlimmer als dereinst das giftbestrichne Kleid,
Das des Centauren Haß dem Herakles beschereet!
O Gift in meiner Brust! o Gift, das mich verzehret
Mehr als des Helden Leib, entflammt aus Götterblut,
Um auszulöschen ganz deine qualvolle Wuth.
Will ich ein neues Bett von Flammen dir bereiten;
Und dann vielleicht wirst du aus meiner Seele gleiten?
Was könnte hindern mich? Es ruhn in Schlafes Arm
Die Thiere wie der Mensch von ihrem Schmerz und Harm;
Auf Balsampfühlen ruht selbst des Olymps Geschlechte,
Und athmet ein den Mohn der flammenschwangren Nächte;
Noch lenket Luna nicht am luft'gen Himmelsplan,
Dem schimmernden, herauf ihr weißes Silbergespann;
Schweigen herrscht rings, als ob, wie's Land die Welle schliefe;
Und eins um mich her macht die Finsterniß, die tiefe,
Den hügeligen Grund, den Rasen, sammetweich,
Die Bäume — Alles schwarz wie Pluto's Höllenreich.
Am Himmel glänzt kein Stern, der auf mich niedersähe;
Kein Sterblicher ist in der Tempelpforten Nähe;
Und ich, gleichwie ein Gott, steh' da vor ihm allein,
Ihn mit dem Feuerbrand dem Untergang zu weihn.
Welch großer Augenblick! welch riesenhaftes Können!
Ich, dem ein schwaches Seyn strenge Gesetze gönnen,
Mit einer Kohle kann, mit meines Armes Ruck
Stürzen ein Wunderwerk, ich, eines Landes Schmuck,

Die Götter wecken auf wie mit des Donners Brüllen,
Bis in das tiefste Herz mit Angst die Erd' erfüllen,
Und in die Ewigkeit, wie einen Säulenstein,
Schlag' meinen Namen ich mit ehrnen Nägeln ein!
Und fürchten sollt' ich, wie? des Menschenpöbels Toben,
Der blinden Völker Stimm', zu wildem Schrei'n erhoben,
Trugvoller Priester Fluch und all die Zornempörung,
Die eitle, die verfolgt die Helden der Zerstörung...
Das sind Trugbilder nur, die auf wie Dämpfe steigen:
Aufhalten können sie die Seele nur des Feigen;
Die meine ist zu stark; ihr Schrecknisse gut' Nacht,
Mit welchen fort und fort der Tod mir bange macht!
Geworfen ist das Loos; ich bin zum Opfer fertig!
Erwacht, o Winde, jetzt' zu meinem Dienst gewärtig,
Mit eurem Flügel schürt rasch den heißgier'gen Brand:
Denn dieser Fichtenzweig, welcher sein Harzgewand
Langsam verzehrt, so lang' ihn hält mein schwanker Finger,
Stürzt wie der Adler sich, des Götterstrahles Bringer,
Mit Krallen, die ganz Licht, mit feur'gem Schnabel, kühn
Sich auf den Tempel und macht ihn in Flammen glühn.

(In dem Augenblick wo er die ersten Stufen des Tempels ersteigt, kommen drei Frauengestalten verabschiedet und machen ihn zurückweichen.)

Doch, Götter! was seh' ich! sind es nicht drei Statuen,
Die aus dem Heiligthum sich schicken an zu fliehen,
Ihr ragend Fußgestell verlassend, ahnungsvoll,
Damit verschlungen nicht sie das Verderben soll.

Die Frömmigkeit.

Es ist noch Zeit, o junger, kecker Freviler'
Hinauf nicht steige! bleibe stehn!
Weit weg von dir wirf die Mordbrennerfackel,
Laß ihre Gluth den Wind verwehn!
Der Frevel, welcher noch, schwarz wie der Nächte Vogel,
Um deine Stirn' schwebt, geisterbleich,
Kann unbeschrien in seine finstre Heimath
Noch kehren, in der Hölle Reich.
Halt ein, halt ein! noch ist es Zeit, Ruchloser!
Erspar' es einer Stadt, zu schau'n
Morgen, bevor der Tag anbricht, ob bangem Haupte,
Die Morgenröthe blutig grau'n!
O mach' nicht, daß darin mit ehernen Sandalen
Die Angst auf ihrer wilden Flucht
Umhertobt! daß das Volk nicht morgen, irren Auges,
Vergeblich seinen Tempel sucht!
Oh! eine Oede wird die Stadt, beraubt der Tempel,
Zur Wüste, häßlich, unwirthbar;
Und nichts Elenderes gibt's als ein Volk, das leben
Muß ohne Götter und Altar.

Herostratus.

O Weib' es ist zu spät der Flamme noch zu wehren!
Den Himmel fühl' ich sich von meiner Seele kehren,
Und denken kann mein Geist mehr etwas Andres nicht,
Als wie er eine Bahn sich in die Zukunft bricht.

Die Schönheit.

O wenn mit ihrer heil'gen Bitte
Die ernste Frömmigkeit dein Herz nicht rühren kann,
O wenn der Ehrfurcht Ruf, die Stimme heil'ger Sitte
An deinem steinernen Gemüth prallt fruchtlos an;
Die Schönheit doch, das Kind der Harmonie, erhöre!
O, dieß ihr Lieblingswerk verschone,
Weiches die Trägerin der Liebreizzone,
Venus sah schützend an aus ihrer goldnen Sphäre!
O Gnade für die Zierden dieser Orte!
Gnade für sie, dir aus dem Plan,
Aus jeder Marmorsäul', aus jeder stillen Pforte
Des schönen Tempels Jeden athmet an!
Die Fackel, welche zischt in deinen Händen, habe
Achtung vor dieser Formen Pracht!
Das goldne Giebeldach, der Säulen Glanz begrabe
Vulkan nicht in gefräß'ger Nacht!
Wahnsinniger! bestehst du drauf ihn zu verderben,
Werd' ich zugleich mit ihm auch sterben,
Wie in der Luft erstirbt der leichte Ton,'
Der Leyer zärtlich süßer Sohn,
Wenn eine frevle Hand zerschlagen
Die Mutter, die ihn hat in ihrem Schooß getragen.

Herostratus.

Dem Steuermann gleich' ich in hoehen Sturmes Nöthen;
Gefühllos ist mein Herz, und um mein Haupt zu retten,
Stieß ich die herrlichsten Gestalten, um mich her
Sich sammelnd, mit dem Fuß hinab ins wilde Meer.

Mnemosyne.

Mnemosyne, die große, nenn' ich mich;
Der Götter Herrscher kor mich zur Geliebten sich;
Mutter der neun Phöbusbegleiterinnen,
In meiner mächt'gen Brust bewahre ich
Das große und das frevele Beginnen.
Unsinn'ger, den die Sünde lockt,
Deinem Verbrechen rennst verstockt
Du zu, der Schande, der Entehrung;
In deinem Herzen tobt der Höll' Empörung;
So deines frechen Geists Bild wird in rothen, grellen
Lichtern sich spiegeln in der fernsten Zeiten Wellen.
Bei deines Namens Nennung schon
Werden die Völker sich das Haupt verhüllen,
Wie wenn Kometen sie mit Angst und Grau'n erfüllen,
Wir bei der traurigsten Geschicke Unglückston;
Bei allen Trümmern wird man deinen Namen schrei'n,
Der Pest, des Hungers Echo wird er seyn,
Des menschlichen Geschlechts Entsetzen,
Geschrei im Mund, die Peitsche in der Hand,
Werden dich Fluch und Hohn und wer damit verwandt,
Durch die Jahrhunderte, von Land zu Land,
Dich ohne Rast und Ende hetzen.

Herostratus.

Nun denn, o Göttin! sey's! Mit großer Frevler Namen
Möge den meinigen man nennen stets zusammen!
Verweisen mag man mich zu der geschmähten Schaar
Von solchen, deren Werk Verwüstung, Raubgier war!
Ich lebe, das genügt! des Tods, des nimmersatten,
Hand zieht mich doch nicht ganz in der Vernichtung Schatten:
Etwas von mir besteht in sichrer Furchtbarkeit
Unter den Menschen fort bis in die fernste Zeit;
Du sprachst's, o Göttin, aus! Wohlan, ihr leichten Schatten,
Wie Wolken, die sich vor der Sonn' gelageet hatten,
Und welche schmelzen vor des Morgens goldner Fluth,
Vor'm Triumphatoreszweig flieht, vor der Fackel Gluth!
Und du, gefräß'ger Tod, deß Hunger immer brennt,
Du unbarmherz'ger Leu, der keine Ruhe kennt;
Um den Gehetzten jag' in Sätzen nicht mehr her,
Mit deinem Wuthgebrüll verfolge mich nicht mehr!
Sieh, dich zu sühnen, hier ein Opfer, ungeheuer,
Wogegen dämlich, klein erscheint jedwede Steuer,
Die jemals Jupiter und aller Götter Schaar
Von Sterblichen ward dargebracht auf dem Altar.
Was ich, o grausee Gott, jetzt weihe deinem Zorne,
Ist mehr als zehnmal zehn, Stiere mit goldnem Horne!
Mehr ist als Stücke Fleisch und mehr als Menschenblut,
Was ich verzehren will mit meiner Fackel Gluth;
Ein prächtigee Tempel ist mit allen seinen Schätzen,
Ist einer Göttin Thron, ihr Ruhm und ihr Ergötzen,
Das wundervolle Werk der Menschen und der Zeit,
Gefäße reich an Gold, Altäee altgeweiht,
Der Säulen stolze Reihn, die ehrnen Capitäle —
Das sind die Opfee, draus ich Hekatomben wähle;
Nimm gnädig sie, o Tod! und nimmee drohe mir
Das alte Nichts mit des weltoffnen Rachens Gier!
(Die drei Frauengestalten verschwinden und er tritt in den Tempel.)

Die Geister des Feuers.

Kinder des Phlegethon, vertraut den Höllenpfoeten,
Auf Windes Flügeln eilt und fliegee zu den Orten,
Wo uns der Mensch ein herrlich Fest,
Ein ungeheures Mahl der Luft genießen läßt.

Die Winde.

Rollt eure Knäuel auf, ihr feue'gen, wilden Drachen,
Mit unsrem Heulen stehn und Pfeifen wie euch bei!
Den Tempel zu umringeln steht euch frei!
Weit öffnet eure Höllenrachen!

Die Telchinen.

Unter der Erde Wucht, kommt, wühlen wir ihr Brüdee!
Der Mensch macht gut, was er uns leid that, endlich wiedee.

Herostratus

(tritt aus dem Tempel und lehnt sich, nachdem er herabgestiegen, an einen Baum, dem Tempel gegenüber).

Gethan hat's meine Hand! vollbracht ist's, wie beschlossen;
Im ganzen Bau schon tobt die Flamme, eingeschlossen,
Sie brüllt, und rast und bald wohl himmelan sie dringt,
Und zu der Götter Haus die Feuergarben schwingt.
Ah! leichtee wird mein Herz; ich lebe, athme wieder,
So wie ein Mensch, umrauscht von des Wahnsinns Gefieder,
Dem jetzt ein Augenblick der Ruhe kommt zu gut.
Mir ist, als ob mit Eins den Ueberfluß von Blut
Die Adern ausgeströmt, erleichternd sich, in Strahlen.
Oh! was auch sey mein Loos, die Seel' ist los der Qualen!
An diesem Ilion, hab', wie Ajax, ich, entzückt,
Ein prächtig Leichentuch, das meinen Namen schmückt.

Alciphron.

(Schluß.)

Der fünfte Brief ist von dem Oberpriester von Memphis, Orkus, an seinen Freund Decius.

Feen' dich, mein Feund! das jugendliche Haupt
Der Sekte, die Jeden verhöhnt, der glaubt,
Und, gottlos, aus der Gegenwart sich macht
Den einzgen Himmel, ist in unsere Macht.
Die freche Schule! keine Waffe drang,
Seit aeger Spott mit Priesterglauben rang,
So tief ein als der Wuefpfeil, den sie schwingen,
Der spitze Stachel unter Blumenschlingen.
Oh! ein Triumph wär' es für dieses Herz,
Säß wir dee deine, wenn an deines Pferds
Knie schäumet der erschlagnen Christen Blut,
In blindem Glauben seinen Uebermuth
Zu sangen, daß dee tiefgebeugte Spötter
Anbetete Aegyptens schlecht'ste Götter!

Wie? meinen diese Weisen; zu der Luft
Der Welt sey ihnen nur der Weg bewußt?
Nur sie, so stolz auf ihren Cult der Sinnen,
Wissen die Gunst des Mädchens zu gewinnen,
Und keinen Ort hab' die Religion
In ihrem Reich für süßee Liebe Lohn?
Wüßten die Theren, welche Würze leiht
Des Himmels Zusatz ird'scher Seligkeit;
Wie frommer Maske Farben schmücken tüchtig
Den lachenden Genuß, noch bald durchsichtig.
Und wie der Priester, Herr zwei reicher Welten,
Verfehlt das Ziel von seinen Wünschen selten,
Würden sie nicht, o Decius, alter Freund!
Mit uns durch jenen innigen Bund vereint
Von Schwert und von Altar, — für unsres geben
Gar gern ihr Wissen, Glauben, Trachten, Streben?
Würden sie nicht die Luft am hellen Tage,
Die plumpe, beim lauttauschenden Gelage,
Die, Blumen gleich, wenn sie der Lenzes satt,
Von allzu vieler Sonnengluth wird matt,
Hingeben für die Liebe unterm Schleier,
Die winkt im Schatten stiller Tempelfeiee?

Der Briefsteller rühmt dann noch weiter den Vorzug ihrer Lehre und Genußweise vor der der Philosophen. Er macht sich lustig darüber, daß man ihnen zutrauen könne, an die monströsen Gottheiten zu glauben, welche sie äußerlich anbeten, an die Thiere aller Art, Hunde, Katzen, Eulen und Affen. Er gesteht, daß ihn oft die tiefste Scham und der bitterste Ingrimm erfasse, wenn er immer tiefer in den Schlamm und Koth der Heuchelei und des Aberglaubens sich versenken müsse, und wenn er die Schaaren der getäuschten, betrogenen Thoren vor sich knien sehe. Aber unerträglich sey es, daß Spötter sich erfrechen, das lacherlich zu machen und zu bedrohen, was aufrecht zu erhalten er Wahrheit, Stolz und Freiheit opfere. Und nicht einmal die Christen, die nach jedem Schlag immer wieder sich aufrichten, seyen so gefährliche Gegner, als jene leichtsinnige Secte mit ihrem Witz. Er erzählt dann, wie man dem jungen Griechen, welcher sich in das Heiligthum gewagt, jene trügerischen Proben bereitet habe, durch deren Gaukelspiel schon so Mancher betrogen worden — und jetzt taumle der junge Eingeweihte im seligsten Rausche umher; die Weisesten selbst und die Kühnsten schauern und krümmen sich vor einem Gespenst hinter einen Schleier. Er hoffe ihn noch ganz und gar zu betäuben, wie einen Falken zur Beize, und wenn ihm dieß nicht gelinge, so solle man sagen: der alte Geist ägyptischer Priesterschlauheit sey entflohen mit jenem Schlangengott, den das Kreuz in die thebäische Wüste verjagt habe. —

So selten nur geschieht es, daß einer der noch übrigen Koryphäen der neuesten poetischen Aera Englands sich vernehmen läßt, daß man es wohl gerechtfertigt finden wird, wenn wir Moore's neuestes Product ausführlicher behandeln. In der That aber scheint es uns mehr durch den Namen des Verfassers als durch seinen innern Werth Aufmerksamkeit zu verdienen; Alciphron ist eher eine Studie und ein Exercitium, als ein vollendetes, poetisches Erzeugniß. Anerkannt, und mit Bewunderung anerkannt wurde jederzeit das ausgezeichnete Talent Moore's, in seinen Dichtungen historische und locale Elemente, Züge, Erinnerungen aller Art zu benützen und aufs kunstvollste, oft mit dem größten Effect, seinen Poesien bald ein griechisches, bald ein orientalisches Gewand zu leihen, ja bis auf einen gewissen Grad den griechischen und orientalischen Geist wieder zu geben; und gewiß wird Niemand bedauern, daß er seine prächtigen orientalischen Anschauungen, die Blumen, Edelsteine, Federn u. s. w., die seine Seele von großen Reisen und aus vielseitigen Studien gesammelt und mitgebracht hatte, in einem so reizenden Ganzen vereinigte, wie seine Lallah Rookh ist; aber die Erzählungen des genannten Buchs sprechen doch auch alle mehr oder weniger das Gemüth an, und sind noch etwas, selbst nachdem man sie des prunkenden, fremdländischen Gewandes entkleidet. Dieß, glauben wir, läßt sich von Alciphron nicht sagen. Was die Composition betrifft, so scheint uns Alciphron ein Fragment zu seyn, welches der Dichter zu vollenden keine Neigung mehr in sich fühlte. Und man hat das Recht zu fragen: ist das Ganze wirklich geschwangert von einer Idee, welche ein befriedigendes Resultat erwarten läßt? Im Anfang meint man wohl, Alciphron sey ein Mann, in dessen Seele edlere Kräfte verborgen liegen, die sich unter günstigen Einflüssen entwickeln konnten; aber nachher erkennt man in ihm den blasirten Genußmenschen, und aus diesem läßt sich schwerlich noch etwas machen. Das Gedicht wird, unsers Erachtens, im Verlauf immer schwacher, immer äußerlicher und melodramatischer. Wollte man durchaus eine tiefere Idee ihm unterlegen, denn darin zu finden dürfte sie schwerlich seyn, so wäre es etwa die: in einer Epoche der Welt, wo die zügellosesten Genußsucht und die frevelhaftesten, mit dem Heiligen spielende Heuchelei die Geister beherrschten, mußte eine neue Lehre, ein Trost und eine Erhebung der tiefgesunkenen Menschheit den Sieg über jene Faulniß davontragen. Man kann dieß angedeutet finden, aber klar ausgesprochen ist es nirgends, und wie die Geschichte Alciphrons auf eine Mystification des nach einem heiligen Geheimniß Suchenden hinauslänft, so ist das ganze Gedicht selbst eine Art Mystification für den Leser, der durch den Anfang sich zu größern Erwartungen berechtigt glaubt, und dann nur durch alle jene Gänge und Hallen und Wasser- und Feuerproben und Treppen u. s. w. mitgeschleppt wird, um zu finden, daß ein heuchlerischer Priester einen unglaubigen Wollüstling überlistet. Die Stimmung des letztern, wie er sich mitten in Genüssen unbefriedigt fühlt, wie er von Ahnungen eines höhern und reinern Glücks beschlichen wird, wie der unsterbliche Geist von dem Staub und Schlamm sich aufzuschwingen strebt, das Alles ist von Moore mit gewohnter Meisterschaft geschildert; der erste Brief ist ohne Zweifel der schönste und poetischste. Dann aber wächst dem Dichter die Masse des Stoffs, der Schilderungen der Natur- und Kunstwunder Aegyptens, der religiösen Gebräuche und Feierlichkeiten, so zu sagen über den Kopf, und nur noch einigemale erhebt er sich zu einer wirklich geistigen Poesie. Die Auflösung endlich durch den Priester von Memphis ist unerquicklich, ja widerlich; weder für den Betrogenen, noch für den Betrüger wird im Gemüth des Lesers ein lebhafteres Interesse geweckt, und über das Mädchen, das den Alciphron in die Pyramide lockt, wird kein weiterer Aufschluß gegeben; es ist dieß ein, nach unserm Dafürhalten, verwerflicher, aber freilich sehr bequemer Gebrauch, den man vom Geheimnißvollen, Mysteriösen macht.

Daß viele einzelne Schilderungen, Bilder, Vergleichungen trefflich sind, so wie die Sprache ausgezeichnet schön und kunstvoll, versteht sich bei Th. Moore von selbst. Weit lieber aber als auf diesem Gebiet würden wir ihm wieder auf dem des Nationallieds begegnen.

Berichtigung.

Die kleinrussischen Volkslieder, in Nro. 102 des Jahrgangs 1839 dieser Blätter, sind mitgetheilt von August Mettlerkamp in Charkow, was hiemit berichtigend erklärt wird.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 43.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

12 April 1840.

Carlo Varese.

Nach Ignazio Cantù.

Nicht rascher noch vollständiger erfolgen in der Bühnenwelt die Verwandlungen der Costume und der Decorationen auf das gegebene Zeichen, als in der literarischen Welt Italiens die ganze Scenerie gewechselt hat, sobald nur die ersten Romane Walter Scotts bei uns in Umlauf gekommen. Besonders allgemein und durchgreifend aber war die Veränderung, welche mit unserem weiblichen Personal vorging: hocherfreut, die Muse der Geschichte, welche bis dahin wie in vornehmkalter Absonderung den munteren Kreisen dieses lebenslustigen Völkchens fast ganz fremd geblieben war, plötzlich so anspruchslos, leutselig und unwiderstehlich herzgewinnend mitten unter sich zu erblicken, überließen sich diese von solchen Gefühlen ganz Hingerissenen mit rückhaltsloser Hingebung der so entzückenden neuen Bekanntschaft, so daß dieselbe, gar bald in den Prunkgemächern gleichmäßig, wie im bescheidenen Kämmerchen einheimisch geworden, dem beneidenswerthen Schotten ein unbedingtes Passe-par-tout erwirkte. Und er war dieses gränzenlosen Vertrauens würdig: Segen in Fülle bezeichnete die heilbringenden Spuren seiner Einkehr! Vor so viel hoher makelloser Reinheit erröthend, mußten mit ihren erlogenen Gefühlen die Aftermusen, deren schmachwürdiges Bestreben lediglich auf Störung der klaren ruhigen Gemüther, auf Entzündung und Aufregung der unbefangenen, argwohnlosen und eben deßhalb nur um so leichter irrezuführenden Einbildungskraft gerichtet — fliehen, noch ehe der strafenden Geißel gerechte Streiche aus dem Tempel des Geschmacks und des Ruhmes, welchen jene voll anmaßlichen Hochmuthes nur allzulange schon innegehabt, sie verjagten. Ihre Plätze erfüllten nun, herrlich an Farbe, Frische und Fülle, Gestalten, welche bisher kaum in matten, unsichern Umrissen sichtbar gewesen waren: lebend, nicht bloß dem Namen nach, erschienen da neben der jungfränlichen aber liebearmen Herrscherin die genußsüchtige und doch heißgeliebte Schwester, der königliche Alfred, der ritterliche Löwenherz und die Templer sammt allen den Helden und ihren Großthaten in jener zauberhaft glänzend heraufbeschworenen Vorzeit. Die Geschichte wurde heimisch bei uns.

Warum aber mußte doch zugleich eben diese schöpferische Zauberkraft des großen Unbekannten mit den Schicksalen des fernen Schottlands und Englands, mit den Hochgebirgen und Gestaden des Tay und Lomoed die Räume ausschließlich erfüllen, welche eigentlich nur den heiligen Trümmern der vaterländischen Staaten und Paläste, den heimischen Alpen, dem Tiber und dem Trasimen gebührten? Dieß war jedoch lediglich die Folge davon, daß unsere gemüthlichen, wie unsere geistreichen Mitbürger, welche für das italienische Vaterland wohl werden konnten, was der Schotte für das seinige geworden, gleich sehr in der falschen Scham erröthenten: Schranken zu betreten, in denen freilich nur wenig Ruhm zu erringen war, wenn sie sich Männern anschließen wollten, wie Bondi, Malozzi, Abbatechiari und alle dergleichen, kläglichen Andenkens, gewesen, welche durch ihre traurigen Irr- und Streifzüge das Gefilde der Literatur verheert und gebrandschatzt, zur abschreckenden Wüste voll Unkrauts verkehrt hatten. Das Verdienst nun: mit kundiger Hand, endloser Geduld und unerschöpfter Kraft aus dem verpesteten öden Sumpf- und Moderboden ein blüthenduftendes fruchtprangendes Gartenland geschaffen zu haben — dieß unschätzbare Verdienst blieb unserem Alessandro Manzoni vorbehalten: er wurde Italiens Walter Scott, ohne des Schotten Nachtreter, ohne dessen Sklav zu seyn. Denn, wem spränge nicht, geht er von einem Scottischen Roman zu den „Verlobten" über, der Unterschied, welcher die Verfasser beider Werke von einander trennt, sofort in die Augen? Wer möchte da die Verschiedenheit in Denk- und Darstellungsweise, in Färbung, Zweck, Wirkungen (wenn schon diese bei beiden aus denselben Ursachen hervorgegangen) verkennen? Wer sähe da nicht zweierlei Himmel, Natur, Sonne, Licht?

Kaum erschienen die Verlobten, so war flugs auch schon ein ganzer Schwarm von Nachahmern bei der Hand, von denen

jedoch leider nur sehr wenige dem Vorbilde einige Ehre machten: ein Cardinal von Mailand, welcher, mitten unter den tobenden Auftritten eines Zeitalters voll abergläubischer und übermüthiger Schamlosigkeit, als ein Hort der Gerechtigkeit, ein Schirm der Bedrückten, ein leitender Hirt der vom Pfade der Tugend Abgeirrten oder Verschlagenen sich bewährte — ein armer Capuciner, welcher die jugendliche Kühnheit im Kloster büßt, indem er Gebet und Wohlthaten zu seinem einzigen Lebenszwecke macht, welcher seine Donnerworte in die Ohren der Gewaltigen und Machthaber schmettert, und freudige Hoffnung den Kummer- und Leidenvollen stärkend einflößt, welcher, nachdem er im Irrthume befangen gewesen, mitten unter den Jammerauftritten einer wüthenden Seuche, als ein Engel des Trostes beweint, scheidet... Wo erscheint uns bei den Nachahmern Manzoni's jemals ein Federigo, wo ein Cristoforo? Wer unter uns hat noch, wie Manzoni, die Menschheit vom erhabensten Standpunkt aus beobachtet — wer noch, wie er, das Bedürfniß seines Volkes erkannt, wie er, die Sitten, Gefühle, Tugenden und Verbrechen der Mitgeschöpfe beurtheilt und mit dem Worte des Glaubens die Klagen des armen Bedrängten beruhigt, wie er?

Manche aber von den Nachahmern „der Verlobten," reichten sie auch nicht an deren Höhe hinauf, erweiterten doch mindestens die Geschichtkenntniß und zeigten ihr Jahrhundert in dessen mannichfachen Ansichten: durch Darlegung seiner Meinungen, Gewohnheiten, Sitten und alles dessen, was die eigentliche Physiognomie der italienischen Geschichte bildet. So wurden Karl VIII Zug, die Schlacht von Pavia, der Visconti Herrschaft, die Anmaßlichkeiten der kleinen Machthaber des siebenzehnten Jahrhunderts und viele der Menge bis dahin ganz und gar nicht, oder nur mangelhaft bekannte große Begebenheiten derselben vertraut und geläufig.

Nicht unnatürlich kann nun die Frage erscheinen: ob der geschichtliche Roman, als ein offenbarer Verstoß gegen die Wahrheit, als eine abgeschmackte Vereinbarung des Wahren und Falschen — etwa verworfen werden müsse? Und wenn auch die Verurtheilung des Romans einen Augenblick als weise erschiene, sollten dann die Triumphe eines Scott, Goethe, (?) Cooper, Irving und Manzoni zu seiner Freisprechung nicht genügen? Sollte dann selbst das unbestrittene Verdienst, welches er durch Erweiterung der Bekanntschaft mit der Geschichte sich erwirbt, indem er diese einladend und angenehm darstellt, zu seiner völligen Reinigung wirklich nicht ausreichen? Werri hat den Zeitabschnitt von 1600 für einen ungeschichtlichen erklärt; und dieser Ausspruch ist bis zum Jahre 1827 frommgläubig angenommen geblieben, damals aber, durch das Erscheinen der Verlobten, welche jenem Jahrhunderte seine hohe Bedeutung vindicirten, als falsch und ungerecht erwiesen worden. Einem geschichtlichen Roman verdanken wir mithin des Volkes Bekanntschaft mit dem Cardinal Federigo, desselben Kenntniß von der Empörung Mailands und von der fürchterlichsten aller Seuchen, so wie die Berichtigung mancher gar ungereimter Vorstellungen vom Müssiggange der Capuciner, die Erkenntniß der beklagenswerthen Regierungsweise jener Zeiten und somit auch die Fähigkeit zu besserer Würdigung unserer gegenwärtigen ruhigen und sichern Verfassung. Nun hat man sich aber auch nicht mit den Kenntnissen begnügt, welche man aus den Verlobten gezogen, sondern es sind andere Schriftsteller aufgetreten, um das Wahre vom Falschen zu sichten, den Körper von der Hülle zu trennen; und so ist die antichristliche Zeit Verri's sonder Zweifel eine der wichtigsten und bekanntesten für die Italiener geworden.

Warum also sollten wir uns über etwas schon an sich so Vortheilhaftes beschweren? Beklagen wir vielmehr die Mittelmäßigkeit, welche ihr Hochmuth in die Bahnen von Riesengeistern stachelt, von denen sie doch nichts erreicht, als höchstens etwa... deren Fehler! Beklagen wir ebenso den Haufen widriger Romane, deren Ton kindisch, deren Schilderung zerstückelt, deren Sprache nachlässig hingeworfen, deren Verwicklung bald unzusammenhängend, bald unwahrscheinlich übertrieben, und deren Tendenz endlich ebenso finster als unsittlich ist!

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen kommen wir nun insbesondere auf Carlo Varese, welchen wir nach der Reihenfolge des Erscheinens seiner Werke in seiner literarischen Laufbahn Schritt vor Schritt begleiten wollen. Mit Vergnügen werden wir sehen, wie er das weite Gefilde der Phantasie ungebunden durchstreift, um eine schönere und minder vergängliche Palme im Felde der Gelehrsamkeit davon zu tragen. Denn fürwahr, die so eben erst erschienen „Geschichte der Republik Genua," bezeugt für ihren Verfasser den ganzen Umfang von Kenntnissen und die treffliche Ausrüstung mit allen den andern Gaben, deren ein wackerer Kämpe in den Schranken der Geschichtschreibung nimmer entrathen kann!

Carlo Varese ist im Jahre 1792 zu Tortona in Piemont geboren, wo sein Vater Vincenzo mit seiner würdigen Gattin Maria Antonia Schiavi, zwar als geachteter Kaufmann, aber doch in einem nur sehr bescheidenen Wohlstande lebte. Wie schwer mußte es dem Vater daher werden, als der kleine Carlo schon bei den ersten Anfangsgründen auf der Schule seiner Vaterstadt eine unverkennbar außerordentliche Anlage und Fassungskraft zeigte, den Entschluß auszuführen, den Sohn, anstatt der ursprünglich ihm vorgesteckten untergeordneteren, einer glänzenderen Laufbahn zuzuführen. — Wie erfreulich aber auch kam es da den unzureichenden Mitteln dieses guten Willens zu statten, daß der Sohn glücklich genug war, eine Freistelle im Lyceo zu Alessandria, welches indeß bald darauf nach Casale verlegt wurde, zu erhalten.

Carlo zählte 11 Jahre; da traf ihn die Bitterkeit, alles verlassen zu müssen, was uns das Liebste und Theuerste ist: das elterliche Haus, die Spielgenossen und die Heimath;

Die allehrwürd'ge Stadt, ihr Greisenhaar,
Umschlungen von der Consulbinde, badend
Im Wogendrang, der nun an Trümmer schlägt,
An öde düstre Trümmer ihrer Größe!...
Auch du bewahr' ihm Liebe, der mit Ruhm
Manch' Blatt beschrieben der Geschichte — dee,
Wie sie der Ehre fleckenlofer Thron war,
Und starken Heldenmuthes, noch gedenkt,

Von Undank ferne, Mailand! Aber, wie sie,
Noch heut'gen Tags unedel nicht, geblieb't,
Erles'ne Söhne, künden dir die Verse
Von ihm, der, voll erhabner Poesie,
Als hielt' er zornig Ird'sches zu gering,
Den Sang gewagt vom Hauptplaneten-Paare,
Das kündet dir manch' fleißerfülltes Blatt
Von ihm, der seines Vaterlandes Schicksal
Mit Meisterhand und nimmer knechtisch schrieb.

Schmerzliche Trennung, welche vielleicht Jeder von uns einmal erfahren mußte, oder erfahren muß, und welche eine unauslöschliche Erinnerung in unserer Seele zurück läßt! — Nichtsdestoweniger jedoch belebte die Liebe zu den Studien die Einsamkeit des armen aus der Heimath Verschlagenen, und ließ mitten zwischen den Dornen seines Lebens, im Collegium auch manche Rosen für ihn sprießen. Leider indeß übte die unglückliche Richtung, welche Piemonts damalige Schuldisciplinen überhaupt genommen hatten, ihren Einfluß auch auf den jungen Carlo: sie ließ ihn die classischen Italiener gänzlich vergessen und einzig den französischen Mustern, die ihm geboten wurden, nachstreben. Sicher hat dieß Mißgeschick es bewirkt, daß er auf seiner Studienbahn, wie wir später sehen werden, aus Mangel eines glänzenden und entschiedenen Styles weit entfernt dem Ziele geblieben ist, zu welchem seine so lebendige und fruchtbare Einbildungskraft ihn sonst gewiß geführt haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Neuere dänische Literatur.

(Fortsetzung.)

Als er darauf hinzugesetzt, daß Simurg Agibs Geliebte dem Schicksal zum Trotz weggeführt habe, will Agib den Simurg tödten, wird von dem König zurückgehalten, und als er diesen warnt, von dem Nekromanten heimlich sprachlos gemacht und von Salomo gleichfalls weggewiesen. Simurg erklärt sich über die Anklage. Bloß weil Lokman gesagt habe, die Sterne hätten Melida's Schicksal bestimmt, habe er sie am Hochzeittage entführt, um zu sehen, ob er als Gegner des Glaubens an Schicksalsnothwendigkeit, oder Lokman Recht behalten werde.

Mit Lokman hab' ich manchmal um den Grund
Im Zwange der Nothwendigkeit gestritten,
Nur ein Versuch wie dieser kann uns zeigen,
Ob Geist wir oder Schicksal rühmen sollen
Nur das, was Glück genannt wird.

Salomo nimmt ein Aergerniß an dem Verfahren dieser Philosophen.

Ihr spielt
Mit Menschenseelen, eure Wissenschafts-
Begier zu löschen. Ha, herzlose, kalte,
Ihr selbst Dämonen gleich und Zauberern.
Fluch eurer Wissenschaft! Hinweg mit euch!
Doch erst erklärt mir euer Gaukelspiel
Mit diesem Stummen, der gesprochen hat.
Wärd er ein Opfer eures Meinungskrieges
Uns eures Giftes?

Simurg verhält sich beschämt; Lokman antwortet ruhig:

Er bestand die Probe,
Uns überzeugend, daß der Geist besiegt
Den Tod selbst, unterstützt ihn Leidenschaft.

Eine solche Erfahrung sey Goldes werth, ja wohl mehr werth als das Leben eines Schwärmers, der sich ja aus dem Tode nichts mache, der das Gift freiwillig getrunken und sich drei Schlangen an die Brust gesetzt habe. Nur das Wiedersehn und die Umarmung der Geliebten werde ihn tödten. Jussuf betheuert denn auch, daß ihm Sagura mehr gelte als das Leben. Bald darauf läßt Sagura einen neuen Ruf hören; ja sie erscheint, die Liebenden erblicken einander, eilen auf einander zu und — stürzen in der Umarmung todt zu Boden. Balkis preist sie eines solchen Todes wegen glücklich; aber Salomo erklärt, daß er den Tod hasse, auch in dem Gewande der Liebe und Schönheit und fordert den Nekromanten auf, die Todten zu erwecken. Dieser versteht sich auch dazu es zu thun, aber nur in verschwiegener Nacht, wo sie dann sprechen und Salomo ihre innersten Gedanken hören werde. Die Macht der Leidenschaft binde sie zwar durch Sympathie zusammen, und

Mit Liebenden hat's Schwierigkeit am meisten,
Doch kann man sie auch zwingen.

Balkis thut aber Einspruch und bittet, die Liebenden in Frieden zu lassen, worauf Salomo von seinem Vorhaben absteht. Da tritt der Haushofmeister mit der versprochenen Leiche herein, und nun nimmt der Nekromant seine Beschwörung vor, obgleich die Uebrigen, auch die beiden Philosophen, zurückgetreten sind und den König gewarnt haben. Der Todte rührt sich, Salomo bezwingt sein Grauen, und hält sein Ohr der flüsternden Leiche hin, erbleicht aber vor dem Wort des Räthsels, und als ihn der Nekromant frägt, was er mehr wolle? antwortet er: „deinen Untergang, Dämon! ruft die beiden Gelehrten und die Königin Balkis, sagt ihnen, daß die Antwort des Todten gelautet habe „Nichts," verdammt aber zugleich den Nekromanten als einen Lügenpropheten zum Sklavendienst am Tempelbau. Die mit Stummheit und Blindheit geschlagenen Propheten und Balkis will er durch seinen Siegelring heilen: da läßt sich eine Stimme hören, und Mehindanu erscheint in Sulamiths Gestalt. Sie singt, und schwebt in den Hintergrund zurück, Salomo stürzt ihr mit ausgebreiteten Armen nach, und Sihrtschin, der dem König zugerufen hat:

Zurück rief meine Kunst dir ihre Seele,
Sieh nun, ob ich dich täuschte!

Schließt den Act mit den Worten:

Triumph, du siegst, o Kunst! — Nun muß er fallen.
Euch Aller lach' ich, o ihr blinden Weisen!

Im Anfang des dritten Actes finden wir den König im Schlafgemache, in der Hand das Schlangenbild des Typhon, das Haupt im Schooße Mehindanu's ruhend, die diesen durch sie

dem Könige und sich selbst gespielten Betrug bereut, indem sie ihm die Gestalt Sulamiths vorgespielt hat, selbst aber den Assaf liebt. Der plötzlich erscheinende Nekromant befiehlt ihr dem Könige den Ring zu nehmen und an ihn auszuliefern. Sie weigert sich, aber in Gefahr, von neuem erdolcht zu werden, erfüllt sie seinen Wunsch, und er ruft nun aus:

Salomo!

Dein Urtheil ist gesprochen. Sieh, der Ring
Ist mein, und mir gehört nun deine Macht.
Du kanntest selbst nicht, was du blind besaßest,
Du wolltest stolz den Geistern der Natur
Gebieten, ohne selbst dich zu beherrschen;
Ein Weibesseufzer, ein verliebtes Lied,
Ein halberloschner Bajaderengeist
Hat deiner Hand die Weltenruth' entrissen.
Sieh, nun bist du mein Sklav —

Er will ihn erdolchen, und der erwachte Salomo entblößt, ungeachtet das Mädchen für ihn bittet, die Brust, um den Todesstoß zu empfangen; da besinnt sich der Nekromant und sagt mit Hohngelächter:

Nein, du sollst leben, in den Staub getreten,
Dem Wurm im Moder, dem verschrumpften Blatt gleich. —
Nicht deine Macht und Herrlichkeit, dein Reichthum,
Nicht bloß, was dir das Glück ertheilt, ist mein;
Ich löse alle Kräfte, die du bandest,
Ich binde alle Kräfte, die du freigabst,
Die Kraft des Körpers selbst, in dem du wallst,
Ist mein. Ich werd' auch deines Wesens Form
Benutzen; gleich soll deine Seele ziehn
In einen häßlich gramverzehrten Leib.
Denn diese Form, in der dein Geist geehrt ward,
Dein Ansehn königlicher Majestät
Gehört Sihrtschin und seinem Herrscherstamm.

(Er legt seine Hand mit dem Siegelring auf Salomo's niedergebeugtes Haupt.)

Du Seele Salomons!
Verwechsle deine Larve bis ans Grab,
Nichts werden endlich doch ja alle Seelen!
Dir selbst zur Qual soll die dein Leben bleiben,
Mit Sturm und Meer und Feu'r kämpf' um dein Daseyn,
Ein Sklav elender Nothdurft bist du nun —
Und ich bin König Salomo.

Diese doppelte Verwandlung geschieht sofort. Triumphirend geht er ab, doch Salomo ermannt sich und ruft ihm nach:

In deiner Hand ist meine Macht, Elender,
Mein Körper selbst ist dein, doch nicht mein Geist!

(Er erhebt sein Haupt mit Würde.)

Dein meine Stimme, und man wird sie hören,
Jedoch ihr Ton wird rühren keine Brust.
Du stahlst das Aug' mir, nicht den Blick, — die Wange,
Doch nicht den Ausdruck, nicht den Königssinn. —
Du trägst des Wortes Siegelring am Finger,
Des Wortes Geist klingt nicht in deiner Rede.

(Die Hand auf seine eingefallene Greisesbrust drückend.)

Hier ist die Hoheit meines Wesens; du
Bist mein Gespenst nur.

Er erkennt nun auch Mehindanu als Nichtsulamith. Sie flüstert ihm zu:

Ich bin nicht todt.
Ich war in Glanz geboren und in Hoheit,
In Königshallen hört' ich Lebenstöne,
Um sie vergaß ich alle ird'schen Kronen,
In Harfenklang auflöste sich die Seele,
Und sang von ihrer Seligkeit im Traum; —
Der Todten Pyramide steht am Nil,
Des Schicksals mächt'gen Spruch erfuhr ich dort.
Ich war bestimmt zur Weltenherrscherin;
Des größten Königs Seele sollt' ich binden.
— Ich konnte doch den Sänger nicht vergessen;
Doch Sprach' erhielt das Grab, die Todten Stimme,
Den Leib vernichtete ein Dämon mir —
Und nun ermordete er meine Seele.
Doch ward' ich Königinn — nach meinem Tode —
Zum Bettler wurde zwar mein Weltenkönig;
Zum Lügenabgrund geht mit mir sein Weg.
Weh mir! die weltverlorne Seele, nie
Wird sie erlöst —

Als sie wegeilt, bedauert sie Salomo:

O was ist meine Noth selbst, mit der ihren
Verglichen!

Der Haushofmeister erscheint, um ihn dem Auftrage gemäß als einen verrückten Bettler zur fernsten Meeresküste zu verweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Zeitliches und Ewiges.

Von Henry Thomson.

Du, klage nicht, der gleich dem Halcyone
Sein Haus auf Wogen hat gebaut:
Du hofftest Lenzesstille und betrogen
Hat dich der Sturm, dem du getraut;
Geh, gründ' es auf den Fels, der fest dort nieder
Blickt in der Elemente kämpfend Herz,
Wo kein Gewölk dein Auge trennt vom Himmel,
Wo dich von deinem Gott kein Schmerz.

Fr. Notter.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 44 u. 45.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

16 April 1840.

Kinderschriften von S. T. Coleridge's Tochter.

Unter dem Titel: des kleinen Derwents Frühstück, hat die Tochter des berühmten S. T. Coleridge eine kleine Sammlung von Gedichten für Kinder von etwa sieben Jahren herausgegeben. Je einfaltiger und ärmlicher meist solche Kinderbücher sind, um so mehr verdient eine Ausnahme von dieser traurigen Regel Anerkennung. Die Gedichte sind, obwohl ganz einfach und für eine geringe Fassungskraft berechnet, doch durchaus nicht läppisch, sondern in den Gedanken und Gefühlen ansprechend, im Ausdruck poetisch. Wir geben ein paar in der Uebersetzung:

Frühaufstehen.

Auf mit dem Hahn, wenn so munter er kräht,
Wenn von nächtlicher Ruhe die Schöpfung erstebt;
„Komm, lenke den Pflug!“ ruft dem Pächter er zu.
Und er ruft der Magd; „auf melk' deine Kuh!“
Auf, kleiner Derwent, empor, empor!

Auf, auf mit der Lerche die himmelan strebt,
Die mit Morgentrillern das Blau durchschwebt,
O folg' ihr aufs Feld voll balsamischem Duft,
Und trink' die gesundheitspendende Luft'
Auf, kleiner Derwent, empor, empor'

Auf, auf mit der Bien' in der Frühstund! sie lehret
Kleine Knaben wie viel die Zeit ist werth:
Ihre Bücher sind Blumen, woran sie saugt;
Honig schlürft sie und sieht Unkraut das nichts taugt.
Auf, kleiner Derwent, empor, empor!

Auf, auf mit der Ameis', die Vorrath thut ein,
Keine Minute versäumend vom Sonnenschein.
In Jugend und Sommer mühl sie sich so,
In Alter und Winter da lebt sie so froh.
Auf, kleiner Derwent, empor, empor!

Drum auf, mit den Vögeln steh's Morgenroth glühn!
Mit der Ameis' und mit der fleißigen Bien';
O fliehe die Faulheit, die schläfrige Klette!
Laß nicht sie sich nahn deinem kleinen Bette!
Wie die Vögel fang' an mit 'nem Lobgesang.
Den Insecten gleich folge der Weisheit Gang!
Dann bist gut und glücklich und froh du, wie sie!
Auf, auf, kleiner Derwent, empor in der Früh'!

Artiger noch als dieß Gedicht ist das folgende, das sich auch durch den nationalen Sinn auszeichnet, welchen man in England auch den Kindern schon einzuflößen nicht für unangemessen hält, was gewiß ganz löblich ist, wenn es mit solcher vernünftigen Mäßigung geschieht, wie hier. Der praktische Sinn der Engländer beurkundet sich in diesem Gedicht darin, daß es mancherlei nützliche geographische, zoologische und botanische Kenntnisse einprägt.

Die westindischen Inseln.

Die Inseln, die schönen im Westen,
Wo gebaut wird das Zuckerrohr,
Sie bringen Gewächse, die besten,
Die köstlichsten, schönsten hervor.

Der Kokus mit labendem Trunke
Wächst, die Tamarinde dort auch!
Dort Aloe, Palme, die schlanke,
Die der Wind wiegt mit kühlendem Hauch.

Die lieblichsten Blumen dort blühen;
Rohr, Schlingpflanzen, geschaart,
Die Luft mit Gerüchen durchglühen,
In harmonischen Farben gepaart.

Hell schimmern die farbenfeuchten
Insecten in lustiger Jagd;
Feuerfliegen und Falter leuchten
Wie Sapphir, Gold und Smaragd.

Schöne Vögel, mit Federn so prächtig,
Die nisten in jedem Hain,
Indeß der Summkäfer bedächtig
Schlüpft im zarten Blumenkelch ein.

Da liegen viel Muschelschaalen,
An Gestalten und Farben so bunt,
Die in unaussprechlichen Zahlen
Spült die Well' empor aus dem Grund.

Schildkröten, die der Feinschmecker
So preist, die hat man dort frisch,
Und Gutchen, so köstlich und lecker,
Die bei uns man aufstellt zum Nachtisch.

Dorther kommen die Früchte, so köstlich,
Orangen und Ananas;
Wurzeln, Kranken heilsam und tröstlich —
Im Tropenland wächst all das.

Doch so schön das klinget und freudig,
Daß man nach dem Lande verlangt:
Gibt's dort auch vieles, was leidig,
Und woron zu hören man bangt.

Denn da fegt die Windsbraut hin — krachend
Stürzen Bäume und Häuser dahin,
Eh' die Leute, plötzlich erwachend
Vom Schlaf, aus den Wohnungen fliehn.

In Häupten die Donner brüllen,
Unten tobet des Meeres Wuth,
Höhnend menschliche Kraft und Willen —
Blau zucket der Blitze Gluth.

In den Boden schmettern die Schlossen
Die Zuckerrohrernt' um sie her;
Regen kommen, ersäufend, geflossen,
Und machen die Ebne zum Meer.

Prächtig glänzt dort der Vögel Geschmeide,
Doch es kreischt ihrer Stimmen Klang,
Während unsre, in schmucklosem Kleide,
Uns laben das Herz mit Gesang.

Dort mag uns die Fen'rflieg' entzücken,
Und des Schmetterlings Flügelpracht:
Doch Muskitos stechen und Mücken,
Und die Klapperschlang' beißt uns und lacht.

Drum wenn von dem Glück jener Zonen
Du hörst, und zu reisen dich sticht's,
Denk: es geht doch, darin zu wohnen,
Ueber England als Heimath geht nichts'

Recht ist's, daß ein Engländer immer
Bei diesem Wahlspruch hält Stand;
Doch, wenn er gerecht, wird er nimmer
Verachten fremd Volk oder Land.

Jedem Land hat Gott etwas verliehen,
Was es seinen Kindern macht werth,
Daß, wer flüchtig, verbannt draus muß ziehen,
Noch voll Sehnsucht sein Heimathland ehrt.

Dieselbe Dame ist auch Verfasserin eines, im Jahre 1837 erschienenen Feenmährchens: Phantasmion, das in seiner Art ausgezeichnet zu nennen ist. Die phantastische Ader Coleridge's verläugnet sich in seiner Tochter nicht. Hier nun ein paar Proben. Folgendes ist der Anfang des Mährchens:

„Ein kleiner Knabe versteckte sich im Spiel vor seiner Wärterin und schweifte ganz allein im Garten seines Vaters, eines reichen und mächtigen Fürsten, herum. Er folgte den Bienen von Blume zu Blume und wanderte weiter, als er je zuvor gekommen war, bis er an den hohlen Baum gelangte, wo sie ihren Bau hatten, und sah ihnen zu, wie sie in ihr Vorrathhaus schlüpften, beladen mit den eingesammelten Schätzen. Er streckte sich auf den Rasen hin, lachend und mit sich selbst plaudernd, und nach einer Weile raufte er einen langen steifen Grashalm aus, und war im Begriff, ihn in die Oeffnung des Bienenhauses hineinzustoßen, als eine Stimme, die man nur eben vor dem Summen der Bienen hören konnte, rief: Phantasmion! Nun glaubte das Kind, seine Wärterin rufe ihm in ungewohntem Tone, und er fuhr auf und sagte: „Ach, Leeliba!" und sah sich um; aber wie er die Augen aufschlug, sah er vor sich stehen eine alte Frau, schlanker von Gestalt als seine Wärterin, aber aufrechter und stattlicher, und mit einem Gesicht, das ihm bang machte. „Was machst du hier, Phantasmion?" sagte die Unbekannte zu dem kleinen Knaben; aber er gab ihr keine Antwort. Dann sah sie das Kind sehr freundlich an, denn es war gar schön, und sagte zu ihm: „für wen hältst du mich?" und er antwortete: „Zuerst hielt ich dich für meine Wärterin, aber jetzt sehe ich, daß du ihr nicht gleichst." — „Und worin bin ich denn von deiner Wärterin verschieden?" fragte die Unbekannte. Der Knabe wollte antworten, aber er stockte und erröthete, dann nach einer Weile sagte er: „Ein Unterschied ist, daß du Flügel an deinen Schultern hast und sie hat keine." —

Es ist dieß die Fee Potentilla, die, da sie findet, daß der Knabe offen und großmüthig ist, ihn zu belohnen beschließt. Sie nimmt von ihm einen Granatapfel, den er ihr mit Gefahr geholt, den einzigen reifen von einem ganz in der Nähe stehenden Baume, sieht Phantasmion mit Güte an und sagt zu ihm: „Mein kleiner Phantasmion, jetzt brauchst du noch keine Fee, um Wunder für dich zu thun, da du noch so jung bist, daß alles, was du siehst, neu und wunderbar ist in deinen Augen. Aber der Tag muß kommen, wo dir dieß Glück welken und erbleichen wird, wo der Bach, weniger klar als an seiner Quelle, nicht mehr solche glänzende Bilder spiegelt; dann, wenn du wieder zu diesem Granatbaum kommen und den Namen Pontentilla rufen willst, will ich dir erscheinen und alle meine Kraft aufbieten, um die Wunder und Entzückungen deiner Jugend zu erneuen und zurückzurufen."

[Es ist klar, daß, was die Fee dem Knaben verheißt, die Gaben des Genius sind — des Genius, der für den Einzelnen die Fortdauer der Jugend ist; doch weiter!]

Phantasmions schöne Mutter, die Königin Zalia, ward krank und starb. Als einer der königlichen Gärtner dem Knaben sagte, daß seine Mutter gestorben sey, rief er in hochmüthigem Ton: „Wie, wagst du mir zu sagen, daß meine Mutter todt sey!“ — „Geh in ihre Kammer und sieh!“ antwortete der Mann mit finsterm Ernst. „Aber wie kann ich sie sehen, wenn sie todt ist?“ versetzte der Knabe mit bedeutem Lachen. „Kann ich die Wolke von gestern sehen an dem klaren Himmel droben? Wie die Wolken, so verschwinden die Todten und wir sehen sie nicht mehr.“ — —

Sein Vater Dorimant stirbt an vergiftetem Honig, und Phantasmion erbt, noch viel zu jung, den Thron von Palmland. Er findet jedoch einen Freund mit Namen Dariel von Tigridia; da aber dieser bald von einem Skorpionstich stirbt, wird der junge Prinz schwermüthig. Sind nicht alle Personen und Dinge, die mit ihm in Verbindung stehen, dem Mißgeschick anheimgefallen? Phantasmion hatte viele Tage in einem Zustand tiefer Niedergeschlagenheit zugebracht, als er an einem heitern Morgen nach einer schlaflosen Nacht fortwanderte, und erfrischt durch die kühle Morgenluft unter den Zweigen eines Granatbaums einschlummerte. Hier erscheint ihm wieder die Fee Potentilla. Wie sie ihren Zauberstab schwingt, erfüllt sich die Luft mit Schmetterlingen, damit sich Phantasmion unter ihnen ein Flügelpaar für seine Schultern auswählen kann. Im Augenblick, wo Potentilla ihn mit ihrem Stab berührte, durchzückte seinen Körper eine Empfindung von Leichtigkeit, und unmittelbar darauf sah er, daß Flügel um seine Schultern spielten, Flügel von goldgrüner Farbe mit schwarzer Stickerei gziert. Unter einer Smaragdkrone wallten seine glänzenden Locken in großen weichen Ringen hervor, und spielen um seine schneeweiße Stirne. Weißfeidne Gewänder floßen über seine jugendlichen Glieder, und seine lebensvollen Augen, noch jüngst von Mattigkeit geschlossen, strahlten vor freudiger Erwartung, während eine mehr als kindische Röthe auf seine Wangen sich ergoß. Potentilla hatte gesehen, wie eine Adlermutter ihre Jungen fliegen lehrte, indem sie allmählig ihre Kreise in der Luft erweiterte, und in einer Spirallinie sich erhob, welche im Steigen sich immer ausbreitete, während die Sonne ihr goldenes Gefieder schimmern machte; gerade so flog sie vor dem geflügelten Jüngling her, der ihr scheu folgte, wohin sie ihn leitete, zitternd bei seinem ersten Aufflug, als er die Erde unter sich sah. Aber allmählich Muth fassend, schoß er auf einmal weg von seiner Führerin, wie ein Funken von einer steigenden Rakete. Er schwang sich hinan, zog Kreise und schoß empor, und beschrieb so viele verschiedene Figuren, wie ein Schlittschuhlaufer auf dem Eise, während von den Garten und Blumenwiesen unten Gesang ertönte:

Seht den glänzenden Fremdling!
Auf Flügeln des Zaubers
Schwebt er empor!
Adler, die hoch auf der Berge Kämmen,
Wo des Bergstromes Lauf die Felsmassen hemmen,
Ueber's Meer und die schäumenden Küsten ihr blickt:
Werft ein kundbares Aug' auf die lichten Schwingen,
Womit er, auf in den Aether zu dringen,
So herrlich geschmückt.
Wohin, ha, wohin,
In welch' luftige Fernen
Nimmt er den Zug?
Seht, o seht, wie er einholt die Wolkenmassen,
Als wollt' ganz er die grüne Erde verlassen!
Ha' jetzt senkt er in raschen Kreisen den Flug!
Wieder schießt er durchs Blau jetzt, wie ein Meteor,
Steigt, sternengleich zu strahlen,
Siegreich empor!

Bald darauf bekommt Phantasmion das Vermögen, wie eine Heuschrecke zu hüpfen und reist so von Königreich zu Königreich. Später nimmt er die Gestalt einer Seebremse und und anderer Insecten an, bis er endlich die Jungfrau seiner Liebe gewinnt, seine Feinde besiegt und seinen Thron befestigt.

Carlo Varese.

(Fortsetzung)

Mit 16 Jahren verließ Varese die Schule von Casale, nach fünfjährigem Aufenthalte daselbst. So lebhaft aber auch seine Neigung zum Studium der Medicin sich offenbarte, so sehr fehlte es ihm von Hause aus an zureichenden Mitteln. Doch sollte gerade er zu den wenigen ausnahmsweise Begünstigten gehören, bei welchen die äußerlichen Mängel den inneren Vollkommenheiten weichen müssen: seine zahlreichen Zeugnisse über die ungewöhnlichste Fähigkeit, Emsigkeit und tadellose Aufführung verschafften ihm eine Freistelle im Provincial-Collegium zu Turin. Wir müssen den ganzen Zeitraum von 1808 bis 1813 rasch überfliegen und finden Carlo im letztgenannten Jahre in dem wegen seiner medicinischen Facultät damals hochberühmten Pavia als lorbeer gekrönten Signor Varese wieder.

Wirft Varese hier einen Rückblick auf die Vergangenheit — welche begeisternde Erinnerungen müssen sich da nicht ihm aufdrängen. Damals begrüßte er zuerst den lachenden Himmel und die Blumengefilde der Lombardei. Da erblickte sein überraschungtrunkenes Auge zum erstenmale diese mahrchenhaften, zauberisch ringsverstreuten, eitel Leben und Lust athmenden Stadte, Flecken, Dörfchen, Landhäuser, Gärten, Auen und Hügel — all diese Reize, wie Natur sie geschaffen und Kunst sie gesteigert: die Fluren, verschwenderisch lohnend dem fleißigen Landmann, der, ob auch niedergebeugt über den Karst, doch ungebeugten Sinnes die Lieder seines Dorfes fröhlich erschallen läßt — wahrlich, ein Melodrama, herzerhebender, ein Genuß, minder verkümmert, als die mühsam einstudirten kunstgerechten Leistungen und vielgepriesenen Hochgenüsse in allen Opernhausern und Akademien zusammengenommen! Solche

Wonnen, solche Genüsse prägen sich dem Gemüthe zugleich mit den ersten Begriffen fest ein, verwachsen in Eins mit den Rückerinnerungen an die Entzückungen der Kindheit, an die ersten Jugendgenossen, an den geheimnißbangtönenden Glockenruf zum ersten Genusse des heiligen Mahles, an das freudeverkündende Geläut am Vorabende des von den Kindern mit Jubel und Jauchzen erwarteten Festes, dieser einzigen unvergeßlichen Begebenheit in ihrer glücklichachtlosen Jugend, an die feierlichen Klänge, ernstanmahnend, den Frieden der Gerechten zu erflehen für die theuren von uns Geschiedenen, welchen wir unser Daseyn zu danken haben. Unvergeßlich, heiße und herzerhebende Erinnerungen, unvergänglich, wie die der ersten, der einzigen Liebe!

Und, hätte auch die Lombardei dem jungen Varese, als er sie zum erstenmale erblickte, nicht so rührend zum Herzen gesprochen, so mußte sie doch seinem Geiste, wie seinen Augen, einen Schauplatz der lockendsten Herrlichkeiten darbieten: Städte von altberühmten Namen und Gedächtnisse, Denkmale, selbst von dem gleichgültigsten Fremden angestaunt, Wunderwerke der schönen Künste, glorreiche Schlachtfelder, Versammlungsorte der Fürsten und Abgeordneten unseres ganzen Welttheils zu den hochwichtigsten Bündnissen und Berathungen, Trümmer, mit der gewaltigsten Beredsamkeit zu jedem denkenden Wesen redend — einen geweihten Boden, auf welchem jeder Stein von dem ungeheuersten Schicksalswechsel zu erzählen hat, jedes Stäudchen ein Theil einstiger menschlicher Wundergröße in sich enthalt. — Darum, deurkundet auch kein Blatt von unserem berühmten Landsmanne dergleichen mächtige Anregungen ausdrücklich, so ist es gleichwohl unmöglich, daß ein Mann seines Gieistes und seines Herzens bei dem ersten Anblick dieses paradiesischen Landes kalt und unbewegt geblieben wäre. Nein, seine Gefühle blieben nur unbekannt, wie das Daseyn gewisser Blumen, welche still dahinblühen, ohne ihren Duft, wie ihreu Schmuck unseren Sinnen wahrnehmbar werden zu lassen.

Der Aufenthalt des piemonteser Arztes in der Lombardei war aber nur von kurzer Dauer; denn sobald er seine Studien in Pavia beendet hatte, zog er sich nach Voghera zurück, um dort seine erworbenen Talente für das Leben wuchern zu lassen. Indeß vergaß er auch unter den schwereu Amtsverrichtungen seiner Praris die Liebe zur Literatur nicht, sondern suchte vielmehr durch diese das Gefühl der Einsamkeit zu bannen, welches dem Manne von Geist natürlich anwandeln mußte, der nach langjährigem Verweilen in den volkreichsten und lebhaftesten Städten, in einen Ort von nur geringer Bedeutung und Einwohnerzahl ohne sonderlich regen Verkehr sich eingeschlossen hatte. Als er damals der Bekanntschaft mit des großen schottischen Romandichters Werken so emsig pflog, dachte er da wohl schon daran, daß auch sein eigener Name dereinst aus dem beschränkten Voghera herausklingen sollte, um von Stadt zu Stadt zu fliegen und endlich, geschmückt mit manch' schönem Titel, unter die der gefeiertsten italienischen Literaten unserer Zeit sich zu erheben? —

Vielleicht ist aber auch gerade der Arzt, vermöge seiner Beschaftigung, am besten im Stande, die Verschiedenheit der geselligen Zustände kennen zu lernen, und zugleich am häufigsten in dem Falle den ergreifendsten Vorkommenheiten im menschlichen Leben als Augenzeuge beizuwohnen. Findet er doch überall freien Zutritt, wo jeden Andern gewiß hemmende Schlösser und Riegel zurückhalten. Die schwervergoldeten Flügelthüren der Reichbegüterten, die geheimsten Gemächer der Gewaltigsten öffnen sich ihm ja ebensowohl, wie das bescheidene Pförtchen des Armen, wie die riegelverwahrte eherne Kerkerthüre des hülfebedürftigen Missethäters. Unmittelbar von der niedrigsten Bauerhütte aus tritt er in den stolzesten Palast; von den stillen Wonnezähren, von dem seligen Jubel des jungen Elternpaares über den Erstling ihrer Zärtlichkeit und Liebe, wendet sich der gesegnete Hülfreiche zu der Thränen- und Jammerstätte, wo ein redlicher Vater die segenherabflehenden Hände zum letztenmale über den Seinen faltet — zu dem trost- und liebeleeren Lager des wucherischen Sünders, welcher in der letzten ihm noch vergönnten Minute klaren Bewußtseyns nichts Anderes zu thun weiß, als den Werth des silbernen Kruzifires in seinen krampfgeschlossenen Handeu mit dem brechenden Auge gierig zu erwagen, während seiner Erben heimliche Blicke mit dem Mammon, den er hinterlassen muß, nicht minder lüsteen liebäugeln. In solch wechselvollem Drange der verschiedenartigsten Lagen seiner Mitgeschöpfe kann der Arzt die Tugenden und die Laster der menschlichen Gesellschaft gar wohl kennen lernen und demnach der Natur, dem Leben selbst entlehnen, was die meisten Andern nur aus glücklichahnender Einbildungskraft schöpfen müssen. Will nun ein Arzt zu dem Preise, welchen er auf der beschwerlichen Bahn seiner Amtsverrichtungeu gewonnen, einen andern im Felde der Literatur fügen, so thut er gewiß nicht übel daran, entweder ein Komiker oder eiu Satyriker oder ein Romanendichter zu werden; denn sicher findet er vermöge der obengedachten Vortheile seines Standes gar manchen Charakter und manches Erlebniß zu Schilderungen, welche, selbst wenn sie sonst alles Reizes entbehrten, doch mindestens den der Wahrheit für sich haben müßten. Ein sprechender Beleg für diesen Satz ist Carlo Varese; denn unverkennbar bekundet er in mehreren seiner Romane, besonders in der „Fidanzata Ligure," eine ganz ungemeine Bekanntschaft mit den geselligen Verhältnissen der Menschen. Zu hoher Rührung stimmen uns seine Schilderungen düsterer und unglücklicher Vorgänge, welche er so ergreifend nur aus den Vorkommenheiten des eigenen Lebens schöpfen konnte. Treffend wahr sind seine Bemerkungen über die Lumpen- wie über die Purpur-Träger: unzweideutige Beweise dafür, daß er beiderlei oft genug in der nächsten Nähe und in aller der Blöße erblickt haben muß, in welcher sie, durch die Launen des Geschickes, einander völlig gleich vor den Beobachter hingestellt werden.

Wie dem nun aber auch seyn möge — wir lassen jetzt als völlig müßig die Frage auf sich beruhen: ob es seinen Anlagen und seinem Wesen ersprießlicher sey, Romane und Geschichte zu schreiben, oder ob er nach schöneren Lorbeeren in der Poesie, in der Wissenschaft, oder in einem andern Studienfelde trachten sollte. Denn wir lassen, wie billig, die Muthmaßung aus dem Spiele, wo wir die Wirklichkeit selber bereits vor uns haben,

und fragen nun nicht mehr nach dem, was etwa hatte erfolgen können, sondern lediglich nach dem, was in der That erfolgt ist. Ohne also zu verlangen, daß Jemand nicht sowohl diesen, als vielmehr jenen anderen Zweig der Literatur pflegen sollte, sind wir der Meinung: die Kritik habe viel mehr zu untersuchen, wie viel ein Romanendichter in seinen Romanen, der Geschichtschreiber in seinem Geschichtswerke, ein Gelehrter in den Wissenschaften werth sey — anstatt wunderlicher Weise ergrübeln oder gar anmaßlicher Weise feststellen zu wollen, was jeder derselben geleistet haben würde, wenn er sich auf ein anderes Fach geworfen hätte.

Varese, in die vom schottischen Romanendichter ihm geöffnete Bahn eingetreten, hielt sich ziemlich wacker in derselben und bereicherte die italienische Literatur im Jahre 1827 durch seine „Sibilla Odaleta, eine Episode aus den Kämpfen Italiens zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts." Dieß Werk trägt in seiner ersten Auflage nicht den Namen, sondern nur das Vaterland seines Verfassers auf dem Titel; dennoch fand es nächst den in demselben Jahre erschienenen Velodten von Manzoni den entschiedensten Beifall vor allen übrigen gleichzeitig herausgegebenen geschichtlichen Romanen: die Stimmen des Publicums vereinten sich mit denen der Tagesblätter, den unbekannten Verfasser wegen seiner phantasiereichen Schöpfung zu beloben und zu beglückwünschen. Da wurde auch der Name desselben bekannt, und alsobald wanderte er seinem Rufe nach, von einem Ende Italiens bis zum andern. Durch solch' unerwartet günstigen Erfolg ermuthigt, ließ der bescheidene Piemonteser Arzt dann nacheinander La Fidanzata Lignre, Il Proscritto, Folchetto Malaspina, Preziosa di Santuri, Gerolini (Il Nano d'una Principessa) folgen, alle zwar ohne den Namen des Verfassers, aber voll von schätzbaren Ergebnissen seiner regen Vaterlandsliebe, Einbildungskraft, reich an Zartheit der Empfindungen und fleißiger Beobachtung der Gesellschaft. Einzig zu bedauern ist dabei, daß diese trefflichen Schöpfungen trotz ihrer hohen Preiswürdigkeit den Mangel einer fließenden, geläuterten, entschiedenen und den Ideen des Verfassers angemessenen Sprache nur allzuempfindlich wahrnehmen lassen; sonst hätte Varese seinen Ruf wohl zu jenem herrlichen dauernden Ruhme der alten classischen Italiener steigern können, wie manche von diesen auch ohne außerordentliche Talente und Kenntnisse ihn erwarben. Absichtlich zuletzt erwähnen wir „die Gefangenen von Pizzighettone," vom Jahre 1829, weil dieß Werk mittelbar an eine der zahlreichen Anekdoten erinnert, welche die arglose Gutmüthigkeit unsers wackern Varese bekunden, die wir anstatt aller anderen hier einschalten wollen:

Am 7 August 1828 stellte sich dem Varese ein junger Mann von etwa 24 Jahren vor, indem er sich als den Neffen des Herrn Antonio Fortunato Stella, des Mailänder Verlegers aller Werke Varese's, zu erkennen gab. Er kam so eben von Rom und aus Toscana zurück und hatte kein sehnlicheres Verlangen, als seinen theuren Oheim und dessen Familie, nach einer viermonatlichen Abwesenheit in Geschäften des Hauses, endlich wieder in seine Arme zu schließen. Eben dieß Verlangen durchkreuzten jetzt aber einige unabweislich drängende Briefe des Oheims, welche dem Neffen den Umweg über Turin zur Pflicht machten, um bei dem Buchhändler Pomba und bei anderen gewisse Wechsel zu discontiren. Indessen grade diesem Querstriche verdankte er nun die angenehme Möglichkeit, dem Herrn Varese seine Dienste für Mailand anzubieten. Nachdem eine flüchtige Unterhaltung letzterem die Ueberzeugung gewährt hatte, daß der Neffe über den ganzen Geschäftsgang des Oheims ziemlich genau unterrichtet war, brach der gastfreie Mann in die Worte aus: Sie mögen nun noch so große Eile haben — ohne mindestens einmal an meinem Tische fürliebgenommen zu haben, darf der Neffe meines werthgeschätzten Herrn Verlegers nun und nimmermehr von hinnen ziehen! — Dennoch wußte der bescheidene Gast hiegegen so viele Einwendungen vorzubringen, daß er sich richtig noch vor Tische empfehlen durfte. Am Abende jedoch sprach er wieder ein und sagte im Laufe des Gespräches unter Anderem: wie leid thut es mir doch, daß mein Oheim wegen der Gefangenen von Pizzighettone mit Ihnen noch nicht ins Reine kommen konnte! Indeß werde ich nun, sobald ich nur erst wieder angekommen, gewiß nicht vergeblich ein Wörtchen mit darein reden, daß Niemand anders, als das Haus Stella diesen Verlag übernehmen soll; darauf verlassen Sie sich felsenfest! — Sie sind sehr gütig, mein Herr! erwiederte Varese, ein wenig verwundert. — Eigentlich bin ich noch mit gar Niemand deßhalb in Unterhandlung getreten, obgleich ich schon hin und wieder vielleicht ein Wörtchen davon fallen gelassen haben kann. Natürlich aber gebe ich das Werkchen Niemanden lieber als Ihrem braven Oheime.

(Schluß folgt.)

Neuere dänische Literatur.

(Fortsetzung.)

In der zweiten Scene folgen Unterredungen zwischen dem als Salomo verkappten Nekromanten, zuerst mit der Königin von Saba, Balkis, der er durch den Ring Sprache und Sehkraft wieder gibt, ihr dann erzählt, daß er den Nekromanten in einen Hund verwandelt habe, und als diese sich wundert, wie er die Kraft seines Ringes, wenn auch gerecht, doch zum Unheil und zwar zur Entwürdigung der edlen Menschenbildung habe anwenden können, ihr sagt, daß die Macht nur ihren eigenen Willen erkenne, und, nachdem er ihr erklärt hat, daß sie mit ihrer Weisheitsliebe sich getäuscht, und an Salomo mehr die Körperschönheit als die Weisheit geliebt habe, sie, um, wie er höhnisch hinzusetzt, vor Eitelkeit zu sichern, in ein altes haßliches Weib verwandelt. Als sie schreiend hinwegeilt, freut er sich seiner Rache, und will seine Lust nur im Vertilgen finden, zuvor aber doch die Kunst der Zeichendeuter prüfen. Dem Simurg beweist er zuerst, das große Weisheitswort sey nichts.

Wenn wir uns umsehn in dem Weltenraum,
So müssen wir, eh' etwas ward, ihn doch

Als leer uns denken. Alles ist demnach
Entsprungen aus der Leerheit, und der Grund
Des Universums war der Leerheit Abgrund,
Der grundlos, wesenlos, substanzlos ist. — —
Folgt nicht aus dieser Wahrheit: aller Wesen
Weg, Ziel und Absicht sey der Gang zurück
Zum Leerheitsschlund, woraus das All entsprang?
Und was ist Leerheit anders denn als nichts?

Als Simurg ihm das Göttliche entgegenstellt, fährt er fort:

Das ist in uns; im Universumreich,
In allen Wesen — ist das große Ganze,
In allen seinen endeslosen Theilen.

Simurg ruft aus:

O Salomo, kann selbst ein Gott vergehn?

und kann sich nicht davon überzeugen, sondern will zu seinen Vögeln und zur Wahrheitsforschung zurück; und als ihm der Nekromant sagt, er, Simurg, sey nicht mehr frei, sondern mit Leib und Seele im Dienst des Herrn des Rings, fragt jener stolz: mein Geist dein Sklav? Höhnisch verbannt ihn nun Sibrschin in den Wald, um dort, im Ozium und an einen Baum gebunden, sich der Vögelschau zu widmen. — Dann wird Lokman gerufen, und als er wieder sprechen und sehen kann, behauptet er, er habe das alles in den Sternen gelesen, der Wille des Nekromanten sey ein nothwendiger, des Willens Quelle sey eins mit allen andern Kräften, und, um den Namen dieser Quelle befragt, fährt er fort:

Ein Name thut zur Sache wenig, mein' ich.
Ob Ja, ob Nein das Wort des Weltgrunds sey,
Das kommt auf Eins hinaus. Ich weiß, du hältst
Am Wort in deinem Ring: du glaubst, es schlummre
Ein ew'ger Allmachtsgeist im Wort des Siegels
Gegründet auf des Geistes Großbetrieb —
Wohl möglich, Herr! Ja! etwas ist daran,
Wenn gleich der Glaube Stoff zur Schwärmerei ist
Auf ew'ge Säcula; doch muß er weichen
Zu seiner Zeit.

Auf des Nekromanten heftige Frage, ob der Ring ihm nicht auf ewig gehöre, antwortet er:

Ja, das ist etwas, höre', was übertrifft
Das Zeichen selbst, das in dem Ring der Macht steht,
Ich meine des Bedeutung, Wesen, des
Nothwend'gen Ausguß in des Lebens Strom
Und in die Sphäre der Erscheinungen;
Doch das tritt nicht hervor mit Glanz und Ehre,
Mit Reichthum, Herrlichkeit und Königspracht,
Mit deiner Macht und aller Salomo's.
Die Wissenschaft und Kunst des Alls, vernimm,
Ist ganz umsonst zu dessen bloßer Ahnung,
Und bis das Leben jenes Wesens sich
Geoffenbart hat, ist viel mehr als nichts
Die Sternenauswahl nicht.

Diesmal verdrießt den Nekromanten das Nichts. Er ruft:

Ein Nichts will ich zu meinem All umfassen
Selbst aus dem Grab der Welt will ich, was ich
Bewußt ergriffen habe, nicht verlieren —

und weist ihm dann voll Zorn, ähnlich wie dem Vogeldeuter, einen Platz auf einem Thurm an zur Betrachtung der Sterne, während Lokman ihn zuletzt als den ächten Salomo bezweifelt. Der Nekromant höhnt ihm nach:

Er zweifelt, ob ich auch der rechte sey.
Recht so! Kann das sein Scharfsinn nicht ermessen,
Was ich selbst weiß, — noch minder dann ermißt er,
Was Sterne wollen können, doch — ich hindern werde.

Er beruft nun die Elementargeister und sendet sie zur Willkür und Zerstörung aus:

Verzehre dich, Grundwesen, das mir droht
Mit Untergang! Erst wenn nichts mehr von dir ist
Im Universum, wird geschehn, was ich will. —
Triumph, Erd', Himmel, Hölle mir gehorcht!

In der dritten Scene wird der blinde Poetenweiler Asaf, seine Harfe auf den Schultern tragend, in der Wüste bei Donner und Blitz, von dem stummen Prinzen Raib in eine Höhle geführt. Asaf erkennt seinen Freund an dessen Thränen, Handdruck und Umarmung, ahnt, daß der Nekromant Besitzer des Ringes geworden sey, bittet seinen Freund, ihn weiterzuführen, und hofft, daß Gott ihm, dem Blinden, die Kraft geben werde, das zu finden, was alle Weisheit nicht im Stande war zu finden.

In der ersten Scene des vierten Actes unterhalten sich zur Nachtzeit die beiden Dämonen Iblis und Datemder über den Aufruhr der Elemente, der von Salomo jetzt durch den Ring gestiftet werde, und der mehr als teuflisch sey. Datemder meint, es rühre von seiner diabolischen Erudition her, aber Iblis will nichts davon wissen:

Pah, Theorien, Systeme, das Formelle!
Ja sehr, wie du weißt, meist aufs Reelle

Datemder antwortet:

Nun darum gibt er uns nichts nach,
Er praktizirt aus allen Kräften,
Die Theorie bringt etwas ein,
Und Volk und Land bezwingt er mit dem Schwert,
Mit vierzehnhundert knarrenden Kriegeswagen
Dämpft er des Heidenvolkes Knurren;
Auf Judenschrei um Mosis Gesetz
Antwortet er mit Rosses Huf
Er braucht den Ring nur aufzuheben,
So stürzen tausend Mann zu Pferde;
Doch Menschen achtet er wie Würmer,
Spielt Kegel mit Naturgewalten,
Er hat die Sach' im Grund studirt,
Und manövrirt mit seinem Ring,
Als wollt' er Himmel und Erd' umschmelzen,
Um eine neue Welt zu kneten.

Iblis darauf:

Gut, gut, das ist reell und factisch,
Die höllische Natur ist praktisch.

Datember etwas weiterhin:

Schakale und Hyänen, gegen ihn
Sind's fromme Thiere. Du ja weißt am besten,
Wie weit gehn darf die teuflische Natur;
Mir meinerseits kommt's jetzt oft vor, als lasse
Der Satanismus selbst zu weit sich treiben.
Denn wenn er dieß Princip durchführen sollte,
So gehst du selbst zuletzt der Hölle quitt.

Iblis (stutzend).

Nun, nun. In Allem Maaß, versteht sich freilich.
Selbst der, der sich zur Allvernichtung schlägt,
Und los sich reißt von Himmel und von Erde,
Eine Partei muß er zuletzt ergreifen;
Und läßt er auch nichts Anderes zurück,
Muß er doch mit dem Satan sich begnügen,
Sofern er nicht — sein eignes Wesen tilgt,
Sammt Menschenseel' und Dämon und sammt Gott.

Datember.

Und lähmst du nichts weiter zu den Wesen?
Gewisserweise gibt es doch auch Engel;
Doch, das versteht sich, deren Existenz
Ist freiheitslos, und drum so gut wie keine;
Und — sehn wir's jetzt doch — mit dem Ringe selbst
Bekommt die Engelwelt just nicht Frequenz.

Der Nekromant erscheint nun, und gebietet ihnen den neuen Tempel zu zertrümmern, geht aber ziemlich grob mit den Dämonen um, und stürzt den Iblis, der ihm seine Macht zeigen will, in den Abgrund; Datember sagt ihm aber, daß das Wesen des Iblis unzerstörbar sey.

Sein Wesen ist der Welt Grundelement,
Den Fürsten nenn' ich ihn des Universums.
Sein Geist ist der activste eigentlich,
Er hält im Leben Opposition.
Er bildet der Bewegung großen Kern
In der Weltseel' und jedem losgelass'nen Stern.
Ich sage nichts zu seiner Ehre weiter.
Ein jeder Weiser sieht in ihm im Grunde
Doch seinen Meister. Himmelsschrei zum Trotz
Führt er zum Ziel jedwede dreiste Seele.
Nur Iblis kennet den Verlust der Geister,
Und Satanas ist sein ehrlicher Name.

Der Nekromant grübelt über das Seyn und Nichtseyn des Iblis, und schließt endlich:

Er ist, und ist doch nicht zugleich,
So wie die Wirklichkeit im Reich des Leeren.

Datember antwortet darauf:

Darüber wag' ich nicht zu disputiren,
Da Nichts im Daseyn existiren kann,
Und eh' im Grunde doch zu Etwas wird,
Das will ich deiner Weisheit überlassen
Zur Speculation. 'S ist etwas, Herr,
Was nimmer ich studirt. Doch Eines weiß ich:
Was dieß mein Auge sieht, mein Ohr vernimmt,
Was ich mit meinen beiden Händen fasse,
Was alle Sinne mir genau bezeugen,
Das wird selbst von Dämonen wahr genannt.
Was die Persönlichkeit von ihm betrifft,
Den Pharisäer Schlangenkönig nennen,
Vom großen Iblis, dessen Wesen Niemand
Doch recht begreift in seiner Selbigheit,
So mein' ich, Herr, — was selbst du sahst, dem könntest
Du Wirklichkeit vielleicht doch zugestehn,
Wenn gleich von den fünf Sinnen du auch nur
Die beiden hättest und auf sie vertrautest.

Nekromant.

Hm, zweifl' ich doch an dem Urwesen nicht;
Doch fand zu meinem Sinn deß Form den Weg?
Kann zeigen sich der Schatten denn des Nichts?
Aufklären Dunkelheit sich durch sich selbst?
Nein, ich mit meinem Ring aufklärte jenes
Grundwesen selber im grundtodten Dinge.
Denn ich vermag selbst, was mein Denken läugnet,
Und was kein Teufel oder Gott vermag.

(Er entfernt sich mit wahnwitzig stolzer Miene.)

Datember spottet, und der zurückkehrende Iblis schließt die Scene mit den Worten:

Ha Blendwerks Blendwerk! Trägt er auch den Ring,
So hat er doch des Kleinods Macht, den Geist nicht.
In ihm war nie vorhanden eine Seele.
Ein Gaukler ists! Entlarv' ihn, nimm den Ring ihm!
Er muß vergehen. Niemand rettet ihn.

Die folgende Scene spielt an der Küste des stürmischen Meeres im Mondlicht. Salomo in seiner Verwandlung als Greis ist aus dem Schiffbruch gelandet, baut sich aus Planken und Segeln ein Obdach und bricht in Klagen aus über sein Schicksal, noch mehr über seine Thorheit:

Ich wollte selbst den grimmen Tod vernichten,
Ich, Blinder, ach, der Lüge Sklaven band ich;
Doch nicht der Lüge Wesen selbst bezwang ich,
Das Leben sollte vollgewaltig herrschen;
Doch nicht des Todes Wurzel schnitt ich ab,
O Wahnwitz! —
Kam mir die Pracht des Geisterfürsten zu?
Der ich nicht meines eignen Herzens Herr war,
Nicht Tod vom Leben trennt' und Schlecht von Gut?

Doch faßt er Muth:

Jehova's Tempel war doch meine Brust,
Elohah's Wille tönt' in meiner Stimme.

Der Sturm verstärkt sich. Ein strandendes Schiff zeigt sich, Salomo besteigt einen Nachen, um zur Rettung zu eilen. Der Todesengel erscheint, und, obgleich Salomo spricht:

Entsetzlicher, ja, du vernichtest mich;
Doch gibt es wen, der dich für ewig zwingt
Bei Siegels Namen! Und noch trotz' ich dir.

verschont er ihn, so daß er eine alte Frau aus jenem Schiffbruch retten kann. Sie erkennen sich allmählich als Salomo und Balkis theils durch die Perlenschnur, die ersterer noch trägt, theils durch Geist und Gesinnung, worauf Salomo ausruft:

Noch bin ich mächtig und bin reich,
Eloab preis' ich hoch wie du.
Mocht immerhin mein Glanz zerstieben,
Doch eine Seel' ist mir geblieben.

Es erscheinen Flüchtlinge von Salomo's Hofe, die den Nekromanten verlassen haben, so wie von der Balkis Gefolge. Salomo entschlummert, von der Königin bewacht.

In der folgenden Scene zeigt sich Simurgs Zauberthurm auf dem Vogelberge, welcher Thurm oberhalb einem großen Käfige gleicht, in welchem Melida, Agibs entführte Braut, klagt, aber zugleich Hoffnung faßt, daß ihre Erlösung nahe sey, da sie gerade ein Jahr gefangen sitze. Vögel fliegen zu ihr, bringen ihr Nahrung, und unterhalten sie mit ihren Gesängen. Unterhalb des Berges zieht eine Karawane vorüber; ein Indianer erzählt, daß Simurg hieher die Melida entführt habe um zu zeigen, daß er gewaltiger sey als das Schicksal. Agib und Assaf, der bisweilen in die Harfe greift, sind bei der Karawane, so wie Mehinbanu, als persischer Gauklerknabe verkleidet. Letztere drei bleiben zurück, nachdem Mehinbanu nach dem Willen der Karawane zu Assafs Gesange hat tanzen müssen. Melida singt aus dem Käfig, und während Agib, ihre Stimme erkennend, den Fels zu ihr hinansteigt, erkennt auch der blinde Assaf die ihm nahende aber hiemit auch sterbende Mehinbanu.

Ich fühle sterbend meiner Seele Schwinge,
Ich steig' empor, o Assaf, singe, singe!

Assaf erliegt nicht bei ihrem Tode, sondern fühlt sich nun erst beruhigt:

Nun erst kann ich den eignen Verlust
Vergessen, und der Welt Pulsschlag in mir
Vernehmen. Was geschieht mir? Faßt aufs neu
Mich eine Haub? Ja, eine geistige!
Mein Geist vernimmt ein Flüstern: was du suchest,
Du fandest es.
(Er zieht eine Abschrift der Bücher Mosis hervor.)
Ich suchte des Propheten Spur, des größten,
Und seinen Geist zur Rettung in der Noth.
Doch folgt er mir nicht in der Wahrheit Büchern,
Im Offenbarungswort des Pentateuchs?
Hier, hier ist Heil für jeden Gläubigen,
Hier ist das Wort, das Flammenschwingen hat,
Hier ist die Quelle, die dem Fels entspringt.
O Salomo, nun weiß ich mehr als du,
Du sollst nun das verlorne Kleinod finden.
Die Hand, die dir den Ring gab, krönt den Sieger,
Sie führt zu deiner Rettung nun den Blinden.

(Schluß folgt.)

Die Jahreszeiten des Nordens.

Von Mad. Amable Tastu.

Kennt ihr die Ufer, dran das Eismeer brandet,
Die in der Barden Lied ihr wieder fandet.
Die euch die Harfe vorgesungen hat?
Kennt ihr die Felder, wo der Winter wohnet,
Die hohen Föhren, die der Schnee verschonet,
Der Felsen Moos, die Sonn', wie Spiegel glatt?

Ein kurzer Frühling, der mit raschem Flügel
Vorüberzieht, belebet Thal und Hügel;
Ein hast'ger Sommer folgt; was er verleiht,
Eilt er mit Sonnengluthen rasch zu reifen,
Denn kaum dem Herbste läßt des Winters Keifen
Die saft'gen Früchte einzusammeln Zeit.

Solch kurze schöne Zeit — wem zu vergleichen?
Die Dämmerung will kaum der Nacht dort weichen:
Es duftet überall wollüstig lind.
Der Augenblick, indem die Sonne sinket,
Enteilt, indem den Duft er trinket
Der Birken, leis bewegt vom Meereswind.

Genießet rasch die Lust, die euch geboten,
Denn schon schickt euch der Winter seine Boten,
Und glitzernd macht der Reif die Bäume weiß;
Von seiner Stimme Dräu'n erstarrt die Welle,
Und über stumme Länderstriche schnelle
Haucht aus der Mächtigstürmende sein Eis.

Doch bietet er dem Volk allein Vergnügen;
Ueber sein Eis die prächt'gen Schlitten fliegen,
Auf Bahnen, glatt, vom Winde rein gefegt;
Und ist er kalt und lang auch, seinem Bilde
Gleicht doch das Bild, das schön und milde,
Die Heimath ihren Kindern eingeprägt.

Des Südens schöne Länder, hochbeglückte,
Was habt ihr, das des Nordens Sohn entzückte?
Selbst bei Granada's duftendem Jasmin
Ist er des Heimwehs Schmerz zum Raube,
Und in Italiens Orangenlaube
Träumt er von kalter Sonn' und Wolkenziehn!

F. W. Dralle.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 46 u. 47.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

19 April 1840.

Gedichte von Robert Burns.

Ueberſetzt von Philipp Kaufmann.

Stuttgart, Cotta'ſche Buchhandlung. 1839.

Oefters ſchon haben wir in dieſen Blättern unſern Leſern einzelne Gedichte des berühmten Schotten in Ueberſetzungen mittheilen können, und bei einigen ſeiner Lieder wurde auch die Möglichkeit gegeben, durch Vergleichung von mehreren Uebertragungen, ſelbſt ohne den Dichter in ſeiner eigenen Sprache zu kennen, eine noch mehr annähernde Vorſtellung von ſeiner Eigenthümlichkeit ſich zu bilden, da einem geübteren Auge und Sinn ſich nicht leicht verbirgt, wenn zwei oder mehr Ueberſetzungen desſelben Gedichts vorliegen, welche Nachbildung die Eigenthümlichkeit des Originals treuer auffaßt und wiedergibt, welche am wenigſten charakteriſtiſche, wenn auch leiſe Züge aufopfert und verwiſcht, welche die Schwierigkeiten durch größere Freiheit der Behandlung zu umgehen ſucht, oder welche ihnen, ſelbſt wenn ſich einige Härte und Sprachlicenz nicht vermeiden läßt, Trotz bietet und ſie zu überwältigen ſtrebt. Es ſind auch manche einzelne Züge aus dem Leben Burns' mitgetheilt worden, und erſt in dieſem Jahrgang noch wurden mehrere Notizen über ſeine Lebensverhältniſſe beigebracht. Jetzt liegt das oben genannte Buch vor uns, und zwei andere Ueberſetzungen von W. Gerhard und von H. J. Heintze ſind angezeigt, auf welche wir vielleicht auch noch in dieſem Artikel Rückſicht nehmen können. Dieß Erſcheinen von drei Ueberſetzungen eines doch ſchon geraume Zeit verſtorbnen Dichters auf einmal ſcheint auf ein großes Intereſſe zu deuten, welches für den ſchottiſchen Pflüger in Deutſchland erwacht ſeyn muß; und in der That, man könnte ſich wundern, daß in einem literariſch ſo betriebſamen Zeitalter, wie das jetzige, jener Schacht ſo lang unausgebeutet bleiben konnte, trotz dem, daß Goethe ſelbſt mit begeiſterten Worten bezeugt hatte, daß dort gediegenes Gold zu finden ſey, wenn nicht die Schwierigkeiten, welche der Verdeutſchung von Burns im Wege ſtehen, es einigermaßen erklärlich machten, warum er nicht ſchon früher bei uns naturaliſirt wurde. Daß dieß aber jetzt, wenn und ſo weit es überhaupt möglich iſt, geſchehen werde, verbürgen wohl die Namen der Männer, welche vor der ſchwierigen Aufgabe nicht zurückbebten, und welche ihre ſonſt ſchon erprobte Kraft derſelben widmen wollten; denn Kaufmann iſt ſchon als Ueberſetzer Shakſpeare's, Gerhard aber als Ueberſetzer der ſerbiſchen Volkslieder rühmlich anerkannt. Hiemit ſoll jedoch nicht ausgeſchloſſen oder beſtritten ſeyn, daß es vielleicht einem noch unbekannten Talent beſchieden iſt, durch eine möglichſt umfaſſende Verdeutſchung Burns' den Dank ſeiner deutſchen Landsleute und die Palme auf dieſem Gebiet zu verdienen.

Beinahe ein halbes Jahrhundert ſchon, vier und vierzig Jahre, iſt Burns todt, und der für viele ſo blendende Reiz der Neuheit dient nicht zu ſeiner Empfehlung bei denjenigen, die mit nimmerſatter Gier faſt der Gegenwart voraneilend ſchon die Zukunft plündern und die noch in den Knoſpen ſteckenden Blüthen hervortreiben möchten; für ſolche mag Burns' Poeſie ſchon eine Antiquität, eine verlegene Waare ſeyn; und doch könnte Burns, wenn ihm ein günſtiges Schickſal gelächelt und ſeine Tage gefriſtet hätte, wenn ihm die Jahre Goethe's beſchieden geweſen wären, noch jetzt leben; denn er war zehn Jahre nach Goethe geboren, war nur wenige Monate im Alter von Schiller entfernt. Und nicht bloß eine chronologiſche Zuſammenſtellung von Burns mit unſern großen Dichtern liegt nahe, ſondern es dürfte wohl gerechtfertigt ſeyn, ihn auch in Beziehung auf ſein Talent oder Genie, auf den Gehalt ſeiner Poeſie und deren Wirkung in ſeinem Vaterlande, mit den großen Namen unſers Parnaſſes zu vergleichen und in ihm einen Ebenbürtigen zu erkennen; wenigſtens haben wir hiefür die gewichtige Autorität Goethe's, der ihn „zu den erſten Dichtergeiſtern rechnet, welche das vergangene Jahrhundert hervorgebracht hat.“ Daß ſich hiegegen in Deutſchland viele ungläubige Zweifel erheben werden, iſt vorauszuſehen; „ein Dichter erſten Rangs ſoll er ſeyn,“ wird man kopfſchüttelnd ſagen, „und iſt kaum den Männern vom Fach bekannt?“ Wir hoffen, im Folgenden dasjenige, woran ſich die Zweifler ſtoßen, zum Theil erklären zu können; zugleich aber bemerken wir auch hier im voraus, daß

Burns vermöge der Eigenthümlichkeit seines Talents nicht zu einer universellen, kosmopolitischen Popularität oder gar zu einer epochemachenden Wirkung auf die Geister prädestinirt scheint; seine Poesie will mit dem Maaßstab der Intensität gemessen, nicht nach äußern, extensiven Wirkungen beurtheilt seyn.

Um unsre Leser in aller Kürze über die äußern Lebensverhältnisse des Dichters zu orientiren, theilen wir die Skizze mit, welche sich in Halls: Book of Gems findet.

„Robert Burns, der Sohn von William Burneß, einem schottischen Bauer, ward geboren am 25 Januar 1759, in einer Lehmhütte, die sein Vater mit eigenen Händen aufgeführt hatte, an den Ufern des Doon, in der Grafschaft Ayr. Mißgeschick durchkreuzte seine ersten Bestrebungen, sich die Mittel seines Unterhalts in der Welt zu verschaffen; und im Jahr 1786 hatte er, nachdem er vergeblich es mit dem Geschäft des Flachszubereitens in Irvine, und mit einem Pacht in Moßgiel versucht hatte, schon den Entschluß gefaßt, sich ins Ausland zu verbannen, als die außerordentlich günstige Aufnahme, welche ein Band Gedichte von ihm fand, den er mittelst einer Subscription herausgegeben hatte, in der Hoffnung, der Gewinn davon werde hinreichen zur Reise über das atlantische Meer, ihn seinen Vorsatz aufgeben machte. Einladungen nach Edinburgh stürmten ein auf den Bauer-Dichter, und er ging nach Edinburgh. Er ward mit gönnerhaftem Enthusiasmus empfangen. In den glänzenden Gesellschaften der Gordons, der Montgomerys und der Hamiltons ward er mit Schmeicheleien und Huldigungen überhäuft; aber am Schluß eines herrlich verlebten Tages, wenn er einer mit Juwelen bedeckten Herzogin in den Wagen geholfen, durfte er durch schmutzige Gassen heimtraben in seine eigene, ärmliche Wohnung, mit einem elenden Tisch, saubbestreuten Estrich und einem Bett von Stroh, für wöchentlich achtzehn Pence. Das war die von der schottischen Aristokratie beliebte, sinnreiche Art und Weise, Burns mittelst der einleuchtendsten und schlagendsten Contraste die Eigenthümlichkeit seiner socialen Stellung fühlbar zu machen. Es war eine bittere Lection, die nie vergessen wurde. Nichts indessen konnte ruhiger, männlicher und natürlicher seyn, als die Art, wie der Dichter sich bei dem gemeinen Staunen und der Bewunderung, welche er einflößte, benahm. Von dem Gewinn einer zweiten, sehr großen Ausgabe seiner Gedichte lieh er zweihundert Pfund seinem Bruder Gilbert, um ihn in Stand zu setzen, seine Lage zu verbessern und seine Mutter zu unterstützen, und er selbst übernahm den Pacht von Ellisland. Mit Widerwillen verließ er die kalten Gesichter, die ihn bei seinem zweiten Besuch in Edinburgh zurückgestoßen hatten; aber nicht ohne Niedergeschlagenheit und Bitterkeit trat er seine neuen Arbeiten an. Ein Amt bei der Accise, im Ertrag von fünf und dreißig Pfund jährlich, ward ihm nachgeschickt, ausgewirkt für ihn durch die Verwendung eines Edelmanns von der Regierung, von welcher ein Hauptmitglied schon in schlechten Versen eine seyn sollende enthusiastische Bewunderung für den Genius des designirten Acciseinnehmer ausgesprochen hatte. In Ellisland ging es Burns schlecht, und bald blieb ihm wenig Trost übrig außer den noch unerschütterten Hoffnungen des trefflichen und tugendhaften Mädchens, das er geheirathet hatte, Jean Armour. Er gab den Pacht auf und zog nach Dumfries, und von da an bis ans Ende seines Lebens stritt er sich mit Schmugglern herum, stach Bierfässer ab, erduldete Kränkungen aller Art und schrieb unsterbliche Gedichte. Noch eine Prüfung war ihm zum Schluß aufbehalten. Da seine politischen Ansichten den Behörden in ungünstigem Lichte geschildert worden waren, hatte er einen harten Kampf zu bestehen, um nur seine elende Stelle bei der Accise zu behalten, und sie blieb ihm am Ende nur mit dem Bedeuten: er habe sich streng an eine begleitende officielle Instruction zu halten, daß sein Amt sey, thätig zu seyn, nicht aber zu denken. Das Amt Burns, thätig zu seyn, aber nicht zu denken! Er starb am 21 Julius 1796, nachdem er kaum, während seiner letzten Krankheit, dem Gefängniß (wegen Schulden) entgangen war.

Von Person war Burns in seiner Jugend groß und muskulös. „Der Mann," sagt sein neuester und bester Biograph, Allan Cunningham, „war nur wenig von dem Jüngling verschieden... Er hatte eine leichte Senkung des Halses, was den Lenker des Pflugs verrieth, und ein, oder ein paar Locken seines dunkeln, wallenden Haares waren hinten nachlässig mit zwei Stücken schmalen, schwarzen Bandes gebunden. Sein Gesicht strahlte von Intelligenz und Genie... seine Augen waren groß, dunkel und leuchtend." — „Nie," sagt Walter Scott, „sah ich sonst ein solches Auge im Kopf eines Menschen, obgleich ich die ausgezeichnetsten Männer meiner Zeit gesehen habe."

Nichts ist schöner als die Dichtungen von Burns, ausgenommen die von Shakspeare. Wir verstehen dieß nicht nur im poetischen Sinn, sondern sofern wir darin die Sprache und den Ausdruck eines Mannes voll Einfalt, die Festigkeit und Wahrheit erkennen. Seine Poesie enthält die Gefühle gränzenloser Großmuth und allumfassender Liebe; den Stempel der Aufrichtigkeit und Innigkeit, mächtig und glühend genug, um auch das Niedrigste zur Sphäre des Höchsten zu erheben; die entschiedenste und doch anmuthigste Vermählung von Zartheit mit Kraft, ja Heftigkeit, von zitterndem Mitleid mit ernster und gewaltiger Leidenschaft; — nichts läßt sich vergleichen mit den Fragmenten von Burns' Genius (denn die kümmerlichen Verhältnisse seines Lebens erlaubten ihm nur, Bruchstücke zu hinterlassen), als der weitumfassendere Genius Shakspeare's. Burns schrieb Gedichte, weil er gar nicht anders konnte. Sein Herz war zu voll, als daß es ihn hätte schweigen lassen. Dieß ist der auszeichnende Charakter seiner Productionen. Sein Puls schlägt noch in ihnen so lebendig, so gesund und so kraftvoll, wie damals als er zuerst, leichten Fußes und das Herz von Hoffnung schwellend, in die Welt hinaus trat. Sein Auge war so treu wie sein Herz, und daher ist die Anschaulichkeit seiner Poesie von keinem übertroffen worden. Sein Name und sein Einfluß wird so lang bestehen, als ein Berg oder ein Strom in Schottland seyn wird."

An diese Skizze können wir manches Ergänzende und Erläuternde anknüpfen. Fürs erste das, daß der Verfasser die Eigenthümlichkeit von Burns' Temperament nicht hervorgehoben hat, welche wohl einerseits die Bedingung und Basis mancher Eigenschaften war, welche seine Poesie auszeichnen, aber andrer-

seits auch, indem sie ihn zu vielen Unbesonnenheiten und Verirrungen hinriß, wenigstens theilweise den Druck und die Sorgen herbeiführte, unter welchen er während seines Lebens litt. Ein Sturm riß wenige Tage nach seiner Geburt die Hütte seiner Eltern nieder, und Burns erkannte hierin die Vorbedeutung seiner eignen stürmischen Leidenschaften. Seine Gedichte sind ein treuer Spiegel seiner Persönlichkeit, seines Charakters, und er gibt sich nicht die mindeste Mühe, die Züge zu verbergen, welche Hall verschweigt; er gibt mit der unbefangensten Naivetät seine Schwächen, seine Neigungen, seine satyrische Laune, seine Freude am derben Witz preis, aber daneben treten allerdings die oben an ihm gerühmten Eigenschaften des Gemüths und Charakters mit gewinnender Kraft hervor. Derselbe Leichtsinn, welcher, verbunden mit der Ungunst der Verhältnisse, den Dichter im Leben unglücklich machte — (so weit ein Mann mit einem solchen Schatz unglücklich seyn konnte), ist es auch, was ihn, vermählt mit den trefflichsten Anlagen des Geistes und Herzens, so liebenswürdig macht. Rührend und wahr sagt er von sich in der Grabschrift, die er sich selbst dichtete (dem ersten der von Kaufmann übersetzten Gedichte:

Der Arme, der hier unten ruht,
War reich an Geist, von Herzen gut,
Und fühlte heiß der Freundschaft Gluth,
Und sanftres Glühn,
Doch Thorheit und zu rascher Muth
Befleckten ihn.

Um unsern Lesern den wahrhaft männlichen, unabhängigen, gesunden Sinn des schottischen Sängers zu veranschaulichen, haben wir eine Epistel von ihm an einen jungen Freund übersetzt, welche die Sammlung von Kaufmann nicht enthält, und die, wenn sie auch an Poesie vielen seiner Lieder weit nachsteht, durch die Kraft der Gesinnung und des Ausdrucks seiner vollkommen würdig ist:

Lang dacht' ich schon, mein junger Freund!
Etwas für dich zu schreiben;
Ich möcht' bei dir, so ist's gemeint,
In guter Erinn'rung bleiben.
Was aber? Ei! es wird die Frag'
Durch Zufalls Laun' erledigt;
Kann seyn es kommt ein Lied an Tag,
Kann seyn auch eine Predigt.

Du kommst jetzt in die Welt hervor;
Wahrhaft sag' ich Bescheid dir:
Die Menschen sind ein seltsam Corps
Und schaffen wohl viel Leid dir.
Auf Sorg' und Müh mach dich gefaßt,
Kommst du zu deinen Zwecken,
Doch ringst du auch voll Schweiß und Hast,
Bleibst leicht im Sumpf du stecken.

Nicht als ob alle Menschen schlecht!
Die harten, bösen Sünder,
Die fragen nie nach Gott und Recht,
Sind wohl an Anzahl minder;
Doch unverlässig, ach! und krank
An Schwäche dieß Geschlecht ist;
Und ob die Wag' auch tanz' und schwank,
Wägt selten sie, was recht ist.

Die fallen in des Glückes Schlacht —
Wir wollen ihr Loos nicht schelten!
In dem was weethvoll 's Leben macht,
Mögen sie viel doch gelten!
Hat Einer wohl ein redlich Herz,
Doch beißen ihn Nahrungssorgen,
Nimmt Theil an seines Nachbars Schmerz,
Doch hat nichts ihm zu borgen.

Frisch weg stets von der Leber sprich,
In Freundeskreis, in kleinem!
Doch etwas stets behalt' für dich,
Was du vertraust kaum Einem!
So viel du kannst, zieh' dich zurück
Vor'm Messer krit'scher Zungen,
Indeß du selbst mit Luchses Blick
Der Andern Heerz durchdringen.

Gib hin dich mit beraunchter Brust
Rechtmäß'ger, heil'ger Liebe,
Doch koste nicht verbotne Lust,
Ob es geheim auch bliebe!
Wie groß die Sünd'! — das steh' dahin,
Wie Angst vor'm Leumund quäle! —
Doch oh! verstockt macht's Herz und Sinn,
Versteinert ganz die Seele!

Wirb um Fortuna's goldne Gunst
Mit Fleiß und Eifer täglich,
Und such' Gewinn durch jede Kunst,
Mit Ehr' und Recht verträglich. —
Nicht, daß du's in die Erde grab'st,
Nicht, nach Hoffart zu streben, —
Nein! daß das stolze Recht du hab'st:
Als eigner Herr zu leben!

Die Höllenfurcht als Stanpbesen frommt,
Schnecken damit zu zügeln;
Wo ins Gedräng' die Ehre kommt,
Wirst du nicht lange klügeln;
Bleib' stehn, wenn ihr ein Fleckchen droht,
Wie auch der Scheingrund schimmert;
Entschlossen, treu halt' ihr Gebot!
Um Folgen unbekümmert.

Dem großen Schöpfer Ehrfurcht weihn,
Wohl ziemt's dem Sohn der Erde;
Doch laß der Frömmler Litanei'n
Und saure Bußgebäde!

Nimm nie bei Gottesläugnern Platz,
Verlaufcher feevlen Spottes;
Ihr Lachen ist ein schnöder Ersatz
Deines verhöhnten Gottes.

Wo der Genüsse Kranz sich flicht,
Vergißt die Religion man;
Wenn sie mit gift'gem Stachel sticht,
Sieht man sie wohl mit Hohn an;
Doch wenn das Leben uns stürmt zu Grund,
Wenn Schuld uns macht erbleichen:
Dann mit dem Himmel ist der Bund
Ein Anker ohne Gleichen.

Leb', thenree, lieber Junge, wohl!
Nie wird dir's Herz versagen.
Und Klugheit, Wahrheit, Mannessinn soll,
Dich's Haupt hoch lassen tragen!
In schlichtem Wort: Gott geb' dir Gnad'
Der Weisheit nachzustreben,
Und mögst du treuer seyn dem Rath,
Als der ihn dir gegeben.

Aus diesem Gedicht lernt man die Gesinnungen und Grundsätze kennen, welche Burns als Regeln für weise Führung des Lebens aufstellt, wenn er auch in der letzten Zeile mit rührender Offenherzigkeit gesteht, daß er selbst ihnen nicht nachgelebt habe; zugleich sieht man auch, daß das eigentlich poetische Element zurücktritt, daß er ein Mann von nicht geringer Reflexion und Einsicht war. Dieß führt uns zu dem Punkt seiner Bildung. Liest man die Gedichte von Burns, oder auch nur einen Theil davon, und hört man, der Verfasser sey ein bloßer Bauer in Schottland, nicht etwa ein Landwirth, sondern ein wirklicher Pflüger gewesen, so muß man sich freilich versucht fühlen, hierin ein fast unglaubliches Wunder zu erblicken. Und übersetzt man sich dieß Wunder in die deutschen Verhältnisse, so wird es noch fabelhafter. Wie sollte man es sich irgend denkbar machen, daß ein deutscher Bauer hinter seinem Pflug solche Gedichte sänge, wie die von Burns? Dieß Staunen über eine Unbegreiflichkeit wird jedoch, ohne daß darum die Bewunderung des poetischen Genius im mindesten geschwächt werden müßte, bedeutend vermindert, wenn man etwas genauer die Verhältnisse sich ansieht, die aus einem stumpfen Bauernknaben freilich nimmermehr einen Jünger Apollo's machen könnten, die es aber doch erklären, wie das herrliche, angeborne Talent von Burns zu solcher Ausbildung gelangen konnte. Zwei Elemente wirken in Schottland aufs glücklichste zusammen, um auch den gemeinen Mann, den Bauer, in seiner Bildung und in seinem Selbstgefühl höher zu heben, als die ihm an Stand und Beruf Gleichen in andern Ländern, z. B. in Deutschland, stehen. Die frühern, mittelalterlichen, in Schottland durch den Geist des Volkes eigenthümlich gefärbten und modificirten, halb feudalistischen halb patriarchalischen Verhältnisse und Institutionen, der Geist und die Traditionen der Genossenschaften und Clane, die einfachen, gemüthlichen Sitten, haben sich in jenem Lande, wie Jedermann weiß, weit mehr erhalten, als bei irgend einem andern Volke. Zur Zeit, wo in England, unter Elisabeth, schon Alles sich den modernen Staatseinrichtungen entgegen gestaltete, waltete in dem scheindar verspäteten Schottland noch der ziemlich stürmische und unordentliche Geist des Mittelalters. Durch die Vereinigung mit England jedoch wurde ihm ein gleichmäßiges Fortschreiten in Civilisation und Bildung gewissermaßen zur Nothwendigkeit, und während manche schönen und poetischen Elemente aus jenem frühern Zustand sich erhielten, — viele heroische und nationale Erinnerungen, deren Lebendigkeit über die Schotten insofern viel Unheil brachte, als sie sie geneigt machte, sich der unglücklichen Sache des Hauses Stuart anzuschließen, und Gut und Blut dafür zu opfern, — wurde durch die Reformation und durch den anregenden politischen und intellectuellen Verkehr mit England auf die Bildung des Volks vortrefflich gewirkt, indem dort die vorzüglichsten Schulanstalten, besonders auch Elementarschulen, gegründet und eifrig gepflegt wurden. Wirklich zeichnet sich auch das Volk von Schottland vor dem von England durch Bildung und Intelligenz aus (obgleich die Engländer die Schotten wegen ihrer Derbheit und besonders auch wegen ihrer breiten Aussprache häufig verspotten), neben dem, daß das patriarchalisch-heroische Element noch lebendiger unter ihm ist. Durch Schulunterricht und einen gewissen Grad von Bildung wird somit auch in dem schottischen Landmann das Gefühl der Menschenwürde geweckt, wird er für die Humanität gewonnen, während seine Lebensgewohnheiten und Traditionen, die von Mund zu Mund, vom Vater auf den Sohn sich vererbenden volksthümlichen Legenden, Sagen und Gesänge das Nationalbewußtseyn lebendig erhalten. Dem schottischen Bauer, wenn er nicht ganz stumpf ist, lebt sein Land und seine Geschichte; dem deutschen Bauer sind beide so ziemlich todt.

(Fortsetzung folgt.)

Carlo Varese.

(Schluß.)

Am nächsten Morgen erhält Varese durch den Kellner des Gasthofes, in welchem der Fremde abgestiegen, die Nachricht, daß Herr Stella plötzlich sehr unwohl geworden und deßhalb den Herrn Doctor um seinen gütigen Zuspruch ersuchen lasse. — Ob Varese nun wohl die Beine unter die Arme genommen? — So erhitzt und athemlos er an Ort und Stelle anlangte, eben so bleich und matt fand er den jungen Mann auf dem Lager hingestreckt. „Was in aller Welt fehlt Ihnen denn, bester Herr Stella?" — Ach mich hat ein schrecklicher Unfall betroffen! Noch schaudere ich, wie Sie sehen, wenn ich nur daran denke. — „Aber so sprechen Sie doch, was ist's? Oder reut Sie Ihr Vertrauen zu mir schon jetzt." — O, das kann der Freund meines Oheims nimmermehr im Ernste von mir denken! Nein, hören Sie, hören Sie Alles! Gestern Abend gegen eilf Uhr ging ich vor dem Tortoner Thore spazieren; da, in geringer

Entfernung vom Kloster, wurde ich von zwei Unbekannten angetreten, welche mir alsbald alle Taschen umkehrten und meine Brieftasche zusammt den in derselben befindlichen Wechseln, Paß, fünf spanischen Pistolen und sieben oder acht venetianischen Zechinen mir entrissen, so daß ich nun, ohne Geld und Papiere, die dringendnöthige Reise nach Turin unmöglich so schnell abthun kann, wie die Interessen unseres Hauses es doch gebieterisch fordern. Den Carabiniers und der Polizei habe ich bereits vorläufig Anzeige von dem Vorfall gemacht; doch soll ich heute um neun Uhr noch vorschriftmäßig ausführlich bei letzterer deponiren.

Varese, außer sich vor Bestürzung und Betrübniß, daß ein solcher Unfall gerade dem Neffen seines Freundes begegnen mußte, eilt spornstreichs auf die Polizei, um sich aufs nachdrücklichste für die Entdeckung der räuberischen Schurken, so wie für die Ertheilung eines neuen Passes an seinen Schützling zu verwenden, damit dieser seine so dringliche Reise nach Turin schleunigst antreten könne. Dennoch ertheilte die mißtrauische Polizei selbst nach der vorschriftmäßig ausführlichen Deposition nur einen Reiseschein zur Rückkehr nach Mailand, was freilich schon viel, aber noch lange nicht das so sehnlich Gewünschte und so dringend Gesuchte war. Indeß, da ließ sich nun einmal nichts ändern, und so mußte der ehrliche Varese seine Dienstleistungen vorläufig darauf beschränken, seine Börse mit etwa 36 oder 40 Mailändischen Liren in die Hände des Wirthes und des nach Turin bereits gedungenen Fuhrmannes für den armen jungen Mann auszuschütten. Dann aber führte er diesen zu sich nach Hause, besorgte ihm das erlesenste Mahl, wie es der piemontesische Koch nur irgend bieten kann, miethete ihm ein Fuhrwerk nach Mailand und empfahl ihn beim Abschiede mit dem herzlichen Kuß des Biedermannes in den Schutz des lieben Gottes und seiner Heiligen.

Aus dem ersten mit dem Oheime hiernächst gewechselten Briefe ergab sich aber, daß unser ehrlicher Varese eben wieder einmal das Spielwerk eines Betrügers, das Opfer seiner fast eben so leichtgläubigen als menschenfreundlichen Gutherzigkeit gewesen war; daß er selber einen Schurken auf die Polizei geführt und auch für dessen so bequemes als schleuniges Fortkommen allerbestens gesorgt hatte: der angebliche Neffe seines Verlegers war nur ein ehemaliger Diener desselben, welcher dergleichen Gaunerstreiche inzwischen schon mehrere ausgeübt, den Weg nach Rom aber offenbar nicht um der Buße willen gemacht hatte, und nur zu spät erst, während einer mehrjährigen Gefangenschaft, zur Erkenntniß und zur Reue gekommen ist. — Irren aber würde man sich, wollte man meinen, daß Varese über diesen Vorfall sonderlich bös gewesen; froh war er vielmehr, indem er äußerte: wie verdrießlich hätte es nicht für mich seyn müssen, ließ ich den wirklichen Neffen meines Freundes etwa ohne Vorschub und Hülfe von mir gehen?

In der letzten Vergangenheit nun hat Varese die Feder des Romanendichters mit dem Griffel des Geschichtschreibers vertauscht — ein großartiges Unternehmen, das auch als Versuch, ganz abgesehen von dem Erfolge, immer ehrenvoll und der Anerkennung werth gefunden werden muß. Unser Held aber brachte zu dem hohen Muthe auch die angemessenen Kräfte mit, wie seine „Geschichte der Republik Genua, von ihrem Ursprunge bis zum Jahre 1814," in acht Octavbänden zur Genüge darthut. Der König Karl Albert, ein sorglicher Pfleger jedes Zweiges der Wissenschaften, ganz besonders aber der Geschichte, verlieh dem fleißigen Autor zur gerechten Anerkennung seiner Leistungen das Ritterkreuz des Savoy'schen Civilverdienst-Ordens, und die Akademie zu Turin, so wie die Deputation für vaterländische Geschichtsforschung machten sich eine Ehrensache daraus, den Verfasser jenes Werkes zum Mitgliede ihrer Gesellschaften zu ernennen.

Die Persönlichkeit Varese's endlich anlangend, so ist er sehr wohl und fein gebaut, hat etwas eingefallene Wangen und schwarze, lebenvolle Augen. Eine ganz eigenthümliche Folie für die regelmäßigen Verhältnisse seines Gesichtes gibt sein glänzend schwarzes Haar, das ihm bis auf die Schultern herabwallt. Ob er es indeß noch immer mit derselben eifersüchtigen Sorgfalt pflegt, wie bei seinem letzten Besuche in Mailand, das wissen wir freilich nicht anzugeben.

Woikoff.

Neuere dänische Literatur.

(Schluß.)

Den fünften Act, der zu Anfange im Unwetter im öden Vogelwalde spielt, wo Simurg an einen Oelbaum gebunden starr nach dem Vögelfluge schaut, eröffnet dessen Diener Marcolfus, der Narr des Stücks, der ihm seine Bande zerschneidet und ihn auffordert zu entfliehen; aber sein Herr ist so sehr in Betrachtung verloren, daß er gar nicht auf ihn achtet, so daß Marcolfus unter Andrem sich ausläßt:

Studirt er nicht bald sich zu einem Gott,
So hält er das Hundeleben nicht aus!

Als er zuletzt ihm zuschreit:

Ein Teufel regiert König Salomo's Reich!

kommt der Haushofmeister dazu und warnt ihn:

Marcolfus, du treibst die Frechheit zu weit,
Du wagst zu rufen laut, was du denkst!

Marcolfus antwortet:

Die Frechheit war doch wohl nicht so groß,
Es war Monolog.

Der Haushofmeister ist ein strenger Verehrer der Monarchie:

Kam Salanas nach David zum Throne,
So trägt er ja ehrlich gesetzlich die Krone.

Plötzlich verändert sich die Natur, Frühlingswinde wehen, Vögel singen, der Wald grünt und blüht, und Simurg verkündet:

Es naht, er, der da sieht als Blinder,
Des falschen Ringesherren Ueberwinder.
Doch erst muß in sein Grab der Lügenunhold,
Bevor des Ringes wahres Licht sich offenbart!

Auf Salomo's Burg bemerkt auch der Nekromant die Umwandlung und spürt Unrath, läßt deßwegen den Lokman rufen, der ihm ruhig seinen Untergang voraussagt. Mittlerweile öffnen sich die Thüren des Palastes; die Leviten, den blinden Assaf an ihrer Spitze, ziehen dem Nekromanten mit einem Beschwörungsgesang entgegen. Dieser stürzt zur Erde, erhebt sich wieder, und entflieht, noch immer mit dem Ring an der Hand. Die Procession folgt ihm. Das Volk will ihn steinigen. Zwei Sadducäer bedauern das Volk wegen seines Aberglaubens, als ob in dem Könige ein Teufel wohne, und als ob der Ring wirklich eine Zauberkraft besitze. Der Nekromant ist auf eine Felsenspitze am Meere geflüchtet, vom Geschrei der Dämonen verfolgt und ruft:

Hast du, o Wesen, Daseyn, das ich läugnete,
So zeige dich!

Iblis gibt sich ihm als solches zu erkennen. Der Nekromant verachtet ihn, und will ihm nur glauben,

Wenn eingeschlossen in den kleinen Raum
Von einer goldnen Kapsel du mir meine
Gedanken offenbaren kannst. Der Ring
Soll dein dann seyn, und deinem Reich zu eil' ich
Mit dir zur Geisterherrschaft.

Iblis nimmt den Antrag an, ist aber kaum in dem Gefäß, als der Nekromant es zuschließt und mit dem Ringe besiegelt, es sammt dem Ring in das Meer wirft, sich aber selbst auch, von dem Beschwörungsgesange verfolgt, in die Wellen stürzt.

Wir erblicken sodann im Hafen auf einem Nachen unter dem Fels den Salomo als Fischer und bei ihm die Königin von Saba, beide noch in ihrer Verzauberung, aber schon mit dem edlen Ausdrucke des Geistes in ihren Zügen. Balkis freut sich der Wiedererneuerung der Natur, und will den Salomo damit trösten, der aber in tiefe reuige Gedanken versunken ist: nach allem Forschen habe er nicht einmal Leben und Traum unterscheiden können, doch wolle er im Namen Gottes die Stunde erwarten, wo des Lebens höchster Schatz gefunden werde. Indem zieht er im Netz das Goldgefäß herauf und erkennt freudig das Gepräge seines Ringes. Iblis bittet drinnen, ihm aufzumachen, und den größten Geist zu erlösen. Salomo antwortet: „Nein! den größten Geist sperrt Niemand ein, nicht aller Welten Raum," und wirft das Gefäß ins Meer zurück. Aber nun bringt ihm ein Fisch im Netz seinen Ring, er steckt ihn an den Finger, und erhält mit Balkis die wahre Gestalt wieder. In einer Sestine geht er nun nochmals seine Forschungen durch, dann gelandet, und vom Volke, von dem ruhigen Lokman, und dem triumphirend um sich blickenden Simurg, vom stummen Agib und der Prinzessin Melida, und vom Priestergesang empfangen, heilt er durch den Ring den Assaf von seiner Blindheit und den Agid von seiner Stummheit, und sagt dann:

Das Kleinod, das die Weltweisheit nicht ausfand,
Ist nicht dahin auf immer — ist gefunden.
Hier steht das Wort, das mächtig klar dereinst
Die Welt mit seinem Klang durchtönen wird.
Von Freiheit flüstert meinem Geist dieß Wort,
Es löset jegliche gebundne Seele,
In Feindes Hand sogar sprengt es die Bande,
Und schafft, was eine ew'ge Weisheit denkt.
Das Zeichen trag' ich in des Ringes Schrift nur,
Nicht mein ist dieses große Werk, und nicht
Der Welt. Wenn es hervortritt aus dem Zeichen,
Wird alle Dunkelheit sein Glanz durchstrahlen,
In ihm des Lebens Leben offenbaren,
Die Welt zu ihrer Herrlichkeit verklären.

Assaf und die Priester stimmen zum Schluß den prophetischen zwei und siebenzigsten Psalm an.

Aus dieser etwas ausführlichen Inhaltsanzeige erhellt deutlich, daß das Gedicht ein didaktisches, und als solches bedeutend genug ist, mit den wichtigsten Dichtungen ähnlicher Art verglichen zu werden. Es hat eine der höchsten Ideen zum Kerne, die Erforschung der tiefsten Weisheit oder des höchsten Gutes, das hier zuerst in dem Ringe versinnbildet ist, doch nur als unumschränkte Gewalt, die in Salomo's Händen allenthalben Glück verbreiten will und demzufolge die äußere Natur zum Paradiese macht, zugleich aber den größten Feind des irdischen Glückes, den Tod zu vernichten sucht. Dazu bedarf es noch des Wortes der Wahrheit, des Verstehens der Inschrift des Ringes, der Quelle aller Worte und Gedanken, oder vielmehr des Schöpfungs- und Erhaltungswortes. Um dieß zu erfahren, wendet sich der weise Salomo in seiner Thorheit an Seher, an andre lebende Geschöpfe und seinesgleichen, ja sogar durch den Nekromanten, den Vertreter nicht etwa des irrenden, wie bei Salomo, sondern des bösen menschlichen Willens, an die Todten, und der Mund der Leiche flüstert ihm sehr richtig das Wort Nichts als die Lösung des großen Räthsels zu, denn der irdische Theil des Menschen ist als menschlicher Leib vernichtet. Salomo's edle Natur wendet sich mit Unwillen von dieser Antwort ab, aber er hat sich durch Benutzung einer teuflischen Macht entwürdigt, er hat das körperliche Daseyn zu hoch angeschlagen, er ist jener Macht verfallen, er wird dafür bestraft durch den Verlust seines Ringes, d. h. seiner Macht wohl zu thun, seiner sittlichen Kraft überhaupt, er muß und kann diese nur durch Büßung wieder gewinnen. Sie wird ihm geraubt durch den Nekromanten, der sie seiner Natur nach sofort dazu anwendet, um die Erde zu entschönen, zu verderben, Schrecken und Jammer hervorzubringen. Dadurch wird er endlich dem allgemeinen bösen Princip, dem Teufel, zu mächtig, und Iblis sagt sehr naiv, daß auch das Böse sein Maaß haben müsse. Indeß ist Salomo, der nun in dem tiefsten Elend schmachtet, das zugleich in seiner Gestalt erscheint durch Verwandlung in einen Greis, auf den richtigen Weg zur Entdeckung des Räthselwortes gelangt, das nicht mit der Schöpfung eines äußern Paradieses, und mit der Aufhebung des irdischen Todes anfangen darf, sondern das zunächst in innerer Reinigung durch Erkenntniß der sittlichen Schwäche des Menschen und demnächst in seiner Unterordnung unter den göttlichen Willen besteht, der in der heiligen Schrift niedergelegt ist. Hiemit ist denn auch der Untergang des Bösen, der

Sturz des Nekromanten, und die Wiedergewinnung des Ringes als Symbols der Macht oder der Fähigkeit zu beglücken, d. h. der eigenen sittlichen Reinheit und der Einwirkung auf den Willen Andrer, das Amt des priesterlichen Königs verbunden. Indeß die sittliche Weltverklärung ist nicht auf dieser Welt zu erreichen, sondern einer himmlischen Zukunft vorbehalten. — Dieß ist der Hauptfaden, mit welchem sich mehrere theoretische und praktische Ansichten verweben. Zwei verwerfliche theoretische knüpfen sich an die Seherkunst durch Beobachtung des Vögelflugs und des Standes der Gestirne, der ersteren als Ueberhebung der menschlichen Einsicht, wie bei den ersten Menschen als Ungehorsam gegen das göttliche Verbot und Versuch, Gott gleich zu werden, also der Verwegenheit, durch Forschung selbst das Geschick, den göttlichen Willen, die Naturgesetze zu beugen, der letzteren als eines stoischen Stolzes, gegen die Allmacht den Gleichgültigen zu spielen, und über nichts mehr sich zu freuen oder zu betrüben. Das eine ist ein Mißverstehen der Freiheit des menschlichen Willens, das andre der göttlichen Nothwendigkeit, beides ein Verkennen des Verhältnisses zwischen dem Geschöpf und dem Schöpfer, zwischen dem Menschen und Gott. — Die edle menschliche Natur ist durch die Königin von Saba versinnbildet, die Verbindung des eifrigen Strebens nach richtiger Erkenntniß mit reinem Willen und Menschenachtung, persönlicher Neigung, Hingebung an das Höhere; Balkis wird deßhalb auch die Begleiterin des gefallenen Mannes, die Trösterin und Retterin, und steht höher als Sulamith, die mehr die äußere Schönheit des Weibes als die sittliche, mehr die Unschuld als die Tugend darstellt. Schön hat auch die höchste Geschlechtsliebe, die eben in der Vereinigung und also nur durch den Tod ein wahrhaftes Leben empfängt in Jussuf und Sagura, so wie das Geschick in seiner irdischen Milde nach der Strenge in Agib und Melida, und in seiner himmlischen Milde nach der größten Peinigung in Assaf und Mehinbanu, und endlich der Gegensatz gegen alles ediere Streben auf niedrige, knechtische, eigennützige Weise im Haushofmeister, auf komische Weise als Narr oder phlegmatischer Famulus in Marcolfus ihre Vertreter gefunden. Alle diese Versinnbildungen ließen sich noch weiter besprechen, besonders die verschiedenen vorhergenannten Liebespaare, unter welchen besonders das letzte, Assaf und Mehinbanu, eine tiefere Bedeutung haben, insofern die weibliche Natur zum größten Schmerz bestimmt zu seyn scheint, aber auch mit der größten Kraft zu leiden ausgerüstet ist, der höchste Schmerz des Mannes sich aber durch die Kunst, in Assaf durch die Poesie, und zwar die religiöse, reinigt, und darin Haltung und Lohn findet. Je tiefer man in das Gedicht eindringt, desto mehr Absichtlichkeit und künstlerische Weisheit erblickt man darin. Nur der Schluß läßt Einiges zu wünschen übrig. Die beiden Teufel, von denen Iblis der thätige, rüstige, Datemder der schwächere, nachdenklichere ist, verschwinden zu schnell, der letztere doch wenigstens mit einigen pharisäischen Worten. Am meisten befriedigt fast der Nekromant, indem er mit dem Glauben an das Nichts und an seine Vernichtung sich in das Meer stürzt. In Salomo ist die Selbsterkenntniß, die Gotteserkenntniß, die Religion als Lösung zwar richtig bezeichnet, aber die Widerlegung des Nichts, der Rückblick auf das, was ihn früher so sehr bekümmerte, auf den Tod, fehlt, oder ist doch zu schwach durch die Zeile:

Nun spricht das Leben von der Welt der Todten ausgedrückt; und sie war leicht zu geben durch die Verwandlung des Nihilismus „aus dem Nichts ist Alles entstanden, und in das Nichts kehrt Alles zurück," in das göttliche Wort: „aus Gott ist Alles entstanden und zu Gott kehrt Alles;" auch der Tod erscheint dadurch erst in seiner wahren Bedeutung als Führer zu Gott, als Vermittler des wahren Geisteslebens. — Eben so sollte auch der Philosophie neben der Religion ihre Stelle angewiesen, und die Idee der Freiheit mit der der Nothwendigkeit ausgesöhnt werden.

Eine Vergleichung mit ähnlichen Werken, z. B. mit Goethe's Faust, mit Calderons wunderthätigem Magus, mit Dante's göttlicher Komödie würde hier am Orte seyn, aber zu weit führen; und ich schließe deßwegen mit dem Ausdruck meiner hohen Achtung vor der Absicht des Dichters wie vor der größtentheils glücklichen Durchführung eines so umfassenden Gedankens, und vor dem Fleiße, der im Einzelnen herrscht, wobei noch lobend zu bemerken ist, daß er der sehr nahe liegenden Lockung zu einer Kritik philosophischer oder religiöser Systeme, besonders der gegenwärtig obwaltenden (wenn gleich manches in diesem Gedicht einer solchen Deutung fähig ist) widerstanden und sich von allen entschiedenen Anspielungen oder Persönlichkeiten frei erhalten hat.

Die gelben Strahlen.

Von Sainte-Beuve.

Im Sommer, Sonntags, wenn's zur Vesper läutet,
Das Volk voll Hast aus seinen Häusern schreitet,
Und draußen sich erfreut,
Aus meinem Fenster durch die Jalousien
Seh' ich von oben dann vorüberziehen
Handwerker, Bürgersleut',

Geputzte Krämer, Frohsinn im Gesichte.
Auf meinem Tische liegt ein Band Gedichte;
Ich lese halb im Traum.
Der Abendsonne dunkelgelbe Strahlen,
Heut gelber noch, als in der Woche, malen
Des weißen Vorhangs Saum.

Ich seh' sie gerne durch die Läden zittern;
Die Phantasie erzeugt aus ihrem Flittern
Der Goldatome Heer.
Dann durch das Aug' in meine Seele dringend,
Und als Gedanken in ihr wiederklingend,
Entstehen dort noch mehr.

Der Kindheit Tage sind's, die vor uns treten,
Die wie ein Zukunftstraum, den wir erröthen,
So golden sind und bunt.
Zur selben Zeit (mir ist, als säh' ich's heute)
Ließ man uns Kinder einst bei dem Geläute
In der Capelle Rund.

Die Lampe brannte gelb und gelb die Lichter;
Ein gelber Schrein bestrahlte die Gesichter
Der Mädchen rings im Kreis.
Der Priester drugt' im weißen Meßornate
Die gelbe Stirn, wie, wenn die Sichel nahte,
Die Aehr' sich beugt leis.

Wer hat nicht Abends vor dem Heil'genschreine
Verrichtet heilig sein Gebet, alleine,
Ein Opfer sonder Trug?
Wer, der das gelbe Crucifix nicht küßte,
Der deinen Tod nicht las, o Jesu Christe,
Im gelben Messebuch?

Doch sagt wo, wenn sie fort, ich wieder finde
Des Glaubens Innigkeit? dieß Angebinde
Von eines Engels Hand;
Den unsre Mutter nährt mit frommem Eifer,
Und den ein Priester tränkt, sind wir reifer,
An heil'ger Stelle Rand.

Kann wieder er erblühn, vom Sturm geknicket,
Wenn frech der Stolz, der unsre Herz berücket,
Teilt auf den Altar hin?
Wohl ist man schwach dann, wenn dem Leid zum Raube,
Wenn Tod — was denk ich dran, da ich doch glaube,
Daß ich unsterblich bin!

Ich war bei meiner Tante Todeskampfe
Dieß Jahr. Auf ihrem Bett' im starren Krampfe
Wird sie drei Tage lang
Und starb, indeß ich bei ihr war im Zimmer.
Ich war dabei, als um ihr Haupt für immer
Das Leichentuch man schlang.

Der Sarg kam an; man maß ihn mit dem Stabe;
Ich sah's — die Lichter brannten gelb; am Grabe
Sang Hymnen der Vicar.

Umsonst wollt' beten ich nach frommem Brauche —
Stumm blieb die Lipp' und thränenleer das Auge,
Da ich nicht gläubig war.

Sie liebt mich doch; auch meine Mutter liebt mich:
Doch ach! wie bald, und auch ihr Tod betrübt mich;
Ich hülle selbst sie ein
In gelbe Laken, leg' auf gelbe Späne
Ihr Haupt und wein' dabei die letzte Thräne.
Dann bin ich ganz allein.

Allein — bin ohne Eltern und Geschwister;
Es liegt ein Leben vor mir ernst und düster;
Wer, der von Lieb' mir spricht? —
Die Sonne sinkt indeß; nur matt beschienen
Vom letzten Glühen glänzen die Gardinen
In falbem, gelbem Licht. —

Nein, niemals wird bei meines Namens Nennen,
An den Gemahl, der fern ist, denkend, brennen
Vor Scham die junge Braut.
Zwei Knaben werden nie die Rauchgefäßer
Ob unsern Häuptern schwingen, wenn die Messe
Absingt der Priester laut.

Nein, niemals naht der Tod sich meinem Pfühlen,
Wird meine Stirne heiße Küsse fühlen,
Und nie im Brechen schaut
Mein Aug' ein Lebewohl von theurem Munde.
Mir gibt ein Baum von meinem Grab euch Kunde,
Noch gelbes Taxuskraut.

— So denk ich dann. 'S wird dunkel auf den Gassen;
Ich stieg' hinab; in dem Gewühl verlassen
Die Grabgedanken mich;
Man drängt sich durch; wo luft'ge Tänze klingen
Geht's ein und aus, und Invaliden singen
Ein heiser Liedchen sich.

Da hört man Fluchen, Zanken nur und Lärmen,
Da sieht man nur verliebte Paare schwärmen,
Sich küssen ohne Scheu.
Ich kehre heim durch all dieß Gebrause;
Die ganze Nacht hör' ich vor meinem Hause
Der Trunkenen Geschrei.

F. W. Deetje.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 48.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

23 April 1840.

Der jüngste Tag.

Von Jean Reboul, Bäcker in Nimes.

Unter dem Titel Le dernier jour ist ein Gedicht in zehn Gesängen von dem unsern Lesern schon bekannten poetischen Bäcker in Nimes, Jean Reboul, erschienen, über dessen Inhalt wir hier berichten und woraus wir Proben mittheilen wollen.

Wenn J. Reboul in der Form seiner Poesie sich vorzüglich an Lamartine anschließt, so entfernt er sich in seinen Lebensansichten, in seinem Glauben bedeutend von diesem Dichter, welcher in neuern Zeiten mehr und mehr die christlichen Ueberzeugungen mit humanitarischen Lehren und Ideen vertauschte. Reboul bevorwortet dieß selbst in der Vorrede, wo er dem Herrn von Lamartine und A. Dumas, welche ihn zuerst beim Publicum eingeführt, seinen wärmsten Dank darbringt, dann aber sogleich erklärt, daß ihn eine bedeutende Meinungs- und Glaubensverschiedenheit von diesen Männern trenne. „Indeß," fährt er fort, „habe ich es ihnen zu verdanken, wenn ich ohne allzugroße Ungunst angehört werde mit meiner Kundgebung von Grundsätzen, die mir als wahr erscheinen, und als deren Instrument und Mittel nur ich die Poesie zu betrachten vermag."

Er unterscheidet in unsrer Zeit zwei Arten von Menschen; die einen erkennen die Wirksamkeit und Offenbarung Gottes in der Welt, besonders der Menschenwelt an, die Andern läugnen sie. Der Stolz der sich selbst genügenden, sich selbst vergötternden Vernunft ist die Quelle alles Bösen, alles Uebels. Der menschliche Geist, abgewichen von den göttlichen Regeln, sucht sich Wahrheiten zu schaffen, die ihn rechtfertigen sollen. Entweder sucht er sich mit Gott zu vergleichen, oder er verbannt ihn ganz aus seinem Denken. In diesem Fall wird der Stolz wahrhaft satanisch, und die Hölle herrscht unbeschränkt auf der Erde. An dieser Progression des Uebels kann unser Zeitalter wenigstens nicht zweifeln; die Vorsehung hat uns den entsetzlichen Beweis davon nicht erspart. Zwar beginnt jetzt, nach entsetzlichen Stürmen, die Ruhe wiederzukehren, aber die von Zeit zu Zeit sich wiederholenden Erschütterungen zeigen doch, daß Gott noch immer fern ist. „Der Mensch gebietet und herrscht noch im Namen des Menschen (d. h. nicht nach göttlichem Recht), und wir in unsrer Blindheit wundern uns, daß wir nichts als Tyrannei und Rebellion in der Welt sehen. Da die Vernunft, welche gehorchen soll, derjenigen welche herrscht, gleich steht, erneuert sich der Conflict immerdar und täuscht die klügsten Combinationen der Staatsmänner — wenn es überhaupt Klugheit und Weisheit gibt außer demjenigen, der die Quelle aller Weisheit ist. Auch fordert in dem menschlichen Kreis, den sie um sich gezogen hat und der sie von Gott scheidet, die Gesellschaft umsonst zu Opfern auf; nur Egoismus ist die Antwort darauf. Umsonst umgibt sie der Gewerbfleiß mit seinen Wundern; nichts vermag das Elend ihres geistigen Zustandes zu heilen, oder die Leere auszufüllen, welche sie empfindet, und welche der Ort ist, wo Gott seyn sollte. Die Sophisten mögen ihr immerhin ihren Hymnus vom Fortschritt ins Ohr schreien, sie kann sich doch keine Täuschungen über ihren Zustand machen. Ach! wo wäre ein Mensch von unbefangner Wahrheitsliebe, der beim Anblick der erbärmlichen Operateurs, die am Körper der Gesellschaft sich abarbeiten, noch irgend eine Hoffnung auf ihre Genesung zu hegen sich getraute?" — — „Aus dieser Lage habe ich den Stoff zu diesem Gedicht entnommen, in der Absicht, einiges Licht darauf fallen zu lassen, um dazu zu helfen, daß man, wo möglich, wieder aus dem Abgrund herauskomme, in welchen Alles zu versinken scheint. Dieß Gedicht habe ich in Verbindung gesetzt mit den Dogmen, die allein der menschlichen Gesellschaft Ordnung und Glück bringen, indem sie der Pflicht eine göttliche Sanction verleihen. Ich mache mich auf den Hohn und Spott vieler gefaßt; viele werden, ich zweifle nicht daran, die Einbildung eines obscuren Dichters anklagen, der sich zum Propheten aufwerfen will; aber ich antworte auf ihr mitleidiges Lächeln: ihr habt Recht, es ist nichts Wunderbares an mir; ich bin weder ein Prophet noch ein vom Himmel Inspirirter; ich habe nur am Abend den Horizont in Flammen gesehen und habe vorausgesagt, daß der nächste Tag brennend heiß seyn werde."

Aus diesen Worten der Vorrede kann man schon einigermaßen errathen, was der Charakter und die Tendenz dieses religiös-phantastischen Gedichts, mit ascetischem Zwecke, seyn werde. J. Reboul betrachtet unsere Zeit als eine politisch, moralisch und religiös tief gesunkene und verdorbene, und möchte durch den poetischen Ausdruck seiner Trauer und Entrüstung zur Buße und Besserung mahnen. Die Poesie ist ihm, nach seinem eignen Geständniß, nur Mittel und Werkzeug für einen höhern Zweck. Od er nöthig gehabt hätte, dieß ausdrücklich zu sagen? Wir bezweifeln es. Es klingt beinahe wie eine Entschuldigung, wie eine Bitte um Nachsicht gegen die Form, die Poesie, um des Inhalts, der Gesinnung willen; bei dem wahrhaft begeisterten Dichter aber ist das Bewußtseyn des Gehalts seiner Dichtung und die poetische Begeisterung selbst untrennbar eins. Je mehr ihm der Gegenstand am Herzen liegt, um so mehr wird er auch sich gedrungen fühlen, das Höchste was ihm von poetischer Kraft und Fülle zu Gebot steht, daran zu wenden; und je mehr die Seele eines Dichters in poetischen Flammen auflodert, um so mehr wird sie das, was ihm das Theuerste und Heiligste ist, ihrer poetischer Gint assimiliren. Wir werden sehen, ob bei Reboul das persönliche Interesse und die dichterische Begeisterung einander entsprechen.

Dem Gedicht geht voran ein Proiog. Eine Stimme (Gottes) macht dem Dichter Vorwürfe, daß er die ihm verliehene Gabe, seine Leyer, mit irdischen Dingen entweihe, daß er von seiner eigenen Unsterblichkeit träume, während der Name Gottes verhöhnt werde und der Gedanke an den lebendigen Gott mehr und mehr verschwinde. „In dieser Zeit," spricht die Stimme — (wir verzichten darauf, die Gott in den Mund gelegten Worte in Alexandrinern oder Jamben wiederzugeben,) „wo das Jahrhundert sich in nichtigem Hader erschöpft, wo seine verbrecherische Stirne entstellt ist von seinem Fallen, wo meine Stimme umsonst es warnt; wo der Geist fern von mir Erkenntniß und Weisheit schöpfen will, wo die Welt, trunken von Wissen, wie ein von Wein Berauschter taumelt; will deine Lippe sklavisch stumm bleiben! Da ich dich doch erlesen hatte als ein Ueberbleibsel des Lebens aus den gewaltigen Trümmern des Todes und dich ausgerüstet mit einer furchtbaren Stimme, damit du alle Schuldigen badetest mit dem kalten Schweiß der Reue! Ein herrliches Geschick hatte ich dir bereitet, in deine zur Arbeit verdammten Hände hatte ich die Harfe des himmlischen Wohllauts gelegt... Jetzt will ich dich mit der Finsterniß des Stolzes umgeben und deinen Namen einzeichnen unter den berühmten Namen, welche den Stolz der Hölle ausmachen." — Der Dichter fleht sofort Gott an, inne zu halten mit Vorwürfen; er fragt schüchtern, ob er denn einer so großen Aufgabe gewachsen und würdig sey. — Die Stimme ermuthigte ihn und heißt ihn wählen zwischen der Welt und Gott. Der Dichter unterwirft sich gehorsam der Berufung und weiht sich zum Organ des Warnungsrufs Gottes an die Welt. — Dieser Eingang scheint uns nicht besonders glücklich; es ist eine der gefährlichsten Klippen für die Poesie, Gott selbst redend einzuführen; Reboul hat diese schwierige Aufgabe nicht gescheut, so leicht sie auch zu umgehen gewesen wäre; er hätte ja nur etwa einem Engel die Worte in den Mund legen dürfen, da in seinem Gedicht die Engel ohnehin so oft vorkommen; und wollte er einmal das poetische Wagstück nicht unterlassen, so hätte er es wohl besser ans Ende verschoben. Sodann ist die Gott in den Mund gelegte Rede zu lang, zu gedehnt; alle Rednerei in seinem Munde ist störend und unpassend. Die vorwurfsvolle und drohende Sprache, da er ja das Herz des Dichters kennt, ist allzu anthropomorphistisch und endlich lauten die Worte so, als ob Gott des Dichters bedürftig wäre, als ob er von ihm Hülfe und Beistand erwartete.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Robert Burns.

(Fortsetzung.)

Von diesen Förderungsmitteln für ein regeres und höheres geistiges Leben war nun auch Robert Burns nicht ausgeschlossen, ja er war in mancher Hinsicht begünstigt. Sein Vater, obgleich arm, war ein tüchtiger, strenger und nicht kenntnißloser Mann, dabei, wie auch die Mutter, voll ernster Religiosität; er unterrichtete selbst auch seinen Sohn, der jedoch daneben zuerst in einer benachbarten Schule und dann durch einen tüchtigen Privatlehrer, mit seinem Bruder und andern Knaben, guten Unterricht genoß. Es fehlte ihm während seiner jungen Jahre nicht an mannichfaltiger Lecture, worunter die Geschichte von Wallace nnd einige Stücke von Shakspeare. Daß er diesen verstehen konnte, gibt uns schon einen Maaßstab zur Schätzung seiner Bildung; ohne vielfache Uebung in der Lecture, ohne ziemlich ausgebreitete Kenntnisse hätte er ihn, hätte er Youngs Nachtgedanken nicht sich aneignen können. Außerdem vertrat ein altes Weib, Jeany Wilson, welche eine Menge Gespenster- und Spukgeschichten wußte, die Stelle der poetischen Pathin oder der Muse bei ihm. Alles dieß macht freilich keinen Dichter, poëta nascitur, non fit, aber es beseitigt das scheinbare Wunder, daß Burns, ein Bauer, in seinen Gedichten eine Geistesbildung zeigt, welche nicht das Geschenk selbst der gütigsten und freigebigsten Natur seyn kann, und läßt nur das wirkliche Wunder (wenn man das nicht weiter Erklärbare, das durch seine unberechenbare Erscheinung und seine hinreißende Kraft Ueberraschende so nennen will) übrig, daß ein solcher Genius in einer sonst höchst prosaischen Epoche geboren wurde, und daß er durch die ihm zu Gebot stehenden oder von ihm gleichsam eroberten Mittel der Bildung sich nicht von dem, was seiner innersten Natur gemäß war, abbringen ließ, daß er nicht zur Nachahmung von Fremdem fortgerissen wurde, sondern in seiner poetischen Unschuld verharrte, sich siegreich und triumphirend darin behauptete.

Noch einer Aeußerung von Hall können wir nicht umhin zu widersprechen; er sagt: Burns habe, seiner drückenden Lebensumstände wegen, nur Bruchstücke hinterlassen können. Ohne uns hinter die willkürliche Annahme einer prästabilirten Harmonie zu flüchten, wornach jede Kraft, jedes Talent in der

Welt gerade das leistet und leisten muß, was sie leisten kann, und kein Ueberschuß des Möglichen, der Potenz, über das Wirkliche, und die That anzunehmen wäre, eine Theorie, welche zwar niemals mit zwingenden Argumenten widerlegt, aber dem unbefangenen, gesunden Sinn doch nie annehmlich gemacht werden kann, glauben wir mit Entschiedenheit behaupten zu dürfen, daß die Leistungen von Burns nicht unvollkommene, fragmentarische Productionen und Erweise seiner poetischen Kraft seyen, daß darin sein Talent oder sein Genius gereift und vollkommen sich ausprage. Darüber freilich läßt sich nichts ausmachen, ob er in günstigeren Verhältnissen, bei längerer Lebensdauer nicht noch weit mehr gedichtet (wiewohl er auch so schon zu den fruchtbaren Dichtern gezählt werden muß), ob er nicht noch andre Themata, zum Theil wohl auch noch würdigere und idealere in den Zauberkreis seiner Poesie hereingezogen hätte? obwohl man auch zweifeln kann, ob eine andere, behaglichere Lebensweise nicht die Elasticität seines Dichtergeistes abgespannt und gelähmt haben würde; ob nicht in spätern Jahren sein poetisches Vermögen, das bei ihm mit der Eigenthümlichkeit seines Temperaments so innig verflochten war, schwächer geworden, ob nicht seine spätern Lieder nur die Schatten von den markigen Gestalten seiner frühern gewesen wären? Abgesehen also von allen Vermuthungen über Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten sprechen wir als unsre bestimmte Ueberzeugung dieß aus: Burns' Dichtergenius ist seinem eigensten, innersten Wesen nach wirklich auch zur Offenbarung gekommen, und hat nicht bloß Fragmente hinterlassen, aus welchen man auf eine, nie ganz in Actualität getretene Größe zu schließen hätte. Burns starb in seinem siebenundreißigsten Jahre; ohne Zweifel hätte er da noch manches schöne Lied gedichtet, aber sehr unwahrscheinlich ist es, daß er unter irgend welchen Verhältnissen eine ganz neue Weise angestimmt, ein ganz andres Feld, etwa das der epischen oder dramatischen Poesie betreten und cultivirt hätte; denn die Fälle, wo ein Dichter so spät noch von der Lyrik, vom Lied, zu so verschiedenen Gattungen übergegangen wäre, dürften selten oder nie vorkommen. Die Sache aber mehr innerlich betrachtet: ist es, fragen wir, wahrscheinlich, ja, ist es bei dem Charakter der Poesie von Burns möglich, daß er in andern Gattungen größere Werke geschaffen hätte, gegen welche seine Lieder, Balladen, Episteln, Epigramme nur als Fragmente erscheinen müßten? Schwerlich wird Jemand diese Frage bejahen. Bei einem Dichter, bei welchem die natürliche Begabung, der Impuls des Herzens, der Drang der Phantasie so viel thut, wie dieß bei Burs der Fall war, bei einem so ganz natürlichen Poeten, wird der poetische und der menschliche Charakter wohl auch meist in genauer Uebereinstimmung seyn, während ein Dichter, welcher der Kunst, der Bildung, dem Studium und der Reflexion sehr viel verdankt, gar wohl einen poetischen Charakter sich aneignen kann, in welchem sich sein Charakter als Mensch nur wenig spiegelt. Nun wissen wir von Burns, daß er eine edle, tüchtige Natur war, ein Mann ohne Falsch, mit einem Herzen voll Wärme für Liebe und Freundschaft, hinreißend durch den Zauber seines Wesens und seiner Unterhaltungsgabe, aber dabei ungestüm, von Neigungen und Leidenschaften beherrscht, unbesonnen, ohne große Ausdauer und Beharrlichkeit; und als solchen lernt man ihn auch in seinen Gedichten kennen. Und diese Eigenschaften geben sich nicht bloß in dem Inhalt seiner Poesien kund, sondern sie bestimmten auch, so scheint es uns, mit einer gewissen Nothwendigkeit die Form, in welcher seine poetische Anlage zur Erscheinung und Offenbarung kommen mußte. Der Impuls des augenblicklichen Eindrucks ist es, der seinem poesievollen Geist den Funken des Liedes, des Epigrammes, entlockt; und die Gattung der Poesie, in welcher die Empfindung, der Gedanke des Augenblicks, der vereinzelte Seelenzustand den angemessenen Ausdruck findet, ist die Lyrik. Demnach konnte Burns, wenn er seinem Genius folgte, wohl nichts Anderes werden als ein Lyriker, — Balladen, Episteln und dergleichen in den etwas erweiterten Rahmen der Lyrik mit eingeschlossen. Denn unsers Dafürhaltens fehlt es Burns, bei aller poetischen Kraft und Fülle seiner Seele an Beharrlichkeit und Konsequenz, es fehlte ihm das Talent für größere poetische Composition und für Oekonomie, kurz die künstlerische Besonnenheit und Umsicht, welche beim Schaffen eines größern poetischen Gebildes unerläßlich ist. Und er war viel zu anspruchslos in seinem Dichten, er folgte viel zu sehr der natürlichen Führung seines Genius, er war zu wenig ehrgeizig und berechnend, als daß er durch äußere Beweggründe oder durch das Zureden Andrer sich je hätte bestimmen lassen sollen, sich auf Gebieten und an Gegenständen zu versuchen, die seiner Individualität einmal nicht gemäß waren. Einen Plan zu entwerfen, eine Conception reflectirend auszuspinnen, ehe er an die poetische Ausführung ging, kurz die Ueberlegung, welche einer größern poetischen Production vorangehen muß, wenn schon sich auch ihr die poetische Begeisterung und Empfindung gesellt, war sicherlich Burns' Sache nicht. Wir haben uns indeß oben wohl nicht ganz richtig ausgedrückt, wenn wir sagten, es habe dem poetischen Schotten an gewissen Eigenschaften gefehlt, um in andern poetischen Gattungen Ausgezeichnetes zu leisten; was er selbst, bei seinem Verharren in dem ihm gemäßen Kreis der Lyrik, nie als einen Mangel empfand und nie als Mangel an ihm zu rügen durch mißlungene Versuche Anlaß gab, das darf auch billigerweise nicht als etwas Fehlendes, nicht als eine Unvollkommenheit von ihm ausgesagt werden, vielmehr muß man sich, unbeschadet dem Satz: omnis determinatio est negatio, an das Positive seines poetischen Charakters und Talentes halten, vermöge dessen er in einer gewissen Sphäre so Ausgezeichnetes, in gewisser Art vielleicht das Höchste, leistete, und an ihm rühmen, daß er, auf die langathmige, successive Production völlig verzichtend, in momentanen Fulgurationen und Ergüssen die Kraft und den Glanz seines Genius concentrirte. Um das hier Behauptete auch in gewisser Art mit einem äußern Beweise zu bekräftigen: zu den wenigen größern Gedichten von Burns gehört sein berühmter Tam o' Shanter, der als ein schauerlich-scherzhaftes Mährchen, wenn man will in die Gattung des Epischen gezogen werden kann. Mit mehr Recht jedoch bezeichnet man dieß Gedicht als eine phantastische Humoreske und eignet es auch noch der lyrischen Gattung zu, so fern es sich doch mehr von der lebendigen Schilderung einzelner psychischer

Zustände und Affectionen, als von der Darstellung eines Complexes von Handlungen und Schicksalen darin handelt. Doch wie man darüber entscheide: Burns dichtete dieß, freilich nicht sehr große Stück, kaum zweihundert Zeilen, an Einem Tage! und ohne daß es ausdrücklich berichtet wird, darf man von seinen andern, kleinern Gedichten, den Liedern zumal, mit Gewißheit annehmen, daß sie insgesammt Kinder der momentanen Inspiration gewesen, daß zwischen ihrem Anfang und ihrer Vollendung nie auch nur eine Nacht dazwischen gelegen. Bei den Episteln, welche eigentlich mehr Verstandesproducte, mit gelegentlich eingestreuten poetischen Funken, sind, möchte dieß eher der Fall gewesen seyn; aber die Lieder in ihrer reichhaltigen Gedrängtheit und Kürze tragen so ganz das Gepräge Einer momentanen Stimmung, daß man nicht umhin kann, zu glauben: sie sind, so sehr als dieß immer bei menschlichem Schaffen möglich ist, auf Einen Schlag lebendig ins Daseyn getreten.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen können wir zur genauern Charakterisirung von Burns Poesie übergehen. Was ist es, das ihr einen so ungemeinen Beifall in der Heimath des Dichters erworben hat? Gewiß nicht das Außerordentliche des Umstands, daß ein Mann aus dem Bauernstande als Dichter auftrat, sondern ihre innere Vortrefflichkeit. Sie macht durchaus keine Ansprüche an Nachsicht, sondern sie befriedigt, sie nöthigt Einem Beifall und Bewunderung ab, selbst wenn man den höchsten und strengsten Maaßstab anlegt. Es ist vielleicht angemessen, hier etwas zur Verständigung über Volkspoesie und die damit zusammenhängenden Begriffe einzuschalten, obgleich wir uns auf fragmentarische und aphoristische Bemerkungen beschränken müssen.

Wir können vier Paare von Gegensatzen aufstellen: Naturdichtung und Kunstdichtung; Volkspoesie und Standespoesie; Autodidakten und Schulpoeten; endlich Dialektspoesie und Nationalpoesie, — wenn man uns die letztere Bezeichnung im Gegensatz gegen die Dialektspoesie gelten lassen will für die Poesie in derjenigen Sprache, welche als die der gesammten Nation gemeinsame, wenigstens allen Gebildeteren verständliche, als ihre Repräsentantin gegenüber dem Ausland angesehen wird. Man sieht leicht ein, daß im Zustand der Ursprünglichkeit, der Indifferenz im socialen Sinn, alle jene Gegensätze und Unterschiede nicht existiren. So lang ein Volk, ein Stamm geographisch und politisch auf eine geringe Ausdehnung beschränkt ist, entwickelt sich noch nicht eine Mehrheit von Dialekten; bei edeln, jugendlichen Völkern sind die Unterschiede des Standes entweder noch gar nicht, oder sie sind doch nicht fest bis zur kastenartigen Sonderung ausgebildet; die Gegensatze von Naturdichtung und Kunstdichtung, von Autodidakten und Schulpoeten fallen ohnehin bei einer noch nicht weit vorgeschrittenen Bildung, ja in gewissem Maaß auch dann weg, wenn die Bildung eines Volks aus seinem eignen Genius geschöpft ist, wenn sie sich nicht wesentlich auf, von Fremden Entlehntes, von fernen Zeiten Ueberliefertes stützt. Die beiden letztgenannten Gegensätze könnte man leicht für gleichbedeutend halten; sie sind es zum Theil, doch nicht ganz; der Schulpoet, das heißt derjenige Dichter, der durch eine ihm dargebotene, regelmäßige gelehrte Bildung überhaupt, und durch eine ästhetisch-poetische Anleitung und Pädagogie insbesondere (wie bei den in dieser Hinsicht weit strengern Franzosen nicht selten), zur Poesie herangezogen und in ihren Regeln, in ihrer Ausübung so viel als möglich unterrichtet wird, ist immer ein Kunstdichter, aber nicht andrerseits der Autodidakt, das heißt derjenige, der sich ohne äußere Anleitung und mündliche Belehrung, nur durch eignes Nachdenken, Lectüre und Versuche zur Poesie heranbildet, nothwendig ein Naturdichter, das heißt ein solcher Dichter, welcher ohne Rücksichtnahme auf bestimmte Regeln und Gesetze, ganz frei und unbefangen sich poetisch ausspricht, weil es ihn dazu innerlich drängt, weil sein Herz voll ist, sein Kopf glüht, der singt, „wie ihm der Schnabel gewachsen ist," — sondern es ist gar leicht möglich, daß ein solcher, ohne daß er eine Schule durchgemacht hat, doch zufällig von ihm aufgegriffenen Gesetzen und Vorurtheilen dieser oder jener Schule mit pedantischer, ängstlicher Gewissenhaftigkeit anhängt, und als seine Aufgabe, als das Ziel seiner Bestrebungen das ansieht, daß seine Poesie sich der Kunstpoesie so viel wie möglich in allen Punkten nähere. Der Gegensatz von Schulpoet und Autodidakt findet jedoch eigentlich sehr selten seine Anwendung, sofern in den allermeisten Fällen, in Deutschland wenigstens und wohl auch in England, die im Uebrigen best geschulten und gebildeten Männer gerade in der Poesie, wenn sie sich darin versuchen und sie cultiviren, Autodidakten sind, ihrem Instinct, den Beispielen Andrer, und den daraus mit mehr oder weniger Scharfsinn, Tact und Geschmack abstrahirten Regeln und Gesetzen folgen, oder auch neue Bahnen, formell oder materiell, sich brechen.

Läßt man die beiden Gegensätze in den einen von Natur- und Kunstdichtung zusammenfallen, so ist weiter zu bestimmen, wie sich dieser Gegensatz zu dem der Volkspoesie und Standespoesie verhält. Standespoesie ist, fürchten wir beinahe, ein neuer Ausdruck, aber es scheint ein Begriff und Name: Volkspoesie einen so, oder auf ähnliche Weise, zu bezeichnenden Gegensatz zu fordern, da es an einem passenden fehlt, indem Kunstpoesie zur Volkspoesie nur in einem ziemlich schiefen Verhältniß steht, und der Unterschied in den beiden Benennungen von ganz verschiednen Gesichtspunkten gefaßt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 49 u. 50.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

25 April 1840.

Proben aus neuen französischen Lyrikern.

I. Die Waise.

Von Alexander Soumet.

„Geflohen habe ich den Schlaf,
Den mir kein süßes Traum begleitet;
Der Nebel lag noch ausgebreitet
Als mich die Sonn' hier oben traf.
Des jungen Vogels treue Mutter
Wacht', während er im Strauche sang,
Ihm eil'gen Flugs das Lieblingsfutter;
Da weint' ich still und seufzte bang:
Das Vöglein sitzt in Blüthenzweigen,
Und eine Mutter pfleget sein,
Warum muß ich nun so allein
Und ohne Mutter traurig schweigen?
Mich fand man einst auf einem Stein
Vor jener Kirchenthüre liegen;
Nie schlief an Mutterbrust ich ein,
Und Niemand kam mich einzuwiegen.
Verbannt aus meiner Eltern Arm,
Schleich' ich mich nur durch's Dörfchen leise:
Wer nähme Theil an meinem Harm
Hier in dem fremden Menschenkreise,
Wer dächte wohl der armen Waise?
Auf mich fiel liebend nie der Blick,
Und Niemand klagt um mein Geschick!
In der Geschwister muntren Reihn,
Im Schooß der Eltern froh zu seyn, —
Von fern nur sah ich dieses Glück! —
Wenn Abends Alle froh versammelt,
Und's Feuer knistert im Kamin,
Die Mutter horcht wie's Kindchen stammelt,
Das lächelnd spielt auf ihren Knie'n;
Da geh' ich weinend von der Stelle,
Und wende mich nach der Kapelle,
Dem einz'gen mir nicht fremden Orte,
Wo man mir nicht verschließt die Pforte.
Und auf dem Stein, wo man mich fand,
Such' ich mit abgezehrter Hand,
Und mit des Herzens vollstem Sehnen,
Nach einer Spur von Mutterthränen.
Oft irr' ich durch der Gräber Mitte,
Die fremd mir, wie die Menschen sind:
Denn, wo ich wende meine Schritte,
Ich bleib' ein elternloses Kind!
O Gott, erhör' mein heißes Flehen,
Laß endlich mich zur Mutter gehen!"

Und bei dem nächsten Morgenroth
Starb sie den oft gewünschten Tod.
O Mutter! war ihr letztes Wort.

Die Sage geht, daß in dem Ort
Sich eine Fremde nach dem Grabe
Geheimnißvoll erkundigt habe.
Jedoch das Grab war unterdessen
Versunken spurlos und vergessen.

II. Der Fall der Blätter.

Von Millevoye.

Es fiel im Herbst, mit sanftem Schall,
Erstorb'nes Laub schon von den Bäumen,
Und in des Waldes öden Räumen
Schwieg längst das Lied der Nachtigall.
Da wandelte, mit matten Schritten,
Ein bleicher Jüngling durch den Hain,
Die wunde Brust von Schmerz zerschnitten:
Es sollt' zum letztenmale seyn!

„Geliebter Wald, sprach er, dein Trauern
Verkündet mir mein bittres Loos;
Wie deine Blätter niedersinken,
Sink' ich auch in des Grabes Schooß.
Erfüllt gehn die prophet'schen Worte:
„Wenn in dem Herbste fällt das Laub,
„Erschließt sich die die Todespforte,
„Wird deiner Jugend ihr zum Raub.
„Cypressse hält dich eng umfangen,
„Beschattet deine bleichen Wangen,
„Schon neigst du dich dem Grabe zu;
„Und ist der Wiesen Schmuck vergangen,
„Dahin der Trauben Glühn und Prangen,
„So gehst du ein zur ew'gen Ruh." —
Zur ew'gen Ruh! — Im Jugendlenze
Von rif'gem Todeshauch erfaßt,
Deückt, statt der heiteren duft'gen Kränze,
Mein Haar des Todtenkranzes Last!
So rauschet denn, ihr Blätter, nieder,
Verhüllet d'esen Trauerweg;
Deckt auch mein Grab aus Mitleid wieder,
Zeigt meiner Mutter nicht den Weg.
Doch nahet sich, die Händ' gerungen,
Das Aug' in Thränen, grambezwungen,
Mein armes Mädchen diesem Wald,
Dann säuselt sanft und weckt mich bald,
Und bringt ihr meine Huldigungen.

Er spricht's und geht; kehrt nicht zurück! —
Es rauscht das letzte Blatt hernieder,
Es bricht sein irdisch Lebensglück;
Den lieben Wald sieht er nicht wieder.
Doch die Geliebte lenkte zu
Dem stillen Grabe nicht die Schritte;
Umsonst war seine letzte Bitte:
Nichts störte seine tiefe Ruh
Als manchmal noch des Hirten Leitte. —

Dr. Adler-Mesnard.

Der jüngste Tag.

(Fortsetzung.)

Der erste Gesang beginnt mit einer Anrufung an den Engel der Zerstörung, er möchte das Lied des Dichters fortleben lassen:

Erzengel, der mit mörderischer Hand
Städte in Trümmer und in Staub du wandelst,
Tyrus', Sidons Paläste löschtest aus,
Daß man auf ihrer Stätte Netze trocknet;
Du, dessen glühender Hauch wie Stroh verzehrte
Die Maemorsäulen Sodoms und Gomorrha's,
Der du, den Nil von Memphis bis Luxor
Durcheilend, mit der großen Wüste gleich
Aegypten machtest; der du Babylons
Der starken Buhl'rin, glänzend wilde Feste
Im Tod ersticktest, ihre prächt'gen Mauern
Zum Hohn an der Erde niederdrücktest, —
Der Schakal haust in ihrer Kön'ge Schloß! —
Der du mit Flammen überwölbst die Berge;
Und Napels Meeresfluth und Land und Himmel
Erleuchtend mit röthlichen Feuers Glanz,
Drei Städte unterm Lavastrom verschlangst,
Und um Salems zerstörte heil'ge Wälle
Noch, nach zweitausend Jahren, Thränen weckst,
Und ihre Kinder, wie es ihr gedroht ward
Vor Zeiten, hältst zerstreut nach den vier Winden;
Der mitten unter Festen Lissabon
Du überrascht hast, noch die Castagnetten
An ihren Händen, Blumen in den Haaren,
Und, unterm Tanz den Boden unterhöhlend
Sie lachend stürztest in die Nacht des Sarge,
Und über den hinabgeschlungnen Mauern
Das Meer ausdehntest wie ein Leichentuch;
Du unsühnbarer Feind der Menschenwerke,
Der du verschlingst, was unsre Hand erschafft,
Und, nicht begnügt mit diesem frechsten Raub,
An Gottes Werke dich verwüstend wagst;
Der du die wilden Meere aufgeboten,
Damit das Land der Riesen zu begraben,
Und Wogen zu der Berge Gipfel führend
Der Sterbrn Größe machtest gleich der Schuld;
Der du die Erde, als du sie gerettet
Sahst aus dem nassen Element, sie wie
Ein altes Kleid zerrissest, dessen Fetzen,
Die riesenhaften, die zwei Welten bilden,
Dir jetzt das weite Reich der Wellen scheidet:
Laß, Tödtlicher, laß leben du mein Lied,
Vernommen von Jahrhunderten der Zukunft,
Falls nicht bald aller Sang verstummen muß,
Falls ein'ge Hoffnung noch der Erde bleibt,
Falls eine Zukunft dem Jahrhundert übeigt,
Dem sinnberaubten, welches seinen Vater
Verachtet, läugnend die Vergangenheit;
Wo jeder neue Tag sich rühmt, ein Gott,
Und auf den gestrigen häuft Hohn und Spott!

Aber warum den Genius der Zerstörung anrufen? fährt der Dichter fort; ist er ja doch mitten unter uns! Und jetzt folgt ein Blick auf den moralischen Zustand der Welt, welcher nichts Tröstliches darbietet; Alles ist voll Thorheit, Wahnsinn, Laster, Blindheit:

Alles erschlafft und siecht, die Götter selbst,
Die Throne liegen, die Tribune wanken,
Das Volk, zerbrechend seiner Kön'ge Scepter,
Sieht darum doch nicht mehr sein Recht geachtet,
Sein Arm, allmächtig gegen den Bedrücker,

Ist schwach und lahm, wenn's aufzubauen gilt.
Fort brennt der Krieg der Großen und der Kleinen;
Der Diener übt Verrath, der Herr ist grausam.
In unsern Städten hält der Hunger Werbung
Und zwingt Wohlthaten ab der reichen Habsucht.
Die Obrigkeit, die mit der gestrigen
Empörung Bint getaufte, unterdrückt
Neuer Empörung Stifter mit dem Tod.
Gerechtigkeit verhüllt vor Scham ihr Antlitz;
Richter und Schuld'ger tauschten ihre Rollen;
Bang, fehl zu greifen, zögert beim Verbrechen
Dein Schwert, Gesetz! und scheut sich es zu strafen;
Der Richter zittert vor dem Angeklagten,
So sehr, o Jammer! gleicht dem Recht das Unrecht!

Es folgt ein Abschnitt: Vision überschrieben. Der Dichter wird in einer Nacht, nachdem er den Tag über viel über das Verderben der Welt nachgedacht, im Traum von einem Engel mit eiserner Hand bei den Haaren ergriffen und in die Luft geführt. Es ist ganz Nacht; der Himmel ist trüb wie ein überhauchter Spiegel und die Sterne flimmern nur schwach durch den Nebel. Der Dichter schaut auf die Erde hinab und sieht unten, im dunkeln Schatten auf einem hohen Vorgebirg beim Licht von Feuern Gruppen unruhig sich bewegen. Angst spiegelt sich in ihrem Antlitz. Endlich hört er von unten die Worte: „Zehn Uhr und noch glänzt die Sonne nicht am Himmel, die schon das Drittheil ihrer Bahn sollte zurückgelegt haben!“....

Doch sieh da! plötzlich eine Feuerlinie,
Ein Haar breit, tritt hervor am schwarzen Himmel;
Es wächst ihr trauriges Licht allmählich an
Und säumt mit Blut eine seltsame Wolke,
Die meinen Blick mit jähem Schreck betäubte,
Wie das Gewand eines Gemordeten.
Doch hat selbst dieß trübselige Morgenroth
Die Hoffnung der Elenden neu belebt,
So hatte mit Entsetzen und mit Grausen
Die ew'ge Nacht zuvor ihr Herz erfüllt:
„Nun kommt das Glanzgestirn,“ so jubeln sie,
Um die geliebte Erde zu beleben!
Nicht nahm auf ewig Abschied es von uns;
Sein Nahen hat den Himmel schon beruhigt.
Sey Lob und Preis den hohen Händen, die
Nicht seiner glühnden Scheibe Zügel ließen!“
So lassen eines Fischers bange Kinder,
Der ausbleibt wenn schon Nacht einbricht und Sturm,
Um zu erspähn das Schiff, das schon verloren
Sie glauben, ihre thränenvollen Augen
Hinschweifen in die gränzenlose Ferne;
Sehn dann den Mast sie aus den Wellen ragen,
So lebt die Hoffnung auf, das Schluchzen schweigt,
Zum Himmel heben dankend sie die Hände.

Losmachend sich von diesen blut'gen Dünsten
Zeigt jetzt die Sonne sich am Horizont,
Doch wie ein König trüb, den aus dem Kerker
Man führet, und der, die Leiter des Schaffots
Ersteigend, muß mit seinem Tod eröffnen
Ein ungeheures Opfer, einen Abgrund
Aufthun, daß nimmersatter Hunger wird
Verschlingen das verfluchte Königreich.
Nicht mehr der Ries' ist's in der Rüstung Glanz,
Der flieht das Chaos macht, teilt er vor's Zelt;
Nicht der beglückte Gatte, dessen Antlitz
In der Erinnerung an die Brautnacht glänzt,
Den einst des Morgenlandes Harfe grüßte
Als er entstieg dem hochzeitlichen Lager;
Es ist nicht mehr der Helden große Gottheit,
Der Jugend Bild in ihrer Ewigkeit,
Der, seine flammenmähn'gen Rosse treibend,
Das Weltall mit Lichtwellen übergoß;
Dem, im Triumphzug, Kaiserglanz verdunkelnd
Das Morgenroth, ein Sklave, lief voran;
Es ist nicht mehr das fruchtbar goldne Bild,
Das der getäuschten Welt Huld'gung erzwang,
Und, durch der Sinne Thor das Herz erobernd,
Des wahren Gotts Altar den Weihrauch stahl.
Der ew'gen Jugend nahen jetzt die Falten;
Gedämpft von fahlen Flecken ist ihr Glanz;
Gleichwie ein greiser Schädel ohne Haare
So ist sie jetzt, entkleidet ihrer Strahlen.
Sie schauend schlägt sich Jeder an die Brust,
Daß nah die Welt dem Untergang, erkennend.
Die Mütter preßten an die Brust die Kinder;
Der Wüstenthiere grauenvoller Schwarm
Erfüllte mit Geheul die nackten Ebnen,
Die, sandig, in die Wolken sich verlieren.
Der unheilschwangre Glanz im Blick des Löwen
Verleiht zum erstenmal jetzt Angst und Zagen.
Als ob in Brand gesteckt die Wälder wären,
Senkt, ziellos, der erschrockne Vogel seine Schwingen.
Aus ihrem Felsversteck taucht vor die Schlange
Wie um des heiß'sten Sommertages Mitte.
In Sätzen wirft das Pferd zurück den Staub,
Aus seinem Auge sprühen gelbe Blitze.
Des Sumpfes Büffel, himmelwärts gereckt
Die Nase, schlürft die Luft ein wie vorm Sturm.
Der Leviathan hebt das Meer empor
Und sprengt das Eis der nördlichen Gewässer;
Die Bahn durchrennt vom Pol er zum Aequator,
Und fährt auf seinem ganzen Laufe Sturm;
Er drängt die Wellen auf die Hemisphären
Und jagt den Ocean weit ins Land hinein.
Schauend den Tod auf ihrer Königin Antlitz,
Stößt die Natur aus des Entsetzens Schrei.

Der zweite Gesang versetzt uns in die Region der Leere:

Einsörm'ge Oede, wo nur Nacht und Schweigen schwimmt,
Wo nichts das Auge sieht, und nichts das Ohr vernimmt;

wo die in ihrer Thätigkeit gelähmten, entsetzten Sinne, um sich

zu beruhigen, die innere Heimlichkeit des Ichs suchen, wie Reisende in einer Schneenacht an ein hülfreiches Kloster pochen. Hierauf gelangt der von dem stummen Engel emporgetragene Dichter an die Stätte, wo die vergangenen Jahrhunderte, die Gespenster der Städte und Nationen weilen. Wie der Dichter das Auge auf diese gespenstischen Gestalten heften will, entfliehen sie alle; nur eine bleibt:

Doch Eine sah ich, riesenhaft von Wuchs,
Die, keck, sich durch mein Nahen nicht ließ irren.
Sey's, daß sie mich erkannte als ihr Kind,
Oder, noch treu der Ruhmeszeit Instinct,
Ihre muthvolle Seele noch im Tod
Furcht oder Flucht für schmählich achtete.
Ihr nebliges Gewand, dem Mantel ähnlich,
Womit die Nacht des Abends Schultern deckt,
In vielen Falten zu den Füßen reichend,
Zeigte ein bunt Gemisch von Wappenemmeen,
Bienen und Lilien, Adler und die Wage,
Und des hochmüth'gen Gallicns wachen Vogel,
Auch andre Zeichen, die mir unbekannt
Und halb versteckt vom faltigen Gewand.

Der Dichter bittet den Engel, die Gestalt anreden zu dürfen; es wird gewährt; er befragt sie um ihren Namen und erfährt, daß es das Gespenst Frankreichs ist. Der Dichter bricht in Wehklagen aus und bittet sie, ihm die Geschichte ihres Untergangs zu erzählen, was sie thut:

„Nicht hat der Fremdling mich ins Herz getroffen;
Welch Schwert besiegte wohl das meinige?
Ach! nichts hatt' ich zu fürchten als mich selbst;
In meinem Glanze fand ich meine Klippe;
Denn Gott hat jedem stolzen Volk, mein Sohn!
Ein groß Elend nach großem Glanz beschieden.
Welch prächt'gen Gipfel auch der Stolz erklimme,
Es ist die Höh' nur die zum Sturz uns bringt;
Auf Erden immer nach dem schönsten Spiel
Nur auf ein Grab der Vorhang niederfiel!

Das Gespenst erzählt seine Schicksale und Leiden, wie es im Leben so kräftig und glücklich gewesen, wie aber endlich ein neues Evangelium der Selbstsucht sich Eingang verschafft, das gesellschaftliche Band sich gelöst, wie es nur Franzosen, aber kein Frankreich mehr gegeben habe:

Die Selbstsucht zeigte ihre schnöden Blößen;
Schmachvoller Goldbrust brannte in den Seelen;
Gold zu erwerben ward zum Marktplatz Alles:
Tempel und Forum, Lager und Parnaß;
Dem Priester, theilend die gemeine Habgier,
Genügten nicht die heil'gen Schätze mehr;
Tribune, Völkern oder Kön'gen schmeichelnd
Machten Gesetz' um Gold, Gold mit Gesetzen.
Schlagend an seinen Schild, scheel der Soldat
In trunknem Wahnsinn: wer begehet die Herrschaft?
Der Dichter selbst schmachvollen Handel treibend,
Verkaufte, was im Himmel nur hat Werth;
Die Musen, Sklavinnen auf dem Bazar,
Sahn sich dem Gold der Mächtigen geopfert,
Und lebten, ihres heil'gen Amts vergessend,
Von Tag zu Tag ein Buhlenleben fort;
Um zu beschön'gen ihrer Herren Laster
Wuchs eine neue Sprache bald empor;
In höll'schem Sinn verkehrten sich die Worte,
Bös hieß das Gute und das Böse gut.
* * * * * * *
Bald ward das Bild ich von dem alten Babel,
Das kleinste Mückchen summte sein System;
Und jedes Kind von mir, ein schlimmer Arzt,
Gab eine tödtliche Arznei der Schwachen,
Doch keines kam in bittrem Schmerz zu mir,
Mir liebend zuzurufen: meine Mutter!
Bei solchem Ruf hätt' ich mich aufgerichtet...
Doch kalt blieb jedes Herz... aus war's mit mir."

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Robert Burns.

(Fortsetzung.)

Volkspoesie kann zunächst haben, und hat auch öfters wirklich die Bedeutung von Nationalpoesie. Wo ein Volk eine an Bildung, Interessen und an Rechten im Ganzen ziemlich gleichartige Masse bildet, da nimmt eine und dieselbe Poesie, besonders sofern sie die nächsten, realen oder idealen, Gegenstände, Interessen, Traditionen und Sitten behandelt, die Theilnahme Aller in Anspruch; und aus dieser Gleichartigkeit der Bildung und der Empfänglichkeit auch in Bezug auf Poesie hat man wohl gar schon die, freilich unmögliche, Vorstellung gebildet: als ob ganze Völker oder Stämme ihre Nationalpoesie gemeinschaftlich gedichtet hätten. Hieran dürfte indessen so viel richtig seyn, daß der Laune und Willkür des Individuums, welches die Gefühle der Masse poetisch aussprach, weniger überlassen war, daß es sich mehr von der allgemeinen Stimme mußte beherrschen lassen, während sein Talent immerhin Anerkennung und Achtung finden mußte, ja die lebendigste und stolzeste Aufmunterung an dem Bewußtseyn hatte, die Stimme eines allgemeinen, tiefen und mächtigen Gefühls zu seyn. In diesem Sinn kann der Name Volkspoesie auch auf die Entstehungsweise, nicht bloß auf die Gegenstände und den Wirkungskreis der damit bezeichneten Dichtungen bezogen werden. So sind z. B. die serbischen Dichtungen Volkspoesie, so auch die Homerischen Gesänge, ja gewissermaßen kann die ganze ältere griechische Poesie Volks- oder Nationalpoesie heißen. Versiegen oder doch sehr in den Hintergrund treten muß die Nationalpoesie da, wo abgeschlossene Kasten sich bilden, oder wo, ohne eigentliche Sanctionirung durch Gesetze und Institutionen, im Verlauf der Zeit durch Ungleichheit des Besitzes und der Bildung eine auffallende Abstufung der Stände in der Gesellschaft,

eine Kluft zwischen verschiednen Gesellschaftsclassen entsteht. So bildete sich in Deutschland im Mittelalter eine adelige, eine Ritter- und Hof-Poesie, an welcher zwar wohl auch noch Mitglieder anderer Stände genießend, auch wohl schaffend, Theil nehmen konnten, deren Interessen aber doch dem gesammten Volke ferner standen und ihm nur etwa im Licht von ergötzlichen Mährchen sich darstellten. Mit der Blüthe des Adels und Ritterthums sank auch seine Poesie, und das bürgerliche Element gewann Raum, aber als ein gegensätzliches, nicht als ein universelles, nationales; und in dem am Ende so prosaischen, philisterhaften Meistergesang gegen Ende des Mittelalters können wir unmöglich die deutsche National- oder Volkspoesie im höhern Sinn würdig vertreten finden. Vielmehr war die Poesie im Allgemeinen zu einer so prosaischen und gemeinen Trivialität herabgesunken, daß eine Regeneration derselben unter dem Einfluß höherer, gelehrter Bildung durchaus wünschenswerth und nothwendig war, und so wurde die moderne Poesie mit ihrem überwiegenden Kunstcharakter vorbereitet, welche durch die neuern großen Dichter repräsentirt ist. Die, wohl zum Theil, aber nicht vollständig gelöste Aufgabe der modernen deutschen Poesie dürfte nun die seyn: ihre Erzeugnisse von allem äußerlich sichtbaren Apparat gelehrter Studien und weithergeholter Bildung möglichst zu befreien (ohne daß jedoch die Dichter selbst von jenen unerläßlichen Studien sich dispensirten), damit dieselben für die durchschnittliche Bildung der gesammten Nation zugänglich und verständlich wären; dann würde die Kunstpoesie gewissermaßen wieder zur Nationalpoesie oder Volkspoesie werden. Aber theils wollten und wollen sich die Dichter hiezu nicht verstehen (oder konnten sie es auch ihrer Individualität nach nicht), sie verzichteten großentheils im voraus darauf, die Nation, das Volk zu ergreifen und zu rühren; sie waren mehr darauf bedacht, den Kritikern oder sich selbst zu genügen, und rechneten es sich wohl gar zur Ehre an, wenn man ihren Producten das Zeugniß gab, daß sie nur für eine Elite kunstverständiger, poetischer Adepten geeignet und genußreich seyen; theils ist auch die Kluft der Stände und der Bildungen so groß in Deutschland, daß eine, den größern Theil der Nation in sich begreifende Gleichförmigkeit und Einheit der Fassungskraft, des Geschmacks und der Begeisterungsfähigkeit zu den unmöglichen Träumen gehört. Von der Gesammtmasse des deutschen Volkes hat sich der unendlich größere Theil — was Poesie und Aesthetik betrifft — als Hefe niedergeschlagen, und ein Minimum der Zahl nach bildet das Publicum, welches in Sachen des Geschmacks und der Literatur im Namen der Nation urtheilt und entscheidet. Ohne Absicht und Bewußtseyn wird somit in Deutschland, und auch in andern auf gleicher oder ähnlicher Stufe der Bildung stehenden Ländern, die Poesie zur Standespoesie und vergißt immer mehr die Anforderung: volksthümlich, national zu seyn; das nicht zu den „gebildeten Ständen" gehörige Volk aber ist durch so gut als gar keine Poesie repräsentirt und befriedigt, denn die Talente, welche etwa unter ihm erstehen, gehen dann meist in die gebildeten Stände über, was bei den dermaligen Verhältnissen keine so große Schwierigkeiten hat, statt eine tüchtige Volkspoesie, im Gegensatz zur Standespoesie, zu stiften und zu hegen. Was von Poesie unter dem Volk (im aristokratischen Sinne des Worts) cursirt, sind einige wenige, ächt poetische alte Balladen und Lieder, oft arg entstellt, ein paar Lieder von Claudius, Schubart, Schiller, Uhland, und außerdem und hauptsächlich eine Menge unsinniger, trivialer und zotenhafter Reimereien. Nur die religiöse, geistliche Poesie, das Kirchenlied, erhält in Deutschland noch eine gewisse Gemeinschaft in der Poesie unter den verschiedensten Ständen, und ist daher auch gewiß aller Aufmerksamkeit werth; indeß zeigt sich in neuesten Zeiten auch hierin, wie schwer die verschiedenen Ansprüche und Geschmacksrichtungen zu befriedigen sind.

Noch ist der Gegensatz der Dialektspoesie und derjenigen Poesie zu besprechen, welche sich der allgemein gültigen Schriftsprache eines Landes bedient. In Griechenland waren die verschiedenen Hauptdialekte, der attische, jonische, äolische und dorische ebenbürtig und wohl auch ziemlich allgemein verständlich; nur die überwiegende Bildung und literarische Fruchtbarkeit Athens bewirkte, daß den spätern Zeiten der attische Dialekt als der dominirende, als die eigentliche griechische Sprache erschien und in den gelehrten Schulen vorzugsweise den Schülern gelehrt wird. Auch in den ältern Zeiten Deutschlands behaupteten die verschiedenen Dialekte in Deutschland, je nach der Zahl ihrer Angehörigen, ungefähr gleichen Werth und konnten die gleichen Ansprüche machen, als deutsche Sprache zu gelten; seit der Erfindung der Buchdruckerkunst jedoch und besonders seit den Zeiten der Reformation, machte sich als allgemein anerkannte Schriftsprache das sogenannte Hochdeutsche geltend, welches man gleichbedeutend mit Reindeutsch nimmt, welches alle Deutsche gleicherweise schreiben, wenn sie auch in der Aussprache sehr differiren und darüber streiten. Auch der gemeine Mann lernt in der Schule hochdeutsch lesen und schreiben, und gewöhnt sich, seinen Dialekt nur als eine Ausartung und Corruption des reinen Deutsch anzusehen, was doch, die Sache historisch angesehen, schwerlich richtig ist, was aber für ihn den Nachtheil hat, daß er, wenn er einen emporstrebenden Geist hat, sich seines Dialekts, wie eines zerrissenen oder geflickten Kleides, schämt, und in einem mühsamen und sonderbaren Hochdeutsch sich wie in einem neuen, nicht auf den Leib passenden, theils zu engen, theils zu weiten Rocke, ängstlich, verlegen und peinlich bewegt. Daß nun dem gemeinen Manne sein provinzielles Idiom, falls er darüber reflectirt, nur als eine Unvollkommenheit zum Bewußtseyn kommt, als Gegenstand des Spottes und Gelächters für Bewohner andrer Provinzen, ohne daß er sich doch leicht das Vollkommene aneignen kann, ist ein bedeutendes Hinderniß für Dialektspoesie in Deutschland, wofür, unter andern Verhältnissen, vielleicht manches Talent geeignet wäre, und deren Cultivirung eine Volkspoesie, gegenüber der Standespoesie, begründen und befestigen könnte. Der ausgebildeten und reichen hochdeutschen poetischen Literatur gegenüber hätte die Poesie in provinciellen Idiomen freilich eine schwierig zu behauptende Stellung; aber wenn sie in verschiednen Provinzen cultivirt würde und gediehe, könnte sich zwischen diesen ein hübscher Wettstreit entspinnen.

Sehen wir uns um, was in Deutschland in der Dialektspoesie geleistet wurde, so ist es sehr Weniges und nicht eben Hoffnungerweckendes. Beinahe alles nämlich, was von dieser Art in neuern Zeiten hervortrat, ging nicht aus den Wurzeln des Volkes hervor, sondern wurde von Gebildeten und Gelehrten in die Seele und in den Mund des Volkes gedichtet; hier sind zu nennen Waizmann, Sailer, Hebel, Seidel. Moriz Rapp in seiner Pragerschlacht und in den Gegenkaisern hat ebenfalls, und zwar mit ausgezeichnetem Talent, die Dialektspoesie angewendet, so jedoch, daß das Hochdeutsche der höhern Poesie zum Organ dient und zugeeignet wird, und die Dialekte nur der lebendigeren Individualisirung und manchmal komischen Effecten dienen. Waizmann und Sailer benützen ebenfalls den (schwäbischen) Dialekt zu komischen Wirkungen, oft auch zu gemeinen Zoten; und wenn die Poesie den Menschen in irgend einer Weise heben soll, so muß man wünschen, sie hätten ihre Productionen dem Volke lieber vorenthalten. Oft kleiden sie nur die Frivolität und Corruption der höhern Stände in das Gewand eines zum Extrem getriebnen Dialekts, der durch einen solchen Gebrauch eigentlich beschimpft und unehrlich gemacht wird. Anders ist es bei den zwei letztgenannten Dichtern, von welchen wir namentlich Hebel noch weiter mit Burns zu vergleichen haben werden; aber immerhin scheint uns eine solche Poesie, aus willkürlicher Hineinversetzung in einen Dialekt entstanden und dem Volk als volksmäßig dargeboten, wenig fruchten und befruchten, keine Wurzeln schlagen und Blüthen tragen zu können; sie scheint uns mehr oder weniger den gemachten Blumen zu gleichen, wenn schon manchmal ein Naturhauch durchweht.

In weit günstigerer Lage, als es in Deutschland möglich wäre, befand sich in dieser Beziehung, in Rücksicht auf die Sprache, der Schottländer Burns. Zwar gilt in ganz Großbritannien Eine Sprache so zu sagen als officielle, — das in der gesammten Literatur herrschende Englische, das auch die schottischen Schriftsteller schreiben. Nicht nur aber ist die schottische Aussprache des Englischen eine andere (und zwar nach der Ansicht der den Ton angebenden Engländer viel schlechtere, breitere und plumpere), sondern es existirt auch ein in der Schreibung der Worte und in den grammatischen Formen, so wie im Gebrauche mancher provinciellen Ausdrücke vom Englischen nicht unbedeutend abweichender, doch aber, geschrieben und gesprochen, für den Engländer noch wohl verständlicher, schottischer Dialekt, dessen sich der tüchtige Schotte nicht schämt, auf den er im Gegentheil, vermöge einer achtungswerthen Anhänglichkeit an seine nächste Heimath und an die Traditionen und Eigenthümlichkeiten seines in frühern Zeiten politisch selbstständigen Vaterlands, stolz ist, ohne sich darum gegen die Geltung und Herrschaft der Englischen im politischen Gesammtvaterlande, dessen Größe und Ruhm er auch zu schätzen weiß, aufzulehnen. Der schottische Dialekt (der, beiläufig bemerkt, der deutschen Sprache in Manchem noch näher steht, als das Englische), noch nicht abgerieben und abgeschliffen durch den beständigen Strom einer geschäftigen Literatur, welche zwar die Sprache einestheils bereichert und ausbildet, aber anderntheils auch das schärfere Gepräge verwischt und die Ausdrucksweise so weit stereotypirt, daß nur ein kräftigerer Geist sich der traditionellen Phrasen und Wendungen entschlägt und seine eigene Sprache redet, bot sich einem Dichter wie Burns als ein höchst empfänglicher und willkommener Stoff dar, dem er die Gefühle und Conceptionen seiner Begeisterung einprägen und vermählen konnte; dabei aber war er gar nicht völlig an seinen Dialekt gebunden; wenn er sich das einemal mit Vorliebe und Behagen recht darin ergeht und versenkt, stimmt er das anderemal den Ton eines fast ganz reinen Englisch an, so daß er nicht bloß der provinciellen, schottischen, sondern der englischen Literatur eben so gut angehört. Der schottische Dialekt, in seiner bequemen Natürlichkeit, verleiht den Gedichten von Burns noch einen ganz eigenthümlichen Reiz heimischer Vertraulichkeit und stimmt vortrefflich zusammen mit der Beschaffenheit der Gegenstände, welche meist aus der Geschichte, der Natur, der Sceuerle, den Sitten und Traditionen Schottlands, aus den Umgebungen und den nächsten und lebendigsten Interessen des Dichters selbst genommen sind.

So ist die Poesie von Burns Dialektspoesie, aber sie ist es in unabsichtlicher, ungesuchter Weise; sie schließt sich dadurch nicht von allen höhern und allgemeinern Interessen aus, sie huldigt dadurch nicht einer engherzigen oder gar gemeinen Bornirtheit, sondern gewinnt nur an Bestimmtheit und Charakter; der Dialekt, in dem sie sich vernehmen läßt, war einst die Sprache einer Nation; er nähert sich auch in verschiedenen Abstufungen der herrschenden Sprache, und so geht die Dialektspoesie bei Burns gewissermaßen in die Nationalpoesie über, der sie wenigstens in keiner Weise schroff und feindlich gegenübersteht. Und in ähnlicher Weise sind in seiner Poesie auch die andern oben besprochenen Gegensätze mehr oder weniger ausgeglichen und versöhnt. Es ist Naturpoesie — denn der innere Drang und Trieb des Genius machte ihm das Dichten zu einer Nothwendigkeit, er mußte singen, wie die Lerche, die er so oft feiert, — aber es fehlt ihr doch keineswegs die Unterlage und Zügelung einer, freilich nicht schulgerechten, aber darum auch nicht pedantischen und vorurtheilsvollen Bildung durch Muster der besten Art; es ist Volkspoesie, im Gegensatz zur Standespoesie, oder richtiger: es ist selbst Standespoesie, zunächst der Anschauungsweise, dem Kreise des schottischen Landvolks, dem der Dichter angehört, gemäß; aber es begegnet ihm nicht, daß er, wie Goethe von Hebel, wiewohl lobend und anerkennend, sagt, daß er „das Universum durchaus verbauert;" nicht mit willkürlicher Laune, nicht aus „Bauernstolz" versetzt er sich in die Anschauungsweise und Zustände des Landmanns, sondern er greift mit seiner poetischen Kraft in die unmittelbare, nächste Wirklichkeit, wie sie ihn in Freuden und Schmerzen, in Entzückungen und Entbehrungen, umgab, ohne Bedenken hinein, gewiß, daß es ihm gelingen müsse, ächte Poesie ihr abzugewinnen, sie mit dem Zauberstab seines Genius in ein goldenes, tönendes Reich des Gesanges und der Glorie zu verwandeln. Sein Stand, seine Beschäftigung, seine nächsten Lebenserfahrungen und Interessen sind für ihn nur der Ausgangspunkt, die Basis seiner Poesie, aber diese selbst erhebt sich, auf-

steigend vom schottischen Moorgrund, von dem Ackerfeld, der Strohhütte des Landmanns, in den reinen blauen Aether des allgemein Menschlichen.

Wir theilen hier die von Goethe übersetzten Worte eines Landsmannes von Burns mit, als die Hauptpunkte seiner dichterischen Eigenthümlichkeit liebevoll hervorhebend und gerecht würdigend.

„Solch eine freundliche, warme Seele, so voll von eingebornen Reichthümern, solcher Liebe zu allen lebendigen und leblosen Dingen! Das späte Tausendschönchen fällt nicht unbemerkt unter seiner Pflugschar, so wenig als das wohlversorgte Nest der furchtsamen Feldmaus, das er hervorwühlt. Der wilde Anblick des Winters ergötzt ihn; mit einer trüben, oft wiederkehrenden Zärtlichkeit verweilt er bei diesen ernsten Scenen der Verwüstung; aber die Stimme des Windes wird ein Psalm in seinem Ohr; wie gern mag er in den sausenden Wäldern dahin wandern; denn er fühlt seine Gedanken erhoben zu dem, der auf den Schwingen des Windes einherschreitet. Eine wahre Poetenseele! sie darf nur berührt werden, und ihr Klang ist Musik.

„Welch ein warmes, allumfassendes Gleichheitsgefühl, welche vertrauenvolle, gränzenlose Liebe! welch edelmüthiges Ueberschätzen des geliebten Gegenstandes! Der Bauer, sein Freund, sein nußbraunes Mädchen sind nicht mehr gering und dörfisch; Held vielmehr und Königin; er rühmt sie als gleich würdig des Höchsten auf der Erde. Die rauhen Scenen des schottischen Lebens sieht er nicht im arkadischen Lichte; aber in dem Rauche, in dem unebenen Tennenboden einer solchen rohen Wirthlichkeit findet er noch immer Liebenswürdiges genug. Ueber die niedrigsten Regionen des menschlichen Daseyns ergießt er die Glorie seines eigenen Gemüths, und sie steigen, durch Schatten und Sonnenschein gesänftigt und verherrlicht, zu einer Schönheit, welche sonst die Menschen kaum in dem Höchsten erblicken. Dieser poetische Landmann beträgt sich, möchten wir sagen, wie ein König in der Verbannung; er ist unter die Niedrigsten gedrängt, und fühlt sich gleich den Höchsten; er verlangt keinen Rang, damit man ihm keinen streitig mache — eine Seele wie eine Aeolsharfe, deren Saiten, vom gemeinsten Winde berührt, ihn zu gesetzlicher Melodie verwandelten."

Das poetische Talent, kann man sagen, beruht auf einem Ueberschuß geistiger Lebendigkeit und Lebenskraft, welche vom Individuum nicht selbst verzehrt, sondern zu Schöpfungen nach außen verwendet wird. Was dem Unpoetischen als leblos erscheint, in dem ahnt und erkennt das poetische Gemüth Leben und Seele, und wo Andre nur ein gewöhnliches Maaß von Lebendigkeit und Beseelung erblicken, da findet er, unter dem Einfluß eines gesteigerten Interesse, ein Unendliches von Schönheit, Geist und Werth. Das scheinbar Unlebendige zu beseelen, das Gleichgültige zu individualisiren, den abstracten Begriff zu personificiren und das Geliebte zu idealisiren — das ist das natürliche Bestreben des Dichters, und diese Eigenschaften besaß Burns in außerordentlichem Maaße, und diesen äußerlich sich offenbarenden Eigenschaften entsprachen natürlich, oder waren vielmehr damit, als ihre Keime und Wurzeln, identisch die Eigenschaften der empfänglichsten, regsten Receptivität, ein Auge voll Licht und Schärfe, ein Ohr, lauschend jedem, für das profane Ohr unvernehmlichen, Ton, einen Sinn, dem sich die geheimen, gleichsam verborgenen Schätze der Poesie wie dem mit der Wünschelruthe bewaffneten Magier verriethen, und eine Seele voll Sehnsucht nach liebevoller Mittheilung und Verkehr, und wie Zunder empfänglich für die Funken der Leidenschaft. Und für jede Empfindung bot sich seinem glücklich organisirten Geist auch sogleich der treffendste Ausdruck im Worte dar.

Ein Hauptzug von Burns ist seine innige Sympathie mit der Natur, die ihm nicht nur in ihrer Lenzes- und Sommerpracht, nein, auch in der Herbst- und Wintertrauer lebt. Wie nicht leicht ein Dichter hat er, der in so beständigem Verkehr mit der Natur stand, sie beobachtet und belauscht, ihr eine Menge der feinsten Züge abgesehen, aber das Alles ohne Studium und Absicht. Als einen Beweis der Gesundheit seiner Naturanschauung aber sind wir geneigt das anzusehen, daß er nichts von einem förmlichen Cultus, von einer Vergötterung der Natur weiß; wenn er die Natur und ihre einzelnen Gegenstände schildert oder feiert, so ist es meist nur gelegentlich; sie dient ihm mehr nur als Hintergrund oder er knüpft an ihre Phänomene seine Empfindungen und Erinnerungen an. Bekanntlich hatten auch die Griechen keine poetischen Naturschilderungen als selbstständige poetische Gattung, so genau sie die Natur in ihren einzelnen Zügen belauschten und daraus Stoff zu den schönsten Bildern und Vergleichungen entnahmen. Lieder, worin sich die liebevollste Beobachtung der Natur und ihrer Wesen, der beseelten und unbeseelten, ausspricht, haben wir früher schon öfters mitgetheilt, und verweisen hier der Kürze wegen auf das so bekannte und berühmte Gedicht: Auf ein Tausendschönchen, das er mit dem Pflug umkehrte, im Jahrgang 1839, Nr. 45 dieser Blätter, wo er an das Schicksal des anspruchslosen, von ihm mit malerischer Treue geschilderten Blümchens Betrachtungen über das Schicksal von Menschen, namentlich auch über sein eigenes, anknüpft; auf das Gedicht: Afton, ebendaselbst, wo die Scenerie des geliebten Flusses lebendig veranschaulicht und des Sängers Liebe zu Marie damit in Verbindung gesetzt wird. In Nr. 121 ebendaselbst findet man eine entzückende, höchst lebensvolle Schilderung der Herbstzeit, ebenfalls mit Empfindungen der Liebessehnsucht verwoben. Aus der uns vorliegenden Uebersetzung lassen wir zwei kleine Lieder ähnlicher Art folgen:

Des Winters West ringsher durchnäßt
Mit Regen Thal und Höh',
Des Winters Nord braust stürmend fort,
Und Hagel glänzt und Schnee.
Trüb ist und braun der Bach zu schaun,
Der stürzt durch Feld und Hag,
Das Vöglein fest sich duckt im Nest,
Und herzlos ist der Tag.

Der Sturm umher, die Wolken schwer —
Die öde Winternacht
Sey Andern trüb', — mir ist sie lieb
Mehr als des Mittags Pracht;
Des Winds Gebraus, es löscht mir aus
Den Gram, es wiegt ihn ein, —
Entlaubter Zweig, zu mir dich neig'!
Dein Schicksal ist ja mein.

Du höchster Hort, des Allmachtwort
Auf mich dieß Leid verhängt:
Ich baue fest, es ist das Best',
Weil du es so gelenkt.
Nur Eins thut noth, ich flehe, o Gott,
Dieß Eine nur gewähr',
Entzieht jed' Glück mir dein Geschick,
Mich's auch entbehren lehr'.

Kalt entfloh der Winterwind
Und der West weht sanft und lind,
Dort, wo Stanley's Bieken sind,
Die Drossel in den Zweigen o!

Süße Frühlingsglöckchen blau,
Auf Glennistees Au im Thau,
Blühend wie mein Lieb, o schau!
Mein Liebchen ohne Gleichen o!

Komm' mein Kind, du süße Maid!
Auf Kenkillocks sonn'ger Haid'
Leben wir in Lust und Freud',
Die nimmer wird erbleichen o!

Schwebend auf dem Newtonwald,
Lerchenlied in Lüften schallt,
Silberweid' am Bächlein kalt,
Knöspchen an den Zweigen o!

Hoch vom Felsenbett der Fee
Farrenfedern stattlich wehn,
Und das Bächlein murmelt schön,
Wenn sie sich hold ihm neigen o!

Bäume blüht und Vöglein singt,
Grün aus Knosp' und Wiese dringt,
Freuden, ach! ihr mir nicht bringt,
Könnt ihr nicht sie mir zeigen o!

Beinahe noch schöner ist das in der Sammlung des Uebersetzers unmittelbar folgende: Nun tragen die Fluren ihr festliches Kleid, dessen letzte Strophe so lautet:

Komm, sinniger Herbst, grau und gelb auf die Flur,
Und heile mein Herz durch den Tod der Natur;
Der Winter so trübe, der stürmet und schneit,
Nur er kann mich freuen seit Nancy so weit.

Wie schön ist hier die leise Andeutung der Personification durch das einzige Wort: sinniger Herbst! Ueberhaupt, so lebendig und beseelt sich für Burns Alles darstellt, so wenig überschreitet er in seiner Idealisirung das Maaß. Die eigentliche, streng durchgeführte Personification unbeseelter Gegenstände spart er für das scherzhafte, lustige Lied auf, dergleichen sein „Hans Gerstenkorn" ist. Von diesem sagt Goethe: „dieß allerliebste Gedicht war anonym zu uns gekommen, und verdienter Weise geschätzt, veranlaßte solches manche Versuche, unserer Sprache es anzueignen. In diesem heitern, genialischen Anthropomorphismus zeigt sich Burns als wahrhaften Dichter." Hans Gerstenkorn ist in diesen Blättern, Jahrg. 1838, Nr. 21, übersetzt, bei Kaufmann S. 87. Es wird darin das Schicksal der Gerste, von der Aussaat an, bis sie, in Bier verwandelt, den Kreis der Zecher belebt und begeistert, in anschaulichen Metaphern beschrieben. Die letzten Verse lauten so:

Hans Gerstenkorn der war ein Held,
Gar tapfer, stolz und gut,
Drum wenn sein Blut ihr trinkt, sogleich
Hebt kühn sich Euer Muth.

Es macht, daß man sein Leid vergißt,
Es würzt uns jedes Glück,
Es macht, daß eine Wittwe singt,
Weckt auch die Thrän' im Blick.*)

Drum lebe hoch, Hans Gerstenkorn!
Nimm Jedes Glas zur Hand,
Nie fehlen tausend Enkel, ihm
Im alten Schottenland!

---

*) So läßt auch Schiller den Nestor zur Hekuba sprechen:

Nimm ihn an den Trank der Labe
Und vergiß den großen Schmerz;
Wundervoll ist Bacchus Gabe,
Balsam fürs zerriss'ne Herz.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 51.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

29 April 1840.

Der jüngste Tag.

(Fortsetzung.)

Im dritten Gesang wird der Dichter in den Himmel emporgehoben, welchen zu schildern ihm jedoch, wie er klagt, die menschliche Sprache ihren Dienst versagt. Er erblickt die Jungfrauen, die Märtyrer, die Seraphim und vernimmt die Gesänge von mehreren Seligen. Lob- und Dankgesänge stimmen an die Seelen einer Gattin, eines Kindes, eines Weisen, eines Wahnsinnigen, eines Armen, eines vergessenen Dichters, eines Königs, eines Kriegers, eines Priesters. Manches in diesen Hymnen ist recht schön. So singt z. B. die Seele einer Gattin:

Dank sey dir, Herr, gesagt; ins Dunkel meines Lebens
Warf ihrer Fester Glanz die eitle Welt vergebens;
Trotz bot ich ihrem Schein und Schaum;
Schamhaftigkeit und Zucht niemals von mir sich wandte;
Nimm dafür meinen Dank, Herr! meinen Namen kannte
Selbst meine Hochzeitkammer kaum.

Dank sey dir, Herr! gesagt; ich hab' vom Kelch der Ehe
Getrunken, gleichen Sinns, die Lust und auch das Wehe,
Wermuth und Honig, wie es kam;
Und ward mein Herz einmal betrübt durch meinen Gatten:
So lächelt' ich vor ihm und weinte nur im Schatten,
Und ab mir meine Liebe nahm.

Jetzt aber bin ich ganz versunken
In Lust, von Seligkeit wir trunken...
Ein Augenblick das Erdenleid vergilt....
Die Welt, wir hoch sie ihrer Wünsche sendet,
Wohl schwer die Wonne, die jetzt mein, verstände,
Ein Hoffen ist es ohne Ende,
Dem ewig doch Befried'gung quillt.

Die Seele eines vergessenen Dichters singt:

Als auf mein Haupt der Geist des Sanges sich wollt' senken,
Da bat ich dich, mein Gott, du wollst ihn heißen gehn,
Denn nirgends wollte man ein Ohr dem Dichter schenken,
Und nur die Wüste war bereit mich zu verstehn.

Der Schönheit Bilder all, die du hast eingeboren
In meine Seel', — umsonst führt' ich zur Welt sie ein;
Die Flamme meines Geists war an der Nacht verloren;
Und meines Zweifels Schmerz um sie stieg bis zur Pein.

O wie so oft hab' ich der Leyer Fluch gesprochen,
Die stets in meine Hand zog ein gewalt'ger Zug;
Ich ließ von ihrer Macht mich immer unterjochen
Und schalt mich selbst, daß ich der Thorheit Ketten trug.

Einst, in der Stumpfheit, die folgt, wenn der Rausch sich kühlte,
Sehnt' ich mich nach dem Tod, vom heißen Wunsch entflammt
Zu wissen ob die Gluth, die ich im Busen fühlte,
Sey meiner Eitelkeit oder dem Himmel entstammt?

Doch das Geheimniß hat mir deine Huld entschleiert;
Aufrichtend mich hast du mir, Gnädiger! gezeigt,
Daß jrglichem Gesang, welcher dich einsam feiert,
Vom Firmament herab dein Ohr sich freundlich neigt.

Oh! wir mein Leiden jetzt, das lange, mich erfreuet!
Den Glauben hätte mir befleckt der Erde Gunst;
So wie den Weihrauch, den man in die Urne streuet,
Hobst du zu dir mein Herz, geläutert durch Inbrunst.

Und der, der in der Welt verachtet ist gewesen,
Und dem vor Jammer fast die Lippe wurde stumm:
Er ist zu singen jetzt dein Lob von dir erlesen,
Zum Seraph schufst du den vergess'nen Dichter um!

Die Seele eines Königs, „dem die Krone verderblich geworden," ist ohne Zweifel die Seele Louis' XVI, welchem der Priester auf dem Schaffot die Verheißung zugerufen, daß seine Seele in den Himmel steige. Die Seele eines Kriegers scheint die Napoleons seyn zu sollen; wenigstens paßt auf ihn der Inhalt des Gesanges am besten: die Welt sey versunken gewesen in Verbrechen und habe einer Geißel bedurft; er sey aus dem Dunkel hervorgegangen; von Gott zum Messias des Zorns gesalbt, habe er die Erde mit der Todessense durchzogen. Noch sey sein Name der Schrecken der Menschheit; man wäge ihn in der Wage,

welche die Ungerechtigkeit oder Unwissenheit in schwacher Hand halte. Aber die Wage Gottes sey anders, seine Gewichte seyen einsichtsvoller, und der, auf den die Welt den Fluch schleudre, habe seinen Platz im Himmel gefunden. Wenn hier wirklich, was ganz wahrscheinlich ist, Napoleon gemeint ist, so muß man gestehen, daß Reboul, neben dem daß er Katholik und Legitimist, auch ein sehr poetischer, auf den Nationalruhm haltender Franzose ist, und dem nationalen Vorurtheil für den großen Krieger und Helden eine, bei seinen sonstigen religiösen Ansichten sehr bedenkliche Concession gemacht hat. In der That, eine solche Toleranz scheint uns mit den andern strengen Ansichten des Dichters unverträglich, und wenn er sich damit hilft, in seinem Krieger eine Offenbarung des göttlichen Zorns, der göttlichen Gerechtigkeit zu sehen, so läßt sich diese Betrachtungsweise gar leicht auch auf die Beurtheilung des Handelns andrer Menschen ausdehnen und fällt am Ende die sittliche Freiheit, wenn man consequent seyn will, ganz weg.

In dem Hymnus der Seele eines Priesters wird die hohe Bedeutung und Würde des priesterlichen Amts im Sinn der katholischen Kirche gefeiert. Niemand wird bestreiten, daß die katholische Idee des Priesterthums der poetischen Behandlung sehr empfänglich und günstig sey; auch Rebouls Bild des Priesters, wie er seiner Idee nach seyn soll, hat schöne Züge; aber das scheint uns doch etwas stark, wenn er den Priester dadurch verherrlicht, daß er ihn von sich rühmen läßt: „er gebiete Gott selbst wie seinem Diener und mache ihn mit einem Wort auf den Altar vom Himmel niedersteigen.“ Die Vergleichung: „wie seinen Diener,“ dürfte dogmatisch kaum zu rechtfertigen seyn.

Seine eignen Empfindungen bei der Anhörung der Gesänge dieser Seligen schildert der Dichter so:

Bei ihres Glücks Berührung fühlte sich
Mein Geist erlöst von allem Ueberdruß;
Die Sorgen all der Welt starben in ihm.
Um Raum zu machen der unsagbar'n Liebe.
Wie eine Well' in minder steilem Flußbett'
Läßt sinken ihren Schlamm und klarer wird, —
Ein sel'ger Spiegel der glorreichen Sonne,
Als solcher theilhaft selbst der Himmelswonne.

Vierter Gesang. Die unzählbaren Schutzengel der Welten kommen. Sie sehen Jehovah an mit ihrer Zerstörung noch zu warten. Aber gegen sie tritt der Engel der Rache auf, Jehovah beschwörend, nicht mehr zu säumen, weil die Verblendung und das Verbrechen auf Erden ärger geworden seyen als je. Krieg, Hunger, Pest bieten bereitwillig ihre Dienste an zum Zerstörungswerke. Aber ihr Herr, der Engel der Rache, erklärt ihnen, daß Jehovah ihrer nicht mehr bedürfe; daß sein Wille seinem Zorn genüge. Das göttliche Dreieck, das auf einem Lichtthron erglänzte, hörte auf zu schimmern, und während sein Glanz erlosch, hörte man die Worte: „so soll es seyn!“ Der Kreis der Geister hatte sich schweigend niedergeworfen und so den unwiderruflichen Spruch angehört; alle stießen einen Schrei aus und eilten zu ihrer verurtheilten Welt zurück. Den Fliehenden begegnet am Eingang des Himmels der herrliche Erzengel Michael, welcher dem Engel, der den Dichter trug, Vorwürfe macht wegen seines Entsetzens über den ausgesprochenen Willen Gottes. Die menschliche Schwachheit habe ihn angesteckt; er solle sich stärken dadurch, daß er dem Herrn diene; er soll auf seinem Rückweg auf die Erde durch die Hölle gehen und den bösen Engeln befehlen, ihre sündigen Schaaren zum Gericht auf die Erde zu führen.

Fünfter Gesang. Der Engel belehrt den Dichter, daß der Untergang und das Gericht der Welt bevorstehe und zeigt ihm den Aufenthaltsort der Kinderseelen, die ungetauft gestorben:

Was du in diesem Raume schweben siehst,
In dieses düstern, grauen Himmels Tiefe,
Das sind die Kinder, welche starben ohne
Der Taufe Wasser, sündhaft von Natur
Nicht durch den eignen Willen; ihre Väter
Haben auf sie vererbt das sünd'ge Wesen,
Und, der unnennbarn Gnade nicht theilhaftig,
Sind diese Seelen nicht mit Gott im Einklang;
Ruinen, welche Christ nicht wieder baut,
Bleiben sie fern dem Ziele der Erkornen;
Ihr Auge taugt nicht für des Himmels Schauen;
Weil ihnen fremd das Evangelium blieb,
Sind sie gerichtet ohne sein Gesetz
Und sind gerecht gerichtet; ohne Qual
Büßen sie für die Sünde ohne Lust.
Hier sind der Schmerz, die Freude unbekannt;
Das Daseyn lebt begnügt hier mit des Daseyns
Vergünstigung; doch dieses Daseyn ist
Halb, unvollständig, nur als Gegensatz
Soll dienen es neben dem reinen Nichts,
In einer Ruh, die keine Wonnen kennt
Und deren Glück nur ist Schmerzlosigkeit.
„Ha!“ rief ich aus, „der Schwarm da kommt und geht,
Ewig nichts wissend von Jehovahs Namen?...“
Doch auf den Mund legt mir die Hand mein Engel,
Und beinah grimmig ward sein Freundesblick:
„Unsel'ger, sprach er, welchen Namen nennst du?
Der Name, überall sonst Wonn' und Kraft,
Wär' hier ein elendmachender Gedanke,
Wenn dieses Orts Bewohner ihn besäßen;
Brennend in Sehnsucht nach dem Gegenstand,
Den sie doch niemals schauen dürfen, fänden
Die Hölle sie im hoffnungslosen Wunsche.
O fliehn wir, stören ihre glückliche
Unwissenheit wir nicht; es ist der Mund
Der Sterblichen voll Unvorsichtigkeit;
Wenn jener Nam' dir noch einmal entschlüpfte,
Ein Blitz des Himmels träfe dich vernichtend!“

Vor dem Eintritt ins Fegfeuer ruft der Dichter die katholische Muse an, und dann berichtet er von jenem:

Als wir verlassen nun den einz'gen Ort
Wo Leben möglich ist, vergessend Gottes,
Nahm wahr mein Auge wir ein Meer von Flammen
Deß Wogen schwankten unzähl'ge Seelen;

Auf tauchten Gruppen, deren Antlitz ähnlich
War dem Krystall, vom Sonnenstrahl durchdrungen;
Palmzweig und Krone tragend in der Hand
Priesen sie Gott, der züchtigt und verzeiht;
Und während sie zum sel'gen Himmel schwebten,
Erschienen andre, welche auch, um sich
Wie sie zur ew'gen Glorie zu erheben,
Sich rein'gen sollten in der Läut'rungsfluth.
Und ob den Schmerzen, die an ihnen zehrten,
Sah ich zwei Geister sich im Fluge kreuzen —
Es war des Leidens und der Hoffnung Engel,
In seinen blassen Händen hielt der eine
Von ungeheuerm Umfang eine Urne,
Und ließ daraus träufeln einen flüssgen Saft,
Der dieses Oceanes Feuer nähele,
So daß die Qual darin nie höre auf;
Der andre aber, mit dem Flügel fächelnd,
Rief ihnen zu: o murrt nicht wider Gott!
Segnet die Qualen, die er euch läßt dulden,
Um bald euch seines heil'gen Lichts zu freuen;
Selbst eure Klage gleiche dem Gebet;
Die Gegenwart, wie grausam auch, muß enden,
Und ew'ge Freuden bringt euch eure Zukunft!

Aus dem Fegfeuer hört der Dichter herzzerreißende Qualen emporbringen; namentlich von zwei Seelen, deren eine der Buhlerei des Geistes (mit dem weltlichen Wissen und dem Ehrgeiz), die andre der Buhlerei des Geistes sich schuldig gemacht hat. Die erstere Seele, welche wir zu deuten uns nicht getrauen, büßt schon viertausend Jahre, und hätte sich, wie sie selbst sagt, längst aufgelöst, wenn nicht Gott sie für die Ewigkeit geschaffen hätte. Eine Mutter erlangt durch ihre flehentlichen Bitten bei ihrer eigenen Erlösung aus den Flammen des Fegfeuers auch die Freilassung ihres Sohns, ohne welchen ihr das Glück des Himmels keines wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Robert Burns.

(Fortsetzung.)

Der Bewohner von Weinländern darf nicht vergessen, daß in Ländern, wo der Wein, wenigstens für den gemeinen Mann, fehlt, das aus „Gerstenkorns" Säften bereitete Bier viel höher geachtet wird und auch in der populären Poesie das Surrogat der Gabe des Bacchus ist. Wir können nicht umhin, hier an Hebels „Habermuß" zu erinnern, sofern der Stoff und die Idee verwandter Art sind. Wir haben auch über dieß Gedicht ein kurzes Urtheil von Goethe: „das Wachsthum des Habers, bei Gelegenheit eines Habermußes von einer Mutter ihren Kindern erzählt, ist vortrefflich idyllisch ausgeführt." Es gehört dieß Gedicht ohne Zweifel zu den schönsten in Hebels Ton und Manier, was sich von Hans Gerstenkorn, unsers Erachtens, in Bezug auf den Rang, den er unter Burns' Liedern einnimmt, nicht behaupten läßt; dennoch aber darf man vielleicht diese beiden, in Betreff des Thema's so verwandten Gedichte als typisch für den Charakter der beiden Dichter überhaupt ansehen. Aus Hebels Haber wird am Ende eine bescheidene Hausmannskost, ein Habermuß, von einer friedlichen, frommen Familie unter erbaulichen Gesprächen und Belehrungen verzehrt; aber aus Hans Gerstenkorn wird ein begeisternder Trank gewonnen:

Sie zapfen ihm sein Heerblut ab,
Und teinlen's in die Rund',
Und mehr, je mehr sie trinken, fließt
Von Freude jedre Mund.

Hebels gemüthliche und sinnige, aber doch immer etwas erkünstelte und gesucht naive Poesie bleibt beim Bedürfniß, bei dem was nährt und frommt, stehen, und verfolgt einen allerdings löblichen und ansprechenden didaktischen Zweck; Burns kühnere, freiere, natürliche Poesie feiert den Hans Gerstenkorn nicht als Nährer der Hungernden, sondern als Geber der Freude, des Jubels, der Begeisterung, unbekümmert darum, daß der Held in den Köpfen oft großes Unheil anrichtet, wie im Tam o' Shanter zu lesen.

Am glühendsten, wahrsten, innigsten und größten ist Burns in seinen Liebesgedichten. Er ist gleich weit entfernt von einer überzarten, platonischen, seelenhaften Liebe, wie von einer rohen oder raffinirten Sinnlichkeit; seine Liebe ist ganz gesunde Einheit, und es kommt ihm gar nicht in den Sinn, mit Reflexion ihre Elemente sondern und trennen zu wollen; die Geliebte ist ihm kein körperloser Engel, aber ebensowenig tragen seine süßen Lieder den Stempel bloß sinnlicher Leidenschaft. Burns sang nur von Liebe, wo er sie wirklich und innig empfand, und so oft er diese tiefen Brusttöne anstimmt, zwingt er uns, die Innigkeit, Tiefe, Wahrheit und Gluth dieser Liebe zu bewundern und aufs wärmste mit dem Dichter zu fühlen, ohne daß wir daran denken, Nachforschungen anzustellen, ob der Gegenstand dieser Liebe solcher Huldigung und Feier vollkommen werth, oder ob die Leidenschaft des Dichters den Gesetzen der bürgerlichen Gesellschaft und der Sitte ganz gemäß gewesen; denn wenn der Dichter selbst einer solchen Collision nicht erwähnt, so darf der Leser auch nicht, sie erst hineintragend, daran ein Aergerniß nehmen. Burns zeichnet sich überhaupt aus durch eine, wir möchten sagen ritterlich galante Verehrung des schönen Geschlechts, die aber, frei von aller Affectation, das natürliche Gefühl seines Herzens ist. Sie spricht sich namentlich aus in dem Lied, dessen Chorus die Strophe bildet:

Grün sind die Auen, o!
Grün sind die Auen, o!
Die schönsten Stunden in der Welt
Sind Stunden doch bei Frauen, o!

und welches mit dem Trumpfe schließt:

Schwur doch selbst Zeus: der Schönheit Preis
In ihnen wär' zu schauen, o!
Der Lehrling sann, und schuf den Mann,
Der Meister dann die Frauen, o!

(b. Kaufmann, S. 117.)

Unter den manchen Liedern, eingegeben von der Begeisterung glücklicher Liebe, wählen wir hier das von Kaufmann S. 53 übersetzte zur Mittheilung aus:

In einer lauen Sommernacht,
Wo hoch die Aehren stehen,
Und hell der Mond am Himmel lacht,
Thät ich zu Anne gehen;
Die Stunden flohn, im Dämmerschein
Sich Früh zum Spät gesellte,
Ich bitte sie, und sie stimmt ein,
Sie kam zum Gerstenfelde.

Die Luft war lau, der Wind war still,
Der Mond die Flur erhellte,
Da setzt sie, weil sie ruhen will,
Sich hin im Gerstenfelde.
Ich wußt', ihr süßes Herz wär' mein,
Und Lieb' mit Lieb vergelte,
Und küß' und küß' ihr Mündchen klein
Im bunten Geestenfelde.

Ich schloß sie fest in meinen Arm,
Ihr Herz mein Herz erhellte,
O Segen ihm, es schlug so warm
Im hohen Gerstenfelde!
Beim Mond- und Sternenlicht, das klar
Die Nacht zum Tag erhellte,
Sie sey gesegnet immerdar,
Die Nacht im Gerstenfelde.

Wohl war ich froh bei Sang und Klang
Im lust'gen Zechgezelte,
Und wenn nach Arbeit, Noth und Drang
Sich Geld gesellt zum Gelde.
Doch jedes Freude hellster Strahl,
Wie ihn auch Lust erhellte,
Sie überstrahlt die Nacht zumal,
Die Nacht im Geestenfelde.

Und Korn und Geest' ist eingebracht,
Das Bier schäumt in der Kanne,
Doch ich vergesse nie die Nacht
Im Geestenfeld mit Anne.

Dieselbe Anna, vermuthlich, ist gefeiert in einem nicht minder von seliger Lust geschwellten und triumphirenden Liede, wo der Dichter glücklich und sicher mit dem Namen seiner Geliebten in schweren Reimen spielt, von Kaufmann, S. 55 und in diesen Blättern Jahrgang 1836, Nr. 49 übersetzt.

Wahrscheinlich aber werden die Meisten andern, ernsteren oder auch sehnsüchtigen und schwermuthsvollen Liedern den Vorzug geben vor den angeführten. Dahin gehört z. B. das schöne Lied auf sein Hochland-Kind, bei Kaufmann, S. 115, mit dem Refrain:

Dort in der Büsche Schatten, o!
Dort auf den grünen Matten, o!
Mein Herz mir glüht,
Ich sing mein Lied,
Mein Lied von meinem Hochland-Kind.

Dieß Hochland-Kind ist Mary Campbell, welcher Burns vielleicht seine schönsten und tiefsten Lieder gewidmet hat, deren Todestag er lange mit schmerzlicher Trauer beging. Vier Lieder auf sie findet man in diesen Blättern, 1839. Nr. 25, 26.

O Stern du, dessen schwindender Strahl
Den jungen Morgen gern begrüßt,
Du bringst den Tag mir noch einmal
Wo sie des Lebens Schuld gebüßt.

Wo weilest du in sel'ger Hut,
Mariens theures Schattenbild?
Siehst du, wie von der Seufzer Fluth
Der Busen deines Treuen schwillt?

Kann ich vergessen jenen Hain,
Wo an des Ayr gekrümmtem Strand
Uns einst in seligem Verein
Der Liebe Trennungsstunde fand?

Ja! Ewigkeit selbst ist zu schwach
Zu tilgen das Gefühl der Lust,
Als du, zum letztenmale, ach!
Gelegen hast an meiner Brust.

Sein Ufer küßte der rieselnde Bach
Von dichtem Grün umschattet rund;
Die Biese und der Hagedorn
Schlang liebend sich um unsern Bund.

Sein Blumenbeet der Rasen bot,
Der Vögel Lied war Liebesglück,
Als uns zu bald das Abendroth
Mahnt' an den flücht'gen Augenblick.

So schwelgt in schmerzlichem Genuß
Mein Herz, und immer tiefer fühlt
Es seine Qual, so wie der Fluß
Sich tiefer stets sein Bette wühlt.

Wo weilest du in sel'ger Hut,
Maelens theures Schattenbild?
Siehst du, wie von der Seufzer Fluth
Der Busen deines Treuen schwillt?

Nicht minder schön ist das Gedicht bei Kaufmann S. 14, dessen erste und letzte Strophen folgende sind:

Weh ist mein Herz und im Auge die Thrän';
Lang, lang hab' ich keine Freude gesehn;
Verlassen und einsam trag' ich meinen Schmerz,
Und die Stimme des Mitleids kühlt nimmer mein Herz.

Lieb', du hast Freud'; und tief hab' ich geliebt;
Lieb', du hast Leid; und tief war ich betrübt.
Doch dieß wunde Herz, das so blutet mir nun,
O es sagt mir sein Pochen, bald, bald wird es ruhn.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 52 u. 53.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

2 Mai 1840.

Die Marquisin L — — d und Lady Jane Urquhart.

Aus den Erinnerungen einer Wochenwärterin.

(Die Erzählungen aus dem Tagebuch eines Arztes, welche auch in Deutschland bekannt geworden sind, haben in England viel Glück gemacht, was sie ohne Zweifel, neben dem Talent des Erzählers, auch der Fiction verdanken, die so zu sagen den Rahmen derselben bildet und den Erzählungen das Interesse wirklich erlebter Thatsachen verleiht. Wir irren schwerlich, wenn wir die Reihe von Erzählungen, aus welcher wir hier eine mittheilen, als eine Art Nachahmung jener Fiction betrachten, wodurch indessen der Originalität des [nicht genannten] Autors kein wesentlicher Abbruch geschieht, da es sich ja nur um eine äußere Form, um eine Introduction handelt. Das Eigenthümliche des Genres, das durch das Tagebuch des Arztes wo nicht aufgebracht, doch aufs neue populär wurde, und das vielfacher Modificationen empfänglich ist, besteht darin, daß Begebenheiten oder Persönlichkeiten, welche irgend ein Interesse zu erwecken geeignet sind, sey nun dieß Interesse ein romantisches, novellistisches, tragisches, komisches oder mehr nur ein psychologisches, in solchen Erzählungen und Schilderungen von einem ganz speciellen und individuellen Standpunkt aufgefaßt und betrachtet werden, welchen die Eigenthümlichkeit des fingirten Erzählers bestimmt; und so kann gerade durch Steigerung und Potenzirung der Fiction der Schein der Wahrheit und Natürlichkeit verstärkt werden, wenn der Verfasser seine Rolle gut zu spielen, sich recht in die Persönlichkeit und in die unmittelbarsten Interessen dessen hineinzuversetzen weiß, dem er die Geschichten in den Mund legt. Zunächst soll allerdings durch die als Introduction dienende Fiction wahrscheinlich gemacht werden, daß und wie die erzählende Person mit den erzählten Begebenheiten und Thatsachen bekannt geworden sey, sofern dieser und jener Beruf vorzugsweise Gelegenheit geben kann, allerlei interessante Erfahrungen zu machen und mit Umständen bekannt zu werden, welche der Schleier des Geheimnisses der übrigen Welt entzieht, oder um welche man sich doch in der Regel nicht zu kümmern pflegt; und so mag der Seelsorger, der Arzt, der Rechtsgelehrte, der Militär, oder in niedrigeren Sphären der Krankenwärter, der Kerkermeister u. s. w., wenn gerade die Verhältnisse günstig sind, und besonders wenn er ein Auge zum Sehen und Beobachten, ein Herz zum Fühlen hat, einen reichen Schatz von interessanten Beobachtungen und Erfahrungen sammeln; neben diesem aber ist auch nicht außer Acht zu lassen, daß jeder derartige Beruf den der ihn treibt die Personen und die Sachen auf seine eigene Art ansehen und beurtheilen lehrt; und wenn der gebildete und menschenfreundliche Arzt sein Hauptaugenmerk auf die Störungen des Normalzustandes von Körper und Geist, auf die Möglichkeit, Leiden des einen oder des andern zu heben oder zu lindern, auf die Ursachen der physischen und psychischen Krankheiten, welche dem Menschen das Daseyn abkürzen und verbittern, auf die Wechselwirkung der physischen und geistigen Potenzen richtet; so wird dagegen eine „Kindbettwärterin" weit beschränktere Interessen haben, sich zu einem weit minder universellen Standpunkt erheben, aber vielleicht dafür durch feine Beobachtung in ihrer Sphäre, durch treue Zeichnung des innern Familienlebens in verschiednen Kreisen, in welche sie durch ihren nomadischen Beruf geführt wird, und wo sie nicht selten Zeugin von Vorfällen seyn mag, die der Welt ein Geheimniß bleiben, einigermaßen entschädigen. Der Geschmack in England scheint sich überhaupt in neuesten Zeiten in der Literatur vom Heroischen und Historischen wieder mehr aufs Häusliche und Genremäßige zu lenken, wie der große Beifall welchen Dickens findet, bezeugen dürfte. Doch wir lassen jetzt die Erzählung selbst folgen.)

Es ist ziemlich gleichgültig, wer mich dingte; es genügt zu sagen, daß ich mich, nachdem die Präliminarien ins Reine gebracht waren, in einem der prachtvollsten Häuser befand, in das ich je den Fuß setzte. Ob es in einer Stadt oder auf dem Land war, werde ich nicht sagen; wie bei den Orakeln in Delphi soll ein Schleier des Geheimnisses und der Dunkelheit über dieser Erzählung ruhen; nichts soll keck hervortreten, viel wird der

Einbildungskraft überlassen bleiben, und doch wird auch viel erzählt werden; ja noch mehr, es soll nicht Nageisgroß Fiction vorkommen, nicht so viel um ein leergebiasenes, an einem seidnen Faden aufgereihtes Meisenei aufzuwägen.

Ich bin von Natur eine Freundin der Pracht; die meisten Frauen sind es ja; und da ich eine längere Zeit nach meiner Ankunft in dem fraglichen Hause noch nichts zu thun hatte, unterhielt ich mich damit, all die schönen Sachen zu besehen und zu bewundern, welche haufenweise um mich herum lagen. Ich spazierte ganz nach meinem Belieben von Zimmer zu Zimmer; ich trieb mich in der Gemäldegalerie um, und betrachtete mir die Bilder einer langen Reihe von Ahnen, gemalt die einen von Leiy, die andern von Vandyke, bis herunter auf die vom Pinsel Sir Joshua's und Lawrence's. Und dann die Bibliothek! welche Schätze von Gelehrsamkeit und Unterhaltung waren aufgestellt auf diesen schönverzierten Bücherständern! und dann das zum Fenster Hinaussehen! aber wenn ich noch ein Wort weiter sage, so verrathe ich das Local des prächtigen Hauses, in welchem ich mich damals aufhielt, ganz behaglich und vergnüglich abwartend, bis es der Gebieterin der edeln Residenz und all des dazugehörenden Reichthums beliebe, meiner Dienste zu bedürfen.

Ich halte es immer für ein schlimmes Zeichen, wenn Jemand übermäßig artig gegen mich ist, so lange wir noch nicht näher mit einander bekannt sind. Es erscheint als unnatürlich, als eine moralische Liederlichkeit, mehr als Höflichkeit an solche zu verschwenden, von denen wir weiter nichts wissen; statt daß ich solche übermäßige Artigkeit als ein Compliment aufnehme, macht sie mich vielmehr vorsichtig und argwöhnisch; es muß, bilde ich mir immer ein, irgend eine geheime Absicht hinter solcher plötzlichen, unerklärlichen Aufmerksamkeit gegen eine Person, die sie noch nicht verdient hat, stecken. Das Benehmen der Marquisin L——d, meiner damaligen hochgebornen Herrin und Wirthin, gegen mich war von dieser Art, und in ihrem Auge lag ein ganz besondrer Ausdruck, der mir nur halb gefiel. Das Auge selbst aber war bezaubernd im höchsten Grade. Nur wenn ich es nicht um mich sah, konnte ich über seinen Charakter nachdenken, und in die Bedeutung desselben einzudringen suchen. Indessen war sie ein ganz prächtiges Wesen, nie schuf die Natur ein Weib nach einem schönern Modell. Ach! warum blieb sie nicht ihrer Schöpferin treu? Warum drängte sich Kunst und List ein, um das Meisterstück der göttlichen Isis zu beflecken?

Lady L——d war etwa fünfundzwanzig Jahre alt, sah aber viel jünger aus, weil sie so außerordentlich hübsch war, und wegen der jugendlichen Art ihre Haare zu tragen; diese wallten nämlich in sehr langen und glänzenden Locken um ihre Schultern, und waren nur auf der schöngewölbten Stirne gescheitelt mittelst zweier leichten goldnen Kämme von durchbrochner venetianischer Arbeit, welche aneinander befestigt waren mittelst feiner Kettchen von gleichem Stoff und gleicher Façon; ihre Wange war ganz ohne Farbe, aber so fein geformt, daß Niemand wünschen konnte, sie anders zu sehen als sie war. Ich habe auf meinem Weg durchs Leben auch die Beobachtung gemacht, daß blasse Personen mehr Leidenschaft und tiefere Reflexion besitzen, als solche, welchen die kunstreiche Hand der Natur die lustigen Farben des Morgens auf die Wangen gemalt hat. Alle Heidinnen müssen, nach meinen Begriffen, aussehen wie Aladaster, zum Leben erwärmt; und so sah auch die schöne Marquisin aus; aber sie machte meine Theorie zu Schanden.

Der Marquis von L——d war zur Zeit, von welcher ich rede, Gesandter am Hof von ——, aber seine Gemahlin hatte ihn wegen ihrer Schonung verlangenden Umstände nicht begleitet; er wurde jeden Tag in seinem Hause erwartet, da er in Folge eines Wechsels der Regierung zurückberufen worden war. Ich erfuhr, daß er einige wenige Jahre älter sey, als seine Gattin, und daß er mit unendlichem Entzücken der Zeit entgegen sehe, wo er Vater werden sollte; zumal da der nächste Erbe, im Fall der Marquis kinderlos blieb, ein liederlicher junger Mann war, der sich seinem Oheim sehr verhaßt gemacht hatte durch sein ausschweifendes Leben und seine radicalen Grundsätze, so wie er sich auch durch persönliche Grobheit zu wiederholtenmalen das Mißfallen seiner schönen Tante und ihres Gemahls zugezogen. Es ward sogar von einigen jungen Damen, welche damals im Hause waren, und welche gern ihre Zünglein seltsame Geschichten ausprägen hörten, geflüstert: dieser dissolute junge Verwandte habe, vermuthlich aus Verdruß über seines Oheims unerwartete Heirath, bei der Vorstellung der schönen jungen Frau im königlichen Schlosse, beide öffentlich insultirt, indem er einem jungen Patricier, der in der Nähe des wilden Cameraden stand, hörbar zugeflüstert: „seine neue Verwandte wäre wohl auch um einen viel geringern Preis als eine Adelskrone zu gewinnen gewesen; aber es sey Hundert gegen Eins zu wetten, daß sie die kostbaren Erdbeerblätter dieser Tage an einem gewissen Ort, genannt Doctors' Commons, verloren habe." Diese plumpe und gemeine Insinuation sey von dem gütigen Monarchen, der damals auf dem dritlischen Thron saß, gehört worden; und er habe, voll Mitleid mit der Bestürzung und Verwirrung der beschimpften jungen Frau und mit dem heftigem Zorn des Peers von diesem Augenblick an sie mit Beweisen seiner Gnade, öffentlich und privatim, überhäuft, und sich bald darauf mit seiner erhabenen Gemahlin zu Taufzeugen des ersten Kindes erboten.

All dieß Geschwätz hörte ich von Zeit zu Zeit, wenn die besagten jungen Damen miteinander plauderten; auch, daß der erbitterte Edelmann, ihr Wirth, in der Heftigkeit seines Zorns, zu wiederholten Malen geschworen habe: „sein übermüthiger Neffe solle nimmermehr seinen Titel und seine Güter erben, selbst wenn er nicht mit einem Erben gesegnet würde; denn er werde kein Mittel, auch das verwegenste und abenteuerlichste nicht, scheuen, um ihn von der Erbfolge auszuschließen."

„Welchen Unsinn Sie doch schwatzen, Miß Calvert," sagte Lady Jane Urquhart, die liebste Freundin der Marquisin, als sie diese letzte Bemerkung hörte. „Sie sollten nie nachsagen, was in einem Augenblick der Aufregung gesprochen wurde. Wie wäre es denn möglich, daß der Marquis seinen Neffen und gesetzlichen Erben von der Erbfolge ausschlösse, im Fall er keinen männlichen Sprößling hinterließe?"

„Oh, ich weiß das ganz und gar nicht," versetzte die hübsche Miß Calvert; „ich verstehe die juristischen Sachen ganz und gar nicht; wie sollt' ich auch? aber ich versichre Sie, unsre liebe Lady L——d selbst sagte mir, daß dieß die Drohung des Marquis gewesen, als er an jenem Tag von Hof heimgekommen. Ich will nicht hoffen, daß er im Sinn hatte, den Mr. Desborough zu meuchelmorden, denn das ist das einzige Mittel, das heißt das einzige sichere Mittel, seines Neffen und seiner Ansprüche los zu werden," — und die hübsche Schwätzerin lachte.

„Sie sollten wahrhaftig nicht so sprechen, Lucy," versetzte Lady Jane Urquhart mit Ernst; „Sie setzen ja den Leuten so seltsame Vorstellungen in den Kopf;" und das Gespräch beruhte für den Augenblick.

Die Lady Jane Urquhart war eine sehr liebenswürdige junge Dame, aber ihre schönen Züge trugen den Stempel tiefer Schwermuth; sie schien die innigste Anhänglichkeit an die Marquisin zu haben; sie waren beinahe immer beisammen; und oft bemerkte ich, daß Lady Jane, wenn sie ihrer Freundin Boudoir verließ, die Spuren von Thränen an ihren schönen ausdrucksvollen Augen hatte.

Nach einem etwa vierzehntägigen Aufenthalt in diesem prächtigen Hause hörte ich, daß der Marquis jede Stunde zurückerwartet werde; und alle Gäste, mit Ausnahme der Lady Jane Urquhart, reisten ab; denn man flüsterte, der Marquis sehe es immer gern, daß es ruhig in seinem Hause sey, wenn er nach einer längern Abwesenheit zurückkomme, und das that der Miß Calvert und den andern Mädchen sehr leid. Sie sagten zu mir: „sie hätten so gern den kleinen Grafen gesehen, gleich nachdem er in seinem künftigen Erbe das Licht erblickt haben werde."

„Sie scheinen über die Sache ganz mit sich zur Gewißheit gekommen zu seyn, Lucy," bemerkte Lady Jane, in Gegenwart der Marquisin, als Miß Calvert darauf bestand, daß das Kind ein Knabe seyn müsse; „Sie vergessen, daß die Möglichkeit des Zufalls gleich groß ist, ob wir einen kleinen Grafen oder ein junges Fräulein bekommen werden."

„Nicht so ganz Zufall, als die Welt glauben sollte," murmelte Miß Calvert in einem ganz eigenen Ton; dieser machte mich aufblicken von der prächtigen Spitzenkinderhaube, welche ich für die Kopfform des jeden Tag erwarteten kleinen menschlichen Wesens zurecht machte. Diese Haube, nebst einem eben so kostbaren und schönen Röckchen, war als Geschenk von der höchsten Dame des Königreichs an die Marquisin geschickt worden, für das künftige Pathchen.

„Nicht so ganz Zufall, als die Welt glauben sollte!" so lauteten genau die Worte aus dem hübschen Munde der Miß Calvert. Ich bemerkte, als ich aufschaute, den Blick, der wie ein Blitz von der Lady Jane Urquhart zu ihrer Freundin, der Marquisin, hinüber flog! er war merkwürdiger als selbst jene Worte; er war voll eines seltsamen und unaussprechlichen Sinnes! Ich konnte, wie er rasch von einem schönen Augenpaar zum andern hinüberschoß, die Mischung von Verdruß, Unruhe und Scham in diesem Einen Blick genau wahrnehmen; so wie auch ein gewisses Anfragen, ein Auffordern, ein Warnen in Bezug auf die Art, wie diese sonderbare Bemerkung beantwortet werden solle. Ich bemerkte auch, daß die zwei andern jungen Frauenzimmer von ihrer Arbeit aufblickten, als erwarteten sie gespannt irgend eine Antwort. Was mich betrifft, so sah ich sogleich wieder auf meine Arbeit nieder; ich fühlte, daß es gewissermaßen unschicklich, daß es plump und pöbelhaft von mir gewesen wäre, wenn ich noch weiter den unwillkürlichen Ausdruck der Augen der Lady Jane Urquhart hätte in diesem Augenblick beobachten wollen; ihre Seele schien ganz unbewacht, — die Thüre des innern Heiligthums stand weit offen. Ich hatte keine Lust, den Augenblick der Ueberraschung zu benützen, und unverschämt hineinzuschauen in das verborgene Gemach, welches jeder Mensch, wie einfältig und rein er immer sey, für sich hat, und gegen die Blicke Andrer zu verwahren wünscht. Je kleiner dieß Gemach ist, je weniger dunkle Schätze, unbekannte, nie ans Licht gezogene, in einem solchen Schatzhaus enthalten sind, um so besser sind wir; ein rein engelhafter Geist besitzt gar kein solches geheimes Magazin, und wir werden auch keines mehr haben, wenn wir wiedergeboren sind. Der ganze Tempel wird dann offen stehen. Bis dahin aber laßt uns nicht suchen, bei Andern in diese „blaue Kammer" spähende Blicke zu werfen, worin Kobolde tanzen; vielmehr wollen wir uns bestreben, die unsrige zu säubern und rein zu halten.

Es kann uns einen Begriff geben von der umfassenden Kraft des Geistes, wenn wir bedenken, wie viel kann erschlossen, wie viel mehr kann vermuthet werden aus einer augenblicklichen, magnetischen, immateriellen Wirkung eines unsterblichen Geistes auf den andern mittelst eines Blicks, trotz aller Hemmungen und Verkleidungen und Gewichte unsers jetzigen Zustands und Wesens, wo wir, wie Bücher in Kalbs- oder Esels-Haut oder in Menschenleder gebunden sind.

Ich kehre zurück zu der Bemerkung der muntern und scharfen Miß Lucy Calvert, die ich, wie den Text einer Predigt, zum drittenmal wiederhole, damit sie nicht dem Gedächtniß meiner scharfsinnigen Leser entfalle: „Nicht so ganz Zufall, als die Welt glauben sollte;" welche besagte außerordentliche Bemerkung der Lady Jane Urquhart einen noch außerordentlichern Augenfunken entlockte; doch nein! das Auge war nur die Batterie die ihn entlud, — der Blick war ein Geistesfunke, und wie er rasch an mir vorbeiflog, goß er Licht und Klarheit auch auf meinen Geist aus; wie mußte er erst wirken auf den Geist, mit dem er in Correspondenz, oder wie die Anhänger des thierischen Magnetismus sagen, im Rapport stand? ganz gewiß wurde er von ihm vollständig verstanden.

Nach dieser beredten Augensprache (oder vielmehr war es eine Geistessprache), trat eine Pause von beinahe einer halben Minute ein, und ich muß gestehen, ich hielt den Athem an, um keinen Ton von der Antwort der Marquisin zu verlieren. Diese Antwort war freundlich, gefaßt, sogar munter; aber ich konnte deutlich ein gewisses Zittern der Stimme, einen gewissen ermahnenden, warnenden Ton in dem letzten Theil derselben bemerken, und ich glaubte den Sinn davon beinahe so gut zu verstehen, als ohne Zweifel die Dame ihn verstand, an welche

die Rede gerichtet war — aber ich täuschte mich, ich verstand ganz und gar nichts davon.

„Lucy Calvert glaubt an Zeichen und Vordedeutungen," sagte die Marquisin, „und namentlich an Bonaparte's Schicksalsbuch; sie meint, durch alles was dahin gehört, sey uns verheißen, daß wir bald ein Gräflein, eine Spanne lang, unter uns haben werden, und deßwegen habe der Zufall nichts mehr mit der Sache zu schaffen. Ist es nicht so, Miß Calvert? Glauben Sie nicht im Innersten Ihrer Seele, das Schicksal habe es so verhängt und geordnet, daß der Marquis einen Erben bekomme?"

„Das Schicksal!" sagte Lucy Calvert, lief zur Harfe hin und ließ ihre Finger über die Saiten rauschen:

Der Mensch ist keinem Schicksal unterthan,
Das ihm, wie Wind und Wellen, wies' die Bahn;
Ob er das Gute, ob das Böse wähle —
Kein Fatum ist's — die ew'ge, freie Seele!
Sein Wille kann das blinde Schicksal zwingen,
Zum Dämon sinken, sich zum Engel schwingen;
Darum entsag' er seinem Vorrecht nicht,
Und handle wie der Seraph thut im Licht!

Nachdem Miß Calvert in der anmuthigsten und muntersten Weise die obigen Worte getrillert, verließ sie augenblicklich das Zimmer; an diesem Abend noch nahm sie auch Abschied von L——d-House, und betrat es, wie ich zu glauben Grund habe, nie wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Der jüngste Tag.

(Fortsetzung.)

Sechster Gesang. Sie erreichen die Hölle:

In düstere Ferne schritten hin und her
Graufe Dämonen auf der Berge Scheitel;
Die Haare, hängend wie bei Trauernden,
Flatten um Köpfe ohne Rumpf und Flügel;
Augen so leer und trocken, und doch brennend
Von Feuern, die Metalle schmelzen würden;
Tausend Gespenster, die aus widerwärt'gen
Naturen sind gebildet, zeigend und
Versteckend ihre häßlichen Gestalten,
Schwärmen um unser schaudernd Angesicht,
Wie Raben um die Leiber des Schaffots,
Wie der Nachtfalter leichenhafte Schaar
Um Eine Fackel, die ihr Dunkel flört. —

Das häßliche unheimliche Leben und Treiben in der Hölle wird in Folgendem veranschaulicht:

Sahst nie du, wenn mit seiner Gluth der Sommer
Der schlamm'gen Ufer Wasser sinken machte,
Tausend Sumpffische, tausend häßliche
Gewürme durcheinander in fruchtlosen
Anstrengungen sich winden und sich krümmen,
Und faulend mit dem wässerigen Rasen
Das Gift von Fiebern in der Luft verbreiten?
Solch einen Anblick bot in weitem Umkreis
Dem Auge ringsum der Verdammten Volk.
In trübem, mattem Licht lag alles da....
Doch plötzlich färbt ein sonderbarer Glanz
Der in der Fern' verlornen Berge Gipfel.
Lucifer hat des Abgrunds Grund verlassen;
Allmählich hebt sein sündestrahlend Haupt,
Das höll'sche Reich beleuchtend, sich empor.
Bei dieses grausen Morgenrothes Glanz
Weich neuer Gräuel zeigt sich meinem Blick!

Der Höllenfürst erhebt sich, aber der Führer des Dichters streckt plötzlich drohend den Arm aus, hält ihn auf und in der Luft schwebend fest; er gebietet ihm im Namen Jehovahs, mit allen Bewohnern seines Reichs auf der Erde im Thal Josephat zu erscheinen:

Bei diesen Worten wie vom Pfeil verwundet,
Wälzt Lucifer sich auf der Hölle Boden
Und brüllt: „Nicht eilei denn wae meine Furcht!
Etwas vom Himmel ist in meinem Reich!
Verlassend meinen tiefsten Herrschersitz
Muß denn mein Auge schau'n was ich geahnt!
Bei deinem unerwarteten Gebot,
Jehovah! faßt das schaueige Gefühl
Von neuem mich, daß einen Herrn ich habe!
Erwacht ist meiner frühen Tage Schmach,
Mit doppeltem Gewicht drückt meine Kette!
Was mir noch blieb von Glanz, zeigt deine Laune;
Dir soll ich, selbst in meinem Reich, gehorchen.
Und du machst streitig meiner traur'gen Herrschaft
Den grühnden Staub, in den dein Arm mich stürzte.
Ach! mindestens, nach meinem kühnen Anlaufe,
Hofft' ich zu seyn der Feste in der Hölle....
Weh! das ist nichts; und das Geschick, die einz'ge
Wahrhaft'ge Gottheit, die vielleicht uns beide
Beherrscht, hat dir den Sieg verliehn, Grausamer!
Aber bedenk', doch noch vielleicht die Wage
Des Siegs sich neigen kann auf meine Seite!
Zufall, und nicht die Kraft, entschied; — ein Nichts,
Und Gut hätt' bös, und Böses gut geheißen;
Das Diadem der Nacht trüg' deine Stirne,
Du wärest Satan und ich höchster Gott!
Des Himmels Tiefen zitterten vor mir
Und ihren König nennte mich die Schöpfung!
Doch das heilt nicht den Krebs der an mir nagt;
Was hilft's, die Ursach kennen, wenn das Uebel
Unheilbar ist? Ich muß ja doch gehorchen!
Nun ja, gehorchen werd' ich, doch der Schaum
Vorm Munde und das Herz von Gift geschwollen!
Dir meinen Willen beugend trotz' ich noch;
Ich diene dir, besiegt, doch nicht als Sklave.

So leiht eu'r Ohr mir, ihr Verdammten alle,
Opfer, wie ich, seines grausamen Zorns,
Ihr, frei erschaffne Geister, und bestraft dann,
Weil ihr gefolgt der Leitung des Instinets;
Denen Er, der ein Henker ist der Sinne,
Die er doch selbst entzündet, ein Verbrechen
Draus macht, daß ihr geliebt wae't, daß ihr liebtet;
Ihr, deren Gier gelüstet nach der Erbschaft,
Welche der Zufall ungerecht vertheilt;
Ihr, deren blut'ge Hand, dem Dolch vermählt,
That, was der Tod doch hätt' gethan in Bälde;
Die Zeit ist um, die Ewigkeit beginnt;
Um zu bestätigen den ersten Spruch,
Verlangt von neuem Euch das Tribunal,
Das göttliche, zu sehn; der gute Gott
Will sich an enerer Verzweiflung weiden!
Und ihr, die feig, verzichtend auf euch selbst,
Gelebt habt in der Furcht der letzten Strafen,
Sklaven die, weil ihr krocht vor ihm auf Erden,
Heute den Lohn dafür empfangen sollt:
Auch Eure Lust mag ihre Wolken haben!
Euch winkt ein Hafen der nicht frei von Stürmen!
Konnte verflucht der Sohn des Morgens werden,
Ward ich, der Zweit' im Himmel, selbst gestürzt dort;
Glaubt dann ihr Geister, gestern erst geboren,
Armselige Geschöpfe, eure Flügel
So sicher, daß ihr strauchelt nicht im Glück,
Das selbst dem ersten Seraph gieng in Stücke?"

Doch während Satan solche Lästerung sprach,
Drang seinem Geist der unausweichlichr
Glanz der erhabensten Wahrheit sich auf,
Ihm zeigend, daß er Falsches nur geredet;
Und wie die Schlange die sich selber sticht,
Kehrt' er jetzt gegen sich den schwarzen Haß,
Er schleppte sich vor seinen eignen Richtstuhl,
Und Satan ward von Satan selbst verdammt;
Mit zweifelloser Sicherheit rekannt' er
Jehovahs wahre, einz'ge Vorsehung,
Daß ganz Gerechtigkeit ist seine Allmacht,
Daß er mit Seel' und Freiheit uns begabt,
Und, wenn er mit der Macht, zu thun das Böse,
Verbunden das Gebot, zu thun das Gute,
Er mit sich selbst nicht sey im Widerspruch:
Daß, wenn nicht der Verdammte zu der Zahl
Gehörte der Erlesenen, dieß nur
Das Werk sey seiner freigewollten Wahl.
Auf seine letzte Lästerung als Antwort
Vernimmt er, wie bei sich der Höchste schwört:
Furchtlos in Ewigkeit soll'n alle Frommen
Im Himmel wohnen, die drein aufgenommen.

Wie ein Tiger, der eine Beute zwar sieht, aber sie nicht erreichen kann, in unmächtigem Hunger sich selbst zerfleischt und sein eignes Blut leckt, so wüthet der gefallne Engel, wie er die Auserwählten im Genuß der ewigen Seligkeit sieht, gegen sich selbst:

Welch unbarmherz'ges Licht geht in mir auf?
Sein rächerischer Glanz hat mich betäubt!
Oh! sey verflucht die unglückselige Stunde
Wo ich mich mit dem ew'gen Glanze maß,
Die Stunde, wo mein stolzes Herz gewähnt:
Zu eng sey ihm der gränzenlose Himmel!
Doch ha! sollt' ich der Reue geben Raum!
Dem Satan sollte Satan selber fluchen!
Nein, nein! was ich gethan, ich thät's noch heut!
O Haß! komm, hilf mir tragen mein Geschick!
Jehovah! streckte deine Hand sich aus
Nach mir, dem Tiefgestürzten — ich nähm' sie
Nicht an, als um den Kampf neu zu beginnen!
Ha! wenn der Tod vermöchte, mich von deinem
Gesetze zu befreien! wenn das Nichts....
Ach, daher kann mir keine Hülfe kommen!
Als du mich schufst aus einem Stoffe, der
Nicht sterben kann, grausamer Gott, erkannte
Dein Geist im voraus deine Rache schon!"...

Und Satan wälzte auf dem Feuersand sich
Wie eine Schlange, mitten entzwei gebrochen;
Und starren Auge, den Mund weit aufgerissen
Lag stumm er da, in ungeheurer Qual;
Sein glühend Röcheln aber, in den Lüften
Sich überall vertheilend, steigerte
Noch ums Dreifache der Verdammten Qualen.

Jetzt beginnen auch die Verdammten alle zu wehklagen und zu schreien:

„Haß unsrem Schöpfer! leiden, immer leiden!
Nicht sterben können an dem Wunsch nach Glück! —
— So büßen müssen und nicht hoffen dürfen!
Märtyrer seyn und kein Verdienst doch haben!
Stets geben, geben und die Schuld nie zahlen! —
— Nach langen Martern wieder lange Martern,
Bei stets erneutem Sterben doch nie todt! —
— In grausamem und falschem Todeskampf
Durchwandern eine gränzenlose Sphäre! —
— Sonst, wohl erinn' ich mich, ward Traurigkeit
Gemildert durch die Zeit, doch schärfer wird,
Gift'ger durch diese Ewigkeit ihr Stachel!
Vergebens ach, möcht' ich mein Loos bezweifeln;
Die Uhr, an dieser schauerlichen Wölbung
Hängend, weist mit dem starren Zeiger meinem
Entsetzten Auge ohne Unterlaß
Des Schmerzens Stunde und der Ewigkeit!
— Reizvolle Bilder einer frühern Welt,
Du Himmelblau, ihr saebenfarbigen Wolken,
Des Morgens und des Abends prachtvoll Schauspiel,
O seyd verflucht! mein Aug' sieht euch nicht mehr!
Und sey verflucht auch, tausendmal verflucht
Du Traum vom Himmel, der mich nie verläßt,

Der meinem Loos sich gegenüber stellt,
Daß grimmiger noch meine Schmerzen brennen!"
(Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Robert Burns.

(Schluß.)

Unübertrefflich an Tiefe des Gefühls und rührender Einfachheit scheint uns vor allen das Lied: (Kaufmann 137.)

Himmelsbote, Strahl der Sterne,
Der ob schöner Unschuld wacht,
Wenn ich irr' in weiter Ferne,
Schütz' Maria deine Macht.

Hold voll Huld und ohne Fehle,
Hold und rein und klar wie du,
Auf Maria's reiner Seele
Mit dem hellsten Scheine ruh.

Laue Lüfte, mild ihr lächelt,
Leise wehl ihr Kühlung zu;
Linder Hauch, der sie umfächelt,
Wiege sanft ihr Herz zur Ruh,

Und ein Engel auf sie blicke,
Wenn ich fern am fernen Strand;
Fern von ihr verbannt vom Glücke,
Sey ihr Herz mein Heimathland.

Die letzte Strophe ist in Nr. 25, 1839, im Reim weniger treu, aber vielleicht fließender und rührender so gegeben:

Schützet sie, ihr guten Engel,
Wenn ich schweif' im fremden Land;
Macht ihr Herz zu meiner Heimath,
Wenn das Schicksal mich verbannt.

In den einfachen Worten dieser letzten Zeilen liegt eine Tiefe der Empfindung, eine Unendlichkeit von Poesie, wie nur den Lieblingen der Muse auszusprechen möglich ist. Trefflich sind auch: Von dir, mein Lied, ich scheiden muß, S. 125. Der Rose deiner Wangen gleicht, S. 128. Ihr Ströme, Ufer, Thäler, Höhn, S. 155. Zu den vielbewunderten Liedern gehört auch das Abschiedsgedicht: Einen Kuß u. s. w. bei Kaufmann, S. 59. Dieß Gedicht ist auch übersetzt von Gerhard, dessen Sammlung uns nun auch vorliegt, und in Nr. 37, 1836, dieser Blätter. W. Scott und Byron stimmten im Preise dieses Liedes überein, aus welchem der letztere das Motto für seine Braut von Abydos genommen hat. Für die der englischen Sprache Kundigen dürfte es nicht uninteressant seyn, an einer kleinen Probe zu sehen, wie verschieden die Verdeutscher von Burns ihre Aufgabe lösen, zumal da, wo die prägnante Kürze des Originals große Schwierigkeiten in den Weg stellt. Das Original lautet so:

Had we never loved so kindly,
Had we never loved so blindly,
Never met or never parted,
We had ne'er been broken-hearted.

Dieß übersetzt Kaufmann:

Hätten nie geliebt so herzlich,
Nie wir uns getrennt so schmerzlich,
Nie gesehen — nie verlassen,
Müßten nicht vor Gram erblassen.

Gerhard:

Liebten wir uns nicht so innig,
Herzten wie uns nicht so minnig,
Hätten wir uns nie gesehen:
Fühlten wir nicht Herzenswehen.

Notter:

Wär' so süß nicht solch ein Finden,
Wäre so süß nicht solch Erblinden,
Hätten so wir nie gesprochen:
Wär' das Herz uns nicht gebrochen.

Gegen alle diese Uebersetzungen lassen sich Ausstellungen machen. Die erste ist, während das Original in der Construction vollkommen einfach und klar ist, dieß nicht eben so; sie verschiebt die Ordnung der Sätze, indem sie das getrennt mit dem noch nicht hiehergehörenden Beisatz: so schmerzlich schon in die zweite Zeile hinaufnimmt, wodurch die volksliedsartige Repetition verloren geht, und dafür eine störende Tautologie: getrennt — verlassen gewonnen wird; sie läßt in der dritten Zeile das so wichtige oder aus, und setzt an die Stelle des im Englischen zumal so natürlichen und einfachen Ausdrucks vom gebrochnen Herzen das Erblassen. Die zweite drückt das Plusquamperfectum Conjunktiv nicht aus, was wenigstens für die Deutlichkeit nicht förderlich ist; minnig herzen für blind lieben heißt den Ton nicht eben ganz glücklich getroffen; in der dritten Zeile bleibt die halbe Disjunction weg, wodurch der Sinn sehr geschwächt und verstümmelt wird, und an die Stelle des gebrochenen Herzens treten die viel schwächeren und gesuchteren: Herzenswehen. Die dritte gibt die Repetition der zwei Anfangszeilen treuer, setzt aber statt des einfachen Ausdrucks lieben: Finden, und statt blind lieben: Erblinden, und läßt die Beziehung auf die Personen (das we) weg, und dem richtigen Bestreben, den Ausdruck der vierten Zeile treu wiederzugeben, wird leider die dritte ganz aufgeopfert, und das dafür Eingeschobene scheint uns nicht nur matt, sondern auch nicht verständlich. Und in der That, es dürfte unmöglich seyn, in einer deutschen Uebersetzung dieser Zeilen allen Anforderungen der Treue im Sinn, im Ausdruck und in der Form zugleich zu genügen, und besonders ist die Kürze der dritten Zeile für das Deutsche unerreichbar. Wenn der nachstehende Versuch einer Uebersetzung dem Original vielleicht in Sinn und Ausdruck ziemlich treu ist, so überschreitet er dafür die Zahl — zwar nicht der Füße, wohl aber der Sylben, und wäre schwerlich nach der Melodie des Originals sangbar:

Hätt'n wir so treu gesinnt nicht geliebt,
Hätten wir uns so blind nicht geliebt,
Sahn wir uns nie, oder trennten uns nicht:
Blieb uns erspart was das Herz uns bricht.

Die Schwierigkeiten der Uebertragung sind indeß nicht überall so groß, und das Gedicht: Hans Gerstenkorn ist von den verschiedenen Bearbeitern zwar auch abweichend, im Ganzen aber von Allen gelungen und treu wiedergegeben.

Um wieder auf Burns' Poesie zurückzukommen: mit gleicher Innigkeit wie den Gegenständen seiner Liebe ist er seiner Heimath, den vertrauten Scenen und Umgebungen, wo er längere Zeit gelebt hat, ist er seinem Vaterland überhaupt und dessen liebsten und stolzesten Erinnerungen zugethan. Wir verweisen auf die schönen Lieder: Mein Herz ist im Hochland, Kaufmann S. 5, und: die schwarze Nacht bricht schnell herein, S. 129, wo er den Abschied vom „süßen Strand des Ayr" bejammert. Er sympathisirt mit den geringsten Geschöpfen; mit dem verunglückten Schaf, der Feldmaus, deren Nest er umgepflügt, den angeschossenen Hasen, der geknickten Blume; aber seine Seele verliert sich nicht in solchen beschränkten Gefühlen, zieht sich nicht zurück vor höhern und gewaltigeren Empfindungen und Ideen. Er feiert die Traditionen und Großthaten Schottlands aus alter und neuerer Zeit; einen Bruce und Wallace, und selbst den kecken Freibeuter Macpherson, der:

pfiff und sang
Und tanzt' und sprang
Noch unterm Galgenholz.

Er besingt in jakobitischer Gesinnung und Begeisterung die Thaten des Chevaliers, des Prinzen Charlie, und legt der gefangenen Maria Stuart als einer Gefangenen ein rührendes Lied in den Mund. Er preist die Siege Schottlands über England, S. 72, und beklagt Schottlands Fall, S. 75, veranlaßt „durch ein paar Buben im Lande." Ein verliebtes Abenteuer des „Prinzen Charlie" schildert ein von Gerhard übersetztes, gar lebendiges aber auch etwas kecktes Lied: die Maid, die mir das Bett gemacht. Als englischer Patriot dagegen, der alten Unterschiede vergessend, zeigt sich Burns in dem Gedicht: droht stolz der Franzmann Ueberfall, wo es heißt:

O laßt uns mit einander nicht
Wir bissge Hundr streiten,
Sonst legt sich drein ein fremder Wicht,
Zur Schmach uns zu entschreiten.

Britannia sey, Britannia treu!
Eintracht sey unser Dichten;
Und nur durch Brittenhändr frei
Soll Brittenstreit sich schlichten.

Vermöge jenes geheimnißvollen Naturgesetzes, welches oft das tiefste und innigste Gefühl mit dem kühnsten Humor in einer und derselben Individualität vermählt, findet sich auch bei Burns neben der tiefgemüthlichen Poesie ein reicher Born humoristischer und sarkastischer Laune. Es fehlt uns für dießmal der Raum, uns auf dieß Element weitläuftiger einzulassen; wir sind geneigt in dieser Doppelseitigkeit seiner Poesie auch einen Beweis mehr seines eminenten Talents oder Genius zu erblicken, indem nur Dichter ersten Rangs nach den entgegengesetzten Polen hin mit gleicher Energie ihre Kraft kundzugeben vermögen. Für das deutsche Publicum wird das Humoristische von Burns weniger ansprechend seyn wegen der häufigeren individuellen und localen Beziehungen und Anspielungen, und wohl auch in der, nothwendig noch schwierigeren Uebersetzung weniger verständlich. Die Inspirationen, welche hier den Dichter beherrschen, stammen mitunter aus einer etwas niedern Sphäre, wie z. B. in dem Gedicht, das Gebhard übersetzt: Willie Wastle's Weib, wo der letzte Vers so lautet:

Die alte Katz' am Herde sitzt
Und wäscht die Schnauze mit der Pfote;
Doch Willie's Weib ist nicht so rein,
Die Lippen starren ihr vom Kothe,
Die Tatz' ist wie ein Düngerkorb,
Ihr Antlitz trübte Flüss und Gräben;
Für so ein Weib, wie Willie hat,
Möcht' ich nicht einen Heller geben.

Nicht mit Schweigen übergehen dürfen wir endlich Burns' phantastische Poesien, wie Hallowеen (Kaufmann S. 138), worin verschiedene Arten schottischen Aberglaubens veranschaulicht werden, und das komische Mährchen Tam o' Shanter, welches Kaufmann sowohl als Gebhard übersetzt haben. Der letztere gibt in einer Anmerkung die Notizen, daß Alloway-Kirk eine alte Ruine in Ayrshire, und daß auf dem dortigen Kirchhof der Vater des Dichters begraben ist. Dieser Kirchhof ist durch die Poesie von Burns einer der berühmtesten Plätze in Schottland geworden und dem Dichter ist daselbst ein schönes Monument errichtet. Der Inhalt des Mährchens ist, daß Tam o' Shanter (dessen Modell ein gewisser Douglas Graham gewesen seyn soll) auf dem Jahrmarkt in Ayr mit dem Schuster Johnny bis tief in die Nacht getrunken, in stürmischem, schauerlichem Wetter endlich, tüchtig begeistert, auf seinem Klepper weggeritten; in dem Kirchlein von Alloway wird er Zeuge eines höllischen Spukes, eines Hexen- und Gespensterballes, zu welchem der Teufel selbst aufspielt — als er endlich entsetzt flieht, stürzt ihm der höllische Schwarm nach und ein Hexlein reißt dem armen Gaul noch auf der Brücke, der Gränze ihrer Macht, den Schwanz aus. Das Gedicht schließt mit einer Warnung an die Männer vor langem und vielem Trinken.

Das Komische, das Humoristische, das Schauerlichphantastische und das Aechtpoetische sind in diesem berühmten Gedicht wunderbar verschlungen und gemischt. Wie schön ist zum Beispiel die Stelle:

Doch ähnlich ist dir Lust dem Mohn:
Rührst du die Blüthe, fällt sie schon;
Dem Schnee im Wasser, dessen Helle
Hinschmilzt im Belt der fruchtlen Welle;
Dem Sturm, der von dannen weht,
Eh' du noch siehst wo er entsteht;
Des Regenbogens Farbenpracht,
Erloschen in Gewitternacht.
(Gebhard, S. 87)

Im Phantastisch-Schauerlichen zeigt er sich hierin auch als Meister; diese Abschnitte sind jedoch, wie auch die humoristischen, minder glücklich übersetzt; auch geht mit den Localitäten viel verloren.

Bürger und Heine in ihren gelungensten Poesien dieser Art erinnern einigermaßen an Burns, doch ohne ihn zu erreichen. —

Wir wünschen und hoffen, daß die beiden Uebersetzer aufmunternden Beifall genug finden mögen, um sich zu weiterer Bearbeitung des schottischen Dichters veranlaßt zu finden, welchen der deutschen Sprache und Literatur anzueignen sie so dankenswerthe Anfänge gemacht haben.

Der Köhler und die Nachtigall.

Fragment von Shelley.

I.

Ein Köhler, dessen Herz war unbetont, *)
(Und solche Herzen bleiben ewig kalt)
Vernahm mit Unmuth wie, belauscht vom Mond,

Die Nachtigall im bachdurchrauschten Wald
Mit Wohllaut tränkte rings des Dunkels Kluft;
Und wie ein Strom durch Blüthenthäler wallt,

Wie Mondlicht ausströmt in die milde Luft
Mit Nachtduft kämpfend — wie die Tuberose
In eine Grotte Indiens haucht den Duft,

Der, Wolken gleich, schwankt über ihrem Schooße:
So wogten diese wonnesel'gen Laute
Wann aufbeach in dem West des Abends Rose,

Bis um den Morgenstern die Dämm'rung graute,
Durchs tiefe Schweigen in den dunkeln Bäumen,
Und wo aus Thau ein bleiches Veilchen schaute,

Vernahm's die Melodie in seinen Träumen;
Und sie vernahm der Himmel und die schwere
Von Nacht gewiegte Erde, und im Schäumen

Kam sie des Baches Wirbeln zum Gehöre,
Und jede Blume trank die süße Labe
Und jeder Wind der stummen Atmosphäre,

Und jedes Höhlenthier ward froh der Gabe,
Und jeder Vogel in dem wanken Laube,
Und jede Motte, feisch her aus dem Grabe

Das ihre Wieg' ist — (schwebend auf vom Staube
Gleich einer heil'gen Liebe ohne Schmerzen,
Die keinen Flammenkreise wird zum Raube

Wie bei dem Kuß der erdennahen Kerzen,
Denn reine Sterne sind's, die ob ihr stehen,
Und sie weiß nicht — gleich manchem Menschenherzen —

Wie tief sie selbst, wie hoch ob allen Höhen
Der Gott sey, der sie tödten würd'); — und jedes Leben
Deß Scheitle durch der Nächte Tempel gehen,

Ward zauberhaft im stillen Hain umgeben
Mit eines Wonnekreises lichtem Saum,
Wenn Philomele ließ im Sturme schweben

Die Töne in der Seelen dunkeln Traum;
In ihnen allen ward ihr Wohllaut Liebe
Und nur in Einer fand er keinen Raum.
— — — — — —

II.

Der Mann kam wieder als die Dämm'rung webte,
Und hatt' im Hain die Stämme umgehauen,
In deren jedem eine Nymphe lebte

Als Seele, eingesenkt von der Natur, zu bauen
Vom Grund zum Dach des Waldes wildes Haus,
Durch dessen Laub besonnte Himmel blauen.

Oft hatten diese Wipfel das Gebrause
Des Winds in Schlaf gesäuselt; oft gefüllt
Mit dichten Schauern lustgeborenen Thaus

Der Erde Busen — (Thränen süß und mild
In deren Reinheit keine bittren Reste); —
Oft sich verschlungen in das zarte Bild

Von flügelgleichen Blättern vor dem Neste
Der jungen Vögel; oft ob nassen Matten
Wie feucht Gewölb geschwebt; im Kuß der Aeste

Oft hoch umwölbt des Dickichts offne Platten,
Gleich einer stolzgeschwung'nen Kathedrale,
Wo Säulen sich mit Säulen endlos gatten

Und Laubwerk rings sich windet in dem Saale,
Ein Haus der Andacht und der stummen Feier,
Die gläubig speicht aus wogendem Chorale,

Aus Düften, Tönen, Hauchen, die die Leier
Des Geists der Lüfte weckt an diesem Ort
Wenn sie hinein rauscht, dumpfer jetzt, jetzt freier,

Vereinend Wald und Welle zum Accord,
Der leise steigt ins Herz des Hörers nieder
Und spricht dort ein geheimnißvolles Wort,

Ein heiliges, das niemals kehret wieder — —
— — — — — —

*) Der Uebersetzer muß hier abermals bitten, die Ineinander-Schlingung der Sätze und die vielen Parenthesen, von welchen die eine sich durch drei Terzinen hinzieht, nicht ihm, sondern dem Original anzurechnen.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

Fr. Notter.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 54 u. 55.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

6 Mai 1840.

Amerikanische Anthologie.

So etwa glauben wir den Titel eines im vorigen Jahr in New-York bei Colman erschienenen Buchs übersetzen zu dürfen, der im Original lautet: The Poets of America illustrated by one of her painters, edited by John Keese, d. h. die amerikanischen Dichter, illustrirt von einem Maler Amerika's. Dieser Titel könnte indeß leicht irre führen, man könnte eine Ausgabe der gesammelten Werke der amerikanischen Dichter erwarten, dem ist aber nicht so; es ist nur eine Blumenlese aus den Poeten Amerika's, eine Anthologie oder Mustersammlung, eine Nachahmung vielleicht von dem freilich weit prächtiger ausgestatteten Book of Gems, welches in England in drei starken Bänden erschien, worin jedem der englischen Dichter, von welchen Poesien aufgenommen sind, ein kleiner aber feiner Stahlstich gewidmet ist, so daß die drei Bände wohl hundert und fünfzig Illustrationen enthalten. Einem solchen Prachtwerk waren wohl die literarischen und künstlerischen Kräfte Nordamerika's noch nicht gewachsen; die Musterstücke aus amerikanischen Dichtern füllen nur einen mäßigen, weitläuftig gedruckten Band; die Illustrationen, bei welchen mancher Dichter ganz leer ausgeht, sind meist nur Skizzen oder geschmack- und sinnvolle Arabesken; immerhin aber nimmt sich das Buch, mit dem splendiden, schönen Druck, den zum Theil gar artigen Arabesken, dem Titel in Golddruck und in dem geschmackvollen Einband von grünem gepreßten Leder mit reichen und eleganten Goldverzierungen, hübsch genug aus; nur wollen wir nicht hoffen, daß, wie dieß in England beinahe der Fall zu seyn scheint, dieser beginnende Luxus der Ausstattung ein Vorbote sey von dem Nachlassen und der Armuth der productiven Kräfte; wir wollen nicht hoffen, daß die junge Poesie Nordamerika's schon ihren Culminationspunkt erreicht habe. Betreffend den Charakter der amerikanischen Poesie, verweisen wir auf Jahrgang 1837 dieser Blätter, S. 177 ff., wo „Amerikanische Dichterproben" mitgetheilt sind nebst dem Urtheil eines englischen Kritikers, dem wir in allem Wesentlichen beistimmen müssen, und welches im Allgemeinen besagt: die Poesie jenes Landes habe es noch zu keiner großen und tiefen Originalität gebracht, wozu ihr auch der historische Boden und die ergiebigen Minen der Tradition abgehen; die amerikanischen Dichter seyen im Allgemeinen den englischen auffallend ähnlich, und nur durch gewisse Localanschauungen und Eindrücke von ihnen verschieden. Weiter wollen wir das dort Gesagte nicht wiederholen, und wenden uns sofort zu dem vorliegenden Büchlein, um zunächst zu vernehmen, wie sich der Herausgeber über sein Unternehmen ausspricht.

„Die amerikanische Poesie, sagt er, bescheiden genug, „ist bisher wenig mehr als ein glücklicher Zufall gewesen, und scheint sich erhoben zu haben, den praktischen Tendenzen unsers Landes und dem prosaischen Charakter unsrer Zeit zum Trotz. Sie wurde meist producirt von Geistern, welche ernstern Studien sich widmeten, in den kurzen Mußestunden, welche den sie in Anspruch nehmenden schwerern Arbeiten abgewonnen wurden. Die intellectuelle Energie unsers Landes hat sich bis jetzt, vielleicht gar zu ausschließlich, der gewaltigen Aufgabe gewidmet, eine geräumige Heimath zu schaffen für die sich drängenden Massen unsrer Bevölkerung, und zu ihrem Schutz eine große nationale Politik zu gründen. Daher ist der größte Theil unsrer poetischen Literatur nur gelegenheitlicher und flüchtiger Art gewesen. Gewöhnlich kam sie vor das Auge des Publicums in kleinen, abgerissenen Theilen, der Form ihrer Veröffentlichung nach, zu wenig Ansprüchen berechtigt auf eine längere Dauer, und wurde nur durch ihre eigne Schönheit und Kraft vor früher Vergessenheit bewahrt. Der Genius des Künstlers und die Liberalität des Publicums haben viel zu wenig gethan, um die schönsten Erzeugnisse unsrer Dichter in anziehender Gestalt und mit den gebührenden äußern Vorzügen ins Leben treten zu lassen. Wir haben unsre Perlen ungereiht gelassen. Wir haben wenig Versuche gemacht, den Glanz unserer Edelsteine durch die Schönheit der Fassung zu erhöhen. Dieß ist zu bedauern, und der Zweck dieses Bandes ist, diesen Mangel einigermaßen gut zu machen. — — Vom literarischen Charak-

ter dieses Buchs braucht der Herausgeber nicht zu sprechen. Er hat in angemessener Form einige der schönsten Proben — den ächten Geist der amerikanischen Poesie vorzuliegen gesucht; und wenn ihm sein Versuch nicht mißlungen ist, so ist dieser Band gewiß der Lecture und der Aufbewahrung würdig. So empfiehlt er ihn denn den Bibliotheken und den Boudoirs. Er hofft, das glänzende Auge der Gebildeten und Schönen werde immer mit Vergnügen auf seinen Blättern ruhen, und selbst der nüchterne Gelehrte und der ernste Kritiker sich manchmal zu enthusiastischem Lob begeistert fühlen."

Die Gedichte sind von etwa fünfzig Dichtern und Dichterinnen gesammelt, von welchen jedoch viele nur mit Einem Gedicht repräsentirt sind. Nachrichten über die Lebensumstände oder über sonstige Productionen der aufgeführten Dichter sind keine gegeben, auch sind die Gedichte nicht nach Gattungen zusammengeordnet, sondern bunt durcheinander gemischt. Eine Charakterisirung der einzelnen Poeten, nach den meist so sparsamen Proben, welche wir in dem Buche finden, würde sowohl unzuverlässig und schwierig, als auch für unsre Leser uninteressant seyn, da sie nicht selbst das Urtheil mit den Stücken, auf die es sich gründet, vergleichen können; wir wollen daher uns darauf beschränken, eine Anzahl, einen Cyklus von Gedichten zu übersetzen, in welchen sich die Eigenthümlichkeit der amerikanischen Lebensanschauung und Verhältnisse noch am eigenthümlichsten abspiegeln dürfte. Im Allgemeinen aber bemerken wir, daß unter den vorliegenden Gedichten sich so gut wie gar keine Romanzen oder Balladen, keine Gedichte historischen Inhalts finden; das episch-lyrische Element ist nur repräsentirt durch das einzige größere, phantastische Gedicht: der schuldige Elfe, von Drake, offenbar eine, nicht unglückliche, Nachahmung von Th. Moore's: das Paradies und die Peri. Dagegen herrschen diejenigen Gedichte vor, welche sich auf die Natur beziehen; alle Jahreszeiten, Tageszeiten, meteorischen Phänomene, die Urwälder, Bäume, Blumen, Vögel und vierfüßige Thiere und Insecten, Meere, Flüsse, Wasserfälle werden besungen, in einer Weise, welche allerdings eine lebendige Anschauung verräth, doch ohne eine originelle, überraschende Auffassung. Ob dieß Verhältniß seinen Grund hat in der Vorliebe des Sammlers für diese Gattung von Gedichten, oder in dem Charakter der amerikanischen Poesie selbst, können wir nicht angeben, doch ist uns letzteres wahrscheinlicher.

Wir beginnen die Proben mit dem Gedicht:

Der Ansiedler.

Von A. B. Street.

Der Siedler schwang sein Beil so blank
In Wüsten, wo kein Laut ist wach;
Des Walds Titanenschaar — sie sank
Mit donnerndem Gekrach;
Der Adler mit Gekreisch entflog
Dem Nest, das sich zum Sturze bog
Mit seines Laubdachs Pracht,
Und ein der erste Sonnstrahl zog
In Wolfes Höhlennacht.

Rauh war die Tracht und stark der Leib
Deß, der sich mühte hier so schwer;
Es schaffte des Waldwerks Zeitvertreib
Die rohe Kleidung her.
Die Seel' in diesem Leib sprach Hohn
Dem Putz, der dort hat seinen Thron,
Wo Mensch und Mensch sich drängt;
Die Haut des felschen Wildes schon
Des Waldes Herrn umhängt.

Die Pfade durch des Urwalds Pracht,
Der Fluß, der Blumen küßt am Saum,
Der Wind, deß Hauch Musik oft macht
In dem sonnlosen Raum, —
Die Tempel — Baumarkadenreihn,
Das grüne Thal im Sonnenschein,
Das Moor, die dunkle Schlucht —
In solchen Scenen, groß und rein,
Er sein Ergötzen sucht.

Sein Dach hebt sich an heiterm Ort;
Am dunkeln Forst das Korn er streut;
Gewächs, das nicht im Wald kommt fort,
In Sonn' und Regen gedeiht.
Der Rauch, sich kräuselnd über'm Thal,
Gebrüll, Geböck und Glockenhall
Die Landschaft wie verjüngt,
Die, ein lebendiges Denkmal,
Von der Verwandlung singt.

Das Veilchen weckte, Lenz, dein Gruß;
Roth wuchs die Rose in die Höh';
Der Mais gelbt in des Herbststrahls Kuß,
Der Winter brachte Schnee;
Der Einsame noch dort sich müht,
Die Luft durchtönt sein Pfiff, sein Lied;
Er schwingt in raschem Zug
Das Geabscheit, oder hin er zieht
Am Hügel mit dem Pflug.

Er sieht Gewitters wilde Gluth
Tobend auf selbstgebrochnem Pfad,
Sengend das Land, den Wald, voll Wuth
Wo es verheerend naht;
Sieht zu der Windsbraut Ungestüm
Die Föhren niederreißt im Grimm,
Das Licht des Tages stört,
Wenn sie, ein segend Ungethüm,
Heulend vorüberfährt.

Sein Wolfhund bellt, die Büchse knallt,
Des Bären Brummen nicht mehr droht;
Voll Blut und Schweiß die Klauen krallt
Der Panther und knirscht im Tod.

Der flücht'ge Hirsch stürzt todeswund,
Der junge Wolf beißt in den Grund,
Der Biber, tödtlich matt,
Vom Blei, sinkt, Klagen in dem Mund,
In seine Wasserstadt.

Ein karges Loos! doch Preises werth!
Als scholl der Freiheit Aufgebot:
Hat er am kühnsten sich bewährt
Zu Kampf und Blut und Tod!
Er färbte Bunkershill mit Blut,
Hielt fest in trübster Zeit den Muth,
Und sah aus dunkler Wolke
Bei Yorktown leuchten der Sonne Gluth
Ob einem befreiten Volke!

(Fortsetzung folgt.)

Die Marquisin L — — d und Lady Jane Urquhart.

(Fortsetzung.)

Man spreche so viel man will von seinem Miasma, von den plötzlichen und unerklärlichen Wirkungen, welche durch Contagium und Ansteckung hervorgebracht werden — was ist dieß Alles, verglichen mit dem Einfluß, der augenblicklichen Wirkung, der gährenden Macht, welche ein Geist ausübt auf den andern, und gleichsam die ganze geistige Atmosphäre ringsum ansteckt! Soll ich es gestehen? Der Pestflecken begann sich zu bilden selbst in meinem ganz gesunden Geist, weil ich unter dem Einflusse des Geistes der Miß Calvert stand. Sie hatte mir, wie durch Magie, gewisse dunkle Ahnungen mitgetheilt. Der Argwohn saß brütend darüber; ich wurde unbehaglich, wachsam, schweigsam und nachdenklich — im höchsten Grade verschlossen, und wie ich nicht zweifeln kann, sehr unangenehm für Andere, obgleich ich mit allen Kräften rang, meine Empfindungen zu verbergen, gleichgültig, behaglich und heiter zu scheinen. Und wofür bangte mir? Noch sollen meine schwankenden Gedanken nicht sichtbar werden; der Leser muß mich begleiten durch dieß Labyrinth geistiger Verwirrungen und Verlegenheiten, begleiten, wenn er Alles erfahren will, was in L — — d-House, während meines Aufenthalts daselbst, vorging.

Am Morgen nach der Abreise der Miß Calvert und der beiden andern jungen Damen saß ich da, lesend in einem sehr merkwürdigen alten Pergamentmanuscript, das ich ganz oben auf den Bücherständern der prächtigen Bibliothek aufgestöbert hatte. Ich war bis zu den obersten Reihen auf den Mahagonystufen hinaufgeklettert, wie Eva etwa zum Baum der Erkenntniß, um den besten Apfel zu bekommen, weil ich die sonderbare Idee in meinem Kopf hatte: was in der Bibliothek eines Edelmanns wenig geschätzt und aus den Augen gestellt werde, müsse wahrscheinlich die amusanteste Lecture seyn. Da entdeckte ich den genannten Schatz, jetzt mein Eigenthum, denn der Marquis hielt, wie ich mir gedacht, nicht viel auf ein so schmutzig aussehendes Manuscript, und machte mir von Herzen gern nachmals ein Präsent mit dem curiosen Bändchen, das auf dem Rande verschiedene colorirte Zeichnungen hatte, und etwas enthielt, worüber ich vor der Hand noch schweige.

In diesem Pergamentmanuscripte lesend saß ich in dem prächtigen Zimmer, das mir zu meinem ausschließlichen Gebrauch angewiesen war bis zu der Zeit, wo meine Dienste nöthig wurden; einem Zimmer, wo man mir allein mein Diner brachte auf vergoldetem Silbergeschirr. Es wurde mir gebracht von einem Paar großer, schöner Läufer, mit Borten an den Schultern und Blumensträußern in den Knopflöchern, denn das war der ausdrückliche Befehl der Marquisin, daß mir alle Achtung erwiesen und jede Bequemlichkeit verschafft würde. Hier will ich auch erwähnen, daß es in diesem prächtigen Hause Sitte war, jeden Tag, wenn der Nachtisch aufgetragen war, köstliches Räucherwerk, in Gestalt von Rauchkerzchen, zu verbrennen, die kleinen krystallenen Schalen zum Waschen der Finger mit kölnischem Wasser statt mit Rosenwasser zu füllen, und einen schönen Strauß der auserlesensten aromatischen Blumen, mit einem Silberfaden umwunden, aufzustellen.

„Mrs. Griffiths," sagte Lady Jane Urquhart, als sie in dieß mein prächtig eingerichtetes Allerheiligstes trat, nachdem sie zuvor an der Thüre gepocht hatte, um Einlaß zu begehren, „ich bin im Begriff, Sie um einen großen Gefallen zu bitten," und hier spielte ein anmuthiges, aber trauriges Lächeln um ihren Mund. Ich konnte auch nichts Anderes thun, als wieder lächeln; und gewiß war mein Lächeln vollkommen eben so melancholisch als das ihrige. „Bitte, setzen Sie sich, Madame," sagte ich mit Höflichkeit; „wie geht es Ihrer Freundin, der Marquisin, heute?"

„Sie ist gefaßt und zufrieden," versetzte mein Besuch. „Ich meine, sie werde mit jedem Tage schöner! Sahen Sie je schon eine so durchsichtige Gesichtsfarbe? — Aber um auf mein Anliegen zu kommen; ich möchte Sie gern um den Gefallen bitten, diesen indischen Shawl als ein Geschenk im Namen des kleinen Gastes anzunehmen, welchen meine geliebte Georgiana jeden Tag erwartet; ich wünschte sehr, daß er freigebig wäre, selbst schon vor seiner Geburt. Sie haben keine Vorstellung, meine liebe Mrs. Griffiths, von dem Interesse, das ich für das liebe Kind hege, obgleich ich es noch nicht gesehen. Die Marquisin und ich, wir sind schon seit unserer Kindheit so anhänglich an einander und so vertraut, daß alles, was sie betrifft, ebenso mich zu betreffen scheint; daher werden Sie diese Kleinigkeit wohl annehmen als ein Geschenk von dem künftigen kleinen Grafen von — —"

Im ersten Augenblick drängten sich mir die Worte auf die Lippen: „Was erwartet man von mir, Madame, daß ich für diese reiche Bestechung thue?" Aber ich unterdrückte die ehrlichen und einfältigen Gedanken meines Herzens, die instinctartige Antwort des Rechts- und Pflichtgefühls, und ließ, wie wir Alle thun, an ihre Stelle die künstliche und somit falsche Sprache der Höflichkeit und des conventionellen Lebens treten. „Oh, Madame!" sagte ich, den köstlichen indischen Shawl an-

starrend, prangend in den prächtigsten Farben, den sie von ihrem Arm abwickelte, „dieser Shawl ist viel zu schön für eine Frau meines Standes, er paßt für eine Herzogin, nicht für die bescheidene Mrs. Griffiths."

„Und doch war Mrs. Griffiths schon gewohnt, indische Shawls zu tragen," versetzte Lady Jane mit der sanftesten Stimme von der Welt; „und ich lasse es mir nicht abschlagen," und damit legte sie den prächtigen Cashmir in meine Hände.

Lady Jane Urquhart hatte meine schwache Seite angegriffen; sie hatte meiner Eigenliebe geschmeichelt. Sie hatte meine Vermummung durchschaut, und die Frau von guter Herkunft in der Wochenwärterin entdeckt. Wie schwach sind doch auch die Besten unter uns! Wie konnte ich eine liebenswürdige, vornehme, scharfsichtige, junge Dame, die mir so schöne Sachen sagte, unhöflich abweisen! Und dann der Shawl — der elegante Cashmirshawl, mit den kunstreich gewobenen Enden und Borduren! so leicht und so groß! Lag es in der Natur eines Weibes, unempfindlich zu bleiben bei einer solchen doppelten Artilleriesalve, einem solchen Kettenschuß auf ihre Grundsätze? Ich fühlte die Schlingen der Bezauberung mich umweben und umwinden. Ich wußte zum voraus, daß man etwas von mir verlangen werde, das ich eigentlich nicht thun sollte, und doch wartete ich, schwach, die Entwicklung des Anschlags, worin er nun bestehen mochte, ab, mit einem seltsamen Gemisch von Neugier, Unruhe und Interesse. Ich hätte mich retten können, wenn ich vor der Versuchung geflohen wäre; aber als eine ächte Tochter Eva's glaubte ich mich stark genug, sie zu überwinden, wenn sie mir offen und entschieden entgegentrete.

„Sie haben sehr schöne Spitzen an Ihrer Haube und um Ihre Schürze, Mrs. Griffiths," sagte die Marquisin am Abend desselben Tages zu mir, als ich in ihrem Boudoir saß, und mich ein wenig nach ihrem Zustand erkundigte — eine Art von Berufsvisite, die ich zu machen pflegte, und die man täglich von mir erwartete. „Sie sind ausnehmend gewählt, wie ich sehe, in Ihrer Art sich zu kleiden," fuhr sie fort, „Alles vom Feinsten und Besten. Ich habe das früher schon bemerkt, als Sie der Gräfin M — — abwarteten; in der That, Sie sind deßhalb auch ganz berühmt; nicht wahr, das ist sie, Jane?"

Die gefragte Lady bejahte die Frage aufs wärmste. Ich fühlte den Zauber wirken und das machte mich sehr nachdenklich, vielleicht sogar etwas fremd und kalt. „Jetzt," sagte ich bei mir selbst, „kommt Alles zum Vorschein; aber sie sollen mich nicht zu ihrem Willen herumkriegen, da steht mein Entschluß fest, falls es so kommt, wie ich vermuthe."

„Jane, meine Liebste!" sagte die Marquisin, auf ihrer hellblauen, seidenen Ottomane liegend, mit den Kissen von aromatischen Knospen und Blüthen, im Osten gesammelt, und besonders mit den Kakathanblättern von den Bergen von Chinesisch-Tiran und den scharlachrothen Dwewar-Blumen, mit größter Sorgsamkeit gepflückt an den Ufern des Bhur-on-pootah; „Jane, meine Liebste, du bist näher bei dem Schrank als ich; gib mir das Paket Brüsseler Spitzen, die allerschönsten, glaube ich, die man sehen kann, denn der Marquis bestellte sie, wie du weißt, für uns von Madame Antoine selbst. Es sind genug, Mrs. Griffiths, um eine Haube, eine Pelerine und eine Schürze für Sie zu besetzen; so müssen Sie mir den Gefallen thun, und sie an meines Sohnes Taufe tragen, das heißt, wenn nicht anders ein unwillkommenes kleines Mädchen alle unsere Hoffnungen täuscht."

„Es würde unserm guten Marquis das Herz brechen, glaube ich," warf Lady Jane dazwischen, ihrer Freundin das Paket prächtiger Spitzen hinreichend; „er hat so lange auf einen Erben gehofft, um seinen verhaßten Neffen, Mr. des Borough, auszuschließen, und denkt so viel an seine jetzigen Aussichten, daß ich wahrhaftig nicht das Herz hätte, es ihm anzukündigen, wenn du eine Tochter bekämest."

„Ja," sagte die Marquisin mit einem Seufzer, „es würde uns allen das Herz brechen; denn ich werde ihn nie mehr mit einem Kinde beschenken. Gefällt Ihnen das Muster dieser Spitzen, Mrs. Griffiths? Ich sehe, ja; sie sollen Ihnen auf Ihr Zimmer geschickt werden," und sie klingelte nach ihrer ersten Kammerjungfer, einer ehrbarlichen, einflußreichen Person; „tragt das zu dem Arbeitskorb der Mrs. Griffiths, und legt es auf den Deckel." Ich konnte nur mit Verbeugungen meinen Dank an den Tag legen, denn mein Herz war voll von vielerlei Gedanken. Ich hatte mich, während Lady Jane Urquhart die Spitzen aus dem Schrank holte, vergewissert, daß ein Theil meiner Vermuthungen begründet war.

„Warum legst du dich nicht auf die andre Ottomane, meine Liebe?" fragte die Frau vom Hause ihre Freundin; „in der That, liebe Jane, du nimmst dich nicht genug in Acht; du verhätschelst mich und machst ganz eine Puppe aus mir, scheinst aber nie daran zu denken, daß an deinem Leben so viel liegt als am meinigen," und dabei sah sie mich an.

„Du bist zu besorgt um mich, theuerste Georgiana," versetzte Lady Jane mit einem tief erröthenden Antlitz und einem Seitenblick auf mich. „Mrs. Griffiths, meine Anhänglichkeit an diese meine älteste, ja meine einzige Freundin, ist so groß, daß es mir keinen Augenblick wohl seyn wird, den ich von ihr getrennt zubringen muß, wenn sie einmal das Bette hütet."

Ich blieb stumm, denn in der That, ich war durch nichts zu einer bestimmten Aeußernng veranlaßt; aber ich fühlte bei dieser letzten Rede ein heftiges Pochen und Zucken in meinem Herzen, und eine Art von Schauer vor dem, was nun folgen würde. Ich stand sogar auf, um wegzugehen, ward aber von beiden Frauen in Einem Athem von meinem Vorsatz abgehalten, indem sie erklärten: „sie befänden sich nicht ganz gut, und würden mir Dank wissen, wenn ich ein paar Stunden bei ihnen bliebe." Die Marquisin insbesondere klagte über stärkeres Uebelbefinden, worüber ihre Freundin blaß wurde wie der Tod und in einen Strom von Thränen ausbrach.

„Sie sehen ihre Zärtlichkeit für mich," sagte die liebenswürdige Marquisin, ihre Locken zurückschüttelnd und sich halb von ihrem Lager erhebend. „Sie wird sich zu Tod ängstigen und bekümmern, wenn sie von mir aus übergroßer Sorglichkeit getrennt wird, so lange ich meine Wochen aushalte; in der That, ich werde mich auch selbst ganz unglücklich fühlen. Wäre

etwas dagegen einzuwenden, Mrs. Griffiths, daß man ein kleines türkisches Bett für meine Freundin in meinem Schlafzimmer aufschlüge, wo ich dann die Beruhigung hätte, daß sie Tag und Nacht ganz in meiner nächsten Nähe ist?"

„Es ist immer der Brauch, Mylady," sagte ich, ziemlich trocken, „in den Gemächern von Damen in den Umständen, worin Sie, Mylady, sich befinden, die größte Ruhe zu halten; jede Aufregung hält man für schädlich und daher —"

„Und daher muß ich wünschen, daß Lady Jane Urquhart in meinem Zimmer schlafe," sagte die Marquisin mit einem leisen Unmuth und Verdruß. „Wenn sie bei mir ist, bin ich immer ruhig, zufrieden, glücklich; von ihr getrennt bin ich unbehaglich, verdrießlich und reizbar. Was das Ruhigseyn betrifft, so ist das Lady Jane immer; sie soll nicht einmal mit mir sprechen, wenn Sie, meine gute Frau, es verbieten; was aber das türkische Bett betrifft, so werde ich Befehl geben, daß es ohne Verzug aufgeschlagen werde; das Zimmer ist gewiß groß genug, und je eher es geschieht, desto besser;" und der Befehl wurde sogleich durch ihre Kammerfrau gegeben.

Ich stand jetzt auf, um im Ernst zu gehen; und ich zweifle nicht, daß mein Gesicht einen Schatten von Mißvergnügen zeigte; denn ich bin eine Person, die etwas auf sich und ihr Ansehen hält, und hier war mein Urtheil, mein Urtheil in meinem Beruf sogar, ohne Bedenken und ohne Entschuldigung mißachtet.

Lady Jane Urquhart merkte, daß ihre Freundin zu weit gegangen war, und sie legte sich ins Mittel um zu versöhnen. Sie schien auch so aufgeregt, daß ich von Grund meiner Seele Mitleid mit ihr hatte. Ich setzte mich wieder, um zu hören, was sie mir zu sagen hätte.

„Meine liebe Mrs. Griffiths," redete mir die schöne Lady ans Herz, „Sie sind keine gewöhnliche Person. Sie besitzen Scharfblick, Klugheit, Menschlichkeit." —

Wie sie dieß letzte Wort: Menschlichkeit aussprach, wurde ihre Stimme zitternd, ihre Lippen zuckten und sie wurde außerordentlich schwach.

Im Augenblick fuhr die Marquisin von ihrem Lager auf und eilte ihrer Freundin zu Hülfe; auch ich leistete nach Kräften Beistand. Lady Jane kam sehr bald wieder zum Bewußtseyn, sie richtete ihre Augen auf die meinigen; sie waren voll von Thränen, und ihr Ausdruck war so um Hülfe flehend, so voll Todesangst, daß ich ihren stummen Bestürmungen nicht widerstehen konnte. „Madame," sagte ich, „fassen Sie Muth; wenn ich irgend etwas thun kann, um eine Beschämung zu ersparen, werde ich mich glücklich schätzen. Bis jetzt weiß ich noch nicht, was Ihre Plane sind; aber wenn ich mit Ehren etwas dafür thun kann, so seyen Sie meiner Bereitwilligkeit versichert."

„Gütige und großmüthige Frau!" schluchzte Lady Jane Urquhart an meiner Brust.

„Reichlich sollen Sie belohnt werden für dieß edle Benehmen," rief die Marquisin, einen kostbaren Ring vom Finger nehmend und ihn an den meinigen steckend. „Retten Sie nur den Ruf meiner geliebten Freundin und —"

„Reichlich," sagte ich, „werde ich mich belohnt fühlen in meinem eignen Bewußtseyn. Erlauben Sie mir, Madame, ehrfurchtsvoll diesen Ring zurückzugeben; ich kann ihn nicht annehmen für die einfache Ausübung der heiligen Liedespflicht, welche jede Frau auf der Welt einer andern schuldet, in den Umständen, in welchen ich zu meinem Leidwesen die junge Lady hier erblicke."

„So argwohnten Sie es also schon früher?" rief Lady Jane in athemloser Spannung aus. „Ich hatte geglaubt, dieses orientalische Costume, Georgiana, werde alles vollkommen verbergen! Die Falten dieses Cashmirshawls, wenn ich ihn so drüge! Oh! sollte Jemand — sollten die Domestiken — sollte Lucy Calvert es errathen haben? Was glauben Sie, Mrs. Griffiths? Ich beschwöre Sie, mir Ihre Ansicht zu sagen?"

„Sprechen Sie ganz ohne Furcht und Rückhalt," sagte die Marquisin, meine Hand ergreifend und wieder den Ring daran steckend. „Sie wissen nicht, wie wichtig es ist, daß dieß Alles ein tiefes Geheimniß zwischen uns bleibe. Der Marquis würde wahnsinnig werden wenn er dächte, es könne je herauskommen."

„So kennt also der Marquis ganz genau den jetzigen Zustand seiner Verwandten?" fragte ich mit der Miene der äußersten Ueberraschung. „Ich habe gehört, daß Lady Jane Urquhart seine Cousine ist, und ich würde fürchten —"

Ich bemerkte deutlich, wie auf diese meine Worte hinwieder ein Blick von ganz besondrer Bedeutung zwischen den beiden Damen gewechselt wurde, der mich mitten in meinen Worten stocken machte — der Blick war mir ganz unerklärlich — ich suchte mir das Räthsel zu lösen, vermochte es aber nicht, und eine scheue Zurückhaltung, eine peinliche Ahnung von Schlimmem beschlich mich wieder, welche weder die Schmeicheleien der Marquisin noch die tiefe Nachdenklichkeit ihrer Freundin zu überwinden vermochten. Es war mir, wie wenn eine Schlinge vor meinen Füßen gelegt würde; und ich bereute die warme Aufwallung weiblichen Gefühls, welcher ich so eben Raum gegeben hatte.

„Es ist das Silberhorn seines Couriers!" rief Lady Jane Urquhart aus, von ihrem Sitz aufspringend, und wie außer sich mit den Händen klatschend. „Theuerste Georgiana! er ist zurück, zurück! in einem Augenblick werden wir ihn sehen!"

Kaum waren diese Worte von Lady Jane gesprochen, als die Thüre des Zimmers sich plötzlich aufthat, und, ehe ich noch durch die andre Thüre entfliehen konnte, ein großer und ausnehmend schöner Mann, in reicher Reisekleidung, mit kostbarem Pelzwerk besetzt, ins Zimmer stürzte, und die Marquisin in die Arme schloß, die ihn, wie mir vorkam, sehr kalt empfing, ja ihn halb und halb zurückstieß, während ein Ausdruck wie von Schmerz oder Angst über ihr tadelloses Antlitz flog. Der Gatte wandte sich, wie ich sah, mit einer gewissen Erbitterung und Kränkung in seinem Wesen von ihr weg, und begegnete den schmelzenden Augen der Lady Jane Urquhart, und umarmte die sich nicht dagegen Sträubende zärtlich.

„Theuerste Cousine!" hörte ich ihn sagen, als ich das Zimmer verließ, „warum ist nicht meine Georgiana eben so zärtlich und liebevoll wie du?"

„Das Alles ist sehr seltsam!“ sagte ich bei mir selbst, als ich mich in meinem Zimmer hinsetzte. „Welch ein bildschöner Mann ist doch der Marquis! Ganz wie ein Prinz in seiner ganzen Erscheinung! Und was für eine schöne Gesichtsbildung! welch schöner Wuchs! Welch edles Profil! schwarzer Schnurrbart! krauses Haar! ein wahres Modell für einen Maler! und doch ist es augenscheinlich, daß seine Gemahlin ihn nicht liebt. Was war das für ein Empfang nach einer Abwesenheit von sechs Monaten! Wie kalt! beinahe beleidigend! Wie viel zärtlicher ist sie doch gegen ihre Freundin als gegen ihren Gatten! und dazu gegen einen solchen Gatten!“

So dachte ich wenigstens ein paar Stunden lang nach der Ankunft des Herrn vom Hause, und dann lenkten sich meine Gedanken auf den eleganten Cashmir, das Paket mit köstlichen Brüsseler Spitzen und den kostbaren Smaragdring, der mir heute verehrt worden war. — „Und wofür?“ fragte ich die mich berathende Stimme in meiner Brust. Sie antwortete: „Nur dafür, daß du hilfst die Schande einer jungen und vornehmen Dame verheimlichen, welche auf dem Punkt ist Mutter zu werden, ohne Frau zu seyn! Nun, daran sehe ich kein großes Unrecht; und ohne Zweifel wird für den Sprößling dieser unsanctionirten liaison gesorgt werden — es soll und wird,“ sagte ich laut, als die beiden Diener mir einige Schnitten von der Brust eines Guinea-Huhns und ein Glas Negus von weißem Wein zum Nachtessen brachten. Sie fuhren zurück, als sie meine Apostrophe hörten und meine entschlossene Haltung wahrnahmen; aber ich änderte sogleich den Ausdruck meines Gesichts zur Freundlichkeit, aß ein paar von den Schnitten, schlürfte meinen Negus, verlangte noch etwas mehr Zucker, und schlürfte wieder; dann nahm ich meinen vergoldeten Leuchter, zündete das aromatische Wachs an einer der Argandlampen an, und schritt, den Shawl über den Arm hängend, das Paket mit den Brüsseler Spitzen in der andern Hand, und den Smaragdring am Finger, die Treppen hinauf zu meinem eleganten Ankleidezimmer, legte meine Schätze in eine der Schiebladen, und setzte mich dann hin, um alles nocheinmal an meinem Kaminfeuer durchzudenken, als Mrs. Cottrell, die Lieblingskammerfrau der Marquisin, Einlaß begehrte.

„Kommen Sie doch herein,“ sagte ich, erwartend sie wolle mich in das Zimmer ihrer Gebieterin rufen.

„Alles ist bis jetzt ruhig, Mrs. Griffiths,“ flüsterte die Kammerfrau; „aber ich glaube, wir werden noch vor dem Morgen aufgestört werden, denn Lady Jane Urquhart hat sich sehr übel befunden; so dachte ich, ich wolle hereinkommen und ein wenig mit Ihnen plaudern.“

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Mrs. Cottrell,“ versetzte ich, etwas fremd, „aber ich war gerade im Begriff, mich für heute zur Ruhe zu begeben; ich muß mir alle Ruhe gönnen, die ich kann, wissen Sie, so lange es noch in meiner Macht steht.“

„Ich bitte Sie um Entschuldigung,“ fuhr die Kammerfrau fort, „aber die Marquisin selbst wünschte, daß ich mit Ihnen spreche, um Ihnen mitzutheilen“ —

„Ich weiß schon ganz genug, Mrs. Cottrell,“ sagte ich, etwas unwillig; „meine Pflicht an diesem Ort ist, Sorge zu tragen für Ihre Gebieterin und deren Kind, sobald es geboren ist. Ich werde diese Pflicht nach meinem besten Wissen und mit allen Kräften erfüllen; aber ich habe nicht nöthig, daß man mir Geheimnisse anvertraut; ich habe schon zu viel darüber gelitten.“

„Soll ich diese Antwort der Marquisin bringen?“ fragte Mrs. Cottrell mit einem spöttischen Lächeln. „Es hilft nichts,“ fuhr sie fort, „hier die Heldin spielen zu wollen; wir sind alle in der Noth, und wir müssen, so gut wir können, herauszukommen suchen.“

„Ich verstehe nicht, was Sie damit sagen wollen, wir seyen in der Noth,“ sagte ich, und versuchte ernsthaft zu bleiben, mußte aber doch ein wenig über den Ausdruck lächeln; „die Marquisin ist in der Noth, wie Sie sich ausdrücken, gewiß, und so ist auch —“

„Die arme Lady Jane Urquhart,“ unterbrach mich die ehrbare Abigail. „Was das Ende vom Lied seyn wird, das ist mehr als ich zu sagen vrrmag; aber das arme Geschöpf ist sehr zu beklagen!“

„Ohne Zweifel,“ versetzte ich, und mein Interesse stieg mit jedem Augenblick; „wer ist denn der Bösewicht, der ein so schönes Wesen treulos verlassen hat? Mich wundert, daß der Marquis ihn nicht herausfordert und darauf besteht, daß er seine Pflicht gegen sie erfülle! ist sie ja doch die Busenfreundin der Marquisin und überdieß noch seine nahe Verwandte! Ich will doch nicht hoffen, daß sie sich von einem verheiratheten Mann hat hintergehen lassen, denn in diesem Fall kann nichts Gutes bei der Sache herauskommen.“

„Gutes!“ wiederholte Mrs. Cottrell; „nun, einerlei, Sie werden seiner Zeit Alles einsehen. Ich will nicht mehr sagen; somit gute Nacht, Mrs. Griffiths,“ und abmarschirte die nüchterndenkende Kammerfrau.

(Fortsetzung folgt.)

Der jüngste Tag.

(Fortsetzung.)

Siebenter Gesang. Lucifer gibt den Verdammten Befehl, aus der Hölle auszuziehen. Es geschieht, und nun sieht der Dichter die verschiednen Gattungen der Höllenbewohner an sich vorüberziehen, jedes Verbrechen mit seinem eigenthümlichen Charakter gestempelt; zuerst kam die Schaar der Habsüchtigen und Geizigen:

Die, vollgestopft mit Gold, bedeckt mit Lumpen,
Die Hölle durch Entbehrungen gewannen;
Von jedem Endchen ihrer schmutz'gen Fetzen
Träufelten Schweiß und Thränen der Familien.

Das Blut Unglücklicher, Verzweifelnder,
Durch ihre Habgier ihnen ausgepreßt.
Dann kommt die Habsucht mit den feinern Kniffen,
Die Kaufherrn, reich durch Wucher und Betrug,
Die bis zu Brosamen das Brod beschnitten
Armen Arbeitern, Sklaven durch den Hunger;
In Orgien noch berechnende Sultane,
Die, Wollust ein'gend mit der Industrie,
Die Sittsamkeit mit Arbeitslohn bestachen
Und ihre Werkstatt schufen zum Serail.

Dann kamen die Selbstmörder:

Jetzt folgen Andre, schauriger zu schauen,
Bedeckt sind sie mit Wunden ohne Zahl,
Die sie noch mit den Händen zu erweitern
Bestrebt sind, als ob sie zum zweitenmal
Den Tod sich geben wollten; und mein Engel
Begann von neuem: „Sieh hier die Selbstmörder,
Erstaunt, daß sie dieß fahle Reich bewohnen.
Denn der unsel'ge Dolch in ihrer Hand
Gab ihnen nur den Tod, nicht die Vernichtung.
Getheilt ist in zwei Theile ihre Rotte;
Hier siehst du die, deren erschlaffter Geist,
Genährt mit allen Lüsten bis zum Ekel,
Nur noch den Tod fand seines Wunsches werth;
Dort sind geschaart die grausen Komödianten,
Die, in der heißen Sucht berühmt zu werden,
Im Tode sich drapirt, am Sarge noch
In theatral'scher Haltung sich gebärdet,
Und Opfer ihres frechen Stolzes sanken.
In ihrer jämmerlichen Eitelkeit
Horchen und lauschen sie, weich einen Lärm
Ihr Tod mög' in der Welt veranlaßt haben;
Jedoch ihr Haupt sinkt auf die Brust beschämt;
Sie hörten nichts als Schweigen und Verachtung;
So gar alltäglich ist auf Erden jetzt
Die Todesart, die Gottes Wort spricht Hohn!

Dann kommen die abtrünnigen Priester, welche der Dämon des Judas vor sich her treibt mit einer Peitsche, geflochten aus den Eingeweiden des Verräthers, der für dreißig Silberlinge seinen göttlichen Meister verkaufte. (Diese aus Judas' Eingeweiden geflochtene Peitsche — freilich ein ziemlich grasses Bild — scheint uns einer der wenigen Züge zu seyn, worin dieß Gedicht einige Verwandtschaft mit der prägnanten und kräftigen Anschauungsweise der göttlichen Komödie verräth.)

Noch trägt das Zeichen ihre Stirn, das Gott
Ihr aufgeprägt mit seinem mächt'gen Finger
Als ihr Gelübd' er nahm aus ihrem Mund;
Vergebens hatten unterm Koth der Welt
Dieß Maal, das tiefe, heil'ge, zu verstecken
Sich ihre Hände abgemüht; es folgte
Der unauslöschliche Stempel selbst hieher,
Und der Verruchteste mied sie voll Abscheu.

Nun folgen die Betrüger, welche mit dem Heiligen Mißbrauch getrieben und viele Seelen verführt haben; Schurken, die gegen die Schurkerei predigten und declamirten. Dann die gefallenen Geister des neuen Evangeliums.

Doch welch Getärm tönt von der nächsten Schaar?
Der Eine fordert aus, der Andre wehrt sich,
Und Jeder, eine Bibel in der Hand,
Zeigt, streitend, seinem Nachbar einen Vers.
Ich sah in dem seltsamen Schwarm sich drängen
Mönche mit Priegern und mit Königen;
Zu meinem Engel sprach ich: warum streiten
Diese Verdammten denn so bitterlich?
Ward ihnen klar nicht Alles in der Hölle? —
— Mein Sohn, all diese Lehrer mit fruchtloser
Beredsamkeit, sind abgefallne Geister
Des neuen Evangeliums, die für
Die einz'ge, heil'ge Wahrheit gaben aus
Eines rebell'schen Hochmuths frost'ge Träume;
Priester ohne Berufung, deren Hand,
Meineidig, des Cetöfees ungenähten
Leibrock zerriß, und um die traurigen
Fetzen sich streitend, mit viel tausend Gräbern
Den Boden hat der Christenheit bedeckt.
Denn, dem Betrüger gleich, der Assen
Hat unterjocht, vergaß ihr blinder Irrwahn,
Erfaßt von einem unheilbaren Schwindel,
Zum Feuer greifend und zum Schwert, daß nur
Das Wort die Waff' ist, welche Gott gefällt.

Die Atheisten werden so geschildert:

Vernahmst vielleicht du in der andern Welt,
Wie man zum Himmel hob das tiefe Wissen
Der Geister, welchen graut vor allem Geist,
Die nirgends Gottes Namen konnten lesen;
Die läugnend, Angesichts des Werks, den Schöpfer,
Nur der Materie Huldigung erwiesen,
Mit einem Eifer, den die Hölle rühmte,
Das Seyn absprachen dem, der Alles schuf,
Oder, sein göttlich Wesen selbst entstellend,
Die Liebe seiner Creatur ihm wehrten,
Und, während er im öden Himmel schlummre,
Den Zufall stellten auf als Weltregenten.
Sie ziehn vorbei dir. Durch Gewalt bekehrt
Bekennen jetzt den Gott sie, der sie züchtigt!
Wenn je der Wahnsinn sich dem Stolz vermählte,
So war es in dem Geist dieser Verdammten!
Zitternd vorm Tag, den sie gemacht so düster,
Wollten sie, daß die Nacht die Schatten scheuche,
Und daß die Leidenschaften, draus das Elend
Der Menschheit quillt, in ihrem eignen Schooß
Sollten ihr Ende, ihre Heilung finden.
Nach neuem Plan wollten sie Alles bau'n,
Verkündend des befreiten Fleisches Reich,

Und, seine Herrschaft sichrer zu begründen,
Streuten sie allwärts aus der Unzucht Lehren,
Als ob das Fleisch, wenn es will Ruhe haben,
Sich nicht dem Geiste unterwerfen müßte!
Auch wirs solch schmachvoll Evangelium
Die Welt, so tief gesunken sonst, zurück.

Die gewissenlosen Schriftsteller:

Schriftsteller sieh hier, nur die Kunst vergötternd!
Theater-Apostel, Gaukler von Profession,
Den übersättigten Jahrhunderten
Vorführend die Religion, geschmückt
Mit eitlem Reizen, mit unheiligen,
Ließen sie sie, wie Bajaderen, singen,
Deren verbuhltes Lied bei Festen tönt;
Die ihre Feder fremdem Haß verkauften,
Wie einen Dolch, der Nachts sein Werk verrichtet;
Dank ihrer Bübereі, vor Schmerz wahnsinnig
Starb das Genie vergessen im Spital;
Der Ehrenmann, von ihrer Hand gebrandmarkt,
Zog nur des Forums Haß und Wuth auf sich;
Und Barnabas, der greise Räuber, sah
Aus der Wahlurne kommen seinen Namen!

Dann kommen die falschen Tribune, die Ehrgeizigen und Treulosen, die Kronenräuber, welche die Herzen vergiftet und bestochen hatten, um sie leichter zu unterjochen, die schlechten Fürsten:

Gestraft wie sie, als schuldig gleicher Frevel,
Ihnen gesellt rechtmäß'ge Könige,
Welche, mit sünd'ger Lust den Purpur schändend,
Für *sich* regiert, nicht für die Unterthanen,
Welche der Frechheit der Rebellion
Entschuld'gung liehen, und die Läst'rung Gottes,
Deß Platz sie nahmen ein, muthwillig reizten,
Welche niemals, zum Kreuz aufschau'nd, bedacht:
Daß dieser Preis zu Kön'gen sie gemacht!

Endlich ist die Hölle leer; ihre weiten rothen Räume zeigen dem Blick nur noch müßige Flammen, die, ohne Nahrung und Hunger verspürend, bis zu dem schwebenden Dichter und dem ihn tragenden Engel hinauflecken:

Doch plötzlich — eine heil'ge Atmosphäre
Beschützte uns als sicherer Schild — sahn wir
Vom gierigen Versuch sie rückwärts sinken;
Die Flamme will jetzt von der Flamme leben
Und häuft, dem Sturm gleich, Wellen über Wellen,
Doch nach und nach ermattet ihre Wuth.
So wie bei Leu'n, die, langen Kampfes müde,
Sich niederstrecken, leckend ihre Wunden,
Der Hölle Ruh macht ihre Nacht noch dunkler.
Mein Engel sprach: dieß ist die einz'ge Stunde,
Wo dieser Ort von Qualen frei sich findet!
Ohne Verdammte löscht der Hölle Gluth,
Denn Sünd'r nur nährt dieses Feuers Wuth!

Achter Gesang. Sie verlassen nunmehr die Hölle und sehen sich im Weltall um, welches einen düstern, traurigen Anblick darbietet. Sie kehren auf die Erde zurück und der Engel nimmt Abschied von seinem immer noch geliebten Planeten. Er kehrt in den Himmel zurück und läßt den Dichter allein in den Lüften schwebend zurück. Der letztere erblickt seine in Trümmern liegende, verödete, geliebte Vaterstadt Nimes und beklagt ihr Schicksal. Sein Blick richtet sich auf Europa, dessen Völker, Leichenidole ausgrabend, im Schatten des Todes sitzen, und vergebens durch Menschenopfer den Zorn des Himmels zu sühnen suchen. Endlich haftet sein Auge auf dem neuen Babylon:

Dann sah ich eine gränzenlose Stadt.
Ein Meer von Häusern, Thürmen und Palästen;
Anheimgegeben ihrer Vormundschaft
Waren der Erde Völker, und Gott selbst
Schien beugen sich zu müssen ihrer Macht.
Ueber die Erde war ihr Netz gespannt
Von Straßen, theils aus Eisen, theils von Wasser,
Und wie die Spinne, mit habgier'ger Freude,
Ergriff sie, was vorüber kam, als Beute.

Vom Himmel plötzlich schwang ein Engel sich,
Der in der Hand trug eine ehrne Leyer;
Mit zweigekrümmtem Finger ließ den Blitz,
Den Donner er aus ihren Saiten brechen,
Und seine Stimme, wiederhall'nd im Himmel,
Goß diese Worte auf die Riesenstadt;

und hier folgt eine schwere Anklage aller ihrer Sünden und Verbrechen, ihrer Ueppigkeit und Wollust, der verdrecherischen Vernunft, der zügellosen Corruption, der Gottlosigkeit, und schließt mit der Androhung der nahen Rache. Aus der schuldbelasteten Stadt erhebt sich jetzt ein tausendstimmiges Wehgeschrei. Thürme, Kirchen und Giebel, ihr Schicksal ahnend, wanken wie Trunkene, und das Pflaster der Straßen thut sich auf. Alles beeilt sich diesen Ort zu verlassen, Angst auf der Stirne und den Tod im Auge, als ob es noch irgend ein Asyl auf Erden gäbe!

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 56.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

9 Mai 1840.

Amerikanische Anthologie.

(Fortsetzung.)

Während der europäische Ansiedler sich freiwillig dem Zustande eines rauhen und wilden Naturlebens nähert, um nach und nach wieder zur Gesittung und Behaglichkeit einer wohlgeordneten Gesellschaft sich zu erheben, sieht sich das Geschlecht der Indianer dem traurigen Schicksal des Untergangs geweiht. Ihrem Loos ist das folgende Gedicht gewidmet.

Der indianische Jäger.

Von H. W. Longfellow.

Als gesammelt ward des Herbstes Ertrag,
Hier und da eine einsame Aehre noch lag,
Und in den Furchen stand der Pflug,
Wo Stoppeln allein das Feld noch trug:
Ein Indianerjäger, den Bogen entspannt,
Sah hinab vom Fels in das tiefe Land.

Fremd war er; gestreift die Berge entlang
Hatt' den Tag er, auf gefährlichem Gang,
Doch des Hirsches Fuß war flüchtig und leicht,
Und der Wolf ward nie vom Jäger erreicht,
Und Bitterkeit ein die Seele ihm nahm,
Als nah er dem Menschengewimmel kam.

Die Herbstwinde zogen im Walde ein,
Und den Einsamen floh der Sonne Schein,
Weißes Moos den Stamm des Ahorns umfing,
Todt von seinen Armen die Rebe hing;
Gereift war die saftige Frucht; und todt
Lag umher des Baumes Laub dürr und roth.

Langsam rückte voran des Sammlers Schritt,
Und das gelbe Korn ab die Sichel schnitt;
Der Mäher sang laut auf den Wiesenmatten,
Und es nahten des Abends Nebel und Schatten;
Fern das Horn ließ schallen der Schäfersmann,
Und um den Baum her der Tanz begann.

Ab wandte der Jäger sich von dem Ort;
Seiner Väter Haus war gewesen dort;
Er errieth aus dem Tacte der fernen Streiche,
Daß der Waldmann fällte die Riesenreiche;
Seine Seele schwoll von Gefühlen, von heißen,
Ob dem Glauben, der grausamen Liebe der Weißen.

Der herbstliche Mond stand am Himmel so hold,
Durchs weiße Gewölk drang die Sichel von Gold;
Ein Schritt ward gehört im knisternden Rohr,
Wo über den See ragt die Buche hervor —
Ein klagender Ton — und ein Sprung vom Land —
Auf den Bergen nie mehr man den Jäger fand.

Nach Jahren am See, der im Frieden ruht,
Schaut der Fischer hinab durch die silberne Fluth;
Ausgestreckt auf dem weichen, gelblichen Sand,
Ein verzehrtes, weißes Gerippe er fand,
Und man sah in des Wassers leisem Wogen,
Daß die Hand noch hielt fest einen Jägerbogen.

Die Natur Amerika's wird in vielen Liedern besungen; dahin gehören:

Die Fälle des Passaic.

Von W. Irving.

Im friedlichen Thal, grün von Wäldern umhegt,
Wo ein heimliches Plätzchen Natur angelegt,
Wo der Hirsch hat sein Lager, die Ringtaub' ihre Beut,
Rollte schweigend der Passair die klare Fluth.

Keine mächtige Aussicht erstaunte den Blick,
Nicht bebt' er vor Wundern schauernd zurück,
Stolz schwankte die Ulme, das Waldblümlein glänzte,
Grün den reinen Fluß das Ufer umkränzte.

Doch der Geist, der da herrschend im schwarzen Wald
Hält' im finstern Dickicht seinen Aufenthalt,
Der an Scenen sich freut, wo der Wirbelwind saust,
Wo Donner und Blitz und der Sturm erbraust:

Ganz glühend kam er vom feurigen Streite,
Wo die Söhne des Lichts stritten und die Rothhäute,
Aus Ohr ihm der Kriegge Hnerah noch schlug,
Den frischblutigen Skalp als Trophä' er trug.

Unmuthig sein Blick ob der Landschaft hingleitet,
Mit dem duftenden Flor, sanft die Schatten gebreitet,
Wo der Passaic durchs Grün seinen Schlangenlauf hat
Mit durchfischtigem Wasser, sein Spiegel so glatt.

Er spaltet den Berg, drückt nieder den Wald,
Zwingt in rauhe Canäle den Fluß mit Gewalt;
Er zerriß den Felsblock, den Abgrund er schuf,
Warf die Welle hinab mit verzweifelndem Ruf.

Monden sind seitdem verflossen zahllose;
Cultur hat gesänftigt das Wilde, das Große;
Der Weißen Art hat den Urwald gelichtet,
Und den Zauber der düstern Schatten vernichtet.

Doch die Fremden mit staunenden Augen noch sehn
Den geborstenen Fels, den Wald auf den Höhn,
Und es faßt an der Klippe sie schwindliger Traum,
Wo kopfüber der Fluß stürzt begraben in Schaum.

Das Sumpfland.

Von W. G. Simms.

Ein wilder Fleck ist's und von düstrem Ansehn;
Der Vogel singt nie fröhlich auf dem Baum,
Versengt scheint schon das junge Laub. Es wuchern
Giftige Pflanzen rings, aussätzig machend
Mit böser Feuchtigkeit die Hand, die sich
Wagt unbedacht in ihre Nähe. Gypressen
Entwachsen nassem Grund, und ausgestreckt
Der Länge nach — ein müdiger Bewohner
Solch eines Ortes, schlummert, halbbegraben
Im schlüpfrigen Gras der Kaiman, neben grünem
Schlamm, unter dem er seine Wohnung hat.
Ein heiserer Kranich mit der Beingestalt
Richtet sich auf und flüchtet mit Gekreisch.
Zwei Sommerenten, hörend sein Geschrei,
Und angesteckt von Angst, flattern empor
Mit wunderbarer Hast aus dem Gewässer
Und folgen ihm. Gewarnt durch ihr Geräusch
Und aufgeschreckt durch unser hast'ges Nahn,
Kriecht aus dem gras'gen Bett das Ungeheuer
Mit den Stahlliesen langsam nach dem schlamm'gen,
Genuen Revier, das ihn aufnimmt sofort.
Man sieht es wie es seinen hohen Rücken
Emporhebt, schwelgend nach des Wassers Mitte
Hinstrebend, wo sein Kopf allein hervorlugt.
Ein Schmetterling, der, seit dem Morgen reisend,
Des Klima's Wechsel nur nach Blumen zählte,
Setzt, um zu ruhn ein Veilchen auf das Haupt
Des Ungeheuers sich. Die stumme Bestie
Taucht alsbald unter, und so plötzlich, daß
Der Sommerblumen und der Wälder Leichtfuß
Die luft'gen Schwingen netzt und sich das Goldkleid
Beschmutzt mit dieses trüben Pfuhles Wasser.
Verwundert und mißmuthig fliegt mit Eile
Und Anstrengung der Flatterer aus Land,
Die ihm verwandten Blumen suchend, doch
Umsonst! hier ist von holden, schönen Pflanzen
Zu schauen nichts! nur wilde, knoer'ge Bäume,
Schlimmen Gespenstern gleich — stinkende Sträuche,
Die schwere Luft vergiftend — graue Nebel,
Die, Weiken halb, halb Teufel von Gestalt,
Sich sammeln überm Rand des wüsten Sumpfes,
Machen mit ihrer Düsterheit und Schwärze
Unhold die ganze Aussicht. Seine Flügel
Schwingt der betrübte Falter und schwebt fort,
Und mahnt mit seinem Flug auch uns zur Eile
Nach besseerem Quartier und schönrer Scene,
Als dieß Revier uns bietet für die Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Marquisin L — — d und Lady Jane Urquhart.

(Fortsetzung.)

Die Nacht verging ohne eine Störung. Am Morgen fuhr der Marquis mit Postpferden weg, um dem König im Geheimenrath aufzuwarten und Rechenschaft abzulegen über die sehr delicate Staatsangelegenheit, mit der er an einen fremden Hof beauftragt gewesen war, obwohl die Politik des damaligen Ministerinms überflügelt worden war durch den Scharfblick des großen Diplomaten, der an der Spitze des fremden Cabinets stand. Der Marquis hatte jedoch den gestellten Antrag mit solchem Tact und mit solcher Gewandtheit behandelt, und die Ablehnung des Anerbietens so geschickt aufgenommen, daß, statt daß zwischen den beiden Nationen feindselige Gesinnungen geweckt worden wären, der brittische Botschafter mit kostbaren Geschenken für seinen König von dem fremden Monarchen, und

mit Briefen, welche die wärmste Freundschaft versicherten, zurückgekehrt war.

Se. Majestät, unser König, war so zufrieden mit dem ganzen Benehmen des Marquis bei dieser Unterhandlung, daß er darauf bestand, er müsse ein sehr fein gearbeitetes und kostbares mechanisches Kunststück behalten, das einzige Wunder in seiner Art in ganz Europa, welches eines der wichtigsten Stücke der Geschenke des auswärtigen Monarchen an ihn war. Es macht vielleicht dem Leser eine Unterhaltung, wenn ich dieß wunderbare Kunststück beschreibe, das ich in L——d-House auspacken sah; der Marquis selbst zog es mit einem kleinen goldnen Schlüssel auf, und ich war mit Staunen Zeugin von seiner außerordentlichen Mechanik, die, wie ich gehört, noch durch nichts übertroffen worden seyn soll, was menschlicher Scharfsinn erfand.

Der Leser denke sich ein reiches Krystalldecken, oder eine niedere Schale, zwölf Fuß im Umfang und ungefähr sechs Zoll tief, auf einem goldnen Dreifuß stehend.

Mitten in diesem prächtigen Gefäß war eine Erhöhung, welche, wenn die Schale mit Rosenwasser gefüllt war (was zuerst geschah), aussah wie eine kleine verzauberte Insel, aus kostbaren Steinen gefertigt, in deren Mitte ein Schwanennest voll Eier war, wenigstens sechzehn, und diese waren dargestellt durch große, länglichte Perlen; das Nest selbst war von durchbrochnem, schön gearbeitetem Silber.

Nachdem das gläserne Becken gehörig gefüllt war, nahm der Marquis aus einem elfenbeinernen, mit Gold verzierten Kistchen den magischen Schwan, das erwähnte mechanische Meisterwerk, der vom Kopf bis zum Schwanz nicht über sechs Zoll maß; die Augen waren Rubinen; der Schnabel und die Füße Perlen; die Federn waren von durchbrochenem Silber, und sahen so leicht und fein aus, daß man sich hätte einbilden können, sie bewegten sich beim Anhauchen.

Nachdem der magische Schwan aufgezogen war, setzte ihn der Marquis auf das Nest von Perlen, und er begann sich zu bewegen wie ein lebendiges Wesen. Zuerst schien der Schwan ein Gefallen daran zu haben, seine Federn mit dem Schnabel zu putzen und über den Eiern zu brüten; bald aber erhob er sich, drehte einige der Eier mit dem Schnabel um, und stieg dann langsam in das Wasser hinab, wo er majestätisch herumschwamm, und sich dann dem Rand des Beckens näherte, wo an den Hauptpunkten vier silberne Körbchen gefüllt mit Gerstenkörnern von Gold, hingen Der magische Schwan kam an jeden dieser Körbchen heran, und verzehrte wirklich die goldnen Körner, von welchen nur wenige zurückblieben; und dann, nachdem er sie dem Anschein nach genugsam hinuntergespühlt mit dem Rosenwasser des kleinen Sees, kehrte er, wie es schien, con amore zu seinem Nest zurück, und fuhr fort, ganz zufrieden, über seinen künftigen Jungen zu brüten. So endete der erste Act des wunderbaren Thuns des magischen Schwans.

Alle bezeugten laut ihren Beifall über dieß Wunderwerk von Mechanik; und die Marquisin und ihre Freundin waren vor Entzücken ganz außer sich, als sie erfuhren, daß die Darstellung noch nicht zu Ende sey. Der Schwan schien sich nachgerade unbehaglich zu fühlen, erhob sich von seinem Nest, sträubte die Federn und spannte die Schwingen aus, stieß einen Schrei aus, wie im Todeskampfe, und ergoß sich dann in die köstlichste, süßeste, aber sehr traurige Harmonie, während sein Leib in den Qualen des Todes zu zucken schien. Nachdem diese rührende Musik, die aus Mozarts Requiem genommen war, etwa fünf Minuten gewährt hatte, sah man den Schwan wirklich verscheiden; er fiel nieder, schloß die Augen, und Alles war still; dann kam eine schwache Bewegung in die Flügel und in den Kopf; er stand wieder auf seine Füße, stürzte ins Wasser, trank zu wiederholten Malen, kehrte dann in sein Nest zurück, setzte sich auf den Eiern zurecht, nickte dreimal mit dem Kopf und Alles war vorüber.

Was auch die Zweifler einwenden mögen, ich habe mit eigenen Augen den magischen Schwan all diese wunderbaren Dinge thun sehen; und ich habe auch den Marquis flüstern hören, wie er zwischen seiner Gemahlin und ihrer Freundin, der Lady Jane Urquhart stand, welche beide voll Entzücken über das elegante Spielzeug waren, ja ganz deutlich habe ich ihn sagen hören: „dieser magische Schwan soll das Eigenthum von derjenigen werden, die mir einen Sohn schenkt.“ Die Damen wechselten Blicke und lächelten in vollkommener Freundschaft einander an; aber es lag ein Geheimniß unter diesem Lächeln verborgen, das binnen wenigen Tagen mir wenigstens vollkommen gelöst wurde.

Ich hatte später nicht mehr Gelegenheit, während der nächsten paar Tage den Marquis in Gesellschaft seiner Gemahlin und deren Freundin zu sehen. Keine Besuche wurden angenommen, aber der Thürsteher muß genug zu thun gehabt haben, alle Anfragen zu beantworten, und alle Karten in Empfang zu nehmen von den vornehmen Leuten, welche sich nach dem Befinden der schönen Marquisin erkundigten und ihre innige Theilnahme ausdrückten.

(Fortsetzung folgt.)

Der jüngste Tag.

(Fortsetzung.)

Neunter Gesang. Noch immer schwebt der Dichter in seiner Vision über der Erde und sieht ihre Völker vor sich vorüberziehen; die Einen erheben flehend die Hände zum Himmel, die Andern feierten den letzten Tag mit einer letzten Orgie.

Ich sah zu einem kolossalen Fest
Die Vorbereitungen, sah den Porphyr,
Das Gold aufstellen, das Krystallgefäß,
In einem Dampf von Wohlgerüchen, der
Die Luft durchwallt, heben die schönsten Weiber
Mit nacktem Busen Krug empor und Becher.
Andre mit Leyertönen, schmachtenden,

Auf Blumenpfühlen, schmeichelten den Sinnen;
Dir Trunkenheit, mit heißen Flügeln, deckte
Den Schwindelnden die dunst'ge Ferne zu,
Und um zu täuschen ihree Herzen Angst,
Sangen im Chor sie diese Lästerungen:

Mit seinem Donner dämpft der Himmel,
Mit seinem Feu'r nicht unsern Muth;
Höher als seines Zornes Wuth
Reicht unser kühnes Lustgetümmel.

Schwingt in der Hand den Becher voll und blank!
Nicht finsterer Prophoten — frohe Gäste
Woll'n wir! nicht mischt zum Wein bei unserm Feste
Des nächsten Tages bittern Trank!

Es bleibt die Seele angezündet
Nur von der Wiege bis zum Grab;
Und wenn die Fackel brannte ab,
Sogar des Rauches Spur verschwindet.

Schwingt in der Hand den Becher voll und blank!
Nicht finsterer Prophoten — frohe Gäste
Woll'n wir! nicht mischt zum Wein bei unserm Feste
Des nächsten Tages bittern Trank!

Der Geist, erfüllt von dem Genügen
Der heitern Sinne, mit Verdruß,
Um zu erschrecken den Genuß,
Machte des Grabes Stimme trügen.

Schwingt in der Hand den Becher voll und blank!
Nicht finstere Prophoten — frohe Gäste
Woll'n wir! nicht mischt zum Wein bei unserm Feste
Des nächsten Tages bittern Trank!

Denkt euch den Tod nicht groß und hager!
Er ist ein Buhle, der gar fein
Zu nie gestörter Schwelgerei
Uns hinzieht auf sein weiches Lager.

Schwingt in der Hand den Becher voll und blank!
Nicht finsterer Propheten — frohe Gäste
Woll'n wir! nicht mischt zum Wein bei unserm Feste
Des nächsten Tages bittern Trank!

Die alte Sonne, die das gleiche
Licht immer auf uns niedergoß,
Anekelnd endlich uns verdroß;
Ruh' tödtet auch, wir Wetterstreiche.

Schwingt in der Hand den Becher voll und blank!
Nicht finstere Propheten — frohe Gäste
Woll'n wir; nicht mischt zum Wein bei unserm Feste
Des nächsten Tages bittern Trank!

Und ob die Welt in Trümmer krache,
So lassen wir den Zaum der Lust;
Schwelgend des Todes unbewußt
Täusche das Fleisch des Himmels Rache!

Schwingt in der Hand den Becher voll und blank!
Nicht finsterer Propheten — frohe Gäste
Woll'n wir; nicht mischt zum Wein bei unsrem Feste
Des nächsten Tages bittern Trank!

Jetzt geht der Dichter auf ein ganz verschiednes Thema, auf die Schilderung reiner, heiliger Liebe, über:

Müd ist von Todesworten meine Lippe;
Komm du, o Geist jetzt, unaussprechlicher
Der reinen Liebe ohne Reu' und Schuld,
Wenn anders aus dem schönen Himmelblau,
Wo sich versucht ihr Flügelpaar, die Taube
Auf des Fischadlers Ruf herab sich senkt!
Du, der du in des guten Jünglings Herzen
In träumrisch Glück wandelst den Knabenfrohsinn;
Der über der entschlafnen Jungfrau Sehnen,
Ihr selbst verborgen, milden Einfluß übst,
Und ihr am Tage des schamhaften Strahlen
Zeigst ihrer Träume räthselhaften Strahlen
Und, wenn sie mit dem Morgenroth erwacht,
Nach lang sie hinterm Vorhang träumen läßt:
O meines Frühlings Engel, eil' dich! komm!
Du bist mir, ach! nur durch Erinnrung nah.
Das Bild schuldloser Liebe will ich malen;
Leih meinem rauhen Vers du süße Sprache,
Wenn anders nicht dein holdes, stummes Schmachten
Beredter ist, das Herz zu unterjochen,
Wenn du nicht glaubst, daß deine Lauterkeit
Das Wort befleckt, daß sie der Blick entweiht!

(Schluß folgt.)

Bei H. L. Brönner in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Shakspeare, W., select plays. Adapted for the use of Youth. 15½ Bog. 12. Velinpap. in Umschlag geh. 1 fl. 48 kr.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortliche Redactrur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 57 u. 58.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

14 Mai 1840.

Scene aus Puschkins Boris.

Vielleicht eine der lebensvollsten Scenen aus Puschkin's Trauerspiele (oder wenn man dieß lieber will: Zusammenstellung historisch-dramatischer Scenen zu einem Trauerspiele) „Boris Godunoff," das wohl den Versuch seiner Einführung auf die deutsche Bühne lohnen würde, zumal dessen Sujet uns nichts weniger als fremd ist: wir finden im Eingange des Gedichts dessen Titelhelden, den allgewaltigen Vormund und Schwager des schwachsinnigen Feodor I, des letzten Zweiges der Rurik's, nach der Ermordung des jungen Thronerben Demetrius (im Jahre 1591) von allen Seiten bestürmt, den erledigten Zarenthron einzunehmen, den er dann von 1598 bis 1606 behauptete. Sein kluges Anschließen an die Nachbarmächte — den Sultan Muhamed III ausgenommen, dessen Geschenk er durch einen Beutel voll Schweinskoth erwiedert haben soll — und seine sehr große Freigebigkeit gegen seine russischen Unterthanen konnten aber, trotz ihrem Gegensatze zu dem noch keineswegs verschmerzten Verfahren Johann's IV, oder des Grausamen — den Prinzenmord nicht in Vergessenheit bringen: das Andenken hieran zeigte sich immer wiederkehrend, indem es mehr als einen angeblichen Demetrius, bald mehr, bald minder begünstigte. So zeigt auch das vorliegende Werk Puschkin's einen jungen feurigen Mönch, Gregor Otrepieff, der aus seinem Kloster entweicht und, besonders durch Polen unterstützt, den Boris so weit bringt, daß er aus Verzweiflung Gift nimmt (1606). Des so für ihn erledigten Thrones, auf dem wir diesen falschen Demetrius am Ende des Stückes sehn, erfreute sich derselbe indeß nur, um schon nach ganz kurzer Zeit auch seinerseits von ihm herabgestürzt zu werden und ihn (nach eben so ephemerer Regierung des Fürsten Schuiskj) im Jahre 1613 endlich dem ersten Romanow zu hinterlassen. Meisterhaft erscheinen hier besonders die hochwürdig gehaltene, bedeutungsschwere Nachtscene zwischen dem Pater Pimen und Gregor, welche den letzteren zur kühnen Usurpation spornt; tiefsinnig und gefühlvoll die zwischen dem Zar und seinen Kindern; unvergleichlich herrlich die zwischen dem liebeglühenden Schwärmer und der heißgeliebten Polenfürstin, die selbst im nächtlichen Stelldichein, als ächte Polin, nur die geborene Fürstin zeigt — und ergreifend zur höchsten Begeisterung: die Rückkehr des von Vaterlandsliebe hochentflammten jungen Fürsten Kurbskj an der Seite des (vorgeblichen) Sohnes des Verbanners seines Vaters.

Eine Schenke an der litthauischen Gränze.

Miffail und Warlaam, Landstreicher in Mönchskutten; Gregor Otrepjeff, als Bauer; die Wirthin.

Wirthin. Womit kann ich euch bewirthen, ehrwürdige Brüder?

Warlaam. Was Gott beschert, gute Wirthin. Hast du keinen Wein da?

Wirthin. Was sollt' ich nicht, Väterchen! Ich bringe gleich. (Ab.)

Miffail. Wie bist du so betrübt, Cam'rad? Hier ist ja nun die litthauische Gränze, bis zu der du dich durchdrücken wolltest.

Gregor. So lang' ich noch nicht in Litthauen bin, werd' ich auch nicht ruhig seyn.

Warlaam. Warum aber in aller Welt sehnst du dich so nach Litthauen? da sieh einmal uns an: der Vater Miffail und ich Sündiger, sobald wir nur nicht mehr im Kloster sind, kümmert's uns nicht, ob's Litthauen oder Rußland, ob's eine Fiedel oder eine Gussel...*) Uns alles einerlei, wenn's nur Wein gibt... Oh, da kommt welcher!

Miffail. Zierlich gesprochen, Vater Warlaam!

Wirthin (eintretend). Hier, Väterchen. Nun trinkt, und wohl bekomm's euch!

*) Ein klavierartiges Instrument, dessen Saiten, wie die der Harfe mit den Fingern gegriffen werden

Missail. Gott gesegne dir's, Freundliche; Gott segne dich dafür! (singend.)

„Wie's in der Stadt war zu Kasan..."

(Zu Gregor.) Warum du nun aber nicht einmal mit einstimmst und nicht einmal Einen mitnimmst!

Gregor. Ich mag nicht.

Missail. „Dem Freien was er will..."

Warlaam. „Und dem Seligen das Paradies!" Vater Missail, leeren wir das Krügelchen aufs Wohl der schönen Krügerin... Doch, Vater Missail, wenn ich einmal trinke, so habe ich die Nüchternen nicht gerne. Ein ander' Ding ist ein Erzzecher und ein anderes ein Großsprecher (zu Gregor.) Willst du leben wie wir, so sey willkommen! — Nein? So pack' ein, zieh' heim! der hanswurstige Popanz ist keine Gesellschaft für den durstigen Popen.

Gregor. Trink tüchtig, aber halt' an dich, Vater Warlaam! — Siehst du, ich verstehe zuweilen auch ganz zierlich zu sprechen.

Warlaam. Was soll ich denn an mich halten?

Missail. Lass' ihn nur, Vater Warlaam.

Warlaam. Ja, warum ist er auch ein so gewissenhafter Faster? Er hat sich uns ja selbst zum Cam'raden aufgehängt, und nun will er gar den Stolzen spielen! (trinkt und singt.)

„Ein junger Mönch die Kutte nahm..."

Gregor (zur Wirthin). Wohin führt der Weg da?

Wirthin. Nach Litthauen, mein Gönner, zu den Lujeff'schen Bergen.

Gregor. Und ists noch weit bis zu den Bergen?

Wirthin. Nein, nicht mehr weit; bis zum Abende kann man schon hinkommen, wenn nur nicht die Schlagbäume des Zar und die Wachposten wären....

Gregor. Wie, Schlagbaume! Was bedeutet denn das?

Wirthin. J, da ist irgend Einer aus Moskau davon gelaufen, und nun ist befohlen, All und Jeden anzuhalten und ganz genau in Augenschein zu nehmen.

Gregor (für sich). Da haben wir's Elend zum St. Georgs-Tage.*) (Laut). Wen suchen sie denn aber, wer ist aus Moskau weggelaufen?

Wirthin. Ja, Gott mag ihn kennen! Irgend ein Gaudieb ganz gewiß, oder ein Straßenräuber. Nun ist aber auch für rechtschaffene Leute hier kein Durchkommen mehr. Und was wird draus werden? Gar nichts, nicht den kahlen Teufel erwischen sie! Als ob's nach Litthauen keine anderen Wege hätte, als den mit den Meilensteinen! Da seht nur einmal selber. Von hier aus z. B. wendet man sich links, geht dann durch den Wald in den Birken und Fichten auf dem kleinen Stege bis zum Capellchen am tschekanskischen Bache und dort geradenwegs durch einen Morast nach Chlopino und von da nach Sacharjewo, von dort aber führt euch ja jedes Kind bis in die Lujeffschen Berge. Von den Wachposten hat man nur das, daß sie den Wanderern übel zusetzen und uns arme Leute brandschatzen. (Man hört Geräusch). Na, was ist denn da noch?... Ach, da sind die Verwünschten! Sie machen die Runde.

Gregor. Frau Wirthin, gibt's nicht hier in der Gaststube noch ein Winkelchen?

Wirthin. Nein, Landsmann. Ich versteckte mich am liebsten selber; denn die machen doch nur zum Schein die Runde. Man soll ihnen nur immer Brod und Wein und Gott weiß, was sonst noch Alles geben — daß doch die Bande in ihren Sünden umkäme! daß sie... (die Wache tritt ein.)

(Schluß folgt.)

*) An einem St. George-Tage (im 15ten Jahrhundert) ließ der Knäs von Galizien die ganze zahlreiche Besatzung von Kieff mit dessen Knäs über die Klinge springen.

Amerikanische Anthologie.

(Fortsetzung.)

In dem noch so jungen Lande, wo die Sicherung der materiellen Bedingungen der Existenz noch so viele Mühe und Arbeit in Anspruch nimmt, wo politische Bestrebungen viele Kräfte beschäftigen, scheint die idealere Leidenschaft der Liebe noch keinen recht günstigen Boden finden zu können; vielleicht erfordert sie schon eine raffinirtere Civilisation, ein bunteres und reicheres Leben; wenigstens finden wir in dem vorliegenden Bändchen nur sehr wenige Gedichte, welche sich auf das große Thema der Poeten beziehen — vielleicht aber trägt die Schuld davon die Auswahl und der Geschmack des Herausgebers. An Beweisen, daß es den amerikanischen Dichtern nicht an warmem Gefühl für Familienbande, Verwandtschaft, Freundschaft fehle, mangelt es in dem Bändchen nicht; auf den Tod eines Kindes finden wir zwei Gedichte; wir wollen aber statt dieser traurigen Ergießungen lieber ein Epithalamium übersetzen, aus welchem, wenn darin der Wahrheit die Ehre gegeben ist, erhellt, daß auch amerikanische Ehen nach der Stimme des Herzens und nicht nach kaufmännischer Berechnung geschlossen werden.

Epithalamium.

Von J. G. C. Brainard.

Zwei Wölkchen sah ich Morgens,
Drauf hell die Sonne scheint,
Sie schwammen hin in Tagesglühn
Und haben sich vereint;
Selig die Morgenwolk' ich pries,
Die westwärts schwebte sanft und süß.

Zwei Sommerbäche sah ich
Sanft in einander fließend,
In Doppelkraft der Bruderschaft
Friedlich einander grüßend;
Still war durch grüne Trift ihr Lauf,
Die Wellen spielten munter drauf.

So mög' auch euer Lauf seyn
Bis euer Puls still steht,
Wie Sommerglanz, wie Baches Tanz,
Harmlos, bis ein er geht
Zum stillen Meer, vom Sturm verschont,
Zum einem Blau, wo Friede wohnt.

In den häuslichen Kreis tritt immer auch früher oder später der Tod und fordert seine Opfer und auch in der neuen Welt ruft er nicht bloß diejenigen ab, welche die Aufgabe des Lebens erfüllt haben, sondern ebenso die jugendlichen Blüthen. Dieß ist ausgesprochen in dem Gedicht:

Der Tod der Blumen.

Von W. C. Bryant.

Die Tage, die trübseligsten im Jahr, gekommen sind,
Wo nackt der Wald, die Triften braun und gelb, wo heult der Wind;
Es häuften sich im Gartengang die todten Blätter an,
Sie rascheln bei des Windes Hauch, bei des Kaninchens Nahn,
Rothkehlchen ist, Zaunkönig fort, die Elster von dem Hag,
Von Waldeshöhn die Krähe schreit den ganzen trüben Tag.

Wo sind die Blumen schön und jung, die jüngst geblüht empor
In goldnem Licht, in milder Luft, ein holder Schwesterchor?
Ach! alle sanken in ihr Grab von ihrem grünen Strauch —
In tiefen Betten ruhen sie — und unser holdste auch!
Der Regen fällt da wo sie ruhn; doch im November ruft
Der schaurige die süßen nicht zurück aus trauriger Gruft.

Die Winde und das Veilchen, ach! die sind schon lang dahin;
Die Orchis starb, die wilde Ros' unter des Sommers Glühn;
Doch die Goldruthe auf dem Berg, im Wald die Aster stand,
Und in des Herbstes Schönheit noch Sonnblum' an Baches Rand,
Bis von dem Himmel klar und kalt der Frost, der Pest gleich, fiel,
Und auf den Höhn, in Thal und Schlucht zerstört' ihr Farbenspiel.

Kommt dann der milde, laue Tag, der niemals doch bleibt aus,
Der Bien' und Elchhorn lockt hervor aus ihrem Winterhaus,
Wo man die Bäche fallen hört, ob still die Bäum' auch stehn,
Und blinkend in dem dampfenden Licht die Bäche wieder gehn:
Der Südwind sucht die Blumen dann die ihn mit Duft erquickt,
Und seufzt, weil er im Wald nicht mehr, am Bach sie nicht erblickt.

Dann denk' ich Einer, die ich sah in junger Schönheit Zier,
Der zarten Blume, die aufwuchs und welkte neben mir;
In die kalte Erde wir legten sie, als ab das Waldlaub fiel,
Und wünten, daß so holdem Geschöpf so kurz des Daseyns Ziel!
Und doch war's wie ein halber Trost, daß ein Wesen so zart und schön,
Wie unser Kind, zum Todesschlaf sollt' mit den Blumen gehn!

(Schluß folgt.)

Die Marquisin L——d und Lady Jane Urquhart.

(Fortsetzung.)

Es herrschte ein stillschweigendes Einverständniß zwischen Lady Jane Urquhart und mir, nachdem sie sich in dem Schlafzimmer der Marquisin eingerichtet hatte, und sich des türkischen Sopha's als ihrer Ruhestätte bediente. Sie war nebst Mrs. Cottrell und mir bei der Marquisin, als, etwa um zwei Uhr Morgens, der Arzt ankündigte, daß nunmehr der Marquis mit einem Erben gesegnet sey, daß die Marquisin ihn mit einem Sohn beschenkt habe! Lady Jane Urquhart sah, wie mich dünkte, unangenehm überrascht aus; gewiß war sie aufgeregt, mehr als ich je gesehen habe; ihre Lippen wurden blaß vor innerer Bewegung, und das ganze Gesicht verzog sich krampfhaft. Ich glaubte sie würde sterben, und der Arzt glaubte es auch. So übel auf war die arme junge Dame, daß man an die Marquisin, die sich äußerst gut befand, nur wenig dachte; ein paar Tage lang war nichts als Verwirrung und Bestürzung in dem Gemach; da begann mit schwacher Stimme Lady Jane zu ihrer theilnehmenden Freundin so zu sprechen: „Theuerste Georgiana, laß mich mit ihm sprechen, eh' ich sterbe!" —

„Lauf schnell, Cottrell, und bitte den Marquis zu mir zu kommen," sagte Lady L——d, die Hände faltend. „Geliebte Jane! meine theure, theure Freundin! sage doch nicht du müssest sterben! denke an unsern Vertrag! denke an seine bittre Täuschung, und versuche zu leben!"

In diesem Augenblick wollte der Marquis ins Zimmer treten, aber der Arzt flüsterte ihm unter der Thüre etwas ins Ohr, worauf er sich zurückzog; nach wenigen Minuten verkündigte er, daß Lady Jane Urquhart die Mutter eines Mädchens sey; aber gleich darauf befahl er der Mrs. Cottrell den Marquis zu benachrichtigen, daß seine Gemahlin ihm Zwillinge geboren, daß seinem hohen Hause auch eine Tochter geschenkt sey; dann eilte er zu der Marquisin und flüsterte ihr zu, so daß Lady Jane und ich es hörten: „Es ist ein Knabe, Madame; seyen Sie ruhig, es geht Alles nach Ihren Wünschen!"

Ein Krampfanfall, der sie beinahe ohnmächtig gemacht hätte, trat unmittelbar, nachdem Lady Jane diese Bemerkung gehört hatte, ein; nach diesem wurde sie ruhiger und gefaßter, richtete aber noch eine Frage an ihre Freundin, deren Antwort ihr sehr tröstlich und angenehm schien.

„Gilt unser Vertrag noch als heilig?", lautete die Frage. „Ja, selbst nach dem Tode noch!" war die Antwort. Jetzt war ich im Besitz des ganzen Räthsels.

In keinem von beiden Fällen hatte der Arzt die Wahrheit gesprochen; das Kind, welches Lady Jane Urquhart so eben geboren, war ein Knabe; das achtundvierzig Stunden früher von der Marquisin geborne war ein Mädchen!

„Sir!" sagte ich zu dem Arzt im Vorzimmer ein paar Stunden nach der Geburt des schwachen kleinen Mädchens der Marquisin, „ich wäre begierig zu erfahren, was Sie vermögen konnte, die Hand zu einem solchen Betruge zu bieten? Glauben sie ja nicht, daß ich daran Antheil nehmen werde!"

„Das arme kleine Geschöpf!“ sagte der heilkundige Gentleman, sich über das Kind hinbeugend, „es hat nur wenige Tage zu leben. Ich bin ganz erstaunt, daß die Marquisin, bei dem Zustand ihrer Gesundheit, ein lebendes Kind gebären konnte!“

„Warum, Sir, gaben Sie denn dieß Kind für einen Knaben aus?“ sagte ich in eben nicht sehr sanftem Ton.

„Aus demselben Grund, meine liebe Mrs. Griffiths,“ antwortete er, höchst gutmüthig lächelnd über meine hastige Frage, „aus demselben Grund, der auch Sie bewog, meiner Angabe nicht zu widersprechen — das heißt, bis jetzt, was auch immer Ihre Absichten für die Zukunft seyn mögen.“

„Gewiß, ich habe im Sinn, den Marquis zu benachrichtigen, daß Sie ihn getäuscht haben,“ versetzte ich, „und hätte es auch im Augenblick gethan, wenn nicht der beunruhigende Gesundheitszustand der unglücklichen Lady Jane wäre.“

„Ihr Leben hängt an einer Faser, dünn wie der Faden eines Spinngewebes,“ sagte der Arzt mit Bedeutung; „Sie thäten am besten, sich nicht in den Handel zu mischen; er ist schon verwickelt genug, bei meiner Seele.“

„Ihnen ist er klar genug,“ murmelte ich, als er das Zimmer verließ; „Sie werden einen schönen Lohn, als Bestechung, für Ihre Bemühungen bekommen, und das ist Alles, wornach Sie fragen.“ Aber ich that ihm Unrecht; nicht das Interesse allein leitete ihn; er wußte mehr als ich; und er ließ sich vom Mitleid in seinen Grundsätzen wankend machen. Habe ich nicht sein Beispiel befolgt?

Das Töchterchen der Marquisin fand offenbar keinen Geschmack am Leben; die Luft der Erde behagte ihr nicht; mit Mühe ließ sie sich hinhalten, daß sie sie drei oder vier unserer menschlichen Tage lang athmete — sie sehnte sich nach einer weitern Sphäre, nach der Ewigkeit, und eilte ihr entgegen, wie ein Vogel zu seinem Nest. Als man dieß der Marquisin meldete, war ihre einzige Antwort: „dem Himmel sey Dank, daß es nicht der Knabe ist!“

Diese Rede bestimmte mich in meiner Handlungsweise, denn ich sah jetzt klar ein, daß es die Absicht der beiden Frauen, unter der Beihülfe des Arztes, war, das Kind der Lady Jane dem Marquis und der Welt als das seinige unterzuschieben; so ersah ich mir denn meine Gelegenheit, wenn ich wußte, daß er in der Bibliothek war, wo er oft seinen Wein trank, und ging dahin, unter dem Vorwande, das alte Manuscript, das ich von einem der höchsten Bücherbretter genommen, wieder an seinen Ort zu stellen.

„Bitte, kommen Sie herein, Mrs. Griffiths,“ sagte der Marquis mit einem sehr höflich zuvorkommendem Wesen und in einem unbestimmten Ton, den alle Leute haben, wenn sie Gunst, Achtung oder Neigung für sich gewinnen möchten, und den ich mir angewöhnt habe, den Krokodils-Ton zu nennen; „bitte, kommen Sie herein; ich wollte so eben meinen Diener an Sie schicken, mit der Bitte, mir einige Minuten hier zu schenken, das heißt, wenn Sie Zeit hätten, denn Sie haben, glaub' ich, mehr Geschäfte hier gefunden, als Sie wohl vermutheten?“

Ich habe immer als das Klügste bewährt gefunden, wenn ich wußte, daß irgend ein geheimer Plan im Werke sey, wie im jetzigen Fall, um einen Zweck zu erreichen, die Außenposten recht gut und sorgfältig zu bewachen, dem Feind keinen Vortheil durch ermuthigende oder zustimmende Worte oder Gebärden einzuräumen; und so verbeugte ich mich denn bei seiner letzten Bemerkung nur ziemlich kalt und zurückhaltend und sagte dann: „Auch ich hätte den Wunsch, mit Sr. Lordschaft zu sprechen.“

„Dann setzen Sie sich doch,“ sagte der Marquis, mir einen Sitz bietend, „und thun Sie mir den Gefallen, und trinken die Gesundheit der Marquisin und — des noch am Leben befindlichen Kindes in diesem Glas Burgunder; — und damit schenkte er mir ein Glas ein aus einer beinahe leeren Flasche; ich bemerkte auch, daß er schon mehr Wein getrunken hatte, als ihm dienlich war. Ich lehnte den Burgunder ab, nahm aber den Stuhl an, den er mir anbot, und dann saßen wir einander gegenüber, der große Diplomat und die Wochenwärterin, beide entschlossen, ihre Rolle mit Tact und Geschick zu spielen. Aber ich hatte einen Vortheil über den Politiker und Taktiker, den er nicht zu kennen schien; ich hatte nicht ein Paar Flaschen edeln Burgunder getrunken, und daher war mein Kopf kälter als der seinige.

„Wie sonderbar!“ sagte der edle Lord, indem er mir das Pergamentmanuscript aus der Hand nahm, in der ich es noch hatte, „daß Sie hier gerade das Buch bringen, das ich den ganzen Morgen, unter Beihülfe von Jenkinson, gesucht habe. Ich muß sagen, das ist eine der seltsamsten Fügungen, die ich mir denken kann.“

„Gut operirt, Diplomat!“ dachte ich, „daß du so von ferne heranrückst; aber ich werde jede Bewegung genau beobachten.“ Dann mit einer Würde in meinem Benehmen, die jeden hätte in Stein verwandeln müssen, entschuldigte ich mich, daß ich das Buch in Händen gehabt, während Se. Lordschaft desselben benöthigt gewesen, und wollte eben sagen, seine Gemahlin habe mir unbeschränkte Erlaubniß gegeben, nach Willkür in seinen Büchern zu stöbern, als er mir mit der Bemerkung ins Wort fiel: „die ganze Sache hat ganz den Anschein, als ginge es mit Zauberei zu, Mrs. Griffiths; ich hatte das Buch nur gesucht, um es Ihnen zu zeigen!“

„Das ist eine schlechte Feldherrnkunst,“ dachte ich; „wenn Sie Ihre Karten nicht besser ausspielten an dem Hofe von — —, so wundere ich mich, daß Sie mit solchem Glanz davon gekommen sind, und mit dem magischen Schwan noch obenein; ich vermuthe dieß plumpe Manöuvre, das ein Kind vereiteln könnte, aber von welchem Notiz zu nehmen ich verschmähe, ist eine Folge des Burgunders.“ Ich bemerkte nur, daß ich nicht lange könne entbehrt werden, um die Ehre zu haben, mit Sr. Lordschaft mich zu besprechen.

„Sie meinen, es sey mir nicht Ernst,“ sagte der edle Hausherr; „ich will Sie aber bald davon überzeugen; sehen Sie — dieß Buch ward vor mehr als zweihundert Jahren geschrieben von einem römisch-katholischen Priester, dem Beichtvater in der Familie Eines meiner Ahnen — er war ein Mann von tiefen

Bestrebungen, studirte die Planeten und ihre Influenzen; er hat einige Werke hinterlassen, welche von großem Forschergeist und vieler Originalität zeugen; von diesem Band aber, den ich in meiner Hand habe, glaubte mein Vater immer, er trage ein prophetisches Gepräge an sich, und jetzt bin ich hievon ganz überzeugt."

„Ich will nicht hier sitzen, um mich für Narren halten zu lassen!" rief ich im Geist aus; und ich zweifle nicht, mein Gesicht verrieth meine Gedanken, denn der Marquis lächelte, als wollte er sagen: „Mit welch einem unpraktikabeln Weib habe ich es doch hier zu thun!" — „Haben Sie das ganze Manuscript gelesen?" fragte er, indem er das letzte Glas Burgunder, das noch in der Flasche war, hinunterstürzte. „Nein, ich sehe, Sie haben es nicht gethan, sonst wären Ihnen alle Geheimnisse, von welchen Sie in diesem Hause Zeuge waren, aufgeklärt worden."

„Ein klarer Verstand, mein Lord," sagte ich, so trocken wie ein Salamander, „kann sie alle begreifen, ohne daß er zu ihrer Erklärung das Geschreibe eines verstorbenen Mönchs nöthig hat. Ich wollte Euer Lordschaft in Kenntniß setzen —"

„Von etwas, das ich wohl schon besser weiß, als Sie, aber wofür ich Sie nur loben kann, daß Sie es mir entdecken wollten. Ihre Absicht war sehr redlich, und die meinige ist es auch, wenigstens jetzt. Lassen Sie mich das mit dem ausmachen, der die ganze Verwicklung meiner dermaligen Lage kennt, meine verwickelte Lage, sofern meine Grundsätze dabei betheiligt sind; aber doch," und er lächelte gutmüthig launig, „muß ich Ihrer Geduld die starke Zumuthung machen, daß Sie sich bemühen möchten, diese seltsamen Verse in dem Buch des alten Mönchs zu lesen," und er blätterte und las mir folgende Zeilen, welche mit blaßrother Dinte unterstrichen waren; und auf dem Rand gegenüber war eine auf sie deutende Hand gezeichnet von gleicher Farbe:

„Nicht fehlt es! es ward in den Sternen gelesen:
Sohns und Töchterleins sollen zwei Frauen genesen!
Einen Vater, zwei Mütter sollen sie haben;
Des Ehebunds Kind wird bald werden begraben!
Und der Sohn der Geliebten nimmt ein sein Recht,
Herrscht als Lord auf dem Erbe von altem Geschlecht."

„Da!" rief der Marquis, mir das Buch zurückgebend, „sehen Sie, die Sache ist vom Schicksal bestimmt!"

„Und so bekennen also Sie, mein Lord, sich als Vater von der Lady Jane Kind?" fragte ich mit ungeheucheltem Staunen.

Eine brennende Schamröthe und der Ausdruck heftigster Verwirrung überflog, als ich so sprach, das Antlitz des edeln Hausherrn. „Ist es möglich," sagte er endlich in stammelndem Tone, daß Ihnen dieser Umstand unbekannt geblieben wäre! Ich hatte geglaubt, die Marquisin, oder meine arme Cousine hätte Sie mit unsrer ganzen sonderbaren Geschichte bekannt gemacht. Der Ruf (das Wort wollte ihm nicht über den Mund), die Gefühle von uns Allen erheischen es, daß Sie eine Erzählung anhören, welche in mildberndem Licht wird erscheinen lassen, was auf den ersten Anblick so gar ungewöhnlich, so gar unmoralisch sich darstellen muß."

„Ich habe kein Recht, mein Lord," bemerkte ich, und zwar, wie ich nicht zweifle, sehr kalt, „Aufklärungen zu erwarten in Betreff eines Vorfalls, der mich allerdings, wie ich gestehe, sehr überraschte; zumal bei der innigen Freundschaft zwischen den beiden Damen. Es scheint so ganz gegen alles Naturgemäße, so ganz eigenthümlich, daß ich ganz verblüfft bin; aber in der That, mein Lord, man wird meiner benöthigt seyn," und ich stand wieder auf; aber der Marquis, der in seinem Wesen große Aufregung verrieth, gab es nicht zu.

„Sie dürfen nicht gehen, bevor Sie nicht eine theilweise Milderung meines Benehmens angehört und die arme Jane Urquhart bemitleiden gelernt haben."

„Ich bemitleide sie schon jetzt," sagte ich unwillkürlich, während mir eine Thräne ins Auge trat; „so jung, so liebenswürdig! so voll Zartlichkeit und Gefühl! so zu Grunde gerichtet werden, und von dem — verzeihen Sie mir, mein Lord, — der sie hätte beschützen sollen — von ihrem nahen Verwandten!"

Ich sprach mit dem Ernst einer römischen Matrone, und staunte über meine eigne Keckheit, noch mehr aber über die Wirkung, welche sie bei dem Marquis hervorbrachte; er wurde weiß wie Asche und sah aus, als wollte er ersticken; endlich, nach einem heftigen innern Kampf, erleichterte er sich durch einen heftigen, aber wohlthätigen Strom von Thränen.

Wenn Frauen weinen, so rieselt das zarte Naß so sanft herunter, daß es ist wie ein Regenschauer im Sommer, und oft folgt auch eben so schnell wieder heller Sonnenschein darauf; anders ist es bei den Männern; da ist es wie ein gewaltiger Sturmregen, wie ein Simum, und macht Einem ganz bange durch den Ungestüm.

„Beruhigen Sie sich, mein Lord," rief ich, sehr bewegt, und das Verbrechen vergessend über dem Anblick seiner Strafe. „Beruhigen Sie sich, mein Lord," wiederholte ich in noch weicherem Ton, „und möge Gott Ihnen allen verzeihen!"

Damit nahm ich dem Marquis das Battisthalstuch ab, da er zu ersticken drohte; er aber schenkte sich aus einem gläsernen Krug, der neben ihm stand, ein volles Glas gebranntes Wasser ein und leerte es bis auf den Grund; „jetzt ist mir besser," sagte er, und faßte meine Hand; „aber ich bin kein so arger Bösewicht, als Sie mich wohl dafür halten, — hören Sie mich nur geduldig an und beurtheilen Sie mich billig."

Ich konnte nicht anders, ich mußte meinen Sitz wieder einnehmen; aber ich faßte innerlich den Entschluß, nachdem ich auf meine Uhr gesehen, er sollte mich unter keinem Vorwand länger als fünf Minuten aufhalten, obgleich ich wußte, daß der Marquisin Lieblingskammerfrau, Mrs. Cottrell, in ihrem Zimmer war, und während meiner Abwesenheit meine Stelle wohl ausfüllen konnte.

„Lady Jane Urquhart ist, wie Sie wissen, meine nahe Verwandte," begann der Marquis L——d; „wir waren von unsrer Kindheit an verlobt, und sie liebte mich, wie wenige

Frauen zu lieben fähig sind; ich glaubte sie auch zu lieben und liebte sie auch, aber doch nicht so, wie sie mich liebte. Wir waren im Begriff uns zu heirathen; die Hochzeitkleider waren bereit, die Brautjungfern erkoren. Eine von diesen, die Busenfreundin der Lady Jane Urquhart, hatte ich zufällig noch nie gesehen; hätte ich sie doch in meinem Leben nicht gesehen, dann wäre all dieß Elend, all diese Schande uns erspart geblieben. Aber ich sah sie, und in einem Augenblick, als ob der Prometheische Funke jetzt zum erstenmal mein Wesen durchzuckte, erfuhr ich, was die Dichter mit dem Wort Liebe meinen:

„Allbeherrschend, allbegeistrend!
Jegliche Empfindung meisternd!
Riesenstark, wie Wahnsinn wild,
Bald empört, bald harmlos mild,
Jetzt ein Engel — jetzt ein Teufel!
Gut oder bös? — das bleibt im Zweifel!"

(Schluß folgt.)

Der jüngste Tag.

(Schluß.)

Der Dichter steht auf einem reizenden Abhang, unter Palmbäumen, eine Gruppe aus drei Personen bestehend, welche den Untergang der Welt ahnen, ihm aber mit ruhiger Miene entgegensehen, und deren Gespräch er belauscht:

Der Greis.

Preist, meine Kinder, Gott, daß er euch abruft,
Eh' eurer Liebe Traum ist ausgeträumt,
Eh sie sich ihrer Schwüre selbst entbunden,
Weil Falten sie erblickt und graues Haar!
Beglückt wer, wie ihr, scheidet von der Erde,
Eh' er erforscht ihr nächtliches Geheimniß
Und eine Seele, noch von Täuschungen
Erfüllt, hinaufbringt in die heil'gen Orte.
Denn ach! des Kelches Boden birgt nur Hefen;
Der Mensch, am Ende seiner Bahn ist schlechter;
Oft bringt die Reu, mit ihrer Qualen Völle,
Dem Himmel nichts als was verwarf die Hölle!

Der Jüngling.

Im Namen des Allmächt'gen sprichst du, Vater,
Und unsre Liebe sollst stumm sich beugen.
Doch, wenn mein Herz sich offenbaren darf,
Der Himmel den du unsrer Sehnsucht weisest,
Zeigt mir kein Glück, so viel mein Geist begreift,
Größer als das hier meine Seele füllte;
Sie fragt sich selbst vergebens, wie in Zukunft
Verlöschen könnte, wovon jetzt sie strahlt?
Oh! ungemischt war, ohne Buehl, mein Lieben;
Was ließ mich fürchten eines Engels Wort?
Der Himmel hätt' den süßen Bund beschirmt;
Ich habe nie etwas wie Reu' empfunden;
Und wenn ich glauben darf der innern Stimme:
Sie liebend fühlt' ich, daß ich besser ward.
Nie, nie trat mir ins Angesicht die Röthe
Beim reinen Lustgenuß den sie mir bot.
So ruht die Schwester sich des Bruders Rosen,
Den Sonnenstrahlen der Krystall sich hin.
Oh! muß ich segnen ihres Scheidens Stunde:
Warum dann gab sie Gott hienieden mir?
Wenn dieß das Glück nicht, o mein Vater, war:
Wo soll ich hoffen dann die Seligkeit?
Find' ich im Himmel das Entzücken wieder,
Das unaussprechliche, des Lebens Quell,
Wir wenn ihr süßes Bild den Sinn mir einnahm,
Wenn sich mein Herz in ihrem Anschau'n wiegte,
Und wenn ich sie von Ferne sah erscheinen,
Mein halbes Ich, mit wie sich zu vereinen?

Die Jungfrau.

O sprich, wenn Alles denn vergeht, o Vater,
Wird unsre Liebe leben überm Grab?
Wenn sich ihr keusches Band, den Tod besiegend
Von neuem stärker knüpft an andern Orten,
So macht die Scheidestunde mir nicht bang.
Mein Himmel wird stets sein wo er mir naht;
Selbst diese Welt, ach, die vom Fluch entstellte,
War mir, mit ihm, fast ein ätherisch Reich.
Was die Natur verlor bei ihrem Schöpfbrauch
An Wonnen, brachte mir sein Angesicht.
Fern von ihm kraftlos; konnte meine Seele
Athmen und leben nur bei seinem Anblick;
Vermählt mit seinem Schicksal war mein Daseyn,
So wie die Kühle mit den Morgenstunden,
Das Grün dem Thal, der Purpur mit der Rose
Und das Geheimniß mit dem Göttlichen.
Ach, unter allen Segnungen, die mir
Verlieh des Himmels Güte, hab' am tiefsten
Ich dir empfunden, daß er war der Meine.
Stets mischte sich sein Nam' in mein Gebet,
Wenn ich mich niederwarf vor dem Altare..
Gott, deine Güte lehrt' an dich mich glauben;
Mit meinem Glauben wuchs der Liebe Glück;
Ich sprach: der Gott, der mir so gnadenreich,
Der einzig wahre ist's von allen Göttern!
Und glücklich pries ich mich, daß hier dein Dienst
Für immer meiner Ahnen Wahn zerstört;
Und jetzt verläßt mich deine Hand... doch, oh!
Verzeih, mein Gott, verzeihe meiner Schwachheit:
Wenn, voll des Glückes das du mir gegeben,
Nicht höher sich mein Wunsch vermag zu heben!

Der Greis.

So glaubt der Mensch, in seiner Blindheit Stolz,
So lang er nicht gelitten, an kein Leiden;
In dieser traurigen Verbannung lebte

Er unbesorgt, in einer strafbaren
Vergessenheit der Himmelsseligkeiten!
Sich selbst beschränkend seinen Himmelslauf
Nähm' er dieß bleiche Licht schon für den Tag!
Die Creatur allein nähm' ein sein Herz...
Dem Schmerz möcht' einen Lobgesang ich singen,
Mein Gott, weil jede Seele wird so blind,
Wenn nicht getäuschte Träume sie beleidigen,
Wenn sie nicht heimgesucht dein hehrer Arm,
Damit sie sich erinnert ihrer Größe!
Mit Blumenketten angeknüpft hienieden,
Hätt' ich gestört nicht eure süßen Träume,
O meine Kinder, hätt' eu'r Herz den Honig
Des Erdenglücks als einen Vorgeschmack
Empfunden von des Himmels Seligkeit.
Doch da eu'r Sehnen haftet an der Erde
Und rückwärts blickt beim Scheiden euer Auge,
Laßt mich eu'r liebewundes Herz bekehren:
Ihr hättet, was ihr jetzt beweint, verflucht.
Die Sattheit, deren ungesunder Athem
Das Ende alles Menschlichen vergiftet,
Hätt' andre Wünsche in euch wachgerufen,
Und euch den Kelch der Lust entfallen machen;
Ihr hättet euch auf finstrer Bahn gefunden
Dem Wind nachjagend, einen Schatten küssend,
Zwei Nächten gleich, die sich erhellen wollen,
Zwei Leeren, die sich zu erfüllen streben;
Eu'r Herz, vereinzelt in dem eignen Abgrund,
Hätt' eins das andre insgeheim gelästert;
In Bitterkeit hätt' es verwünscht den Tag,
Wo Menschenwort an Lieb' es glauben machte.
Oh! wendet euren Blick zur ew'gen Flamme,
Deren Unendlichkeit entspricht der euren!
Nicht sag' ich euch, was dieses Glück wird seyn;
Aber geschaffen wird es vom Allmächt'gen;
Der Unerschöpfliche gibt ohne Maaß drei;
So fasse wieder Muth der Sehnsucht Durst,
Und tretet, meine Kinder, hin zum Fuß
Seines Altars, die Liebe aufzugeben
Die stirbt, um als unsterblich aufzuleben!

Nach diesen Worten führt der Greis das junge Paar zu einem Ort, wo sonst Götzentempel gestanden, und jetzt, vor dem Altar des allein wahren Gottes eine unzählbare Menschenmasse sich drängte vor dem h. Sacrament des Kelches und ein Priester sie zur Buße und Reinigkeit ermahnte. Alles Volk betete im Staube an, als hätte es der Tod im Gebet ereilt.

Zehnter Gesang. Der Tod des Todes wird geschildert:

Dem Himmel zu sah ein Gespenst ich schreiten,
Dess Scheitle ringsumher den Rasen schwärzten,
Das mit dem Rauschen seines Ganges fallen,
Was noch der Wald von Blättern hatte, machte.
Die Vögel, die sein Hauch in ihrem Flug
Berührte, fielen todt, wie Blei, zu Boden;
Sein geist'ger Schatten, streifend nur die Wellen,
Verwandelte in Leichen deren Volk;
Und eine unermeßlich lange Sense
Sah ich, die vor ihm her von selber mähte;
Und unter ihrem Schnitt sank was da lebte,
Unkraut und Weizen, Böse und Gerechte,
Und Stadt für Stadt, und Reich für Reich warf so
Der grause Schnitter um, wie Stoppelstroh.

Vollbracht ist sein Geschäft, und einen Berg
Erklimmend, spricht er, während seine Augen
Ueber den weiten Horizont hinschweifen:
Ich sehe nichts mehr in dem weiten Umkreis;
Die Sense hat gemäht von Gränz zu Gränze;
Nur ich bin übrig noch in öder Welt.
Erreicht hat meine Macht heut ihren Gipfel...
Doch wie?... ist meine Wuth noch nicht gestillt?
Mein Sieg entsetzt mich, theurer kommt er mich!
Mein Hunger nagt.. und nur mein Fleisch noch hab' ich...
Grausame Wahl, ich mag nicht dich zu denken!
Nur tödtend fristete der Tod sich's Leben;
Und wenn das Leben, das geopferte,
War meine Nahrung, nun so naht, wenn hier
Kein Opfer mehr, die letzte Stunde mir!

Und jetzt vollzieht an sich er seinen Selbstmord;
Wie jenes Thier, das lebt im feuchten Schatten,
Von einem Feuerkreis umringt, sich trifft
Mit eignem Stachel — stirbt am eignen Gift.

Jetzt hört der Dichter, außer seinen eigenen Pulsschlägen, nichts mehr im Himmel und auf Erden. Alles ist Schweigen und Unbeweglichkeit. Da erscheinen sieben Geister mit Posaunen; beim Tone von diesen wurden die Gräber lebendig, und als sie mit lauter Stimme die Todten auferstehen und zum Gericht kommen hießen, strömten alle Söhne Adams herbei. Christus fällt den großen Richterspruch, der alle zum Gericht Geladenen in zwei Theile, die Seligen und die Verdammten, theilt. Die Erde und der Himmel vergehen, und ein riesenhaftes Gespenst, das Nichts, tritt auf, mit den Worten: lang war ich verbannt; jetzt spreche ich mein Recht wieder an:

So nahm das alte Nichts ein wieder seine Macht;
Und herrschte überall Stillschweigen, Leere, Nacht.

Die Vision hat ein Ende; der Dichter erwacht voll Entsetzen, und bittet Gott, noch Gnade und Erbarmen zu haben mit der Menschheit, ihr eine Frist zu gönnen, wie einst der Stadt Ninive. — —

Nachdem wir unsre Leser durch Mittheilung reichlicher Proben aus dem immerhin merkwürdigen Gedicht, welchen freilich in unsrer Nachbildung die rühmenswerthe Schönheit und Anmuth der französischen Verse mangelt, in Stand gesetzt haben,

selbst über den Gehalt dieser Poesie zu urtheilen, fassen wir uns kurz in unsrer Beurtheilung. J. Reboul bewährt auch hier wieder seine Kunst, schöne und kunstreiche Verse zu machen, und wetteifert hierin mit den Gebildetsten seiner Nation; er hat sich aber nun auch in einer größern Composition versucht; wie ist ihm dieß gelungen? Unsers Erachtens nur mittelmäßig. Zu den epischen Gedichten kann man seinen jüngsten Tag kaum zählen, und doch begründet er auch keine neue Gattung. Doch darüber wollen wir nicht mit ihm rechten; dagegen aber finden wir das Motiv einer Vision und die Erklärungen und Erscheinungen der Engel etwas verbraucht, den Zusammenhang des Ganzen ziemlich locker und lose, und doch nicht die überraschende Keckheit des Traumes — zu viel Logik und zu wenig Phantasie in der gesammten Conception. Man kann schwerlich umhin, diese Poesie mit Dante's Gedicht zu vergleichen, und da drängt sich freilich ein ungeheurer, ein beinahe vernichtender Abstand auf. Bei Dante Alles so individuell, so concret, so anschaulich, so historisch, Alles wie in eherne Tafeln gegraben; bei Reboul Alles so allgemein, so abstract, so reflectirend und verschwommen! Dante individualisirt Fegfeuer und Hölle, Reboul macht aus der Erde und ihren Bewohnern ein Abstractum. Doch, wenn Reboul auch diese Vergleichung nicht aushält, bietet er, für sich betrachtet, im Einzelnen nicht wenige Schönheiten dar, und wenn man die ächt poetische Anschauung im Großen bei ihm vermißt, so muß man bei dem schlichten Handwerksmann dafür oft die metaphysische Ausdrucksweise bewundern.

Was die religiösen und politischen Gesinnungen des Dichters betrifft, so wollen wir darüber uns nicht weitläuftig äußern. Daß er Ansichten in seinem Gedicht niederlegt, welche nur von Wenigen getheilt werden mögen, gereicht seiner Redlichkeit und Aufrichtigkeit zur Ehre und würde an sich auch seiner Poesie keinen Eintrag thun. Reboul hält unsre Zeit für die sittlich und religiös verdorbenste und gesunkenste, er glaubt, daß die Welt reif sey zum Gericht; diese Ansicht, dieser Glaube hat sich zu allen Zeiten gefunden, ohne daß man eine progressive Demoralisation der Menschheit anzunehmen berechtigt wäre; und noch mißtrauischer wird man gegen die Wahrheit der Ansichten des frommen Bürgers von Nimes, wenn man erwägt, einen wie großen Einfluß auf sie seine Trauer über den politischen Zustand seines Vaterlands und über die Vertreibung der ältern Bourbons übt. Interessant aber ist es, aus diesem Gedicht, dessen strafender Ton oft an den Barbiers erinnert, zu ersehen, wie ein Mann aus dem Volke die Corruption unter einem großen Theil der Nation, namentlich in der Hauptstadt, betrachtet, und ebenso ist die Differenz bemerkenswerth, welche zwischen Reboul und Lamartine, dem Gönner und Förderer der Poesie des erstern, immer mehr hervortritt; während Lamartine in seinen religiösen Ansichten immer freier und rationalistischer, immer eklektischer wird, tritt uns Reboul selbst als Dichter, als strenger Katholik und mit einer Ausschließlichkeit entgegen, welche in unsern Tagen doppelte Verwunderung erregt.

Italien.

Von Auguste Barbier.

In deinem Todtenschrein, himmlische Julia,
Wo du nur schläfst und doch dich todt glaubt, wer dich sah,
Italien, göttlich Weib! obschon du jetzt so bleich —
Wenn deine Kräfte noch dem alten Muthe gleich,
Wenn die noch edles Blut in deinen Adern rinnt;
Wenn, der dein Leben trinkt, mit Netzen dich umspinnt,
Der Tod, der wie verliebt, dich faßt mit kecker Hand,
Noch nicht für immer dich ans Monument gebannt;
Wenn du noch seinem Wink nicht ganz anheimgegeben,
Dann wirst du sicher einst dein stolzes Haupt erheben,
Und, die so lange blind, die großen, schwarzen Augen,
Sie werden dann das Licht mit gier'gen Zügen saugen;
Dein Körper dann, belebt durch warmen Sonnenschein,
Wird recken sich empor von seinem Leichenstein.
Doch, armes Weib, du kannst allein nicht gehen mehr,
Das falt'ge Todtenhemd behindert dich zu sehr;
Du tappst im Dunkeln um, ob nicht ein Arm zu fassen:
Denn, da dein Fuß erst jetzt das Grabgewölb' verlassen,
Willst du für wen'ge Schritt' nur stützendes Geleit:
Dann traue nicht dem Arm, den dir der Fremde beut.
Denn bist du selbst es nicht, ist Griechenland es nicht,
Ist's endlich nicht ein Volk, das deine Sprache spricht,
Dem deine Sonne lacht und deine Luft, so klar,
So ist's barbarisch oft und jeder Schönheit baar.
Auf deinen Lavagrund wird sich der Fremde wagen,
Nur um dich, schöne Magd, als Preis davonzutragen.
Der feile Fremde wird, vertraust du seinen Händen,
Entehren deine Stirn und deinen Busen schänden.
O ungebor'ne Maid, o wunderschöne Braut
Daß auf das Vaterland dann nur dein Auge schaut;
Such dir den Romeo aus deinen eignen Söhnen,
Edles Italien, Heimath des ewig Schönen.

W. W. Dralle.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 59 u. 60.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

17 Mai 1840.

Auf meinen Sohn Gonzalo,
als er fünf Jahre alt war.

Gedicht von Don Angel de Saavedra Herzog von Rivas.

Wir entlehnen über den Dichter eine Notiz aus F. Wolfs Blumenlese neuerer spanischer Poesieu, Paris 1837. Th. II. S. 480.

Er wurde geboren in Corbova den 1 März 1791. Im 11ten Jahr besuchte er das königliche Seminar für Edelleute in Madrid, 1807 verließ er diese Lehranstalt und trat unter die königliche Garde. Nach dem bekannten Mai 1808 begab er sich mit einer Schwadron Garden ins Escurial, wo ein Emissär des Generals Murat erschien, um die aus Adeligen bestehenden Garden für den Usurpator zu gewinnen. In der beßhalb gehaltenen Versammlung war Saavedra trotz seiner Jugend der erste, welcher das Wort nahm, mit edlem Unwillen die Vorschläge des Emissärs verwarf, und die Beistimmung seiner Commilitonen erzwang. In der Folge wollte er sich nach Saragossa begeben, um sich mit Palafox in Verbindung zu setzen, fand aber die Wege durch die französischen Truppen versperrt, und wandte sich deßhalb nach Castilien, wo er sich mit einer andern Schwadron Garden in dieser Provinz vereinigte, und mit derselben die Schlachten von Medinah, von Rioseco, von Tudela, von Ucles, von Ciudad real, von Talavera und Ocaña mitmachte. In der letzten erhielt er 11 gefährliche Wunden, und blieb auf dem Platze, von wo ihn um Mitternacht ein Soldat der Cavallerie halbtodt wegtrug. Man führte ihn mit der größten Gefahr, da die Feinde in Andalusien einbrangen, nach Cordova, von da gelangte er mit Mühe nach Malaga, wo er durch den General Sebastiani zum Gefangenen gemacht wurde. Doch erhielt er bald Gelegenheit nach Gibraltar und von da nach Cadiz zu flüchten, wo er nach Errichtung des Generalstabes Capitain und Oberstlieutenant wurde. Er verfertigte hier verschiedene die Topographie und Festungsbaukunde betreffende Schriften, machte die ganze Belagerung von Cadiz durch, befand sich in der Schlacht von Chiclana, und wurde nach Aufhebung der Belagerung zum Stabsofficier bei einer Division der Reserve-Armee ernannt. Nach Beendigung des Krieges wurde er Oberst und erhielt seinen Abschied. Er begab sich nun nach Sevilla, lebte den Wissenschaften und der Malerei, und gab einen Band „poetischer Versuche" heraus; auch wurden zwei Tragödien von ihm mit Beifall aufgeführt. 1820 ergriff er mit Feuer die Partei der Constitutionellen, gab zwei Bände „Poesien" heraus, und reiste nach Paris, von wo er, als seine Provinz Cordova ihn zum Deputirten bei den Cortes ernannte, wieder nach Spanien zurückkehrte. Mit den Cortes begab er sich in der Folge nach Sevilla, wo seine Tragödie „Lanuza" mit Beifall aufgeführt wurde. Als die Cortes beim Eindringen der Franzosen 1823 sich auflösten, begab er sich nach Gibraltar und von hier nach London, wo er sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte. Die Freude an der Malerei und der Wunsch, in einem milden Klima zu leben, führte ihn nach Italien, daher er sich im Julius 1825 nach Livorno einschiffte, von wo er aber durch die römische und toscanische Regierung vertrieben wurde, so daß er sich genöthigt sah, sich auf einer englischen Goelette nach Malta einzuschiffen, wo er nach gefährlicher Ueberfahrt anlangte. Auf dieser Insel fand er gastfreundliche Aufnahme und Aufmerksamkeit jeder Art, sowohl von Seite der Engländer, als von Seite der Eingebornen. Hier lebte er der Malerei und dem Studium der englischen und italienischen Classiker neuerer Zeit. Auch endigte er hier sein Gedicht „Florida," das letzte, welches nach dem Muster der classischen Schule geschrieben ist. Denn noch in Malta wandte er sich dem romantischen Geschmacke zu, und begann nach diesem im September 1829 sein Gedicht „der ausgesetzte Maure." In diesem angenehmen und sichern Asyle blieb er bis zum März 1830, wo er sich mit seiner Familie nach Marseille begab. Kurze Zeit vor der Julusrevolution gründete er in Orleans eine Malerschule, weil ihm Karl X nicht erlaubte, seinen Wohnsitz in Paris zu nehmen, und ernährte in jener Stadt sich und seine Familie im Schweiße seines Angesichts. Von da ging er mit seiner Gattin und seinen Söhnen nach Paris, wo er die Freude

hatte, im Museum des Louvre mehrere Gemälde von seiner Hand ausgestellt zu sehen. In Tours beendigte er nach langer Unterbrechung im Jahr 1832 den „ausgesetzten Mauren," welcher nebst einigen andern Dichtungen in Paris gedruckt wurde. 1834 durfte er in sein Vaterland zurückkehren, wurde nach dem Tode seines ältern Bruders Erbherzog in Rivas, und ist nun einer der Granden des Reichs. Nach seiner Rückkehr nach Spanien schrieb er zwei Dramen für das Theater, das Lustspiel: „So viel gibst du, als du hast," und das Schauspiel „Don Alvar," in Prosa und Versen nach dem romantischen Geschmack, welches den 22 März 1835 in Madrid auf dem Teatro del Principe aufgeführt wurde, und ebendaselbst bei Don Thomas Jordan 1835 herauskam. Um das Verdienst der Dichtungen Saavedra's gehörig zu würdigen, ist zu unterscheiden, was er unter dem tyrannischen Einfluß des französischen Classicismus, und was er nach dem romantischen Geschmacke geschrieben hat; zwar läßt schon das erstere die glückliche Anlage des Dichters erkennen, auch hier findet man fließende Versification, blühenden Styl, oft glühende Phantasie, Anmuth und Würde; doch ist Alles größtentheils nichts weiter als pure Nachahmung, ohne Originalität und Unabhängigkeit, die sich im Allgemeinen keinen Zoll breit über das Gewöhnliche erhebt. Doch in dem Maaße, als er den von der classischen Manier willkürlich vorgesteckten Pfad zu verlassen wagte, und nicht mehr nach Reminiscenzen, sondern aus freier Eingebung dichtete, nicht die conventionellen Regeln irgend einer Schule, sondern die Natur selbst zur Führerin wählte, und bloß eigenem Genius folgte, kurz in dem Maaße, als er das Gängelband des französischen Classicismus abwarf und dem romantischen Geschmack huldigte, hat sein Genius einen höhern Flug genommen, sein Ton hat sich gestärkt, und seine Poesie hat viel an Colorit, Nationalität, Kraft und Originalität gewonnen. Mit Rücksicht auf diese Gedichte konnten die Herausgeber des „ausgesetzten Mauren" mit vollem Rechte sagen: „die Werke unseres Freundes, welche wir dem Publicum übergeben, so verschiedenartig sie immer seyn mögen, tragen alle das Zeichen des schöpferischen Geistes auf der Stirne, welcher die Dichter beseelt, und sind voll pathetischer, erhabener Stellen, welche nicht minder tief als zartgehalten sind, neben dem, daß die Versification fließend, und die Sprache unsern größten Meistern nachgebildet ist." — Unter den Gedichten, welche den „Anhang" zu dem „ausgesetzten Mauren" bilden, verdienen besondere Aufmerksamkeit seine achtsylbigen Romanzen. Sehr lobenswerth ist das Bestreben des Dichters, diese der spanischen Nation eigenthümliche schöne Gattung von Poesie wieder zu erwecken. In der That, es weht in ihnen ein erhabener Geist, obwohl sie nicht die energische Einfachheit, die unnachahmliche Natürlichkeit, die bewundernswürdige Concision und jenes nationelle Colorit erreichen, welches die besten der alten historischen Romanzen charakterisirt.

Wie im Kelch der zarten Rose
Schläft des Thaues Silberpracht,
Schläfst du in der Mutter Schooße,
Von der Gottheit selbst bewacht;
Wie im Diamant die Sonne,
Glänzt in deinem Angesicht
Mir zur Freude, mir zur Wonne
Eines neuen Lebens Licht.

Noch auf die befleckte Erde
Trat dein Fuß kein einzigmal,
Deine Hand noch nicht begehrte
Rohes Eisen, schnöden Stahl;
Keine Creatur von allen
Kränkte dieser süße Mund,
Welcher unschuldsvoll zu lallen
Nur zu lächeln weiß zur Stund'.

Weißt noch nicht was Tod, was Leben,
Holdes, vielgeliebtes Kind!
Stumm die Stunden dir entschweben,
Leicht beflügelt wie der Wind;
In der Mutter stillem Schooße
Wiegst dein holdes Angesicht,
Und des Schicksals dunkle Loose,
Und das Morgen quälst dich nicht.

Schlafe ohne Furcht und Schrecken!
Wenn die Mutter oder ich
Dich entzückt mit Küssen decken,
Dann vom Schlaf ermuntre dich!
Durch des Lächelns holde Gabe
Wie es Unschuld nur bescheert,
Meine kranke Seele labe,
Die des Unglücks Kelch geleert.

Wenn du meinen süßen Blicken
Antwort schenkest wonniglich,
O so träum' ich voll Entzücken,
Und vergeß' die Welt um mich;
Schaust du lächelnd mir entgegen,
Widersteh' ich ohne Scheu
Der Fortuna harten Schlägen
Und der Macht der Tyrannei.

Doch, war je ein Glück vollkommen?
Wenn auf dich mein Blick sich lenkt,
Fühlt die Seele sich beklommen,
Weil sie deiner Zukunft denkt;
Dunkel liegt auf deinen Wegen,
Auch uns beide hüllt es ein,
Weder Kunst noch Gold vermögen
Sichre Kunde zu verleihn.

In der Blumen irdischem Schooße
Schleicht gelind ein Bach dahin,
Und der Schößling einer Rose
Neigt sich dreiste über ihn;

Wohl ihm, wenn dem Bach zu Truße
Er stets tiefer ein sich gräbt,
Unter seines Stammes Schutze
Hoch hinan zum Aether strebt!

Aber listig, wundereschnelle,
Spielend mit der Blumen Pracht,
Reißt ihn weg vom Stamm die Quelle
In des Stroms gewalt'ge Macht;
Wohl kann er jetzt noch entrinnen,
Kann erretten seine Pracht,
Einen Garten noch gewinnen,
Wo ihm Lust und Wonne lacht.

Doch führt ihn der Strom geschwinde
In das hochbewegte Meer:
Fassen ihn mit Wuth die Winde,
Treibt ihn wild die Fluth umher;
In des Meeres tiefste Gründe,
In den ekeln Schlamm sinkt er,
Stößt an Klippen, stürzt in Schlünde
Und erhebt sich nimmermehr.

A. Keller.

Scene aus Puschkins Boris.

(Schluß.)

Wachmeister. Guten Tag, Frau Wirthin.

Wirthin. Seyen Sie mir schön willkommen, wertheste Gäste!... Ich bitte...

Ein Soldat zum andern. Ei, hier finden wir ja ein ganzes Zechgelage! da wird wohl was zu machen seyn... (Zu den Mönchen.) Was seyd ihr da für Leute?

Warlaam. Wir sind Männer Gottes, demüthige Mönche; wir besuchen die Dörfer und sammeln das christliche Almosen für's Kloster.

Der Soldat (zu Gregor). Und du?

Missail. Unser Gefährte...

Gregor. Ein Landmann aus dem Flecken. Ich führe diese Geistlichen nur bis zur Gränze, dann geh' ich wieder nach Hause.

Warlaam. So hast du dich also anders besonnen?...

Gregor (leise). St.

Soldat. Wirthin, bring noch mehr Wein her — wir wollen mit den Mönchen hier etwas trinken und ein wenig plaudern.

Der andere Soldat (leise). Auch so ein Kahlmäuser, wie's scheint, bei dem nichts zu haben ist. Aber die Mönche...

Erster Soldat. Nur still! Wir wollen gleich an sie kommen.... Wie gehen eure Geschäfte, meine Väter?

Warlaam. Schlecht, Sohn, ach sehr schlecht! Anitzt zeigen sich die christlichen Brüder schier karg, sie lieben das Geld allzusehr; sie verschließen das Geld hinter ihren Schlössern und geben Gott nur ein Geringes. Große Sünde ist kommen über die Völker der Erde. Alles legt sich auf den Handel, auf Prellerei. Sie trachten immerdar nur nach irdischen Schätzen, doch nimmer jagen sie nach dem Heil ihrer Seelen. So geht einer und geht und bittet und bettelt und erbettelt manchmal in dreien Tagen kaum drei Poluschken. *) O der Sünde! So vergeht eine Woche, so die zweite, und schaut einer dann einmal in seinen Beutel, so ist darin so wenig, daß er sich kaum mit gutem Gewissen im Kloster blicken lassen kann. Was ist da zu thun? Aus lauter Betrübniß vertrinkt einer dann noch den armseligen Rest. — Ein wahres Elend! Ach, schlecht geht's, sehr schlecht! Traun, unserer Tage Ende ist kommen!...

Wirthin (weinend). Gott erbarme sich und sey uns gnädig!

Der erste Gränzsoldat (der beständig sehr bedeutsam nach Missail hingesehen, während Warlaam gesprochen). Alocha, hast du den Ukas des Zar bei dir?

Der zweite Soldat. Ja.

Der erste. Gib ihn doch einmal her.

Missail. Was siehst du denn so unverwandt auf mich?

Der erste Soldat. Darum: aus Moskau ist ein schlimmer Ketzer entflohen, Grischka Otrepjeff. Hast du nicht davon gehört?

Missail. Nein.

Erster Soldat. Nicht? Gut. Nun, diesen flüchtigen Ketzer hat der Zar uns befohlen einzufangen und aufzuhängen. Weißt du das?

Missail. Nein.

Erster Soldat (zu Warlaam). Kannst du etwa lesen?

Warlaam. In meiner Jugend hab' ich's gekonnt. Im Kloster aber hab' ich's natürlich verlernt.

Erster Soldat (zu Missail). Kannst du's?

Missail. Nein, so viel Weisheit hat mir der Herr nicht beschieden.

Erster Soldat. Sieh, da hast du den Ukas des Zars.

Missail. Was soll ich denn mit dem?

Erster Soldat. Mir scheint, dieser flüchtige Ketzer, Dieb und Gauner... bist du!

Missail. Ich? Barmherzigkeit! Was fällt dir ein?

Erster Soldat. Wart' mal. Haltet die Thür zu! Wir woll'n mal gleich sehen.

Wirthin. Die verruchte Brut! Nicht einmal einen so frommen Mönch lassen sie in Ruh!

Erster Soldat. Wer kann hier Geschriebenes lesen?

Gregor (vortretend.). Ich kann Geschriebenes lesen.

Erster Soldat. Sieh' mal an, du? Von wem hast denn du's gelernt?

Gregor. Von unserm Ponomar. **)

Erster Soldat (ihm den Ukas gebend). So lies uns einmal vor.

---

*) Die Poluschke ist der vierte Theil einer Kopeke — drei dergleichen zusammen geben also etwa einen unserer Silbergroschen.

**) Küster und Glöckner.

Gregor (liest). „Ein unwürdiger Mönch des Tschudoff'schen Klosters, Gregor aus dem Geschlechte der Otrepjeff, ist in Ketzerei verfallen und hat sich erfrecht, angetrieben vom Teufel, die heilige Brüderschaft aufzuwiegeln durch allerlei Verführung und Gottlosigkeit. Wie die Untersuchung ergeben, so ist besagter... Grischka, den Gott verderben wolle, nach der litthauischen Gränze entwichen"....

Erster Soldat (zu Missail). Na, bist du's etwa noch nicht?

Gregor (liest weiter). „Und hat der Zar befohlen, selbigen einzufangen"...

Erster Soldat (einfallend). Uns befohlen, selbigen einzufangen und ihn aufzuhängen!

Gregor. Aufzuhängen —? das ist hier nicht gesagt!

Erster Soldat. Das lügst du! Als ob jedes lumpige Wort auch gleich mit aufgeschrieben seyn müßte. Du lies't: uns befohlen, ihn einzufangen und aufzuhängen!

Gregor (weiter lesend). „Und aufzuhängen. Das Lebensalter des Betrügers Grischka (hier faßt Grrgor den Warlaam ins Auge) beträgt gegen 50 Jahre; derselbe ist von mittler Statur, hat eine kahle Stirn, grauen Bart und einen dicken Bauch." (Alle blicken auf Waelaam.)... Freunde, hier ist Grischka! Nehmt ihn fest, bindet ihn! Das hätt' ich doch nicht geglaubt! Das hätt' ich nimmermehr gedacht!

Warlaam (dem Grrgor das Papier entreißend). Haltet ein, Schurken! Wo bin ich Grischka? Wie? 50 Jahre, grauer Bart, kahle Stirne? Nein, Bruder, du bist zu jung, um auf meine Kosten spaßen zu können. Ich habe zwar lange nichts mehr gelesen und buchstabire mir's auch nur kümmerlich zusammen, aber das werd' ich doch noch kleinkriegen, wenn das Ding gar zum Aufknüpfen kommt. (Er buchstabirt.) „Das Lebensalter des Betrügers: 20 — Wie guter Freund, wo steht denn hier 50? Siehst du nicht 20? —

Der zweite Soldat. Ja, jetzt besinn' ich mich auch: 20, so ist uns gesagt worden.

Erster Soldat (zu Gregoe). Höre, Freund, du scheinst ein arger Spaßvogel. (Wäheend jenee liest, steht Gregor gesenkten Hauptes und dir Hand unter dem Obeekleide auf der Beust.)

Warlaam (liest weitee). „Wuchs klein, Brust breit, Augen blau, Haar roth. Besondere Kennzeichen: Eine Hand kürzer als die andere; im Gesicht eine Warze, auf der Stirn eine zweite." (Zu Gregor.) Wie, bist du das nicht leibhaftig selber? (Gregor zieht plötzlich einen Dolch, Alle weichen voe ihm zueück. Ee entspringt dneche Fenstee.)

Die Wache. Halt' auf! halt' auf! (Alle laufen in Beewirrung auseinandee.)

Wolkoff.

* * *

Amerikanische Anthologie.

(Schluß.)

Als ein Pendant zu dem Tod der Blumen kann gelten:

Der sterbende Rabe.

Von R. H. Dana.

Zum stillen Wald kommst du, allein zu sterben?
Erst wen'ge Tage sind's, seit man dich hörte
Unter den Frühlingsvögeln, schrillen Tons
Deinen Genossen rufen — sie antworten.
Da war die Eedr braun; das junge Laub
Noch nicht heraus, sich in der Sonn' zu wärmen,
Oder in frischer Himmelsluft zu spielen.
Und deine Stimme, jauchzend im Teiumph,
Erzählte von des Winters Flucht, und Leben
Weissagend der verschloss'nen Erde, machte
Mich froh durch Hoffnung kommender Schönheiten.
Jetzt sind sie alle da eings um uns her,
Der Erde holde Kinder — diese Mutter,
Die mit bestän'ger Sorgfalt alle nähet
Und kleidet. — Ueber ihre Fluren hin
Sind sie, in frohen Schaaren oder einzeln,
Gegangen, oder stehn an ihren Bächen,
Und schlürfen dran, oder, der Eltern Bild,
Schaun sie hinab und scheinen, halb verschämt,
Des Ebenbilds im Spiegel sich zu freun.
Des Morgens haerend, bringen sie die Nacht
Zu mit phantastischer Beschäftigung,
Sammelnd den Thau und Silbertropfen ründend,
Zu schmücken ihre Beust. Dort lauschen ander
Auf hohen, kahlen Bäumen, aus den Zellen,
Den haezigen, und machen daß die alten
Zweige im wäemern Winde fröhlich tanzen.
Sie und die Lüfte musiciren ob mir;
Und dankbar fürs Empfangne geben sie
Der Luft den Wohlgeruch, die Farbenpracht
So beingt der Wechselliebe Wechselluft,
Beingt Schönheit und bringt Leben, denn nichts Anders
Ist Lieb' als Leben — und der Haß ist Tod.

Und du, Prophet so schöner Offenbaeung —
Dee du bei uns den langen Winter weilest,
Regen und Kälte duldend, schüttelnd oft
Von deinem schwaezen Mantel Schnee und Hagel,
Der freundlich, als die wäemeen Tage schienen
Der Erde, im Thauwetter und im Dampf
Hervorkamst aus der Felsenritze, oder
Dem Wald, wo deine priesteelichr Zelle,
Trost zuzusprechen dem einsamen Menschen, —
Du sagtest ihm: obschon dem Anschein nach
Allein in Schnee und Oeden, unter stummen,
Leblosen Bäumen, und auf stummer Flur —
Es sey nicht Tod, sey Schlaf nur der Natue

Und Ruhe und wohlthätige Genesung:
Du, ungesehen zwar, trugest mit ihm
Des Winters Nacht, in harrender Geduld,
Und wartest ab, getröstet von der Hoffnung,
(Welche ein göttlicher Instinct bei dir!)
Des Sommers Rückkehr. — Mehr noch sagtest du
Dem Menschen, der Natur und Gottes Priester!
Vom Glauben sprachst du (sicher wie Instinct!)
Von Geistern, weiche, unsichtbar, ihm nahe;
Du hießest ihn sein geistig Auge aufthun,
Um seine Einsamkeit erfüllt zu sehn,
Du zeigtest Oden ihm und ew'ge Blumen,
Und hießest ihn auf der lebend'gen Wasser
Fluth lauschen. Pred'ger zu des Menschen Geist!
Sinnbild der Hoffnung! du Genosse! Tröster!
Du Treuer! ist dein Ende dieß? Du warst's,
Der, als des Sommers Vögel fort, und leer
Die Luft von ihren Bürgern, kräftig kam
Auf breiten, gleichgespannten Schwingen, trotzend
Dem Wind. Und dieß das Ende deines langen
Ausharrens! Deine königliche Kraft,
Sie sank so welk herab, der Stürme Sieger?

Des Jahres milder, sonn'ger Aufgang fiel
Auf dich mit einem kurzen Glanze nur.
Des Lenzes Winde trugen einen Tag
Empor dich, und dann wurden sie dir untreu.
Gefallen bist du jetzt und unter deinen
Hoffnungen und Verheißungen liegst du —
Den schönen Blumen und den frischen Halmen,
Und hauchst dein Leben aus. Hier macht das Gras dir
Ein weiches Bett, und junge Knospen öffnen
Schweigend die schönen, buntgemalten Blätter,
Dein Leiden zu erleichtern, dich zu trösten.
Doch du bist ruhios, und dein Aug', so scharf einst,
Ist matt und stumpf jetzt. Neuaufblühnde Büsche
Breiten ein Zelt dir mit fruchtloser Güte.
Den weißgethürmten Wolken ruft dein Weibchen
Und fragt nach dir; sie geben keine Antwort.
Schau' ich empor zu ihren glänzenden
Engelsgestalten: scheinen sie beseelt
Und stimmbegabt mir, und ihr Schweigen dünkt mich
Unheilverkündend. Dir, du armer Vogel,
Gilt Schweigen gleich und Laut. Für dich gibt es
Kein Schweigen, keinen Laut mehr; neben dir
Steht nur der Schatte: Tod — und langsam zieht
Er über deine Augen jetzt den Schleier,
Den schwarzen; deine Sinne lullt er ein
Zum unbewußten Schlaf. Den Ruf in Lüften
Hörst du nicht mehr; unter sonnhellen Wolken
Wirst du nicht schweben mehr in Flügelschlägen
Oder in steterm Flug. Um deine Klauen,
Die zitternden, senkt kraftlos deiner Flügel
Welkend Gefieder sich. Des Todes Krampf
Erfaßt dich. — Rafft dich so das Alter? Oder
Bereitet dir des Menschen List dieß Ende?
Vielleicht das dünne Haar, so fein gewunden
Ums Korn, das Gott dir gab zu deiner Nahrung,
Ward deine Schlinge, schuf dir solche Qualen.

Ich muß tief um dich trauern. Ich, der keine
Felder und Scheunen habe, zolle dir
Nur Dank und Liebe — keinen Haß und Furcht.

Und jetzt, fahr wohl! Das fall'nde Laub gibt bald
Ein ziemlich Schutzdach dir. Bis dahin muß
Dein eigen schwarz Gefieder, das nicht mehr
Glänzt in der Sonn' und mir ins Auge blitzt
Wie eines Ritters blanke Waffenrüstung,
Dein Leichentuch seyn; und nicht modern wird's
So bald, als Trau'r und Leid im Menschen schwindet
Um die, so man als Leichen von ihm trug.

Wer spottet über solches Mitgefühl,
Der höhnt das Göttliche, was dein sich birgt;
Der fühlt in seiner Seele nicht den sanften
Hauch des Allgeistes. Höre wie er ruft:
„Mensch, eitler Mensch, wie niedrigt dich dein Stolz!
Wie tödtet er die Lieb' in dir zum All,
Das frohe Mitgefühl mit allen Wesen —
Gottes Geschöpfen!"

Sicher ist es so.
Er, der die Lilien einfach herrlich kleidet,
Er, der den Raben hört um Futter schrei'n,
Scheib mit geheimnißvollen Zeichen uns
Ins Herz, mit unsichtbarer Hand, was nur
Das Herz liest. — Ruh im Tod dir, armer Vogel!

Den Beschluß möge machen ein ächt amerikanisches Lied:

Die amerikanische Flagge.

Von J. R. Drake.

Als Freiheit von ihrer Berge Höhn
Ihr Banner in der Luft ließ wehn,
Zerriß sie der Nacht Azurkleid,
Drauf pflanzend die Sterne der Herrlichkeit;
Des Himmels glänzend Gürtelband
Sie um die prächt'gen Farben wand;
Das reine Himmelsweiß streifte sie
Mit Strahlen von der lichten Früh.
Dann, von der Sonne, wo er war,
Rief sie, als Träger, ihrem Aar,
Und gab ihm in die mächt'ge Hand
Das Symbol von ihrem Lieblingsland.

Großer Monarch der Wolken du!
Der droben schwebt in Königsglanze;

Des Sturms Trompeten hörest zu,
Und siehst des Blitzes flücht'ge Lanze:
Wenn wild des Sturmes Krieger wettern,
Des Himmels Donnerkommeln schmettern;
Du Sonnensohn, dein Amt ist's, dein:
Zu schirmen das Panier der Freiheit,
In gelbem Schwefeldampf zu kreisen,
Den Streich der Schlacht zurückzuweisen,
Zu schaffen, daß es hold, gewogen,
Hoch flattre, so wie Regenbogen
Am nächtlichen Gewölk des Krieges,
Herolde des ersehnten Sieges.

Der Tapfren Banner! flattre offen,
Ein Pfad für des Triumphes Hoffen,
Wenn die Signaltrompet' erschallt,
Das Heer im Marsch lang, glänzend wallt.
Eh' taucht mit feiner Lebenskraft
Das blanke Bajonett das Blut:
Blick' dorthin jedes Kriegers Auge,
Wo deine Himmelsgloeien glühn!
Kriegsmuth aus deinem Glanz er sauge,
Wenn er im Sturm muß vorwärts ziehn.
Wenn brüllender Geschütze Dampf,
Ein graues Todestuch, hüllt den Kampf,
Der blut'ge Säbel zuckt zum Streich,
Der Mitternacht Sternschnuppen gleich:
Dann flamm' in Meteores Licht,
Daß zitternd fliehn des Auslands Kinder
Vor jedem Arm, der mannhaft ficht
Unter so schönem Todverkünder!

Flagge des Meers! Im See doch immer
Die Tapfren deiner Sterne schimmer;
Wenn Tod, scheuchend des Sturmes Vögel,
Schwarz rauscht um die geblähten Segel,
Wenn die Wellen fliehn in wildem Schreck
Vor'm Schiffsbord, schon zum Sinken leck:
Schau' jeder Todgeweihte doch
Zum Himmel und zu dir auf noch,
Noch sinkend deine Farben zu sehn
Ob seinem Grab im Triumphe wehn.

O Flagge! feurer Herzen Vertrauen,
Von Engelshand der Kraft verliehen,
Am Himmel deine Sterne wir schauen,
In Himmelsaet deine Farben glühen.
Weh stolz, o Fahne, unverwandt!
Wo ist der Feind, der den Sieg je raubt uns,
Wenn der Fuß steht auf der Freiheit Land,
Der Freiheit Banner weht ums Haupt uns?

Die Marquisin L — — d und Lady Jane Urquhart.

(Schluß.)

Ich berührte meine Repetiruhr, (ja, geneigter Leser, und dazu war es eine sehr prächtige) und erinnerte dadurch den Marquis, statt seines Citats in der Erzählung fortzufahren.

„Meine arme Cousine Jane sah augenblicklich, in welch einem verzweiflungsvollen Zustand ich war; wirklich hatte mich die Liebe mit Riesenkrallen gepackt. Ich war gebunden, gekettet, wie ein Sklave, und hatte kein Wort, keinen Blick, der nicht ihr war. Zwar kämpfte ich eine Weile in den Netzen; aber ich zog mir dadurch nur ein Fieber zu, und befreite mich nicht um eine einzige Masche. Meine edle Cousine machte selbst meinem Kämpfen und meinem Fieber zugleich ein Ende, als sie mir, mich in meinem Krankenbette verpflegend, ein Engel, wie sie ist, erklärte: sie sehe, wie die Sachen ständen; sie könne es eher ertragen, mich zu verlieren, als mich elend zu sehen; und sie sey entschlossen, mit ihrer theuern Georgiana die Rollen zu tauschen, und ihre Brautjungfer zu werden, statt diesen Liebesdienst von ihr anzusprechen.

„Oh! welch eine selbstsüchtige Leidenschaft ist doch die Liebe, wenn sie nicht aus himmlischem Samen ist! In einem Augenblick war ich gesund, war ich vor Entzücken außer mir. Lady Jane war eine Heldin, eine Märtyrerin; sie selbst reichte mir am Altar den Ring, der ihre Freundin, meine angebetete Georgiana, zu meiner Gattin machte. Aber war ich glücklich? O Mrs. Griffiths! eben so gut könnte man Feigen von Dornbüschen zu ernten erwarten, als Glück aus einer so vergifteten Quelle. Die Marquisin liebte mich nie; ich fühlte ihre Kälte, ihren Widerwillen beinahe gegen mich, in jedem brennenden Puls meines leidenschaftlichen Wesens; ich nahm meine Zuflucht, um mich aufzuheitern, zum Wein, das entfremdete sie mir noch mehr. Ich hörte die leisen Seufzer der Lady Jane Urquhart, als sie Zeuge meiner getäuschten Hoffnungen war; ich verglich ihre erhabene Leidenschaft mit meiner selbstsüchtigen und mit der Apathie meiner angebeteten jungen Frau, die, es lautet seltsam, das Opfer ihrer Freundin vollkommen würdigte, und sie dafür mit einer Innigkeit, einer Beständigkeit liebte, welche ich um Welten gern erkauft hätte. Die Marquisin und ich hatten keine Kinder, und die Beschimpfung, die ihr im königlichen Audienzsaal geboten wurde von einem Menschen, den ich nie als einen Verwandten anerkennen werde, machte mich wüthend; und zu diesem kommt noch — wissen Sie es, Mrs. Griffiths! daß meine geliebte Gattin ein körperliches Leiden hat, das sie noch zurückstoßender gegen mich macht, ein Leiden, das, wenn sie sich nicht einer Operation unterwerfen will, ihr Leben bedroht.

Und können Sie sich so sehr verwundern, wenn unter all diesen Umständen, da sie immerfort eine ausschließliche, mächtige Neigung für mich hegte, und sich, was sie betrifft, in Herz und Seele als meine Gattin ansah, denn sie hat geschworen, nie einen Andern zu heirathen, können Sie sich wundern, daß, mit der förmlichen Genehmigung der Marquisin, ja auf ihre dringenden Wünsche hin, Alles so gekommen ist, wie es kam, und wie es Ihnen bekannt

ist? Wir sind alle zu bedauern; Niemand so sehr wie ich. Die Marquisin ist vielleicht die glücklichste unter uns dreien; Alles, was meine Aufmerksamkeit auf andere als sie lenkt, ist für sie eine Quelle des Trostes, der Zufriedenheit für sie; doch ist meine Liebe zu ihr unvermindert, und meine edelmüthige aufopfernde Cousine, so theuer sie mir ist als die Mutter meines Knaben, meines künftigen Erben (denn das wird er ohne Zweifel seyn), die enthusiastischste Geliebte und Freundin, nimmt doch nur den zweiten Platz in meinem Herzen ein. O daß sie, mein Weib, nur den zehnten Theil der gränzenlosen Zärtlichkeit für mich fühlte, welche Jane Urquhart für ihren undankbaren Vetter empfindet!"

„Sie müssen," fuhr der Lord nach einer Pause fort, „die Nothwendigkeit einsehen, ein unverbrüchliches Stillschweigen über diese ganze Angelegenheit zu beobachten; der Ruf einer edelherzigen jungen Dame von hohem Stand, deren Herz beinahe gebrochen ist, hängt davon ab; aber ich will kein Versprechen abnöthigen; ich habe kein Recht dazu; auch will ich nicht Ihre Grundsätze dadurch beleidigen, daß ich Sie zu bestechen suche. Wenn Menschlichkeit, Mitleid, weibliche Sympathie nicht mächtig genug sind, Ihre Zunge zu binden, so bin ich überzeugt, daß Geld es auch nicht vermag. Und jetzt will ich Sie nicht länger aufhalten; behalten Sie das kleine Pergamentbuch; wenn Sie im Sinn haben, laut von allen diesen Geheimnissen zu sprechen," er lächelte schmerzlich, „so schicken Sie es mir in einem Umschlag zurück, ich verstehe Sie dann schon."

Mit Leidwesen sah ich den Marquis L — — d sich mit noch einem Glas unverdünnten Weingeists versehen, als ich die Bibliothek verließ, nachsinnend über all die seltsamen Verwicklungen, welche das menschliche Leben uns zeigt. Es gibt so viele zusammengesetzte und bunt in einander greifende Rader in der großen Maschine — so viele die neu sind, die jede Stunde an die Reihe der Thätigkeit kommen, und noch viel mehrere solche, welche das ihnen zugetheilte Werk zu verrichten sich weigern, da wir uns nicht wundern können, wenn das Gewebe, welches das Schicksal aus den Handlungen und Mängeln des Menschen wirkt, ein neues Muster zeigt, dessen Anblick die Betrachtenden in Erstaunen setzt. Möge doch Niemand sagen: das ist unwahrscheinlich!" oder noch weiter gehen und rufen: „das ist lauter Fiction!" seyd versichert, daß die erfindende Phantasie nicht die Mannichfaltigkeit der Farben, nicht die Schärfe und Tüchtigkeit der Umrisse, der Betrachtung der Menschen und der Engel werth, geben kann, wie das menschliche Leben selbst sie darbietet.

Um dem Verdacht vorzubeugen, ward unverzüglich und öffentlich bekannt gemacht: die Marquisin L — — d habe ihren Gatten mit einem Sohn und Erben beschenkt. Keine Erwähnung ward gethan des andern kleinen armen Wesens, das wie ein geknicktes Schneeglöckchen, mit dem Siegel des Todes an sich, in der Wiege lag; und da es doch unter den Dienstboten oder dem Publicum bekannt geworden war, daß die Marquisin Zwillinge geboren habe, wie man zuerst zu verbreiten im Sinne gehabt hatte, wurde dem Arzt und der Mrs. Cottrell, der vertrauten Dienerin der Lady, das Geschäft übertragen, die zarte, abgefallne Blüthe der Sterblichkeit, um die man sich hienieden so wenig gekümmert hatte, in einem stillen Plätzchen zu bestatten, wo die zerbrechliche, schwache Hülle wieder mit Muße zum Staub werden konnte. Die kleine Leiche ward um Mitternacht fortgeschafft, mit sammt der Wiege, welche, glaube ich, statt des Sarges diente, und beerdigt im — — Kirchhof. Ich habe nie gehört, daß sein Geist sich beklagt hätte darüber, daß ihm der Mahagony-Sarg mit den silbernen Nägeln entging. Der unsterbliche Geist lacht über die Mumienumhüllungen des Grabs, und die Nichtigkeit des Leichengepränges. Glückliches Kind! seine irdische Rechenschaft war bald abgehört! das Facit seiner Lebensschuld bald gezogen! Es war gleich beim Eingang des Lebens durch das Thal der Todesschatten gewandert! Oft denke ich an dieß makellose Kind, wie ich es zum letztenmal in sein prächtiges Kleidchen kleidete — das Kleid, das sein Leichentuch wurde!

Man hielt für räthlich, daß Lady Jane Urquhart, um den Schein zu wahren, sich in den Gesellschaftszimmern zeige, sobald wir nur irgend glaubten, es mit ihr wagen zu dürfen, und daß sie im Namen der Marquisin, ihrer Freundin, die ganze Fluth vornehmer Herrschaften empfange, welche herbeiströmten, um Glück zu wünschen, und sich nach der Gesundheit der Lady und des kleinen Erben zu erkundigen. Oh, welche Complimente wurden auf das Haupt des unbewußten, kleinen Kindes gehäuft! und wie erschöpft sah die wirkliche Mutter aus, als ein Schwarm redseliger Frauen den andern ablöste. Wenn es lang so fortgegangen wäre, hätte die Wochenwärterin mit den goldenen Spenden, welche für sie fielen, sich zur Ruhe setzen und von ihrem Vermögen leben können; aber selbst der Marquis, so blind und unbekümmert er in Allem war, außer seiner Liebe zu Georgiana, befürchtete endlich, seine arme Cousine möchte zum zweitenmal seinethalb eine Märtyrerin werden; nnd so befahl er dem großen fetten Thürhüter, während der nächsten vierzehn Tage keine Gesellschaft mehr einzulassen, unter dem Vorwand, daß das Rasseln der Wagen die Marquisin störe und belästige.

Die Beschreibung einer prächtigen Taufe habe ich früher einmal gegeben; und was ist so langweilig, als eine zweimalige Erzählung? Daher habe ich nichts weiter beizufügen, als daß König und Königin, durch Stellvertreter, bei diesem glücklichen Kind zu Gevatter standen; daß mir Ihre Majestäten eine Hundertpfundnote schickten, zur Anerkennung meiner geleisteten Dienste, und daß Mrs. Cottrell darauf bestand, dieß Geld mit mir zu theilen, worein ich sehr gerne willigte, in Betracht davon, daß sie beständig so viele Mühe hatte mit der Besorgung des geheimen Leidens ihrer Lady, und daß in Folge hievon meine Dienste sehr wenig erforderlich waren; — von dem Marquis aber erhielt ich beim Weggehen ein Taschenbuch mit einem noch weit schönern Präsent und ein eigenhändiges Billet von ihm, worin er seine Person und die ganze Geschichte völlig in meine Hand und Willkür gab. Ich habe den Marquis, die Marquisin und Lady Jane Urquhart überlebt, und so glaube ich mich vollkommen berechtigt, die Geschichte zu veröffentlichen. Und der jetzige Marquis, eben das Kind, von welchem ich erzählt habe,

sanctionirt vollkommen diese meine Geschichte von seiner Geburt und von den Geheimnissen im L — — d:House."

Dänische Balladen und Lieder.

Uebersetzt von K. L. Kannegießer.

Das Lachen.

Die Tochter von dem Vogte
War meines Herzens Lust:
Da lacht' ich froh, da wogte
So friedlich mir die Brust.

Ein Heer kam aus der Ferne,
Geschlug den Vater mir,
Weh meinem Unglückssterne,
Und zog hinweg mit ihr.

Das waren bittre Schmerzen,
Nicht weint' ich, zähmte mich;
Doch saß mir tief im Herzen
Des tiefen Schmerzes Stich.

Ein wilder Jäger schwämme
Ich durch des Dickichts Nacht,
Da wo der Felsstrom lärmte
Hinab den Felsenschacht.

Da mußt' ich einst ihn finden,
Der sie mir nahm mit Zeug,
Und mir den alten, blinden,
Den Vater mir erschlug.

Er stand am Ufer drüben
Am Abgrund, morsch und jach,
Und ich am Rande hüben,
Und zwischen uns der Bach.

Da drohe' ich mit der Faust ihm,
Und zeigt' ihm mein Gewehr;
Da zittert' er, da graust' ihm,
Und nieder taumelt' er.

Ich stürzt' ihn nicht, nein, sinken
Ließ ihn der Sünde Last;
Die hieß den Tod ihn trinken
Im Wasser und Morast.

Soll's mich nicht lustig machen?
Doch ist's des Satans Lust.
Im Antlitz hab' ich Lachen,
Die Hölle in der Brust.

Das Wiederfinden.

Lieblich ist der Tag und warm,
Kühl des Zephyrs Wehen!
Mit der Cither in dem Arm
Will ich mich ergehen.
Hier wo Aehren weit und breit
Sich im Winde wiegen,
Haben die Gedanken Zeit
Zur Liebsten hinzufliegen.

Seit du schiedest so mit Hast,
Schlich die Zeit so träge,
Sucht' ich dich, ach sonder Rast
Hier und allerwege.
Keine Schlucht, kein Klippenrand
Konnte je mich wehren.
Daß ich nimmer doch dich fand,
Deß denk' ich unter Zähren.

Ja es suchte dich mein Gram
Selbst an Klosters Thoren;
Dein geliebter Name kam
So zu fremden Ohren,
Und nach Troubadourenweis'
In den Rittersälen
Ließ ich's nicht an deinem Preis
Und Liebesseufzern fehlen.

Ja, ich rühmte sonder Maß
Deiner Augen Pfeile,
Wenn ich bei den Köhlern saß
Traurig müß'ge Weile.
Wenn der Schlaf mir winkte Ruh
Mit der Hand der Linden,
Flüsterte der Traum mir zu:
Du wirst sie dennoch finden.

Wo sich krümmt der kleine Strom,
Wo der Weg sich neiget,
Und mit hohem Thurm ein Dom
In die Wolken steiget,
Rother Dächer dichter Haufe
Schließt sich um den Riesen,
Ahnung steigt in mir auf,
Den Weg will ich erkiesen.

Rasch zum Thor geh ich hinein,
Schau in alle Gassen:
Sieh da ihres Augenschein
Blinkt in einem Laden.
„Süße Braut!" so mit Gebrause
Ruf' ich in die Klause.
Doch sie tritt bestürzt heraus:
„Mein Mann ist nicht zu Hause."

Cristian Winther.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 61.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

20 Mai 1840.

Zwei politische Komödien,

Casemir Delavigne's Popularité und die École des Journalistes der Madame Emile de Girardin.

Wir stellen diese beiden dramatischen Productionen, von welchen die erstere vor etwas mehr als einem Jahre, die zweite aber vor wenigen Monaten heraus kam, hier zusammen, weil beide gar manche Aehnlichkeiten mit einander darbieten. Nicht nur die, daß beide politische Komödien sind, sondern auch die Tendenz haben sie gemeinschaftlich; in beiden ist die Reaction gegen das, was den Verfassern als Uebermaaß und Mißbrauch politischer Freiheit, politischer Rechte und Bestrebungen erscheint, sichtbar; beleuchtet die Popularité das Unzuverlässige und Trügliche der Volksgunst, die Unrechtlichkeit und Unehrenhaftigkeit der Mittel, durch welche man in den meisten Fällen dieselbe erlangt und noch häufiger behauptet wird, so deckt die École des Journalistes die Gebrechen, die Mißbräuche und Verdorbenheit der Presse, dieses gewaltigen Elements der modernen Politik, auf. Beide Stücke sind aus der gleichen Stimmung der Zeit hervorgegangen, beide Stücke wären vor acht Jahren kaum möglich gewesen. Aber sie wurden möglich in den Jahren 1838 und 1839 wo man in Frankreich von den Illusionen des Enthusiasmus von 1830 mehr und mehr zurückgekommen war, wo man immer geneigter wurde, die Schattenseiten der Freiheit und der mit ihr nothwendig verbundnen Institutionen vorzugsweise hervorzuheben, und wo die Partei der Nüchternen, der Ernüchterten und der, wenn der Ausdruck erlaubt ist, zum politischen Katzenjammer Erwachenden, entschieden das Uebergewicht gewann über die noch immer vom süßen Taumelkelch der Freiheit und der Hoffnung Berauschten. Eine weitere Aehnlichkeit liegt in den persönlichen Verhältnissen beider Autoren, in ihrer politischen Stellung. Beide galten in frühern Zeiten als liberal; Casimir Delavigne, der Dichter der Messéniennes, und lange Zeit, wir wissen nicht ob noch jetzt, ein Liebling der Franzosen, wurde, als er wegen der genannten Gedichte seine Bibliothekarsstelle verlor, von dem damaligen Herzog von Orleans in seiner Bibliothek angestellt, und als der Herzog König wurde, verbesserte sich auch die Stellung des Dichters, der zwar natürlich liberal blieb, aber seinen Liberalismus in sehr vernünftigen Schranken zu halten wußte. Seiner Theaterstücke sind nicht sehr viele, denn er ist eben kein überströmender Geist, und da er der classischen Schule angehört, feilt er seine Verse sauber und fleißig aus. Madame Emile de Girardin galt ihrer Zeit ebenfalls als liberale Dichterin und war durch ihre Schönheit und ihre Verse eine Pariser Celebrität. Später aber vermählte sich Delphine Gay mit dem in neuern Zeiten vielbesprochenen Herrn Emile de Girardin, durch dessen Hand A. Carrel im Zweikampf fiel, dem Gründer der Presse, dem Unternehmer mehrerer zweideutigen Unternehmungen und Speculationen, dem die öffentliche Meinung einen großen, geheimen Einfluß auf die letzten Wahlen in Frankreich zuschrieb, der aber selbst seinen Sitz in der Kammer, wegen nicht erwiesener Nationalität, verlor. Seine Gattin scheint Glück und Unglück, Freunde und Feinde mit ihm zu theilen, und da er von der Presse aufs bitterste angefeindet wurde (deren Monopol er sich durch den Namen seines Journals anmaßen zu wollen scheint), schrieb sie die Journalistenschule, — eine Anklage der periodischen Presse und eine Rechtfertigung, wo nicht Verherrlichung, Herrn Emile von Girardins. Welches Aufsehen ihre Komödie, die sie einer großen Versammlung von Literaten in ihrem Salon vorlas, gemacht hat, wie die Aufführung verboten wurde, und J. Janin, welcher sich des verunglimpften Journalismus annahm, an der Dame zum Ritter wurde und durch den an sie erlassenen öffentlichen Brief seinen Ruhm auffrischte, dieß alles dürfen wir als ziemlich bekannt voraussetzen. Wir geben jetzt zur Analyse der beiden Komödien über.

Eine Komödie nennt Delavigne seine Popularité; wir wollen uns bei dem Namen nicht lang aufhalten, gestehen aber, daß uns diese Classification nicht richtig scheint, und vielleicht werden unsre Leser diese Ansicht theilen, wenn wir den Verlauf des Stücks auseinandergesetzt haben, welches zwar für die Sittlich-

keit befriedigend, mit dem Triumph der Gewissenhaftigkeit und der Grundsätze, endet, aber weder einen heitern, noch auch einen komischen Schluß hat.

Delavigne hat die Scene seines Drama's nach der Hauptstadt Englands verlegt, obwohl man mit Sicherheit annehmen darf, daß es ihm um eine Lehre und Moral für Frankreich zu thun war, und er offenbar viele Begebenheiten und Motive aus der neuesten Geschichte Frankreichs benützte. Fast scheint es, er habe nicht den Muth gehabt, die Personen und Dinge mit dem rechten Namen zu nennen. Natürlich bekommt durch die Versetzung auf englischen Boden Alles eine etwas matte, verwaschene Farbe; doch mag das Aufsuchen der unter den englischen Masken gemeinten Personen dem Interesse einen gewissen Ersatz gewähren.

Der Held des Stücks ist Eduard Lindsey, ein junger Mann von großen Talenten und von den besten, sehr freisinnigen, aber streng rechtlichen Grundsätzen, der erste Redner der Opposition im Parlament, Alderman von London und alles vermögend bei der Bürgerschaft der englischen Hauptstadt. Er hängt mit zärtlicher Liebe an seinem Vater, Sir Gilbert Lindsey, der, von den Geschäften zurückgezogen, in der Nähe von London, in ehrenvoller Muße lebt, sich der politischen Successe seines Sohnes freut, aber auch nicht ohne Besorgnisse wegen seiner Zukunft ist und ihm zur Mäßigung und Besonnenheit räth. Eduard Lindsey kämpft für die Freiheit, das Gesetz, die Verfassung gegen das Ministerium Harrington unter einem der frühern Könige aus dem hannover'schen Hause, und ihm, dem Parlamentsredner, steht zur Seite der talentvolle Journalist Mortins, sein Jugendfreund, der aber republicanische Grundsätze hat und den Umsturz des Bestehenden herbeizuführen sich nicht scheut. Die Regierung wird außerdem angegriffen von den Jakobiten, welche von Schottland her drohen. Zu der Partei von diesen gehört Lord Derby, der aber sehr verzagt und ängstlich ist, und sich entschlossen hat, durch seine Anhänglichkeit an das Haus Stuart sich nicht abhalten zu lassen, mit der freisinnigen, demokratischen Partei gemeinschaftliche Sache zu machen, da er durch ihre Stimmen Lord Mayor zu werden hofft. Er wird unterstützt durch den gewandten aber böswilligen Journalisten Godwin, der alle Welt haßt, weil er lange Zeit von Niemand ist unterstützt worden, und erst dadurch, daß er sich gefürchtet gemacht, sich eine bequeme Stellung erworben hat. Eine ganz andre Person als Lord Derby ist seine Nichte, Lady Strafford, auch eine enthusiastische Anhängerin des Hauses Stuart, welche zu Gunsten desselben in Schottland die kühnsten Anstrengungen gemacht hat, unter dem Namen Lady Montrose, und die nach London kommt, um einen Umsturz der bestehenden Regierung herbeizuführen, zu welchem Endzweck sie ebenfalls das Bündniß mit der liberalen Partei wünscht und sucht, um dann das Haupt derselben, Eduard Lindsey, den sie liebt und von dem sie geliebt wird, der aber von ihrer Identität mit der Lady Montrose nichts weiß, an die Spitze der Regierung zu stellen, und unter dem Scepter der Stuarts die Freiheit zu gründen. Weitere auftretende Personen sind: der Chevalier Caverly, ministeriell gesinnt, der es aber, als ein egoistischer Lebemann, immer mit dem Bestehenden hält und zur rechten Zeit sich zu bequemen weiß, und der reiche Bürger und Capitalist Thomas Goff, ein gewaltiger liberaler Stimmführer, aber ohne Einsicht, das Werkzeug in den Händen Andrer; die beiden letztgenannten sind die einzigen theilweise komischen Personen des Stücks, Caverly mit Bewußtseyn, ironisch-humoristisch, Goff ohne Bewußtseyn, eingebildet, dummhochmüthig und grob.

Delavigne's Komödie beginnt mit einem Frühstück (— eine weitere Aehnlichkeit mit der Journalistenschule! —), wobei Eduard Lindsey auf den bürgerlichen Ruhm, Mortins auf das Volk, Caverly aufs Ministerium, Sir Gilbert Lindsey aufs Land anstoßen. Eduard, der Wirth, bespricht sich sodann mit seinem Vater über die öffentlichen Angelegenheiten. Für den Abend steht eine Debatte bevor über die vom Ministerium beantragte Suspendirung der Habeas-Corpus-Acte und Bewilligung von Subsidien, wo Eduard das Ministerium zu schlagen hofft. Die Stelle des Lord Mayors von London ist erledigt; Lord Derby und Neibroun sind die Candidaten; Sir Gilbert sucht seinen Sohn zu bestimmen, für Neibroun, als einen redlichen Mann, zu stimmen und zu wirken, wozu Eduard zögernd sich entschließt, obgleich er Derby nicht allzuhoch schätzt. „Denkt er als Jakobit, spricht er als Demokrat." Eduard sagt seinem Vater zu, ihn morgen auf seiner Villa zu besuchen, wohin auch Caverly und Derby sich eingeladen. Zum Schluß dieser Scene spricht sich der Vater über die Popularität in folgendem Erguß (versteht sich in Alexandrinern!) aus:

Sir Gilbert.

Hör' mich! die Volksgunst, die ich für dich fürchte,
Nimmt anfangs uns auf ihre Feuerflügel,
Und gibt uns viel und fordert von uns wenig.
Torfeindin oder feur'ge Freundin ist sie,
Und ihren Ruhm hat sie und ihre Schmach.
Jung mußt du lieben sie; ihr falscher Reiz
Macht schlagen noch, berauscht mein altes Herz.
Oft auf der Galerie, wo deine Stimme
Ans Herz mir greift, wenn sich ein ganzes Haus
Erhebt, einmüthiger Begeistrung voll,
Dir zujauchzt, bis zum Himmel dich erhebt,
Fühl' ich im Auge göttlich süße Thränen.
Doch kommt der Wille dem Genie nicht gleich,
So wird zur Tyrannei bald diese Gunst.
Gar Mancher, der am Zügel sie zu führen
Vermeint, ist ganz von ihr beherrscht, und dann
Fordert sie mehr als sie zuvor gegeben.
Man bringt ein erstes Opfer ihr zu lieb,
Ein zweites, drittes dann; und hat man Ruhe,
Vermögen, Glück geopfert ihrer Laune,
Kommt trotzig sie, zu fordern auch die Ehre, —
Nicht jene falsche, die sie selbst ertheilt,
Nein, die Selbstachtung, welche nichts ersetzt.
Dann fällt der Ehrenmann oder der Götze;
Und eine Niederlag' ist selbst der Sieg.

Man widersetzt sich, sie gebietet trotzig;
Man beugt sich, und sie unterdrückt und schleppt
Von Fehlern zu Verbrechen den Besiegten.
Verachtet man dagegen ihr Gebot:
Verbirg dich, Apostat! oder du siehst
Auf ihren Ruf aufstehen, wuthentbrannt,
Die sie hält an der Koppel, um zu schmeicheln
Wer ihr sich fügt, — zu beißen, wer ihr trotzt:
Elende Lästerer von Tugenden
Die sie nicht haben mehr, gemiethete
Verleumder des Talents das ihnen fehlt.
Sie treibt und hetzt die Meute und sie ächzt sich
Dadurch, daß ihren Zorn und ihren Koth
Sie ins Gesicht die wirft. So war sie immer,
So ist in unsern Tagen sie, so wird
Man stets sie sehn in einem freien Land;
Und gilt es: schuldig scheinen oder seyn,
Gib hin die falsche Ehre für die wahre,
Bedenke: besser ist's, als Bürge sich
Zuziehn den Haß und die Verachtung Aller,
Als Eines — seine eigne, zu verdienen!

Die andern Gäste kommen, etwas angetrunken, und machen Sir Gilbert zum Schiedsrichter über ihre politischen Grundsätze. Die Rede kommt dann auf einige Ausdrücke in einer Rede, welche Eduard bei einem Festmahl gehalten, und worin er das Volk von der Pflicht des Gehorsams freigesprochen haben sollte; so gab das Journal von Godwin seine Rede wieder. Eduard erklärt, daß er jene Ausdrücke nicht als die seinen anerkenne; Godwin verbreite überhaupt nichts als Lügen. Er zeigt einen Brief, worin er die Angabe Lügen strafen will. Sir Gilbert beglückwünscht seinen Sohn darüber, und flüstert ihm beim Abschied zu, daß er außer Stand sey, für jetzt mehr Geld für ihn anzuschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Neugriechisches.

Klephtenlieder.

Auf Bukovallas.

Welch Lärmen ist's, das sich erhebt,
Welch übermäßig Tosen?
Wie, fallen Stiere unterm Beil,
Sind's Kämpfe wilder Thiere?
Nicht Stiere fallen unterm Beil,
Nicht kämpfen wilde Thiere;
Der Bukovallas liegt im Steeit
Mit Anderthalbmaltausend,
Inmitten von Keraffovos
Und vom Kännierlande. —
Das blonde Mägdlein ruft herab,
Herab vom Fensterstocke:
„Seh' aus, Janni, seh' aus den Streit,
„Seh' aus die Flintenschüsse,
„Daß sich der Staub zur Erde senkt,
„Die Pulverwolken steigen,
„Damit man zähle deine Schaar,
„Und seh', wie viele fehlen!" —
Dreimal zählt man die Türken durch,
Es fehlen Fünfmalhundert.
Die Heldensöhne zählt man drauf,
Da fehlen drei der Tapfern. — —
Nach Wasser ging der Eine aus,
Der Andre, Brod zu holen,
Der Dritte nur, der Trefflichste,
Der ruht auf seiner Flinte.

Das Grab des Dimos.

Die Sonne sinkt von ihrem Thron,
Und Dimos gibt Befehle:
„Auf, Jungen, schleppet Wasser her
„Zum Speisen auf heut Abend!
„Du aber setze dich mir nah,
„Lamprakis, lieber Neffe!
„Trag meine Waffen fürderhin,
„Sey du forthin der Häuptling!
„Ihr aber, meine Jungen ihr,
„Nehmt mein verwaistes Schwert hier,
„Haut grüne Zweige von dem Baum
„Und streut sie mir zum Lager;
„Bringt auch den Priester mir herbei,
„Daß er mich beichten höre,
„Daß ich ihm sage die Vergehn,
„So viel ich je begangen:
„Anführer war ich dreißig Jahr'
„Und zwanzig Jahr' ein Klephte,
„Und nun ist mir der Tod genaht,
„Nun bin ich im Verscheiden.
„Bestellet mir das Grabgemach,
„Hoch sey es und geräumig,
„Auf daß ich aufrecht steh' zum Kampf
„Und frei die Flinte lade.
„Und endlich auf der rechten Hand,
„Da lasset mir ein Fenster,
„Daß mir die Schwalbe könne nahn,
„Den Frühling anzumelden,
„Daß mir der Nachtigallen Lied
„Den halben Mai verkünde."

Inschrift auf Kontojanni's Schwert.

Wer vor Tyrannen nicht erbebt
Und freigesinnt auf Erden lebt,
Deß Ruhm und aller Werth sein
Kann einzig nur sein Schwert seyn.

Auf Andruzzos.

Andruzzos' Mutter ist betrübt,
Andruzzos' Mutter weinet;
Oft kehrt sie nach den Bergen sich,
Und schilt sie allzusammen:
„Ihr wilden Höhn von Agrafa,
„Agrafsche Gipfelhöhen,
„Was thatet ihr mit meinem Sohn,
„Dem Capitän Andrikos?
„Wo ist er, daß er nicht erscheint
„In diesen Sommertagen?
„Am Aspros nicht vernimmt man ihn,
„Noch auch in Karpenissi.
„Fluch über euch, ihr Herrn des Raths,
„Fluch dir Karageorgis!
„Ihr habt mir meinen Sohn geraubt,
„Den Starken, den Verwüster.
„Versiegt, ihr Ström', in eurem Lauf,
„Kehrt rückwärts eure Wellen,
„Den Weg Andrikos decket auf,
„Führet ihn nach Karpenissi!"

Auf Liakos.

„Liakos, neig' dem Pascha dich,
„Verneig dich dem Veziere,
„Daß du der erste Häuptling seyst
„Und Derven-Aga werdest!"
Doch er entgegnete darauf,
Und sendet seine Antwort:
„So lang Liakos Leben hat,
„Neigt er sich keinem Pascha.
„Zum Pascha hat er seinen Stahl
„Und zum Vezire die Flinte."
Wie Ali Pascha das vernahm,
Verdrießt es ihm gar bitter.
Da fertigt er ein Schreiben aus,
Und sendet diesen Auftrag:
„An Veli Gurkas, der mir dient,
„In meinem Land und Dörfern:
„Liakos will ich! Liefr' ihn mir,
„Sey's todt nun oder lebend!"
Mit seiner Schaar zieht Gurkas aus,
Zu jagen auf die Tapfern,
Zieht aus, und überraschte sie
Im Wald, am schwarzen Moore.
Das Mordgeschrei eröffneten
Die donnernden Gewehre.
Der kurze Jakob jauchzt hervor
Aus seinem Hinterhalte:
„Faßt Heez, ihr meine Jungen ihr!
„Auf, wehret euch, meine Kinder!"
Im Laufe dringt Liakos vor,
Das Schwert in Zähnen haltend.
Da weinten Albaneserfrauen,
In schwarz Gewand gehüllet;
Und Veli Gurkas kehrte heim,
Im eignen Blute schwimmend,
Verwundet ward auch Mustapha,
An Hand und Knie verwundet.

Der Suliotenkrieg.

Verhüllend hing ein schwarz Gewölk
Ob Suli und Kiafa.
Der Regen floß den ganzen Tag,
Die ganze Nacht durch schneit' es.
Da scheitert von Systrani her
Ein schlankgewachs'ner Krieger,
Er bringt vom blut'gen Janina
Gar schwarze Neuigkeiten:
„Weh, unsre schmucken Jünglinge
„Verrieth ihr Bundesgenosse.
„Des Fotos Kinder, — ha vernehmt's, —
„Die Jünglinge des Drakos,
„Sie hat das falsche Drivinon
„Verrathen, unsre Kinder.
„Zum Ali Pascha brachte man
„Die Sechse nach der Reihe,
„Der schlachtete gleich ihrer vier,
„Nur zweier Leben schont' er:
„Das ist des Dimos Drakos Sohn,
„Mit ihm des Fotos Bruder." —
Sobald nur jene dieß gehöret,
Mißdäucht es ihnen höchlich.
„O Herr," so sprachen alsobald
Auch diese zwei zum Bischof,
„Für unsre Jüngling' alle sechs
„Sing' deine Todtenpsalmen.
„Die zweie, gleich den andern vier,
„Wir rechnen sie für Todte;
„Denn weder schonet der Tyrann
„Der Sulioten Leben,
„Noch gilt bei uns ein Suliot
„In seiner Hand für ledend!"

Lechner.

Berichtigung.

In den Nummern 27 und 28, 35 und 36 und 38 und 39 dieser Blätter steht unter einigen Uebersetzungen von R. Burns' und Silvio Pellico's Gedichten irrthümlich der Name: F. Freiligrath, statt: J. Graf von Riesch, was hiemit berichtigt wird.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 62 u. 63.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

23 Mai 1840.

Miß Grace Kennedy.

Diese Schriftstellerin ist zwar schon im Jahr 1825 gestorben, aber die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums ist erst in den letzten Jahren durch zwei neue Uebersetzungen ihrer Schriften auf sie gelenkt worden, und wir wollen uns einer Besprechung ihrer Erzählungen um so weniger entziehen, als sie die Repräsentantin einer eigenthümlichen Litteraturgattung ist.

Die Macht und Bedeutung, welche der Roman in den neuesten Zeiten erlangt hat, wird fast durch nichts so schlagend bewiesen, als durch den Umstand, daß selbst die „Frommen" im ausgezeichneten Sinne des Worts, in dem Sinne, in welchem das Wort den scharfsten Gegensatz bildet gegen das Weltliche, sich dazu verstehen, ihre Ansichten und Lehren in diese Form einzukleiden und der Weltlichkeit diese Concession zu machen, vor welcher vor fünfzig Jahren noch die ihnen gleich Gesinnten schen zurückgebebt wären. Und zwar nicht die Form der bloßen Erzählung ist es, welche von der genannten Engländerin gewählt wurde, um darin ihre religiösen Ueberzeugungen niederzulegen, sondern die des Romans im eigentlichen Sinne, wie er zu seinem Hauptthema das Schicksal von Liebenden, von Personen beider Geschlechter, hat, und die Verwicklung und Entwicklung desselben bald mehr äußerlich, bald mehr innerlich, verfolgt und darstellt. Bei vielen Frommen, oder Pietisten, steht der Roman überhaupt im übelsten Geruch; sie halten es geradezu für Sünde, Geschichten zu erfinden, in welchen die irdische Liebe eine so große Rolle spielt, sie jammern über die Verderbniß der Jugend und der Erwachsenen, deren kostbare Zeit durch solche frivole Lectnre getödtet, deren Interesse durch müßige und eitle Erdichtungen von der Wahrheit abgelenkt, deren Phantasie wohl auch durch lebhafte Schilderungen gereizt, entzündet und vergiftet werde. Gewiß verräth es daher schon einen freiern Sinn, wenn ein Mitglied jener Schule oder Seete sich über das Vorurtheil gegen jene weltliche Form erhebt und sie durch den Gehalt, womit es sie zu erfüllen sucht, zu reinigen und zu adeln bestrebt ist. Auch ist es uns nicht unwahrscheinlich, daß manche der Frommen von der strengsten Observanz das Beginnen der Miß Kennedy als weltliche Ketzerei mißbilligen und die Möglichkeit, durch solche Anbequemung an den eiteln Geist der Welt nnd der Zeit Gutes zu stiften, längnen werden.

Von den Schriften der Miß Kennedy ist uns Dunallan, welcher ganz eigentlich in die Gattung des Romans fällt, eben aus diesem Grunde, die beachtenswertheste. In den kleinen Erzählungen, welche sämmtlich einen streng religiösen und christlichen Charakter tragen, gerieth sie in keine Collision mit einer als weltlich verrufenen Form; sie sind lebendig, anschaulich, rührend, und auch derjenige, der nicht alle einzelnen religiösen Ansichten und Begriffe, die darin ausgesprochen sind, billigt, wird der edeln Gesinnung Gerechtigkeit widerfahren lassen, und die Lecture derselben im Allgemeinen für nützlich und wohlthätig erklären. Die Verfasserin hat sie zum Theil ausdrücklich für Kinder bestimmt. Manches jedoch dürfte in diesen Kindererzählungen zu mißbilligen seyn. Wir finden darin manchmal eine Art frommer, freilich ganz gut gemeinter Casuistik, durch welche ein kindliches Gemüth nur verwirrt und geängstigt werden müßte. Z. B. in der Erzählung Anna Roß bereitet eine Mutter ihre kleine Tochter auf ihren nahe bevorstehenden Tod vor, und sucht sie zur Ergebung darein zu stimmen auf folgende Art: sie sagt ihr, im Himmel mit ihrem kurz zuvor gestorbenen Gatten wieder vereinigt, werde sie glücklicher seyn, als wenn sie noch länger auf Erden leben müßte, und fragt sie dann: „Meinst du nnn wohl, daß du Gott noch mehr lieben würdest, wenn er mich in den Himmel nähme?" weinend erwiedert das Kind darauf: „Nein, wirklich nicht, liebe Mama, das kann ich nicht sagen, daß ich Gott lieben würde, wenn er dich von mir hinwegnähme." Darauf antwortet die Mutter: „dann, liebe Anna, liebst du mich mehr als Gott; und du erinnerst dich doch, wer gesagt hat: Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist mein nicht werth u. s. w." Das heißt ein kindliches Gemüth in eine vorgebliche, unnatürliche Frömmigkeit hineinängstigen. In

derselben Erzählung heißt es auch: „Warum, liebe Anna, meinst du wohl, daß Gott seinen Sohn in diese Welt gesandt und ein kleines Kind hat werden lassen?" — Das weiß ich nicht, Mama." — „Es geschah unter Anderm auch aus dem Grunde, meine liebe Anna, daß er selbst fühlen möchte, wie Kinder fühlen. Jesus war einmal ein Kind von deinem Alter, Anna, und erinnert sich, wie Kinder fühlen, und weiß seine Liebe und Gnade den Gefühlen derselben anzupassen u. s. w." Nicht nur ist die von der Mutter auf ihre eigne Frage gegebene Antwort etwas anmaßend und vorlaut, sondern es ist auch gewiß nicht wohlgethan, die Kinder, die ohnehin leicht mehr fragen, als die Erwachsenen zu beantworten wissen, ausdrücklich noch auf solche Weise zu Fragen zu veranlassen, ihnen dazu das Beispiel zu geben, auf welche man mit menschlichen Vermuthungen und Hypothesen antwortet. Ueberhaupt kann man wohl an den Pietisten in verschiedenen Ländern die Beobachtung machen, daß sie der Majestät Gottes und der Religion häufig nicht recht eingedenk zu seyn scheinen, wenn sie in kleinlicher, spielender, oft fast profaner Weise das Alltäglichste und Aermlichste damit in Verbindung zu setzen suchen, und zwar nicht so, daß sie das Geringfügige und Gewöhnliche in geistiger Betrachtungsweise zu Gott erheben, sondern recht eigentlich Gott zu allen ihren Angelegenheiten herunterzuziehen streben. Weil die Pietisten alles Einzelne auf Gott zu beziehen sich gewöhnen; wird es ihnen oft so schwer, in einem größern Ganzen das Walten und den Willen Gottes zu finden und zu erkennen, wovon die Folge ist, daß ihre Weltanschauung häufig so wenig heiter, so trübselig und finster ist. Dazu tragen auch ihre anthropomorphistischen und anthropopathischen Vorstellungen und Redeweisen von Gott bei, von dessen Zorn und Eifersucht sie gar viel sprechen. Gewissermaßen mögen sie damit nicht ganz Unrecht haben, gegenüber einer weichlichen und matten Sentimentalität, welche immer nur von der Liebe Gottes spricht — in der Art, wie man einem schwachen Vater Liebe zuschreibt — und alles Unrecht, alles Böse mit menschlicher Schwäche entschuldigt, und die Religion nur zu einigen ästhetisch-sentimentalen Effecten gebraucht; aber mit den Bildern und Ausdrücken wird die ganze Vorstellungsweise den Pietisten so leicht sinnlich gefärbt, und die sinnlichen Bilder spielen oft eine größere Rolle, als die Idee, deren Ausdruck sie seyn sollen. Die Idee der Heiligkeit Gottes wirkt und gilt weniger, als die Vorstellung des auf dem Thron des jüngsten Gerichts sitzenden, strafenden Richters; das aufs sinnlichste ausgemalte Bild der zwiefachen Ewigkeit soll das einzige Augenmerk, die Richtschnur für das ganze Leben auf Erden seyn. So wird z. B. von der Miß Kennedy die weltliche Musik verworfen, so das Tanzen, weil es keine Vorbereitung auf den Himmel sey; ein Knabe wirft sich eine nur etwas muntere Rede an einem Sonntag als eine Entweihung des Tags des Herrn, als eine Sünde vor u. dgl.

Wir übergehen die unvollendet gebliebene Erzählung: **Philipp Colville**, welche einen historischen Grund hat, und die Schicksale der presbyterianischen Kirche Schottlands unter den letzten Stuarts schildern sollte, so wie auch den: **Pater Clemens**, eine Art Controverse zwischen der katholischen und protestantischen Confession, in welcher natürlich die Confession der Verfasserin selbst den Sieg davonträgt, und wenden uns zu dem frommen Roman **Dunallan**.

Die **Helden** dieses Romans, wenn es erlaubt ist, diesen profanen Namen auf die fraglichen Personen anzuwenden, sind Eduard Dunallan und Katharine Dunallan. Sie sind, wie ihr gleicher Geschlechtsname andeutet, verwandt, und die Väter von beiden hatten schon längst unter sich die Verabredung getroffen, daß ihre Kinder, (es waren auf beiden Seiten die einzigen) sich mit einander vermählen und somit die Güter beider Familien vereinigt werden sollten. Die Lordswürde, welche der Vater Katharinens bekleidete, ging nach seinem Tod an den jungen Eduard Dunallan über.

Eduard und Katharine hatten aus kindlicher Pietät in den Wunsch ihrer Väter (beide Mütter waren lange todt) eingewilligt, aber beide hatten wenig oder vielmehr keine Neigung zu der ihnen angesonnenen, im angeblichen Interesse der Familie beschlossenen Verbindung. Wohl waren sie in früher Jugend mit einander bekannt gewesen; aber seit vielen Jahren waren sie sich fremd geworden, hatten sie sich, zumal da Eduard lange auf Reisen abwesend gewesen war, gar nie gesehen, und hatten gegenseitig nicht die günstigste Meinung von einander gefaßt. Die Erzählung beginnt mit dem Zeitpunkt, wo die Ankunft Eduards im Schloß Dunallan erwartet wird. Sein Vater war inzwischen gestorben, und auf dessen letzte Wünsche berief sich der Sohn in dem frostigen Schreiben an Katharinens Vater, worin er ihm zu wissen that, daß er in sechs Monaten einen Besuch machen werde, um die eingegangnen Verbindlichkeiten zu erfüllen. Nach Ablauf der sechs Monate kam wieder ein etwas artigerer, aber immer noch kalter Brief Eduards, des Inhalts, daß er in den nächsten Tagen eintreffen werde. Er sprach seine Bereitwilligkeit aus, Katharinens Wünschen in Betreff ihres künftigen Aufenthaltsorts in jeder Weise zu genügen, er selbst aber, fügte er hinzu, werde durch wichtige Geschäfte auf längere Zeit, vielleicht auf Jahre, nach London und ins Ausland gerufen.

Katharine, ein gutgeartetes, verständiges, lebhaftes und gebildetes Mädchen, welche in noch unreifen Jahren ihrem zärtlich geliebten Vater jenes Versprechen gegeben hatte, welches zu widerrufen sie sich auch jetzt aus Liebe zu ihm nicht entschließen konnte, sah jetzt, bei reiferer Einsicht und größerer Selbstständigkeit, mit Bangigkeit, ja fast mit Verzweiflung der Ankunft eines Mannes entgegen, der aus seiner Abneigung gegen die Heirath, sofern sein freier Wille betheiligt war, eigentlich kein Geheimniß machte, der sich dazu nur aus kindlicher Pflicht und Gehorsam bequemte, und gegen den sie überdieß durch sehr nachtheilige Gerüchte über seine Handlungsweise, seinen Charakter und sein persönliches Benehmen eingenommen war. Sie klagte ihren Kummer ihrer Cousine und Freundin Ellsabeth, deren Prophezeihung, wenn sie einander wieder kennen lernten, würden sie gewiß Geschmack an einander gewinnen und sich lieb gewinnen, sie ungläubig zurückwies. Er werde ihr leicht aus dem Gesicht lesen, daß er ihr verhaßt sey, da sie sich nicht zu verstellen vermöge, noch auch dazu Lust habe. Schon in frühen Jahren, erzählte sie, haben sie sich nie gut vertragen, und sich beständig gezankt; er sey damals schon

stets ernst, überlegt und pedantisch gewesen. Jetzt wolle er für gewaltig fromm, für weit frömmer als andere Leute gelten, und sey nach allem, was sie höre, sehr finster und streng. Die Leute in seiner Grafschaft nennen ihn deßhalb den Heiligen von Arnmore. Mit diesen Ansprüchen auf Frömmigkeit stimmen aber seine Handlungen schlecht überein. Er habe durch die dringendsten Wünsche und Anerbietungen seines ihn zärtlich liebenden Vaters nicht vermocht werden können, bei ihm in Arnmore zu bleiben; dagegen habe er auf widrige Weise mit Gefängnißbesuchen und Wohlthätigkeit Aufsehen gemacht, und überall auf Mißbräuche und Mängel hingewiesen, während er seinen eigenen Vater allein ließ. Nach dessen Tod habe er dessen sämmtliche Diener, die zum Theil zwanzig Jahre im Hause gewesen, ohne Geschenke entlassen; nur einem jungen hübschen Mädchen habe er Geld und eine Bibel gegeben. Ferner habe Dunallan die Vermählung seines Freundes Clanmar, der ihn auf seinen Reisen begleitet und ihm unbedingt ergeben gewesen, mit einer jungen Deutschen zu Stande gebracht, und zwar unter den verdächtigsten Umständen, so daß die Familie ihn für den abscheulichsten Heuchler halte; Clanmar selbst aber sey so böse auf Dunallan, daß er seinen Namen nicht mehr nenne. Endlich habe er seiner Schwester dadurch das Herz gebrochen, daß er sie verhindert habe, ihrem Gatten, der sein Vermögen allerdings durch Leichtsinn verloren und in der Noth eine Anstellung in Indien angenommen hatte, dahin zu begleiten; denn sein Vermögen habe ihm eine unbeschränkte Macht über die unglücklichen Gatten gegeben, die auf seine Unterstützung angewiesen waren. Ueberdieß aber war Katharinen auch noch durch Zufall ein Brief Dunallans zu Gesicht gekommen, worin er sich über ihren Charakter, ihre bösen Neigungen, ihre falsche Erziehung aufs stärkste aussprach und geradezu erklärte, sie sey das Gegentheil von dem, was in seinen Augen bei einem Mädchen angenehm und liebenswürdig sey, so daß er sich mit dem Gedanken an seine projectirte Verbindung mit ihr nicht aussöhnen könne. Mit solchen Gefühlen und Gesinnungen, jedoch mit dem Entschluß, den Plan ihres Vaters nicht zu zerstören, ihm das Glück ihres Lebens zum Opfer zu bringen, und durch die Genüsse und Freuden der Freundschaft und der Natur so viel als möglich zu trösten und zu erheitern, sah Katharine, welche den Zustand ihrer Seele, ihrem Vater nach Kräften verbarg, der Ankunft ihres Zukünftigen entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei politische Komödien,

Casemir Delavigne's Popularité und die École des Journalistes der Madame Émile de Girardin.

(Fortsetzung.)

Eduard und Mortins, allein, besprechen mehrere wichtige Angelegenheiten. Mortins, der junge heißblütige Republicaner, fordert zuerst seinen etwas ältern und kühlern Freund auf, bei dem Leichenbegängniß Nevils, eines hochgeachteten, tugendhaften Parlamentsglieds, eine Rede zu halten. Die Rede kommt dann auf ein Landgut, das die Stadt London ihrem Liebling, Eduard, zum Geschenk gemacht hat. Mortins, uneigennützig und stolz, billigt dieß nicht ganz; man habe sich zu sehr beeilt, zumal da an der Subscription noch 7000 Guineen fehlen, welche natürlich Eduard herschießen solle. Eduard hat kein Geld, und hat das Gut schon an die Hospitäler der Stadt verschenkt. Mortins hofft das Geld von Goff zu bekommen. Endlich gibt Eduard seinem Freund das Schreiben, worin er Godwins Journal Lügen straft, um es in sein Journal einzurücken. Mortins redet es ihm aus und Eduard gibt nach. Hier folgen ziemlich ausführliche Raisonnements über die Presse:

Eduard.

Die Presse ist das schönste Recht, das man
Als Ehrenmann unter'm Gesetz kann üben;
Lebend'ge Schützerin der Freiheit Aller,
Ist sie des Mächt'gen Angst, des Schwachen Hoffnung.
Ehre dem Autor, der die Wahrheit sagt
Der drohenden Macht wie dem gereizten Volk,
Als höchster Richter, ohne Gunst und Furcht,
Denn heilig und gefahrvoll ist sein Amt.
Doch nichts Heilloseres kenn' ich, als den Mißbrauch
Solch eines Guts, um Schlimmes zu bewirken;
Den Dieb verachtet' ich minder, dessen Hand
Im Schutz der Nacht nach meiner Habe greift,
Er gilt mir wen'ger elend, als der tück'sche
Feigling, der mächtig durch ein heil'ges Recht,
Von dem er als ein Räuber macht Gebrauch,
Schmählich sich des Gesetzes Aug' entzieht,
Um als Verleumder mir die Ehr' zu stehlen.

Lord Derby wird angemeldet; Mortins flüstert Eduard zu, er solle ihm seine Stimme bei der Lord Mayors Wahl geben; die Extreme, Republicanismus und Jakobitismus, berühren sich. Lord Derby beglückwünscht Eduard zuerst zu jener Rede, namentlich zu der trefflichen Stelle (welche Eduard nicht gesprochen), grüßt Mortins und ladet ihn in seinen Salon für den Abend und für künftig ein. Mit Eduard allein spricht er zuerst von seiner Nichte und bittet ihn dann um seine Stimme. Eduard fragt ihn, ob er den Eid abzulegen gedenke. — Bekanntlich ist in der französischen Kammer die Bedeutung und Nothwendigkeit des politischen Eids zur Sprache gekommen und von einigen Seiten dessen Abschaffung verlangt worden. Der Dichter der Popularité faßt das Raisonnement für und wider in folgenden Reden zusammen:

Eduard.

Darf wissen ich, eh' wir den Punkt erörtern,
Mylord, ob Euch der Eid kein Anstoß ist?

Lord Derby (kälter).

Ueber den Eid hat Jeder seine Ansicht,
Entscheiden kann hierein nur das Gewissen.
Mein Vater, ihn verweigernd, handelte,
So scheint mir, weniger als Staatsmann, denn

Als Märtyrer für seine Könige;
Denn, mag die Weig'rung auch heroisch seyn,
Unmöglich macht sie's uns, dem Staat zu dienen,
Ihm schulden alle Bürger ihre Kraft;
Soll ich die schwache mein'ge ihm versagen?
Für die Regierung hab' ich wenig Neigung —
Doch sie besteht; und weil entfernt, daß man
Ein Factum, welchem man sich fügen muß,
Zum Dogma macht, scheint mir, ein Ehrenmann
Läßt gelten wohl das Factum, nicht das Recht.
Ueber das Ziel beruhigt, das mein Herz
Sich vorgesetzt, mach' ich mir wenig
Aus einer Förmlichkeit; und da der Zweck
In diesem Fall das Mittel wohl entschuldigt,
Nenn' ich mich Unterthan aus Bürgerpflicht.
Alles mit Vorbehalt! polit'scher Eid —
Was ist das? — ein erzwungener Vertrag,
Welchen... gewisse keil'sche Fälle... können
Gewissermaßen brechen... in gewissen
Zeitpunkten, und der mich nicht kann verpflichten,
Mich nicht kann binden, wie ein andrer Eid.

Eduard.

Erlaubt mir, Euer Ansicht zu bestreiten;
Nicht kann der Willkür heimgestellt seyn, was
Die Ehre angeht; mög' es noch so schwer
Uns fallen, — wenn er frei geleistet ward,
Bleibt ein polit'scher Eid doch stets ein Eid;
Verweigre ihn und leist' ihn, wer da will,
Doch wer ihn bricht, den kann ich nicht entschuldigen.
Die Pflichten deuten heißt die Pflichten tödten!
Ihre moralische Gewalt kann nicht
Bestehn mit solcherlei Ausflüchten, nicht
Mit Unterscheidungen, die machten, daß
Ein Mensch sollt' haben zweierlei Gewissen,
Und daß der Staatsmann thäte ohne Erröthen,
Weß der Privatmann sich von Herzen schämte.
Dann gibt es nichts mehr, was verdammlich wäre,
Dann wär' kein Attentat und kein Verbrechen
So scheußlich, welches nicht das Interesse
Rechtfertigen und es befehlen könnte,
Und alles, selbst der Meuchelmord, wär' Tugend.
Drum ehren wir der Pflichten Despotismus;
Nicht Freiheit noch Gesetze stehen fest,
Wenn Redlichkeit im Staate nichts mehr gilt.
Wenn kein Meineid'ger ist des Lands Erwählter,
So darf es zweifeln nie an meinem Eid;
Aus Achtung vor mir selbst bleib' ich ihm treu;
Und nicht begreif' ich, wie ein feierlich Wort,
Vor Gott, vor allen Menschen ihm gegeben,
Ein minder bindender Vertrag für uns,
Ein wen'ger heil'ger Band sey, als das Wort
Welches ein Spieler seinem Dieb verpfändet,
Der ihn auszieht in einer Hölle Londons.

Jetzt wird Eduard ein Brief von der Lady Strafford gebracht, die heimlich in London angekommen ist, und ihn sogleich zu sprechen wünscht. Eduard erklärt dem Lord, er müsse sogleich ausgehen. Lord Derby will ihn in seinem Wagen mitnehmen, aber Eduard würde dadurch die Anwesenheit der Lady verrathen, und lehnt es ab. Während dem aber kommt Mortins und meldet Eduard, daß das Volk heranziehe, festlich wie an einem Wahltag, um ihn zu seinem ehrenhaften Benehmen zu beglückwünschen. Eduard ist in der größten Spannung, Unruhe und Ungeduld, er will ausweichen und forteilen, wird aber von den Anwesenden aufgehalten, und die Bürger dringen herein, Thomas Goff an ihrer Spitze, welcher eine Anrede an Eduard hält. Eduard sucht immer noch sich loszumachen, aber als ein ächter Märtyrer der Popularität wird er festgehalten, und wie er darauf besteht, auszufahren, spannt sich das Volk an seinen Wagen und führt ihn ein paar Stündchen durch die Straßen Londons, an den Fenstern seiner Geliebten vorbei, die er nun natürlich nicht zu sprechen bekommt. So schließt der erste Act.

Im zweiten Act finden wir zuerst Lord Derby und Godwin bei einander. Godwin wird von Derby unterstützt, aber er will auch öffentlich von ihm anerkannt und protegirt, durch seine Vermittlung ins Parlament gewählt werden, wozu der adelsstolze Derby wenig Lust hat, obgleich er dem Journalisten, welcher seine Geheimnisse kennt, schmeicheln muß. Ganz unerwartet tritt Lady Strafford ein; ihre Erscheinung macht dem Lord Angst, und noch mehr ihre kühnen Worte, ihr Drängen zum Handeln, da er, aus Furcht, ganz auf der legalen Bahn zu bleiben gedenkt. Sie verspricht ihm jedoch die Stimme und den Einfluß Eduards bei der bevorstehenden Wahl zu verschaffen und deutet auf das Bündniß zwischen Demokraten und Jakobiten hin. Die Lady spricht ihren Heroismus in Folgendem aus; Derby hatte ihr gesagt, es könne ihnen beiden um den Kopf gehen und er habe nicht Lust, so viel zu wagen; darauf erwiedert sie;

Lady Strafford.

Oh! das ist ein Gedanke, dran man sich
Gewöhnt, ja vielmehr, den man liebgewinnt,
Weil er das Herz aufregt. Ich conspirire!
Dieß große Wort knüpft uns an das Geschick
Von einem Königreich; wie Eduard
Gewinnt man seine Popularität;
Bekannt wird, was man thut und was man spricht;
Alles wirft Einem seinen Ruhm zurück,
Und wie in seinem Spiegel, sieht man sich
In der Geschichte. Ich, ich habe mich
Daein gesehn, als einsam, abenteuernd
Ich um mich trieb unter den Clans, bedeckt
Vom Plaid des Bergvolks, wenn ins Angesicht
Der Sturm den Schaum von einem See mir peitschte,
Wenn über Athols Felsen einen Weg
Ich bahnte mir, wenn ich um Mitternacht
Umirrte in dem feuchten Haidekraut,

Und meinen armen Fuß der Sturzbach netzte;
Aber so ruh'g wie im Festgewand,
Wenn ich die Seele eines Balls nach einer
Erob'rung war, die Stirn bekränzt mit Blumen,
In meinem Auge ließ des Sieges Glanz
Von unsern letzten kühnen Thaten strahlen.
Ein seltsam Leben, Mylord, aber frei,
An Abenteuern reich, wo man fast glücklich
Sich fühlt beim Unglück, das man hat zu leiden;
Wo nie der Morgen für den Abend bürgt,
Wo jede Stunde hat ihre Gefahr,
Doch jeder Augenblick auch seine Hoffnung!
Ein Traum, wo schwillt das Herz, und braust der Geist!
Ein stürmischer und zaubervoller Rausch!
Ein Reiz, viel süßer als die Ruhe, glühend
So wie die Liebe, mischt sich in dieß Chaos
Verworrenes und heftiger Gefühle!
Das ist die Wonne unerschrockner Seelen!

Mortins, der kommt, sucht jetzt den Lord für seine Plane zu stimmen, welche darauf hinauslaufen, daß bei dem bevorstehenden Leichendegängniß Nevils ein Aufstand ausbrechen und die Regierung stürzen soll, welchen Derby, als Lord Mayor nicht wenig begünstigen könnte. Der Lord versteckt sich jedoch immer mit seiner Furchtsamkeit hinter die Gesetzlichkeit und entschlüpft wie ein Aal dem leidenschaftlichen Journalisten. Mortins verspricht am Ende dem Lord, ihm seine Wahl zu sichern, und dieser erklärt sich in allgemeinen Ausdrücken als seinen Bundesgenossen, bedingt sich aber die strengste Verschwiegenheit aus. Der Lord beredet Mortins, daß Lady Strafford ihn tödtlich hasse, und versichert ebenso diese, daß Mortins solche Gesinnungen gegen sie hege. Jetzt treffen Caverly und Eduard bei Lord Derby ein. Während die andern sich entfernen, bleibt Eduard allein im Zimmer, das Mißgeschick beklagend, das den Besuch bei seiner Geliebten vereitelte; da tritt die Lady aus dem Gemach, in das sie sich zurückgezogen, hervor, und die Liebenden überlassen sich einen Augenblick ihrer Freude, bald aber gehen sie auf die öffentlichen Angelegenheiten über. Eduard gesteht seiner Julia, daß sie es sey, die ihn in seiner öffentlichen Thätigkeit begeistre; sie benützt dieß, um ihn zu bitten, ihrem Oheim seine Stimme und seinen Einfluß zu seiner Erwählung zu leihen. Eduard besinnt, sträubt sich; er bittet sie, ihm einen Ort zu bestimmen, wo sie sich wiedersehen könnten, bittet sie, morgen ihren Oheim zu seinem Vater zu begleiten; sie schlägt es aus, und macht ihm Vorwürfe wegen seiner Weigerung, für Derby nach ihrem Wunsch zu stimmen, sie stellt ihm vor, wie unpopulär Neldronn sey, und bestürmt ihn mit den süßesten Schmeicheleien. Lord Derby und Thomas Goff treten ein, der letztere, um von Eduard die Anweisung zu holen, für wen man stimmen solle. Lady Strafford gibt für Eduard die Antwort: Lord Derby. Eduard vermag nicht zu widersprechen. Lord Derby und Lady Strafford drücken dem Thomas Goff die Hand, welcher ganz zufrieden, ja berauscht weggeht, um Derby wählen zu lassen.

Im dritten Act empfängt Sir Gilbert auf seinem Landgut seinen Sohn mit Vorwürfen, daß er Derby's Wahl durchgesetzt habe, gegen welche sich dieser mit dem unvermeidlichen Einfluß des politischen Interesse vertheidigt. Sir Gilbert sieht Mortins zu Pferd sich nähern, und entfernt sich, voll Unmuths, um ihn nicht empfangen zu müssen. Umsonst sucht Eduard seinen Vater zu begütigen und aufzuhalten. Mortins ist gekommen, um von Eduard zu verlangen, daß er bei dem Leichenbegängniß spreche und so das Volk in Flammen setze. Er verlangt von ihm einige von ihm unterschriebene Worte, um damit die Bürger und Arbeiter zum Leichenconduct einzuladen. Eduard erkundigt sich, ob ihm Mortins für die Ruhe bürge, und dieser bejaht, jedoch mit einigen Reservationen, die Frage. Eduard geht, die Adresse an das Volk aufzusetzen, und Mortins triumphirt, daß Eduard, trotz seiner Abneigung gegen gewaltsame Schritte, doch *seinen* Absichten dienen und das Volk aufregen müsse. Während er allein ist, kommt Lady Strafford; beide, von Lord Derby belogen, glauben sich tödtlich von einander gehaßt, aber nach einigen Worten verstehen und begegnen sie sich, indem jedes durch das andre seine Zwecke zu erreichen hofft. Beide erkennen die Feigheit Lord Derby's, und veradreden sich, ihn dadurch, daß man ihm vorschlage, zu handeln, dahin zu vermögen, daß er die Lord Mayorschaft für jetzt in Eduards Hände lege, welcher von ihnen Beiden, von der Geliebten und vom Freund, und von der Stimme des Volks gedrängt, sich nicht werde widersetzen können. Lord Derby kommt und der verabredete Plan wird sofort und zwar mit dem besten Erfolg in Ausführung gebracht. Sie sprechen ihm davon, daß er Geld, daß er Waffen herbeischaffen, sich an die Spitze der Bewegung stellen solle, daß es den Sturz der Regierung, oder eignen Untergang gelte, und Lord Derby geräth in die größte Angst. Eduard, dem sie nichts zu sagen verabreden, kommt mit der Adresse zurück, die er Mortins einhändigt, mit dem Bemerken, daß er auch den Namen des neuen Lord Mayors darin genannt habe, womit Mortins sehr zufrieden ist, was aber die Angst Derby's verdoppelt. Mortins eilt mit der Adresse fort. Sir Gilbert tritt wieder ein, begleitet von Caverly, der schlimme Neuigkeiten von London mitbringt. Der jakoditische Aufstand mache Fortschritte; man zittre davor, daß London morgen der Schauplatz des Bürgerkriegs seyn werde; die Insurgenten seyen in Carlisle eingezogen, das Ministerium, durch die Opposition gelähmt, vermöge nichts zu thun; man spreche von einem Complot, das auf dem Punkt sey auszubrechen, dessen Seele die in London angekommne Lady Montrose seyn solle. Eduard ereifert sich über diese Frau, die das Glück des Landes ihrer Grille opfern wolle, und erklärt, daß sie keine Schonung mehr verdiene; Lady Strafford vertheidigt und rechtfertigt mit Lebhaftigkeit die Geschmähte. In der City, meldet Caverly weiter, erhebe sich der Sturm und die Minister haben schon nach dem Lord Mayor fragen lassen. Lord Derby geräth in große Angst und erklärt, er eile sogleich nach London. Auch Eduard eilt fort, nachdem ihm noch sein Vater ins Gewissen geredet, seine Ehre rein zu erhalten, alles aufzubieten zur Rettung des Landes. Auch Lady Strafford entfernt sich.

Der vierte Act zeigt uns Eduard in seinem Salon. Lord Derby hat seine Amtsgewalt in Eduards Hände niedergelegt. Dieser hat nach den Aldermen geschickt, die aber alle ausgegangen oder krank sind. Er hat nach Mortins und Goff geschickt, welche kommen werden. Es gilt bei der bevorstehenden Leichenfeier dem Volk, und am Abend den Ministern Widerstand zu leisten. Schon hat er einen Brief an Harrington geschrieben, worin er bittet, ihn im Nothfall mit bewaffneter Macht zu unterstützen; aber im Begriff, ihn abzusenden, nimmt er ihn wieder zurück, besorgt, die Freiheiten der Stadt zu gefährden. Godwin kommt, von Derby geschickt, und erklärt, daß der Lord abgereist sey, daß er sich nicht habe entschließen können, den Eid zu leisten. Sodann bietet Godwin Eduard, unter den größten Lobsprüchen und Schmeicheleien, seine Dienste, seine Feder an, unter der Bedingung, daß er ihn ins Parlament bringe, daß er die City für ihn stimme. Eduard erklärt, sich nicht binden, sich noch nicht entscheiden zu können. Godwin versteht die Weigerung und stimmt jetzt einen andern Ton an, den der Drohung; Eduard ist dagegen gleichgültig; Godwin laßt ein Wort fallen, daß er seinen Vater angreifen werde. Sie trennen sich in erklärtem Krieg. Auf die Bemerkung Godwins, Eduard verachte die Presse, antwortet dieser:

Eduard.

Ihr irrt Euch, Herr, ich achte sie sehr hoch!
Bedrohung ihrer Rechte gälte mir
Als ein Verbrechen; sie vertheidigen wüed' ich,
Und müßt' ich selbst das Opfer werden. Doch
Wer seyd Ihr, daß Ihr sprecht in ihrem Namen?
Hat sie nur Eine Stimme, Euer? Nein!
Kein Einzelner vertritt die ganze Presse;
Wenn nicht Erörterung Vieler fände Raum,
So wär' ihr Spruch, ohne Berufung, den
Ein Einziger zu fällen sich vermäße,
Die Tyrannei vielmehr, und nicht die Freiheit;
Dagegen, gegen Alle, unsre Bürgin
Ist sie; aus einem unabläßigen Kampf
Tritt immerdar unsterblich sie hervor,
Dem falschen Recht stets die Gerechtigkeit
Entgegenhaltend, und das Factum, das
Man glauben muß, der leicht geglaubten Lüge;
Die Namen, drauf sie stolz ist, jenen, die
Sie nur mit Scham erfüllen; reine Namen,
Edle Talente — auf die zähle ich!
Ich glaub' an ihre Macht und segn' ihr Wirken;
Wahrheit ist ihr Gesetz, ihr Ziel das Gute.
Das sind die Stützen der anständigen Presse.
Die sie geachtet machen durch ihr Wirken,
Erkennend, daß die beste Pflicht, sie zu
Vertreten, die ist: selber sich zu achten.

Caverly kommt mit der Nachricht, daß alles zu Grund gehe. Eduard meint, nur das Ministerium, und das habe weiter keine schlimmen Folgen. Caverly macht Eduard unter der Hand Anträge von Harrington, welcher geneigt sey, sich ihm zu nähern, wenn auch Eduard sich herbeilassen wolle, der auch seine finanziellen Verlegenheiten kenne und bereit sey, ihm zu Hülfe zu kommen u. s. w. Eduard lehnt alles entrüstet ab, und beharrt dabei, er wolle und müsse diesen Abend das Ministerium vernichten, und weist ebenso die Aussicht ab, in das jetzige Ministerium als erblicher Peer, als Herzog, einzutreten. Er entläßt Caverly mit dem Bescheid, daß er durch seine Rede in der Abendsitzung auf die ihm gemachten Anerbietungen antworten werde, daß er übrigens entschlossen sey, dem Volke, falls es sich zu Unordnungen hinreißen lasse, seiner Pflicht als Alderman gemäß entgegen zu treten, und nöthigenfalls mit gewaffneter Macht es im Zaum zu halten. Ehe noch Caverly weggegangen, kommen Mortins und Thomas Goff. Eduard erinnert Goff an seinen Einfluß beim Volk, dessen sich dieser hochmüthig rühmt, und bittet ihn, den drohenden Sturm abzuwenden und zu beschwichtigen. Dessen aber weigert sich Goff entschieden und grob; er wolle das Land nicht verrathen, und hätte, wenn er seinen Landsleuten dazu rathen wollte, keinen Einfluß auf sie; er kann es gar nicht glauben, daß Eduard im Ernst spreche, glaubt, er habe ihn auf die Probe stellen wollen, und beschuldigt ihn endlich der Heuchelei und Angst, indem er zwar dasselbe, wie das Volk, beabsichtige, aber nicht den Muth habe, es offen zu gestehen. Er entfernt sich in großem Zorn, entschlossen alles zum Ausbruch kommen zu lassen. Mortins dringt jetzt in Eduard, Harrington zu verdrängen und selbst Minister zu werden; Caverly unterstützt lebhaft diesen Rath und geräth dabei ganz in Feuer:

Caverly.

Gestern vertrauten sie die Ordnung, heute
Verleitet Ihr sie; was auch hätten sie
Mit der Gewalt noch, die man ihnen nimmt?
Es thut mir leid um sie, gern will ich sagen:
Es ist ihr Fehler nicht! es hätte Niemand
Am Ende besser sich herausgezogen;
Einscheiden laß' ich mich bei ihnen, ja
Besuchen will ich sie; denn ich verrathe
Einen politischen Freund niemals. Doch dieß
Ist nicht ein Fall zu kleben an Systemen.
Bildet ein Cabinet! sucht, rafft zusammen
Wen Ihr nur wollt, mich nicht, mir liegt nichts dran;
Der Bill heut Abend macht, um Gott! den Garaus!
Verwerft, verwerft sie! wenn sie durchgeht, ist
Kein Heil mehr! Ich versprech' Euch alle Stimmen
Die mir stehn zur Verfügung, doch vor allem
Denkt an die Bildung eines Cabinets!
Sucht, sucht und findet, um den Sturm zu stillen,
Eins, das man ihnen an den Kopf kann werfen!...
Benützt den Augenblick! Um Gottes willen,
Ein Ministerium! Vertrau'n hab' ich
Zu ihm; ich kenn' es nicht, doch unterstütz' ich's
Im voraus; von dem Thron und von dem Haus
Ist es im voraus schon genehmigt. Ich
Eile zu meinen Freunden, nach St. James.

Ich geh. Man glaubt mir; die Gefahr macht fügsam.
Ich selbst, ich bin so leicht nicht umzustimmen.
Und doch, weil ich verloren Alles sehe,
Verzweifelt — ich selbst werd' aus Mäßigung
Ein Wüthender; und wenn man Hab' und Gut,
Das Leben uns will nehmen: dann erscheint
Mir ein Gleichgültiger des Galgens werth!

Nachdem er fort ist, jubelt Mortins, daß das Ministerium fallen müsse, weil es sich selbst aufgebe, an sich verzweifle. Eduard kann seine Freude nicht theilen; er argwohnt, Mortins wünsche und hoffe den Umsturz nicht bloß des Ministeriums, sondern auch der Dynastie. Mortins gesteht es halb und halb. Eduard macht ihm Vorwürfe, daß er das Volk entketten und zur Wuth reizen, daß er dem Gesetz trotzen, daß er ein Rebell werden wolle; Mortins ruft aus:

Rebell sagst du! o heil'ge Rebellion,
Für Englands Volk ist es des Leu'n Erwachen!

Eduard, den Mortins zum Protector der zu gründenden Republik bestimmt hat, schlägt dieß entschieden aus, und erinnert seinen Freund, daß die Stuarts jeden Falls darauf harren, die Früchte eines Umsturzes zu ernten. Er erwartet eine bessere Zeit von der Befestigung der gesetzlichen Freiheit und von dem Fortschreiten von Vernunft und Sittlichkeit, nicht von Rebellion, Gewalt, Anarchie. Von Mortins befragt, ob er mitwirken wolle zu dem vorbereiteten großen Schlag, erklärt er ihm: eher werde er im Parlament für den Gesetzesvorschlag, Suspendirung der Habeas-Corpusacte und die Subsidien stimmen, und wenn Unruhen in der Stadt ausbrechen, die bewaffnete Macht herbeirufen. Mortins überhäuft ihn mit Vorwürfen; er sagt ihm, kein Freund werde ihm, dem Apostaten, bleiben, und die Ehre seines Vaters noch vor der seinigen sterben. Es stehe in Godwins Macht, dieselbe zu Grunde zu richten. Er zeigt Eduard ein Billet, in dessen Besitz Godwin gekommen, von Sir Gilbert Lindsey's Hand, worin dieser den Sir Robert Walpole, als ersten Lord des Schatzes, um Uebersendung der bewußten 50,000 Pfd. St. und um Verschwiegenheit bittet. Mortins fordert nochmals Eduard auf, sich an ihre Spitze zu stellen; dann werde Godwin, eingeschüchtert, keinen Gebrauch von dem Billet zu machen wagen; aber Eduard, wiewohl tief erschüttert, beharrt auf seinem Entschluß. Er will sein Land nicht verrathen, seinen Eid nicht brechen.

Lady Strafford stürzt herein, ein Asyl suchend; man sey auf ihrer Spur, man verfolge sie. Eduard, entrüstet, droht deßhalb Harrington zur Rechenschaft zu ziehen. Mortins flüstert Eduard zu, der Leichenzug nähere sich seinem Fenster; er solle sich nicht zeigen, solle den Rechten der Stadt nichts vergeben und im Parlament den Ruf der Freiheit erheben. Eduard ist erstaunt, daß seine Geliebte jene Projecte unterstützt; sie entdeckt ihm, daß sie sich jener nur als Mittel bedienen will, um die Stuarts wieder auf den Thron zu heben, unter welchen dann Eduard die Zügel der Regierung ergreifen soll, sie zeigt ihm seine Ernennung zum ersten Minister schon unterzeichnet; er zerreißt das Papier; sein Benehmen sey ihm vorgezeichnet; er gehe ins Parlament, um für das Gesetz zu votiren und lasse Truppen gegen das Volk marschiren. Lady Strafford ruft, sie sey verloren — sie gibt sich ihm als Lady Montrose zu erkennen. Eduard ist wie vom Donner gerührt; die Lady bestürmt ihn aufs neue mit den Bitten der Liebe, deren Gefühl in seiner Brust keineswegs erstorben ist; sie zeigt ihm, zwischen was er zu wählen habe, und verläßt ihn. Eduard allein, überlegt, schwankt in schwerer Wahl, er hört den Trauerzug; er denkt an die Tugend des gestorbnen Nevil, und entschließt sich den Brief an den Minister abzuschicken.

Fünfter Act. Die Scheiben in Eduards Salon sind zertrümmert. Er selbst sitzt vor seinem Tisch und liest zuerst das Journal von Mortins, das ihn der Verletzung der Rechte der Stadt anklagt und ihn als für die Sache der Freiheit verloren bedauert. Dann kommt er an das Journal Godwins. Dieß spricht von der Lady Strafford und von mehreren Zusammenkünften, die sie mit einem jungen Redner (Eduard) gehabt. Dann ist die Rede von Eduards Apostasie, welche durch Bestechung erklärt wird — eine um so natürlichere Annahme, als diese Schwachheit erblich in der Familie zu seyn scheine, und hier wird das Billet von Sir Gilbert mitgetheilt. Eduard schreibt sogleich eine Ausforderung an Godwin. Sein Vater kommt, fragt ihn, ob er das Journal gelesen, ob er vorher von dem Billet gewußt, ob er die Veröffentlichung hätte verhindern können, ob er ihn schuldig glaube? und schließt ihn dann mit Entzücken in seine Arme, weil er die Stärke gehabt, eine solche Probe zu bestehen, versichert ihn seiner Unschuld und verspricht, Mortins davon unwidersprechlich zu überzeugen. Caverly kommt, und gibt Eduard zu verstehen, daß man Lady Strafford wolle in der Stille entfliehen lassen, wenn nicht eine Heirath einen Schleier über ihr bisheriges Treiben werfe. Lady Strafford aber weigert sich, unter den jetzigen Umständen Eduards Hand anzunehmen, seine dringenden Bitten zu erhören, und entfernt sich mit edlem Stolz. Mortins und Goff kommen; sie verlangen Eduards Wahlmandat zurück, was er verweigert, da er seiner Pflicht getreu geblieben; Goff geht unter Schmähungen ab. Mortins bleibt noch einen Augenblick; Sir Gilbert nimmt ihn bei Seite und zeigt ihm ein Billet von seinem (Mortins) Vater an Sir Gilbert, worin er ihm anzeigt, er habe die 50,000 Pfd. St., für französische Flüchtlinge bestimmt, erhalten, aber sie verspielt und werde sich sofort das Leben nehmen. Er möge dieß Billet nur vorweisen, wenn es zu seiner eignen Rechtfertigung nothwendig sey. Sir Gilbert heißt Mortins das Billet verbrennen; der junge Mann nimmt mit Rührung von Sir Gilbert und von Eduard Abschied; sie müssen sich trennen, aber sie werden nie Feinde seyn. Eduard bleibt mit seinem Vater allein zurück, tief niedergeschlagen, ohne Freund und Geliebte. Sir Gilbert sucht ihm Muth einzusprechen und beschließt das Ganze mit einer Rede über die Volksgunst:

Ihr sklavisch folgen wie sie flehn, ist Schwäche;
Sie kommt dir wieder, wie sie dich verläßt;
Nimm ihren Beistand, wenn er dich nichts kostet;
Such' sie zu gutem Zweck, nicht an sich selbst;
Gleichmüthig bleibe, wenn sie dich verläßt;

Tern ist sie nur, wenn sie vollbrachte Thaten
Beleuzt, und Tage ohne Reu; doch nur
Die Todten schattet, o mein Sohn, ihr Lorbeer!

(Fortsetzung folgt.)

Neugriechisches.

Hymne an die Freiheit, von Dr. Salomos aus Zante.

Fragment.

Dich erkenn' ich an dem Leuchten,
An der Schärfe deines Schwerts,
Dich am Blick, dem zornesfeuchten,
Der mit Macht mir dringt ins Herz.
Auferstandne aus der Griechen
Herzen, deinem Heiligthum,
Du, nach der wir schmachten, stechen,
Gruß die Freiheit, Preis und Ruhm!
Dort hast du gewohnt im Grunde,
Schaam gefühlt und Kummer tief,
Haerend, ob aus keinem Munde
Dich's zur Auferstehung rief.
Zögernd kam der Tag gegangen,
Ach, kein Ruf erscholl ringsum;
Alle drückte sei es Bangen,
Harte Knechtschaft hielt sie stumm.
Ach, kein Trost war dir geblieben,
Als vergangner Zeiten Glück:
Aber Wehmuthszähren trüben
Ob der jetz'gen Schmach den Blick.
Und vergebens harrst du täglich,
Ob kein Freiheitsruf erscholl;
Deine Hände rangst du kläglich,
Finsterer Verzweiflung voll.
„Wann," so rufst du, „wird erhoben
„Dieß mein Haupt, so schwer und bang?"
Und als Antwort schallt von oben
Weinen, Knirschen, Fesselklang.
Da erhebst dein Aug du wieder,
Trüb vom langen Thränenfluß,
Und es trieft vom Kleide nieder
Griechenbluts ein breiter Guß.
Mit dem blut'gen Waffenhemde
Willst du aus der Heimath gehn,
Suchend, ob nicht in der Fremde
Dir ein Helfer möcht' erstehn. — —
Einsam zogst du aus von dorten;
Einsam — langst du wieder an.
Ach verschlossen sind die Pforten,
Wenn das Elend pocht daran!
Diesen floß die Mitleidsthräne
Doch vergessen ist sie schon;
Hülf' und Trost gelobten Jene,
Täuschten dich mit grausem Hohn.
Weh mir! laut frohlockten Andre,
Treiben dich mit Spott hinaus:
„Ei, wer Hülfe bettelt, wandre
„Vor der eignen Söhne Haus!" — —

(In den folgenden Strophen tritt die Freiheit redend auf.)

„Was noch übrig bleibe, sehet,
„Denket, was noch sey zu thun!
„Stets wird, wenn ihr einig stehet,
„Sieg auf euren Fahnen ruhn. — —
„Männer mit der Löwenseele,
„Pflanzt ein Kreuzeszeichen auf,
„Rufet all' aus einer Kehle:
„Hieher, Fürsten, blickt herauf!
„Seht den Herrn, zu dem wir beten,
„Ihr, wie wir! Bei seinem Blut
„Flehn wir, laßt uns nicht zertreten
„In des wilden Kampfes Wuth! — —
„Ach, schon lange floß in Bächen
„Wehrlos Blut der Ehelstenheit,
„Das nun aus des Abgrunds Rächten
„Laut um Rache, Rache schreit.
„Hört ihr nicht, ihr Ebenbilder
„Gottes, diesen Racheschrei?
„Nimmer waeh das Wiegen mildre,
„Flohn Jahrhundert' auch vorbei.
„Hört ihr nicht? Mit Donnerkosen
„Rufts wie Abels Blut empor.
„Das ist nicht des Windes Kosen,
„Der da rauscht im dürren Rohr.
„Was beschließt ihr? zu erhalten,
„Was wir mit dem Blut befreit?
„Oder opfert ihr den kalten
„Gründen uns der Staatsklugheit?
„Habt ihr dieß euch vorgenommen,
„Seht das Kreuz hier aufgebaut!
„Fürsten, wollet helfend kommen;
„Hieher, Fürsten, hieher schaut!"

Lechner.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Nr. 64.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

27 Mai 1840.

Miß Grace Kennedy.

(Fortsetzung.)

Eine größere Gesellschaft von Gästen, ältern und jüngeren, war auf Schloß Dunallan versammelt; darunter namentlich mehrere junge Männer, Georg Lennor, St. Clair, Cameron, zum Theil Jugendfreunde von Katharinen, welche mehr oder weniger ihre Bewunderer und Verehrer waren. Ein Spazierritt und eine Wasserfahrt wurde an dem verhängnißvollen Tage beliebt, wo man Dunallans Ankunft erwartete; der junge St. Clair zeigte sich besonders beflissen, sich Katharinen angenehm zu erweisen, die ihn aber kurz abfertigte, und bei der Rückkehr sahen sie einen eben angekommnen Reisewagen vor dem Thor, aus welchem ein schlanker junger Mann von einnehmender Gestalt stieg und von Lord Dunallan empfangen wurde. Katharine, von St. Clair geführt, zitterte so heftig, daß sie sich auf eine Gartenbank niedersetzen mußte. Nach einer Weile ermannte sie sich und stand auf; ihr Vater kam mit dem Fremden ihnen entgegen und stellte Herrn Eduard Dunallan vor. Dieser sah sie mit einer Miene voll Milde an; sie erröthete, als ihr Auge seinem Blick begegnete, schämte sich aber über den Anschein blöder Schüchternheit, die sie dadurch zu verrathen fürchtete; sie brachte kein Wort hervor; bald erinnerte sie sich alles dessen, was sie von ihm gehört; Verachtung, Stolz und Widerwille bemächtigten sich ihrer und sie schritt schweigend weiter, mit aufgerichtetem Haupt und das Auge mit dem Ausdruck des Stolzes auf den Boden geheftet. Als Eduard mit Elisabeth ein Gespräch anknüpfte, war Katharinen selbst der Ton seiner Stimme zuwider, weil er ganz anders war, als sie sich ihn gedacht hatte. Als Elisabeth ihn fragte, ob er wohl Katharinen wieder erkannt hätte, antwortete er: „Ich glaube nicht;" nachdem er sie aber einen Augenblick angesehen, fuhr er fort: „Fräulein Dunallan hat sich weniger verändert, als ich im ersten Augenblick unsers Wiedersehens glaubte;" und stieß dann einen hörbaren Seufzer aus. —

Unter solchen Auspicien begann die erneuerte Bekanntschaft der durch die Uebereinkunft der Väter eigentlich schon Verlobten; über die weitere Gestaltung ihres Verhältnisses müssen wir uns kurz und summarisch fassen. Mit so ungünstigen Augen Katharine den jungen Mann von Anfang an betrachtete, mußte sie sich doch nach und nach gestehen, daß seine äußere Erscheinung nicht wenig Empfehlendes und Einnehmendes habe. Er war vollkommen gewandt und artig, in hohem Grad gebildet und unterhaltend, sprach sehr gut und zeigte in manchen Fällen, wenn die jungen Männer, namentlich St. Clair ihn zum Streit herausforderten und nöthigten, eine große Kaltblütigkeit und eine entschiedene Ueberlegenheit des Geistes. Dabei aber zeigte er sich sehr offen und freimüthig, und verhehlte gelegentlich sein Mißfallen über manches was Katharine sprach oder that, nicht im mindesten. Diese verhehlte sich nicht, daß er in seiner Bildung ihr überlegen sey, bestärkte sich aber eben dadurch in ihrer Meinung, daß sie ihm mißfallen müsse, und ihr Stolz empörte sich immer mehr gegen den Gedanken, daß die Verbindung mit ihr dem jungen Mann aufgedrungen werden solle, je mehr nach und nach manche ihrer Vorurtheile gegen ihn erschüttert wurden. Die Aeußerungen des Mißfallens, welche sie hin und wieder an Dunallan bemerkte, ärgerten sie halb, halb aber beschämten sie sie auch, und ohne es sich selbst recht zu gestehen, räumte sie seinem Beifall und seiner Mißbilligung einen Einfluß, eine Bedeutung ein, wodurch sie sich einigermaßen beklommen und ängstlich in seiner Nähe fühlte. War sie aber auch manchmal empfindlich über ihn, so fühlte sie doch auch, da sein Benehmen gegen sie im Ganzen freundlich und artig war, daß er sie nicht beleidigen wollte und daß er an ihr ein aufrichtigeres und wärmeres Interesse zu nehmen schien, als sie ihm unter den obwaltenden Umständen zutrauen konnte. Dennoch kam dann aber immer wieder der Gedanke, er verachte sie, als ein leichtsinniges, launenhaftes Geschöpf, und sie glaubte manchmal selbst, er habe nicht ganz Unrecht mit seinem Urtheil über sie. Aus seinen strengen religiösen Ansichten machte Dunallan, im vorkommenden Fall, kein Ge-

heimniß, sondern sprach sich offen und ohne Verlegenheit aus, ohne daß er jedoch die Gelegenheit aufsuchte, das Gespräch auf solche Gegenstände zu bringen. Einen sehr günstigen Eindruck machte auf Katharine das Benehmen Dunallans, als ihr Vater sie beide zu Rathe zog wegen einer Schenkung, die er an Elisabeth Murray und ihre Geschwister machen wollte, und wobei Dunallan sich ebenso zartfühlend als großmüthig erwies und ganz mit dem Sinn Katharinens zusammenstimmte. Auch empfand sie es nicht übel, als Dunallan ihre Bestrebungen und Beschäftigungen in wohlwollender Weise als unbefriedigend und weltlich bezeichnete und sie auf andere hinwies, welche allein auf die Dauer Befriedigung und Glück gewähren. Eine herbe Aeußerung Dunallans jedoch über eine Bemerkung Katharinens, „daß dergleichen Wahrheiten aufzufinden dem Kopf mehr Ehre mache als dem Herzen," verletzte und erkältete diese aufs tiefste, und Dunallan gab sich vergebens Mühe, diesen Eindruck durch Freundlichkeit und Milde zu verwischen, da Katharine in seinen Bemühungen nur theilnehmendes Mitleid sah. Bald darauf berief Lord Dunallan seine Tochter zu sich, um ihr anzukündigen, daß ihre Vermählung mit Eduard Dunallan in wenigen Tagen statt finden solle. Katharine war zuerst erschüttert, daß das gefürchtete Ereigniß so bald statthaben solle; sie war verletzt, als ihr Vater ihr erklärte, die Trauung solle deßwegen beschleunigt werden, weil Dunallan durch wichtige Geschäfte bald auf längere Zeit abgerufen werde; aber noch schmerzlicher wurde sie ergriffen, als sie erfuhr, Dunallan selbst habe um Aufschub gebeten, aber ihr Vater dieß abgelehnt; denn darin konnte sie nur den entschiedensten Beweis von Dunallans Abneigung gegen ihre Verbindung erblicken, und alle Versicherungen ihres Vaters, daß Dunallan nur aus Delicatesse und um ihretwillen diesen Aufschub verlangt habe, konnten ihr tief verwundetes Gefühl nicht heilen und beruhigen. Sie fühlte sich, nachdem sie sich dem Wunsch ihres Vaters als ein schweigendes Opfer unterworfen, höchst elend. In solcher Stimmung wurde sie erst noch von dem jungen Cameron und von St. Clair mit Vorschlägen bestürmt, welche sie mit Entrüstung zurückwies.

In der seltsamsten Lage befanden sich die Verlobten einander gegenüber, als der Tag der Trauung anbrach. Katharine konnte kaum die nöthige Fassung aufbringen, um die Ceremonie durchzumachen. Sogleich nach der Trauung stiegen sie in den Reisewagen und fuhren nach Arnmore. Dunallan begegnete ihr mit der zartesten Aufmerksamkeit; seine Gattin erstaunte über den Ausdruck von Traurigkeit und Gemüthsbewegung in seinem Angesicht; sie glaubte sogar Thränen in seinem Auge zu sehen und dachte: „Wie selbstsüchtig bin ich gewesen; ich vergaß, daß auch er Gefühl besitzt und daß er eben so viel, vielleicht mehr Ursache hat sich unglücklich zu fühlen als ich." Bei einem Versuch zu sprechen brach sie in Thränen aus; er bat sie aufs freundlichste, sich zu fassen: „Bemühe dich die letzten paar Stunden zu vergessen, denke nur daran, daß du jetzt einen neuen Freund hast, der im Angesicht des Himmels gelobt hat über dein Glück zu wachen. Du selbst sollst bestimmen, worin dieß Glück bestehen soll. Ich habe nur zu deutlich deine Abneigung gegen diese, aus äußerlichen Rücksichten geschlossene Verbindung bemerkt und weiß, daß du dich nur durch ein edles Pflichtgefühl hast bestimmen lassen, sie einzugehen. Ich habe alle Mittel, die in meiner Gewalt standen, versucht, um dir deine Freiheit wieder zu verschaffen, aber alle sind fehlgeschlagen. Alles was ich in diesem Augenblick hoffen kann, ist, daß es vielleicht in meiner Macht steht, dich wenigstens nicht unglücklich zu machen. Glaubst du nicht, daß ich der Verzeihung würdig bin, wenn ich einem verstorbenen Vater dasselbe Versprechen halte, dessen Erfüllung du alles deines Widerwillens ungeachtet für eine heilige Pflicht gegen einen Vater gehalten hast, der noch am Leben ist?" Diese Frage schien Katharinen über die wahre Lage der Dinge die Augen zu öffnen, aber ihre Gedanken waren verwirrt und sie schwieg. Im Verlauf ihres Gesprächs zeigte sich, daß Dunallan drei Briefe an Katharine geschrieben hatte, welche sie über Vieles aufgeklärt hätten, die aber von ihrem Vater zurückbehalten wurden. Er hatte ihr darin geschrieben, sein Versprechen, das er seinem Vater gegeben, sey nur ein bedingtes gewesen; und für den Fall, daß Katharine nicht geneigt seyn sollte, ihre Einwilligung zu geben, wäre dasselbe nichtig gewesen. Sie baten sich gegenseitig um Vergebung wegen dessen, was sie einander unwissentlich zu Leide gethan und einander gekränkt hatten, aber doch wurde ihr Verhältniß zu einander noch nicht recht klar. Dunallan sprach Katharinen von der Zukunft. Sie sollte in Arnmore eben so frei seyn, wie in Schloß Dunallan. Seine Tante, eine würdige Wittwe, die auch alle ihre sechs Kinder verloren, werde Arnmore verlassen, wenn sie nicht ausdrücklich das Gegentheil wünsche. Er selbst werde jedem ihrer Wünsche zuvorzukommen suchen, und sie nie an die Rechte erinnern, welche ihm die Ceremonie des heutigen Tages verliehen habe, so lange Katharine sie so offenbar verabscheue. Er bat sie dann, vieles zu vergessen zu suchen, was sie über und gegen ihn gehört habe, und sich selbst, aus eigner Anschauung, ein Urtheil über ihn zu bilden. Als sie sich Arnmore näherten, bat Dunallan Katharinen, ihr Urtheil über Manches, was ihr daselbst anfangs fremd, vielleicht lästig und widrig erscheine, eine Weile aufzuschieben, bis sie alles näher geprüft habe, und die Ansichten der Personen in Arnmore nicht von vornherein zu verwerfen, weil sie von denen abwichen, welche ihr bisher als recht und vernünftig erschienen, und daß sie sich in einige neue Formen fügen möge, welche sie in der Lebensweise in Arnmore finden werde, wenigstens bis sie sich überzeugt habe, daß sie verkehrt seyen.

Katharine bemerkte, daß Dunallan im Dorfe schon von allen Leuten mit der größten Freude und Herzlichkeit bewillkommt wurde. In Arnmore selbst wurden sie von Dunallans Tante, Madame Oswald, mit mütterlicher Zärtlichkeit und Rührung empfangen. Die Kinder von Eduards Schwester hingen sich an seinen Hals und wandten bald auch Katharinen ihre Liebe zu.

Die neuen, ungewohnten Formen, auf welche Dunallan Katharinen vorbereitet hatte, bestanden hauptsächlich in den täglichen häuslichen Andachtsübungen, welche Dunallan selbst leitete, indem er den Gesang anstimmte und Abschnitte aus der Bibel vorlas, sie erklärte, betete, und welchen alle Hausbewohner anwohnten — Andachtsübungen, worüber St. Clair in

Dunallans Gegenwart oft gespottet hatte. Katharine ward dadurch mit gemischten Empfindungen erfüllt, doch hatte das Wohlgefallen die Oberhand in ihrer Seele. Das übrige Leben und die Sitten in Arnmore, der Friede, die Freundlichkeit und Stille womit alles betrieben wurde, der menschenfreundliche, wohlwollende Sinn, welcher alle Thätigkeit bezeichnete, gefiel ihr sehr gut, und sie empfand bald ein lebhaftes Interesse an den Beschäftigungen, welche zu übernehmen Dunallan ihr anbot. Ihre Achtung gegen diesen, den sie von Jedermann geliebt und geehrt sah, stieg immer mehr; er aber hielt sich in bescheidner Entfernung von ihr, und vermied es sorgfältig, ihr in irgend einer Weise aufdringlich zu erscheinen. Die nachtheiligen Gerüchte über seine Handlungsweise schwebten zwar Katharinen immer noch vor der Seele; aber sie sehnte sich sehr darnach, von dem Ungrund derselben überzeugt zu werden. Dagegen aber erwachte auch in ihr der lebhafte Wunsch, daß sich Dunallans Ansicht von ihrem Charakter und Seelenzustand bessern möchte; denn sie empfand, daß er viel an ihr auszusetzen haben werde, und es war ihr, als hege er Gefühle für sie, wie für ein Kind, dem er unglücklicherweise wehe gethan, das er deßhalb beschwichtigen und einlullen müsse.

Natürlich fehlte es auch nicht an religiösen Unterhaltungen über verschiedne Gegenstände, über das Streben nach Heiligung und Vollkommenheit, über das natürliche Unvermögen des Menschen, über die Wirksamkeit der göttlichen Gnade, über die Nothwendigkeit der Bekehrung u. s. w., und Dunallan fand mit allen seinen Ansichten und Lehren über diese Gegenstände an Katharinen, wenn sie auch anfangs noch einige Einwendungen zu machen suchte, eine willige Schülerin. Sie überzeugte sich mehr und mehr, daß Dunallan Recht habe, und zugleich wurden auch durch die Erzählungen der Madame Oswald die Gerüchte über seine angeblich tadelnswerthen Handlungen berichtigt.

Bald kamen in Arnmore einige, ebenfalls fromme Freunde Dunallans an, welche ihm die Nachricht überbrachten, daß er die Reise, die er schon länger in Aussicht hatte, nunmehr bald antreten sollte. Die Reise betraf Missionsgegenstände, ging nach Rußland, und wurde von der Regierung, in Betracht anderer Gründe, unterstützt. Katharine ward einigermaßen überrascht und betrübt, was sie sich jedoch nicht anmerken ließ. Dunallan stellte es ihrer Entscheidung anheim, ob sie wünsche, daß er die Reise ablehne; in diesem Falle würde er es als seine erste Pflicht ansehen, ihrem Wunsch zu folgen. Katharine erklärte ihm, sie wünsche nicht, daß er um ihretwillen einen Plan aufgebe. Sie aufzufordern, ihn auf einer so weiten und beschwerlichen Reise zu begleiten, wagte Dunallan nicht, und Katharina scheute sich ebenfalls, bei dem zwischen ihnen bestehenden Verhältniß ihm den Vorschlag zu machen, oder ihre Bereitwilligkeit an den Tag zu legen; denn sie zweifelte noch, ob sie damit seinen Wünschen entgegen käme. Aber nur gegenseitige Mißverständnisse waren es, die sie abhielten, miteinander die Reise anzutreten: Dunallan glaubte sich durch Katharinens Aeußerungen aufs neue vergewissert, daß sie wenig oder keine Neigung für ihn habe, und Katharine wagte nicht, die Betrübniß, die er über die Trennung zu fühlen schien, auf ihre Person hauptsächlich zu beziehen.

Indessen verabredeten sie doch, sich, und zwar häufig, zu schreiben, und diese Zusage Katharinens schien Dunallan großes Vergnügen zu machen. Er übertrug ihr vor seiner Abreise viele Geschäfte zur Besorgung, und dieß Vertrauen machte sie sehr glücklich. Er bezeichnete ihr auch in seiner Bibliothek die Bücher, welche er von ihr gelesen wünschte. Dann nahmen sie Abschied, der von Dunallans Seite eben so zärtlich als feierlich war.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei politische Komödien,

Casemir Delavigne's Popularité und die École des Journalistes der Madame Emile de Girardin.

(Fortsetzung.)

Ob nun dieß Stück eine Komödie im eigentlichen Sinn heißen könne, mögen unsre Leser entscheiden; uns scheint es nicht. Man könnte es etwa ein bürgerlich-politisches Drama nennen, oder eine politische Moralität, wie man in frühern Zeiten religiöse Moralitäten aufführte. Weder eine Theorie, ein System, noch auch eine Person (wenigstens keine der Hauptpersonen) wird lächerlich gemacht, verspottet oder beschämt; die Repräsentanten der politischen Parteien ziehen sich im Grund alle ganz gut aus der Sache, und wir möchten fast sagen, Herr Delavigne wagte nicht seine eigene Popularität, so viel ihm davon noch übrig seyn mag, dadurch allzusehr zu compromittiren, daß er ein politisches System allzuscharf geißelte oder an den Pranger der Lächerlichkeit stellte; der komischen Muse werden als Opfer preisgegeben der geldstolze und dumme Goff, der feige Derby und der egoistischberechnende Caverly, aus welchem am Ende ein „wüthender Moderantist" wird. Godwin ist ein boshafter Mensch, der keiner Partei angehört. Es ist augenfällig, daß das Stück durchaus eine Anspielung auf den politischen Zustand und die Doctrinen Frankreichs ist, eine leicht zu durchschauende Uebersetzung ins Englische, welche aber ohne einen festen historischen Boden haltungslos in der Luft schwebt. Es macht einen lächerlichen Eindruck, und zwar einen vom Autor gewiß nicht beabsichtigten, wenn man in einer ganz nahen historischen Periode von berühmten Rednern und Oppositionsführern liest, von welchen die Geschichte nichts weiß, wie dieser Eduard Lindsey ist. Dieser große, aber in der Geschichte nicht bekannte Redner und Staatsmann ist nun zwar ein Ehrenmann (wie auch sein Vater, Sir Gilbert Lindsey), aber wir gestehen, daß er uns den Eindruck eines umsichtigen und klugen Politikers, was doch wohl der mächtige Führer der Opposition seyn müßte, nicht gemacht hat. Er merkt doch wahrlich gar zu schwer und zu wenig; er kommt nicht hinter das Geheimniß seiner Geliebten, er durchschaut nicht die politischen Grundsätze von Mortins, er umgibt sich nicht mit Männern von seiner Ansicht, sondern scheint ganz von dem Einfluß eines Journalisten abhängig. Kurz er stellt sich als ein redlicher und gewissenhafter Mann, aber

nicht als Staatsmann dar, und er erscheint uns am Ende als der Märtyrer nicht nur seiner Vaterlandsliebe, sondern auch als Opfer seiner eignen Kurzsichtigkeit. Auch das ist zu beachten, daß er am Ende nicht sowohl gebeugt ist durch den Verlust seiner Popularität, als seiner Geliebten und seines Freundes, mit denen er nun einmal politisch nicht zusammenstimmen konnte. Besser als die Sache der gesetzlichen Freiheit ist die Legitimität vertreten durch Lady Strafford (die an die Herzogin von Berry erinnert), und die Sache der Republik durch den leidenschaftlichen und aufopferungsfähigen, wiewohl in der Wahl der Mittel nicht bedenklichen Mortins. Der Bund dieser beiden Parteien ist eine Anspielung auf das Zusammenhalten von Republicanern und Legitimisten in Frankreich. Nevils Leichenbegängniß erinnert an das von Lamarque.

Delavigne hatte bei seinem Stück offenbar die ganz löbliche Absicht, die politische Gewissenhaftigkeit, die an Pflicht und Eid festhält, unbekümmert um den Verlust von äußern Vortheilen, Ehren und Volksgunst, zu empfehlen und zu verherrlichen; aber dieß hätte in der Komödie dadurch erreicht werden sollen, daß sich die von ihm gepriesene Gesinnung als dem Verstand nach den andern politischen Systemen und Parteien überlegen gezeigt, den Vortheil des klugen Handelns und wohl auch des Erfolgs über sie behauptet hätte. Dieß ist nun nicht der Fall; Eduard opfert vielmehr, während die Andern ihren Systemen treu bleiben, sein bisheriges System der Opposition, freilich in bester Absicht, auf, und unterstützt das bisher von ihm bekämpfte Ministerium — mit welchem Erfolg für die Wohlfahrt des Landes, erfährt man aus dem Stück selbst noch nicht. Fragt man, wer denn eigentlich den Sieg davontrage, so muß man antworten: das im Stück gar nicht auftretende Ministerium, die Regierung! Aber diesen Triumph hat die Regierung nicht ihrer eigenen Weisheit, sondern Eduards Tugend zuzuschreiben, so daß das etwa beabsichtigte seine Compliment wieder in nichts zerfällt.

Die eingeflochtenen Räsonnements über politische Streitfragen, wovon einige Proben gegeben wurden, sind zum Theil ganz gute Resumés der darüber erhobenen Contreversen, und der Ausdruck ist öfters epigrammatisch treffend; aber die Absicht zu belehren und zu predigen tritt allzunackt hervor; und mag der Dichter seinen Landsleuten manche heilsame Wahrheit gesagt haben, wie z. B. in der Stelle, wo es von der Beredsamkeit heißt:

> Ein Uebel nenn' ich die Beredsamkeit,
> Wenn Unheil ihre Folge ist; und Unheil
> Stiftet, wer da beredt beweist: daß Unrecht
> Vernunft und Recht hat, daß die Wahrheit lügt;
> In dem Vertreter, den zu seiner Schmach
> Man hoch erhebt, bewundre ich den Redner,
> Indeß den Menschen ich verachten muß;

so hätte er doch seine Aufgabe besser gelöst, wenn er, statt zu declamiren und zu moralisiren, lächerlich gemacht und verspottet hätte. Bessern wird er ohnehin seine Landsleute durch diese zahme Komödie nicht wollen! — —

Den Namen der Komödie trägt noch eher mit Recht die Journalistenschule der Frau v. Girardin, obgleich die Verfasserin selbst fühlt, daß die Form etwas ungewöhnlich ist. Sie sagt: „Im ersten Act ist die Journalistenschule eine Art Vaudeville, mit Scherzen und Calembourgs durchsäet; im zweiten Act eine Art Caricatur, wo das Komische des Gegenstands übertrieben ist, nach dem Vorgang der großen Meister; im dritten Act eine Komödie; im vierten ein Drama; im fünften eine Tragödie. Im Styl der entsprechende Ton, der gleiche Wechsel; im ersten Act ist der Styl satyrisch; im vierten einfach und ernst; im fünften strebt er poetisch zu seyn. Die Verfasserin hat das so gewollt."

Wir haben nichts dagegen, wenn die Verfasserin eine neue Form schuf, wenn nur ihr Stück eine gewisse innere Einheit und Gleichförmigkeit behauptet; aber lächerlich kommt es uns vor, wenn sie sagt: die Journalistenschule sey ein Versuch „der neuen Gattung," welche durch den Geist des Zeitalters bedingt und gefordert werde, und sie dieß Zeitalter, in der Vorrede, folgendermaßen charakterisirt: „Eine Epoche wie die unsrige, wo alle Stände verkehrt, alle Classen durch einander geworfen sind, ein Zeitalter des Neids, wo die Großen sich erniedrigen, um noch etwas zu gelten, die Kleinen steigen, nur weil sie klein sind, wo die nicht anzufechtende Ueberlegenheit ein unentschuldbares Verbrechen ist, wo man spotten muß, um zu bewundern, wo die Entstellungen der Person ein unentbehrlicher Paß zu den Vollkommenheiten des Geistes sind, wo ungebildetes Benehmen Glück macht, die Häßlichkeit ein Zauber und die Mißachtung eine Aegide ist; ein Jahrhundert erhabener Vernunft und unheilbaren Wahnsinns, wo die Staatsmänner Emeuten machen, und die Krämer sie unterdrücken, ... eine zugleich poetische und bürgerliche, romantische und triviale Epoche, wo die Verbrechen burlesk und die Scherze tödtlich sind, wo die närrischsten Eitelkeiten die unheilvollsten Folgen haben — eine solche Zeit mußte wohl eine neue Gattung in der Komödie erzeugen; ein exceptionelles Drama, unsere exceptionellen Sitten darstellend, die Welt schildernd wie sie ist, d. h. mehr dumm als boshaft, und weniger schuldig als blind, gefährlicher durch ihre Leichtfertigkeit als durch ihre Corruption; eine Tragikomödie, an die Satyre und das Epos streifend, ein groteskes Gemälde, eine furchtbare Lehre, worin der Dichter zugleich Spötter und Richter, Historiker und Prophet ist."

Das heißt wahrlich die Rednerei allzu hitzig übertreiben; das Stück muß seine Rechtfertigung in sich selbst tragen, sonst wird ihm die Berufung auf den Geist der Zeit wenig helfen. Wenn die Zeit confus ist, soll dann auch die Poesie confus werden? Das wäre eine absurde Consequenz; die Kunstform eines Werks, einer Dichtung ist gewiß nie in solchem Grad abhängig von dem herrschenden Geist der Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 65 u. 66.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

30 Mai 1840.

Miß Grace Kennedy.

(Fortsetzung.)

Allein, dachte dann Katharine über die für ihr Schicksal so wichtigen letzten sechs Wochen nach, und machte sich bei diesem Rückblick bittere Vorwürfe. Sie sagte sich selbst, daß sie sich wissentlich und muthwillig gegen die Anerkennung von Dunallans Werth verschlossen und verblendet und dadurch ihre jetzige, seltsame Lage herbeigeführt habe, „und nun ist er fort," dachte sie, „wo ich gerade angefangen hatte zu fühlen, daß ich seinen Beifall und seine Zuneigung als die Quelle meines ganzen Glückes betrachten könne; und wenn das Gefühl des Mitleids für mich in ihm schwächer geworden ist, dann wird er auch mich vergessen, oder sich meiner nur als einer lästigen Person erinnern, für die er zu sorgen sich anheischig gemacht hat." Ihr Trost während Dunallans Abwesenheit waren in den ersten Tagen besonders Gespräche mit Madame Oswald über Dunallan und über religiöse Gegenstände, Lecture in den von ihm bezeichneten Büchern, Gebet, und bald auch Dunallans herzliche Briefe, die nicht lang auf sich warten ließen, und die sie mit dem größten Eifer und ausführlich beantwortete. Nach einiger Zeit traf ein Brief Dunallans ein, worin er ihr die Geschichte seiner Bekehrung erzählte, mit der Absicht, sie von dem gänzlichen Unvermögen des menschlichen Herzens, wahrhaft moralisch zu seyn in Gedanken, Gefühlen, Werken und Worten, zu überzeugen.

Das Wesentliche dieser Geschichte ist Folgendes. Seine Mutter war eine vortreffliche, höchst religiöse Frau, sein Vater aber stimmte in den religiösen Ansichten ganz und gar nicht mit ihr überein, und brachte den Knaben in ein Erziehungsinstitut, das im Uebrigen trefflich war, aber wo man die Religion vernachlässigte. Der Vorsteher war ein Theist. Der Verlust seiner Mutter überzeugte den eben die Universität beziehenden Jüngling von der Unzulänglichkeit philosophischer Theorien, wahren Kummer zu verscheuchen oder zu lindern; aber nach und nach siegte der Jugendmuth und der Ehrgeiz über die Trauer. Er zeichnete sich auf der Universität sehr aus, und um sich auf die politische Laufbahn vorzubereiten, veranstaltete er mit mehreren Bekannten Zusammenkünfte zur Ausbildung ihrer Rednertaleute, denen sich bald viele Studirende anschlossen. Hier machte er die Bekanntschaft eines sehr interessanten jungen Mannes, Churchill, eines Theologen, der eine mit dem größten Beifall aufgenommene Rede Dunallans auf dessen eigne Aufforderung aufs schlagendste und meisterhafteste widerlegte. Dunallan bewarb sich sofort um die Bekanntschaft und Freundschaft dieses jungen Mannes, der sich zuerst dagegen sträubte, da er in seinen Ansichten und Gesinnungen zu sehr von dem weltlichen Dunallan abwich, zuletzt aber doch sich seiner freundlichen Zudringlichkeit nicht entziehen konnte. Sie wurden vertraute Freunde, und blieben es, obgleich bei ihren beständigen Erörterungen über die höchsten Wahrheiten keiner den andern für sein System zu gewinnen vermochte. Wohl aber trat, zu Dunallans nicht geringem Erstaunen, derjenige Freund, den er nächst Churchill am meisten liebte und schätzte, Walderford, zu den Ansichten Churchills über.

Für die in ihren Ansichten so verschiedenen Freunde kam endlich die Zeit der Trennung. Dunallan brachte einige Zeit bei einem Freund seines Vaters zu, um durch die Erfahrung und Anleitung dieses sehr gebildeten Mannes sich noch weiter für die Welt und für die politische Laufbahn auszubilden. Lord Coverdale empfahl ihm besonders die Beobachtung und das Studium der Menschen. Im Hause seines Vaters, der mit einer schlechten Person lebte, machte er in dieser Hinsicht sehr unerfreuliche Beobachtungen, und nicht viel bessere in London, im Hause seines Schwagers Harcourth, der, ein grundsatzloser Wüstling, ihn mit dem Laster auf eine Art bekannt machen wollte, gegen die sich Dunallans unverdorbener Geschmack empörte. Churchill, der eine Pfarrei angenommen, warnte ihn ernstlich und wiederholt vor den ihn ohne Zweifel bedrohenden Versuchungen; Dunallan aber glaubte sich dagegen vollkommen gesichert.

Nach einiger Zeit erhielt Dunallan Zutritt im Hause eines

Mannes, der zu den Häuptern einer politischen Partei gehörte. In diesem Hause fand sich, was Geist und Talente betrifft, der auserlesenste Cirkel von Männern und Frauen, und Dunallan, der mit einigem Mißtrauen das Haus betrat, weil er gewarnt worden war, und glaubte, man wolle ihn für jene politische Partei gewinnen, ward aufs angenehmste überrascht durch die anscheinende Unbefangenheit, die einnehmende, würdevolle Feinheit und die vollkommene Ungezwungenheit im Benehmen, die daselbst herrschte. Sein Ehrgeiz und seine Eitelkeit waren in hohem Grade geschmeichelt, und die Frauen, die er hier fand, flößten ihm eine nie empfundene Bewunderung ein. Für eine verheirathete Frau insbesondere (er nennt sie, da sie noch jetzt als eine Zierde vieler Gesellschaften gelte, mit fingirtem Namen: Aspasia), von den ausgezeichnetsten Talenten und dem einnehmendsten Wesen, empfand er bald, obgleich sie etwa fünfzehn Jahre älter war als er, lebhaftere Gefühle, als er sich selbst zu gestehen wagte. Der Ausdruck von Geist und Gemüth in ihrem Gesicht bezauberte ihn sobald er sie sah; durch ein fein berechnetes Benehmen wußte sie ihn immer mehr anzuziehen und ihn endlich unauflöslich an sich zu fesseln. Ohne Prüfung und Argwohn nahm Dunallan allmählich die in jenem Kreise geltenden schlaffen und lockern Grundsätze an, und seine Bewerbung um Aspasiens Gunst wurde bald mit Erfolg gekrönt. Er war von dieser gefährlichen Auszeichnung ganz berauscht, und ein längerer Aufenthalt auf einem Landsitz, wo die größte Freiheit und Ungezwungenheit herrschte, leistete dem sich entspinnenden strafbaren Verhältniß allen Vorschub. „Ich war zu jener Zeit," schreibt er, „so verblendet, daß ich, ohne die Beschuldigung der Heuchelei zu verdienen, von Tugend reden konnte, während ich ihre deutlichsten Gebote mit Füßen trat. Ich konnte von Ehre sprechen, wie viele Männer beständig thun, während ich mich der ehrlosesten Handlungen schuldig machte. Ich konnte laut über das wahre Wohl der menschlichen Gesellschaft declamiren, und über die Verdorbenheit derer, welche ihr Gesetze gaben, während ich selbst ihre heiligsten Gesetze verletzte."

Noch längere Zeit dauerte der Zauber, welchen Aspasia über ihn ausübte, obgleich er manchmal seine Verhältnisse im wahren Licht zu betrachten anfing; aber er haßte dieß Licht und wurde düster und traurig. Die Briefe von Walderford und Churchill machten ihm wenig Freude; sie schienen sich noch in ihrem alten Wahne glücklich zu fühlen, während er, der Alles besaß was die Welt preist und beneidet, sich unglücklich und elend fühlte. Er schrieb seinen Freunden, wenn sie wirklich glücklich seyen, so sey ihr Glück nur das der Unwissenheit, zu dem er nun nicht mehr zurückkehren könne. Churchill lud ihn in einem ungemein freundlichen und schonenden Brief zu sich aufs Land ein. Dunallan empfand ein Verlangen ihn wieder zu sehen, beschloß zu ihm zu reisen, theilte aber seine Absicht Aspasien mit, welche darüber in Verzweiflung gerieth. Er vermochte sie nicht zu verlassen, so sehr er seine schmähliche Knechtschaft fühlte. Er schrieb an Churchill, daß er nicht zu ihm kommen könne, und kehrte zu seinem alten Leben zurück. Wenige Tage darauf kam Churchill in London an. Er entdeckte Dunallan, daß er aus seinem letzten Briefe auf ein peinliches Verhältniß mit einer Frau gerathen habe und deßhalb nach London gekommen sey, um ihm zu helfen, sich davon loszumachen. Churchill behandelte ihn mit der größten Milde und Theilnahme, machte ihm durchaus keine Vorwürfe und bewog ihn wirklich zu dem Entschluß, jenes Verhältniß abzubrechen und mit Churchill am folgenden Tag abzureisen. Aber dieser Entschluß wurde durch den noch immer fortwirkenden Zauber Aspasiens vereitelt und Churchill mußte tiefbetrübt allein London verlassen. Doch drückte er beim Abschied Dunallan liebevoll ans Herz.

Dunallan blieb, aber seine Ruhe und Sicherheit war vergiftet; er fühlte sich selbst in Aspasiens Gesellschaft nicht mehr glücklich. Churchill schrieb ihm fortwährend und empfahl ihm Beschäftigung. Dunallan warf sich auf die Politik und erntete vielen Beifall. Dieß schmeichelte ihm und hielt seinen Geist aufrecht, aber bald überzeugte er sich auch von der Verdorbenheit, dem grundsatzlosen Parteiwesen und der Nichtswürdigkeit der Machthaber oder derer, die nach der Macht strebten, und über der Beurtheilung und Verdammung fremder Fehler, worüber er sich in einem Brief an Churchill ausließ, vergaß er seine eignen. Churchill schrieb ihm darüber, daß dieß eine Bestätigung der Ansicht von der natürlichen Verdorbenheit der menschlichen Natur sey, meldete ihm aber zugleich, daß er seit längerer Zeit sich unwohl befinde und außer Stand sey, seine Pflichten als Seelsorger zu erfüllen. In demselben Brief entwickelte er mit Wärme und Ausführlichkeit seine religiösen Grundsätze.

Bald darauf erhielt er, und zwar aus den Händen Aspasia's, einen Brief, von einer ihm unbekannten, weiblichen Hand überschrieben; er war von Churchill selbst geschrieben, aber mit sehr veränderter Handschrift; es war sein Abschied; ehe Dunallan diese Zeilen erhalten, werde er wahrscheinlich schon diese Welt verlassen haben. „Wollte Gott, ich könnte Sie noch einmal sehen!" schloß der Brief.

Dunallan eilte fort, in der Hoffnung ihn noch lebend zu finden, und er täuschte sich nicht. Er brachte noch einige Stunden in der Gesellschaft des Sterbenden zu, und dessen Worte und Vermächtniße, sein Glaube, seine Liebe, die tiefe und doch gefaßte Trauer der Familie erschütterten Dunallan so, daß eine gänzliche Veränderung in seinem Innern vorging. Er hatte dem Sterbenden versprochen, nicht mehr zu Aspasien zurückzukehren, und die Bibel zu lesen, in welcher er das religiöse System Churchills kurz zusammengefaßt fand, indem sie durchschossen war und die Blätter viele Bemerkungen von seiner Hand enthielten. Churchill entschlief mit erleichtertem Herzen.

Beinahe ware Dunallan noch einmal der Versuchung erlegen; unterwegs auf der Heimreise begegnete er in einem Gasthofe Aspasien, welche in Gesellschaft ihres Bruders reiste; aber er siegte über die Versuchung und legte auch gegen Aspasiens Bruder das Versprechen ab, daß er sich von ihr hinfort entfernt halten wolle. Er ging sodann auf Reisen und bestärkte sich mehr und mehr in den religiösen Grundsätzen, denen er von jener Zeit an treu geblieben war. Churchill blieb gleichsam sein Schutzengel, aber er konnte die schmerzlichen, zuweilen fast unerträglichen Gedanken an Aspasia lange nicht aus seiner Seele

verbannen, bis er endlich in dem vollkommen angeeigneten, lebendig aufgenommenen religiösen Glauben Churchills Beruhigung und Frieden fand. „Von der Zeit an, wo ich die ersten Grundsätze der christlichen Religion vollkommen verstehen lernte, erschien mir Alles in der Natur und der menschlichen Gesellschaft, jedes Gefühl, jede Kraft meines Geistes und Herzens, in einem neuen Lichte; aber ich nahm nur langsam zu in der Erkenntniß, und muß noch immer viele Erfahrungen machen über die Schwäche und Unwissenheit des menschlichen Geistes, die Verkehrtheit und Verdorbenheit seines Herzens und die Gewalt seiner Leidenschaften. Ich habe aber jetzt die Quelle wahrer Erkenntniß, wahrer Tugend und Kraft kennen gelernt, und es ist mein inbrünstiges, beständiges Gebet, daß auch du, meine geliebte Katharine, sie finden mögest." Am Schluß dieses sehr langen Briefs erinnerte Dunallan Katharinen an ihe Versprechen, durch völlige Offenheit in ihren Briefen ihm einen Beweis ihres Vertrauens und ihrer Freundschaft zu geben.

Zu der Zeit, wo dieser Brief ankam, war der junge St. Clair mit seiner Mutter auf Besuch in Arnmore, und der junge Mann ließ sehr deutlich, aber auch sehr unpassend, merken, wie bitter er es empfinde, daß Katharine die Gattin Dunallans, und nicht die seinige, geworden sey. Seine Leidenschaft und Schwermuth, abwechselnd mit bittern Spöttereien und Sarkasmen, drückten und peinigten Katharinen, welche froh war, daß diese Gäste bald wieder abreisten.

Die Beantwortung von Dunallans Briefen, die Gespräche mit Madame Oswald, die Leitung der häuslichen Andacht, die Aufsicht über Schule und Pflege der Kranken und Armen, füllten die Zeit Katharinens aus, welche sich mit den Ansichten, die in Arnmore galten, immer mehr befreundete.

Von Dunallan blieben nach einiger Zeit die Briefe aus, während Katharine fortfuhr, ihm fleißig zu schreiben. Dieß ängstigte sie nicht wenig. Endlich erhielt sie einen Brief von Walberford, worin dieser ihr mittheilte, er habe Nachrichten von Dunallan; er befinde sich wohl und seine Sendung sey vom glücklichsten Erfolg begleitet gewesen; er hoffe weit frühee nach Hause zurückkehren zu können, als ee vermuthet. Wochen und Monate vergingen; noch zwei Briefe von Walberford kamen, die frühern Nachrichten bestätigend, aber auf unmittelbare Nachrichten von Dunallan wartete sie noch lange vergebens. Endlich kam ein Brief; er sprach von „einem Brief" Katharinens, während sie ihm wohl zwanzig geschrieben, und wae im Ganzen zwar freundlich, aber etwas zurückhaltend. Jetzt kam Katharine auf den Gedanken, daß sie zu zärtliche Ausdrücke gebraucht und dadurch Dunallans Mißfallen erregt habe. Madame Oswald war sehr betroffen, aber Katharine bat sie dringend, die Sache ruhen zu lassen und Dunallan nicht darüber zur Rede zu stellen. Sie schrieb sogleich wieder an Dunallan und suchte in ihrem Schreiben theils den Ausdruck größerer Zärtlichkeit zu vermeiden, theils hütete sie sich, keine getauschte Erwartung blicken zu lassen. Noch zwei Briefe langten jetzt von Dunallan an, aber beide ziemlich kalt und theilnahmlos. Mit Angst sah jetzt Katharine seiner baldigen Zurückkunft entgegen, und quälte sich ab mit Muthmaßungen über den Grund seiner Veränderung.

Endlich kehrte Dunallan zurück; der Empfang war von beiden Seiten peinlich; er sah angegriffen und leidend aus und sein Betragen gegen Katharine schwankte zwischen Freundlichkeit, ja Zärtlichkeit, und zwischen Zurückhaltung und Zwang. Katharine war in einer peinlichen, beklommenen Lage; aber es kam zu keiner Erklärung, obwohl Dunallan nach und nach, besonders als er von ihren Beschäftigungen und ihrer Thätigkeit während seiner Entfernung hörte, und aus ihren Gesprächen ihren Seelenzustand erkannte, weicher zu weeden schien, oft eine große Rührung zeigte und sichtlich mit sich selbst kämpfte, um in seinem Benehmen sich gleich zu bleiben. Während dieser Spannung lief die Nachricht ein, daß Lord Dunallan erkrankt sey; Dunallan war sogleich bereit, Katharinen hin zu begleiten; sie fanden ihn noch am Leben, abee ziemlich schwach, seine Tochter pflegte ihn mit der größten Aufmerksamkeit, und iheen und Dunallans vereinten Bemühungen gelang es auch, in dem sehe weltlich gesinnten Mann kuez voe seinem Ende noch religiöse Gefühle und Bedürfnisse zu erwecken. Dieß tröstete Katharinen nicht wenig über seinen bald darauf eefolgten Tod.

Durch dieß traurigr Ereigniß wurde sie veranlaßt, sich mit größerm Vertrauen an Dunallan anzuschließen, der ihr mit Milde und Güte entgegenkam, und sie nach seinen Kräften tröstete und aufrichtete. Ein paar Worte, die er einmal über ihre Briefe hatte fallen lassen, machten sie aufmerksam und nachdenklich, was ihm denn daran könnte mißfallen haben; sie erbat sich eine Erklärung, und er gab ihr die Briefe, die sie ihm geschrieben, damit sie selbst entscheide, ob er nicht Geund zur Zurückhaltung und zum Kummer habe. Wie staunte sie, als sie fand, daß diese Briefe — in ihrer Handschrift geschrieben — doch nicht die ihrigen waeen; daß eine raffinirte, feindliche Bosheit dieselben mußte untergeschoben haben, um ihr und Dunallans Glück zu zerstören. Es war ihr darin der Ton der gleichgültigen, wohl gar mißmuthigen Resignation und Unterwerfung unter Dunallans Willen geliehen. Wer dee Urheber diesee Bosheit sey, darüber war sie keinen Augenblick im Zweifel, aber sie beschloß, ihren Verdacht Dunallan nicht mitzutheilen, damit nicht schlimme Folgen daraus entstünden. Sie machte die Entdeckung am Tag, ehe sie nach London abreisten, wohin Dunallan durch die tödtliche Krankheit seines Schwagers Harcourt gerufen wurde. Katharine sollte in Edinburg bei ihrer Cousine Elisabeth, die jetzt verheirathet war, bleiben. Unterwegs klärte sich nun Alles auf — Dunallan übergab Katharinen auch noch einen, durch Zufall (in der That aber durch absichtliche Bosheit) in seine Hände gekommenen Brief, angeblich von Katharinen an einen Dritten (St. Clair), der natürlich ebenso unächt war. Eine wonnevolle Verständigung und Herzenserleichterung der beiden Gatten folgte; aber Katharine bat Dunallan, er möchte sie auch ferner noch wie eine Schwester ansehen, bis sie ihm förmlich den Beweis liefere, daß jene Briefe untergeschoben seyen. Dee glückliche Dunallan mußte Katharinen sogleich verlassen, um weiter zu reisen, und sie trennten sich mit schweeem Herzen.

Es war als hätten sie eine Ahnung dessen gehabt, was kommen sollte. Katharine wartete mehrere Tage umsonst auf Nachrichten von Dunallan; endlich kamen solche, aber sie lauteten schlimm; St. Clair hatte in London Dunallans Gesellschaft aufgesucht, und sich bemüht, in Streit mit ihm zu gerathen. Eine Ausforderung wies Dunallan zurück; St. Clair lockte ihn nun mit List an einen Ort, wo er ihn mit Waffen erwartete, wollte ihn zum Duell zwingen, und verwundete ihn, als Dunallan dieß standhaft zurückwies, durch einen Pistolenschuß in die Seite schwer. Gefährlich lag Dunallan darnieder. Katharine eilte mit Madame Oswald zu ihm. Er war sehr schwach; sein Leben schwebte in Gefahr; die Kugel war noch nicht herausgenommen, und eine schmerzhafte Operation stand bevor. Katharine pflegte ihn aufs liebevollste; die Operation wurde vollzogen, und nach einigen angstvollen Tagen, während welcher Katharine nur im Gebet Stärkung fand, trug Dunallans starke Natur den Sieg davon. Er hatte sich schon in den Tod ergeben, und machte sich sogar Vorwürfe, daß er mit solcher Liebe am Leben hänge, daß ihm die Genesung wünschenswerth scheine. Langsam erholte er sich. Endlich war er so weit hergestellt, um der Untersuchung gegen St. Clair, die er seinerseits gern verhindert hätte, als Zeuge beiwohnen zu können. Noch ziemlich schwach fuhr er nach der Gerichtssitzung; bis spät in die Nacht blieb er aus; Katharine war in größter Angst; nach Mitternacht endlich kam er erschöpft an. St. Clair war durch andere Zeugen schwer gravirt, so daß eine schimpfliche Verurtheilung unvermeidlich war, so zuversichtlich auch er und seine Verwandten auf Freisprechung gerechnet hatten. Seine eigene Mutter war unter den Zuschauern gewesen, und in ihrer Gesellschaft — Aspasia, auf welche, da sie ganz vorn stand, die ersten Blicke Dunallans fielen. Das war eine bittere Empfindung für ihn, und im Gefühl seiner eigenen frühern Schuld beschloß er, den Angeklagten möglichst zu schonen, was er auch that. Aber St. Clairs Haß war unversöhnlich gegen ihn; er bat, ihm nur eine Frage vorlegen zu dürfen, und als Dunallan vortrat, schoß er eine Pistole auf ihn ab, verfehlte ihn, und erschoß mit einer zweiten Pistole sich selbst. Tief erschüttert entfernte sich Dunallan, um diese traurige Nachricht Katharinen zu bringen, mit der er in den nächsten Tagen nach Arnmore abreiste, beide glücklich nach so vielen Leiden und Prüfungen.

(Schluß folgt.)

Zwei politische Komödien,

Casemir Delavigne's Popularité und die École des Journalistes der Madame Emile de Girardin.

(Fortsetzung.)

Als Zweck ihres Stücks gibt die Verfasserin an: „Zu zeigen, wie der Journalismus, durch das Fehlerhafte seiner Organisation (?), ohne es zu wollen, ohne es zu wissen, die Gesellschaft umstürzt, indem er alle ihre Religionen zertrümmert, allen ihren Trägern die Nahrung entzieht, die sie leben macht, dem Volk die Arbeit raubt, die sein Brod, der Regierung die Einheit, die ihre Stärke, der Familie die Ehre, die ihr Zauber, der Intelligenz ihren Ruhm, der ihre Zukunft ist." Das heißt sich viel vornehmen, und die Leser werden begierig seyn zu erfahren, wie diese Aufgabe gelöst wird; es sey aber erlaubt, vorläufig schon darauf hinzudeuten, daß die Verfasserin den Journalismus, so wie er ist, als die Ursache von einer Menge von Uebeln betrachtet und darstellt, während sein Zustand doch ganz gewiß auch als eine Wirkung, als das Resultat der herrschenden Gesinnung angesehen werden muß. Die periodische Presse wirkt darum oft nachtheilig, weil die Menschen von Leidenschaften und Lastern beherrscht sind, deren Grund nicht in der Presse zu suchen ist. Würde nach der Meinung der Frau von Girardin die Censur das Uebel mit der Wurzel ausrotten? Die Censur in der gewöhnlich geübten Art würde nur etwa der Regierung zu Hülfe kommen; aber hätte die Verfasserin Lust, auch in Beziehung auf Moral, Religion, auf Privatverleumdungen und dgl. die Censur in Frankreich einzuführen? und wäre dann sie selbst und ihr Gemahl so sicher vor der vernichtenden Feder eines puritanischen Censors? Wie übertrieben dann die Vorwürfe jedenfalls sind, sieht Jeder ein, denn nach den angeführten Worten wäre ganz Frankreich in Armuth, alle Familien in Schande versunken, alle Intelligenzen geächtet — durch die Schuld der Presse!

Gegen die Beschuldigung, daß sie den Journalismus überhaupt angreife, verwahrt sich die Verfasserin mit der Einrede: „Sie nenne ihr Stück: die Schule der Journalisten; eine Schule sey nur für den, der etwas zu lernen habe, und die den Journalisten ertheilte Lection gelte nur den boshaften, geistreichen und leichtfertigen Männern des Tags, die sich der Feder bedienen wie eines Degens; den literarischen Musketieren, die einen beständigen Krieg von Epigrammen und von Witzworten unterhalten, deren Beruf der Streit ist und die der Friede zu Grunde richten würde; den Spöttern von Profession, die nicht ohne Feinde leben können;" und gegen den Verdacht, daß sie persönliche Abneigungen oder Neigungen bei Abfassung ihres Stücks beseelt hätten, ruft sie aus: „die Leute, die etwas von der Kunst verstehen, wissen wohl, daß der Dichter unter der Arbeit vergißt, wer er ist; ach! er arbeitet oft nur um es zu vergessen. Die wirkliche Welt verschwindet in der unermeßlichen Aussicht, welche die Begeisterung ihm eröffnet; seine Individualität erlischt, das Bewußtseyn seiner Persönlichkeit hemmt ihn nicht mehr. Ruft ihm mit seinem Namen, er antwortet euch nicht. Er ist nicht mehr auf der Erde, und die Sprache die ihr sprecht, ist nicht die seinige. Umsonst sagt ihr zu ihm: gib Acht, die Verse, die du mit bewegter Stimme liesest, sind die Apologie deines Bruders, deines Freundes, oder die Ehrenrettung deines treulosesten Feindes, er versteht euch nicht. In der idealen Welt, worin er lebt, gibt es keinen Haß und kein Interesse. In diesem schönen Lande der angeblichen Chimären, wo die ewigen Wahrheiten allein den Zutritt haben, sind die unschuldigen Wesen, die man auf Erden verleumdet, die von unwürdigem Verdacht verfolgt werden; die muthigen Wesen, die zum Lohn ihrer Arbeiten und Opfer nur Unglück und Proscription ernten; sie

sind weder Verbündete, noch Rivale, weder Freunde noch Feinde mehr, sondern Opfer, die man vertheidigen, Märtyrer, die man besiegen muß!" — Ist das nicht eine Tirade, die wetteifern zu wollen scheint mit Shakspeare's:

The poets eye, in a fine trenzy rolling etc.?

Die in der Journalistenschule auftretenden, von der Verfasserin selbst charakterisirten Personen sind: Martel, Hauptredacteur des neu gegründeten Journals: la Vérité, ein Mann von gewandtem Benehmen, eleganter, aber nachlässiger Haltung, spöttisch und blasirt, dem man es ansieht, daß er in schlechter Gesellschaft lebt; Guilbert, ein reicher Bankier, der sich mit seinem Geld etwas weiß; Edgar de Norval, Officier der Spahis in Afrika, ein männlich schöner Officier, von würdevollem, offenem Benehmen; Morin, ein alter Historienmaler, ein schöner Greisenkopf, edel, schwermüthig und mit begeistertem Auge; Pinchard, verantwortlicher Gerant des Journals, ist, was man einen guten und tüchtigen Cameraden nennt, nicht elegant, doch auch nicht gemein, in seinem Wesen naiv, aber geistreich; Jollivet, Mitarbeiter, hat das Gesicht eines Lebemanns und Trinkers, voll gutmüthiger Bosheit; Griffaut, Mitarbeiter, groß und blaß, gleichgültig und verdrossen; Blondin, Mitarbeiter, von leichtsinnigem, Dandyhaftem Wesen; Madame Guilbert, eine große und schöne Frau, von edler Haltung; Valentine, ihre Tochter, Gattin Dercourts, Ministers des Innern, hübsch, geistreich, von ausgezeichnet feinem Benehmen; Cornelie, eine Opernsängerin, mürrisch und sprödethuend, Benehmen einer einfältigen Person, die sich für reizend hält. Außerdem mehrere unbedeutendere Personen.

Wie schon erwähnt, beginnt auch diese Komödie mit einem Gelage — der Journalisten, welche die Gründung des neuen Organs der öffentlichen Meinung und der Wahrheit mit einer „Orgie" feiern. Indeß hört man vorerst nur ihre Stimmen, und zwei Lakaien unterhalten sich über ihre Lustigkeit. Dann tritt Martel auf, der der Orgie nicht hat beiwohnen können, weil er mit seiner Geliebten, Cornelie, zu seinem Leidwesen, eine schlechte Mahlzeit hat einnehmen müssen. Die Beleuchtung läßt ihn glauben, Madame Pinchard beabsichtige in ihrem prächtigen Salon einen Ball zu geben; aber er erfährt von einem Lakaien, sie speise auswärts, um den Herren alle Freiheit zu lassen, da es sich um wichtige Sachen handle. Martel stellt darüber wehmüthige Betrachtungen an:

O Jean Pinchard, wie denkst du so erhaben!
O heil'ge Selbstverläugnung eines Ehweibs!
Ha! du bist Gattin, und dein würd'ger Gatte
Darf ohne dich so lust'ge Feste geben!
Und ich, der ich doch nicht den Eid geleistet
Vor einem Maire, ich kann dabei als Gast
Erscheinen nicht, so bitter ist mein Reich!
Mit Sicherheit, ach! nur in Hymens Bann
Athmet der Freiheit süße Luft der Mann!

Guilbert, welcher die Caution des Journals vorgeschossen, kommt, um sich nach dem Journal zu erkundigen; Martel, bei Seite über den Bankier spottend, gibt ihm Auskunft: heute Abend werde die erste Nummer erscheinen. Martel läßt den Gästen heimlich sagen, sie möchten sich stiller verhalten, und verspricht dem alten Herrn, geheim zu halten, daß er bei dem Journal betheiligt sey. Aber die Gäste lärmen immer ärger, und Martel weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er aus den Mitarbeitern des Journals heißblütige Provencalen macht; denn Herr Guilbert hält, wie er sagt, viel auf Moralität. Sie unterhalten sich über das Journal:

Guilbert.

Die Wahrheit, Herr, ein ganz ausbünd'ger Titel;
Nur muß man ihm auch treu seyn. Ha! nur keine
Windbeuteleien! Immerdar die Wahrheit!

Martel.

Ganz recht! Ihr sprecht als einer der's verstehl.
Nur muß, wer stets sie sprechen will, sie kennen.
Ein jeder Gegenstand bietet dem Auge
Zwei Seiten dar, Herr; jegliches Princip
Hat seine zwei Wahrheiten, deren Anspruch
Abwechselnd sich entwickelt. Wenn das Für
Ihr geltend macht, verkehrt ich das Gegen,
Und ich besorge, angelangt am Schluß,
Haben wir beide...

Guilbert.

Unrecht.

Martel.

Schlimmer! Recht,
Wenn von zwei Männern jeder Unrecht hat,
So löst vielleicht ein Drittes das Problem;
Ist aber gleich das Recht auf beiden Seiten,
So folgt ein Stoß daraus, der verderblich beiden.
Wem dann den Vorzug geben, gegen wen
Gerecht seyn? Ach! wie haben Alle Recht,
Und das bringt über Frankreich das Verderben.
Die Einen, stolz auf die Vergangenheit,
Leben von der Erinnerung; die Andern,
Erhitzte Träumer, leben ganz der Zukunft.
Die Einen wollen ganz den alten Bau
Erhalten, den die Andern als ein Opfer
Dem Fortschritt darzubringen sind geneigt,
Und jeder müht vergeblich sich zu siegen.
Hätt' Jemand Unrecht, man vergliche sich.

Guilbert (ironisch).

Glücklich beurtheilt Ihr, seh' ich, die Sachen.

Martel.

Ja, unser Unglück, Herr, hat edle Gründe.
Das Böse ist vorhanden nicht bei uns,
Es liegt in nichts und unser einz'ge Plage...

Guilbert.

Ist?...

Martel.

Ist des Guten Mißbrauch nur. Doch dieser
Heillose Mißbrauch tödtet alle Keime.
Unrein macht er den Fluß in seinem Lauf;
Blut färbt die Wellen, die die Sonn' vergoldet;

Singend floß er, jetzt braust er brüllend hin;
Das Land verheert er statt es zu befruchten;
Auf immer flieht das Volk von seinem Ufer.
So haben wir verhaßt gemacht durch Mißbrauch
Schöne Wahrheiten, die wir nun verschmähn;
Die größte Tugend ward von uns verspottet;
Von schnöden Opfern brachen die Altäre;
Ohne Gebet und Glauben sind wir jetzt,
Weil wir das göttlichr Gesetz mißbraucht.
Der Thron sank hin durch Mißbrauch der Gewalt,
Die Freiheit starb, weil Frechheit sie geworden;
Die Pressr, Herr, des Tages nun Gestirn,
Wird auch erlöschen, weil zu hell sie glänzte.
Durch Uebermaaß des Ruhms sind wir gefallen,
Denn Mißbrauch trieben wir selbst mit dem Sieg.
Ach! einst beklagen wir arme Franzosen
Die Schätze all, vom Uebermuth vergeudet.

Martel complimentirt endlich Herrn Guilbert hinaus, und unmittelbar darauf treten, tanzen und springen die mehr oder minder angetrunknen Journalisten und einige andere Personen, darunter Edgar de Norval, ins Zimmer. Jollivet besonders und Blondin zeichnen sich durch die Symptome übermäßiger Libationen aus. Die schlechten Späße und betrunkenen Einfälle in dieser Scene sind der Dichterin besonders verübelt worden; davon später. Martel kommt und wird von seinen Freunden wegen der verscherzten Mahlzeit und wegen des Bannes bedauert, worin ihn die Operntänzerin hält. Er wirft ihnen ihren Lärmen vor während Guilbert dagewesen, von dessen Unterstützung doch das Journal abhänge; einer wirft hin: der Mann, der seine Tochter mit dem Liebhaber seiner Frau verheirathet? Pluchard aber gebietet Stillschweigen, mit einem Blick auf Edgar de Norval. Martel erklärt Edgarn, der nicht weiß um was es sich handelt, daß hier die Inauguration eines Journals begangen werde:

Martel.

Komm, dich bekehren will ich; hier siehst du
Die jungen Naerrn, unsre Redacteure,
Leute von Geist — Autoren — mehr und minder.
Der da hat nie geschrieben eine Spalte,
Nur ein Artikelchen, doch gibt er sich
Für einen Autor; nachgedruckt zu werden
Ist seine größte Angst. Der dort hält sich
Für einen Kant, weil er ihn übersetzt;
Er klaubt uns aus den deutschen Zeitungen;
Und der dort unten schnarcht, ist Spanien,
Der kleine Bertrand, Reisender des Journals;
Er ist, man glaubt es kaum, am Senegal;
Der Blasse dort, Geistaut, nur seiner Kopf.
Er ist nicht boshaft, doch sobald er schreibt,
Wird Alles zur Satyr', er weiß nicht wie;
Giftig ist seine Feder und sein Lächeln
Ist tödtlich. Ein ganz guter Junge ist er,
Der aber doch viel Schlimmes richtet an.
Er hat die Künste, die Literatur,
Die Maler, die Autoren.

Edgar.

Trefflich Futter!
Lebhaften Haß zieht er gewiß sich zu?

Martel.

Er trotzt ihm, denn er malt und dichtet nicht.

Edgar.

Der Vollmond dort gehört doch nicht zu Euch?

Martel.

Was der? das ist ja Jollivet, von unsern
Großen Aposteln einer, ein politischer
Schriftsteller, der die Könige absanzelt!
Die Stühr des Journals!

Edgar.

Die manchmal wankt.

Martel.

Das ist der Mann, der vor den Riß muß stehn.
Ein tücht'ger Bursche und versteht sein Fach.
Als Trinker stellt er gegen Jeden sich;
Als Journalist ist er ein strenger Richter;
Nicht mit dem Glas verwechselt er die Feder;
Ha! dieser puritan'sche Bacchus, dieser
Tugendprofessor ist moral'scher nie
Als wenn er sich im Trinken übernommen;
Man muß ihn sehn, mit feurigem Gesicht,
Gläsernem Aug', wie er für ganz Europa
Ergrimmt, wenn eine Orgie er erzählt.

Einer ist der „Schmeichler der Journalisten," einer Verfasser der „Nekrologe" und Martel selber schreibt die canards, zu deutsch: gedruckte Lügen. Der Junge aus der Druckerei bringt die Correcturbogen, welche unter Späßen und Witzen corrigirt werden. Griffaut hat Morin einen Wändeverschmierer genannt, was er auf Bitten der Andern streicht. Dann wird Punsch herumgeboten und die Affichen des neuen Journals, in allen Farben gedruckt, ausgetheilt. Martel wird zu einer Dame hinausgeholt und geht seufzend ab; die Uebrigen trinken; Edgar sieht ihnen zu und spricht:

Das ist die Macht, die man nennt ein Journal!
Ein Königthum, ein unumschränkt Gericht!
Ein Kritiker ohne Talent, der Spott
Nach Regeln fabelelet, und der mit Worten
Ermordet einen Mann von Genius;
Ein toller Lebemann, welcher sich mästet
Vom Tod; ein Narr, welcher Europa setzt
In Flammen und dann einschläft; ein verfehlter
Poet — ein tücht'ger Geist, erstickt in Trägheit,
Der, ohne Liebe, einen Tänzrein frönt...
Herzlos, Verräther an einander Alle...
Das, o mein armes Land, sind deine Sterne!

Der zweite Act veranschaulicht in ergötzlicher, obwohl carikirter Weise die Nöthen und Leiden eines der Journalisten, Martels,

der, im Begriff einen Artikel zu schreiben, von den verschiedensten Personen überlaufen, verhindert, gequält wird. Er sitzt in seinem Cabinet, um zu schreiben, aber verstimmt und unlustig zu seiner Arbeit, zu seinem Beruf, wofür er sich eigentlich nicht geboren fühlt. Er beginnt seinen Artikel, da erscheint Cornelia, in übelster Laune; sie beklagt sich, daß man in Martels Journal sie mißhandle; er entschuldigt sich, den Passus nicht gelesen zu haben, und sucht sie zu trösten; sie wünscht einen Muff von Marderpelz zu haben; er verweist sie zur Geduld. Während dem wird Guilbert angemeldet. Dieser sieht Cornelie noch hinausgehen und merkt, daß er störe, aber er ist voller Zorn; er verliert 100,000 Thaler durch das verwünschte Journal, weil durch einen Artikel desselben über die Eisenbahnen die Actien arg gedrückt worden sind. Martel bedauert, entschuldigt sich ... während dem zeigt sich Cornelie wieder, Martel gibt vor, sie komme wegen einer Anzeige .. und versichert, man werde durch einen andern Artikel das Versehen und den Schaden wieder gut machen. Aber Guilbert erklärt, er werde seine Caution morgen zurückziehen, und im Hinausgehen stößt er wieder auf Cornelie, die er jetzt erkennt, und unter sehr moralischen Vorwürfen geht er ab. Martel, sehr verstimmt, setzt sich wieder an die Arbeit. Während er schreibt, schleicht Cornelie wieder herein und holt aus einer Mappe ein Manuscript: Der Minister und der Liebhaber, oder Mutter und Tochter, ein altes Feuilleton, das Martel früher einmal geschrieben, das sie sich gut bezahlen lassen und für das Geld einen Muff kaufen will. Die Erzählung handelt, unter veränderten Namen, von Madame Guilbert und ihrer Tochter. Mit diesem Raub entfernt sich Cornelie. Jetzt kommt Pluchard ganz außer sich und fragt Martel, ob er keine Waffen habe, er sey von Morin herausgefordert worden wegen des bittern Artikels über ihn in der Vérité. André, der Diener Morins, der ihm zugleich als Modell dient, ein Invalide von den Junitagen, kommt mit einem Verzeichniß von Morins Gemälden und bittet Martel um einige tröstende, günstige Worte für seinen tiefverletzten Herrn, den die Journale noch umbringen werden. Beide geben ihm süße Worte und sagen ihm einen günstigen Artikel zu. Martel bittet Pluchard zu Guilbert zu gehen, um ihn zu versöhnen. Wieder setzt er sich zum Schreiben ... der Junge aus der Druckerei kommt ... er hat noch nichts fertig .. Griffault, der das Feuilleton liefern soll, ist krank ... da kommt Cornelie mit dem Feuilleton, Martel sieht es flüchtig an .. er will den Abdruck nicht dulden, aber Cornelie weiß ihn zu überreden, er könne das Anstößige noch streichen .. so gibt er es hin. Jetzt wird das Cabinet überschwemmt von Dichtern, Verlegern, Abonnenten, Heirathsunterhändlern, Kaufleuten aller Art, die sämmtlich ihre Anliegen und Wünsche vortragen, ihre Artikel und Waaren anrühmen und im Journal gelobt haben wollen und Proben mitbringen. Martel eilt, außer sich, mit seinen Papieren hinaus; der Heirathsunterhändler erbietet sich Cornelien, sie um geringe Kosten zu verheirathen, und die Kaufleute drängen ihre Waarenmuster Martels Diener, Baptiste, auf, der alles gern einsteckt und eine ordentliche Ernte macht.

Der dritte Act spielt im Hotel des Ministeriums des Innern, wo Herr Guilbert bei seinem Schwiegersohn, Herrn Dercourt, wohnt. Hr. Guilbert wird von verschiednen Seiten wegen seiner Theilnahme an dem neuen Journal zur Rede gesetzt, die er gern geheim gehalten hätte. Edgar sagt ihm, der Artikel gegen den Präsidenten des Conseils werde allgemein seinem Schwiegersohn, dem Minister, zugeschrieben. Dann macht ihm seine Gemahlin Vorwürfe, da das Journal ihren Schwiegersohn um seine Ministerstelle bringen werde; dann kommt seine Tochter Valentine, und stimmt das gleiche Lied an; doch würde sie den Verlust der Ministerstelle nicht eben beklagen. Man hofft die Sache noch ins Geleis bringen zu können; Hr. Dercourt ist beim König, Herr Guilbert und Madame Guilbert wollen zum Präsidenten und zur Präsidentin eilen, um den unverschämten Artikel zu desavouiren. Pluchard, sehr kleinlaut, läßt sich anmelden, um mit Hrn. Guilbert über die Caution zu sprechen; dieser läßt ihn hart an wegen seines Journals; Pluchard entschuldigt sich, er lese es gar nicht, er unterzeichne es nur, und es stehe ihm jetzt wegen eines Artikels ein Proceß und Gefängniß bevor. Er müsse die Geldstrafe erlegen, und er verliere die Erbschaft eines reichen Oheims, der ihn enterbt habe, weil er in einem Artikel mißhandelt worden sey. Guilbert und Pluchard überbieten sich in Klagen und rufen endlich einstimmig: oh, das verwünschte Journal! Die Eltern entfernen sich; Edgar, der die jüngere Tochter liebt, bleibt bei Valentine, der Vertrauten seiner Liebe. Dann unterhalten sie sich über die Lage von Valentinens Gatten, und sie gesteht, daß ihr eine Veränderung gar nicht unlieb sey, weil sie ihren Gemahl fast ganz entbehre und ihr die Repräsentation eine Last sey. Edgar bittet sie, sich für den Maler Morin zu verwenden, daß ihm die Arbeit an einer Kuppel übertragen werde; Valentine lacht zuerst über die Nennung dieses Mannes, von dem sie, aus den Journalen, die schlechteste Meinung hat, wird aber von Edgar eines Bessern belehrt, und verspricht, sich seiner anzunehmen. Morin kommt selbst, sie um ihre Fürsprache zu bitten, wird von ihr mit Güte aufgenommen, und gebeten sie zu malen, was er mit Freuden zusagt. Er beklagt sich über die Macht der Journale; sie spottet ihrer Macht, der sie fröhlich trotze. Darauf erwiedert

Morin.

Wir sollten freilich drüber weg uns setzen,
Doch täuschen wir uns nicht, groß ist ihr Einfluß,
Nutzlos für sie, uns aber zum Verderben
Beherrschen diese unbekannten Tyrannen
Das Land und richten es zu Grund; wir sind
In ihre, unsrer Feinde Macht gegeben.
Umsonst daß man sie flieht und ihnen trotzt;
Herr'n unsrer Häupter sind sie, unsre Kammer
Ist ihre Sklavin, und vor ihnen beugen
Im Staub sich unsres Königes Minister....
Ein solches Joch trägt Frankreich... welche Schmach!
Tagtäglich sieht man Künstler und Beamte,
Soldaten selbst vor Journalisten zittern,
Sieht Richter, welchen ihr Mißfallen droht,
Ihr Urtheil fälschen in unwürd'ger Feigheit!
Das sieht man an, Madame, ein schönes Schauspiel!
Journale lenken Alles; ihre Stimme

Ist ein Orakel; sagen sie von einem
Schauspieler, der sie übel aufgenommen,
Er tauge nichts... plötzlich verstummt das Klatschen.
Wird ein Roman, Werk eines großen Dichters,
Interesselos genannt von ihnen... Niemand
Kauft ihn... Doch sagen sie von einem alten
Vornehmen Gecken, er sey ein Genie:
So glaubt es alle Welt im Augenblick.

Nachdem er sich entfernt, kommt Madame Guilbert sehr aufgeregt; sie ist nicht empfangen worden beim Präsidenten. Decourt ist noch beim König; Madame Guilbert hofft noch auf eine günstige Krise. Sie geht, nachdem der Lakai seine Nachhausekunft gemeldet, um mit ihm zu sprechen. Valentine, allein, beklagt, daß der Ball von heute Abend ihr durch diese Verwirrung verkümmert werde, sie liest in den Journalen, die Vérité fällt ihr in die Hand; sie liest das Feuilleton und findet darin die Erzählung: der Minister und der Liebhaber, oder Mutter und Tochter, von Martel; eine reiche Dame, Lorville genannt, habe sich in einen jungen Präfecten bis zum Wahnsinn verliebt und durch ihre Gewandtheit sein Emporkommen gefördert. Eines Tags habe ihr Gatte einen Liebesbrief, an sie gerichtet, gefunden, sie zur Rede gesetzt, und sie habe vorgegeben, der Brief sey an ihre Tochter gerichtet gewesen, welche sofort mit dem Minister gewordnen Liebhaber der Mutter vermählt worden. — Valentine ist zuerst über die Lüge empört — denn sie merkt bald, daß ihre Geschichte erzählt seyn soll, aber nach und nach glaubt sie, nachdem sie sich vieler sonderbaren Umstände erinnert, an die Wahrheit und versinkt in trostlose Verzweiflung.

(Fortsetzung folgt.)

Abschied des Erotokritos von seinem Vater.

Aus dem berühmten Roman: „Erotokritos“ von Vincent Kornaro aus Kreta.

Wenn ich durch mein Geschick vielleicht
Am heut'gen Tag dich quälte:
So zürne länger nicht darob,
Vergib mir, was ich fehlte!
Voll Mitleids gib den Segen mir,
Sonst wag' ich nichts zu flehen;
Und dann entwöhne dich forthin,
Als Sohn mich anzusehen.
Fern wird mich der Verbannung Spruch
Durch Städt' und Länder jagen,
Und keiner, keiner wird von mir
Dir jemals Kunde sagen.
Nur eine Botschaft wirst du noch
Dereinst von mir erhalten,
Die wird mit einem tiefen Weh
Dein Vaterherz zerspalten:
Vernehmen wirst du, daß ich starb,
Nun in der Fremde fallend,
Daß Fremde meinen Sarg umringt,
Als Fremdling mich betrauernd. — —
— — Doch nun, wohlan! gib mir mein Pferd
Von auserwählter Art mit,
Gib einen Speer mir und ein Schwert,
Ein einz'ges, auf die Fahrt mit!
Die andern Ross' und Waffen all,
Die lass' ich dir zurücke,
Daß du, sie sehend, mein gedenkst,
Und Wehmuth dich durchzücke.

Glückseligkeit.

Von Athanasius Christopulos aus Konstantinopel.

Wenn ich schlürf' aus goldnem Becher,
Und des Weines Duft dem Zecher
Sinn und Geist in Nebel hüllt:
Ha' dann tanz' ich froh und springe,
Ha! dann lach' ich, scherz' und singe,
Und mein Herz ist wonnerfüllt.

Keine Sorge darf sich zeigen,
Alle Wünsche ruhn und schweigen,
Aller Grillen Dunst entfloh;
Frischer wird das Herz und heiter,
Meine Brust, sie fühlt sich weiter,
Schöpfet Luft, und athmet froh.

Mag die Welt sich immer drehen,
Vorwärts oder rückwärts gehen:
Nur der Weinstock bleibe stehn!
Daß der Schlauch nur nicht versiege,
Immer uns zur Seite liege,
Daß wir nicht im Durst vergehn!

Ha, so lang mir diese süßen
Unerschöpften Schätze fließen,
Und so lang ich zechen kann,
Acht' ich nicht des goldnen Tandes,
Acht' ich keines Rangs und Standes,
Und kein Kummer ficht mich an!

Lechner.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 67.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

3 Junius 1840.

Miß Grace Kennedy.

(Schluß.)

Dieß sind freilich nur die magern Umrisse der Erzählung, wobei viele Nebenumstände und Personen übergangen werden mußten, während von dem religiösen Element und von den theologischen Ansichten, denen die Erzählung wohl nur als Vehikel dienen soll, so gut wie nichts mitgetheilt werden konnte. Wir halten uns auch zunächst an den Roman, als solchen. Und da muß man gestehen, daß die Verfasserin, der eine recht treffende Beobachtung und eine lebendige, fließende Darstellung durchaus zugestanden werden muß, von den Motiven und Springfedern des profanen Romans einen ziemlich reichlichen Gebrauch zu machen nicht verschmäht hat. Wir rechnen dahin vor Allem den boshaften Streich St. Clairs mit den unterschobnen Briefen. Eine ganze Reihe von Briefen auffangen, unterschlagen und durch selbst fabricirte ersetzen, ist etwas stark, und involvirt doch gar zu viele Unwahrscheinlichkeiten. Sodann ist das Benehmen St. Clairs in der Gerichtssitzung im höchsten Grade melodramatisch. Konnte ein frommer Roman nicht solcher drastischer Motive entbehren? Sodann ist auch das Mißverstehen ihrer gegenseitigen Gefühle und Gesinnungen bei den beiden Hauptpersonen eine so lange Zeit hindurch schwer begreiflich, zumal da ja beide durch Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit ausgezeichnet sind, wenn schon dieß Mißverstehen von vorn herein ganz gut motivirt und überhaupt mit vieler Kunst und Geschicklichkeit durchgeführt ist. Es ist für den Leser angenehm, früher als die handelnden und leidenden Personen in die Geheimnisse eingeweiht zu werden, von welchen ihr Schicksal, ihr Wohl oder Wehe abhängt; aber gar zu lange ein Nichtverstehen oder Mißverstehen ausgesponnen zu sehen, wird peinlich und für den wissenden Leser unwahrscheinlich.

Was die Charaktere betrifft, so finden wir besonders den des Helden sehr anschaulich und gut durchgeführt. Dunallan ist ein möglicher Charakter, er schließt keine Widersprüche in sich, und dieß genügt den Ansprüchen an den Roman; eine andre Frage ist freilich, ob diesem Ideal auch Exemplare in der Wirklichkeit entsprechen; eine Frage, die bei andern Romanen, welche bloß ein ästhetisches Interesse haben, müßig wäre, aber wohl aufgeworfen werden darf bei einem solchen, der in einer Fiction eine Apologie und Verherrlichung des Pietismus zu geben beabsichtigt. Die Verfasserin hat den Repräsentanten ihres Systems mit allen denkbaren Vorzügen der Persönlichkeit, des Geistes und Gemüths, so wie mit den zufälligeren der Geburt und des Vermögens aufs freigebigste ausgestattet und ihn mit einer Ueberlegenheit gegenüber von allen, die mit ihm in Berührung kommen, ausgestattet, von welcher immerhin zweifelhaft ist, wie viel davon auf Rechnung seiner Religiosität kommt. Sie schreibt ihm überdieß ein wunderbares Glück in Erreichung seiner Absichten zu; denn gewiß gränzt es ans Unglaubliche, daß ein Zeitraum von sechs Monaten genügen soll, um nicht nur ein großes Haus mit sämmtlicher Dienerschaft, sondern ein ganzes Dorf zu reformiren und neue höhere Ansichten und reine Sitten und Fleiß einzuführen. Wenn man sagen wollte, die Verfasserin sey doch nicht parteiisch gegen oder vielmehr für ihren Helden, indem sie ihn ja die schwere Jugendverirrung durchmachen lasse und ihn somit gar nicht als einen Heiligen darstelle, so ist darauf zu erwiedern: gerade auch diese Verirrung und Sünde gehört, im Sinn jenes Systems, dazu, um Dunallan zum vollendetsten Repräsentanten des Pietismus zu machen, indem er dadurch gebrochen und auch in den Erfahrungen der Sünde bewandert und gereift ist. Es ist sehr charakteristisch, daß Dunallan seiner Gattin das Geständniß jener Sünden ablegt und mit bitterer Reue darauf zurückblickt, aber darum doch ihr, der reinen aber noch nicht ganz bekehrten Frau gegenüber, im Tone der religiösen und sittlichen Ueberlegenheit beharrt, und nicht entfernt befürchtet, daß diese Geständnisse sie ihm entfremden möchten. Nicht so glücklich wie mit dem Charakter Dunallans scheint uns die Verfasserin mit dem Katharinens gewesen zu seyn. Zwar ist Katharine, wenigstens von vorn herein, nicht auf gleiche Höhe der Vortrefflichkeit gehoben, sie ist eine gute, edle Natur, jedoch mit manchen Unarten behaftet und leichtsinnig; aber gerade ihr ganzes Wesen, wie es

von vorn herein geschildert wird, ist wohl schwerlich geeignet, die pietistische Färdung anzunehmen. Uns scheint nämlich, ein gewisses Temperament gehöre dazu, um die Eigenthümlichkeiten des Pietismus sich anzueignen, wenn man nicht anders durch Umgebung und Erziehung dazu hingedrängt wird. Dieß Temperament nun scheint uns der verständigen und leichtblütigen Katharine zu fehlen, und ihre Metamorphose von dem etwas übermüthigen Mädchen zu der strengen Rigoristin ist gewiß allzurasch. Freilich — ein mächtiges Motiv wirkt zu ihrer Bekehrung mit — die Liebe. Dieß mag psychologisch sehr richtig seyn; aber lag es wirklich in der Absicht der Verfasserin, der Liebe einen so bedeutenden Antheil an der Bekehrung des Weltkindes einzuräumen? Schwerlich; überall ist die Darstellung so, als ob Katharine auf dem Wege der Ueberzeugung für die religiöse Wahrheit, im Sinne Dunallans, gewonnen würde, aber der insgeheim wirkende Einfluß der Neigung für Dunallan selbst wird nicht in Betracht gezogen. Unter den übrigen Charakteren dürfte der Churchills, welcher nicht handelnd, sondern nur in Dunallans Erzählung auftritt, der ansprechendste seyn. Churchills Frömmigkeit erscheint viel milder und anspruchsloser als die Dunallans ist; sie ist vollkommen im Einklang mit seinem Beruf und seiner Stellung in der Welt, während Dunallan mit der seinigen in viele Collisionen mit der Welt kommt, wodurch seine Religiosität einen etwas bewußten und pretiösen Charakter annimmt.

Ueber die in dem Buch enthaltenen religiösen Ansichten und Grundsätze, welche in England eine bedeutende Anzahl von Anhängern unter allen Ständen haben dürften, können wir uns natürlich hier nicht ausführlich äußern. In den meisten Punkten trifft der englische Pietismus mit dem deutschen zusammen; in einzelnen Punkten, besonders in theoretischen, ist jener beschränkter als dieser, weil die philosophische Bildung weniger dagegen reagirt; in andern dagegen vorzüglich in praktischen, ist er freisinniger, weil in England das öffentliche Leben kräftiger und alldurchdringender ist. „Es ist nichts in der Religion, wodurch eine unschuldige Fröhlichkeit verboten würde; wie sehr irren sich die Menschen, wenn sie die Religion für etwas Finsteres halten;" solche und ähnliche Aeußerungen findet man in Dunallan häufig, dem man überhaupt nicht den Vorwurf machen kann, grämlich und sauer zu seyn. So ist schon die Anerkennung, daß die christliche Ehe auf individuelle und ausschließliche Liebe sich gründen solle oder dürfe, ein Beweis von Freisinnigkeit, gegenüber von der Ansicht, welche bei Schließung der Ehe die individuelle Neignng nicht glaubt gelten lassen zu dürfen, was zu dem Extrem der Herrnhuter führte, die Heirathsfähigen durchs Loos miteinander zu verbinden. Die mehr theoretischen Ansichten, welche in Dunallan niedergelegt und gegen Einwendungen gerechtfertigt werden, übergehend, fügen wir nur noch ein paar Worte über Maximen bei, welche sich auf das praktische Leben beziehen. Die Grundsatze der Pietisten über Tugend und Pflicht sind meist von der Art, daß, im Allgemeinen, jede geläuterte Moral, wenn sie auch nicht jene Färbung hat, damit übereinstimmt. Differenzen ergeben sich dann erst bei der Anwendung aufs Einzelne. Wenn der oberste Grundsatz des Pietismus fürs praktische Leben der ist: der Christ müsse dieses Leben durchaus als eine Vorbereitung auf das jenseitige betrachten und von diesem Gedanken sich immer leiten lassen, so ist hiemit die Vorschrift der nicht pietistischen Moral: nach beständigem Fortschreiten in der Erkenntniß und in der Willensreinheit zu streben, wohl vereinbar; aber in der Anwendung und Ausübung dieser Vorschriften werden beide weit auseinandergehen. Der Pietist gesteht diesem Leben keinen selbstständigen Werth, an sich, zu, oder nur inconsequenter Weise; der Nichtpietist betrachtet sein Handeln in diesem Leben nicht bloß als eine Art Examen und Prüfung; er erkennt in dem Gang der Geschichte das Walten der göttlichen Vorsehung und glaubt sich an seinem Theile, welche Stelle er nun in der Welt einnehme, mit berufen zur Lösung einer ihm zugetheilten Aufgabe. Daher beim Pietisten gewöhnlich das ängstliche Sichzurückziehen von der Welt, und in Folge dieses Sichunterscheidens, dieses seines Gegensatzes gegen dieselbe, die Neigung, sie und ihr Treiben hart zu beurtheilen und zu verdammen, eine Neigung, welche die verschiedensten Gestalten annimmt, aber nicht leicht ganz fehlt. Vermöge ihrer Anschauungsweise des Lebens verlieren die Pietisten gar leicht den rein menschlichen Maaßstab der Beurtheilung von Dingen und Personen aus der Hand, und legen nur noch den von Himmel und von Hölle an. Die Schriftstellerin, mit welcher wir es hier zu thun haben, ist gewiß eine sanfte und milde Natur, und sie gibt sich Mühe, die Härten ihres Systems zu mildern; aber der aufmerksame Leser ihrer Schriften entscheide, ob ihr dieß wirklich gelungen ist?

Zwei politische Komödien,

Casemir Delavigne's Popularité und die École des Journalistes der Madame Emile de Girardin.

(Fortsetzung.)

Der vierte Act spielt wieder im Hause des Ministers. Edgar, der zu Valentinen beschieden worden, hat das Feuilleton auch gelesen, und ist in großer Sorge, sie möchte es gelesen haben. Martel, von Guilbert kommend, trifft mit ihm zusammen; Edgar macht ihm die bittersten Vorwürfe wegen seines unwürdigen Leichtsinns, gegen die sich Martel nur schwach zu vertheidigen weiß. Valentine kommt, sehr blaß, und Martel entfernt sich scheu. Valentine, sehr angegriffen, entdeckt Edgar ihren Wunsch, daß er sobald als möglich ihre Schwester heirathe, damit sie bei ihm ein Asyl finde; sie müsse ihre Mutter, ihren Gatten verlassen. Edgar sucht sie zu beruhigen, aber sie bleibt überzeugt von der Schuld ihrer Mutter. Herr Guilbert kommt und bringt die Nachricht, daß Dercourt gestürzt sey, und klagt sich selbst als den Urheber dieser Katastrophe an. Er gibt seine Einwilligung zur augenblicklichen Vermählung seiner jüngern Tochter mit Edgar. Madame Guilbert kommt; Valentine mit ihr allein, kann nicht schweigen; sie macht ihrer Mutter die heftigsten Vorwürfe; aber Madame Guilbert eröffnet ihr: es sey wahr, sie habe eine Leidenschaft für Dercourt gefaßt, aber sie

entschlossen bekämpft, und um sich ganz dagegen zu sichern, habe sie ihre Tochter mit diesem ausgezeichneten Mann vermählt. Valentine überzeugt sich von der Wahrheit dieser Erzählung, bittet kniend und unter Thränen ihre Mutter um Verzeihung, und schwört, in ihrem Leben kein Journal mehr zu lesen.

Der fünfte Act versetzt uns in Morins Atelier. Sein Diener André legt ihm ein Journal hin, worin Morin gelobt wird — es ist die neueste Nummer der Vérité. Morin kommt und schickt ihn mit einem Brief fort. Er erblickt das Journal, das er, ohne es zu lesen, im Zorn zerreißt. Sein Nebenbuhler hat den Auftrag bekommen, die Kuppel zu malen. Er sinnt in düstrer Schwermuth über sein Leben, seine Leistungen, deren frühere Anerkennung und jetzige Verkennung nach. Er betrachtet seine an der Wand hängenden Gemälde:

O meine Bilder! Zeugen meiner Qualen!
Empfangt mein Lebewohl, ihr meine Hoffnung!
Meines Talentes Retter werdt ihr!
Der Nachwelt übergebe euch mein Tod!

(Er öffnet eine mit Journalen gefüllte Schatulle, nimmt ein schwarz gesiegeltes Heft und legt es hinein.)

Auf diesen Haufen von Mißhandlungen
Leg' ich mein Testament, worin enthalten
Ist das Geständniß meiner langen Qualen.
Wenn man dieß Gift sieht, das mein Leben tränkte,
Verzeiht man mir, daß ich ihm mach' ein Ende.
In meinem tiefen Falle jetzt empfind' ich's:
Zu haben ein Idol in dieser Welt
Ist Sünde! diese Sünde war die meine!
In schwärmerischer Jugend trieb die Liebe
Zur Kunst ich bis zur Gott'svergessenheit
Um Tiefe, Licht zu geben meiner Leinwand,
Das Meer zu schwellen, das Gewand zu kräuseln,
Den Blick, das Lächeln und den Blitz zu malen —
Hät' ich verkauft dem Satan meine Seele.
Die Kunst war Leben mir, war all mein Träumen;
Ein Schüler theurer mir als meine Kinder;
Zwei Tage nur beweint' ich todte Freunde;
Immer bewein' ich meiner Schüler Undank.
Der Kunst allein blieb treu stets mein Gefühl.
Ein Weib!.. es galt mir nur noch als Modell;
Nicht Treu' und Reinheit fordert' ich von ihr;
Statt aller Tugend galt mir ihre Schönheit!
Profanen Aug's sah ihrer Feind' ich zu,
Grausam studirt' ich ihre hellen Thränen!
Maler war ganz ich; ohne Angst und Scheu
Durchforscht' ich die Geheimnisse des Todes!
Ich rang mit Gott... der Schöpfer der Natur
War meinem Stolz nur ein Rival im Malen,
Und meine Eifersucht nahm ihm die Farben
Der Sonne übel, die ich nicht erreichte!
Doch Gott hat mich gestraft, schnell kam die Züchtigung:
Vom Stolz lebt' ich und sterbe durch die Schande!

Er verläßt das Zimmer. Madame Guilbert und Valentine, die sich malen lassen will, treten ein und bewundern die Gemälde. Ein Lärm erhebt sich draußen... man hat Morins Leiche gefunden. Edgar kommt und versichert, er sey nicht mehr ins Leben zu rufen. Mehrere Journalisten eilen herbei; die Anwesenden werfen Morins Tod Griffaut vor; dieser entschuldigt sich, er habe ihn gelobt, aber dieß Lob kam zu spät; er hat das Blatt ungelesen zerrissen. Die Frauen erblicken Martel und sehen ihn mit Entrüstung und Abscheu an; André, Guilbert, Valentine schreien Weh über die Journale; Pluchard flüstert Griffaut zu, er werde verurtheilt werden wegen Martels Artikel, und seufzt auch über die Journale; Martel stimmt ein; ohne sie wäre er ein Dichter geworden; er bittet Madame Guilbert und Valentine um Verzeihung; sie gewähren sie ihm, und er, gerührt und beschämt, erklärt seinen Entschluß, sein Journal zu verkaufen. Edgar kauft es;

Edgar.

Und ich, ich kauf' es! Ja, zu heilen ein Uebel
Muß man's studieren. Ich tret' auf den Kampfplatz;
Um die Journale zu besiegen, mach' ich
Mich zum Mitschuldigen derselben; trocknen
Will ich das Blut, die Thränen, denn sie schuld.

Martel (Edgars Hand fassend).

Mein Freund!

Valentine.

Unglücklicher! du wirst ihr Opfer!

Edgar.

Ich weiß; mein Herz hat sich mit Muth gewaffnet;
Ich weiß, was meiner harrt, kenn' ihre Wuth;
Mir bleibt jetzt keine Ruhe mehr, kein Glück!
Mein Leben bier' ich ihnen und sie werden
Mir meine Ehre rauben... werden meine
Jugend brandmarken, werden mir sogar
Den Himmel meiner Heimath streitig machen!
Je mehr jedoch sie lügen und mich lästern,
Wird die Gefahr man einsehn ihrer Macht.
Als Opfer fallend, dien' ich doch als Beispiel;
Den Abgrund werd' ich zeigen, dein versinkend
Ich, ich allein... und einst wird auch mein Land
Mein Unglück segnen, meine Liebe fassen!

(Schluß folgt.)

Neugriechisches.

Abschiedslied.

Ach, Scheiden ist ein böses Ding,
Das „Lebewohl" ist bitter,
Doch deine frohe Wiederkehr
Ist lauter Lust und Wonne.
Du gingest fort und ließest mir
Ein Fläschchen bittern Trankes,
Als Mittags- und als Abendkost,
So lang du ferne weilest.
Den Stein, den du zuletzt betratst,
Als du das Schiff bestiegest,

Ihn aufzusuchen geh ich hin. —
Mit Thränen ihn zu decken.

Die Wahrzeichen.

„Ich trink', o Liebste, diesen Wein,
„Trink' ihn mich zu berauschen;
„Ich trink ihn aus ans Glück der Fahrt,
„Auf frohes Wiederkehren." — — —
„— — Geh auf, du Thür der Blonden du,
„Blond mit den schwarzen Augen!" —
„„Wer bist du, und wie nennt man dich,
„„Wie nennt man deinen Namen?""
„Ich bin's, der dir die Aepfel jüngst
„Ins Tuch gewickelt brachte,
„Die Aepfel und die Pfirsiche
„Und zuckerreiche Trauben;
„Ich bin es, welcher dir geküßt
„Die purpurrothen Lippen!" —
„„Sag' mir Wahrzeichen meines Hofs,
„„So öffn' ich, daß du eintrittst!"" —
„Am Thore steht ein Apfelbaum,
„Ein Weinstock in dem Hofe,
„Da hangen weiße Beeren dran
„Mit düftereichem Weine.
„Wer davon trank, der ist gelabt,
„Und fordert mehr desselben." —
„„Wohl sprachst du schlau, du Lügensohn,
„„Die Nachbarschaft verrieth dir's.
„„Wahrzeichen sag' mir hier im Haus,
„„So öffn' ich, daß du eintrittst!"" —
„Ein goldner Leuchter hangt herab
„In deines Zimmers Mitte,
„Dir leuchtend, wenn du aus dich ziehst
„Und deine Schleifen aufknüpfst." —
„„Wohl sprachst du schlau, du Lügensohn,
„„Die Nachbarschaft verrieth dir's.
„„Sag' mir ein Mahl an meinem Leib,
„„So öffn' ich, daß du eintrittst!"" —
„Du hast ein Mahl auf deiner Wang',
„Ein Mahl auf deiner Schulter,
„Und eines mitten auf der Brust,
„Dem Abendstern vergleichbar.' — —
„„— — So lauft, ihr Mägde, lauft geschwind,
„„Und öffnet ihm die Pforten!""

Zweizeilige Lieder.

Du küßtest mich, da wurd' ich krank,
Küss' mich, und heil' mein Wehe!
O küsse mich zum drittenmal,
Sonst sterb' ich und vergehe!

Wenn du Basilienzweige pflückst
Und ihre Blätter zählest,
Dann zählest du der Tage Zahl,
Da du mich Spröde quälest.

Die Liebe fordert hohen Sinn,
Die Liebe will Ergebung;
Sie will des Hasen niedern Lauf,
Des Adlers kühne Hebung.

Wer kennet einen solchen Krieg,
Wo sich die Augen schlagen,
Aus dem wir ohne Schwert und Dolch
Doch tiefe Wunden tragen?

Als Kleine, Kleine liebt' ich dich,
Nicht konnt' ich dich gewinnen;
Doch kommt wohl endlich noch die Zeit,
Als Wittwe dich zu minnen.

Warum zerquälst du dich, mein Herz,
Wie bist du doch so trübe?
Dich freut nicht Sturm, noch Sonnenschein;
Gewiß, du bist in Liebe.

Mich traf dein dunkles Augenpaar
Mit silberblanken Pfeilen,
Die nun, da sie mein Herz durchbohrt,
Voll Tücke weiter eilen.

O daß ich eine Schwalbe wär',
An ihrer Lippen flöge,
Sie einmal küßt' und noch einmal,
Dann wieder weiter zöge!

O daß ich eine Schwalbe wär'!
Ich flög nach deinem Stübchen,
Und baute mir ein Nest ganz nah'
Zu deinen Häuplen, Liebchen.

O möchten so viel Schwerter mir,
Als Stern am Himmel hingen,
Wofern ich treulos bin an dir,
Mein falsches Herz durchdringen!

Lechner.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 68 u. 69.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

7 Junius 1840.

Zehn Jahre später in der Literatur.

Von Sainte-Beuve.

Unter dem obenstehenden Titel hat der rühmlich bekannte Sainte-Beuve in der Revue des deux Mondes einen Artikel erscheinen lassen, welcher zum Zweck hat, die in den zehn Jahren seit der Juliusrevolution in der französischen Literatur eingetretene Veränderung anzudeuten mehr, als auszuführen, und die an der Spitze derselben stehenden Männer zu einem kräftigen, einmüthigen Zusammenwirken aufzufordern. Er sucht zu zeigen, daß die Bedingungen hiefür sich im Verlauf der Jahre günstig gestaltet haben, und gewiß, wenn irgend einer, so ist Sainte-Beuve, vermöge seiner ehrenhaften Unparteilichkeit, seiner liebevollen Anerkennung und Würdigung alles wahren Talents, vermöge seiner liebenswürdigen Humanität, und auch der ausgezeichneten Stellung, die er in der französischen Literatur einnimmt, dazu berufen, eine solche Aufforderung ergehen zu lassen. Wir heben die wichtigsten Stellen seines Aufsatzes aus, welcher zugleich zeigt, welche Namen in Frankreich, nach der Ansicht des vielleicht gründlichsten und geachtetsten Kritikers, die geachtetsten, die den Ton angebenden sind.

„Es gibt entscheidende Zeiten im Leben der Individuen, wo ihre physische oder moralische Constitution bedeutende Veränderungen durchmacht und gleichsam umgegossen wird, wo man, so zu sagen, auf einen gewissen Fuß, und unter gewissen Bedingungen mit seinen Ideen, mit seinen Mitteln sich stellt und einrichtet; es gibt kritische, klimakterische Jahre, wie die alten Mediciner sagten, palingenetische, wie die modernen Philosophen sie bezeichnen. Dieß scheint sich auch ziemlich entsprechend im Leben einer Epoche zu wiederholen. Es gibt Momente, wo der gesammte Lauf der Dinge gewisse natürliche Ansichten herbeiführt, und wo er sich zu gewissen Rückkrümmungen und Beugungen bestimmt, die freilich nicht sehr augenfällig sind, aber welche die glücklich geleitete und einstimmig handelnde menschliche Thätigkeit fassen, bestimmen und vollenden kann. Sind wir nicht, unter dem literarischen und moralischen Gesichtspunkt, bei einem solchen Moment angekommen, den man benützen sollte? Man könnte sagen, die literarische Anlage der Epoche schlummre, warte zu, verwandle sich in aller Stille, mache einen jener langsamen Processe innerer Umbildung durch, wo man handelnd eingreifen müsse, mehr ohne Zweifel als zu irgend einer Frist während der letzten zehn Jahre.

Es scheint, daß jetzt, nach zehn Jahren, die literarischen Stimmungen und Neigungen sich mehr vereinigen, als sie dieß in der Zwischenzeit gethan, daß sie sich wenigstens annähern; gewiß kommt man nicht auf den Ausgangspunkt zurück und der Cirkel schließt sich nicht; aber es herrscht eine Art von Correspondenz, wie zwischen den Kreisen einer Spirallinie. Man kommt nach zehn Jahren wieder zu denselben Ideen zurück, nicht um es von neuem mit ihnen zu versuchen, sondern um sie zu beurtheilen; wenn man miteinander zu ihnen zurückkommt, hat man wohl Ursache, sich zu trösten. Man hat nicht mehr den Eifer und die Gluth von früher, aber man hat die Erfahrung voraus.

Die literarische Bewegung der Restauration war im vollsten Gang und vom glänzendsten Eifer beseelt, als sie zerbrochen und so zu sagen beurlaubt wurde durch die Juliustage. Eine große Zahl der ausgezeichnetsten und thätigsten Genossen dieses so lebhaften Kreuzzuges gingen unverzüglich zur praktischen Politik über und schienen aufzuhören, Literaten zu seyn. Die durch ihre Lage minder Begünstigten, die Unreiferen, die noch nicht über die Fünfundzwanzig und über die Chimären hinaus waren, ließen sich nicht niederschlagen, und bestrebten sich fortzumachen. Mehr als Ein unerwartetes Werk war die Frucht dieser Beharrlichkeit. Es zeigte sich bei den meisten, welche das Feld behaupteten, eine zweite (nicht eben immer fortgeschrittene), Phase ihres Talents; es wurden viele Streiche in die Luft geführt. Eine kleine Anzahl Neuangekommener reihten sich mit Glanz und Aufsehen ein; aber seit zehn Jahren haben auch diese Zeit gehabt, zu ihrer zweiten Phase zu gelangen. Die Politik dagegen, nach und nach ihren Eifer erschöpfend, hat denjenigen, die zuerst von ihr ganz verschlungen wurden, wieder

einige Muße vergönnt. Mehrere sogar von den Ausgezeichnetsten fangen wieder an zu schreiben, langsam zwar und vorsichtig, aber sie fangen doch an. Man begegnet, man findet sich wieder auf einem etwas neutralen Boden, aber es ist schon etwas, daß man sich findet. Und die, die vor zehn Jahren im Feuer standen, und die sich seither hervorthaten und schon erschöpften, und diejenigen, in welchen jetzt wieder der Blitz einer literarischen Begeisterung sich entzündet, die ihnen lang fremd gewesen, sind alle nicht so weit davon entfernt, sich über gewisse richtige Ansichten, gewisse Geschmacksresultate, über Regeln des gesunden Verstandes und der Duldung zu verständigen. Mit Ausnahme einiger erlauchten Unheilbaren, welche durch die Jahre nichts gelernt haben, sind die meisten, von der einen oder andern Seite, zu einer gewissen Gemeinsamkeit gelangt; das, was ich die zweite Phase des Talents nenne, ist beinahe bei allen zur Erfahrung ausgeschlagen. Kurz, das junge Jahrhundert, oder was man noch vor zehn Jahren das junge Jahrhundert nannte, zählt heute durchschnittlich vierzig Jahre, ein kritisches Alter für die literarischen Constitutionen, wie für andre. Das macht viele Uebereinstimmungen möglich, es macht sie aber auch dringend nöthig. Jetzt, oder nie, ist die Zeit, das wird man zugeben, für die Gesammtheit der ungefähr zeitgenössischen Generationen, die sich lange das junge Jahrhundert nennen ließen, einen letzten Entschluß zu fassen, eine bestimmte Stellung anzunehmen, in der man sich den künftigen Generationen, der Nachwelt zeigt. Wird man den Zeitpunkt entschlüpfen, wird man sich zerstreuen lassen, was im besten Zug ist, sich zu machen? Wird man sich nicht wieder zu einer Masse vereinigen, sondern nur das Schauspiel zersplittern, einzeln ihre Bahn sich suchender Talente geben? Oder wird man verdienen, unter den Jahrhunderten mitzuzählen, welche eine innere Consistenz besaßen, die sich nicht beeilten sich aufzulösen, die ehrenhaft gekämpft haben auf den äußersten, gefährlichsten Abhängen der Literatur, der Sprache, des Geschmacks? Wird man außer den excentrischen, auffallenden Phänomenen, welche einer Epoche ebensoviel Glanz geben, als sie sie kompromittiren, außer den Glückswürfen des Genie's die ebenso oft unklug als rühmlich sind, einen vernünftigeren Grundstock, eine auserlesene Reserve aufzuweisen haben? Die Frage ist gestellt; Jeder kann sie wenden nach seinem Belieben, sie ausdehnen oder einschränken. Mir scheint der jetzige Augenblick ausnehmend günstig, sie klar ins Auge zu fassen.

„Die von uns angerathene und geforderte Vereinigung und Zusammenwirkung wird versucht und besteht schon jetzt mehr oder weniger; sie ist die leitende Idee und der Wunsch dieser Revue, und eben weil die Sache im Zug ist, darum muß sie auch möglich seyn und muß man darauf bestehen, muß man ermahnen und sie zum Ziele führen. Ein Blick auf das Ganze der Literatur und auf die Phasen ihrer Hauptpersonen seit zehn Jahren wird noch besser unsre Idee und das Gemäßigte unsers Wunsches erläutern.

„Herr von Chateaubriand, den man immer zuerst nennen muß, nicht nur als den Ersten der Zeit und dem Rang nach, sondern auch als den Dauerndsten, als den noch immer aufrecht stehenden Stammvater, der viele Söhne und Enkel vor sich geboren werden, vorübergehen und fallen sah, Herr von Chateaubriand, nachdem er sich mit Ehren von der Politik losgemacht und sich einzig seinem großen Schlußwerk, den gewaltigen Basreliefs seines Monuments, gewidmet, hat das Ausgezeichnete und Fortschreitende an sich bewährt, daß sich in einer ruhigeren, heiteren und so vielem Ruhm entsprechenderen Existenz festgesetzt hat. Sein seltner Geist, der in seinen beredten Schriften sich so oft in Hüllen kleidet, und mit blendendem Lichte sich bewaffnet oder verschleiert, hat sich nie großartiger, schärfer und klarer allen denen gezeigt, die das Glück haben, sich ihm nähern zu dürfen. Wenn eine Versöhnung zwischen allen wohlmeinenden und gesunden Parteien in der modernen Literatur möglich erscheint, so ist dieß besonders dann der Fall, wenn man diejenige vor Augen hat, welche mit den Jahren in diesem hohen Geist eingetreten ist, der immer ausgebreiteter, aufmerksamer, umfassender wurde.

Die angesehensten Organe der hochachtbaren Häupter der Bewegung in Geschichte, Philosophie und Literatur während der letzten Jahre der Restauration, die Herren Guizot, Cousin und Villemain, haben ihre Thätigkeit in dieser Rolle etwas rasch abbrechen müssen. Doch haben sie nicht darauf verzichtet, auch ferner jener Entwicklung nahe zu bleiben, sie selbst durch ihren Geist zu leiten; sie haben von ihrer beständigen Gegenwart zwar für diejenigen, die sie bewundern und ihnen gern gefolgt wären, allzu seltene Beweise und Zeugnisse gegeben, die aber doch hinreichen, um ihren überlegnen Einfluß und ihren Namen zu behaupten. Hr. Guizot hat den Washington gegeben, Hr. Cousin den Abälard, Hr. Villemain zwei Bände einer trefflichen, vollendeten Literaturgeschichte. Auch ihrerseits sind manche Elemente da, welche günstig seyn können, und nichts was hindert; sie haben alle ihren Rang behauptet, und der Platz ist andern überlassen worden, die nur nicht alle gekommen sind.

„Dasselbe kann man auch von mehrern ausgezeichneten Historikern oder Philosophen sagen, von Hrn. Augustin Thierry, Hrn. Thiers, Hrn. Jouffroy. Die Erschöpfung einer zarten Organisation bei dem einen, der Strom der Staatsangelegenheiten beim andern, und bei dem ersten, leider! körperliche Leiden,*) die jedoch die innere Gluth und den Eifer nicht zu dämpfen vermochten, haben scheindar ihren Productionen ein Ende gemacht; aber nichts ist noch versiegt, die Linie ist nicht abgebrochen, die Fortsetzungen stellen sich wohl noch ein. Hr. Thiers hat wieder die Feder ergriffen; wird er sie nicht wieder weglegen? Hr. Thierry hat sie nie unbeschäftigt gelassen in der treuen Hand, welche seine Gedanken aufzeichnet. Auch hier also kann man sich auf bekannte Gränzen stützen und sogar auf Verbündete an den Häuptern hoffen.

„Das Unerwartete, das Außerordentliche seit zehn Jahren ist in andern Orten, durch andre Namen hervorgetreten. Bei Hrn. de la Mennais und Hrn. de Lamartine, diesen ganz offenen Talenten, der eine so ungestüm, der andre so fruchtbar, muß

*) Aug. Thierry ist blind.

muß man vor allem das Ueberraschende neuer Entwicklung und des Abenteuerlichen suchen. Sie haben in gewissem Sinn alle Hoffnungen übertroffen und alle Befürchtungen hinter sich gelassen; alle in den höhern Regionen entsetreten, abenteuerlichen Ideen haben in ihnen geweht und gestürmt, und haben sie alle Saiten anschlagen lassen, je nach ihrer eigenthümlichen, ungestümen oder harmonischen Weise. Gewiß, handelt es sich nur davon, die Hülfsquellen und den Umfang des individuellen Genius zu würdigen, so müssen wir sagen, daß La Mennais und Lamartine, jeder in seiner Art, eine Biegsamkeit und Beweglichkeit, eine Kraft und Anmuth, einen Reichthum in verschiedenem Sinn bewährten, wie man sie in ihren ersten Werken noch nicht fand. Joceiyn einerseits, andrerseits die Worte eines Gläubigen und die Römischen Angelenheiten sind, wenn man nur den Schriftsteller im Auge hat, bewundernswerthe und reiche Beweise von Kraft und Fruchtbarkeit. Aber, sonderbarer, für unsre Zeiten charakteristischer Widerspruch! Bei mehr Entfaltung des Talents, und bei einer Spannung um jeden Preis, ist das Resultat des Werks minder schön geworden als es anfangs war; das Gesetz des Gesammteindrucks, der Einheit ist verletzt worden; der Gesammtcharakter hat Noth gelitten. Diese großen Beispiele konnten nur nützlich seyn, sofern sie erschreckten, und durch ihr Uebermaaß das Einkehren in sich selbst lehrten. Man würde vergebens darin etwas suchen, mit dem man sich geradezu einigen könnte, aber sie haben dem, der zu denken und sich zu belehren versteht, viel geboten.

„Wenn die edle, gern aufnehmende und elastische Natur Lamartine's, die so ganz gemacht schien zum Werk der Versöhnung, bisher diese Rolle nicht erfüllte, vermöge einer zu offenen und leichten Hingebung an neue Eindrücke, so hat eine andre, höchst talentvolle Natur sich dagegen gesträubt in Folge einer unbeugsamen Starrheit. In den letztverflossenen zehn Jahren hat H. Victor Hugo die schönsten Proben seines lyrischen Genius in den Herbstblättern, und seines Talents als Prosaist in seiner Notre Dame de Paris gegeben; auch Marion de l'Orme (ein wahrhaftes dramatisches Werk) ist erst seit 1830 auf der Bühne erschienen. Aber man ist versucht, diese herrlichen Arbeiten zu vergessen, wenn man an so viele rein eigensinnige und hartnäckige Rückfälle denkt, an den völligen Mangel an Modification und Mäßigung in individuellen Theorien, welche das öffentliche Urtheil zu so wiederholten Malen verworfen hat. Man kann sagen, die dem H. Hugo seit zehn Jahren eigenthümliche Verirrung ist sein eigensinniger Widerstand. Die erste Bedingung jeder literarischen Gemeinschaft ist die moralische Gleichheit, wobei der Ueberlegenheit der Talente immer noch alle Ehre widerfahren kann. Bei der rückgängigen Bewegung, bei der gemäßigten Einigung die wir wünschen, bleibt H. Hugo, der bisher so unzugänglich sich gezeigt, natürlich außer der Berechnung; er bleibt eines der großen Muster, die man theilweise bewundert, welche durch Reflexion, in der Entfernung, aufklären, und die Reise derjenigen, die ihrer fähig sind, beschleunigen.

„Sehr wenige ganz neue und entschiedene Talente sind hervorgetreten: im Gebiet der Imagination Hr. von Balzac, George Sand; im politischen Fach Hr. von Tocqueville. Von gröbern Ideen hat man den St. Simonismus und die damit mehr oder weniger verwandten Doctrinen gehabt, aus welchen die Encyklopädie der Herren Lerour und Reynaud hervorging.

„Hr. von Balzac ist in der That erst seit den letzten zehn Jahren erstanden, trotz der fünfzig Romane, die er früher geschrieben; wir möchten nicht gern hinzufügen, daß er auch schon Zeit gehabt zu sterben, trotz der fünfzig andern, die er sich anschickt noch zu publiciren. Es hat ganz das Ansehen als wolle er endigen wie er begonnen, mit hundert Bänden, die kein Mensch lesen wird. Unstreitig hat er seinen günstigen Augenblick gehabt. Er hat die Gesellschaft in einer Viertelstunde galanten Neglige's überrascht; die Unruhen auf der Straße hatten gemacht, daß man den Alkoven halb öffnete; er hat sich hineingeschlichen; aber wenn dergleichen Zufälle kostbar sind, so muß man sie, wie jeder fühlt, nicht mißbrauchen, sie nicht übermäßig verlängern, oder der Reiz macht sonst dem Ekel Platz.

„Die offenkundigste, originellste und glänzendste individuelle Erscheinung, welche seit zehn Jahren sich hervorgethan, ist gewiß George Sand und alles, was sich an diesen Namen knüpft. Mit vielen jener Eigenschaften, die als wahrhaft genial bezeichnet werden können, verbindet sich (eine seltene Ausnahme!) durchaus nichts Ausschließendes gegen die Umgebung, keine literarische Empfindlichkeit in Bezug auf sich selbst oder andere, sondern im Gegentheil eine Art großmüthiger Sorglosigkeit und ein Muth des Geistes, der nur immer vorwärts strebt. Zahlreiche Phasen sind schon aufeinandergefolgt oder vielmehr haben sich durchkreuzt in diesem Talent, das sich immer mehr ausgedehnt hat. Möge denn dieß Talent mit der so sichern Feder immer voraugehen und da und dort seine kühne Schwungkraft versuchen, aber möge es vorzüglich noch oft auf die natürliche und reizende Erzählung zurückkommen!

„Wenn ein Bedauern das Vergnügen und die Achtung mäßigt, welches die gelehrten und muthvollen Arbeiten der encyklopädischen Schule von Lerour und Reynaud einflößen, so ist die Ursache davon das manchmal etwas ausschließende und abstoßende Ansehen, das in ihrem Ausdruck eine so umfassende, eine so geduldige, eine zum Umfassen und zur Toleranz so ganz geschaffene Lehre annimmt. Entschließe sie sich, ein wenig nachzulassen von dem Absprechenden in der Form und der Strenge der Behauptung, sich gegen die Gegner eine Hitze des Widerspruchs zu versagen, welche sehr wohlfeil ist und immer die Fragen verrückt; gestatte sie, daß um sie her viele Detailsachen freier unter der natürlichen Controle eines aufgeklärten Empirismus sich bewegen: so wird sie auch möglich machen, daß man sich oft mit Vortheil auf sie stützt, ohne sich ihr nothwendig anzuschließen; sie wird einen nützlichen Beitrag geliefert haben zu einem wichtigen praktischen Werk, das Intelligenz und Unabhängigkeit fördert.

„Eines der klarsten Resultate der vagen Doctrinen, welche sich an den Namen St. Simonismus knüpfen, ist negativer Art gewesen, wie dieß oft der Fall ist; sie haben die Wirkung gehabt, bei vielen jungen Geistern das hitzige Fieber des Liberalismus zu neutralisiren, zu brechen, sie auf eine ruhigere, friedlichere, den wahrhaft socialen Ideen und Combinationen zugänglichere Bahn

zu leiten. Wenn das moralische Gefühl hin und wieder bei dieser tiefgehenden Umwandlung geschwächt wurde, so ist dieß ein Uebel, das man bekämpfen und gut machen muß; aber in andern Beziehungen sind daraus Vortheile erwachsen; es hat sich in der gesammten Atmosphäre der Geister eine gewisse Mischung verbreitet, welche die Intelligenz und die Toleranz sich zu Nutze gemacht haben. Es käme darauf an, jetzt, unter der Herrschaft einer ganz praktischen moralischen Gesinnung, Bewegung, Einklang und Thätigkeit wieder herzustellen. Eine Anzahl von schon unter der Restauration gebornen Talenten, die aber seitdem vollständig zu ihrer zweiten Phase sich entwickelt haben, scheinen sich trefflich zu einem Anfang und einer Basis zu eignen; es fehlt nur daran, daß ihnen irgendwoher ein Anstoß komme; sie sind ganz zur Verfügung stehend; ein Hauch könnte sie in Bewegung bringen, sie versammeln.

„Wer hat nicht schon in einer jener gedrängten Abendgesellschaften, jener routs, worin unsere Epoche sich so treffend abspiegelt, all' die Talente, all' die verschiednen Namen gesehen, die eine Literatur als ihren Stolz und ihre Ehre betrachtet, und die, von Wien oder Petersburg aus angesehen, sich vermöge der Ferne so darstellen, als wenn sie gruppirt wären, es aber in der That nicht sind? Wer hat nicht gesehen, wie sie sich drängen, sich stoßen, sich kreuzen? Man begegnet sich, man grüßt sich mit einem Blick, mit einer Gebärde; im besten Fall drückt man sich die Hand und geht an einander vorüber, und das ist Alles. Ist das das Leben einer Literatur?

„Aber ein günstiges Symptom macht sich doch bemerklich, und die Sache eines Jeden ist es, ihm zu Hülfe zu kommen. Freilich existirt keine Gruppe, keine imposante Schule, kein doctrinelles Centrum, wie man sagt, und in gewissen Beziehungen beklage ich das gar nicht; Mannichfaltigkeit und Freiheit, das ist auch etwas. Aber seit drei bis vier Jahren, wo die Politik allmählich friedlicher und gesetzter geworden ist, während sie zuvor den ganzen Menschen jederzeit in Anspruch nahm und verschlang, hat man wieder Muße gewonnen, sieht man sich an; in der Literatur ist nichts Neues mit dem Feuer der ersten Werke geschaffen worden; die Individuen finden sich wenigstens wieder, erproben sich; die einen kehren gewissermaßen zu ihren alten Arbeiten zurück, andere zeigen Beharrlichkeit und Vervollkommnung; etwas Enttäuschung findet sich bei allen, im Ganzen aber eine ziemlich günstige, eines aufrichtigen Interesses fähige Stimmung. Die Erschlaffung der einen, Scheitern der andern, die schwierigen und gefährlichen Winde selbst bei den Glücklichen, haben beinahe alle an die gleiche Küste getrieben; freilich ist es nicht mehr das Schiff Argo, das mit zauberischen Borden auf die Erbeutung des goldnen Vließes auszieht, aber aus all den noch übrigen Fahrzeugen, aus den Trümmern literarischer Hoffnungen und Schiffbrüche — sollte sich nicht doch noch ein stattliches Geschwader zusammen bringen lassen?

„Die Kritik vornehmlich strebt durch allmähliche Reinigung und gemeinsame Bestreitung des Irrthums sich zu reformiren und ein natürliches Band der Vereinigung darzubieten. Die Kritik ist die zweite Seite, die zweite nothwendige Phase der meisten Geister. In der Jugend versteckt sie sich unter der Kunst der Poesie, oder, wenn sie allein gehen will, mischt sich ihr allzuoft die Poesie, die Begeisterung bei und stört sie. Erst wenn die Poesie sich ein wenig zerstreut und geklärt hat, demaskirt sich die zweite Schlachtreihe und durchdringt die Kritik ganz und gar das Talent. Manchmal härtet sie es nur, manchmal aber verwandelt sie es auch. Man muß früher oder später, gern oder ungern sich darein ergeben: die Kritik erbt am Ende in uns unsere übrigen glänzenderen oder naivern Eigenschaften, unsere Irrthümer, unsere gehätschelten Erfolge, unsere am besten begriffnen Fehlversuche. Alles arbeitet auf sie hin und trägt bei sie zu beschleunigen in der jetzigen Zeit. Sie auf breiter Basis und mit Gleichförmigkeit in der Literatur feststellen, sie auf historische, positive Muster stützen, die sie lebendig und fruchtbar machten, sie, ohne Dogmatismus, mit einer gesunden, unmittelbaren, anständigen Moral verbinden, das hieße bei dem nur allzusehr herrschenden Umsichgreifen von Schamlosigkeit und Unredlichkeit dem Publicum, ja der Gesellschaft einen wichtigen Dienst erweisen.

„Ich glaube es ist in der Litteratur dermalen wie in der Politik. Wenn ich die Ehre hätte, ein Conservativer zu seyn und mit dem Staatsleben in Verbindung zu stehen, so dächte ich: jetzt oder nie sey der Augenblick für alle, welchen die Erhaltung des Bestehenden am Herzen liegt, sich zu reinigen, zu begreifen, daß das Allgemeine in einer kläglichen Zerstücklung von Intriguen, in einer endlosen Schwächung und Verkleinerung aller Gewalten und Functionen zu Grunde geht. Ich würde glauben, die Entfernung einiger verschiednen Ausgangspunkte müsse verschwinden gegen das von nun an gemeinsame Ziel der Wiederherstellung und der allgemeinen Wohlfahrt. Und eine solche Einigung und Duldung, einen solchen Bund des guten Willens und der Einsicht, in der Politik so wünschenswerth und so fern, könnte man weit leichter provisorisch in der Literatur einführen. Es bedürfte nur einer kleinen Anstrengung, nur so zu sagen eines Zuwinkens mit den Blicken hiezu. Die Ausscheidung des Schlechten macht sich von selbst; die Ausschweifungen haben allerwärts ihre letzten, empörenden Consequenzen erreicht; der Industrialismus, die Habgier, der Stolz sind bei den Gränzen angelangt, und haben ein eignes, großes Lager sich geschlagen, fern von den gemäßigten Geistern, die von Abenteuern zurückgekommen, Freunde des Rechts und der wohlthätigen Aufklärung sind. Man ist mehr als eine Gruppe, man ist nahe daran ein Staat zu werden, eben in Folge jener Ausschweifungen und Räuberzüge, welche das übrige literarische Gebiet unbewohnbar gemacht, die ehrliebenden Geister zusammengedrängt haben.

In Wahrheit, die Literatur, welche der Ordnung der Dinge vom 8 August sich angeschlossen hat, scheint so wenig als diese Politik sich auszeichnen zu sollen durch große, centrale, glorreiche Einflüsse, welche das Uebrige beherrschen, und um welche her sich Alles mit mehr oder weniger Harmonie unterordnet. Es gibt glänzende Namen, welche abgesondert auftauchen, und welche so sehr als sie können von der regelmäßigen Kreisbahn sich entfernen; aber sie ziehen keine andre nach sich. Wenn es

wahr ist, daß die Könige scheiden, so ist es nicht minder wahr, daß die Herrschaft der literarischen Halbgötter, für den Augenblick wenigstens, vorüber ist. Und, was bleibt dann übrig? eine Vielheit von Parteihäuptern, vornehmlich aber achtbare ausgezeichnete Individuen, ächte und mannichfaltige Talente, die, bei verschiedenen Ansprüchen sich als Gleiche ansehen können. Mögen sie jeder seine Bahn verfolgen zu Hervorbringung individueller Werke und sich dazu verstehen, neben einander zu existiren unter gewissen gemeinsamen Beziehungen und in Verwandtschaft der Ansichten und Uetheile; bringe man so die wahre Gleichheit und Unabhängigkeit in Ausübung, die gegenseitige Achtung des Wesentlichen bei erlaubter Zurückhaltung des Eigenthümlichen; das wären literarische Sitten wie sie einer gerechten und reinen Demokratie wohl anstünden, und die man als heilsames Beispiel zeigen könnte, den nachrückenden jungen Männern, die nichts finden, an was sie sich anschließen können, welche der unbegränzte Ehrgeiz irre leitet oder schlecht macht, von welchen manche gleich am zweiten Tag in die literarischen Laster, die niedrigsten unter allen, verfallen." — —

Der Rath, die Aufforderung ist gewiß sehr gut gemeint, und es wäre recht schön, wenn die Schriftsteller und Dichter Frankreichs, deren Namen an der Spitze der Literatur stehen, sich zu einer solchen ehrenhaften Coalition zusammen thäten, welche keine wirkliche Macht, sondern nur die Zwietracht und das Mißverständniß stürzen sollte; aber man darf dieß schwerlich hoffen; die Symptome von Einigkeit und Annäherung, welche Sainte-Beuve entdeckt, sind im Grund eben so sehr, oder auch wohl noch mehr das Resultat der Apathie, der Gleichgültigkeit, der Stagnation, als der besonnenern Reife. Nur die frische jugendliche Begeisterung, nicht die kalte Bedächtlichkeit und wohlmeinende Nüchternheit pflegt ein tüchtiges Bindemittel, ein Kitt der Geister zu seyn; Sainte-Beuve wird die Männer, die sich in jugendlichem Muth und Uebermuth um das Banner des Globe schaarten, an die er sich in gerührter Erinnerung an schöne Zeiten wendet, nicht wieder zusammendringen; sie werden vielleicht mit Worten ihren Beitritt zu der großen Allianz der tüchtigen Literatur geben, aber dem Wort wird nicht auch das Werk folgen. Wir bestreiten nicht die Wahrheit der Behauptung, daß sich die Spannung der Gegensätze mehr und mehr verliere, daß man stillschweigend sich über viele Punkte verständige, daß man die Bahn der Extreme verlasse und das neutrale Gebiet sich vergrößere (obgleich die neuliche Ausschließung V. Hugo's von der Akademie eben nicht sehr dafür spricht), aber dieß ist etwas, das sich von selbst so macht, ist eine Folge der auch in der Literatur waltenden Gesetze der Schwere und der Trägheit, und mit Rath und Ermahnung ist dabei wenig auszurichten. Nicht uninteressant wäre eine Vergleichung des Zustands der Litteratur bei Deutschen und Engländern unter den oben aufgestellten Gesichtspunkten, wozu wir vielleicht bald Gelegenheit finden werden.

Zwei politische Komödien,

Casemir Delavigne's Popularité und die Ecole des Journalistes der Madame Emile de Girardin.

(Schluß.)

Hiemit schließt das Stück. Es ist, um gleich an diesen Schluß anzuknüpfen, schwer, der Verfasserin zu glauben, daß sie, als sie dieß schrieb, nicht gewußt habe, wie sie heiße, und daß ihr Gatte Emilie de Girardin sey, der Gründer des Vierzigfranken-Journals, La Presse, der von der öffentlichen Meinung (mit wie viel Recht wissen wir nicht) so feindselig behandelte, ja geächtete, aus der Kammer wegen nicht nachgewiesener Nationalität ausgestoßene Abgeordnete v. Bourganeuf, dessen Namen mit dem Vidocqs zusammengenannt wurde! Die öffentliche Meinung mag ungerecht seyn; aber Factum ist, daß E. de Girardin schon wegen Verleumdungen gerichtlich verurtheilt worden ist, nnd daß auf ihm der stärkste Verdacht wegen arger Schwindeleien haftet! Sollte er wirklich der tugendhafte Mann seyn, der sich dem Beruf, den Journalismus zu reformiren, zum Opfer bringt? Entweder ist Frau von Girardin deseelt von einem mächtigen Bewußtseyn ihrer und ihres Gatten Unschuld, oder —. Abgesehen indeß von der Person des Reformators des französischen Journalismus, ob nun dieser E. de Girardin oder ein Lieutenant der Spahis seyn möge, ist es lächerlich, die Reformation von Einem Manne zu erwarten, da das Uebel, wie groß oder wie klein es sey, in dem Gesammtzustand Frankreichs, im Charakter und in der Moralität des Volks und besonders der Politiker seinen Grund hat. Den Beweis, daß der Journalismus für den Staat ein Unheil sey, hat die Verfasserin nicht geführt; daß der Minister gestürzt wird, erscheint in ihrem Stück nur als eine persönliche und Familien-Calamität. Es sind lauter Privatpersonen, die durch den Mißbrauch der Presse leiden; jedoch teilt die Presse immer nur zu andern schon vorhandenen Uebelständen hinzu. Hr. Guilbert verliert Geld an Actien; aber er hat sich selbst wegen gefährlicher Börsenspeculationen anzuklagen; Dercourt verliert sein Ministerium; hat er aber nie zuvor intriguirt? Die Familie Guilbert wird verleumdet; aber ein bedenkliches Verhältniß hat statt gefunden, und die Verleumdung hätte auch ohne die Presse sich verbreiten können; Morin wird durch boshafte und ungerechte Kritik zur Verzweiflung getrieben; aber klagt er sich nicht selbst eines übertriebenen Stolzes und einer tiefen Verkehrtheit an, und ist denn das französische Publicum so schwach, daß es nach gedruckten Kritiken statt nach den gemalten Bildern über einen Künstler urtheilt? Ist es denkbar, daß alle Journale, die sich doch unter einander bekämpfen, sich in ungerechten und hämischen Beurtheilungen vereinigen?

Trotz dieser Ausstellungen gestehen wir den Feuereifer Janins nicht zu begreifen, womit er in seinem Brief gegen die Dame zu Felde zieht. Eine Frau, die all die Scenen dieser Komödie, die Schilderung der Operntänzerin und manche andere Stellen vorliest, käme uns allerdings nicht sehr liebenswürdig und weiblich vor, zumal wenn sie das Alles selbst gedichtet hat; aber die Franzosen sind hierin nachsichtig gegen die Frauen, und

beschränken eine Dame, welche Auteur ist, eben nicht ängstlich, sie räumten ihr so ziemlich gleiche Rechte wie einem Mann ein. Unanständigkeiten im eigentlichen Sinn aber, in den Worten, findet man in dem Stücke nicht. Man hat ihr zum Vorwurf gemacht, daß sie eine Verleumdung gegen Thiers in ihr Drama aufgenommen habe; aber dagegen ist mit Recht erinnert worden, daß sie ja vielmehr das über diesen Mann früher von den Journalen verbreitete Gerücht als Verleumdung darstelle. Weniger mag das zu rechtfertigen seyn, daß sie viele Journalisten und Feuilletonisten zur Vorlesung einlud, deren Situation freilich nicht die angenehmste mag gewesen seyn, wenn sie nicht gute Miene zum bösen Spiel zu machen verstanden; doch dieß geht uns hier nicht an. Das Stück ganz für sich betrachtet, abgesehen von allen Persönlichkeiten, gestehen wir, daß es uns, die unpassende tragische Katastrophe mit Merin abgerechnet (welcher übrigens recht schöne Verse spricht!) als eine geistreiche und witzige, obwohl sehr karikirte Komödie erscheint, in welcher jedoch die Erklärung zwischen Mutter und Tochter peinlich und widerlich ist. Die Uebertreibungen sollte man dem Komödiendichter am wenigsten übel nehmen; sie sind es ja gerade, welche die unmittelbare Uebertragung auf das wirkliche Leben verwehren. Solchen Uebertreibungen sollte man nicht mit Eifer und Verboten entgegentreten, sondern wieder mit Scherz, Witz und Ironie, und Janin hat unsers Erachtens den passenden Ton richtiger getroffen, wenn er nach seinem Frühstück, aus einer Tasse Chokolade und einem Glas Wasser bestehend, zu seinem Diener sagt: „François, nimm die Ueberbleibsel dieser Orgie weg!" als mit seinem pathetischen Briefe.

Sind es aber wirklich nur Uebertreibungen? sind es nicht boshafte Unwahrheiten, was die Verfasserin preis gibt? und im besten Fall, verdient sie Lob für ihr Product? Die Uebertreibung ist immer Wahrheit und Unwahrheit zugleich; der Kern, die Substanz ist wahr, aber die Form, die Ausdehnung weicht von der Realität ab. Die Verfasserin verleumdete den Journalismus ohne Zweifel, wenn sie behaupten wollte, daß er durchaus so sey, wie sie ihn dargestellt; aber sie hat gewiß recht, wenn sie nur beabsichtigt hat, die hin und wieder, ja häufig vorkommenden Fehler und Sünden zu einer Gesammtanschauung zu vereinigen, das Umgekehrte jenes athenischen Malers, der von sieben lebenden Schönheiten sein Ideal abstrahirte und combinirte. Für das erstere spricht allerdings das, daß Edgar glaubt, sich als der Einzige, der dieß Unwesen erkenne, zum Gegner aufwerfen und sich opfern zu müssen. Sodann scheint uns, daß eine solche Production, zu welcher gewiß ein ziemlicher Grad von Muth, wie auch Talent gehört, von Werth ist für die Sitten- wie für die Literaturgeschichte, weil sie immer Licht, wenn schon nicht durchaus das zuverlässigste, verbreitet über einen wichtigen Gegenstand, ein bedeutendes Element des modernen politischen Lebens; aber man muß sich auch erinnern, daß zu allen Zeiten diejenigen, welche als Satyriker und censores morum in solcher Art auftraten, meist auch ein tüchtiges Lehrgeld zahlten, und den Scenen und dem Treiben, welche sie darstellten, selbst nicht ganz fern und fremd blieben; und so ist auch zu vermuthen, daß Frau von Girardin eine für eine Frau allzureiche und genaue Anschauung und Erfahrung an den Tag lege.

Es ist hier nicht der Ort, den schlimmen Einfluß der periodischen Presse und den Umfang des ihr aufgebürdeten Unheils zu untersuchen. Im Vorbeigehen erinnern wir nur daran, daß man in England, wo die Presse doch auch ungehemmt ist, sich nicht ebenso über ihre Nachtheile beklagt. Ist man vielleicht in England gleichgültiger gegen guten oder schlimmen Ruf? oder sind dort die Reputationen fester gegründet, die Charaktere besser verbollwerkt, als in Frankreich? Daß aber viel Unfug getrieben, viel Unheil angerichtet wird durch den Leichtsinn und die Bosheit der Presse, kann schwerlich geläugnet werden. Nur verkenne man nicht, daß hieran die Gesammtheit der Nation mitschuldig ist; die Oberflächlichkeit und Seichtigkeit der Bildung begünstigt Autoren, die wenig gelernt haben; die Frivolität der Menge kommt dem frivolen Schriftsteller entgegen; die Freude am Scandal und an der Médisance beim Publicum macht das Gehirn des Journalisten zu einem Mistbeet von gehässigen Insinuationen, und die zweideutigen und perfiden Maximen, die man für Feinheit und Geschicklichkeit ausgibt, ermuntern und fördern die Doppelzüngigkeit derer, die von der öffentlichen Meinung mindestens eben so sehr beherrscht werden, als sie sie beherrschen. Boshafte, mißgünstige, neidische, lügenhafte Menschen gibt es unter den Journalisten ohnehin so viele wie in jeder andern Classe; und wenn es darunter ausschweifende Lebemänner und Wüstlinge gibt, so sind dieß Sünden, die dem Menschen und nicht dem Journalisten zur Last fallen.

Wir Deutschen können uns dazu Glück wünschen, daß wir vor dem Scandal eines Stückes, wie die Ecole des Journalistes, voraussichtlich noch lange werden bewahrt bleiben. Politische Komödien wird man bei uns nicht zu lesen bekommen, viel weniger sie auf den Bühnen aufführen.

Gedichte von Shelley und Coleridge.

O there are spirits.

Von P. B. Shelley.

O es gibt Geister in der Luft,
Und Genien im Abendwinde.
Mit hellem Aug', wie Stern' im Duft
Der Dämm'rung strahlen durch die Linde;
Um sie, die lieblichen, zu sehn,
Sah man dich einsam oft von Menschen gehn.

Du sprachst mit Winden, lautem Quell,
Den Stimmen der seltsamen Wesen,
Mit Seen, vom Schein des Mondes hell,
Bist hocherfreut du dann gewesen.
Wenn Antwort kam; doch wollten sie,
Als ein werthloses Gut, sie deine Liebe nie.

Und suchst in Sternenaugen noch
Du Strahlen, die dir nimmer galten,
Die eines Andern Reichthum? Doch
Zu hist du den Harm der Sehnsucht walten?

Hast hoffen, treuer Thor, gewagt,
Daß je ein Wort, ein Kuß die Antwort sagt?

Was baust du deinen Hoffnungstraum
Auf dieser falschen Erde Schwanken?
Hat nicht die eigne Seele Raum
Für tausend Lieb' und Schmerz-Gedanken?
Wenn dir Natur — ein Antlitz lacht,
Was läßt du ihnen, dich zu trügen, Macht?

Es ist entflohn, das Lächeln, ganz
Dein Herz gebrochen und erblichen,
Dir ist des Monds, der Sterne Glanz,
Die Geister sind, die Träume entwichen:
Wohl blieb dir deine Seele treu,
Doch schmerzdurchzuckt, als ob's dein Todtgeist sey.

Und diesen Geist, der dich umflicht,
Gespenstisch, wie dein eigner Schatten,
Ihn scheucht dein eitles Mühen nicht,
Es kann nur größerm Schmerz dich gatten.
Sey, wie du bist: dein dunkles Seyn
Hüllt jeder Wechsel nur noch dunkler ein!

Bei Constanzens Gesang.

Von Demselben.

So tief versinken, streben, ist es nicht
Der Tod vielleicht? Constanze, halte ein,
In deinem Aug' liegt eine Macht wie Licht,
Mag auch verstummt der Klang der Stimme seyn,
Der brennend deinem Mund entglüht:
Wie Düfte, die durch Odem, Haar' dir fluthen,
Ein Feuer, das deiner Hand entsprüht,
Näßt für mir jetzt noch meine Wange Gluthen —
Das wunde Herz kann nicht vergessen — ach, nun bluten!

Jetzt Schauer, dem schnellen Wechsel gleich,
Unsichtbar, wie durch Jugendtraum sie gehn,
Süß, wild und doch unnennbar wonnereich,
Läßt du durch raschbelebte Klänge wehn,
Des Himmels Decke scheint zerrissen oben
Vor deinem Zauberlied zu weichen,
Das an die Schultern Schwingen mir gewoben,
Um mich ihm nach, empor zu heben;
Ich seh' dir mächt'gen Monde fern erbleichen,
Die an den Gränzen die Natur umschweben,
Entschwunden weit der Erde dunkles Kerkerleben.

Die Stimme schwebt um meine Seele — hüllt
In Schatten sie, die sanft dir Schwingen breiten;
Das Lebensblut, das diese Finger füllt,
Lehrt Zauberei des Instrumentes Saiten:
In meinen Adern lauscht das Blut,
Mir glüht das Haupt, der Odem schnell —
Gedrängte Schatten näßt die Fluth,
Die meine Augen überwallt —
Das Herz ein züngelnder Flammenquell!
Wie Thau im Strahl der Sonne, ohne Halt,
Verzehrt mich dieser Klänge tödtende Gewalt.

Kein Leben hab' ich als in dir, Constanze,
Wenn gleich der Luft, die um die Welt ergossen,
So dein Gesang mit Melodienglanze
Das All verklärt — bald wie des Sturms Genossen
Ich rasch mich fühl' emporgetragen,
Und über Fels und Wogen schweben,
Froh, wie dir Lust beim Morgentagen,
Bald wie ein Hauch der Sommernacht,
Wo sich des Südens Inseln heben
Aus stillen Wässern, duftumfacht,
In seiner Wollust Fluth er mich vergehen macht.

In einem Concertsaal.

Von S. T. Coleridge.

Mein Herz ist kalt und hart nicht! doch mich scheucht
Der dumpfe Raum, wo flimmerndem Gedränge
Die Dirne stolz des Busens Heben zeigt,
In wieren Teilleen mühsamer Gesänge.

Die fühlen ächte Kraft der Musik nicht,
Sind hart bei der Natur wildinn'gen Klagen —
Wenn sich der Sang langathmig teilernd bricht
In Stoßgeschrei — hört man sie Bravo! sagen.

Horch, das Gesumm' von Eitelkeit und Haß!
Mylady mustert lächelnd und gequält
Ein einfach Mädchen — höhnisch, neidesblaß,
Indeß der Pfaff, der freche Hauptmann ihr
Leis von entsprechendem Skandal erzählt.
O könnt ich fern von dieser Sterne hier
Den greisen Spielmann zaubern mir herbei,
(Den einst von meiner Amme Arm ich küßte),
Daß er die Schottenmärsche wie aufs neu
Im Mondschein spiele, in der Sommernacht;
Indeß ich tanze um die Schadee Heu,
Mit Mädchen, froh, in lichter Lockenpracht.

Und liegt der Abend purpurn auf der Bay
Des glatten See's, möcht' ich mich leise nahn
Unhörbar, ungesehn, den Eibenbäumen,
An deren Wurzeln ruht der Fischerkahn,
Der hübsche Sitz von Edmunds lässigem Träumen,
Wo er, vom Schaukeln auf und abgetragen,
So wild und leis läßt seine Flöte klagen,
Daß stilles Weinen seine Wangen netzt.

Doch, meine Anna, wenn der Nachtsturm hetzt
Und tobt in tollen Stößen um die Ställe,
Daß schrill der Hahn den Regensturm ankräht,
O dann dein Lied, das voll des Grames weht, —
Vom todten Schiffer, fluthend auf der Welle,
Den sein Treulieb im Küstensand begrub!
Du süßes Weib! durchmißt doch deine Brust
Was nur an Tönen schwermuthsvoller Luft
Geschöpfe hauchen, Vögel, laub'ge Aeste,
Seewinds Gesnsz in moos'ger Grotte Bogen,
Dir straffen Halme, die im Haidkraut wogen,
Melod'sches Murmeln, schwach, im Hauch der Weste.

An eine Dame, mit Falconers „Schiffbruch."

Von Demselben.

Am Cam und Isis nicht, berühmten Flüssen,
In Waldgewölben, jungen Dichteen rauschend,
Noch in entzückten Träumen den Ergüssen
Von einer Dame Spiel und Stimme lauschend:

Nicht in erhabenen Begeisterungen
Im Alpenthal, bei Fels und Wasserfällen,
In Grotten nicht, die wir vom Tanz durchschlungen,
Gestalten zaubernd bei des Meeres Schwellen,

Sang unser Seebard' den Gesang: sein Singen
Tönt Freundin dir und dem Gefühl noch immer!
Horch! wie der Kahn steigt, schwankt auf Sturmesschwingen,
Nun ächzt zerschellt, hinabsinkt — horch — Gewimmer! —

„Hängt an die Segel Euch!" — umsonst — die Brandung
Brüllt und der Tod! Mit zwei'n von allen Leuten
Gelingt dem Dichter am Gestad' die Landung,
'S ist Hellas, das die Armen müd' beschritten.

Sprich, welche Muse flammt in seinem Herzen,
Hat seinen Geist so glänzend hell erleuchtet?
Der Hochgedanke an vergangne Schmerzen,
An Leid, dess Bild noch manches Auge feuchtet.

Die Dankbarkeit vor allen! Angedenken
An seine Freund', entschwundene Gestalten,
Die Lieb' ins Leben rast. Drum laß mich schenken,
Dir, Thene', bis mein Lebenspuls' erkaltet,

Dir süßes Weib, das Herz und Geist verehren,
Das für dir Freundschaft ward, dieß Werk. Und senken
Die Wimpern dir bei ihm mitleid'ge Zähren,
Für Falconer — wirst du auch mein gedenken.

Liebeserinnerungen.

Von Demselben.

Wie warm die Waldung, — still und wild!
Hierhin mag scheue Liebe fliehn;
Dieß weicher Bett von Haidkraut schien
Zu sinken nur, als ob's gewillt,
Dich schmeichelnd näh'r an sich zu ziehn.

Acht Lenze flohn, seit ich durchirrt
Des seebespielten Onantocks Höhn,
Wo aus verborgnen Quellen wehn
Verirrte Klänge — oben schwirrt
Die Lerche hoch und schrill Getön.

Durch deinen Namen hatte noch
Die Luft sich nicht wie jetzt versüßt,
Weßhalb die Thräne denn, die fließt —
Das Fühlen von Verheißung doch?
Mein Lieb! hat mich dein Geist begrüßt?

Wie wenn die Mutter suchet bang
Das Maal am langverlornen Sohn,
So sah ich dich und liebte schon,
Als liebt' ich dich vorher schon lang —
So tief — wär' Täuschung wohl mein Lohn?

Du standest vor mir wie ein Traum,
Deß man in einem Traum gedenkt;
Doch als dein Auge tiefgesenkt
Gestand, du gäbst der Liebe Raum —
O Strom, der seine Wasser lenkt

Durch meine Heimath — ward der Reiz
Der Liebe flüstern ewig nicht,
So wie sich nie dein Rauschen bricht
Wenn rings es still und Nacht bereits —
Wie ein Refrain des Lebens nicht?

Levin Schücking.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 70.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

10 Junius 1840.

Die brittischen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts.

In Auszügen übersetzt von K. L. Kannegießer.

Die vor zwanzig Jahren erschienenen „Briefe an eine deutsche Edelfrau über die neuesten englischen Dichter, herausgegeben mit übersetzten Auszügen vorzüglicher Stellen aus ihren Gedichten und mit den Bildnissen der berühmtesten jetzt lebenden Dichter Englands von Friedrich Joh. Jacobsen, Altona bei Hammerich 1820," waren wohlgeeignet, eine Bekanntschaft mit der neuesten englischen Literatur einzuleiten. Leider sind sie meines Wissens nicht neu aufgelegt, noch durch ein anderes deutsches Werk erweitert und vervollständigt, wohl aber durch das obengenannte englische „the british poets of the nineteenth century etc. Frankfurt a. M. Brönner 1828," das deßwegen wohl eine Uebersetzung, wenn nicht des Ganzen, doch wenigstens in Auszügen verdiente. Ich beginne hiemit einen solchen Versuch, und werde dabei die Uebelstände des Jacobsenschen Buches möglichst zu vermeiden suchen. In diesem waren meistens nur Bruchstücke größerer Gedichte gegeben, diese im Original abgedruckt, und unter dem Text eine (meist) unmetrische Uebersetzung hinzugefügt. Ich werde dagegen meistens kleinere ganze Gedichte, aber nicht im Original, sondern in metrischer Uebersetzung mittheilen, übrigens aber Jacobsen darin folgen, daß ich etwas über Lebensumstände und Werke des Dichters voranschicke. — Dieß Unternehmen ist wohl ein zeitgemäßes, da wir mit den englischen Romanen zwar wohl bekannt sind, außerdem auch besonders von Byron, und etwa noch von Moore Uebersetzungen haben, die übrigen Dichter aber so gut wie gar nicht kennen,*) und auch ein würdiges, da die neuesten englischen Dichter zweiter Classe, zu welchen auch Moore zu rechnen seyn dürfte, so daß Byron die erste allein ausmachte, durch Adel der Gesinnung, tiefes Gefühl und klare, ruhige, einfache Darstellung sich vor den neuesten französischen, auch vor ihrem an Genie ihnen freilich überlegenen Landsmann Byron auszeichnen, und besonders an beschreibenden, didaktischen und lyrischen Gedichten reich sind.

*) Diesem Bedürfniß zu entsprechen, das deutsche Publicum auch mit andern englischen Dichtern bekannt zu machen, wurde in diesen Blättern schon öfters versucht.

Anm. d. Red.

1. William Wordsworth,

geboren den 7 April 1770 in Corkesmouth, verdient wohl den Anfang zu machen, theils weil er einer der ältesten unter den jetzt lebenden, theils weil er recht eigentlich Liederdichter ist, und Mittheilungen ganzer Gedichte, wie ich sie beabsichtige, von ihm am leichtesten zu machen sind. — Er studirte 1788 in Cambridge, und lebte, nachdem er eine Reise durch Frankreich, die Schweiz und Italien gemacht hatte, zuerst unabhängig, vereint mit seinem Freunde, dem Dichter Coleridge, zu Alfordeen Bridgewatter in Somersetshire, späterhin aber, nachdem er sich 1803 mit Miß Hutchinson vermählt hatte, als Stempeleinnehmer zu Rodale in Westmoreland. Er gehört zu den Dichtern, welche als Naturfreunde auf dem Lande und an Landseen wohnend, eine besondre Schule, die Lakeschool bilden. Seine größern Gedichte sind: Descriptive Sketch in verse, Schilderung seiner Reise; the Excursion, ein didaktisches Gedicht, Unterhaltungen eines in den Gebirgen von Nordengland umherwanderuden Hausirers mit dem Dichter, mit einem Feldprediger, einer Webersfrau und andern Personen über Begebenheiten des Lebens; und the white doe of Rylstone, das weiße Reh von Rolstone, ein elegisches, erzählendes, vorzüglich geschätztes Gedicht. Seine ziemlich bedeutende Sammlung kleinerer vermischter Gedichte enthält hauptsächlich Lieder, nebst einigen Balladen und Erzählungen, Beschreidungen, Idyllen, Sonnetten u. s. w. Hievon gebe ich eine kleine Auswahl. *)

*) Die beiden ersten der folgenden Gedichte sind schon früher in diesen Blättern übersetzt worden; doch geben wir auch diese neue Uebertragung.

Anm. der Red.

Sieben sind wir.

Ein schlichtes Lied, ein Kinderlied
Von Leben und von Tod!
Wer Leben fühlt in jedem Glied,
Was fühlt doch der von Tod!

Ein kleines Mädchen, kaum acht Jahr',
Traf auf dem Land' ich an,
Dem dichtes, langes Lockenhaar
Vom Scheitel niederrann.

Nur dörflich war sie anzuschaun,
Und schlecht geputzt war sie;
Doch solche schöne Augen, traun,
Hatt' ich gesehn noch nie.

Wie viel, mein Kind, sagt' ich zu ihr,
Hast du Geschwister? Sprich! —
Sie gab zur Antwort: sieb'n sind wir. —
Und blickt' erstaunt auf mich.

Wo aber sind sie? fuhr ich fort. —
Sieben sind wir! sprach die Maid.
Zween sind zur See am fernen Ort,
Zwo dienen hier nicht weit.

Und auf dem Kirchhof liegen zwei,
Schwester und Brüderlein.
Im Kirchhofshäuschen dicht dabei
Wohn' ich mit Mutter mein. —

Zwo, sagst du Mägdlein, dienen hier,
Entfernt zur See sind zween;
Doch seyd ihr sieben, sagst du mir,
Wie soll ich das verstehn? —

Da nahm sie wiederum das Wort:
Ja unser sieb'n sind wir;
Zwei liegen auf dem Kirchhof dort
Am Baume, sag' ich dir. —

Du irrst dich, Mägdlein, sprach ich nun,
Du lebst und schaust mich an;
Doch wenn zwei auf dem Kirchhof ruhn,
Nur fünfe seyd ihr dann. —

Grün sind die Gräber, komm nur mit!
Sprach da das liebe Kind —
Von Mutters Thür nur zwölf Schritt,
Ich zeig's dir, wo sie sind.

Oft geh' ich hin und nähe dann,
Und steick' auf ihrem Grab;
Ich fang' auch wohl zu singen an,
Das schallet dann hinab.

So sitz' ich an dem lieben Ort;
Und glänzt das Abendroth,
Hol' ich vom Haus' und esse dort
Mein Stückchen Abendbrod.

Klein Hannchen starb zuerst, ach die
War gar zu krank und bleich,
Der liebe Gott erlöste sie,
Und nahm sie in sein Reich.

Sie senkten sie zur Gruft hinab,
Und Sommers Tag für Tag
Spielt' ich mit Bruder John ums Grab,
In dem die Schwester lag.

Dann fing es wieder an zu schneen,
Zum Gleiten gingen wir,
Da war's um Bruder John geschehn,
Nun liegt er neben ihr. —

Wie viel, fragt' ich aufs neu, seyd ihr,
Wenn zwei im Himmel sind? —
Was fragt ihr, Herr, doch? Sieb'n sind wir!
Erwiederte das Kind.

Doch sie sind todt, und wer da todt,
Der ist ja nicht mehr hier! —
Es war umsonst, denn fort und fort
Benente sie das alte Wort,
Und sagte: sieb'n sind wir!

An den Kuckuck.

Willkommen, Gast, wie freu' ich mich,
Dir hör' und hör' ich zu;
Nicht Vogel kann ich nennen dich,
Ein Wanderlaut bist du!

Im Grase lieg' ich, horch, wie mir
So laut dein Ruf erschallt,
Jetzt ist er dort, nun ist er hier,
Bald nah, und ferne bald.

Heimliche plauderst du ins Thal
Von Blum' und Sonnenschein,
Und mahnest wieder mich einmal
An alte Träumerei'n.

Du Frühlings Liebling, Ankömmling,
Der du zu jeder Zeit
Ein unsichtbar geheimes Ding,
Nur Ton, kein Vogel bist;

Nach dem als Schulknab' ich gespäht,
Durchsuchend jeden Raum,
Wo ich ihn hörte, früh und spät,
Gebüsch und Luft und Baum!

Wie strich ich oft durch Thal und Flur
An Hügeln und an Seen!
Doch bliebst du Hoffnung, Sehnsucht nur,
Und waerst nie zu sehn.

Hier lieg' ich wie in jener Zeit,
Es lauscht auf dich mein Ohr,
Die goldene Vergangenheit
Schwebt mir von neuem vor.

O Vögelchen, dieß Erdenrund
Ist wohl, so dünkt es mich,
Ein wesenloser Feengrund,
Heimath so recht für dich.

Des wandernden Juden Gesang.

Ströme rauschen aus den Quellen
Manche Felsenstuf' hinab;
Doch es finden ihre Wellen
Endlich in der Tief' ein Grab.

Adlerschnell mit kühnem Satze
Schwingt die Gemf' ob Klippen sich;
Doch an einem kleinen Platze
Fühlt sie wohl sich heimathlich.

Gleich dem meergepeitschten Schiffe
Schwebt der Rab' im Sturm dahin;
Zum geliebten Felsenriffe
Trägt den Schweifenden sein Sinn.

Seepferd' in der Wogen Tosen
Haben zwar kein eigen Haus;
Dennoch ruhn die sorgenlosen
Auf der Brust der Fluthen aus.

Aber meine Mühn und Plagen,
Täglich, nächtlich wachsen sie,
Ich muß wandern, ich muß zagen,
Denn zum Ziele komm' ich nie.

Thal Almain oder das enge Thal.

Am stillen Ort, der Welt fernab,
Im Engthal hier ist Ossians Grab,
Am stillen Ort, wo sanft und schwach
Hinrieselt nur ein einzger Bach.
Von Krieg erscholl sein Sangeswort,
Von Schlachtensturm, von Tod und Mord:
Drum, als sein letzter Laut verschollen,
Hätt' er sein Grab wohl finden sollen,
Wo Felsenblöck' hochaufgethürmt,
Von Dämons Ungestüm zerstürmt,
Wo rauh die Ansicht, wild der Schall,
Zwietracht und Hader überall,
Wo Klagen nur, ja wo nur Grausen,
Wo Schrecken und wo Schwermuth hausen:
Doch still ist's hier, es dünket mir,
So still ist's nirgends wohl wie hier.

Ward wirklich hier sein Leib zu Staube?
Vielleicht ist es ein falscher Glaube.
Was thut's? Nicht möcht' ich tadeln, die
Hier fühlten ihre Phantasie,
Und solcher Art dann ausgedrückt,
Wie sie die tiefe Ruh entzückt!
Selbst Kloster, selbst Einsiedlerzelle
Kann sich nicht gleichen dieser Stelle;
Nicht bloße Still' und Ruh ist hier,
Noch etwas Tiefres scheint es mir,
Als ob in diesem Thale wäre
Grabeinöd' und das sel'ge hehre
Gefühl des abgeschiednen Geistes:
Und denn mit allem Rechte heißt es,
Daß er, mit dem sein Stamm erstarb,
Am stillen Ort sein Grab erwarb.

(Fortsetzung folgt.)

J. Janin über Herrn von Balzac's Vautrin.

J. Janin scheint an der Rolle eines Censor morum neuerdings Geschmack gefunden und sich selbst, indem er Andre tadelt und schilt, zu einem ganz enthusiastischen Rigorismus begeistert zu haben. Nachdem er neulich die Frau von Girardin abgekanzelt, schleudert er jetzt eine Philippica gegen den Hrn. von Balzac, dessen erstes Drama sofort, unter dem Beifall der gesammten bessern Presse, wieder aufzuführen verboten wurde, und welches den Inhaber des Theaters Porte St. Martin mit in seinen Sturz gezogen hat. Die Verdammung dieses Machwerks ist ohne Zweifel sehr gerecht; aber sie wird beinahe komisch im Munde von Janin, der freilich mehr Geschmack und Tact besitzt als Balzac, und das Publicum besser kennt, der aber selbst in seiner Strafkritik einen gewissen leichtfertigen, frivolen Ton nicht lassen kann, und beinahe nur darum so unbarmherzig über Balzac herzufallen scheint, weil sich die Stimme des Publicums so entschieden gegen ihn aussprach. Wir geben nur ein paar Stellen aus seiner ausführlichen Analyse und Kritik:

„Wir haben gestern von sieben Uhr Abends bis Mitternacht einem kläglichen Schauspiel zugesehen, und kaum haben wir uns jetzt, am Morgen, ein wenig erholt von der tiefen Betrübniß, (!) deren man sich nicht erwehren kann gegenüber von solchen namenlosen Werken, wo Alles fehlt: Geist, Styl, Sprache, Feinheit, Erfindung, gesunder Menschenverstand. Sollen wir wirklich unsern Augen und Ohren trauen? Hat man wirklich Hrn. von Balzac als Verfasser dieses trostlosen, bar-

barischen und absurden Stücks genannt? Ach! Wer da wüßte, welch ein Jammer das ist, der plötzlichen Herabwürdigung eines Mannes zuzusehen, der acht Tage lang der schönste Geist des Jahrhunderts war! Wo anfangen? Ich weiß es nicht. Der eigentliche Richter über ein solches Stück wäre der Chef der Sicherheitspolizei, Hr. Allard; nur er könnte einem sagen, was an diesem Drama wahr und was falsch ist. Die Analyse erliegt; denn mag sie auch alles zudecken, die Lumpen verstecken, die eiternden Wunden verhehlen, ihren Firniß über den häßlichen Aussatz ausgießen, alle mit Lust und Liebe ausgemalten Verbrechen in Schatten stellen: sie hat doch noch so viele Beflecknngen des Geistes und der Sinne zu erzählen, daß man sie leidenschaftlich nennen, sie gedässig nennen wird, daß sie gelogen haben muß. Und was kann die Kritik thun, verirrt und verwirrt in diesem Pandämonium aller schlechten Leidenschaften? An was kann sie sich halten als an Verbrechen, an Pheasen, an Leidenschaften in Fetzen, wo jeder Fetzen ihr beim Anrühren in der Hand bleibt!" — „Zweiter Act. Wir befinden uns jetzt in der ganz großen Welt, in der Welt, welche Hr. von Balzac entdeckt hat. In dieser Welt ist er der Entdecker, der Architekt, der Tapezierer, die Modehandlerin, der Sprachmeister, die Kammerfrau, der Parfumeur, der Coiffeur, die Clavierlehrerin und der Wucherer. Er hat diese Welt ganz zu dem gemacht was sie ist. Er schläft auf diesen Canapés, die ausdrücklich für den Schlaf und für den Ehebruch bestimmt sind; er drückt alle Frauen unter dem Gewicht des gleichen Elends nieder; er kauft auf Credit Pferde, Kleider und Schmuck für alle die schönen jungen Herren ohne Magen, ohne Geld und ohne Herz. Er hat zuerst jenen gelbfahlen Firniß erfunden, jene vornehme Blässe, welche alle seine Helden auszeichnet. Er hat in seinem fruchtbaren Kopf ausgebrütet alle jene anbetungswürdigen Verbrechen, alle jene parfumirten Verrätherein, alle jene sinnreichen Entehrungen, welche der gewöhnliche Verlauf seines Drama's sind. Der Jargon, welchen diese Extrawelt spricht, ist auch eine von Herrn von Balzac wieder ausgefundene Ursprache.... In seinen ersten Büchern war Alles neu, die Sitten, die Leidenschaften, die Laster, die Tugenden, die Schönheiten, die Häßlichkeiten, die Gesichter, die Costumes, der Himmel selbst und die Erde und die Luft, die seine Helden einathmeten. Er hatte Alles über den Haufen geworfen, so daß er in seinen Fabeln selbst die Jugend unterdrückt hatte, und die Gesundheit, als etwas zu Gemeines und Triviales!"

Mit all diesem hat J. Janin gewiß ganz Recht; aber seltsam muß es Einem vorkommen, wenn seine Entrüstung auf den höchsten Grad steigt darüber, daß Balzac seinen Herzog von Montsorel einen Spionen zu sich berufen läßt:

„Und so wäre also der Spion in die Komödie eingeführt als ein nothwendiger Agent? Die Spionerie sollte eines der Elemente des täglichen Lebens geworden seyn? Bei der kleinsten Verlegenheit soll man hinfort sagen: laßt mir einen Spion kommen! wie man sonst nach dem Arzt schickt? Das soll natürlich, billig, verständig seyn? Man bebt nicht zurück vor diesem neuen schmutzigen Element? Den Angeber, großer Gott, den Spion, der Einem im Dunkel auflauert, von fern Einem foigt, an der Thüre horcht, die geheimsten Papiere durchstöbert, die treuesten Diener verführt, den wollt ihr in eure Häuser, in euer Drama aufnehmen. Wenn Hr. von Balzac den tiefen Ekel hätte sehen können, welchen die bloße Erscheinung seines Polizeiagenten hervorrief, das allgemeine Staunen bei dem Anblick des Herzogs und Pairs im Verkehr mit einem mouchard der niedersten Art, hätte er wohl die ganze Größe seines Mißgriffs eingesehen. Pfui! dieß Ungeziefer muß man in den Kerkern und in den Cloaken lassen. Ein ehrlicher Mann und ein ehrliches Drama beflecken sich durch solche Berührungen!" Man sieht, das französische Publicum empfindet einen tiefen Abscheu vor Spionen, mouchards, und was nach geheimer Polizei schmeckt, und Niemand wird diesen Abscheu tadeln, vielmehr wird man ihn loben — obgleich die Franzosen mit ihrem Abscheu vor dem Namen doch der Sache selbst keineswegs los sind, ja jährlich Millionen für die geheimen Fonds hergeben; J. Janin kennt diese Stimmung des französischen Publicums und weiß sie trefflich auszubeuten zu einer tüchtigen, pathetischen Declamation; es mag ihm damit wohl auch Ernst seyn; aber wir können uns doch des Gedankens nicht enthalten, daß in diesem Pathos etwas Gemachtes liege, und wir sind der Ansicht, daß das bloße Auftreten eines Spions in einem Melodrama doch noch keine so große Sünde gegen die Aesthetik und die Moral sey, als der eifernde Feuilletonist uns glauben machen will. Man erkennt hieraus, wie mächtig das Vorurtheil bei den Franzosen ist, und wie wenig sie auch auf dem Gebiet der Fiction von der Realität sich losmachen können; man erkennt, wie das Verstoßen gegen die Schicklichkeit, gegen den guten Geschmack, welche bei ihnen eigenthümliche Gesetzbücher haben, höher angerechnet wird, als arge Unsittlichkeiten. Würde Shakspeare Anstand genommen haben, einen Spion in einem Trauerspiel auftreten zu lassen, wenn er einen solchen hätte brauchen können? Wir zweifeln. Hat man es Schiller zum Vorwurf gemacht, daß er im Fiesco den Mohren das Amt eines Spions versehen läßt? Unsers Wissens nicht. Aber J. Janin würde wohl ohne Bedenken über Shakspeare und Schiller das Verdammungsurtheil aussprechen, weil nun einmal der Spion dem französischen Publicum — und zwar in der Wirklichkeit gewiß mit allem Recht — eine verhaßte und verächtliche Person ist. Doch wir hätten diese Dichter vielleicht gar nicht nennen sollen zusammen mit einem Balzac, dessen Reputation wohl auch in Frankreich den Todesstoß erhalten zu haben scheint. Die, einestheils nachtheilige, Vermischung der wirklichen Welt mit der Bühnenwelt hat jedoch bei den Franzosen anderntheils den großen Vortheil, für die Dramatik, daß das Publicum der theatralischen Illusion viel lebendiger sich hingibt, als z. B. das deutsche, das sich der Illusion immer bewußt bleibt, und dem daher die Kunst nie ganz lebendig wird.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 71 u. 72.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

13 Junius 1840.

Hegesippe Moreau.

Schon früher geschah mehrmals in diesen Blättern des oben genannten Dichters Erwähnung, *) der, von geringer Herkunft und von seiner Hände Arbeit lebend, vor noch nicht anderthalb Jahren in einem Spital in Paris starb. Wir versprachen damals Proben von diesem Dichter, dessen Poesien unter dem Titel: Myosotis erschienen sind, mitzutheilen, und werden diesem Versprechen durch Uebersetzungen mehrerer Gedichte nachkommen; für jetzt aber geben wir, mit einigen Abkürzungen, den Aufsatz eines französischen Beurtheilers, Dessalles-Regis, über Moreau, in welchem besonders das, was über die Stellung und die Verhältnisse des Dichters im bürgerlichen Leben, worüber man häufig so verkehrte Ansichten und Faseleien hört, gesagt wird, alle Anerkennung und Beherzigung verdient. —

Zu allen Zeiten haben die Dichter die Gesellschaft beschuldigt, daß sie ihr Genie verkenne und gegen ihre Töne taub sey, und es scheint dieß beinahe die Folge einer Art von bitterm Instinct zu seyn, der ihr Eigenthum seyn muß; aber nie vielleicht ist jene Anklage häufiger und lebhafter ausgesprochen worden, als in unsern Tagen. Wäre es wahr, daß die Gesellschaft sich das Unrecht, das man ihr aufbürdet, gegen ihren edelsten Theil sich vorzuwerfen hätte, so könnte man nicht hart genug das Urtheil gegen sie aussprechen, das sie vollkommen verdiente; denn die Gesellschaft, welche jedem Schutz und Unterstützung schuldig ist, der hienieden seinen Beruf, und wäre es der niedrigste, redlich erfüllt, ist dem Dichter noch etwas mehr schuldig, als das leibliche Leben, nämlich den Ruhm, welcher die Nahrung der Seele ist. Aber wir glauben, man verfällt in dieser Beziehung nur allzuoft in ein Mißverständniß, welches man aufdecken sollte; wenn ich mich nicht irre, haben die Dichter oft da die Poesie vorangestellt, wo sie gar nichts zu schaffen hatte, und mehr als einer hat für mehr oder minder anzufechtende persönliche Beschwerden gestritten unter dem Vorwand und Namen der stets heiligen Interessen der Kunst. Die kleine Zahl von Dichtern betreffend, welche bei ihren Lebzeiten nicht die ihrem Genie gebührende Belohnung ernteten, so dürfte sich vielleicht bei genauerer Beobachtung finden, daß der Fehler zum Theil an ihnen lag.

Ich will nicht behaupten, daß Alles in dieser Welt aufs beste bestellt sey, und Niemand Ursache habe, sich über das ihm zugefallene Loos zu beklagen. Ich weiß, es gibt hienieden traurige Unbilligkeiten, schmerzliche Verkennungen, über die einem das Herz bluten muß, und welche eben mit der Unvollkommenheit alles Menschlichen zusammenhängen. Es gibt manche Fälle, wo die blinde Gewalt triumphirt über die intelligente Schwäche, wo das Factum unbarmherzig das heiligste Recht zermalmt. Wer läugnet das? Aber noch öfter, glauben wir, könnte man unberechtigte Klagen, unzeitige Aufregungen nachweisen; in vielen Fällen wenigstens ist das Unterliegen die Folge einer zu schnellen und leichten Unterwerfung, einer zu schwachen Beharrlichkeit und Verfolgung des Siegs. In der jetzigen Gesellschaft, so schlecht man sie macht, bleibt doch ohne Widerrede immer noch ein Platz übrig für jedes gewaltige Genie, für jedes entschiedene Talent. Nur ist die Bedingung, daß man diesen Platz zu erobern wisse durch die geduldigen Kämpfe der Beharrlichkeit, der Arbeit und des Willens; und er wird einem um so weniger fehlen, je weniger man sich aufhalten läßt durch die kleinen Ungerechtigkeiten, die vorübergehenden Verkennungen, die unvermeidlichen Hemmungen, welche das natürliche Vorspiel jedes Lebens sind, und gleichsam seine furchtbare Schwelle bilden, über die man hinschreiten muß.

Auch gegenüber der Poesie scheint mir die dermalige Gesellschaft nicht so schuldig als man sie schon hat darstellen wollen. Gewiß unsre Epoche ist weit davon entfernt, das goldne Zeitalter der Poesie zu realisiren. Ich möchte vielmehr sagen: vermöge ihrer Tendenzen und ihrer Rolle in der herrschenden Sphäre der materiellen Interessen scheint mir unsre Epoche der poetischen Begeisterung wenig günstig. Aber vielleicht ist sie darum nur um so mehr geeignet, die Dichter anzuerkennen und

*) Neuestens in Nro. 25 dieses Jahrgangs.

zu bewundern, diejenigen meine ich, welche diesen Namen wirklich verdienen. Weit entfernt, daß die Menschen der jetzigen Zeit mit Plato die Dichter aus dem Staat vertreiben wollen, nehmen sie sie auf und wünschen sie herbei mit aller Sehnsucht, und das um so mehr, je seltner und schwieriger ihre Erzeugung ist. Ich brauche keinen andern Beweis von unsrer aufrichtigen Liebe zur Poesie, als den großen Ruf, die rasche Popularität, welche sich in unsern Zeiten eine ziemliche Anzahl Dichter allein in Frankreich errungen haben. Hat nicht das Publicum mit Entschiedenheit und mit mehr oder minder leichter oder innigerer Sympathie anerkannt und begrüßt: den Sänger der Messéniennes (Delavigne) und den des Vieux Drapeau (Beranger), den Dichter der Harmonies (Lamartine) und den der Orientales (V. Hugo), den Sänger von Eloa (A. de Vigny), den Verfasser der Consolations (Sainte-Beuve), und den der Curée (Barbie), so wie die reizende Muse der Contes d'Espagne et d'Italie (A. de Musset)? Ich will nicht sprechen von einigen andern, minder hoch gestellten, die auch ohne viel zu erwarten, ihren Erfolg gehabt haben. Es bedurfte nur einer etwas stark hervortretenden Ader, um sogleich hervorgezogen zu werden. Mehr als eine junge Frau, mit einiger Anmuth in der Empfindung und einiger Melodie in der Stimme, hat rasch ihren Lorbeer gepflückt und ihren Kranz gewunden, wenn auch unter Madame Valmore stehend. Wir sind mithin nicht so gleichgültig gegen die Muse, als man behaupten möchte. Nur sind unsre oft aufgeregten Fibern etwas rebellischer gegen Rührungen geworden; denn, eine seltsame Sache! in dem Augenblick, wo man die Gesellschaft am meisten der Gefühllosigkeit und des prosaischen Sinnes zeiht, bestürmt man sie ohne Ende und ohne Unterlaß mit den Erzeugnissen einer Begeisterung, deren Verstandniß man ihr abspricht. Bei den so zahlreichen und so verschiednen Zeugnissen poetischer Thätigkeit begreift man wohl, daß das Publicum darauf hält, zu wählen, und dazu ist etwas Zeit und Besinnen erforderlich. Wehe dem, der es nicht erwarten kann, bis seine sonore Stimme endlich durch das ganze verworrene Getöne um sie her durchdringt!

Einer der nicht unbedeutendsten Charakterzüge unsrer Zeit ist jenes Ungeduldsfieber, das uns verzehrt, und das sich in Allem zeigt. Jeder will aufs schnellste sein Verdienst und seinen Ruhm in klingende Münze umsetzen, man will nicht bis zum nächsten Tag warten. Die Gegenwart ist alles, die Zukunft nichts oder sehr wenig, die gegenwärtige Wirklichkeit hat die sonst dem menschlichen Herzen so süße Hoffnung enterbt. Das Korn ist kaum ausgesäet, so will man schon die Ernte schneiden. Die Arbeit des Tags ist noch nicht vollendet, so erwartet man schon den Lohn. Vorzugsweise die Dichter scheinen mit diesem unseligen Stachel begabt, der sie ohne Unterlaß vorwärts und nur zu oft zu Verirrungen treibt. Die Ungeduld, mit Stolz gemischt, erzeugt bald die Muthlosigkeit und Bitterkeit. Dann, wenn die Resultate den Ahnungen des Ehrgeizes nicht entsprochen haben, wenn der Ruhm, eine bittre und spät reifende Frucht, nicht den gehofften Geschmack gegeben, weil man ihn zu hastig gekostet hat, flucht man der Gesellschaft und stirbt. Das ist die Geschichte einer Menge von verunglückten Geistern, von Chatterton an bis auf Escousse, die ihre Bestimmung verfehlten, weil sie sich zu sehr beeilten, und die, moderne Ikarusse, ihre Flügel bei einem allzufrühen Aufflug in der Sonne schmelzen sahen. In einem gewissen Zeitpunkt besonders haben diese Ungeduld und Muthlosigkeit unter uns einen gewissermaßen ansteckenden Charakter angenommen, damals als einer unserer anmuthigsten und feinsinnigsten Dichter auf der Bühne den stolzen Selbstmord jenes genialen Knaben zu idealisiren versuchte, der das alterthümliche Gewand des Mönches Rowley mit so wunderbarem und täuschendem Geschick entlehnte. Alfred de Vigny hat durch sein ergreifendes, aber mehr poetisches als wahres Drama, ohne daran zu denken, gefährliche und unselige Tendenzen gerechtfertigt, denen man besser widersprochen hätte.

— Man hat auch in unsern Tagen vielen Illusionen sich hingegeben hinsichtlich dessen, was die Poesie ihren Jüngern eintragen, was sie ihnen an Glück, Ehren und materiellen Vortheilen jeder Art verheißen kann. Man hat sich mit einigem Schein des Rechts gesagt: da die Poesie die edelste Gabe des Menschen und seine höchste Beschaftigung sey, müsse sie ihm auch die schönsten Belohnungen vorbehalten; und in dieser Beziehung ist man selbst über die erlaubtesten Hoffnungen weit hinausgegangen. Das auffallende Glück einiger Auserwählten der Poesie unter den Zeitgenossen hat viele schwache Augen geblendet. Mehr als Ein junger Ehrgeiziger träumte in seinen unruhigen Nächten vielleicht von den Gesandtschaften Chateaubriands, von den freiherrlichen Residenzen und den pompösen Pilgerzügen Lamartine's, oder doch jedenfalls von der reichlichen und eleganten Gemächlichkeit Victor Hugo's. Keiner hat sich gesagt, daß diese Männer, deren Verhaltnisse sie beneideten, glänzende und seltne Ausnahmen seyen, sowohl was ihr Glück, als was ihren Erfolg betrifft, und daß überdieß der eine oder andere unter ihnen den Ueberfluß schon an seiner Wiege walten sah. Sie haben nicht erkannt, daß, wenn das Gold leicht glänzend hervorstrahlt an der Krone, welche die Stirne des Dichters schmückt, es doch selten in seiner Hand glänzt und sich an seine Schritte heftet. Sie haben nicht begriffen, daß es auch vieler Gedichte bedarf, die man dem Glück ins Ohr singen muß, vieler tönenden Schläge an seine Pforten, um es zu wecken und es als demüthigen Diener ins Gefolge der Poesie aufzunehmen. Es ist ein großer und oft verderblicher Irrthum von manchen, welche die Poesie ausüben, gewesen, daß sie glaubten, es genüge an einigen Strophen (mögen diese noch so voll ächter Begeisterung seyn!), um sich eine Existenz zu erobern, und um auf die launenhaften Aufwallungen der Muse den schwierigen Bau der socialen Stellung zu gründen.

Diese vorherrschende Sucht nach Gewinn, dieß Inrechnungnehmen des Vortheils in Sachen der Poesie ist etwas um so Verderblicheres, als man im jetzigen Augenblick nur zu geneigt ist, aus dem Versemachen ein Metier zu machen und mit der Inspiration Handel zu treiben. Der poetische Industrialismus, dieß letzte Wort der allgemeinen Corruption, hat sein Gift auf die Werke der Zeitgenossen gespritzt, wie die unsaubern Schnecken, welche den Kelch der schönsten Blumen beflecken. Es scheint als solle die Poesie für die Meisten eine Art von unerschöpflichem

Bergwerk realisiren. Nicht allein die Masse der gemeinen Poeten ergibt sich diesen mißbräuchlichen Richtungen, sondern die Häupter selbst, die längst Berufenen, ergeben sich ihnen in die Wette und hegen um sich her das Uebel immer mehr. Kaum einige keusche Geister, zwei oder drei vielleicht, zeigen sich dem wahren Heiligthum treu, bewahren in sich die Religion der Poesie und warten in gefaßter Stille ab, bis die Stunde der Poesie schlägt. Die Uebrigen, gehorchend ich weiß nicht welcher armseligen Rivalität in Beziehung auf Gunst und Absatz, oder welcher kindischen Befriedigung, bei jeder Gelegenheit die Aufmerksamkeit des Haufens auf sich zu ziehen, scheuen sich nicht, die halb nackte Muse an den hellen Tag hervorzuziehen, ohne Anfechtung wegen der Verletzung ihrer heiligen Schamhaftigkeit. Es handelt sich weit mehr darum, mit der Anzahl von Bänden zu prunken und das Honorar bis auf 500,000 Francs zu steigern, als man sich darum kümmert, den eignen Genius zu ehren, indem man zum Herzen der Menschen spricht. Dadurch hat man es schnell erreicht, die Poesie zur letzten Stufe herabsinken zu machen, nicht bloß durch das eigne Beispiel, sondern auch durch die Gleichgültigkeit und Verachtung, die man ohne Bedenken als Princip an den Tag legte. Es gibt Leute, welche, die Aufregung der äußern Welt vorziehend den stillen Freuden der Seele, das Forum der heiligen Freistatt, und das Gelärme öffentlicher Erörterungen den geheimnißvollen Gesprächen des eignen Gedankens, aus der Poesie, dieser Königin der Welt, eine Art von demüthiger Vassallin, oder selbst eine wandernde Dirne haben machen wollen. Aber diese ungetreuen Liebhaber der Poesie haben auch bald den Lohn ihres Verrathes empfangen. Mehr als Ein gefallner Engel vermochte, nachdem er sein reines Gewand ganz auf der Erde hingeschleppt, nicht mehr sich zu dem erhabnen Empyreum zu erheben; es scheint daß der Anblick der armseligen Dinge hienieden von Tag zu Tag mehr die himmlischen Betrachtungen verdrängt habe. Für solche, die einmal die Stimme der Priesterin verkannt, gab es forthin keinen heiligen Hain, keine Nymphe Egeria, keine göttlichen Orakel mehr; die Verächter der Inspiration hat dann auch die Inspiration verlassen. Es wäre daher sehr ersprießlich, die Poesie zu trennen, zu scheiden von allen eiteln Wünschen, von allen unrechtmäßigen Hoffnungen, welche sie begleiten, und sie in der ganzen reinen Jungfräulichkeit ihrer ursprünglichen Uneigennützigkeit zu halten.

Ich gehöre gewiß nicht zu denen, welche dem Dichter das Recht absprechen, reich zu seyn und ihn wie einen der socialen Güter und Wohlthaten unwerthen Paria ausstoßen. Im Gegentheil glaube ich, daß man es als ein Glück zu betrachten, sich zu freuen hat, wenn der Dichter, trotz Allen, sein Glück begründet, unter der Bedingung jedoch, daß er die Gunst des Glücks dazu gebraucht, seine Muse zu ehren, nicht sie zu corrumpiren und zu verweichlichen. Aber noch viel weniger trete ich denen bei, welche sich ereifern und schreien gegen die Armuth des Dichters, wenn diese sein unvermeidliches Loos ward, das heißt, wenn der Dichter die Hand nicht ausstrecken konnte nach jenen goldenen Früchten, welche zu pflücken Niemand mit Sicherheit hoffen darf und die meist der Zufall vertheilt. Warum sollte der Dichter nicht auch in der Armuth bleiben können, so gut wie er manchmal dem Reichthum entgegenschreitet? Man muß nicht glauben, die Poesie sey ein bequemer Schrittstein, eine unfehlbare Bahn, um zu den Behaglichkeiten und Genüssen des Lebens zu gelangen. Die Poesie erscheint vielmehr als ein Priesterthum, das übernommen seyn will mit all seinen Pflichten, Obliegenheiten, Gefahren, mit Einem Wort mit seinem ganzen heiligen und treuen Dienst. Oder vielmehr sollte ich sagen: sie ist ein freiwilliger, unwillkürlicher Cultus, der alle profane Berechnung und Nebenabsichten ausschließt. Das poetische Gefühl genügt sich ganz in seiner eignen, reinen Wesenheit. Wenn der Dichter eines jener klangreichen Instrumente ist, welche von sich selbst tönen, frei, durch das Vorrecht ihrer Natur, ohne äußere Anregung, so wird er selbst in der Nacht, in der Verlassenheit, im Elend singen. Der aufrichtige, wahrhaft inspirirte Dichter wird alle Freude und allen Trost im Schooß der Poesie selbst zu finden wissen. Was die materiellen Bedürfnisse des Lebens betrifft, so wird die Arbeit der Hände dafür sorgen, sie wird die Nahrung des Leibes anschaffen, wie die Poesie der Seele Nahrung gibt.

Man wird mir freilich einwenden, die gemeine Arbeit sey ein Joch, das die Seele des Dichters nicht ertragen könne; aber ich meinestheils habe nie ernstlich an diese angebliche Unverträglichkeit der physischen Arbeit und des geistigen Strebens geglaubt. Mehr als Ein berühmtes Beispiel kann uns nöthigenfalls beweisen, daß die Poesie so gut in grobe Leinwand wie in Purpur sich kleiden, die Hütte so gut wie den Palast bewohnen kann. Weit entfernt, daß körperliche Anstrengung die Geisteskraft mindern sollte, möchte ich vielmehr glauben, daß sie sie bereichere um das Vermögen strenger und concentrirter Innigkeit, das sie nicht erworben hätte in der entnervenden Sattheit der Behaglichkeit. Der Dichter, welcher arbeitet, singt zwar wenig; aber seine im Tiegel des Leidens und der bedachtigen Beschauung gediegenen Inspirationen müssen, nicht so aufs Gerathewohl in alle Winde gestreut, das Gepräge einer eigenthümlichen Kraft und Originalität an sich tragen. Nach der Poesie, welche durch die Allmacht ihres Zaubers alle Höhen und Ehren der Welt erobert, weiß ich keine schönere und würdigere als die, welche demüthig in der Werkstätte lebt. Neben Chateaubriand, der aus dem Genie eine Art europäischen Königthums macht, vor welcher die Höchsten sich beugen, bewundre ich den Schotten Burns, der in der Niedrigkeit doch der Poesie all ihren Glanz erhalt; Burns, einen Dichter und Landmann, der zugleich groß und einfach, ruhig und begeistert zu seyn verstand. Burns, seine in Gold schimmernde Muse empfangend in einem dunkeln Winkel seiner Hütte, scheint mir das schönste Ideal des Volksdichters zu realisiren.

Und am Ende, ist es denn unerläßlich, sich ganz und gar dem Dämon des Gedichts zu eigen zu geben, die Poesie als ein lohnendes Gewerbe zu treiben, und in möglichster Eile seinen Inspirationen die Form eines Octavbandes zu geben? Wenn das Geschick dem Dichter nicht die Freiheit vergönnt hat, zu jeder Stunde zu singen und seine Gedanken mit Muße zu gestalten, warum sollte der Dichter nicht anfangs für sich allein,

im Grunde seiner Seele, seine liebsten Inspirationen behalten, begnügt mit der innern Bewegung und dem Glück, die sie ihm gewähren hinsichtlich seiner geistigen Vervollkommnung? Widmen wir unsre Achtung solchen, die, Besseres erwartend, sich darein ergeben, die Schätze ihrer innern Poesie auszubreiten auf alles was sie umgibt, die ihr ein moralisch praktisches Ziel zu geben suchen. Solche bescheidne Menschen benützen die Poesie dazu, die Liebe, die Freundschaft, die Familiengefühle zu verschönen, das Bewußtseyn der Pflicht zu erhöhen; sie sind Dichter in der heimlichen Innigkeit des Herdes, in der Erfüllung ihrer täglichen Lebensaufgabe; sie sind Dichter durch Gefühl und That, bis sie es durch den Gedanken und die Form seyn können. Die Poesie, zur rechten Zeit verschlossen, durchwürzt oft, wie gewisse getrocknete Pflanzen, die man in einem Schranke hat, eine ganze Seele mit ihrem Balsam. Wenn das poetische Vermögen wirklich in uns ist, so findet es immer seinen Ausweg, seinen Beruf, seine Befruchtung; es kann sich umgestalten aber nicht untergehen. Verliert auch die Welt so einige schöne Gedichte, welche in dem Geheimsten der Seele zurückgedrängt bleiben und vielleicht nie hervorbrechen werden, so gewinnt sie andererseits Menschen von friedlichem, heitrem Daseyn, welche der allgemeinen Harmonie, dem gemeinsamen Wohl zu statten kommen.

Gewiß, darum weil sie die Nothwendigkeiten des praktischen Lebens verkannten, weil sie sich festrannten in einem eiteln und unbesonnenen Hochmuth, darum sind so viele Dichter des Glücks und der vollständigen Entfaltung ihrer Talente verlustig gegangen. Der Ungestüm zügelloser Strebungen und Begehrungen hat mehr als irgend eine andre Ursache zu jener langen Märtyrerliste von Poeten beigetragen, in der jede Nation ihre Vertreter hat, Deutschland seinen Günther, England Savage, Collins, Chatterton, Frankreich Malfilatre, Gilbert, Andrer zu geschweigen, die durch einen beklagenswerthen Tod nicht einmal die Berühmtheit, das Ziel ihrer Wünsche, errangen. Unter der Myriade von verirrten Kindern, die ein oft zweifelhafter Beruf in die Arme der Muse treibt, lasse man mich jedoch die unglückliche Elisa Mercoeur beklagen, welche der Ehrgeiz zu schreiben und zu viel Vertrauen zu unbedachten Schmeicheleien ihrer friedlichen Bretagne entrissen, um sie auf den verschlingenden Boden der Pariser Literatur zu werfen, wo sie bald, ein Opfer ihres Irrthums, zu Grunde ging. Und wie muß man erst die traurige Uebereilung derjenigen bejammern, die in den schwaezen Dünsten und Nebeln der Muthlosigkeit den Glanz eines wahren Talents erstickten, welchem die Zukunft wirklichen Ruhm verhieß!

Leider ist es auch nicht selten, daß junge Männer, begabt mit den tausend poetischen Gaben, plötzlich, wenn kaum das erste Werk vollendet, kaum die Bahn vor ihnen eröffnet ist, sich leichtfertiger Weise zurückziehen, sey es nun in unfruchtbarer Selbstbeschauung, sey es in der egoistischen Befriedigung einer allzufrühen Gemächlichkeit. Entweder schlafen sie auf den erst halb geflochtnen Kränzen ein, oder sie denken in ihrer sorglosen Trägheit, oder in ihrer Thorheit: sie hatten an dem ihnen gezollten Tribut genug, sie hätten genug Antheil am Kampf genommen, und die Welt sey hinfort ihrem unfruchtbaren oder verschleuderten Genie alle Huldigung schuldig. So, während die Unmächtigen hartnäckig beharren, entziehen sich nur zu oft die Starken; und in der That, wir müssen gleich sehr die verdammen, die sich in feigem oder hochmüthigem Müßiggang vernichten, und die sich in thöriger Verzweiflung aufreiben; die erstern schwächen und entmuthigen die Menschheit, die zweiten machen sie sich entsetzen und verleumden sie.

Es war unserer Zeit vorbehalten, alle diese Beispiele, gleichsam alle Formen der Entmuthigung und der Abtrünnigkeit vereint zu liefern. Es gibt einen Fall namentlich, der in unsern Tagen noch mehr als im vorigen Jahrhundert überraschen darf, und dessen Vorkommen im Schooß unserer so aufgeklärten Civilisation unmöglich scheinen sollte. Vor ungefähr einem Jahr verbreitete sich das Gerücht, daß in Paris ein Dichter, ein neuer Gilbert, so eben im Hospital gestorben sey. Dieser Dichter war kein anderer als Hegesippe Moreau, dessen Namen und Talent ein wenige Monate zuvor erschienenes Bändchen Gedichte, Myosotis, bekannt gemacht hatte. Nach dem schmerzlichen Staunen, in das ein solches Ereigniß die literarische Welt versetzte, mußte man sich fragen, welcher Zusammenstoß von Umständen dasselbe veranlaßt? Es war von Bedeutung zu erfahren, ob es eine blinde, unvorsichtige Verkennung gewesen, wie sich deren die Welt manchmal schuldig macht, oder aber ob es sich von einem peesönlichen und gewissermaßen freiwilligen Unrecht handle. Mußte man die Gesellschaft zur Rechenschaft ziehen wegen des Todes eines Dichters, oder nur diesen Dichter selbst wegen seines traurigen Schicksals anklagen? Die Wahrheit wurde bald bekannt, und wir glauben, daß dießmal die Gesellschaft vom Verbrechen eines Mords freigesprochen werden muß.

Die Geschichte Moreau's gleicht, abgesehen von Nebenumständen, in der Verkettung der unglücklichen Ereignisse und Verwicklungen, der von den meisten Dichtern, welche ihm auf der Bahn der Unklugheit und des Unglücks vorangingen. Auch hier wie sonst begegnet man der Keckheit und dem Leichtsinn, womit man einem stürmischen Meere trotzt, denselben übersehenen Klippen, woran man strandet, demselben Schiffbruch, wo keine Rettungsplanke sich darbietet, den Reisenden zu retten.

Hegesippe Moreau, geboren in Provins im Jahr 1809 oder 1810 und frühe verwaist, wurde von einem Priester unter seinen Verwandten aufgenommen, der ihn ins Seminar nach Fontainebleau brachte, wo er seine Jugend verlebte. Dieser Umstand, der in der Seele des Dichters als eine rührende Erinnerung hätte fortleben sollen, ließ im Gegentheil nur ein bittres Gefühl in seinem Herzen zurück, welches sich später in einem seiner Gedichte Luft machte, und schon, man muß es gestehen, viel Undankbarkeit zeigt:

Ein Oger hatte schon das Fleisch gewittert *)
Des Neugeborenen, und wimmernd trug
Er mich hinweg in seinem Priesterrock.
Auf wuchs, gefangen, ich unter den Schülern,

*) Im Französischen sind es Alexandriner und zwar sehr schöngebaute und volltönende, aber da der Inhalt so gar nicht poetisch ist, begnügen wir uns, sie in Jamben zu übersetzen.

Schwaezen Hornissen, die in Schwärmen von
Viel Tausenden Montrouge sendet hinaus.
Schwerköpfge Ischaglans, die jeder Speengel
Nährt für die Paschas der französ'schen Kirche.
Ich schwitzte, meinen schwarzen Mantel schleppend,
Meine Kapuze brannte mich wie Feuer;
Nach meiner Kindheit, meinem freien Elend
Sehnsüchtig, zählt' ich meiner Tage Körner
Langweilig ab, wie einen Rosenkranz.

Abgeneigt den Banden, die ihn hier hielten, entfloh Moreau aus dem Seminar, kehrte nach Provins zurück, und erlernte daselbst die Buchdruckerkunst. Dann, in Folge einer politischen Satyre, die ihm in seiner Vaterstadt mehrere Feindschaften zuzog, begab er sich nach Paris, von seinem unglücklichen Stern hingezogen zur Erringung literarischen Ruhmes. Hier ließen, wie man sich denken kann, die Täuschungen nicht lange auf sich warten. Der Ruhm, welcher langsam reift, kam nicht, der Reichthum noch weniger; und während der Dichter mit aller Sehnsucht nach ihnen schmachtete, antwortete nur das Elend seiner Stimme. Von da an dem Unglück geweiht, in seinen Illusionen getäuscht, legte Moreau den Ausdruck seiner tiefen Entmuthigung nieder in folgenden Versen des schon von uns angezogenen Gedichts:

Paris hab' ich besucht, Paris, das rauher
Dem flehnden Unglück droht als Tauris' Felsen,
Wo Luft den flugbegier'gen Adlern fehlt,
Wo keimende Talente, wild gerüttelt
Durch des Geschickes Unbill, strauchelnd endlich
Und unter wiederholten Stößen taumelnd
Zur offnen Grube, drin Cocytus versank,
Nur noch mit Einem Gruße sich anreden:
Dem Mönchsgruß: Brüder, denken wie zu sterben!

(Fortsetzung folgt.)

Dänische Literatur.

Oelenschläger.

(Fortsetzung.)

(S. Nro. 19 dieser Blätter, von K. L. Kannegießer.)

Oelenschlägers neueste noch nicht übersetzte *) Tragödie, Knud der Große, erhält für den, der das Trauerspiel gleiches Namens von Elias Schlegel kennt, einem vor etwa hundert Jahren meistens in Dänemark lebenden deutschen Dichter, einen neuen Reiz, zumal da Schlegels Kanut vielleicht sein bestes und mit Unrecht ganz vergessenes poetisches Werk ist. Es gereicht mir deßwegen zur patriotischen Freude, an diesen wohl unter seinem Werthe geschätzten Dramatiker zu erinnern.

*) Robinson in England ist schon von Oelenschläger selbst übersetzt, in der ältern bei Max erschienenen Ausgabe, aber verkürzt; weßhalb ich die angeführten Stellen unverkürzt selbst verdeutscht habe.

Der hervorstechende Zug in der Geschichte des großen, mehrere Reiche beherrschenden nordischen Königs ist die Feindschaft zwischen ihm und seinem Dienstmanne, dem schwedischen Grafen Ulf oder Ulfo. Dieser wußte sich in Abwesenheit Kanuts durch einen Brief desselben, worin der Schwester des Königs, Estrithe, befohlen wurde alles zu thun, was Ulfe verlangen würde, listigerweise die Hand derselben zu erwerben, dann aber seinem Schwager durch Abfall und Verbindung mit dessen Feinden eine Niederlage beizubringen, und war frech genug, nachdem er Verzeihung erhalten hatte, ihm dennoch zu trotzen, wodurch Kanut endlich bewogen wurde, ihn am Leben zu strafen. Diesen Vorgang haben denn auch beide Dichter zum Kern ihrer Tragödien gemacht, nur mit dem Unterschiede, daß Schlegel den Ulfo, Oelenschläger den Kanut zum Mittelpunkte macht. Jener stellt den Ehrgeiz des Verräthers, dieser die Gewissensunruhe des Königs über die an seinem Feinde durch die wenigstens ihm zugedachte und bereits befohlene Hinrichtung verübte Rache und seine endliche Beruhigung und Aussöhnung mit sich selbst dar. Oelenschläger hat diesen Gedanken schon früher, namentlich im Palnatoke, und sehr befriedigend, ausgeführt. Palnatoke tödtet den, der ihm wiederholentlich nach dem Leben getrachtet hat; aber selbst diese fast als Nothwehr zu betrachtende That martert ihn, und erst als er durch einen von der Berserkerwuth befallenen Freund seinen Tod findet, glaubt er sich entsühnt und stirbt freudig. Des dänischen Dichters zarter, moralischer Sinn ist darin unverkennbar, und man muß ihm wohl einräumen, daß er richtiger gefühlt hat als Schiller, der den Tell seinen an Geßler verübten Mord gegen Johannes Parricida vertheidigen, ja fast rühmen läßt. Im Kanut aber scheint mir der Dichter seinen Zweck minder glücklich erreicht zu haben, theils weil Ulf sich schon früher des Hochverraths schuldig gemacht, aber Verzeihung erhalten und den Tod freilich nach gerichtlicher Verurtheilung verdient hatte, Kanut sich also nur die Vernachlässigung der gesetzlichen Form seinen in der Leidenschaft des Zorns gegebenen Befehl verwerfen konnte, theils weil sich die Beruhigung bei ihm bloß zufolge eines Traumes einstellt und dramatisch unbefriedigend ist. — Ein zweiter Fehler ist die Ueberladung mit Ereignissen, die, bloß zur Charakteristik des Kanut dienend, der eigentlichen Handlung vorausgehen. Das Stück nämlich beginnt, und der ganze erste Act beschäftigt sich mit dem Versuche Kanuts, den König von England, Edmund, zu versöhnen, was denn auch zu gelingen scheint, aber im zweiten Act durch den Herzog Cadrik, den Teufel im Drama, rückgängig gemacht wird. Dieser erbietet sich auch gegen Kanut, den König Edmund aus dem Wege zu räumen, wiewohl nur andeutend. Kanut versteht ihn, weist das Mittel, obgleich es verabscheuend, nicht ganz entschieden zurück, zumal da indeß die Nachricht einer in Dänemark von seinem Schwager Ulf angestifteten Empörung und Erhebung des Hardaknud, des unmündigen Sohnes Kanuts, auf den Thron ankömmt; und so fällt Edmund in die von Ulf durch Hülfe des Schmidts Veland ihm gelegte Schlinge und findet seinen Tod. Vielleicht hat der Dichter durch den Antheil, den Kanut an diesem Verbrechen scheinbar genommen hat, dessen Schuld vermehren wollen, aber dieß

wäre unnöthig gewesen, wenn die nachfolgende That gegen Ulf hinreichend gewesen wäre, um die Reue des Königs zu begründen. Der dritte Act spielt, nämlich in Dänmark, wohin Kanut eilig zurückgekehrt ist und die Empörung schnell gedämpft hat. Ulf erhält Verzeihung, aber Eadrik muß wieder der Unheilstifter seyn. Er erregt Ulfs Wuth, der sich vom König verspottet glaubt, und diesen daher höhnend an die durch ihn erlittene Niederlage erinnert, so daß Kanut einem wackern jungen Kriegsmanne Tym den Auftrag zur Hinrichtung gibt. Tym beschließt diesen vom Könige im Zorn gegebenen Befehl nicht zu vollstrecken, aber Eadrik übernimmt ihn nun aus eigenem Gutdünken und tödtet den Ulf. Hier ist der Antheil des Königs an dem Tode seines Feindes zwar etwas bedeutender als das vorigemal, aber doch kaum hinreichend, um eine eigentliche Zerknirschung zu bewirken. Vielleicht ließe sich dafür zur Vertheidigung sagen, daß ein wiederholtes Vergehen die Reue schärfe, noch mehr, daß eben die zarte edle Gesinnung Kanuts darin dargestellt sey, insofern ihm, selbst ein Antheil am Vergehen, dennoch keine Ruhe lasse, und eine sittliche Reinigung verursache, wie sie eigentlich nur bei einem groben Verbrechen zu erwarten ist. Indeß ist dieß zu fein für das Drama, wenigstens thut es hier nicht die bezweckte Wirkung, so wenig wie die Geister der beiden Getödteten, Edmund und Ulf, die zu Anfang des vierten Actes am Lager des schlafenden Königs als Sinnbilder seines bösen Gewissens stehen, aber bei seinem Erwachen verschwinden. Wie zart, aber auch wie undramatisch ist dieß im Vergleich mit dem am Tische des Macbeth erscheinenden Geistes Banco's bei Shakspeare! Ein schöner Gedanke des Dichters ist es übrigens, daß Kanut, nachdem er erst von Tym erfahren hat, sein Auftrag sey von diesem nicht vollzogen, nachher aber von dem Bischof die wahre Nachricht erhält, daß Ulf dennoch getödtet sey, den Mörder Eadrik, der bei der Entdeckung und den ihm gemachten Vorwürfen sich sogar an dem König vergreifen will, zum Tode abführen läßt, also, von Reue getrieben, einen dritten Todschlag begeht, der freilich zu rechtfertigen ist, aber doch einem zarten Gewissen neuen Schmerz machen müßte. Dieß ist hier freilich nicht benutzt; vielmehr erschrickt Knud bloß über die Kaltblütigkeit, mit welcher Eadrik dem Tode entgegen geht und klagt sich wegen des Vertrauens an, das er diesem Manne geschenkt habe, jammert freilich, daß er selbst nicht mehr unschuldig sey, und faßt nun den Entschluß, die Krone niederzulegen, in den Wald zu gehen und als Eremit Buße zu thun. Das ganze Selbstgespräch nach Eadriks Abführung lautet:

Entsetzenvoll ist dieses Schurken Tod;
In diesem kalten Trotz, im letzten Zucken
Des herzlos unverschämten Uebermuths
Seh' ich den allerschauerlichsten Selbstmord.
Die Seele tödtet er, wär' sie zu tödten. — —
Und dieser Mann, Knud, war dein Steuermann!
Wie lange liehst du seinem Worte Glauben,
Daß Größe sich zur List erniedern dürfe,
Daß Heerscherabsicht Sünden adeln könne!
Was bin ich nun? Als König steh' ich freilich
Norwegens, Englands, Dänmarks Reichen vor;
Doch hab' ich so viel nicht einmal erreicht,
Als mancher Bettler, mancher Hirt am Zaun,
— Den Namen eines unschuldigen Manns!
(Geweint.)
O himmlische Natur, so lehre du mich,
Was mich nicht lehren kann die List des Hochmuths!
Ich eil' in deinen Arm, eil' in den Wald,
Und Purpur, Kron' und Scepter lass' ich hier.
Ja weilen will ich, wie der junge Schwärmer,
Uralte Waldung, unter deinen Buchen!
O lehret, Hirsch und Vogel, Lamm der Wiese,
Lehrt Knud, den großen Knud, o lehrt ihn Unschuld!
Und, wenn ich Mensch zu seyn zuvor gelernt,
Dann will ich wieder Menschenkönig seyn!

Dieß ganze Selbstgespräch scheint mir nicht aus richtiger Beobachtung der menschlichen Seele entsprungen zu seyn. Nicht zu gedenken, daß Knud in dieser Lage weniger an Eadrik und an dessen Tod denken kann, als an sich selbst, so ist auch die ächte Reue völlig an ihren Zustand gefesselt und blickt nicht, wie es hier geschieht, darüber hinaus auf den Zeitpunkt der Entsühnung hin. Der Zerknirschte ist von seinen gegenwärtigen Gefühlen durchdrungen, und hofft kaum Begnadigung. Auch die Anrede an Vogel, Hirsch und Lamm hat etwas Prunkendes. Der Reuige blickt nicht in die Natur und äußere Welt, am wenigsten um aus ihr etwas zu lernen, er blickt nur in sich, in den Abgrund seines beleidigten Gewissens, und kann auch von daher nur Hülfe finden. Es ist aber um so mehr zu bedauern, daß der Dichter hier nicht das Rechte getroffen hat, weil dieß Selbstgespräch die Katastrophe bildet und das Nachfolgende einige damit in Verbindung stehende, wiewohl auch einige davon unabhängige Fehler hat. Wir hören Knud seine Reue in folgenden lyrischen Versen aussprechen:

Durch die Waldung ging ich hin,
Doch nicht konnt' ich Trost erlangen,
Wo von Ast zu Ast sich schwangen
Vögel mit vergnügtem Sinn,
Drum ich izt noch trüber bin.
Auf dem Wege sonder Licht
Stand Maiblume Hoffnung nicht,
Aus dem Gras auf meinen Wegen
Grinste Löwenzahn entgegen,
Aber nicht — Vergißmeinnicht.
Viel ist's, was Natur vermag,
Neuen Wuchs der Pflanz' ertheilen
Kann sie, manchen Schaden heilen,
Nicht das Herz, das wund und zag.
Selbst der Nachtigallen Schlag
Schlägt im tiefen Waldesgrunde
Tiefer nur des Herzens Wunde.
Dort, wo Alles Frieb' und Lust,
Wird man sich erst ganz bewußt,
Wie so herb des Leidens Stunde. —

So in mir verwirret ganz
Keines Schmerzes Lindrung find ich,
Und mit Hohngelächter band ich
Diesen Dornenrosenkranz.
Ja, dein kurzer Purpurglanz
Sinkt ins Dornenmeer herab,
Das Natur der Erde gab,
Leben! und Erinnerungen,
Was sind sie, wenn du verklungen?
Welke Rosen auf ein Grab!

Dieß ist Spielerei und gezwungener Witz, z. B. „der Nachtigall Schlag schlägt Wunden" und „das Dornenmeer," eines Knud unwürdig. — Er findet ein Kreuz, hängt den Dornenkranz daran auf, schläft dort ein, und nachdem Algitha, die ihn, als Geliebte Edmunds, wegen dessen Ermordung verfolgt, ihn, den Schlafenden, verschont hat, erwacht er im Beisein des Bischofs Alfwyn und seines Dieners Tym, erzählt diesen, daß im Traum ihm Christus erschienen sey und ihm zugerufen habe:

Nein, Knud, du wirst für mich kein Judas seyn!

Hiedurch glaubt er sich entsühnt und will auf den Thron zurückkehren. — Hier geht das Menschliche im Christkatholischen völlig unter. —

(Fortsetzung folgt.)

Die brittischen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die einsame Schnitterin.

O siehe die Hochländerin
Allein im Aehrenfelde dort!
Arbeitend singt sie vor sich hin —
Steh oder schleiche fort!
Einsam die Garben bindet sie,
Und klagend tönt die Melodie;
O horch, das ganze Thal entlang
Schallt ihrer Stimme voller Klang.

So süß sang nie die Nachtigall
Der Karawane, die den Sand
Durchwallt, und nun am Wasserfall
Ein Ruheplätzchen fand.
So süß enst selbst der Kuckuck nicht,
Wenn er im Frühling unterbricht
Das Schweigen, welches fort und fort
Herrscht fern bei den Hebriden dort.

Was singet sie? wer sagt mir's? wer?
Vielleicht ist's aus der Vorzeit Nacht
Wohl eine alte Trauermähr'
Und langverjährte Schlacht.
Wie oder ist es sanftrer Art
Von Mann und Frau und Kindern zart,
Von allgemeiner Herz' und Pein,
Die ist und war und stets wird seyn?

Was es auch war, das Mädchen sang,
Als käm' ihr Lied zu Ende nie,
Und eifrig, wie die Stimme klang,
Führt' auch die Sichel sie.
Zur Gnüge labt' ich so das Ohr;
Und als ich stieg die Höh' empor,
Hört' ich im Herzen noch den Ton,
Obgleich ich weit entwandert schon.

Das vollkommene Weib.

Gleich einem Engel stand sie da,
Als sie zuerst mein Auge sah,
Gesandt aus höheren lichten Sphären,
Um Augenblicke zu verklären,
Ihr Aug', ein Stern der Dämmrung, klar,
Gleich Dämmrung auch ihr dunkles Haar,
Kleid, Band, und was an ihr nur immer,
War Malerglanz und Morgenschimmer,
Gestalt, Bild, Geist, hinlangend froh,
Erschien, erschreckte sie, und floh.

Als ich darauf sie nähre sah,
Ein Geist noch, doch auch Weib war's da,
Frei, leicht in ihres Hauses Mitte,
Jungfräulich edel ihre Schritte,
Im Blicke süße Einigung
Von Hoffnung und Erinnerung.
Doch nicht zu blendende Gebäude,
Gemäß vielmehr der Menschenweide,
Voll irdischer Empfänglichkeit
Für Scherz, List, Spott, Lob, Lieb' und Leid.

Froh seh ich nun am heut'gen Tag
Des ächten Lebenspulses Schlag,
Ein Wesen von dem besten Streben,
Hinwandelnd zwischen Tod und Leben,
Geschickt, klug, mäßig, unerschlafft,
Von reifem Geist, von Willenskraft,
Vollkommnes Weib, von Gott ersehen
Zu herrschen, trösten, beizustehen,
Und doch noch aus dem Geisterreich,
So klar, fast einem Engel gleich.

Luise.

Im Schattenhaine trat ich nahe
Luisen, und als ich sie sahe,
O ich gesteh es frei:
Sie ist voll Kraft, hat leichte Glieder,
Und springt die Felsenstufen nieder,
Wie Bächlein in dem Mai,

Solch Lächeln sah noch nicht die Erde,
Und zu dem Lächeln die Gebärde
Beim Schwinden, beim Entstehn,
Endlose Reize stets entdeckend,
Und wieder sich im Aug' versteckend
Bei scheinbarem Vergehn.

Ihr Hüttchen, nichts geht ihr darüber
Doch übers Moor läuft sie hinüber,
Sturmwetter hemmt sie nicht.
Kämpft sie entgegen Regengüssen,
O dürft' ich dann die Tropfen küssen
Vom lieblichen Gesicht!

All meine Habe wollt' ich geben,
Könnt' ich nur Einen Tag verleben
Mit ihr auf moosger Bank
Im Winkel alter Grottenhalle,
Wenn sie nacheilt dem Wasserfalle
Den kühlen Bach entlang.

Aufruf.

Der erste Mäej, wie mild, wie schön,
Minütlich schöner, schöner fast!
Rothkehlchen singet süß Getön
Vor unsrer Thür vom Ast.

Ein Segenshauch im luft'gen Raum,
Wie es belebt, erquickt und schwellt
Den kahlen Berg, den kahlen Baum!
Und schon ergrünt das Feld.

O Schwester, weißt du, was zu thun?
Laß jetzt, gefrühstückt haben wir,
Die Morgenarbeit heute ruhn,
Und sonne dich mit mir!

Mit Eduard drum komm herbei,
Wirf eilig um dein ländlich Kleid!
Der süßen Müßiggängerei
Sey dieser Tag geweiht!

Nicht dem Kalender traue man,
Nur was wir fühlen, das ist wahr;
Drum fangen, Theure, heut wir an
Des Frühlings neues Jahr.

Heut feiert Lieb' ihr Wiegenfest,
Ihr Geist durchathmet jede Brust,
Die Erde bebt im sanften West
Von stiller süßer Lust.

Ein solcher Augenblick gilt mehr
Als funfzig Jahre Grillenfang;
Wie wird die Seele froh und hehr!
Ja, das ist Lebenstrank!

Es übt das Herz geheime Macht,
Und treulich folgt man solchem Wort.
Wie heute wir den Tag vollbracht,
Setz' es die Zukunft fort.

Und jene Kraft, die segnend kreist
Aufwärts und abwärts, dort und hie,
Ein Vorbild sey sie unserm Geist,
Und Liebe heiße sie!

Drum, liebe Schwester, komm herbei,
Wirf eilig um dein ländlich Kleid!
Der süßen Müßiggängerei
Sey dieser Tag geweiht!

Spinnerlied.

Gegründet auf einen in den Hirtenthälern von Westmoreland herrschenden Glauben.

Hurtig dreht das schnurrende Rad,
Denn die Stund' ist da, die nächt'ge,
Wo den müden Fingern naht
Hülfe durch die Fee, die mächt'ge.
Thauige Nacht hüllt jeden Ort, —
Dreht die Räder fort und fort!

Unterm Sternenhimmel wird
Ruh itzt den zerstreuten Schafen.
Schwirrt, ihr lieben Räder, schwirrt!
Denn die Spul', indeß sie schlafen,
Weil sie glatter, ebner läuft,
Wird verlässiger umhäuft.

Neigung kurzer Dauer nur
Zeugt der Augen wankend Rollen;
Treue Liebe gleicht der Schnur,
Die man dreht von milden Wollen,
Wenn die Heerden alle nun
Auf des Berges Busen ruhn.

K. L. Kannegießer.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 73.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

18 Junius 1840.

Hegesippe Moreau.

(Fortsetzung.)

Mehrere Jahre vergingen, während welcher Moreau Tag für Tag jenes haltlose und rastlose Leben lebte, welches das unvermeidliche Loos eines jeden zu seyn scheint, der einmal eine falsche Richtung eingeschlagen, unablässig hin- und hergeschleudert zwischen seinen schmeichlerischen Träumen von künftigem Ruhm und der harten Wirklichkeit seiner gegenwärtigen Verhältnisse; abwechselnd sorglos oder gereizt, je nachdem er einen Strahl oder einen Schatten an seinem Horizont auftauchen sah, übrigens aber im Ganzen huldigend dem Banner einer opponirenden, ja sogar entschieden feindseligen Politik. Wenn er, wie es heißt, auch an den Barrieaden des Junius focht, so zeigte er sich doch daselbst mehr aus Verzweiflung und Lust zu sterben, als aus politischem Haß. Schon handelte es sich bei ihm darum, das Leben zu verlassen, dem Kampf zu entsagen. Bei einem ersten Aufenthalt im Hospital, im Jahre 1832, sehen wir ihn schon mit Todesgedanken umgehen; in einer Art geheimer Ahnung verfaßte er dort ein Gedicht zum Gedächtniß Gilberts, voll rührender Schwermuth, wo am Schluß jeder Strophe die mitleidigen Worte wiederkehren:

„Was mußtest du, o armer Gilbert, dulden!"

aber vielleicht ohne selbst damals noch ernstlich zu denken, daß das Schicksal des unglücklichen Satyrikers einst das seinige seyn werde.

Dennoch, wenn Moreau später gewollt hätte, hätte ihm einige Ruhe und ein bescheidenes Glück gesichert werden können. Es war weit nicht an dem, daß es ihm an allen Hülfsquellen gefehlt hätte. Er war nach einander maitre d'études in einem Collegium und Redacteur des Journal des jeunes Personnes. Aber dieser Stellen wurde er überdrüssig. Eine Dame, die sich lebhaft für sein Schicksal interessirte, bot ihm Geld an, um sich ein Druckerei-Patent zu kaufen; aber Moreau, mehr als je irregeleitet, schlug es aus, und zwar wenn man denen glauben darf, die uns sein Leben erzählt, die am meisten seine Fehler entschuldigt und am innigsten seine Leiden mitgefühlt haben, war das, um wenig zu sagen, sonderbare Motiv dieser Ablehnung, das, daß er, hätte er das Geld angenommen, er es sogleich ohne zu arbeiten würde durchgebracht haben, weil er Hunger und Durst nach den Genüssen des Lebens hatte. — Das wird, in Wahrheit, einer der beklagenswerthesten Widersprüche einer Epoche seyn, wo man viele angebliche Freunde des Volks ohne Gewissensanfechtungen in üppiger Weichlichkeit leben sah, wo mancher, der sich für einen Puritaner ausgibt, und die Maske des Stoicismus trägt, insgeheim nach sybaritischen Genüssen trachtet. — Als Moreau kurze Zeit nachher sich entschloß, in die Druckerei von Hrn. Bethune als Corrector einzutreten, war es schon nicht mehr Zeit für ruhige Einfachheit und ruhiges Glück des Lebens. Es war um den Menschen wie um den Dichter geschehen. Während seine Seele unwiederbringlich zerrüttet war, hatten Leiden und Entbehrungen in seinem Körper den Keim einer Auszehrung hinterlassen, die ihn in das Charité-Hospice führte, wo er den 20 December 1838 starb.

Hegesippe Moreau besaß ein poetisches Talent, das weit über seine moralische Organisation hinaus ging und ihn in Wahrheit eines bessern Looses würdig machte. Er war, man darf es behaupten, ein Dichter von andrem Schrot und Korn als viele jeden Tag gefeierte und gehobne Reimer, deren Werke, mehr erkünstelt als naiv, gewiß mit der Nachwelt nichts zu schaffen haben werden. Es sind in der Myosotis, wovon viele Blätter bleiben werden, Stücke voll bewundernswerther Energie, und andre von ausgesuchter Anmuth, wo der scharfe, treffende Ausdruck immer glücklich den Gedanken einrahmt, wo die Philosophie sich mit der Phantasie, die Idee mit der Farbe schön vermählt. Obgleich das Ganze nicht jenes Gepräge entschiednr Einheit und Originalität hat, welches die im höchsten Sinne geweihten Dichter auszeichnet, zeigt sich doch zu viel wahre Begeistrung und unmittelbarer Wohllaut, als daß man nicht lebhaft sich ergriffen fände. — Der Gesammtcharakter von Moreau's Talent erinnert an Beranger, an welchem er ganz

besondees scheint seine Begeisterung haben entzünden zu wollen. Diese Eingenommenheit von Beranger ist besonders fühlbar in zwei Gedichten, woein Beranger gehuldigt und sein Name angerufen wied, und von welchen das eine, schon alt, vom Jahr 1828, uns zuerst auf die Spur führt, Nachahmung zu entdecken. Als treuer Schülee reproducirt Moreau die heevorstechenden Eigenschaften Beeangers. Viele Stücke in der Myosotis sind nur Oden oder Lieder in der Aet unsers Nationaldichters, sowohl hinsichtlich der zu Geund liegenden Ideen und der Natur der Gegenstände, als auch der Form, welche rein, schaef, prägnant ist, von beinahe gleicher zierlicher Vollendung und gleicher Nüchternheit. Nur nähert sich Moreau hin und wieder in dem ungezwungeneren Versbau der neuern poetischen Schule. — Wie Beranger, bekennt sich Moreau zu einem angeeifenden, heeausfordernden Lideealismus, der den Königen und überhaupt aller Aristokratie Trotz bietet; wie jenee liebt er das Volk, zeigt sich als leidenschaftlicher Bewunderer der republicanischen Feeiheit und des kaiserlichen Ruhms; er hat auch seine Anwandlungen von Gottlosigkeit und seine gegen den Himmel sich empörenden und seevelnden Strophen; er desingt endlich Liebe, Wein, Feohsinn, den ganzen nothwendigen Zugehör der von seinem Muster und Meister gerühmten epikuräischen Philosophie.

Bald aber allerdings stimmt der Dichter einen andern Ton an, singt in gerade entgegengesetzter Weise; er fügt zu seinee anakreontischen Lever die Saite des Fluchs und der Verzweiflung; neben den frischesten und fröhlichsten Blätteen finden sich Stücke voll des schwärzesten Menschenhasses.

Der Sänger, der eben noch so fröhliche Weisen angestimmt, verwünscht und verflucht jetzt; er spitzt den Stachel der Ironie, er schleudeet das Anathema. Nicht mehr den geistreichen Refrain Berangers, sondern die heftige Satyre des neunzehnten Jahrhunderts oder die blutige Nemesis glaubt man zu höeen. Es ist leicht einzusehen, daß die Leiden und Bitteekeiten von Paeis hier ihren Einfluß geübt haben; man merkt, daß ein möederischer Nordwind übee die blühenden Gäeten des Dichters geweht und sie zerstöet hat. Auch sein Patriotismus hat in solchen Stunden einen ganz andern Ton; seine Farde ist düstrer, seine Haltung deohender; ee verläßt zusehends die Ebenen der Gironde, um sich auf den Berg zu veerieeen.

Aber daun, manchmal im nämlichen Stück, nach einem Zwischeneaum von einigen Zeilen, wied der Vees wieder milder, das Gefühl mäßigt sich, die Inspiration betritt eine glücklichere Sphäee. Und in Waheheit, uns gefällt so dee Dichter der Myosotis bessee, wenn sein Jambus zue Elegie sich wendet, wenn ee seine Rufe mit Thränen deneßt. Dann erinneet ee uns an die süße Melancholie und die wohllautvolle Anmuth eines André Chenier, von dem er auch manchmal die kunstvolle Einfachheit hat. Das Gedicht: der Winter, bietet uns, nach vielen Verwünschungen und selbst deohenden Prophezeyungen gegen die Glücklichen der Welt, ein rüheendes Beispiel der Rückkehr von der Bitterkeit zu milder Resignation:

So zu unklugem Wunsch und Wort waed ich verführt,
Ich hab' mein heißes Lied mit Thränen noch geschürt.
Ich haßte; bitter macht das Unglück, die Entbehrung;
Doch einem Strahl von Glück gelang meine Bekehrung.
Damit sein Vers, versöhnt, nicht mehe der Menschheit droht,
Was braucht's beim Dichter? Nichts als einen Kuß und Brod.
Ich hab' mein Theilchen Soun', und viele von den andeen
Beüdern Wallfahrern seh' ich tief im Schatten wandeen.
Dieß ieee Volk, o Gott! leit' und beschüg' es du!
Wie mir, wend' ihnen auch Huldoffenbarung zu!
Die Lästerung erstick' duech deinen Mannaregen!
Die Leiden nimm hinweg — du willst ja Liebe pflegen.
Mild laß den Winter seyn, und wenn er flieht von hier,
Dichtee und Vogel singt: Preis sey und Dank sey dir!

(Schluß folgt.)

Dänische Literatur.

Oelenschläger.

(Fortsetzung.)

Der fünfte Act hat noch den besondern Fehler, daß die eigentliche Handlung fehlt, statt dessen aber Nebendinge, Sagen, Anspielungen, Anekdoten benutzt sind, ihn zu füllen. Von der Art ist die Erwähnung des Sieges von Macbeth und Banko über Svend, Knuds Sohn, der Streit zweier Barden über den Gesang, womit Knud begrüßt werden soll, und die Wahl des schlechteren Gesangs, in welchem der König als Herrscher über die Elemente gepriesen wird — ein Lob, das dieser sofort in seiner Lächeelichkeit darstellt, indem er im Freien, wo er sich mit seinem ganzen Gefolge während eines Sturms, Regens und Gewittees befindet, dem Blitz und Donner zu schweigen gebietet, und da der Blitz sofort dicht neben ihm einschlägt, seine Demuth gegen Gott ausspricht, und seine dreifache Krone am Christuskreuze aufhängt mit den Worten:

Hier hängt sie! Meine Brust hat wieder Frieden,
Von nun an herrsche nur die Unschuld!

Darauf folgt denn auch gleich der Lohn, indem seine Feindin Algitha ihm verzeiht, und seine Gemahlin, die ihn früher wegen seiner scheinbaren Unfrömmigkeit verlassen hatte, zu ihm zueückkehrt mit dem Ausruf:

Geliebter Knud, nein, nicht verlass' ich dich!

worauf er das Stück mit der Antwort schließt:

Als ich den Himmel fand, da fandst du mich.

Die Schwäche dieses Ausgangs oder vielmehr des ganzen zweiten Theiles liegt am Tage. Wenn Oelenschläger früherhin mehr als Nachklang von Goethe und Schiller zu betrachten war, und in seinen noedischen Stoffen so wie im Aladdin wohl sogar einige Eigenthümlichkeit zeigte, so sieht man hier die Einwirkung Werners, dessen Periode in Deutschland gottlob längst vorüber ist, und die dramatische Entnervtheit des Dialogs geht bisweilen fast ins Lächerliche über, wie dieß schon in einigen seiner früheeen Stücke, namentlich in Hogdarth und Signe der

Fall war. Der wahre Oelenschläger lebt und webt in der Darstellung der kräftigen nordischen Helden und der zarten Nordlandsfrauen, eines Hakon, Palnatoke, Arel, einer Thora und Walburg, und nebenbei der komischen Charaktere, wie in einigen Scenen des Aladdin. Dieß ist sein Feld, hierauf sollte er sich beschränken. Eine Fortsetzung des Knud, die der Dichter beabsichtigen soll, um den Helden und König in einen Skalden zu verwandeln, würde dem ersten Theile schwerlich aufhelfen, vielleicht aber als unabhängiges Werk besser glücken.

Um dem Dichter nicht wehe zu thun, ist jedoch hinzuzufügen, daß dieses Stück, wie wohl alle Dramen desselben, treffliche Einzelnheiten hat, Nachklänge des vorherbezeichneten nordischen Geistes. Dahin rechne ich den Charakter des Tom, und besonders dessen ersten Auftritt, als er seine Kriegsthat erzählt. Ich gebe die ganze nicht eben lange Scene.

Bischof Alfwyn. Tym, ein Chorknabe mit einer rothen Mütze auf dem Kopfe und eine Fahne in der Hand.

Alfwyn.

Nein, bist du's wirklich, Tym, mein Schwestersohn?
Du Bursch von fünfzehn Jahren, Chorknab' in der Kirche,
Und Fahnenträger (Maerkisman) schon?

Tym.

Ja, lieber Oheim,
Der König hat mich selbst dazu erkoren
Für meinen heldenmüth'gen Streich. Gott weiß,
Woher den Muth ich nahm, ich rettete
Ein Theil des Heeres in der Schlacht.

Alfwyn.

Erzähle!
Es klingt mir ja wahrhaftig wie ein Mährchen.

Tym.

Auch mir. Und hätt' ich es nicht selbst gethan,
So schwür' ich, daß es eitel Lüge wäre.

Alfwyn.

Nun also?

Tym.

Ich und andre Kirchenknaben
Wir waren mit den Priestern mitgegangen,
Latein'sche Psalmen vor der Schlacht zu singen,
Damit die Kämpfer mehr noch Muth bekämen.
Das ist ja alter Brauch.

Alfwyn.

Ein heil'ger Brauch.
Knud sang wohl nicht mit?

Tym.

Nein, nicht eben.
Sein Kopf war wohl von andern Sachen voll.

Alfwyn.

Und Andacht, die das Herz erfüllen soll,
Die achtet er geringe —

Tym.

Nun, wir sangen!
Und dann, dann kämpften sie, die ältern! — Ich
Wär gerne mitgegangen auf der Stelle.
Du weißt, ich erbte von dem sel'gen Vater
Ein bißchen Muth, 's war auch das ganze Erbe.
Doch, Oheim, du erzogst mich für die Kirche.
Indessen die Natur läßt sich nicht ganz
Vertreiben — heißt es in dem alten Sprüchwort. —
Ich stand am Wald und sahe nach den Rittern,
Wie flink sie ihre Speer' und Schwerter brauchten,
Bald klascht' ich in die Hände, bald ergrimmt' ich
Und dachte: wärst du doch ein solcher Kerl!

Alfwyn.

Ein tücht'ger Wunsch!

Tym.

Indeß ich das so dachte,
Entsteht im größten Schlachtgetümmel just
Unordnung, sieh, ein Fahnenträger fliegt
Zum Berg, verfolgt von einem Ritter, der
Ihn einholt grade bei des Waldes Eingang,
Wo ich mit mehrern Kirchendienern stand.
Er haut ihn nieder, daß vom Pferd er stürzt,
Und windet dem Erschlagnen aus der Hand
Das Banner, und so reitet er davon.
Des Todten Pferd stand still, als ob es harrte,
Daß es sein Herr aufs neu besteigen solle;
Jedoch der Arme — konnte nicht mehr reiten.
Da glühte mir durchs Herz ein Wundermuth;
Ich dachte: soll nun Edmund Sieger werden? —
Bei Leibe! — Wird Knuds Kriegsheer fliehn? — Bei Leibe! —
Grad' über den Erschlagnen bog sich hin
Ein Buchenast, sieh, da ergriff ich schnell
Des Todten Schwert, hieb ab den Ast, und schwang
Mit dem zu Roß mich. Ha, das war ein Banner!
Du sagtest oft mir: ein Gebet macht stark!
Das fiel mir ein. Ich sagte Psalme, sang sie,
Indeß ich auf dem Vierbein zu dem Heer kam,
Und rief und schrie dann: flieht nicht, Dänen! Hier
Ist euer Hoffnungsbanner, grün ist's wieder!
Das Buchenbanner! Unsers Dänmarks Buche
Wird über diesen Heldenscherz sich freun. —
Und ohne Weiteres eilt' ich vorwärts, und
Drang auf den Feind ein, und mit mir, was da war,
Sich wieder sammelnd, jagt' ihn bis ins Lager,
Und, eh wir's wußten, hatten wir gesiegt.

Alfwyn.

In dieser That erkenn' ich Gottes Finger.
Er sandte dich, das Kind, den Kirchendiener,
Um ihn den Stolzen, Mächtigen zu retten.
Und was that Knud? Weint er nicht laut vor Freude,
Als er's erfuhr?

Tym.

Nicht doch! Er lachte laut.
Doch war's Verachtung nicht, es war Bewundrung.
Er nahm mich auf den Schooß, er küßte mich.
Und dann, dann übergab er mir dieß Banner,
Und sagte: Bauner sey nunmehr dein Name!

Alfwyn

(ihm seine Hand auf das Haupt legend).

Sey fromm! Gib Gott die Ehre für die That,
So wird er deinen Weg auch fürder segnen.
Du bist nicht mehr ein Kind, bist nun ein Mann,
Nicht bloß ein Mann, du bist ein Fahnenträger,
Und du verdienest mein Vertraun.

Tym.

Du bist betrübt?

Alfwyn.

Ich bin's um König Knud,
Weil er von Gott sein Herz hat abgewandt.
Was hilft ihm sein Verstand und Muth und Macht,
Wenn er es nur mit ird'schem Glanze hält,
Wenn, was er kann und weiß, er nur gebraucht
Zur Sättigung der Ehrbegier? Zur Seite
Des Königs ging ein Engel, unsre theure
Geliebte Fürstin Emma. Lange sah ich
Sie leiden, weil am harten, wilden Herzen
Des Königs all ihr Bitten fruchtlos war.
Als sie nun nichts ausrichtete, da reiste
Nach Dänmark sie zuletzt zu ihrem Sohn.
Seitdem steht an des Königs Seit' ein Teufel,
Den Todesstich zu geben seiner Tugend.
Verräther Eadrik Streon, du wirst endlich
Mit deiner Arglist ihn noch ganz umspinnen.
Ach, Tym, er höret nicht mehr Gottes Wort,
Nur öffentlich geht er zu Gottes Tisch,
Des Volkes wegen, nicht aus Herzens Drang,
Nicht mehr erbaut ihn unser frommer Sang
Im Beichtstuhl; wenn ich ihn hinweis' auf Gott,
Lacht er beinah' mich aus, den Blick voll Spott,
Und spricht zu mir, rnnzl' ich die Stirne dann:
Du lehrst mich nicht handeln, alter Mann!

Tym.

Ach, Mutterbruder, seyd drum nicht bekümmert!
Nicht todt ist seine Frömmigkeit, sie schläft nur,
Und wacht schon wieder auf zur Zeit der Ruhe.
Nein, mach mich nicht betrübt! Ich bin so froh!
Und nimm mir nicht das Zutraun zu dem Herrn,
Der mich so gut, so königlich belohnte.
Sieh hier mein Banner!

(Er hebt den Laubast in die Höhe.)

Ist es doch noch grün,
Und so laß denn auch dir die Hoffnung blühn!

Ich habe diese Scene auch darum gewählt, um noch einmal auf die Charakterdarstellung Knuds zurückzublicken. Der Bischof wirft ihm hier Unfrömmigkeit vor; indeß diese zeigt sich in Knuds Reden nicht; er sagt sogar einmal:

Vom Kloster geht
Aufklärung übers ganze Land aus.

Knud erscheint vielmehr bis zu seiner Sinnesänderung als ein wackrer Mann, dem freilich Aufklärung, Licht, Freiheit, und — die Herrschaft über Alles geht, und er sucht diese Ansicht auch dem König von England beizubringen, der als roher Krieger aber nichts von Kunst und Wissenschaft hält. Knuds Fehler ist ein starker Hang, sein Ziel zu erreichen, weßhalb er denn wohl zweifelhaft wird über die Mittel. Hier sein Selbstgespräch.

Es ist doch schön zu herrschen! Als Gott schuf
Den ersten Menschen, gab er Alles ihm,
Und wo der Mann in rechter Mannheit auftritt
Und ächter Kraft, erwacht die Lust ihm wieder
Zur ersten und ursprünglichen Gewalt.
Des Eichbaums Aeste brauchen großen Raum;
Das Blümchen kann im eignen Bett gedeihn.
Und doch — wie frisch ist ein mächt'ger Geist!
Wie viel kann der ausrichten in der Welt,
Steht hoh genug er, so daß man ihn sieht
Und hört — und ihm gehorcht. Im tiefen Thal
Da zanken sich die Zwerg'! Es ist ein kluges,
Ein fleißges Volk, es hämmert, schmiedet gut;
Jedoch Walhalla's Held muß ihm befehlen,
Denn sie zerschlagen sonst sich mit den Hämmern
Die eignen dummen Stirnen.
Ich will mich nicht im Volksgewimmel spiegeln,
Das Volksgewimmel soll in mir sich spiegeln!
Nicht wandl' ich um in Sklaverei dir Freiheit,
Ich mach' im Gegentheil die Sklaven frei,
Und führe sie ein paar Jahrhunderte
In Klugheit und in Sitten vorwärts. —
Und dennoch, lügn' es nicht, du stolzer Knud,
Gibt's eine größre Wohllust als zu herrschen? —
Ha, glückt es mir, dereinst noch zu vereinen
Mit Dänmarks Buchenhain das schöne Bretland
(Norwegens Schneefeld huldigt mir schon längst),
So will ich Glanz auf Leire's Krone strahlen,
Und jeder Däne soll, mich nennend, stolz erröthen,
Und sprechen: Knud, der Große, war mein Landsmann!

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 74.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

21 Junius 1840.

An die ewige Liebe.

Unvollendetes Fragment von Shelley.

Du bist der Wein, o Liebe, den zu trinken
Verklärung heißt; dich schöpft die reine Seele,
Eh deiner Rebe Blätter herbstlich sinken,

Und tränkt von deinem nie versiegten Oele
Der Menge Durst nach deinem heil'gen Thau.
Du bist der Goldblick in des Meeres Höhle;

Du füllst der Himmel Tiefen aus mit Blau;
Und glänzt die Erde in der Schönheit Spiegel,
So ward der langen Wüsten nackte Au *)

Vom raschen Abglanz deiner schnellen Flügel
Mit einem Kleide strahlend angeschienen;
Und wie der Mai des Schlummers schweres Siegel

Vom Walde haucht, bis morgenschimmernd grünen
Die dürren Zweige von dem Lenzeslaube,
Schwebst du ums Haus der Menschen, bietest ihnen

Was sie dir bieten sollten: ach, der Glaube
Der Schwachen nur kniet vor die mit dem Herzen,
Das durch die Starken brach — und doch im Staube

Wer suchte je ein Kleid, dem du's nicht gabst — — —
— — — — —

Fr. Notter.

*) Daß der Sinn der Worte fast nie mit der einzelnen Terzine abschließt, sondern immer in die nächstfolgende hinüber greift, gehört zur eigenthümlichen Weise, wie Shelley diese Versart behandelte, und macht ihre Uebertragung ins Deutsche zu einem etwas gewagten Unternehmen, da der Leser leicht Undeutlichkeiten des Originals dem Uebersetzer zur Last legen dürfte. D. Uebers.

Hegesippe Moreau.

(Schluß.)

In dem Gedicht: Vereinzelung, verweilt das Gemüth unter all den Klagen und sehnsüchtigen Wünschen, welche darin ausgesprochen sind, mit Wohlgefallen bei den letzten Versen, worin ein Gefühl von Dankbarkeit und Hoffnung athmet, dem der Dichter zu folgen nur zu oft versäumt hat. Die Stelle ist an eine Frau gerichtet:

Es brauchte nur ein Wort; dieß Wort sprachst du.
Und sieh nur, wie der Zauber plötzlich wirkt!
Muth! — ich bin stark; Hoffnung! — schon hofft mein Herz.
Geduld! dereinst bezahl' ich meine Schuld;
Ich weiß nicht, was mein Loos wird seyn als Dichter.
Werd' ich, den Kelch dem Schenken Amor reichend,
Befeuchten mit dem fall'nden Schaum mein Lied?
Als Falter, flatternd um des Schwertes Glanz,
Werd' ich im Blut die Epopee erbeuten?
Pflück' ich im Dorf die Blume der Idylle?
Entblättre ich den Zweig der Trauerweide?
Ich zweifle noch; doch diese Ruhmesecente
Machtest du sprießen; treu ist mein Gedächtniß:
Zu Füßen dir die duft'ge Beute legend,
Sprech' ich dann: nimm! dieß Alles — es ist dein!

Nicht minder freut man sich, bei Hegesippe Moreau eine edle Entrüstung zu finden gegen die schmählichen Huldigungen, welche vor einigen Jahren die ehrlose Muse Lacenaire's umringten. Er spricht in edler Weise die Dichter frei von aller Verwandtschaft mit diesem schöngeistigen Mörder, dessen Gedichte nur eine verächtliche Nichtswürdigkeit mehr waren, und zeigt sehr gut, daß die wahre Poesie unzertrennlich ist von der Rechtlichkeit:

Der Dichter, der das Gute liebt und Schöne,
Schaut über'm Grab eine zwiefache Zukunft;
Im Alter noch an Kindeseinfalt reich.

Hat er zu thun nichts mit der Guillotine;
Nur Einen Henker sieht sich drohn der Dichter:
Das Unglück; oder wenn ein unrecht Urtheil
Ihn trifft, stirbt er als Märtyrer, im Himmel
Ist Freude über ihn, und Niemand spricht
Auf Erden: was gerecht war, ist geschehn!
Ein König ist der Dichter, des Ersatzes
Weil hat gemäht Eheniers bekränztes Haupt.
Zur Zeit, wo man die Kön'ge hat getödtet.

In dem Gedicht, das den Titel hat: Eine fromme Viertelstunde, schildert Moreau, wie das Verlangen zu beten, die Trauer, daß er nicht glauben kann, sich eines Abends, während der Feierlichkeit in einer Kirche seines gesammelten Gemüths bemächtigten. Aber nach wenigen Augenblicken sank er, wie er sagt, in die unglaubige, spottende Welt zurück. Diesen raschen Uebergängen begegnet man überall in seinem Buche.

Wir glauben, die Folge von allem, was man bis auf diesen Tag über Hegesippe Moreau gesagt hat, ist: daß man allgemein eine ziemlich falsche Vorstellung von ihm hat. Solche, die Myosotis nicht gelesen, sind gewiß versucht zu glauben, Moreau sey seinem ganzen Wesen und Temperament nach ein düstrer Träumer, eine scheue Natur, ein ausschließlich elegischer oder satyrischer Dichter gewesen. Nun wir können verbürgen, daß von diesem gerade das Gegentheil wahr ist. Moreau war vor Allem ein liebenswürdiger, lebhafter, aufgeweckter Geist, der die hübschesten und reizendsten Sachen gemacht haben würde, hätte er in heiterern Verhältnissen gelebt; wäre er z. B. in seiner Vaterstadt, bei einem ehrlichen Gewerbe geblieben. Die Galle, die ihm das Herz zerfressen, hat erst später, nach dem Fieber des getäuschten Ehrgeizes, ihn angesteckt. Nicht ohne Vergnügen findet man vorn in Myosotis mehrere Erzählungen in Prosa, sehr gefällig und naiv geschrieben, namentlich eine Therese Sureau, wo ein feiner und geschmackvoller Spott gegen anspruchsvolle Frauen und überhaupt gegen den literarischen Ehrgeiz durchdringt. Man kommt gar nicht auf den Gedanken, daß der Verfasser selbst dereinst das Opfer des von ihm verspotteten Ehrgeizes werden werde, und die meisten dieser kleinen Erzählungen, die letzte namentlich, lassen den Dichter der Elegie an Loyson gar nicht erkennen.

Die ausgezeichnetsten Eigenschaften von Moreau's poetischem Talent scheinen mir in der That die Anmuth und die Frische. Und gerade dieß hat man bisher nicht, wenigstens nicht im gehörigen Licht, gezeigt. Man darf nur in Myosotis blättern, so wird man sich bald überzeugen, daß auf ein Gedicht voll Bitterkeit und Zorn wohl zehn Gedichte voll fröhlicher Begeisterung und im munterſten Styl kommen. Voulzie ist eine Elegie, aber im anmuthigſten und frischesten Ton gehalten. In den Nöthen und der Qual des Pariser Lebens erinnerte sich Moreau gern seiner Heimath, des Asyls, wohin unser Herz im Unglück flüchtet; er sehnte sich wieder nach den Tagen seiner Kindheit, und den Gegenständen, welche zuerst sein Auge entzückt hatten. Der Titel dieses kleinen Gedichts erinnert gerade an einen der Orte, an die er mit besondrer Liebe zurückdachte und die seine Phantasie mit Eifer verschönte:

Gibt's einen Namen, süß, ganz für die Poesie
Gemacht — o sagt ist's nicht der Name von Voulzie?
Voulzie, ist das ein Strom mit großen Inseln? Nein!
Es ist ein Murmelbach, sanft wie sein Name, klein,
Er macht nicht viel Gebraus; fast unsichtbar im Kiese
Tränkt mit Einem Schluck ihn aus ein durst'ger Riese;
Oberon, der grüne Zwerg, spielend daran, zum Spaß
Hüpfend darüber, kaum macht' er die Schellen naß...

Etwas weiter unten gewinnt die Bitterkeit im Herzen des Dichters die Oberhand, je mehr die Empfindung der Gegenwart in ihm wieder erwacht und mit ihrem Schatten die weißen Bilder der Vergangenheit durchkreuzt:

Der Freunde hatt' ich viel, als ich dort kam zur Welt,
Den Rosen von Provins als Kornblümlein gesellt;
Den Todesschlaf, nach dem auch meine Wünsche streben
Voll Neides, schlummern jetzt fast alle; und im Leben
Ach! ist der Weg, deß Dorn frech meine Lumpen faßt,
Der Alten Straßen gleich, mit Gräbern eingefaßt.
Bei Tauben bin ich mit der Leyer herumgezogen;
Sang ohne Echo lang; vom Wahnsinn dann betrogen
Zerbrach ich sie; dem Wind gab ich die Trümmer preis
Des heil'gen Elfenbeins, und weinte bitter, heiß!...

Ganz aber will ich ein Gedicht, in dieser anmuthigen Weise, eines der lieblichsten die man lesen kann, von Anfang bis zum Ende tadellos, herſetzen, da man es bis jetzt noch nicht gehörig gelobt hat. Ich meine das Gedicht: die Pächterin.

Der Pächt'rin Preis! sie ist so sanft,
So zärtlich von Gemüthe!
Gleich dem Waldvögelein, fern dem Lärm,
Vergnügt bei Weißdorns Blüthe;
O mutterlose Waist, o Greis,
Die betteind Brod gewinnen:
O fändet ihr auf eurem Weg
Pachthof und Pächt'rin drinnen!

Am Herdesfeuer auf der Bank
Darf sich der Arme laben;
Der große Schrank von Nußbaumholz
Kargt nicht mit seinen Gaben;
Dort eines Tages saß auch ich
Verstandt, Kraft zu gewinnen
Durch kurze Rast; dann bald: Lebwohl
Pachthof und Pächt'rin drinnen!

Es schwand mein einz'ger schöner Tag,
Schwand mit dem Frührothsschimmer;
Doch jener Stund' Erinnerung
Ist Wonne mir noch immer.
Das Auge zu, seh ich den Ort
Noch mit geschloss'nen Sinnen,
Den blühenden Hag, den kleinen Wald,
Pachthof und Pächt'rin drinnen.

Wenn Gott, wie unser Pfarrer müd
Nicht ward uns einzutränken,

Wohlthat, auch an Unwürd'ge, lohnt:
Mög' meiner Schuld er denken!
O laß er Blumen viel das Thal,
Die Hütte Glück gewinnen!
Vor Sturm und Thränen hüte er
Pachthof und Pächt'rin drinnen!

Um ihre Spindel, Winters, soll
Ein Schwarm von Kindern wühlen,
Wie Engel um den Rocken her
Der heil'gen Jungfrau spielen;
Sie führen sanft ein Brüderlein
Daher, in weißen Linnen,
Und ihr Gejauchz' erfüll' mit Lust
Pachthof und Pächt'rin drinnen!

Botschaft.

Mein Liedchen, flieg' dahin, des Danks
Zwar schwach, mich zu entled'gen;
Aber im Mai die Nachtigall
Soll sie dafür entschäd'gen.
Der Leichenvogel soll, erschreckt
Vom Sang der süßen Minnen,
Oh! lange, lange schweigen für
Pachthof und Pächt'rin drinnen!

Man fragt sich, wie ein so glücklich begabter Mann, dessen Geist sich sonst so natürlich entfaltet, sich von der Verzweiflung überwältigen lassen konnte, wie er einem Tod sich entgegenwarf, der beinahe einem Selbstmord gleicht? Woran fehlte es denn Moreau, um das Leben segnen und Gott dankbar seyn zu können? Hatte er das Recht, sich zu beklagen? Ein Liebling der poetischen Begeisterung, konnte er alle ihre innerlichen Freuden kosten. Nicht ohne Unterstützung von außen, hatte er die freie Wahl zwischen verschiednen Stellungen, welche ihn hinsichtlich der materiellen Bedürfnisse gesichert hätten; er hatte einen Beruf, der ihm mehr als die Nothdurft verschaffte. Er zählte in der ungeheuern Stadt, wo so viele Verlassene sind, einige Freunde, worunter einer besonders ihm jederzeit ein Asyl bot, ja er besaß, eine noch köstlichere Seltenheit, die heilige Freundschaft einer Frau. Als Dichter sah er seine geliebten Poesien schön gedruckt erscheinen, und gleich bei seinem Auftreten verkündeten wohlwollende Federn seine poetische Sendung und priesen sein Genie. Können sich viele so viel versprechen? Gibt es nicht in Paris und überall viele junge Leute, auch von Talent, die verkannter, isolirter sind, als er je war, und denen in ihrem Leben nicht die Tröstungen und Ermuthigungen zu Theil werden, welche ihn auf seinem Lebensweg hätten stärken sollen?

Welchen Schluß muß man am Ende ziehen aus dem unglücklichen Ende von Dichtern, wie es so oft die Welt überrascht und betrübt? Soll man sagen, die Poesie, dieß göttliche Geschenk, müsse als eine Unglücksgabe, als eine Art von vergiftetem Trank betrachtet werden, tödtlich denen, die davon kosten? Sollte die Inspiration uns nur ein Marterwerkzeug seyn, wie der Geier des Prometheus an uns gekettet? Oder sind es nicht vielmehr die Dichter selbst, die Opfer der Poesie, welche in ihrer eignen Verirrung ihres Unglücks Quelle zu suchen haben, ohne Zweifel darum, weil sie es daran fehlen lassen, ihre geistige Begabung durch die Entwicklung des sittlichen Charakters zu kräftigen? Hegesippe Moreau, mit Leidwesen sagen wir es, scheint auch, unter Andern, mit eignen Händen sich sein frühes Grab gegraben zu haben, indem er so für immer unter dem kalten Steine die schönen Gedichte verschloß, die sich nur frei zu ergießen sehnten. Moreau war, wenn man sich recht ausdrücken will, kein eigentlicher Volksdichter, friedlich und stark, singend zugleich und leidend. Bei einem Talent, das dem von einigen proletarischen Dichtern, welche sich in neuern Zeiten hervorgethan, weit überlegen ist, besitzt der Verfasser der Myosotis weder ihre Einfachheit noch ihre sittliche Gediegenheit. Es ist eine Frucht, welche die Pariser Civilisation mit ihrem nagenden Wurm angefressen.

Das unterscheidende Unglück, die geheime Wunde der gegenwärtigen Generation besteht in der Menge von unvollendeten, unfertigen und stolzen Talenten, welche sich von vorn herein hochmüthig ankündigen und sich mit Gewalt geltend machen wollen, ehe sie ihre volle Reife erreicht haben. Man verläßt sich auf schöne Keime, man bewundert an sich die ersten üppigen Schößlinge, und, wenn die Blume eines angenehmen Talents kaum entfaltet ist, athmet man sogleich den schmeichelnden Wohlgeruch ein, weidet sich an dem schönen Glanz der Farben. Aber die Blume ist nicht die Frucht; man hat sich berauscht, ohne sich zu nähern; man hat vom Talent allein, ohne eine hinreichende Bildung, verlangt, was es nur mit Hülfe der Zeit und der Arbeit gewähren kann.

Um mit Hegesippe Moreau zu schließen, der ein wahres Talent besaß, — was ihn wie viele Andre in diesem sturmbewegten Jahrhundert zu Grunde gerichtet hat, ist die Unmäßigkeit der Seele, die Ungeduld und Hast gegenüber dem Schicksal, das rastlose Ueberströmen der gährenden Phantasie über die Gränzen der strengen Vernunft, die Aufopferung der religiösen und moralischen Pflicht an die Forderungen der Leidenschaften. Was ihm fehlte, ist: die Beharrlichkeit bei der Arbeit, das Vertrauen zu seiner eignen Kraft, d. h. zur Kraft der Poesie; denn hätte er aufrichtig an die Poesie geglaubt, so hätte er sich entschlossen, für sie zu leben, für den Dienst ihres Cultus und ihrer Altäre. Was Moreau fehlte, ist endlich: das heitere Erwarten der Zukunft, welche diejenigen selten täuscht, deren Glauben selbst im Unglück nicht nachläßt.

Dänische Literatur.

Oelenschläger.

(Schluß.)

Dieß Selbstgespräch gibt den Schlüssel zu Knuds Charakter und zu der Absicht des Dichters, in ihm den aufgeklärten herrschsüchtigen Mann zu zeigen. Aber wie läßt sich das mit dem nachherigen Eremiten und Bedruder vereinigen? Oder sollte gezeigt werden, daß auch ein solcher Charakter das Aeußere der Religion nicht ungestraft verletzt darf? Das ist wenigstens nicht

befriedigend gezeigt. Es läßt sich keine feste Ansicht gewinnen. Die Gespräche über Volksbeglückung zwischen Knud und Edmund haben einige Aehnlichkeit mit der ersten Scene zwischen Philipp und Posa in Schillers Don Carlos; aber dergleichen ist zu didaktisch. Das Drama, besonders das Theaterstück muß von den allgemeinsten menschlichen Triebfedern der Gefühle und Leidenschaften in Bewegung gesetzt werden, es wird sonst immer an Handlung verlieren. Die Lehre des Drama's liegt im Ganzen, es darf daher nicht einmal zu spruchreich seyn; auch das Lyrische darf nicht zu stark hervortreten. Die Handlung muß ferner einfach, oder bei aller Mannichfaltigkeit doch eine einige seyn, in welchem Punkte Shakspeare in manchem seiner Stücke eine große Kunst zeigt. Leichter machten es sich die Griechen und Römer durch Beschränkung des Inhalts und Kürze ihrer dramatischen Dichtungen. Hierin folgten ihnen die früheren französischen Dramatiker, und die deutschen vor Lessing, z. B. Elias Schlegel — von dessen Kanut ich nun noch zu reden habe.

Das Stück sollte eigentlich Ulfo heißen, da dieser der Hauptcharakter ist, an welchem der Neid eines kraftbegabten Mannes gegen den kräftigeren, der unedlen Ruhmsucht gegen die edlere Ehrbegier dargestellt wird — ein Neid, der sich auf die Siege gründet, die er nicht sowohl durch Tapferkeit als durch List über Kanut davon getragen hat, und welche besonders darin bestehen, daß er, wie gesagt, die Schwester desselben sich als Gemahlin zugeeignet, und seinen Oberherrn oder dessen Heer ins Verderben gelockt hat. Dieß letztere hat ihm besonders geschmeichelt, und er geht nun darauf aus, sich wo möglich über Kanut zu erheben und ihn zu diesem Ende zu stürzen. Sein Haß hat weiter gar keinen Grund als den Neid, und dieser bekommt durch Nichtverhehlung und Selbstgefühl etwas Blendendes. Er erklärt gleich im Anfang des Stücks, daß er das Leben gering achte und es seinem Zwecke gern zum Opfer bringe; er ist deßhalb auch gar nicht geneigt, Abbitte zu thun; er kommt nach Kanuts Hauptstadt, nur um die Verzeihung anzunehmen, die ihm seine Gemahlin, Estrith, Kanuts Schwester, bei ihrem Bruder auszuwirken hofft, sodann aber die Dänen aufzuwiegeln, und zuvor einzelne bedeutende Männer für sich zu gewinnen. Da ihm dieß nicht gelingt, Kanut ihn entlarvt, aber aufs neue begnadigt, und, um seinem Ehrgeize Befriedigung zu gewähren, ihn nach Deutschland schicken will, um dem ihn um Hülfe ansprechenden Slavenfürsten Godschalk zu seinem Reiche zu verhelfen, sucht er diesen zur verrätherischen Gefangennehmung Kanuts zu überreden. Da ihm auch dieß mißlingt, kann der gelinde Kanut nach der Entdeckung seiner nicht länger schonen, aber Ulfo erinnert ihn sonder Reue und mit Hohn noch in der letzten Unterredung an die ihm in Schweden beigebrachte Niederlage. Ein solcher Charakter gränzt freilich beinahe an Wahnsinn, indeß der Dichter hat das durch die Sage Dargebotene trefflich benutzt, um selbst für ein solches Uebermaaß von Leidenschaften Theilnahme zu erwecken, und zwar durch die Liebe oder Treue, mit der seine Gemahlin an ihm hängt, und durch welche sie in ähnliche Verlegenheiten gebracht wird, wie die Camilla, die Schwester des Horatiers und Braut des Curiatiers in der bekannten Tragödie von Corneille. Diese Liebe Estrithens läßt auf einen edlen Kern in Ulfo schließen, durch welchen er ihr jene Neigung eingeflößt hat, wenn es gleich wahr ist, daß dieses Festhalten an dem vor Ehrsucht rasenden Gatten mehr aus ehelicher Treue entspringt und als Tugend bei ihr erscheint. So ist Estrithe ein treffliches Gegenbild von Seelenadel gegen ihren Mann, der zuletzt selbst durch sie erweicht wird; wenigstens sagt er, als sie von ihm zuvor getödtet zu seyn wünscht, um seinen Tod nicht zu erleben:

Geliebteste, steh auf, und schäme dich zu weinen.

Sein Charakter bleibt sich aber gleich; denn als sie bei seiner Wegführung zum Tode wie in Verzweiflung ausruft: Wohin? antwortet er: „Zum Ruhm." Zum Kanut aber sagt er kurz zuvor, als dieser ihm seinen Tod ankündigt:

Nun bin ich erst vergnügt, nun sagt die späte Zeit:
Kanut hielt Ulfo's Tod für seine Sicherheit.
Des Fürsten Richterschwert, der Uebelthaten Rächer,
Macht Helden groß und schimpft nur niedrige Verbrecher.

Und als ihn Estrith zurückhalten will, um ihn zur Abbitte zu bewegen, sind seine letzten Worte:

Was ich gesagt, das widerruf ich nie.

Warum ist nun dieß höchst dramatische, originelle und in seiner Art vollkommene Trauerspiel vergessen? A. W. Schlegel sagt in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst, als er von Elias Schlegel und dessen dramatischen Zeitgenossen spricht: „Ich weiß nicht, ob uns ihre Arbeiten, in vortreffliche französische Verse übertragen, eben so frostig vorkommen würden wie im Deutschen. Es ist uns unleidlich, ellenlange Verse zu lesen, in denen sich die Schreibart fast gar nicht über eine wässerige Prosa erhebt; der wahrhaft dichterische Ausdruck ist seitdem erst im Deutschen erschaffen worden." — Schlegels letzte Worte sind allerdings wahr, und besonders auf Schiller und Goethe zu beziehen, wiewohl der erstere durch Redeglanz bisweilen den ächten dramatischen Ausdruck beeinträchtigt hat, an welchem es dem Verfasser des Kanut, wenigstens in diesem Stücke, gewiß nicht fehlt. Der Alexandriner, besonders der deutsche, ist freilich nicht der beste Vers und veranlaßt durch seine Länge einen breiten Ausdruck, noch öfter durch sein Zerfallen in zwei Halbverse etwas Epigrammatisches, Spruchhaftes. So käme es denn darauf an, den Kanut in ein andres dramatisches Sylbenmaaß zu übertragen und ihm allenfalls noch einigen Schmuck der Rede zu verleihen, wobei dann nur noch zu besorgen seyn dürfte, ob das Publicum diese Raserei der Ehrsucht ertragen könnte, einen Muth, der des Märtyrerthums für die edelste Sache würdig wäre und hier einem falschen Zwecke, dem Scheinbilde eines Glückes dargebracht wird. Und doch, sollte es nicht dergleichen Verblendete geben können oder gegeben haben? Erzählt nicht die Sage von einem Herostratus, und sind nicht viele Eroberer dergleichen Verblendete? — Nur würde in der Hauptsache an Schlegels Werke nichts zu ändern seyn, wenn man nicht das Ganze zerstören wollte, noch auch in den einfachen Plan kaum etwas hinein oder hinzugedichtet werden können, das der raschen Handlung nicht hinderlich wäre. — Auf jeden Fall ist Kanut das beste, wenigstens das am meisten dramatische Stück des deutschen Dichters, während Knud den besseren Tragödien des deutschen nicht zugesellt werden kann.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 75.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

24 Junius 1840.

Der Traum.

Nach dem Portugiesischen des blinden Dichters Dr. Antonio Feliciano de Castilho. *)

O wie frisch, wie fröhlich schimmert
Himmelan die Morgenröthe!
Kühlungsluft, wie schöpfrisch,
Die mir durch die Zweig' erweh'te!

Auf des Stromes Murmelwellen,
Eilig mir vorüberfliehend,
Fällt der Lichtstrahl, und sie blitzen
Gleich Krystallen, funkensprühend.

Nimm mich auf in deine Schatten,
Hoher Pappelweidenbaum!
Unter weitgewölbte Aeste
Bieg mich hold, du grüne Raum!

Von der Welt fern abgeschieden,
Welcher Friede! welch Vergnügen!
Jetzo bin ich mein, ein Freier!
Könnt' ich jetzo zu ihr fliegen!

Oeffnen jetzt die Thür des Hauses,
Wo die Wunderholde wohnet,
Wo, der Ungeweihten Blicke
Fern, der höchste Himmel thronet!

Durch des Hauses dunkle Gänge
Trät' ich in das Schlafgemach,
Nahte mich dem Bett der Holden,
Die ich träumend denk' und wach'.

Nahebei fänd' ich die Kleider,
So von Form als Farben schön,
Und den Blumenkranz, womit ich
Gestern sie geschmückt gesehn.

Auf dem Tische bei der Feder
Läg' ein holdes Briefchen wohl,
Halbvollendet, zartgeschrieben,
Liebliche Gedanken voll.

Muth'ger jetzt, nicht liebentbrannter,
Denn wie könnt' ich mehr erglühen?
Wagt' ich duftende Gardinen
Ihres Betts zurückzuziehen.

Ha! der Schönheit in des Schlummers
Armen mag sie ähnlich seyn,
Oder lächelnd, unbekümmert,
Wie die Unschuld, schlief sie ein.

Bleichendes Gewand umhüllet
Dieses Engelsbild aus Neid,
Daß nicht ihrer zarten Glieder
Weiß es überschimmre weit.

Ihre Haupt und Hals und etwas
Von dem Busen biegt es nicht.
In die eine ihrer Hände
Senkte sanft sich ihr Gesicht.

Und die andre ruhet lieblich,
Zwischen zwei schneeweißen Hügeln.
Halt, verwegener Gedanke!
Wohin wird dein Wunsch dich flügeln?

Eilen soll ich, sie umfassen,
Gleich als könne nichts mich hemmen?
Soll mit einer Fluth von Küssen
Brust und Arme überschwemmen?

(Portugiesische Censurlücke.)

— Wehe mir! welch arger Wüthrich
Reißt mich aus dem schönsten Traum?
Holdes Bild, bist du entflohen?
Und ich Armer sah dich kaum.

*) Aus Amor e Melancolia, ou a novissima Heloisa: por A. F. de Castilho, Bacharel formado em Direito pela Universidade de Coimbra, e Socio da Academia Real das Sciencias de Lisboa. Coimbra, 1828

Eins der hängenden Geweige
Streifte mir die Wang', und wach
Seh' ich in den Wald verwandelt
Isabella's Schlafgemach.

Weiche, Westwind, unverschämter!
In der Höhle finst'rem Schrein,
Zwischen beanstandten Dekanen
Müsse deine Wohnung seyn!

Nimmer biete Zweig' und Blüthen
Dir die Binnengöttin an!
Schmecke nie des Feühlings Wonne!
Künde nie Aurorens Nah'n!

Nimmer auch, wann in dem Garten
Isabella sich ergeht,
Seyn von deinem Hauch, du Falscher,
Kleid und Locken ihr durchweht!

J. H. V.

Gedichte von Don Manuel Breton de los Herreros.

Von den Lebensumständen des Dichters wissen wir weiter nichts, als daß er in der Stadt Quel, Provinz Soria, zu Anfang unsers Jahrhunderts geboren wurde, daß er in dem Heere welches den Dienst im Innern des Landes hat, Soldat war, und daß er unter den lebenden komischen Dichtern Spaniens einer der bekanntesten ist.

Er ist der Verfasser folgender Lustspiele: „Nach Madrid kehre ich zurück;" „Marcela oder welchem von den dreien?" „Vermittlung der Zwietracht;" „Ein Bräutigam für das Mädchen;" „Alles ist Farce auf dieser Welt;" lauter Stücke, welche in Madrid gerne gesehen, und in den Jahren 1829 bis 1835 gedruckt wurden. Ferner dichtete er die Tragödie: „Merope," welche am 27 April 1835 im Teatro del Principe in Madrid gegeben wurde; dabei übersetzte er viele Lustspiele aus dem Französischen, und gab endlich einen Band „Poesien" heraus (Madrid 1831), so wie die Satyren: „gegen die Philharmonisten-Wuth," oder vielmehr gegen die Verächter des spanischen Theaters (Madrid 1828) „Gegen die Männer zur Vertheidigung der Weiber" (Madrid 1829), „Das Carneval" Madrid 1833), „Die Heuchelei" (Madrid 1834), „Erinnerungen an einen Maskenball, Erzählung in Versen" (Madrid 1834).

Bei der Betrachtung der Leistungen Bretons springt in die Augen, daß er sich nach den classischen Dichtern des sechzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gebildet, und daß er als lyrischer Dichter insbesondere Melendez und Iglesias zum Muster genommen hat, so daß er, wie wir hören, an der Spitze der antiromantischen Schule in Spanien steht. Eben deßhalb haben aber seine Poesien wenig Originalität und Gedankentiefe, und seine ernsthaften Gedichte, Schäferlieder und Anakreontika sind bloße Nachahmungen, die den längst betretenen Weg gehen, obwohl alle durch ungemeine Leichtigkeit glänzen, und von Grazie und Harmonie des Versbaues überfließen. Das Witzige und Satyrische gelingt ihm weit besser, er besitzt die volle Leichtigkeit, und das Boshafte, was dieser Gattung angemessen ist; an jovialem Uebermuth wetteifern seine Satyren mit den besten des Iglesias und Balthasar von Alcazar, deren Witz und Geschmack ihnen vollkommen eigen ist; sie sind voll Scharfsinn, Jovialität, Lebendigkeit und Anmuth, obwohl er uns mehr anzieht und erfreut, wenn er wie Horaz die Mängel seiner Zeitgenossen launisch rügt, als wenn er wie Juvenal die beißende Geißel der Satyre schwingt.

Dieß sind die Notizen, welche Dr. Ferdinand Wolf in der schon früher in diesen Blättern (vergl. 1838, 429. 1839, 165 u. ff.) erwähnten trefflichen Floresta de rimas modernas castellanas der Auswahl der Gedichte Bretons beigibt. Wir theilen nun einige derselben in möglichst anschließender Uebertragung mit.

Erzählung in Versen.

An Dorila.

Erinnerungen an einen Maskenball.

Wie verliebt ist meine Seele,
Doch wie fuchtsam, doch wie blöde!
Was mir fehle, was mich quäle,
Möcht' ich beichten, aber schnöde
Stockt im Munde mir die Rede.

Doch ans Licht des Tages trete
Jene Pein und jene Schmerzen,
Die du schufest meinem Herzen!
Mit dem Klirren seiner Kette
Senkt der Sklave in die Wette.

Aber wer gibt Sicherheit,
Wenn ich spreche: „holdes Herz,
Ich vergeh vor Liebesleid?"
Daß du nicht durch spröden Scherz
Mich zu Grab bringst vor der Zeit?

Ob ich Zeit und Raum gewinne,
Daß ich, Dorila, vermessen
Jenen Liebeskampf beginne,
Rühre ich die unterdessen
Etwas anders vor die Sinne.

War einmal ein Ball gegeben,
Wo auch ich mich eingefunden,
Denn das sag ich unumwunden,
Nach der Kutte ging mein Streben
Nie in meinem ganzen Leben.

Welche Trachten, nicht zu sagen!
Halb Europa halb die Welt,
Gegeis und Abencerragen
Hätten sich in diesen Tagen
Auf den Feldensfuß gestellt.

Cimbern, Gothen kehren wieder;
Cleopatra und Rebekka
Gehn nach Zekka, gehn nach Mekka,
Regen luftig ihr Gefieder,
Drehen munter ihre Glieder.

Rasch beginnt der Klänge Reich
Und nach der Mazurka Tone
Tanzt ein Bauer göttergleich
Mit der Türkin, drauf sogleich
Die Chinesin, der Wallone.

Andre essen was sie können,
Wollen Crösus Schatz verschwenden.
Unter Damen und Cleuten
Ueberall hört' ich dich nennen,
So galant ließ man sich finden.

Der Gesittete, der Grobe,
Kind und Alte, Zwerg und Riese
Schienen mir, o holde Süße,
Seraphim zu deinem Lobe,
Engel aus dem Paradiese.

Aber was kommt dort heran?
Doppeltköpfige erscheinen,
Andre, die's noch besser meinen,
Schnallen einen weiter an,
Sind dreiköpfig angethan.

Wenig machten sich zu schaffen
Auf dem Balle junge Laffen;
Mit den feinsten Spitzeammen
Waffen Herrn um sich und Damen,
Witze waren ihre Waffen.

Schönste! nicht kann ich beschreiben,
Meine Kunst wird da zu enge,
Solch anmüthiges Gedränge,
Solches Toben, solches Treiben
Der beengten Menschenmenge.

Dieß sieht 'ne gelehrte Mücke,
Und mit wicht'gem Doctorblicke
Spricht sie so gelehrt als schlau:
Hier geht der Verstand in Stücke,
Wo nicht gar der Wellenbau.

Leute fand ich ohne Zahl,
Häßlich wie der helle Teufel,
Deßhalb plagte mich der Zweifel,
Ob es sey ein Spukkrawall,
Ob am Hof ein fit'ger Ball.

Wer lacht zu der Zeit der Qual?
Wer gepeiniget von Schmerzen?
Wem mit einer Schlang' am Herzen
Leuchtet noch der Freude Stahl?
Solche gab es auf dem Ball.

Welches Toben! welches Dröhnen!
Welch Gewälsche, welche Laute!
Niemand, der sich nicht erbaute,
Außer ein'gen alten Hähnen,
Die stets keifen, die stets gähnen.

Manche Dame zu der Stund'
Gab ihr Antlitz frei und kund,
Manche war nicht zu bewegen
Ihre Larve abzulegen,
Beides hatte seinen Grund.

Alles konnte man hier sehn:
Wittwe, Jungfrau, Nichte, Tante,
Taube, Katze, häßlich, schön,
Was sich irgend Dame nannte,
Hin und her im Saale rannte.

Dürfte ich dir doch erzählen
Von der Maske göttergleich,
Königin im Zauberreich —
Klatschgeschichten? — Da wird's fehlen,
Junge, still! du sollst's verhehlen!

„Da macht es der Herr zu bunt,
Statt sich Amors zu entladen,
Beingt er Tanz und Maskeraden!"
Spricht nun wohl dein holder Mund,
Und fürwahr nicht ohne Grund.

Ach! wie fürchte ich ein Nein!
Deßhalb such' ich die Verstecke;
Doch kann Amor weise seyn?
Eben weil ich schlau mich decke
Kehrt das Unglück bei mir ein.

Doch ich kehre nun zum Balle!
Als des Festes Königin
Sah ich eine Schäfeln,
Die an Reiz besiegte Alle,
Selbst der Venus stolzen Sinn.

Offen war ihr Arm von Schnee,
Und ein leichter Güetel schnürte
Ihren Leib voll Grazie;
Venusgleiche Haltung zierte
Sie vom Wirbel bis zur Zeh.

Und ein Kamm von Silber drückte
Ihr gelocktes gold'nes Haar,
Die Perlote, die sie schmückte,
Welche Gold von Ophir war,
Bot ein Meer von Glanze dar.

Nicht daß dieß ich preisen werde,
Denn ihr wundervolles Haar
War das reinste Gold der Erde,
Und ihr Schwanenhälschen war
Silber von weit höherm Werthe.

Von geblümeltem Pereal
War ihr reinlich Schäferröckchen,
Und das wunderhübsche Döckchen
Ward verschönert tausendmal
Durch die Schürz', hell wie Krystall.

Neidisch hüllte zwar Gendal
Ihres Busen holde Wellen,
Doch sah ich das Herz ihr schwellen,
Und der Hülle tausendmal
Fluchte meine Liebesqual.

Zwar ließ sehen der Pereal
Fuß und mehr noch zum Entzücken
Meinen schlauen Argusblicken,
Doch verwünschte meine Qual
Seine Fülle tausendmal.

Ihre Lippen gleich Corallen,
Ihre Augen gleich dem Blitze,
Ein verzehrend Feuer Allen,
Auf die seine Flammen fallen,
Strahlen durch der Maske Ritze.

Ihres Hauches süßer Duft
Füllte rings umher die Luft,
Meine Seele mit Entzücken;
Die Gestalt, die sie ließ blicken,
Freute Todte in der Gruft.

Nein, der Maske gleichen Rosen
Nicht an Reize, wenn sie blühn
Der Valencianerin,
Nicht des Morgens, wenn die losen
Wonnig mit Aurora kosen.

Jede würde sie beschämen
In dem Lande Murcia.
An dem Strand der Gandia,
Jede wird' zu Tod sich grämen,
Die mein holdes Mädchen sah.

Artigkeiten sagt' ich ihr,
Und nicht übel nahm sie's mir,
Sondern dankbar ohne Gleichen
Sprach sie gar zum guten Zeichen
Manches liebe Wort mit mir.

Ihre schöne weiche Hand
Durft' ich fassen voll Entzücken,
Und von Liebesgluth durchbrannt,
Halb von Sinnen und Verstand
Manchen glüh'nden Kuß drauf drücken.

Und als sie sich demaskirte
War ihr Antlitz ein Magnet,
Wonach stets mein Auge sieht,
Eine Taube, die mich kirrte,
Und mir Liebeslieder schwirrte.

Dieses holde Paradies
Das die Welt willkommen hieß,
Dieser Zielpunkt meiner Liebe,
Diese Flamme meiner Triebe
Das bist du, o Dorilis.

Die Erzählung ist zu Ende,
Doch bei Leibe zürne nicht
Dein geliebtes Angesicht,
Nicht in trüb Gewölke wende
Der Aurora reines Licht.

Die Valencianerin
Mag durch höfisch strengen Sinn,
Mag durch Sprödigkeit mich quälen,
Dorilis werd' ich's erzählen,
Dorilis gibt sich mir hin.

Deine Hand gib noch einmal,
Daß aus ihrer reinen Helle
Götternektar mir entquellt.
Schamhaft magst du tausendmal
Hüllen deiner Augen Strahl.

Will die Hoffnung mir ertödten
Dorila's feindsel'ger Sinn,
Gibt die Maske mir sich hin,
Sey nur Dorilis für jeden,
Für mich Valencianerin.

Ahme nicht zu meiner Schmach
Der fatalen Sitte nach,
Zu verwandeln in Verbrechen
Und in Asche mein Bewerben
Nach der Fastnacht frohem Tag.

Sagst du aber dennoch Nein,
Soll ich ewig elend seyn,
Nun so denk: was ich erdachte,
Und bedächtig hinterbrachte,
Soll in Schlaf dich lullen ein.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 76.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

27 Junius 1840.

Ueber die Volksgesänge der Zaporozer-Kosaken.

Im Süden von Rußland, in der stillen ruhigen Ukräne, ziehen von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, von Alter gebuckte Greise, und singen Lieder vom verblichenen Ruhm, von der zerstörten Macht der tapfern Kosaken; Lieder, in denen die Geschichte, die Sitten und Gebräuche dieses Volkes mit lebhaften Farben sich malen, Lieder die von großem historischem Werth, doch so wenig beachtet, so wenig bekannt sind.

In keinem Volke slavischen Stammes konnte sich das nationelle historische Epos so frei, so eigenthümlich entwickeln; kein Volk hat in seinen Gesängen die Geschichte so rein vom Mythus, vom Mährchen bewahrt; ja sogar das was in der Geschichte, in den Annalen, die in Klöstern aufbewahrt, dunkel erscheint, das, worüber sie keine befriedigende Auskunft geben, hat sich unversehrt und wahrhaft in den Volksliedern erhalten. Die Lieder der Großrussen weisen entweder auf eine uralte Zeit hin, und geben den historischen Thatsachen das Gewand eines Mahrchens; oder sie stammen aus dem jetzigen Jahrhundert (den Jahren 1812 und 1814) und haben insofern keinen rein historischen Werth. Die Polen, Weißrussen, Czechen, die reich an Liedern lyrischen Inhalts sind, besitzen keine historischen. Nur bei den Serben finden wir noch die Ueberreste einer nationellen Epopöe, die aber nicht frei von eingewebten Mährchen, von sinnvoll erdachten Fabeln ist. Wie konnte auch unter der drückenden Herrschaft der Türken das Lied frei ertönen; wie konnte es von Thaten erzählen, die längst vergessen, nur noch wie ein schöner Traum ihrem Gedächtnisse vorschwebten? Wie leicht mußte sich das Mährchen, das den Slaven so eigenthümlich, in diese Erzählungen einschleichen, sie sogar unkenntlich machen?

Wie gesagt das historische Epos der Südrussen ist eine Erscheinung, die einzig in ihrer Art dasteht, und gewiß die Aufmerksamkeit der Gelehrten verdient. — Und doch wurde so wenig dafür gethan! — Eine kurze Geschichte der Literatur wird hinreichen dieses zu beweisen. Im Jahre 1790 gab Fürst Cerkelew 10 kleinrussische Lieder heraus, von denen nur drei historischen Inhalts. Marimowicz vermehrte 1827 die Zahl derselben bis auf hundert, die aber meistens lyrisch sind. Erst im Jahre 1831 zogen die Lieder, oder die gereimten Erzählungen (dumy) der herumziehenden Banduristen die Aufmerksamkeit des Charkower Professors J. Sreznewski auf sich; und nur mit großer Schwierigkeit konnte er nach einer siebenjährigen Wanderung eine Sammlung von hundert historischen Liedern zusammen bringen. 1833 — 1839 gab er sie unter dem Titel „die Vorzeit des Zaporozer" (Zaporozskaja Starina), mit einer Chronik, einer russischen Uebersetzung und den nöthigen Anmerkungen heraus. Erstaunungswürdig ist die Uebereinstimmung de Lieder mit der Chronik; hier könnte man die Frage aufstellen, ob nicht erst später diese Lieder, nach mündlichen Traditionen oder nach Chroniken, von den Banduristen gedichtet wurden, ob sie denn wirklich auch von der Zeit der Unabhängigkeit der Ukraine herstammen, ob sie die Kosaken selbst gesungen und sie erst nach ihrer Vernichtung als Monopol in die Hände der Banduristen fielen? — Diese letzte Vermuthung ist die wahrscheinlichste, auch bestätigt sie sich, wenn man nur einen Blick in die schmutzige Hütte des Kleinrussen wirft; eine treffende Antwort auf alle diese Fragen gibt das Bild, das rechts oder links von den Heiligen an der räucherigen Wand hängt. — Einen Kosaken stellt es vor, einen Kosaken aus der guten alten Zeit, um dessen linkes Ohr sich der lange Zopf vom kahlen, rasirten Kopfe windet; eine Swita mit zerschlitzten Aermeln, die gewöhnlich auf dem Rücken zusammengebunden wurden, bedeckt malerisch seinen reichen Kaptan von Seidenzeug, der von einem weiten Gurt zusammengehalten, bis zu den Knieen, die weiten, asiatischen Beinkleider verdeckt. Rothe Stiefel mit hohen Absätzen vervollständigen seinen Anzug. — Er sitzt mit untergelegten Beinen auf türkische Weise — hinter ihm steht sein Pferd, vor ihm liegt seine Pfeife (lulka), sein Tabak (tytjun), sein Säbel (szabluka) — und eine Bandura. Darunter stehen die Verse:

Kozak nje durak —
Koli nje Lachiw bje
To na bandury kraje
A bo pje;
Koliz nje pje
To woszy bje
A wsjo taki nje kulaje

Der Kosak ist kein Narr —
Wenn er die Polen nicht schlägt
So spielt er auf der Bandura
Oder er trinkt;
Wenn er aber nicht trinkt
So schlägt er Läuse todt;
Nie ist er müßig.

Ist hiemit nicht deutlich ausgesagt, daß dem Kosaken die Bandura eben so unentbehrlich wie sein Pferd, sein Säbel, seine Pfeife; die Bandura, die in trüben Stunden ihn erheiterte, auf dem Schlachtfelde ihn und seine Cameraden zum Kampfe aufmunterte? Und wirklich war sie des Kosaken unzertrennliche Begleiterin.

Doch werfen wir einen Blick in die Geschichte dieses wunderbaren Volkes; wie entstand es? wie kamen diese ritterlichen Gebräuche in die Ukraine? wie verschwanden sie nach und nach, und was blieb übrig?

Im Jahre 1330 eroberte Gedemin, Großfürst von Litthauen Kiew und machte die Ukraine zu einer Provinz seines Reiches; als aber 1471 Kasimir IV Litthauen mit Polen vereinigte, so erhob er auch die Ukrane zu einer Wojewodschaft. — Der polnische Adel bemächtigte sich der Städte und Dörfer, tyrannisirte das arme Volk, behandelte es wie Sklaven. — An diesen Druck nicht gewöhnt, flohen viele in die weiten, wilden Felder, die im Süden von Jekaterinoslaw liegen. Der Dniepr bot ihnen die Nahrung dar — Fischfang war ihr einziger Erwerb. — Von Zeit zu Zeit machten sie Ausfälle, bemächtigten sich der Heerden, die ohne Aufsicht in den Wiesen weideten; oft wurde reiche Beute der Lohn ihrer Kühnheit. Bald verbreitete sich ihr Ruhm, immer kamen neue Gefährten hinzu, so daß sie sich schon nicht scheuten die Tataren anzufallen, den Moldauern ihre Stärke zu zeigen. Auf ihren Booten (czowny) wagten sie sich schon den Dniepr hinab ins schwarze Meer; und nicht einmal zitterten Sinope, Smyrna, Konstantinopel vor der wachsenden Macht der Zugari (Feldbewohner) oder Haidomaki (Waldbewohner) wie man sie damals nannte. 1574 als Heinrich von Valois in Polen regierte, bat der Moldauer Hospodar Johann die Kosaken um Hülfe gegen die Türken und Wallachen, die durch Schwert und Feuer dieses Land verheerten. Unter dem Hetman Swierkowski zogen sie ins Feld, wurden aber geschlagen und zerstreuten sich. — Doch zogen sie Stephan Batory's, Heinrichs Nachfolger, Aufmerksamkeit auf sich. Er selbst aus dem Geschlecht der Fürsten von Siebenbürgen stammend, bedurfte, um seine Herrschaft aufrecht zu erhalten eines fremden Heeres; und wer war dazu geeigneter als die Kosaken, denen er sich beliebt zu machen wußte. Rechte gab er denen, die früher vogelfrei sich in wilden Wüsten aufhielten. Er erlaubte ihnen, sich längs dem Dniepr bis nach Kiew anzusiedeln; und bald theilte sich die Ukraine in zehn Polki (Heere), ein jedes Polk (Heer) in Sotni (Centurien), eine jede Sotnja in Kureni (Hütten in denen 40 bis 50 Mann Platz hatten). Jede Sotnja bekam ihr Städtchen, jeder Kuren sein Dorf oder seinen Chutor (fünf bis sechs Häuser) — überall waren Kosaken. — Glaubte vielleicht Batory die Zaporozer auf diese Weise zu vernichten? Glaubte er vielleicht, daß sie unter den friedlichen Ukrainern ihre Freiheit vergessen, ihr thätiges, kriegerisches Leben mit den ländlichen Beschäftigungen des Landmanns vertauschen würden? In jedem Falle irrte er; er verfehlte sein Ziel; denn tiefe Wunden brachten die Kosaken dem polnischen Reiche, auch sie hatten einen Antheil an der allmählichen Vernichtung desselben. Er irrte sich — die Zahl der Kosaken vermehrte sich täglich — ein jeder Ukrainer wurde Kosak. — Friedlich verhielten sie sich unter seiner Regierung; als aber Sigismund III Anno 1589 die Hetmane der polnischen Krone über sie setzte, als, von Jesuiten beredet, er alle Kräfte anwendete, sie von der griechisch-katholischen Kirche zu trennen, als die Uniaten immer mehr und mehr um sich griffen, da entstand eine Gährung, die, lange genährt, endlich 1638 aufbrauste. — Für den Glauben standen sie auf, und befreiten sich, von Bodan Chmielnicki angeführt, von der Herrschaft der Polen. — Alexej Michajlowicz von Rußland war ihnen dabei behülflich — und nun beginnt die Periode des Glanzes der Kosaken, zugleich aber die der allmählichen Einverleibung an Rußland.

Einen Feldzug nach dem andern machten die Kosaken; die Türken, Tataren, die Polen litten alle von ihren wilden Horden. — Unter Katharina II wurde die Ukraine in Gouvernements, in Districte getheilt; die Kosaken flohen, die einen nach Taman, die andern an die Donau, nur Greise blieben zurück, welche die Gesänge alter Zeit aufbewahrten, sie den Kindern, den Kindeskindern zu erzählen. — Diese Gesänge sind ihre Geschichte.

(Von den Banduristen behalte ich mir vor, einen eigenen Abschnitt in meiner Ausgabe der Ukrainischen Volkslieder zu schreiben.)

Alle diese Lieder sind kriegerisch; nicht überhaupt mit Bildern enthalten sie oft naive, kindliche Beschreibungen der Helden. Wer könnte aber ohne Mitgefühl diese Lieder, diese gereimten Erzählungen hören, in denen sich der Zaporozer Alterthüm mit so treuen, so malerischen Zügen erhalten hat — ein Alterthum voll Leben, das obgleich roh, doch großartig, poetisch erscheint. In den Liedern (piesni) und Gedanken (dumy) der Zaporozer sind weder ausgesuchte Harmonie, noch zartes Gefühl, noch ausgesuchte Gedanken zu suchen. Nein! Wild sind sie wie die Wälder und Steppen, die ihre Sänger bewohnten — hinreißend wie der sausende Sturm, unter dessen dumpfem Heulen sie erdacht — stürmisch wie das nun dahin geschwundene Leben der Zaporozer. — Nicht selten bricht ein zarter Gedanke durch das rauhe Gewand derselben — aber wie die kochende Welle des Njenasytenschen Wasserfalls — bricht er durch die durchsichtige Eisschicht — er bricht durch und erfriert.

Es sind die Lieder eines Jünglings, dessen Herz stumm für die Liebe, nur für Sieg und Beute schlägt, des Jünglings, der tief ergriffen den Tod seiner Gefährten sieht und mit Verzweiflung sich an dem Feinde rächt; kaltblütig erwartet er sein eigenes Schicksal, denn er hat die Hoffnung, sich selbst zu überleben. — Diese Lieder athmen Muth und Selbstvertrauen.

Oder es sind Gedanken, Rückerinnerungen eines Greises; seine Hoffnungen sind zerstört wie Traumgebilde; noch eine Freude kennt er — ein thatenvolles Leben hat er gelebt; beim Klange der Bandura besingt er es.

In den Gedanken (dumy) ist nicht dieser kriegerische Schwung, der die Lieder belebt; ein zerstörtes Gemüth herrscht in ihnen. — In den Liedern hat sich die Lyrik, die Dramatik der Zaporozer Poesie entwickelt; in den Gedanken das historische Epos.

Dieß ist der allgemeine Charakter der Lieder und der gereimten Erzählungen der Zaporozer; sie verdienen die Aufmerksamkeit des Literaten, des Geschichtschreibers, des Ethnographen, und ich kann nicht umhin, hier auf die nächstens von Sreznjewski herauszugebende Sammlung aufmerksam zu machen.

Als Beispiel entnehme ich meiner Sammlung eine Erzählung, die eigentlich beiden Gattungen angehört. Sie fällt in die Zeit Wladislaus IV 1638 und handelt von Hetman Piwtora Kozkcha, von dem die Geschichte nur wenig erhalten hat. „Ein neuer Aufstand der Kosaken unter der Anführung des Hetman Piwtora Kozkcha hatte keinen Erfolg. Die Polen, angeführt von Jeremias Wisznjewecki, jagten ihn bis zum Flusse Merla, und nachdem sie ihn hier geschlagen, nöthigten sie ihn, sich bis an den Don zurückzuziehen. Auch später machte Hetman Karpo Piwtora Kozkcha Einfälle in Polen, aber ohne günstigen Erfolg. Er starb in Kamennj Zaton und sein Grab wurde — ein leeres Branntweinfaß."

Dieß sagt die Chronik, kein Wort erwähnt sie von seinen Gefährten; wir wollen sehen, wie das Lied ihn und seine Zeitgenossen charakterisirt.

— „Es gingen die Kosaken in vier Felder, in vier Felder und in das fünfte nach Podolien. In ein Feld ging Samko Muszket und nach dem Fahnenträger beinahe dreitausend alles tapfere Krieger Zaporozer. — Sie tummeln ihre Pferde, ihre Säbel blitzen, sie rühren die Trommel, beten zu Gott und schlagen das Kreuz — Samko Muszket aber der tummelt nicht sein Roß; er hält sein Pferd, er zieht es an sich; er denkt, er sinnt. Mögen tausend T..... ihm sein Denken, sein Sinnen todtschlagen. Samko Muszket denkt und spricht die Worte:

Was? Wenn die Polen unser Kosakenthum wie in der Hölle verbrennen, und aus unsern starken Kosakenknochen sich ein Mahl zubereiten? Was! wenn unsere Kosakenköpfe, die kühner auf die Steppe sich legen und sich noch mit eigenem Blute bespritzen, mit zerstückten Säbeln bedecken? Verschwinden wird, wie Pulver aus dem Rohre, dieser Kosakenruhm, der durch die ganze Welt sich wie ein Berg erhob, der durch die ganze Welt sich wie eine Steppe legte, ausbreitete, der durch die ganze Welt wie ein Feldgeschrei ertönte, den Türken und Tataren sich durch Gutes und Böses zu kennen gab, und den Polen, den Feinden sich an den Spieß stellte.

„Krächzen wird der Rabe die Steppe durchfliegend;
„Weinen der Gugut die Steppe durchhüpfend;
„Girren werden die Tauben, die blauen,
„Neigen die Köpfe die Adler, die schnellen,
„Und Alles, Alles über ihre Beiden,
„Ueber die Kosaken, die kühnen Kumpanen!"

Hat sie der Nordwind verweht, sind sie in der Hölle ertrunken, daß man die Bezopften nicht sieht, weder in der Steppe, noch in den Feldern, weder im Tatarenland, noch in den türkischen Bergen, weder auf den schwarzen Meeren noch in den Polenfeldern? — Krächzen wird der Rabe, krächzen, lärmen und fliegen wird er weg in ein fremdes Land. Was denn? Knochen schlottern, zerstückte Säbel klingen, und die schwarzgraue Elster krächzet und springet. — Alle Kosaken sind im Blute vertrocknet. — Da haben sie Ruhm erlangt!

(Schluß folgt.)

Gedichte von Don Manuel Breton de los Herreros.

(Fortsetzung.)

Satyrische Episteln.

I.

Mädchenhaft, wie meine Liebe,
Gibt es gar nichts auf der Welt;
Reiz hast du für meine Triebe,
Aber ach! du hast kein Geld.
Sonst ja ohne viel Bedenken
Wollt' ich meine Hand dir schenken.

Liebste, zärtlichste Claeiße,
Meines Lebens Stern und Staabl!
Gilten doch nicht deine Grüße
Mit dem Namen Ehgemahl!
Sonst ja ohne viel Bedenken
Wollt' ich meine Hand die schenken.

Du vergötterst mich? will's glauben,
Und wie bin ich dir nicht hold!
Müßtest du dir nicht erlauben
Zu verlangen stets mein Gold:
Müßt' ich ohne viel Bedenken
Gerne meine Hand dir schenken.

Jede Gunst muß ich erkaufen
Durch Confect und Zuckerbrod,
Gold allein in vollen Haufen
Schlägt die Sprödigkeit zu Tod.
Wäre dieß nicht, ohn' Bedenken
Wollt' ich meine Hand die schenken.

Schreibst du mir, willst mich besuchen,
Trechen an die Hinterthür,
Mußt du die Mama ersuchen
Jedesmal um gut Quartier.
Wäre dieß nicht, ohn' Bedenken
Wollt' ich meine Hand dir schenken.

Zimperlich gleich einer Puppe,
Dennoch stolzer als ein Lord,
Schlürfst du deine schlechte Suppe,
Füllst den Magen bis zum Bord.
Wäre dieß nicht, ohn' Bedenken
Wollt' ich meine Hand dir schenken.

Wenn ich nicht als Preis der Ehe
Statt des Silbers, statt des Gold's
Drei gefräß'ge Schwäger sähe,
Eine Schnur wie Galgenholz:
Wollt' ich ohne viel Bedenken
Gerne meine Hand dir schenken.

Könntest du die Pest zu wehren
Unsrer Tage schlimmes Theil,
Könntest einen Stern beschwören
Mir zum Schutze, mir zum Heil:
Wollt' ich ohne viel Bedenken
Gerne meine Hand dir schenken.

Kirre einen andern Täuber
Und auf dir sey Gottes Hand!
Gründlich kennt ich die Weiber,
Gründlich bist du mir bekannt:
Drum nie, sag' ich ohn' Bedenken,
Werd' ich meine Hand dir schenken.

II.

Schönste lieblichste Belise
Lächelst du nicht wundersüße?
Singst du nicht, wie's keine kann?
Im Gesichte welche Röthe!
Doch des Auges Blick wie blöde!
Sag, was suchst du? einen Mann.

Marta, eine Heuchelseele,
Sucht, wie sie dir Männer quäle,
Daß sie sittsam scheinen kann.
Jeder Zeit kann sie euch sagen:
Geht mir mit der Liebe Plagen!
Und was will sie? einen Mann.

Clara will das Scepter führen,
Haus und Eltern commandiren,
Ihr zu Wunsch lebt jedermann.
Sparen will ihr nicht behagen,
Doch erschöpft sie sich in Klagen.
Sagt was will sie? einen Mann.

„Handelt sichs um einen Gatten,
So kommt jeder mir zu Statten,"
Sängt Sennora Ines an.
Bucklich, Häßlich, Türke, Gothe,
Jeder kommt mir ganz commode,
Habe ich nur einen Mann.

Juana schminkt sich voller Sorgen,
Sie verschwendet ganze Morgen,
Wenn sie legt den Kopfputz an;
Und um das Corsel zu passen,
Kann sie einen Tag verprassen.
Nun was will sie? einen Mann.

Marcela, die Holde, Schöne,
Abonnirt sich für die Scene,
Daß sie's Füßchen zeigen kann.
Auf der Straße, in Alleen,
Circus, Tanz, bei Jubiläen
Sieht sie's ab auf einen Mann.

Nicht geholfen wurde Paca
In dem Bad von Carratraca,
Hundert Aerzte kamen an;
Keiner kann der Krankheit wehren,
Auch kann sie der Cur entbehren,
Denn was braucht sie? einen Mann.

Was mag in Malea stecken,
Daß sie, häßlich zum Erschrecken,
Amor sängt zu dienen an?
Wozu Bälle und Concerte?
Sagt wozu so viel Converte?
Klar ist, sie will einen Mann.

Martina will Sünden büßen,
Plagt ihr Glieder sich, die süßen,
Betet, sieht uns sauer an,
Liest die Bibel, Andachtstunden,
Hustet, hat den Kopf umbunden,
Und was will sie? einen Mann.

Bettelbirnen, Edeldamen,
Die vom Greisenalter lahmen,
Ohne Haar und ohne Zahn;
Jungr, klugr, dumme, treur,
Fräulein ohne Scham und Schrue
Reißen sich um einen Mann.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 77.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

1 Julius 1840.

Ueber die Volksgesänge der Zaporozer-Kosaken.

(Schluß.)

„Es gingen die Kosaken auf vier Wege, auf vier Wege — auf dem fünften nach Podolien. Einen Weg ging Samko Muszket; den andern Stecko Kukuruza. Wie ein blaues Täubchen neigt er den Kopf; und hinter ihm gehen beinahe dreitausend tapfere Genossen, die Kosaken. Sie tummeln ihre Pferde, ihre Säbel blitzen, sie rühren die Trommel, beten zu Gott, schlagen das Kreuz und reden also zu Stecko Kukuruza:

— Bist du noch lebendig, bist du gesund Pan Stefan? bist du gestorben, daß dein Kopf wie von der Eiche getroffen hängt. Wozu denn denken? Einst wird man auch über uns den Todtengesang singen. Ueber uns werden alte Weiber im Felde pfeifen; über dich, Herr, werden junge Mädchen Thränen weinen. Aber was kümmert das uns? Wenn wir zum fünften Engpaß kommen, so wird ein Lärm entstehen, als ob in der Mitte des Sommers der Gott-behüte-Sturm sich erhebt. Den Unsrigen wird es auch schlecht ergehen, wie es der Guguk sagte auf der Steppe hüpfend, auf dem Felde fliegend. Was er prophezeyte, ist wahr. Daherfliegen werden die raschen Adler und werden trauern; und die Raben werden herankommen und auf Beute lauern und warten. Und wenn die Guguks heranhüpfen, so werden sie uns auch nicht vergessen. Doch was anders ist ein Greis, was anders ein Jude, was anders der Zaporozer Kosak!

Es gingen die Kosaken auf vier Felder, auf vier Felder — und auf das fünfte nach Podolien; auf ein Feld ging Samko Muszket, auf das andere Stecko Kukuruza, und auf das dritte Feld ging Karpo Piwtora Kozkcha, er tummelt sein Pferdchen und singt ein Lied. Und hinter ihm gehen beinahe dreitausend, alle tapfere Krieger Zoporozer; sie tummeln ihre Pferde, ihre Säbel blitzen, sie rühren die Trommel und beten zu Gott. Und Karpo, der Herr Hetman tummelt sein Pferd und singt ein Lied:

O dieser Gram!
Er hat mich ganz erschöpft,
Er hat mich, den jungen,
Von den Füßen gewälzt.
Doch diesem Grame
Ergeb' ich mich nicht.
Zur Wirthin will ich gehen
Und werde Branntwein trinken.
Eh! wer will Meth trinken,
Der komme mit zur Jüdin;
Die Jüdin hat schwarze Brauen,
Hohe Absätze
Und einen farbigen Rock.
Ist auch selbst jung;
Und wie hübsch ist sie,
Wie niedlich!
— Meine kleine Wirthin
Schenk' mir Meth und Wein ein,
Damit mein Köpfchen
Lustig werde. —
— „Bist du verheirathet,
So geh nach Hause,
Bist du es nicht,
So bleibe bei mir." —
— Ein Weibchen hab' ich selbst
Auch zwei Kinder dazu;
Aber sie gefallen mir nicht,
Mein Herzchen. —"

Mein Urtheil über diese Erzählung werde ich nicht geben. Sie kann gefallen, kann es auch nicht; bemerken muß ich doch, daß ich es nur hierher gesetzt habe, um die Form der Erzählungen und die der Lieder zugleich zu zeigen. Wie bei den Provenzalen sind diese Erzählungen in gereimter Prosa. Der erste,

der sie in ihrer angemessenen Form herausgab ist Srezujewski; denn vor ihm hielt man sie für Lieder (Pjesni), die, im Verlaufe der Zeit verstümmelt, keiner tiefern Ergründung werth seyen.

Obgleich die Sprache der Kleinrussen gewöhnlich für eine Mischung des Polnischen mit dem Russischen gehalten wird; obgleich, dem ersten Anblick nach, ihre äußere Form diese Meinung zu bestätigen scheint, so fallt jedoch, nach tieferer Untersuchung, diese für sie auf jeden Fall ungünstige Behauptung. Selbstständig hat sie sich wie ihre Schwestersprachen aus dem Alt-Slavischen entwickelt; viele Formen, von andern abgeworfen, haben sich in ihr erhalten; selbst das Verbum ist in keiner slavischen Sprache der Urform in dem Maaße treu geblieben; mehr als alle anderen hat sie den Wohllaut begünstigt, feste Regeln hat sie aufgestellt, von denen sie nie abweicht, auch ist sie viel klangvoller und dem Ohre gefälliger. — Als tristiger Beweis von dem Reichthum der Formen können die Diminutive dienen. Kein slavisches Volk kann darin dem Kleinrussen nachkommen. Alle Redetheile haben ihre Diminutiva, z. B. die Substantiva: „Hanna, Hannoczka, Hannusja, Hannusenka, Hannusenoczka, Hala, Halenka, Haleczka, Halusenoczka etc. — Ebenso die Adjectiva: mily, milenki, milusenki, milusenoczkki; — die Adverbia: tut, tutoczki (hier); tam, tamoczki (dort). Ja sogar die Infinitiva der Verba haben ihre Diminutive, wie: spati (schlafen), spatki, spateczki, spatenki; spatunki, spatusenki, spatusenoczki.

Ueberhaupt verdient die Sprache selbst eine wissenschaftliche Behandlung. Möge dieser an sich selbst unansehnliche Aufsatz die Aufmerksamkeit der Sprachforscher auf diese Sprache leiten und mögen sie in ihr Aufschlüsse finden, die ihnen keine andere geben kann. Nächstens wird wahrscheinlich in Prag ein vergleichendes Wörterbuch der slavischen Sprachen erscheinen; auch verspricht uns der Verfasser desselben eine kurzgefaßte Grammatik des Kleinrussischen. Lieder, gereimte Erzahlungen, Mahrchen werden jetzt immer mehr und mehr gesammelt und herausgegeben. Endlich werden auch die slavischen Sprachen wissenschaftlich betrieben, und ich hege keinen Zweifel, daß dadurch der Sprachkunde ein reicher, unerschöpflicher Schatz dargeboten wird.

Dr. H. Trith.n.

Die Platzregen.

Von Frédéric Soulié.

Unsern Lesern auch einmal wieder etwas aus der in Frankreich so fruchtbaren Gattung der Erzahlung mitzutheilen, wahlen wir eine der kleineren Productionen des zur Zeit in Paris so sehr beliebten, in Deutschland aber durch seine Memoiren des Teufels schwerlich sehr empfohlenen F. Soulié — eine Erzahlung, in welcher nur die bessern Seiten seines unbestreitbaren Erzahlertalents hervortreten und in der sich, unsers Bedünkens, die eigenthümliche Leichtigkeit des französischen Geistes nicht ungefällig ausspricht. Wir erlauben uns jedoch, da und dort abzukürzen. — —

„Es war schön Wetter; ich war ausgegangen und träumte unter dem Gehen voe mich hin — ich weiß nicht wovon; meine Träumerei wurde allmählich trüber, wie der Himmel, der bei meinem Weggehen von Hause so heiter gewesen; die leichte, glänzende Wolke, der ich zu meiner Unterhaltung allerlei reizende Gestalten gegeben, wurde schwarz und drohend, und ich hatte noch nicht den vierten Theil meines Wegs in den Straßen von Paris zurückgelegt, als ich mich schon umsah, auf welchem Weg ich dem drohenden Sturm entfliehen wolle; denn nirgends war ein Fiacre zu sehen. Ich ließ den Kopf immer mehe sinken, es wurde mir trüb zu Muth, wahrend düstre Wolken sich am Himmel anhäuften, und ich war ganz außer Fassung, als der Platzregen losbrach mit unerhörter Heftigkeit. Ich hatte nur eben noch Zeit, mich unter ein Kutschenthoe zu flüchten. Zuerst schüttelte ich mich und dann sah ich zu, wie der Regen auf das Pflaster strömte, wie die Gossen anschwollen, die Leute ausglitschten; ich genoß so gut wie möglich den fallenden Regen. Als ich der Einförmigkeit dieses Schauspiels müde zu werden anfing, bemerkte ich einen Mann, der sich an die Thorecke lehnte, die Beine gekreuzt, den Hut ins Gesicht gedrückt, mit einer Doppellorgnette, mit welcher er aufmerksam auf der Straße sich umsah. Ich glaubte ihn zu erkennen, und wollte ihn anreden, als er mich grüßte mit einer fast unmerklichen Bewegung des Kopfs, die anzeigt, das man nicht gestört zu werden wünsche, sey es, daß man eine schöne Musik hört oder ein schönes Gemälde beschaut. Ich wollte die Richtung der Lorgnette verfolgen, in der Meinung, mein Adjutant habe auf der gegenüberliegenden Seite der Straße eine interessante Pantomime entdeckt; aber die Richtung der Dopellorgnette veränderte sich jeden Augenblick, um auf Vorübergehenden zu haften, welche so genau zu betrachten mir nicht der Mühe werth schien. Ich beschloß, den Herrn Nivre, einen anerkannt geistreichen Mann, genauer zu beobachten, und ich bemerkte, daß sein Gesicht abwechselnd die Miene des Verdrusses und der Zufriedenheit annahm, und aus der fast undemerklichen Bewegung seiner Lippen errieth ich, daß er Worte des Mißfallens und der Billigung sprach. Auf einmal sah ich ihn seinen Blick nach einem entfernten Theil der Straße richten und ihn allmählich bis auf einige Schritte von uns zurückwenden, mit einem sanften Ausdruck von Freude, als hatte er den Gang einer schönen Frau von zartem Wuchs und feinen Füßen verfolgt, die wie eine durchnäßte Sylphide durch den strömenden Regen dahineilte. Ich wollte das Glück meines Neugierigen theilen und sah auch dahin, wo er hinsah. Ich erblickte einen Mann von etwa fünfzig Jahren, korpulent, in weiten Kleidern, der in der einen Hend einen Schirm, in dee andern eine Melone trug. Dieser Herr hatte durchaus nichts Ausgezeichnetes an sich; er schritt rasch dahin, während Herr Nivre ihn mit den Augen verschlang; und mein Erstaunen stieg noch, als ich diesen im Ton des Entzückens murmeln hörte: „Gut! sehr gut!" Ich konnte meiner Neugier nicht mehr widerstehen, näherte mich Herrn Niore und bat ihn ganz naiv um eine Erklärung seiner Bewnnderung und seiner Pantomime. „Ich observire," antwortete er. „Das heißt, Sie sehen etwas an." Er wandte leicht den Kopf gegen mich, maß mich mit einem Blick

vornehmer Ueberlegenheit und sagte: „Sie sind Schriftsteller und verstehen nicht, was und wie ich beobachte.“ „Nein, das kann ich beschwören, und ich sah Sie so eben einen Herrn und eine Melone mit einem Entzücken betrachten, das ich mir durch nichts zu erklären weiß.“ Herr Nivre hüstelte lächelnd; er lehnte sich an das Thor und fuhr fort sich umzusehen. Der Regen wurde immer stärker und die Straße war ganz menschenleer. Herr Nivre ließ seine Lorgnette sinken und murmelte vor sich hin, wie wenn er mich, obgleich er mir antworten wollte, nicht würdigte, die Rede geradezu an mich zu richten: „Mein Entzücken über diesen Mann nicht verstehen! aber ich hätte ihn grüßen sollen, diesen Mann!“ — „Und warum das?“ — „Warum?“ sagte Herr Nivre lebhaft, indem er sich plötzlich gegen mich kehrte; „warum? weil ich einen Glauben, eine Ueberzeugung, einen Aberglauben an diesem Mann entdecke, eine alte, bürgerliche, heilige und ehrbare Gewohnheit, die er nicht einem Diener preis gab, die er treu bewahrt. Sie haben also nicht begriffen, daß dieser Mann seine Melonen selbst kauft?“ — „Nun, und was weiter?“ — „Was weiter! ha, die Melone, mein Freund, die Melone ist das letzte Vorrecht des Hausherrn, sich in Haushaltungssachen zu mischen; die Melone ist noch ein alter Aberglaube. Es gibt Leute, die sich einer glücklichen Hand in der Auswahl der Melonen rühmen. Die Melone ist die Mutter einer Menge von Familienscherzen, worunter der ehrwürdigste dieser: die Melonen sind wie die Frauen; erst wenn man sie braucht, lernt man sie kennen. Der Mann, der vorüberging, glaubt an die Melone; das heißt, wenn er nicht seine Köchin mit dem Einkauf beauftragt, so ist es darum, weil er glaubt, einen sichern Tact, ein göttliches Vorrecht zu haben, um sie trefflich zu wählen, denn die Melone ist ein Ding, dessen Aeußeres trügt; man muß besonders begabt seyn, um nicht von ihnen getäuscht zu werden. Dieser Mann ist in der jetzigen Zeit ein wichtiger Mann; er entscheidet über die Melonen unter allen seinen Bekannten. Er weiß genau zu sagen, wie viel Stunden eine Melone noch braucht, um den höchsten Grad des Wohlgeschmacks zu erreichen oder um wie viel Stunden sie darüber hinaus ist. Er hat mehrere sehr gelehrte Dissertationen über die verschiedenen Lagen der Melone. Ein solcher Melonen-Mann, den ich sehr schätze, hat zwei Neffen, die auf seine Erbschaft harren. Beide schmeicheln ihm mit Melonen. Der Reichere ladet ihn zum Diner ein und setzt ihm treffliche Melonen vor. Dieser Neffe wird nicht reussiren. Der ärmere Neffe hat seinen Oheim besser begriffen. Er ladet seinen Oheim zum Diner ein und bittet ihn eine Melone mitzubringen. Das wirkt! denn die Melone wird mit Gepränge servirt, die Melone des Onkels! verstehen Sie, die jederzeit treffliche Melone des Onkels, der, glaub' ich, ein Stückchen vom Strick eines Gehängten in der Tasche hat, daß er so glücklich ist in Melonen. Und der Onkel, indem er mit eigener Hand seine eigene Melone in Schnitze schneidet, sagt bei sich: dieser Neffe bekommt die Erbschaft, er verdient sie. Sie fragen mich, warum ich diesen Mann mit Enthusiasmus betrachte; aber haben Sie nicht gesehen, mit welchem Blick er seine Melone ansieht? Seine Melone war ihm gleichsam ein Ei, aus welchem tausend kleine Freuden der Eigenliebe, tausend Regungen der Eitelkeit und ängstliche Spannungen hervorbrechen sollen; denn bei jeder Melone setzt dieser Mann seinen Ruf aufs Spiel. Eine schlechte Melone ruinirt ihn, richtet ihn zu Grunde, raubt ihm die einzige Ueberlegenheit, auf die sein Ehrgeiz gerichtet ist. O Herr, wenn Sie ein glückliches und genußreiches Alter wünschen, kaufen Sie Ihre Melonen selbst.“ —

Ich bewunderte Herr Nivre ohne ihn recht zu verstehen als ein schöner junger Mann vor uns vorbeilief. Er war mit seltener Eleganz gekleidet, er hatte die Hände in die hintern Taschen seines kurzen Rocks gesteckt und lief unerschrocken im Regen hin mit blankgewichsten Stiefeln. „Sehr gut!“ rief wieder Herr Nivre, „sehr gut!“ Der junge Mann wandte sich um und grüßte Herrn Nivre mit Affectation. „Das war unnöthig,“ murmelte dieser; „ich hatte ihn schon bemerkt.“ Dann fuhr er, gegen mich gewandt, fort: „Sehen Sie, das ist ein Springinsfeld, der sein Glück machen wird.“ — „Dieser Herr dort?“ — „Eben der“ — „Sie kennen ihn?“ — „Schon lang weiß ich seinen Namen, er heißt Jules; seinen Stand, er ist Commis eines Wechselagenten; sein Vermögen, es beschränkt sich auf seinen Lohn; aber in der That, erst seit einer Minute kenne ich ihn als einen ausgezeichneten Mann.“ — „Weil er so herzhaft mit einem grauen Hut und gewichsten Stiefeln im Regen hinläuft?“ — „Ja wohl“ — „Das ist etwas stark.“ — Herr Nivre nahm eine Positur an wie ein examinirender Professor des Rechts, und sagte zu mir: „Woher kommt dieser junge Mann eben jetzt?“ — „Ha, wahrscheinlich von der Börse, da er Commis eines Wechselagenten ist.“ — „Und vermuthlich hat er von seinem Patron Auftrag bekommen, zu A., zu R. oder wem sonst zu gehen, und zu melden, was auf der Börse vorgeht.“ — „Wohl möglich.“ — „Nun, mein lieber Herr, Jules konnte ein Cabriolet nehmen und bei dem Bankier in einem anständigen Aufzug ankommen mit dem Curs der Renten. Wer hatte auf sein Kommen geachtet? Niemand. Aber jetzt tritt er, der sonst so Elegante, ein, durchnäßt, triefend, ersauft, in das Cabinet des Capitalisten. Wenn dieser seinen Aufzug in Acht nimmt, hat Jules sogleich seine Entschuldigung bei der Hand: ich wollte keine Minute Zeit verlieren, auf einen Wagen zu warten; die Sache war zu wichtig. Nachdem er sich so dem Bankier vorgestellt, kehrt er ebenso zu seinem Principal zurück. Dieser wird entzückt seyn über seine Schnelligkeit — eine Schnelligkeit in Regen, Koth, mit einem neuen grauen Hut und blanken Stiefeln. Glauben Sie, daß irgend eine Empfehlung für diesen jungen Mann vortheilhafter seyn könnte, als die er sich hiemit selbst ausstellt? Ein solcher Gang ist ein Feldzug; der ruinirte Hut ist eine Wunde; der Platzregen, dem er getrotzt, ist eine mit dem Bajonnet genommene Batterie.“ — So weit war Herr Nivre in seiner Rede, als der Regen ein wenig nachließ und wir die Straße sich wieder bevölkern sahen mit Leuten, die herzhaft genug waren, dem noch fortdauernden halben Unwetter zu trotzen. Einige junge Mädchen gingen vor uns vorüber, und trugen mit auffallender Gewandheit in der einen Hand einen Regenschirm und eine ungeheure Schachtel, mit der andern hielten sie das Kleid

in die Höhe, das einen schlecht angezogenen Strumpf und grüne oder flohfarbene Pantoffeln sehen ließ.

„Sehen Sie," sagte Herr Nivre zu mir, „sehen Sie das große schöne Mädchen, das so eben vorüberging; das ist die ächte Pariser Grisette; es ist zum Verwundern, wie dieser Pantoffel die Unbedachtsamkeit, die Faulheit, das unordentliche Wesen seiner Trägerin verräth. Es war schön Wetter, sie hat nicht bedacht, daß es regnen könnte; hätte sie es vorausgesehen, so hätte sie in ihr Zimmer, am fünften Stockwerk hinaufsteigen müssen, um die passende Fußbekleidung zu holen, und so viel Mühe mochte sie sich nicht geben. So ist jetzt ein Paar Pantoffeln hin. Und freilich was ist ein Paar Pantoffeln für ein Frauenzimmer, die sich träumt, sie könne eine Dubarry werden? Ohne Zweifel ist es ihr einziges Paar, und wenn sie wieder im Magazin ist, wird sie die schwarzen Halbstiefeln anziehen müssen, die sie zum Ausgehen nicht anziehen wollte. Glauben Sie, daß sie darüber sich ärgern werde? Gewiß nicht. Es gibt keinen Verlust, keine Entbehrung, denen sie sich lieber aussetzte, als daß sie die lästige Mühe übernähme, sich zu besinnen, zu berechnen, zu sorgen. Die Modistin, mein Lieber, und Sie bemerken es erst dann, wenn es zu regnen angefangen, die Modistin ist der ideale Typus des Lebens in den Tag hinein; gewohnt an das Elend einerseits, weil sie nothdürftig so viel verdient, als sie zu ihrem Unterhalt braucht, und an den Luxus, weil sie mitten unter seinem vergänglichsten Flitterkram lebt, begreift sie beide gleich gut und wünscht sich vor Allem, in die Zukunft die Moden zu übertragen, welche ihre jetzige Gebieterin geschaffen. Sie ist es, die den berühmten Wahlspruch: thue deine Pflicht, komme was da mag! in den verwandelt hat: „Lebe in Freuden, komme was da mag! Sie zeigt Paris den Frauen, welche eine Capuze, ein Kleid, einen Sonnenschirm mit einer studirten und angelernten Grazie tragen, welche von vielen mit der natürlichen und angebornen Grazie verwechselt wird, und die einem mit dem Gesichtchen eines Engels, das aus dem niedlichsten Hut hervorlauscht, eine Antwort im schlechtesten Französisch geben."

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Don Manuel Breton de los Herreros.

(Schluß.)

III.

Wer von einem schnöden Filz
Glaubt, er sitz' dem Glück im Schooße,
Sammelt er auch noch so große
Mächt'ge Haufen todten Golds,
„Der will Frucht von dürrem Holz."

Wer'ne schöne Wittwe zwingt,
Nie auf dem Balcon zu weilen,
Um den todten Mann zu heulen
Hinter Thüre, hinter Thor,
„Predigt einem tauben Ohr."

Wer zu einem Faulen sagt:
Zum Geschäft vor allen Dingen!
Nie wirst du's zu etwas bringen,
Klagst du träg den Himmel an!
„Der bellt Mond und Sterne an."

Streitest du bei Tisch mit Ines,
So iß dennoch unvergessen
Ihr zum Trotze, ihr zum Possen;
Denn, mein Freund, versäumst du dieß,
„Fällt der Braten dir vom Spieß."

Wer aufs Seufzen sich beschränkt,
Da ihm Confituren, Kneipen,
Feine Spitzen übrig bleiben,
Bleibt bei Damen stets ein Wicht,
„Kennt die ächte Schmiede nicht."

Läßt ein Schneider das Aufschneiden,
Läßt ein Weibchen das Verstellen,
Läßt ein Schacherer das Prellen,
Läßt das Fluchen ein Sergeant,
„Dann wird Meer und Wasser Land."

Im bescheid'nen Prologus
Bengst du nieder dich zur Erden
Vor den Lesern (wenn dir werden)
Dieses heißt, du weisest hier
„Vor dem Platz den Galgen mir."

Wer sich mit Satyren rächt
An des Censors guter Feder,
Zieht mit Unrecht von dem Leder,
Ist undankbar, ist verkehrt,
„Zäumt beim Schwanze auf das Pferd."

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 78.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

5 Julius 1840.

Das Mädchen von Mariendorpt (The Maid of Mariendorpt).

Ein Schauspiel von Sheridan Knowles. London 1838.

Sheridan Knowles hat sich schon in manchen dramatischen Schöpfungen versucht und nimmt mit Recht eine der vorzüglichern Stellen unter den englischen Dramatikern ein. Denn wenn auch in vielen seiner Schauspiele ein fester, mit Umsicht angelegter Plan vermißt wird, wenn auch das Hervorholen seiner vorzugsweise moralischen Idee durch ihre allzugroße Wiederholung ermüdet und den Eindruck einer gewissen Leerheit hinterläßt, so kann man doch auf der andern Seite nicht umhin, die Kraft und Fülle seiner Poesie, die Kunst, womit er interessante und ergreifende Scenen und Verwicklungen herbeizuführen versteht, lobend anzuerkennen.

Der Stoff des vorliegenden Schauspiels ist aus Miß Porters Novelle „The Village of Mariendorpt" genommen, natürlich mit solchen Modificationen, die dem Drama gebühren. Die Idee, welche dem Ganzen zum Grunde liegt, ist kindliche Liebe, dargestellt in ihrer höchsten Kraft in Marta, der Tochter des Pfarrers Muhldenau von Mariendorpt. Marta, sein einziges Kind, ist einem jungen Manne Rupert verlobt, der stündlich erwartet wird, denn der Tag der Hochzeit ist schon angebrochen; da wird der Prediger plötzlich genöthigt, sein Haus zu verlassen wegen einer geheimen Sendung

„— — in ihrem Dienst,
Der königlichen Frau, die seine Herrin war."

Als Marta fragt, wie lang seine Abwesenheit dauern könne, gesteht er ihr, daß er bei der Belagerung von Magdeburg ein Kind verloren habe, dem er jetzt nachspüren wolle. Beim Abschied versetzt er noch, daß seine Abwesenheit nichts im Vollzug der Hochzeit hindern solle, und daß, wenn er nicht wieder zurückkehre, ein Jude in Prag lebe, der ihr Freundesdienst leisten würde. Ruperts Ankunft verzögert sich, und bald kommt auch die Nachricht, daß Muhldenau als Spion verhaftet und in Prag mit dem Tode bedrohet ist. So wie sie dieß erfahren, ist Marta nur von einem Gefühl beseelt, ihrem Vater nachzueilen. Voller Schönheit ist der dritte Act, der in Prag spielt und wo wir Adolphe, die Pflegetochter des General Kleiner, kennen lernen und den Juden Joseph. Trotz des tiefen Gefühls, was den General für den Prediger beseelt, muß er ihn zum Tode verurtheilen, Muhldenau hört es mit Ruhe und Fassung; seine letzten Augenblicke zu verschönern wird Marta zu ihm gelassen. Doch als er durch Zufall vernimmt, daß Adolphe des Generals Pflegetochter nun sey, die er einst in Magdeburg vom Tode errettet, erkennt er in ihr sein verlorenes Kind und wird natürlich dem Tode entrissen. Anmuthig erheiternd zieht sich durch diese ernsten Scenen die Liebeswerbung und Heirath von Hans und Esther, den Dienern des Predigers, hindurch. Hans, ein etwas einfältiger Bauernbursche von 25 Jahren, läßt sich aus bloßer Liebe zum Frieden von Esther bereden, daß er sie, die älter als er, liebe; höchst komisch ist aber die Art, wie sie ihn, den furchtsamen Burschen, zum Ehemann macht. — Als Probe stehe hier eine Scene, wo sich Marta's Liebe zu ihrem Vater am schönsten ausspricht.

Marta.
Kein Wort noch von dem Vater!

Esther.
Von Eurem Vater?
Von Eurem Bräut'gam meint Ihr?

Marta.
Von dem Vater!

Esther.
Hm, das ist ja ganz wider die Natur.
Ich mag Euch nicht, Marta! Seht, Fleisch und Blut
Sind Fleisch und Blut. Wär' es mein Hochzeittag,
Fast in der Stunde, in dem Augenblick,
Wo man des Bräut'gam's wartet, sollte ich
Um meinen Vater sorgen? Ehrlich, Marta,

Ich dächt' an etwas Schönres, ja das würd' ich,
Und bliebe doch ein gutes Kind.

Marta.

Den Vater
Verlorst du schon als Kind. Du weißt ja nicht,
Was einen Vater lieben heißt.

Esther.

Ich nicht?
O doch, ich weiß es wohl, es heißt ihn ehren,
Wie's im Gebot steht, — ihm gehorchen heißt's —
Ihn achtungsvoll behandeln!

Marta.

Weiter nichts?

Esther.

Was noch?

Marta.

O viel — viel mehr! — Das Alles thun
Wir denen auch, die uns ganz ferne stehn,
Und ihrem Rang! Doch hier ist etwas mehr,
Was Bess'res — wen'ger ird'sch — mehr vom Himmel —
Die Liebe nennt kein Wort! — Sie wehet in uns
Von selbst fast jene achtungsvolle Neigung
Mit Kniebeugung, ob auch kein Glied sich biegt,
Mit stetem Hinblick, ewig regem Trieb
Die Wünsche zu errathen! — 's ist Verehrung —
Ob auch die Lippe stumm, kein Aug' sich hebt,
Die Hand sich nicht geregt — gleich dem, das droben
Im Himmel wohnt — die Seele! O wie lieb' den Vater ich!
Das Wort: „Mehr als mein Leben!" sagt ja nichts.
'S ist fein, und 's ist ein Athemzug — nichts mehr!
Doch für ihn dienen, betteln, hungern — Alles,
Den liebsten Lebenswunsch ihm aufzuopfern —
Ich wüd' es, Esther, ja — im Augenblick!
Ich dächte nicht mehr dran! — Weißt du es noch,
Einst war ich bös mit dir? Ich war ein Kind
Von nicht zehn Jahren — erinnerst du dich nicht?
Eins seiner Haare hatte ich gefunden —
Ein langes weißes Haar,
Und wie 'nen Schatz wollt' ich's bewahren;
Doch schalt'st du mich deßhalb und nahmst es mir,
Und warfst es in das Feuer — mich zu halten
Bedurft' es deiner ganzen Kraft. Gewiß,
Ich hätte meine Hand verbrannt, um es,
Das Haar von meinem Vater mir zu retten!
Das heißt den Vater lieben!

Esther.

Heißt es das,
Dann weiß ich nicht, was anders lieben heißt.

Marta.

Du konntest keinen, sagt' ich's nicht zuvor?
Doch meiner war mir doppelt Vater — das heißt,
Er war mir Vater und zugleich auch Mutter.
Ich kannte meine Mutter nicht, doch, Esther,
Ich hätte sie geliebt, innig geliebt — gewiß.
Mein Vater aber — war mir Amme, Lehrer
Und Spielgenoss', Gefährte und auch Vater!
Denk, Esther! Spielgenoß! Ein solcher Mann
Um meinetwillen selbst zum Kind zu werden,
Da, glaub' ich fast, da ruht der Liebe Wurzel,
Am tiefsten da! — Er spielen wie ein Kind —
Mit seinem weißen Haar — Sieh jedes einzle
Teägt in sich Seel' und Herz — für mich, Esther!
O lache nicht! — Du sagst ja selbst, du weißt nicht
Was einen Vater lieben heißt.

M. . e.

Die Platzregen.

(Fortsetzung.)

Ich unterbrach Hrn. Nivre, um ihn auf eine Frau aufmerksam zu machen, welche vorüber ging, allerliebst gekleidet, mit einem italienischen Strohhut, einem croisirten Foulardkleid, schwarzer Mantille. „Sehen Sie," sagte ich, „das ist eine Frau von vollendeter Feinheit, von vollkommenster Eleganz." Herr Nivre sah über die Achsel hin und antwortete mir mit dem Ausdruck der Verachtung: „Pah! sehen Sie doch, mein Lieber, Holzschuhe!" — „Das ist wahr." — „Holzschuhe zu einer solchen Toilette, das ist schimpflich; das ist die Eitelkeit in der Armuth; das ist eine Frau, welche ihrem Mann und ihren Kindern ihre Bedürfnisse einschränkt und beschneidet, um so gut gekleidet zu seyn wie eine Notarsfrau, die sechsmal so viel Vermögen hat. Wenn die arme Modistin Socken gehabt hätte, das wäre schön und anständig gewesen, hätte Sparsamkeit und Ordnung verrathen, und Ehrbarkeit; aber eine elegante Frau in Holzschuhen, das läßt mich mit gutem Recht auf alle möglichen, widrigen Fehler bei dieser Frau schließen: auf Herzlosigkeit, Eitelkeit, Egoismus und Geiz." — „Sie gehen weit," sagte ich, „vielleicht ist es nur Mangel an Geschmack." — „Nein," antwortete er, „die übrige Toilette ist zu harmonisch, als daß es Mangel an Geschmack seyn könnte; diese Frau wird ihre Holzschuhe beim Portier des Hauses stehen lassen, in das sie geht, und in all ihrem Glanz hinaufsteigen, um ihr Kleid, ihren Hut und ihre Mantille einen Besuch machen zu lassen; denn nicht sie macht den Besuch, sondern ihr Putz. Gewiß würde sie manchmal, heute zum Beispiel, zu Hause bleiben, wenn sie statt ihrer eine Puppe mit ihrer Mantille, ihrem Kleid und ihrem Hut schicken könnte." — „Wenigstens könnte sie einen Tag abwarten, wo es nicht regnete." — „Warten! Sie sind nicht klug, mein lieber Herr! diese Frau hat Freundinnen, die sich ohne Zweifel auf morgen, Sonntag, ein neues Kleid, eine neue Mantille, einen neuen Hut versprechen; kommt sie erst nachher, so heißt es: Sie haben einen Hut wie ich. Aber so ist sie die erste und man muß sagen: ich bekomme ein Kleid wie Sie, eine Mantille wie Sie. So hat sie denn entschieden über Hut und Kleid, sie hat den Anstoß gegeben, man ist ihr gefolgt, man ahmt sie nach, copirt sie, ist vielleicht eifersüchtig

auf sie. Welcher Triumph! deßwegen hat sie dem Gewitter getrotzt! deßwegen hat sie ihre Seele entblößt, indem sie diese verrätherischen Holzschuhe anzog. Ach, mein Lieber, Sie verstehen die Frauen nicht!" — „Und Sie haben das alles aus den Holzschuhen errathen?" — „Newton hat das Gravitationssystem an einem Apfel entdeckt." — „Aber wenn es ein ernster Zweck war, der sie zum Ausgehen veranlaßte?" — „Man geht um eines ehrenhaften oder edeln Zwecks willen nicht in solcher Toilette und in Holzschuhen aus." — „Die Unterscheidung kommt mir seltsam vor." —

„Sehen Sie, sehen Sie," rief Herr Nivre, „das da kann sie erklären. Sehen Sie dort eine Frau in vollem Staat. Bewundern Sie diese Frau, sie geht schnellen Schrittes ohne Schutz dahin im Regen, der auf sie herabgießt. Die weißen Federn ihres Huts beugen sich unter dem Wasser, von dem sie triefen; sie läßt ihr Kleid von geflickter Mousseline nachschleppen, ohne es schonend aufzuheben. Sie ist ausgegangen mit einem Sonnenschirm, der einen Knauf von Onyx hat, und mag ihn nicht einmal aufspannen gegen den Regen, weil sie ihn mitgenommen zum Schutz gegen die Sonne, um ihr Gesicht, nicht um ihre Kleider zu schützen; sie geht dahin mit festem Schritt und setzt den Fuß mit der ganzen Sohle auf, obgleich sie Schuhe von peau de mouche anhat, und ihre zarten und kleinen Füße so arg naß macht. Nun! diese Frau ist ausgegangen von einem Interesse des Herzens getrieben, das ist außer Zweifel. Diese Frau muß wohl schön seyn."

Sie war es in der That, denn in dem Augenblick, wo Herr Nivre so sprach, hob sie das Haupt auf, das sie bisher gesenkt gehabt. Sie sah nach der Nummer des Hauses, wo wir waren, und trat rasch ein. Sie blieb vor dem Stübchen des Thürhüters stehen und sagte mit schwacher Stimme: „Hr. von Neldy;" der Thürhüter sprang aus seinem Stübchen hervor. „Er ist nicht da, Madame. Die Frau blieb stehen. „Er ist ausgegangen?" sagte sie. „Er ist aufs Land gereist." — „Abgereist! seit wann?" — „Seit einer Stunde." — „Und wohin ist er aufs Land gereist?" — „Er hat es uns nicht gesagt." — Die Frau blieb unbeweglich stehen. Sie sah sich mit einem hastigen Blick um, und bemerkte, daß rechts und links vom Eingang große Treppen waren, welche in das gewaltige Haus führten, wo wir waren. Ihr Blick fiel endlich auf uns; sie sah sich beobachtet und führte die Hand an den Hut, um einen Schleier herunterzuziehen, der nicht daran war. Dann zog sie leicht die Lippen zusammen und entfernte sich eilig, ohne dem Thürhüter weitere Fragen vorzulegen, schlug wieder den Weg ein, auf dem sie gekommen und entfernte sich rasch.

„Nun!" sagte Herr Nivre, „habe ich recht vermuthet? diese Frau suchte ihren Geliebten." — „Sie haben, glaub' ich, gesagt, sie sey ausgegangen in einer ehrenhaften oder edeln Absicht." — „Sie ist ausgegangen von einem Interesse der Liebe getrieben; ein Interesse der Liebe ist immer edel bei einer Frau, weil dabei eine Gefahr ist; und für diese Frau ist, was sie thut, wirklich gefährlich." — „Sie kennen sie also?" — „Ich sage Ihnen, es ist gefährlich für sie. In Wahrheit, diese Frau hatte Taschen an ihrem Kleide." — „Wie?" — „Mein lieber Freund, die Hälfte der Skandale unter dem Kaiserreich und der Republik rührten von der Unterdrückung der Taschen her. Die Taschen an einem Kleide sind das Asyl, das Heiligthum der Geheimnisse, die in der Schiedlade einer Commode schlecht verwahrt sind. Eine Frau ohne Taschen legt einen Augenblick ein Billet auf ein Meuble; ein ganz gewöhnlicher Zufall überrascht sie und das liegengelassene Billet kann sie zu Grunde richten. Eine Frau, welche Taschen hat, verbirgt das Billet, sobald es gelesen ist. Wohin soll eine Frau den Brief thun, den sie keinem Dienstboten anvertrauen mag und den nur sie in Person in die Stadtpost werfen kann, wenn sie einen solchen Mann hat, der die Toilette seiner Frau beim Ausgehen Falte für Falte mustert? nur die Tasche kann sie retten. Wenn eine Frau Taschen hat, vergißt sie nicht den Schlüssel ihrer Schatulle zu verbergen oder ihn recht zu verwahren; sie steckt ihn ein; sie setzt nicht durch die Vergeßlichkeit einer Minute die immerwährende Ruhe ihrer Ehe aufs Spiel. Die Wiedereinführung der Taschen raubt den Advocaten die Hälfte der Scheidungsprozesse. Gewiß, die Taschen sind das Allermoralischste auf der Welt." — „Mir aber scheint, nach dem was Sie sagen, daß sie das Allerunmoralischste sind." — „Mein guter Freund, ich bin kein Tartuffe, aber ich glaube, daß in dieser Welt die Immoralität hauptsächlich im Skandal besteht;*) übrigens hat die Tasche auch ihre reelle Moralität; sie macht es der Frau möglich, wieder die Oberaufsicht zu übernehmen, welche die Unterdrückung ihr genommen hatte. Die Schatulle, welche die zärtlichen Billets einschließt, kann ja auch die Schlüssel des Magazins, des Kellers, des Leinwandschranks enthalten, und das Schlüsselchen, das die Frau in ihre Tasche steckt, hält zugleich die Verschleuderung und den Diebstahl im Hauswesen, die Ursachen von so vielem Unheil, im Gewahrsam." — „Sie haben wunderbare Argumentationen. Also, weil diese Frau Taschen hat, glauben Sie, sie setze sich Gefahren aus; in jedem Fall scheint sie mir sich wenig davor zu fürchten, denn eine Frau, die so keck zu einem Mann kommt..." — „Es ist das erste Mal, daß sie hiehergekommt." — „Meinen Sie?" — „Sie haben also nicht bemerkt, daß sie die Hausnummer suchte. Sie haben nicht gesehen, welchen Blick sie auf dieß Thor warf. Diese Frau argwohnte, man betrüge sie. Sie wäre gern zu Hrn. von Neldy hinaufgegangen, aber sie wußte nicht, welche Treppe einschlagen; und obwohl entschlossen genug, um ihn aufzusuchen, hebte doch ihr Zartgefühl zurück vor der Nothwendigkeit, einen Thürhüter zu fragen, welches der Weg zu ihm sey. Darunter liegt eine ganze, ernste Geschichte."

Während Hr. Nivre so sprach, fuhr ein Wagen schnell vorbei; eine Frau, welche allein darin saß, beugte sich vor, um nach dem Thor zu sehen, wo wir uns befanden; sie war es. „Sehen Sie," begann wieder Hr. Nivre, „der Kutscher ist naß und der Läufer ist es nicht. Die Frau hat ihren Wagen vor

*) Dieß scheint in der That die Ansicht einer Menge von Franzosen zu seyn; freilich eine seltsame Basis für ein System der Sittlichkeit! A. d. R.

einem bedeckten Gang halten lassen, wo ihr Bijoutier oder Parfumeur wohnt, und der Läufer hat sich vor dem Regen schützen können. Das zeigt Ihnen, wozu die bedeckten Gänge gut sind: am einen Ende hinein und am andern herauszugehen, während die Leute glauben, man kaufe Bänder oder Schmucksachen. Das beweist mir, daß diese Frau Gewandtheit und Umsicht hat. Daher muß die Leidenschaft, die sie beherrscht, sehr heftig seyn, daß sie sich entschlossen hat, sich so durchnässen zu lassen und in einem solchen Zustand nach Haus zurückzukehren. Diese Geschichte interessirt mich." In lebhafter Aufregung der Neugierde bog sich Hr. Nivre vor, als könnte er noch den schon lang dahingerollten Wagen erblicken.

„Ich wußte es wohl!" rief er; „dort hält sie an der Straßenecke, dort unten. Das wird ernsthaft; es liegt ein Drama in dieser Leidenschaft."

Wie Hr. Nivre mit Lebhaftigkeit den Kopf unter dem Kutschenthor hervorstreckte, wäre ihm beinah das Auge ausgestochen worden von dem Schirm eines Herrn, der auf den Zehenspitzen dahin eilte, und unter beiden Armen die Schöße seines hinaufgeschlagnen schwarzen Rockes hielt. „Der Ungeschickte!" rief ich. Der hinaufgeschlagne schwarze Rock eilte vorbei, ohne uns zu beachten und Hr. Nivre antwortete: „Zürnen Sie ihm nicht; dieser Mensch ist unglücklich genug. Gewiß ist es ein Commis, der bei seinem Principal zu Mittag speisen soll. Er ist von Haus weggegangen, um zur schicklichen Stunde und in einem tugendsamen, hübschen Aufzug anzukommen. Er ist vom Regen überrascht worden; er hat gehofft, es werde die Sache von ein paar Augenblicken seyn und hat sich wie wir unter ein Kutschenthor geflüchtet. Aber das Gewitter hat zu lange gedauert, die Stunde ist verflossen unter täuschendem Warten von Minute zu Minute. Dieser Mensch hat eine halbe Stunde darüber verloren, abwechselnd den Himmel und seine Stiefel zu betrachten, und am Ende hat er einen verzweifelten Entschluß fassen müssen. Er hat die Handschuhe ausgezogen, die Schöße seines Rocks heraufgenommen und schreitet auf den Zehenspitzen dahin, obgleich Sie wohl sehen können daß er Hühneraugen hat, die ihm fürchterliche Schmerzen machen. Er wird zu spät, er wird beschmutzt ankommen; dieser Mensch wird es zu nichts bringen."

Das Getöse von Pferdehufen unterbrach Hrn. Nivre. Wir schauten in den Hof, und wir sahen die Thüren einer verschlossenen Remise sich öffnen, wo ein Groom ein Cabriolet angespannt hatte. Ein noch junger und sehr schöner Mann stieg in das Cabriolet und ergriff die Zügel, um hier auszufahren. Wir drückten uns auf die Seite, um ihm Platz zu machen, als der Thürhüter vortrat, und das Cabriolet halten machte durch den Ruf: „Herr von Neldy!" Der Fashionable beugte sich aus dem Fuhrwerk heraus, und der Thürhüter sprach ganz leise zu ihm. Hr. Nivre stieß mich mit dem Ellbogen und sah mich mit triumphirendem Lächeln an. Hr. von Neldy machte ein verdrießliches Gesicht und versetzte seinem Pferd einen Peitschenhieb, daß es sich bäumte und uns beinahe niedergerannt hätte. Wir verließen das Kutschenthor und der Dandy fuhr hinaus. Er fuhr dem Wagen zu, aber kaum war er desselben ansichtig geworden, als er mit seinem Cabriolet umlenkte und im schnellsten Schritt seines Pferdes sich entfernte, dessen zugleich heftiger und dabei zurückgehaltner Trott von dem Zorn seines Herrn zeugte, der ihm mit dem Zügel das Maul zerriß und es mit der Peitsche antrieb. Alle großen Leidenschaften sind inconsequent!

Hr. von Neldy war gesehen worden, denn der Wagen entfernte sich beinahe im selben Augenblick. „Das ist eine Frau, die man verläßt," sagte Hr. Nivre zu mir, „eine Frau von dreißig Jahren, wie Sie selbst haben urtheilen können; und ein Mann, der nicht weniger als acht und dreißig zählt, behandelt sie mit einer Brutalität, die man sonst nur bei großer Jugend findet. Es ist ein Geheimniß bei diesem Verhältniß, das ich nicht ergründen kann. Uebrigens haben Sie die Chiffre des Wagens bemerken müssen, ein F und ein D ohne sonstiges Wappen, nicht einmal ein Ehrenkreuz. Ein Wagen und eine Livrei von solchem Luxus mit einer einfachen Chiffre! Ich habe mich getäuscht; diese Frau hat keinen Gemahl; es ist ihr Wagen, in dem sie fährt; ich muß wissen, wer diese Frau ist; ich muß die Geschichte ihrer Liebe mit diesem Hrn. von Neldy erfahren." — „Wollen Sie den Thürhüter um ihren Namen befragen?" — „Ei was!" antwortete Hr. Nivre, „das ist die Auskunft eines Polizeidieners, die Sie mir da vorschlagen. Nein, nein; ich werde Alles erfahren, aber auf anständige, meiner würdige Weise." — „Ei!" sagte ich zu ihm, „wenn Sie es erfahren, haben Sie doch die Güte es mir mitzutheilen, ich will dann eine Novelle daraus machen." — „Sie haben Recht," versetzte Hr. Nivre, „und als Exposition geben Sie unsre Unterhaltung unter dem Kutschenthore." — „Das scheint mir ein wenig gemein, und ist ein ganz gewöhnlicher Zufall." — „Mein guter Freund," sagte Hr. Nivre, indem er mir die Hand drückte und mich mit einer ziemlich spöttischen Miene ansah, „seit die Helden der modernen Romane alle so ganz absonderliche Abenteuer haben, gibt es nichts so Ausgezeichnetes, als solche Vorfälle, die einem Jeden begegnen können. Erzählen Sie dieß! Sie werden wenige Nebenbuhler haben."

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 79.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

8 Julius 1840.

Das neuere französische Drama.

Von J. Duerberg. *)

Die neuere französische Dichterschule schreibt Dramen, keine Tragödien. Der Name thut im Grunde nichts zur Sache, indeß ist hier im Namen ein vollständiges poetisches Glaubensbekenntniß; er bezeichnet einen gänzlichen Umschwung in der Theorie, der nur nach hartnäckigem Kampfe errungen wurde, daher die Uebermacht des heutigen französischen Dramas. Es erkennt keine Regel an, kein Gesetz, kein Princip und keine Autorität: es spottet der Tradition und der Meister; es ist, weil es ist und glaubt an sich, wie an eine unfehlbare Macht; es braucht alle Farben und schlägt alle Töne an, und trotzt aller Kritik und ist doch durchaus kritischer Natur. Das heutige französische Drama studirt und analysirt und combinirt ohne Rast: es ist bedeckt mit Bücherstaub und schleppt sich mit den Skeletten aller Bühnenstücke herum, deren es habhaft werden kann, und rafft zusammen aus Süden und Norden, was ihm unter die Hände fällt: spanische Farbenpracht und spanische Verwicklung der Intrigue und Durchkreuzung der Episoden, ohne die Verschlagenheit des Volks, ohne die Gluth des Himmels, den Humor und die Schwermuth des Britten, ohne ihren Nebel, ohne ihr abgeschiedenes Leben und ihren kecken Witz. Uns Deutschen sucht es das mühselige Versenken in die Schauernacht philosophischer Fragen nachzumachen, um die sich die Nation nicht kümmert: sie lebt sorglos dazwischen hin, ohne sie nur zu sehen. Dem Franzosen wächst die Gegenwart von allen Seiten so hoch über den Kopf, daß er nicht vor sich und nicht hinter sich blicken kann. Es ist ein Gewirre, ein Drängen, ein Durcheinanderschlagen von Ideen, Motiven und Farben und Formen. Die Grundidee fehlt, die verworrenen Elemente in feste Gränzen zusammenzuziehen, weil eben die ganze Reform von außen her begann. Schwerlich wird es gelingen, so viele feindselige Kräfte zu versöhnen. Hierin steht das Drama der ältern Tragödie weit nach, die sich mit heiterer Ruhe in ihrem engen Kreise bewegt. Doch hat es das Kunstgebiet erweitert und regt tiefer und mächtiger auf.

Die alte französische Tragödie spielte in der Residenz, bei Hofe, für den Hof, im Hofcostume: sie stand im Solde des Königs. Die Sociétaires des théâtre français nennen sich noch heute: Les Comédiens ordinaires du Roi. Das Materielle der Handlung wird bei Seite geschoben: das Volk kommt nicht zum Vorscheln, so wenig als in der Geschichte; kaum hört man es zu Zeiten an der Thüre lärmen. Die Handlung überschreitet nie die Gränzen des Palastes; sie hat keine andern Zeugen als die Vertrauten und ein Dutzend Trabanten. Der Held liebt die Prinzessin, die Prinzessin liebt oder haßt den Helden; Nebenbuhler und Nebenbuhlerin fehlen nicht. Und woher der Haß und woher die Liebe, und wie die Leute sich ängstigen und abmartern und hoffen und entsagen und verzweifeln, und wie der Haß und die Liebe steigen und fallen und wieder wachsen und lichterloh auflodern, daß die Prinzessin oder der Held oder der Nebenbuhler in der Feuersbrunst darauf gehen; das wird mit subtilem Scharfsinne zergliedert, und in schöne Verse gesetzt, und eine epische Prachterzählung der Katastrophe schließt das Ganze, wie ein Feuerwerk mit dem Bouquet endigt. Bei Corneille ist es öfter auf die Eroberung einer Krone oder eines Reiches abgesehen, als eines Herzens, daher vermißt man bei ihm das Volk am meisten. In den Liebeshändeln der Heroen hat das nichts zu thun; aber einen politischen Menschen kann ich ohne seine Nation, ohne seine Zeit nicht verstehen. Was ist Cäsar ohne das Heer? Cicero ohne das Forum? Pompejus ohne die Patricier? Und was sind die Patricier und das Heer und das Forum ohne die Götter, und ohne die Formen und ohne das Leben im Innersten des Hauses?

Auch das ältere französische Lustspiel schildert oft nur abstracte Thorheiten, wie das Trauerspiel abstracte Leidenschaften. Man weiß nicht recht was Geronte und Eraste und Valère und Orgon für Leute sind, welches Gewerbe sie treiben oder

*) Die Aufsätze über Ruy-Blas und La Popularité, sind von demselben Verfasser.

welchem Stande sie angehören, welche geistige Interessen ihre Zeit bewegen; selbst die Namen sind nicht französisch und der eigentliche Schauplatz läßt sich zuweilen nicht wohl ermitteln. Indeß hängt das Alles mit der dramatischen Person zusammen und wirft auf ihre Lächerlichkeiten wesentliche Schattirungen. So viel wir uns zu entsinnen wissen, schildert Molière nur Marquis und Aerzte oder Apotheker. Die übrigen Personen sind meist bloß Menschen im Allgemeinen, personificirte Gebrechen und Narrheiten.

Die Tragödie, die immer nur zu den Großen spricht, muß natürlich eine vornehme, geputzte Sprache reden. Das Gemeine in der äußern Erscheinung hat in den hohen Regionen nicht Zutritt. Die blitzenden Metapherkränze, das flimmernde Goldbrocat der Elocution ziemen der französischen Tragödie, wie die Schlepprobe der Hofdame. Hätte auch Racine den Shakspeare gekannt, er würde ihn wenig haben benutzen können; er würde sich nach wie vor haben an die Griechen halten müssen; hier fand er was er brauchte, Maaß und Würde, edle Bilder mit voller aber milder Beleuchtung, mit Einem Worte das Schöne, das die Klage zum Wohllaut macht und den Schmerz zum Genuß. Um Racine ganz zu verstehen, muß man Versailles gesehen haben; die Prunksäle werden noch heute nach griechischen Gottheiten benannt; hier der Saal der Hercules, dort der Saal der Venus; zwischen den Platanen und der Tarussäulen wimmelt es von Nymphen und Faunen; Versailles ist ein zweiter Olymp, wohin sich die Götter Griechenlands geflüchtet, und man begreift gar nicht, wozu die schöne Schloßkirche und warum man zur Messe läuten hört; das aber ist ein Unglück, daß, weil Racine so Herrliches fand in den Alten, alle Poeten nach ihm über die Alten herstürzten; daß, nachdem aus der Castalischen Quelle der Krystall ausgeschöpft war, die Poeten im Schlamme wühlten. Die Spolien*) der Griechen und Römer überlieferte man sich fast zwei Jahrhunderte lang von Generation zu Generation, und die letzten Erben mußten sich damit begnügen, den verschlossenen Plunder auszubessern und herzustellen, so gut es sich thun ließ, bis sie sich dann zuletzt der Maskerade schamten und sie den Kritikern an den Kopf warfen. Ideen und Sitten und Gefühle, von denen uns Jahrtausende scheiden, blieben die Grundlage der französischen Kunst, und der Pariser Parnaß war ein steriler Schutthaufen von Trümmern der römischen und griechischen Civilisation.

Die Form der Tragödie ließ Voltaire im Wesentlichen unverändert, Voltaire rüttelte sonst an Allem und stürzte und zerstörte gar Vieles; in die drei Einheiten fügte er sich willig. Das Warum und wozu, das sich ihm bei Allem aufdrängte, blieb hier aus: nicht weil es hieß, die Regeln stünden im Aristoteles, sondern weil das Zeitalter Ludwigs XIV daran geglaubt hatte, das große Jahrhundert, das eben untergegangen war, und dessen lange Abendröthe tief in Voltaire's Leben und Geist hineinleuchtete. Auch hatte Racine's keusche Schönheit den Sänger der Pucelle besiegt. Unter den Strahlen dieses Genius, der ruhig, groß in gleichmäßigem Glanze vorüberschwebt wie der Sonnengott, ließ der harte, sarkastische, tückische Mann wunderherrliche Melodien ertönen, wie der steinerne Riese am Nil singt, wenn ihn die Aurora berührt. Auch die Voltaire'sche Tragödie verläßt die Schlösser der Fürsten noch nicht, aber sie nimmt eine andere Haltung an: sie schmeichelt und huldigt nicht mehr, und will nicht bloß mehr sich zum Zeitvertreib hergeben und gleich einer Tänzerin ihre Reize und Kunst zur Beinstigung des Gebieters zeigen; sie zürnt und droht und sacht aufrührerische Leidenschaften an und macht sich durch jene famosen Maximen furchtbar, die freilich heutzutage veraltet sind, nachdem man sie durch die Clubs und die Schulstuben geschleppt und durch Blut und Straßenkoth, die aber damals Staunen und Schrecken erregten; es waren die ersten Blitze des Gewitters, das später über die Monarchie losbrach und sich kaum zu unseren Zeiten verzogen, so daß es von Zeit zu Zeit noch in der Ferne rollend widerhallt und wetterleuchtet.

Voltaire hatte den Shakspeare aus London mitgebracht und stellte ihn seinen Landsleuten mit französischer Artigkeit vor. Später, als ihm der Britte gefährlich geworden, wurde Voltaire unartig und grob, und wollte nichts mehr von dem Wundermanne wissen und schalt ihn einen betrunkenen Wilden. Shakspeare hatte indeß eifrige Anbeter gefunden, die aber gegen Voltaire nicht viel ausrichten konnten. La Motte hatte sich über die drei Einheiten und nicht ohne Witz, lustig gemacht; aber er schrieb Oden in Prose, das machte seine literarischen Lehren verdächtig. Diderot ging zu sehr in die Tiefe um weit hin zu wirken; auch schrieb er Dramen in Prose, bürgerliche Dramen, ohne Poesie, sie verhalten sich zu den alten Tragödien, wie die Familienscenen von Greuze zu den Plafonds von Lebrun zu Versailles.

Beaumarchais machte aus den Dramen ein Libell. Für Voltaire war die Bühne eine Arene gewesen, wo er für geistige Freiheit gekämpft; so hoch wollte Beaumarchais nicht hinaus, er war im Grunde nur ein geistreicher Intrigant. In der großen Welt war seine Eigenliebe verletzt worden: der vormalige Uhrmachergeselle rächte sich in seinen Dramen an dem Uebermuthe der Adeligen, die ihn mißhandelt. Um die Kunst ist es ihm wenig zu thun. Der Styl ist holpericht, uncorrect; er funkelt vor Zorn; die Farben glimmen an von heißer Galle; er schillert wie eine Natter die auf ihre Beute losschießt. Schon bei Voltaire ist das Ringen nach Vollendung der Form weit schwächer als bei Racine; dieser wollte nur poetisch genießen und dichtete für ein Publicum, das gleichfalls nichts Anderes wollte, und er erging sich in aller Unschuld in den Hainen des Parnasses und stickte seiner Muse emsig die reichsten Gewänder. Voltaire hatte dazu nicht Zeit, ihn drängten andere Interessen; das Dichten war für ihn nur ein Mittel mehr, er hatte nicht Zeit auszuschneiden und zu jäten und es blieb manches Mangelhafte stehen, und an dem sonst so feinen und glänzenden Gewebe seiner Diction stoßt man hie und da auf widerhaarige Stellen und struppige Ausdrücke. Am Ende interessiren dergleichen doch nur die Rhetoren von Profession, und

*) Et lui qui vient ici régenter le Parnasse
N'est qu'un gueux revêtu des dépouilles d'Horace (Boileau).

man hat die kleinen Flecken dem großen Dichter zu hoch angerechnet.

Figaro's Hochzeit that der alten französischen Monarchie ungeheuren Schaden. Ludwig XVI hatte das Manuscript lange in Händen gehabt, nur nach langer Ueberlegung gestattete er die Aufführung: vielleicht besorgte er, das Verbot werde das Stück nur verderblicher machen. Es war so weit mit dem Throne gekommen, daß er nichts mehr zu seiner Sicherheit thun konnte, als was ihm noch größere Gefahr brachte denn das resignirte Geschehenlassen.

(Schluß folgt.)

Die Platzregen.

(Fortsetzung.)

Acht Tage nach unsrer Begegnung schrieb mir Hr. Nivre folgenden Brief:

„Mein Herr!

Ich hatte mich gerühmt, Ihnen bald die Erklärung der Scene geben zu können, deren Zeugen wir neulich gewesen; zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich meinem Scharfblick zu viel zugetraut hatte. Vielleicht wäre es mir bei einiger Beharrlichkeit möglich gewesen, mein Versprechen zu halten, aber was ich vom Helden des Abenteuers erfahren, hat mich von weitern Nachforschungen abgeschreckt. Hr. von Neldy ist der Sohn eines sehr reichen Edelmanns von Maine. Sein Vater, ein Mann vom alten Hof, erzog seinen Sohn in einer für unsre Epoche ganz unpassenden Weise. Er brachte ihm bei, die Achtung vor den Frauen sey die erste Eigenschaft eines Mannes von Herz und Ehre. Der alte Marquis sagte seinem Sohn, er brauche vor keinem Mann auf der Welt, außer dem König, den Hut abzunehmen, aber mit der geringsten Bürgersfrau müsse er mit abgenommenem Hut sprechen; er hatte dabei nur eine Theorie der Höflichkeit im Auge, welche seinen exclusiven Ideen in Betreff des Adels keinen Eintrag that. Und in der That, als Georges sich in die Tochter eines sehr reichen Bleicheninhabers in der Gegend von Laval verliebte, da widersetzte sich der Marquis nicht bloß der Ehe — der Ausdruck wäre zu gelind — nein! er wies diese Verbindung als einen Gräuel zurück. Georges ward darüber so erbittert, daß sein Vater beschloß ihn reisen zu lassen, bis er erführe, daß das Mädchen verheirathet sey.

Indeß hatte die adelige Erziehung des Marquis aus seinem Sohn ein ziemlich unbedeutendes Individuum gemacht; die übertriebnen Ansichten, welche Hr. von Neldy von den Vorrechten des Adels beibehalten hatte, machten den jungen Mann, als Vertreter einer hohen socialen Stellung, zu einer völligen Null. Für Hr. von Neldy den Vater gab es nur Eine ehrenhafte Laufbahn: die der Waffen. Aber er konnte sich in die neuen Einrichtungen nicht fügen, nach welchen sein Sohn unten anfangen, Prüfungen bestehen und mit Bürgerlichen concurriren mußte; und so blieb sein Sohn ganz in der Provinz auf seinem Schloß, ehe er sich jenen Erniedrigungen aussetzen durfte. Bei den alten Töchtern des Landadels galt er für einen jungen Mann von guten Sitten; bei den hübschen Mädchen vom Volk für einen großen Gecken, und bei den jungen elegenten Frauen und Mädchen seines Kreises für einen hübschen, sehr sentimentalen aber sehr ungefährlichen Jungen — der dummste Ruf, in dem ein Mann stehen kann.

Georges' Ablehnung mehrerer sehr vortheilhafter Heirathen ließ den alten Marquis glauben, sein Sohn habe seine erste Leidenschaft noch nicht überwunden; um ihn herauszureißen, beschloß er, ihn in die Diplomatie zu werfen, wo ein großer Name und Reichthum noch etwas gälten, und brachte ihn im Mai 1830 nach Paris. Er erreichte seinen Zweck; Georges sollte Frankreich verlassen, als die Julusrevolution ausbrach. Der Zorn über dieß Ereigniß legte den alten Marquis ins Grab. Auf seinem Sterbebette zeichnete er seinem Sohn seine Handlungsweise vor und verschied im festen Glauben, in seinem Sohn dem Bürgerkrieg einen Helden vermacht zu haben. Aber es war schon zu spät; Georges war schon von andern Lehren angesteckt. Er war zuerst von den jungen Leuten seiner Gesellschaft wegen seiner Unerfahrenheit angestaunt und verspottet worden. Er merkte dieß endlich, und ein paar tüchtige Degenstöße, die er den Spöttern zutheilte, gewannen ihm gar aufrichtige Freunde, die es sich zur Ehre rechneten, ihn aus seiner Einfalt zu ziehen. Man fragte ihn, wie viel Geliebten er gehabt, und da er, dreißig Jahre alt, nur erst ein paar sehr triviale Abenteuer gehabt, wollte man ihm behülflich seyn, die verlorne Zeit wieder hereinzubringen. Zu dem Behufe öffnete man ihm die Zugänge einer ziemlich schlechten Welt, warnte ihn jedoch, sich durch keine Betheurungen und Schwüre von Tugend und Liebe fangen zu lassen. Georges, wie Alle, die spät ein schlechtes Leben anfangen, übertrieb seine Thorheiten. Mitten unter seine Excesse fiel der Tod seines Vaters. Kaum ein paar Tage lebte er, des Anstands wegen, etwas eingezogen; nach vierzehn Tagen schon begann er das lustige Leben eines reichen Erben, und nach Jahresfrist war er einer der schönen Dandies, welche den Boulevard de Gand mit ihren hübschen Personen und das Gehölz von Boulogne mit ihren Pferden anfüllen. Jetzt hält er außer seinen Equipagen zwei Rennpferde, ist aufs prächtigste meublirt, ist Genosse eines Clubs, wo man Whist spielt, die Marke zu fünf Franks, lorgnettirt die Frauen im Schauspiel mit der ungeheuersten Doppelbrille und auf der Promenade mit dem allerkleinsten Gucker, macht bei seinem Handschuhlieferanten jährlich eine Rechnung von tausend Thalern, putzt beinahe das ganze Balletcorps, und doch, so sagt mir mein Neffe Jules de Cambresson, der auch zu diesem Kreis gehört, und den jungen Neldy hat bilden helfen, doch ist Georges nur ein unächtes Exemplar von einem Dandy. Er ist immer auf dem Punkt, aus dem alltäglichsten Abenteuer eine Leidenschaft zu machen, und sieht sich dann genöthigt, auf eine gewaltsame Art zu brechen, wodurch er in den Ruf einer Brutalität gekommen, den er eigentlich nicht verdient; dieß hat ihn innerlich sehr mißtrauisch und nach außen sehr trotzig gemacht. Er ist ein unre-

gelmäßiges Geschöpf, wird nie mehr ein rechtlicher Mann von guten Sitten werden und hat es nicht einmal zu einem frauken und tüchtigen Taugenichts gebracht. —

Dieß Alles wird Ihnen vielleicht den Vorfall unter dem Kutschenthor und die brutale Abweisung der schönen F. D. begreiflich machen; aber nichts macht mir und meinem Neffen das elegante Wesen dieser Frau erklärlich. Wie sich auch Jules besann, er kam auf Niemand, der der Schilderung entsprochen hätte, welche ich ihm entwarf von der reizenden und edeln Dame, die sich mit solcher Unbefangenheit und Anmuth vom Regen durchnässen ließ. Wer sie auch sey, ich beklage sie; und ich nehme bei meiner Abreise von Paris das Bedauern mit mir, daß ich sie nicht entdecken konnte. Ich gehe für einige Wochen nach Fontainebleau, wohin mich der Verkauf eines Gutes ruft.

Graf Nivre."

Wenige Tage nach diesem Brief, der mir eigentlich wenig oder keinen Aufschluß gab, erhielt ich folgendes Billet:

„Mein Herr!

„Der Graf Nivre hat die Ehre, Sie von seiner Verbindung mit Madame Fanny Dauray, Wittwe, zu benachrichtigen. Sie sind gebeten, der Trauung beizuwohnen, welche den ..... um zwei Uhr in der Kirche St. Louis in Fontainebleau statt finden wird."

Ich hielt das Billet in der Hand und dachte über die Heirath nach. Hr. Nivre, sagte ich bei mir selbst, ist ein Mann, der ein großes Vermögen genießt, ohne es zu mißbrauchen, ein Mann, den man für geistreich, ausgezeichnet, für ein Original hält; ein solcher Mann muß wohl eine eigenthümliche Heirath machen. Ich sah das Billet an — die Anfangsbuchstaben des Namens der Braut fielen mir ins Auge — und plötzlich tauchte eine Erinnerung in mir auf; ich glaubte das F und D zu erkennen, und sie sagten mir besser als der ausgeschriebene Name, wer die Dame sey, welche Hr. Nivre heirathen wollte. Freilich hätte ich keiner Seele meine Vermuthung sagen mögen, aus Furcht mich lächerlich zu machen; aber ich machte mich sofort auf den Weg nach Fontainebleau, und eine halbe Stunde nach meiner Ankunft daselbst schlug es zwei Uhr und ich begab mich in die Kirche. Die Ceremonie hatte schon begonnen; das Brautpaar kniete und zwei junge Leute hielten über ihren Häuptern den Trauungsschleier. Der eine davon war Hr. von Neldy. Sie erhoben sich.. ich hatte mich nicht getäuscht, die Neuvermählte war die Frau, welche sich mit so viel Unbefangenheit und so guter Art hatte vom Regen durchnässen lassen. Ich fühlte mich unsäglich stolz und glücklich; ich war entzückt über mich selbst, so sehr, daß ich großmüthig wurde. Ich wollte mich entfernen, um nicht durch meine Anwesenheit Hrn. Nivre in Verlegenheit zu setzen; aber er bemerkte mich und lächelte mir boshaft zu. Im nächsten Augenblick kam der zweite junge Mann auf mich zu und lud mich im Namen seines Oheims zum Essen ein. „Ich nehme es mit Vergnügen an." — „Und mit Neugier, nicht wahr?" — „Wenn Sie Hr. Jules de Cambresson sind, werden Sie mein Erstaunen begreiflich finden." Er versprach mir Aufklärung; während dessen trat Hr. von Neldy zu uns, und sagte zu Jules in einem Ton, in welchem wahre Traurigkeit durchklang: „Jules, verlangt nicht mehr von mir; ich habe mich genug aufgeopfert," und mit erzwungner Leichtigkeit des Benehmens setzte er hinzu: „ich habe mich genug lächerlich machen lassen."

Jules sah ihn mit launiger Aufmerksamkeit an und sagte endlich: „Wohin geht Ihr?" — „Nach Paris." — „Ihr thut Unrecht; geht in die Provinz zurück und heirathet." Hr. von Neldy ward wieder ernst und nachdenklich und entfernte sich ohne zu antworten. Jules ergriff mich beim Arm und sagte: „dieser Mensch hätte heute auf zwei Arten triumphirend sich aus der Sache ziehen können, aber er erkannte keines von beiden Auskunftsmitteln und verfällt mit gesenktem Haupt ins Gemeine und Linkische. Er folge meinem Rath; das ist das Beste was er thun kann."

Er nahm mich dann in seinem Tilbury auf den Landsitz seines Oheims, wo das Essen seyn sollte; ich erwartete, er werde mich unterwegs aufklären, aber statt dessen schwatzte er in bester Laune von tausend gleichgültigen Dingen, bis wir in dem Schloß ankamen.

Während des Essens hatte ich Gelegenheit, die entzückenden Manieren der Frau von Nivre zu bewundern und mich zu passioniren für jene ehrbare und wohlanständige Koketterie, auf welche sich allein die ausgezeichneten Frauen verstehen, und die einem Mann sagt: es macht mir Freude, Ihnen zu beweisen, daß ich Geist, Lebensart, Feinheit und auch jenen verführerischen Reiz besitze, mit dem man, wenn man will, die Männer zu argen Dummheiten veranlaßt, aber daß ich das nicht will, weil ich etwas Besseres zu thun habe, als die Kokette zu spielen: eine entzückende und rechtschaffene Frau zu bleiben, die man liebt aber hochachtet. Ich hatte eine solche Freude an dieser Madame Nivre, ich fand sie so vollkommen an ihrem Platz neben ihrem Gatten, der sie mit stolzer Eitelkeit betrachtete, daß sich meine Neugier verlor. Ich fürchtete, eine unpassende Erläuterung möchte das holde Antlitz dieser weißen, reinen, heitern Frau trüben, und war entschlossen mich wegzuschleichen, als nach Beendigung der Mahlzeit Hr. Nivre den Dienern befahl, sich zu entfernen. Madame Nivre, welche sich bemühte zu lächeln, wurde roth und schlug die Augen nieder, und selbst die Stimme des Hrn. Nivre schien mir bewegt, als er das Wort ergriff und die Rede an mich richtete. Sein Neffe bemerkte es, und erbat sich von Hrn. und Madame Nivre, mir Alles erklären zu dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 80 u. 81.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

11 Julius 1840.

Die Geschichte von John Gilpin.

Von W. Cowper.

Im weltberühmten London einst
Joh Gilpin Büegee war,
Von gutem Namen und Credit,
Milizenhauptmann gar.

„Zweimal zehn lange Jahre schon," —
Zu ihm Frau Liebste sprach,
„Sind wir ein Paar, und sahen doch
„Noch keinen Feiertag.

„Die Hochzeit nun jähet morgen sich,
„Da woll'n wir in den Steanß
„Nach Edmonton; wenn man sich schickt,
„Reicht Eine Kutsche aus.

„Wir, meine Schwestee und ihr Kind,
„Ich selbst und unsee drei,
„Das füllt die Kutsche wohl, und du
„Mußt reiten nebenbei."

„„Von allen Weibern," sust er gleich,
„„Bet' ich nur eine an,
„„Und das bist du, mein theurer Schatz,
„„Und so werd' es gethan.

„„Als Leinwandhändlee kennt die Welt
„„Mich, und als Mann von Muth;
„„Mein Freund Tuchmacher leiht sein Pferd,
„„Wir stehen ja so gut.""

„Dein Plan ist recht," sagt Frau Gilpin,
„Doch theuer ist dee Wein,
„Drum nehmen wir von unserm mit,
„Der könnt' nicht heller seyn."

John Gilpin küßt sein liebes Weib,
Entzückt, daß er hier sieht,
Wie, denkt sie an Vergnügen gleich,
Doch sparsam ihe Gemüth.

Dee Morgen und die Kutsche kam,
Doch darf sie nicht vors Haus
Sonst scheeien alle Nachbaesleut'
Gewiß sie stolz sie aus.

Denn hielt die Kutsch' drei Häusee ab,
Wie alle waeen dein,
Sechs theure Seelen, vollee Lust
Zu fahr'n duech dick und dünn.

Die Peitsche klatscht, die Rädee gehn,
Nie gab's so feohe Leut';
Das Pflastee raschelte dazu,
Als wäee toll Cheapside.

John Gilpin, seinem Roß zue Seit',
Die Mähne schnell erfaßt,
Und schwingt sich auf, denn ihm peessiet's,
Und — wiedee ab, in Hast.

Denn kaum berühet' den Sattel ee,
Ganz fertig schon zu gehn,
So muß ee, wie das Haupt ee deeht,
Deei Kunden kommen sehn.

Drum flieg er ab; denn schmeezt ihn gleich
Dee Zeitveelust gar sehr,
Ein Geldveelust, das wußt' ee wohl,
Wüed' schmeezen ihn noch mehr.

Lang währet's; als endlich er nach Wunsch
Bedient die Kunden sah,
Schreit Betty noch die Stieg heeab:
„Der Wein ist ja noch da!"

„„Schwer' Noth,““ ruft er — „„dach bring' ihn, und
„„Die Lederkoppel auch,
„„Die ich zu meinem treuen Schwert
„„Beim Exerciren brauch'.““

Frau Gilpin hatte sorgsamlich
Zwei Steingut-Krüg' erwählt,
Damit darin der theure Saft
Sich gut und sicher hält.

Ein Ohr hat jeder Krug, durch das
Er nun die Koppel flicht,
Hängt einen Krug an jede Seit',
So hält's das Gleichgewicht.

Und drüber, daß vom Kopf zum Fuß
Er wohlgerüstet wär',
Wirft seinen rothen Mantel noch
Wohl ausgebürstet, er.

Seht nun, wie er zum zweitenmal
Auf seinen Renner steigt,
Der über's Pflaster, Schritt vor Schritt,
Mit aller Vorsicht schleicht.

Doch als nach kurzem sanftern Grund
Der Bestie Huf berührt,
Da trabt sie gleich so scharf, daß John
Bald einen Wolf verspürt.

Drum scheeit er: sanft doch, Hans! Gemach!
Doch Hans hört nicht; denn kaum
Nachher ward aus dem Trab Galopp,
Trotz Kinnkett' und trotz Zaum.

Drum liegt er vor, wie jeder muß,
Der g'rad nicht sitzen kann;
Die Mähn' faßt jede Hand und hält
Mit aller Kraft sich dran.

Das Pferd, dem diese Weise von
Behandlung noch war neu,
Verwundert drob sich mehr und mehr,
Welch' Ding wohl auf ihm sey.

Wohl oder übel, fortging's, — fort
Hut und Perück' auch gleich.
Nicht träumen ließ beim Austritt John
Sich solchen tollen Streich.

Frisch bläst der Wind, der Mantel fliegt
Daß einer Flagg' er gleicht,
Bis Knopf und Knopfloch nicht mehr hält,
Und er zuletzt entweicht.

Die Krüge, die John an sich band,
Die sah nun aller Welt;
Auf jeder Seite schaukelt ihm
Ein Krug, wie ich vermeld't.

Die Hunde bell'n, die Kinder schrei'n,
Ein jedes Fenster geht,
Und Jedermann, so laut er kann,
Schreit: „Herrlich! Seht doch, seht!“

Fort rilt Gilpin. Wer sonst als er? —
Sein Ruhm macht schnell die Rund',
„Er ist beschwert! Ein Rennen ist's!
„Es gilt wohl tausend Pfund!“

Auch war's, so bald er nahr kam,
Gar wunderbar zu sehn,
Wie jeder Schlagbaum-Mann sein Thor
Läßt plötzlich weit aufgehn.

Doch als Gilpin da möglichst tief
Sein dampfend Haupt nun duckt,
So treffen hinten sich die Krüg',
Und — beide sind zerdruckt.

Der Wein, ein Jammer ist's zu sehn,
Läuft auf die Straße fort,
Und von des Pferdes Seiten raucht's,
Als wären sie geschmort.

Doch immer noch schien John beschwert
Am Ledergurt, weil ja
Noch Jedermann der Krüge Hals
Am Leib' ihm baumeln sah.

Mit solchen tollen Sprüngen ging's
Durch's luft'ge Islington,
Fort, bis er an die Wäsche kam
Beim hritern Edmonton.

Da schleudert er die Wäsch' umher,
Auf jeder Seit' vom Pfad,
Als wären's Lumpen, oder als
Spielt' er mit Fleckchen grad.

Sein zärtlich Weib in Edmonton
Erspäht ihn vom Altan,
Verwundert sehr, daß dergestalt
Ihr Liebster reitet an.

„Halt! Halt! John Gilpin! Hier sind wir!“
Abschreirn alle sich,
„Das Essen harrt; wir haben's g'nug —“
John Gilpin seufzt: „„Auch ich!““

Jedoch das Pferd hat keine Lust
Zu halten hier am Strauß;
Warum? ihm Meilen weite hat,
In Ware, sein Herr ein Haus.

So wie des kühn'gen Schützen Pfeil
Schnell durch die Lüfte flieht,
So flog es fort, und — das bringt mich
Zur Mitte von dem Lied.

Ganz athemlos fliegt Gilpin mit,
Ganz ohne daß er's will,
Bis an des Freund Tuchmachers Haus
Sein Pferd zuletzt hält still.

Erstaunt sieht der den Nachbar da,
So seltsam angethan,
Legt hin die Pfeife, eilt ans Thor
Und redet so ihn an:

Was gibt's? Was Neu's! Sag' schnell mir an!
„Du sollst und mußt! — Verstandt
„Warum kommst und backköpfig so?
„Warum kommst überhaupt?"

Nun war Gilpin ein heitrer Kopf,
Liebt' Scherz zu seiner Zeit;
Mit lustiger Gebärde drum
Spricht er zum Freund beiseit:

„Ich komm', weil es dein Pferd gewollt,
„Und sind sie nicht zu träg,
„So kommt Perück' und Hut bald nach,
„Denn sie sind auf dem Weg."

Tuchmacher stehet, hocherfreut,
Den Freund so gut gestimmt,
Entgegnet ihm kein Wort; zurück
Ins Haus den Weg er nimmt,

Und bringet schnell Perück und Hut —
(Ein Hut zum Kirchen geht,
Mit Locken die Perück, ein jed's
In seiner Art gar schön.)

— Hält sie empor und zeigt, auch er
Versteht' auf Witze sich:
„Mein Kopf gäb' zwei, wie deiner ist,
„Denn passen die für dich!

„Doch laß mich dein Gesicht auch erst
„Vom Kothe kratzen rein,
„Und — bleib' beim Essen; hungrig mag
„In deinem Fall man seyn."

„Heut' ist mein Hochzeittag," — sagt John,
„Die Leute würden scheel'n,
„Reis' ich in Ware, und meine Frau
„In Edmonton allein."

Zum Pferd gewendet spricht er drum:
„Ich eil' zum Essen sehr,
„Drum folgst du rückwärts meinem Kopf.
„Wie deinem ich hieher."

Unglücklich Wort! Nutzlos Geprahl!
Ehe büßt dich hart und schnell.
Denn während er noch redet singt,
Ein Pfeil laut und hell.

Da schnaubt sein Pferd, gerad' als hätt'
Der Löwe selbst gebrüllt,
Streckt alle Sehnen an und rennt,
Wie vorhin schnell und wild.

Fort flog Gilpin, Perück' und Hut
Flog auch in kurzer Zeit,
Viel bälder als zuvor; warum?
Sie waren ihm zu weit.

Indeß nahm eine halbe Meil',
Als weit hinaus ins Land
Sie ihren Gatten fliegen sah,
Frau Gilpin in die Hand;

„Bringt Ihr," — rief sie dem Kutscher, der
Sie führete in den Strauß —
„Mir meinen Mann, gesund und wohl,
„So zahl ich dirß Euch aus."

Der Bursch sitzt auf, treibt bald Hrn. John,
Der rückwärts kommt voll Hast;
Im Nu sucht er zu halten ihn,
Indem den Zaum er faßt.

Doch nicht gelang, was er gewollt,
Er hätt' es gern gethan,
Das scheue Roß wird schnurr nur,
Rennt schneller nur fortan.

Fort schoß Gilpin, und auf dem Fuß
Der Kutscher hinterdrein,
Sein Pferd recht froh, des Holperens
Der Räder los zu seyn.

Ein Trüppchen von sechs Herren, die
Gilpin so flirhen sahn,
Und den Verfolger hinten nach
Fing gleich zu schreien an:

„Ein Dieb! Halt! Halt! ein Räuber! Halt!“
Was Jedes Lung vermag;
Und wer des Weges kam, scheie mit,
Lief zur Verfolgung nach.

Doch war kein Schlagbaum, der sich nicht
Sogleich geöffnet hätt';
Die Zöllnee dachten, wie zuvor,
Gilpin reit' in die Welt'.

Und 's wae auch so, und er gewann's,
Zuerst zur Stadt ee kam;
Er hielt nicht, bis er absaß da,
Wo ee den Aufschwung nahm.

Jetzt ruft: der König lebe hoch!
Und Gilpin lebe hoch!
Und wenn er wieder reitet aus, —
Möcht' ich es sehen doch!

Heemann Bauer.

Das neuere französische Drama.

(Schluß.)

Nach Beaumarchais erscheint Niemand mehr, der das Drama mit fester Hand ergriffe und ihm sein persönliches Gepräge aufdrückte und davon Besitz nähme wie ein Fürst von einem eroberten Lande, und der berechtigt wäre, es nach sich zu benennen. Die jämmerliche Adcopirung der Meister dauert fort. Ducis brachte einige Stücke nach dem Griechischen auf die Bühne, wohl die besten nach denen von Racine: doch blickt die christliche Sentimentalität zu sehr durch. In der Tragödie Oedipe à Colone ist der Oedipus ein tugendhafter, Iffländischer Familienvater mit gehöriger Rührung:

Crois-tu qu'à pardonner un père ait tant de peine?

sagte er dem Sohne, der reuig um Vergebung bittet. Der Oedipus des Sophokles ist unerbittlich; er flucht dem undankbaren Kinde mit der schroffen Ruhe des Fatums. Ducis war ein großer starker Mann, barsch und rauh von außen, mit einem weichen Herzen, das ihm bei der leisesten Berührung das Auge naß machte. Gerade so sind seine Tragödien: ins Rauhe gezimmert, derb zugehauen, aber voller Ergüsse des innigsten Gefühls, wie man es vergeblich bei irgend einem anderen französischen Dichter suchen würde. Man wünscht oft den herrlichen Mann zu sich und möchte ihm ohne weiters um den Hals fallen, wenn er die Schätze seines Gemüths ausströmen läßt. Leider quälte er sich sein Leben lang mit dem Shakspeare herum; es gelang ihm nicht den Proteus zu bändigen; es konnte ihm nicht gelingen: ein zweiter Shakspeare wäre der Aufgabe nicht gewachsen gewesen: die Sprache war zu eng, der Geschmack zu engherzig; auch begriff man den Britten nicht, man verstand nicht einmal die Uebersetzung des Hrn. Letourneur. Und die Theile, welche den Franzosen zugänglich waren und die sie schön fanden, diese wurzeln zuletzt doch in dem, was sie verwarfen, was ihnen als Wahnsinn der Barbarei erschien; das Sublime ist mit dem Humor verwachsen. Man hat oft genug wiederholt: Ducis habe den brittischen Giganten auf das Bett des Procustus gespannt und ihm nicht sowohl die Beine als den Kopf selbst abgehackt. Dem ist freilich so, aber das hat man nicht genug gesagt, daß diese mißhandelten Bearbeitungen Shakspeare's außerordentlichen Beifall gefunden, daß Talma darin glänzte, daß des Dichters eigenthümliches Talent sich nicht selten Luft macht, und daß große Stellen und Strecken, ja fast ganze Acte darin von der herrlichsten poetischen Vegetation grünen und duften und von süßesten Wohllauten widerhallen. Unter den schöneren Stellen bezeichnen wir die Scenen zwischen Hamlet und seiner Mutter. Der Prinz spricht zur Königin, die ihre böse That gestanden:

Votre crime est énorme, abominable, odieux,
Mais il n'est pas plus grand que la bonté des Dieux.

An so was hat der englische Dichter nicht gedacht, doch scheint uns der Gedanke äußerst erhaben. So die Stelle im *Roi Léar*, wo der arme Vater in einem lichten Augenblicke zu seiner Tochter spricht: Larmes de mon enfant, coulez sur ma blessure etc. Man hat von Ducis ein Original-Trauerspiel: Abufar, vielleicht sein bestes Product; um so mehr ist zu bedauern, daß der Dichter sich nicht von Shakspeare los machen konnte. Seine bedeutendsten Arbeiten fallen in die Revolutionszeit. Dem Treiben jener Tage blieb er fremd; auch der Napoleonischen Dynastie war er nicht zugethan. Sein muthiger, uneigennütziger, Royalismus wurde belohnt; Ducis erlebte die Restauration der alten Bourbone; als er Ludwig XVIII vorgestellt wurde, empfing ihn der Monarch, der sich viel mit Literatur beschäftigte, indem er einige Verse aus einem Trauerspiel des treuen Dieners hersagte. Chénier der ältere (Marie Joseph) war ein Zeitgenosse des Ducis. Chenier ist eine ganz andre Natur; bei ihm strömen die Thränen nicht so leicht, sein Gemüth ist straff gespannt, er ist der Mann des stolzen Verstandes, der unbeugsamen Logik, etwas theatralisch in seiner düstern Gravität, so eine Art von Römer, nicht wie die des Corneille, sondern wie sie David macht. Chénier ist unstreitig der Talentvollste unter Voltaire's Jüngern; er nahm das Werk des Meisters wieder auf und fehdete die Priester und die Tyrannen an. Die Inspiration ist bei ihm überreizter Verstand, fanatische Ueberzeugung schlägt wider die harte Brust, daß sie dumpf ertönt; ob das ächte Poesie ist, weiß ich nicht so ganz recht. Die Diction ist correct und entfaltet sich in untadelicher Symmetrie. Chénier brachte die Bartholomäusnacht auf die Bühne: in Charles IX fand er häufige Veranlassung Thron und Altar zu besudeln; und als Gegensatz zu den Pfaffen und um das düstere Gemälde von ihrem Treiben noch grausiger zu machen, stellt er Fénelon daneben, er bringt ihn mit einem zweideutigen Weibe zusammen, das wegen galanter Sünden eingesteckt worden und auf Betreiben des Prälaten freigegeben wird. Der Clerus muß sich arg am französischen Volke versündigt haben; jede Revolution, die im Lande ausbricht, fällt über die Priester her! Tibère ist Chéniers bestes

Werk; leider aber im alten Syſtem geſchrieben, in welchem kein eigentliches hiſtoriſches Drama möglich iſt. Die dramatiſche Kunſt machte überhaupt in der Revolution keine Fortſchritte. Robespierre, der unſern Herrgott abſetzte und an deſſen Stelle das Etre suprême ernannte, der ſeinen Herrn und König hinrichten ließ, wagte es nicht, Racine's Dichterkrone anzutaſten. Die theatraliſchen Beluſtigungen jener Zeit waren meiſt nur der Widerhall der Orgien, die in den Clubs gefeiert wurden.

Zu den Wundern des Kaiſerreichs gehörte auch ſeine ſchlechte Literatur. Die Wirklichkeit jener Zeit ſchrumpfte in dem Zauberſpiegel der Kunſt zuſammen. Es gab damals nur eine Poeſie: die des Schlachtfeldes. Wir finden ſie in den Bildern von Gros, im Triumphbogen de l'Etoile, aber in keinem Dichter aus Napoleons Zeit; durch einen ſeltſamen Zufall kann dieſe Zeit heroiſcher Begeiſterung nichts Beſſeres aufweiſen, als die kränklichen Elegien des Hrn. Millevoie, der vor dem dreißigſten Jahre an der Schwindſucht ſtarb, und ein Lobgedicht auf die Frauen von Hrn. Legouvé, der über die Untreue ſeiner eigenen den Verſtand verlor. Napoleon war orthodox in der Literatur, er vergötterte die Alten, die er nicht verſtand, ganz ſo wie Ludwig XIV; Tragödien, die dem Euripides oder Sophokles nachgebildet waren, von Leuten, die kein Wort griechiſch verſtanden, belohnte er reichlich. In der alten Tragödie fand er die alte Etikette von Verſailles, die er an ſeinem Hofe eingeführt hatte: allmächtiges Walten der Regel, ſoldatiſche Unterwürfigkeit des Gedankens. Chateaubriand und Frau v. Staël — die literariſche Oppoſition jener Zeit, eine politiſche gab es nicht — lebten im Exil.

Die erſte Stelle unter den damaligen Tragödiendichtern gebührt Hrn. Raynouard, dem Verf. der Templiers. Wenn man bei jedem Schritte auf eine Regel ſtößt, wenn jeder Flügelſchlag des Talents irgendwo an eine Einheit ſchlägt, ſo iſt's wahrlich zu verwundern, daß es noch fort kann, und man muß ſtaunen über das, was die beſſern Franzoſen in der eigentlichen Tragödie geleiſtet. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, bleiben die Templiers ein ausgezeichnetes Gedicht. Die franzöſiſchen Kritiker ſprechen davon wie ein junges Mädchen von dem Hochzeitskleide ihrer Großmutter; wir wüßten unter den heutigen franzöſiſchen Dichtern keinen, der unter ähnlichen Bedingungen Aehnliches leiſten würde. Leider verließ Hr. Raynouard die poetiſche Laufbahn, um ſich gelehrten Forſchungen zu widmen; das zeugt aber nicht für ſein Talent, denn das Talent läßt ſich nicht ſo gutwillig einſpannen an die erſte beſte Pflugſchaar, und zum bloßen Broderwerbe gebrauchen. Hr. Raynouard fühlte wahrſcheinlich, daß er nichts Beſſeres leiſten würde.

Unter den übrigen Tragödienſchreibern des Kaiſerreichs ſind mehrere noch am Leben, wie Lemercier, Jouy, Baour-Lounian; ſie ſind oft bei dem Streite mit den Romantikern arg mitgenommen worden. Baour-Lounian, ein Gascogner, zeigte dabei den meiſten Muth; er ſchrieb eine gute Satyre gegen die neue Schule: Le canon d'alarme. Lemercier hat unter den dreien das meiſte Talent; das Trauerſpiel Agamemnon hat ſich auf der Bühne erhalten. Der Sylla von Jouy fällt eher in die Reſtauration; das Stück hatte den Anſpielungen auf Napoleon und politiſchen Leidenſchaften ſein Glück zu verdanken. In einem zweiten Artikel werden wir die Geſchichte des franzöſiſchen Drama's bis auf die Gegenwart fortführen.

Die Platzregen.

(Fortſetzung.)

„Dieſer Mann hier," begann er, „der ſich Nivre nennt, iſt der redlichſte Mann den ich kenne, obgleich ich ſein Neffe bin. Er hätte es für überflüſſig halten können, Ihnen eine Erklärung über ſeine Heirath zu geben, weil er dieſelbe Anſicht von ſich hat, wie alle die ihn kennen; daß nämlich, was er auch thue, Jedem das, daß er es gethan, genügen muß, um überzeugt zu ſeyn, daß es ehrenhaft iſt. Dieſer Mann iſt mir der zärtlichſte Vater, der edelſte Wohlthäter geweſen." Von ſeinem Oheim unterbrochen, begann er, Blicke voll Hochachtung und Theilnahme auf ſeine erröthende und in holder Verwirrung lächelnde Tante richtend, von neuem, indem er ſelbſt mit einiger Anſtrengung ſeine Rührung unterdrückte und Feſtigkeit der Stimme errang: „dieſer Engel, der jetzt Madame Nivre heißt, der geſtern Madame Daurat hieß, nannte ſich vor fünfzehn Jahren Mademoiſelle Fanny Simon, und war die einzige Tochter von Hrn. Simon, Bleichinhabers in der Gegend von Laval. Madame war das Mädchen, in das mein Freund Neldy in ſeiner Jugend ſich verliebte, und welches zu heirathen ihm der alte Marquis als einen Gräuel verbot. Zu einiger Entſchuldigung des alten Marquis muß ich anführen, daß er Fräulein Simon nicht kannte; für ihn war ſie einfach die Tochter eines Bleichinhabers, das heißt eines ehrlichen und reichen Mannes, aber von niedriger Geburt. Ich bitte meine Tante um Verzeihung, aber der Marquis dachte ſich wohl, Mademoiſelle Simon ſey ein großes, ſtattliches Mädchen, das ſich trefflich darauf verſtehe, die Rechnung über Einſchlagen und Bleichen im Großen zu führen, mit einer Stimme, etwas gemein und ſchreiig geworden durch die Gewohnheit, Bauerlümmeln zu befehlen, mit Händen, gehärtet durch die Behandlung der Leinwand, mit einem rüſtigen Benehmen, einer rothbackigen, üppigen Geſundheit, einer Sprache, welche die Fehler im Franzöſiſchen im Sturm wegnimmt, und einem bißchen von jener groben Eitelkeit, welche die Thalerſäcke des Papa's einflößen." Madame Nivre fing an zu lachen und Jules wandte ſich gegen ſie. „Was ſagen Sie dazu, holdſeligſte der ſchönen Tanten?" „Das Portrait iſt ziemlich ähnlich, und ich erkenne mich darin." — „Wie, Madame," rief ich, „darf Hr. von Cambreſſon ſo von Ihnen ſprechen?" — „Ich bin ſehr unbeſonnen, nicht wahr, mein Herr?" verſetzte Jules, „aber ich habe verſprochen, ganz unbarmherzig zu ſeyn. Nun hatte ſich Hr. von Neldy nicht getäuſcht über das Aeußere derjenigen, die ihm ſein Sohn als Schwiegertochter zuführen wollte. Wovon er aber keine Ahnung hatte, war, daß unter dieſer derben Hülle eine Feinheit und Zartheit des Geiſtes und der Empfindungen lag, die ſich nur ſo ſehr verbarg, um nicht durch alle Umgebungen verletzt zu werden. Dieſe

Eitelkeit, die sich auf ein großes Vermögen stützte, bei ihren Ansprüchen auf eine höhere Stellung in der Welt, war im Grund nur schüchterne Bescheidenheit, die vom Geld ein Recht entlehnte, das sie von der Achtung ihrer Person und den edelsten Tugenden nicht zu fordern sich getraute." — „Ah! das ist eine zu schmeichelhafte Deutung, als daß ich sie annehmen kann," sagte Madame; „ich war ein sehr reiches, verwöhntes Kind..." — „Beeilen Sie sich nicht so, schöne Tante," sagte Jules, „jetzt kommt die Kehrseite der Medaille, und sie ist grausam. Ja, mein Herr, diese so ausgezeichnete Person ließ sich gewinnen von den Bemühungen Georges de Neldy's, und ich glaube in der That.. daß sie ihn liebte."

Jules sah seine Tante an, die wieder ganz verlegen war, aber ihre Verwirrung besiegte, um in einem Ton voll sittsamer Würde zu erwiedern: „Ja, mein Herr, ich liebte ihn;" und nach einigen Wechselreden zwischen ihr und Jules, worin sie erklärte, daß es keine Leidenschaft gewesen, fuhr sie fort: „die Liebe von Georges schmeichelte mir, weil sie, in meiner damaligen Stellung, von oben kam, weil sie aufrichtig und uneigennützig war. Zwar war er nicht der erste Mann von altem Namen, der die Verbindung mit mir suchte. Mehr als Eine adelige Familie hatte ihr Wappen mit meinem Vermögen wieder vergolden wollen, und diese Berechnungen hatten mich empört. Georges war reich genug, daß man ihm eine solche Absicht nicht zuzutrauen brauchte, und das rechnete ich ihm zum Verdienst an. Ich nahm dankbar eine Liebe an, die sich nur in Ausdrücken voll Achtung und Ergebenheit kund gab. Ich, ich habe das Beste von Georges' Bildung geerntet und ich war die geringe Bürgerin, mit welcher er mit abgenommenem Hut sprach. Seine Besuche wurden von mir und daher auch von meinem Vater freundlich aufgenommen. Die Neigung, die uns verband, hatte nichts Romantisches. Von den ersten Tagen an wußte ich, daß er mich heirathen wollte, und ich kann Ihnen, als Frau, schwören, daß ein so heiliges Ziel einer Leidenschaft alles Gefährliche benimmt, denn sie benimmt ihr alle Unruhe. Wir glaubten beide fest an unser künftiges Glück; wir sahen es vor uns unter einem heitern Himmel, und wir schritten vertrauensvoll gerade darauf los. Man verirrt sich nur unter Stürmen." — „Ja," rief Jules, „ich bin Ihrer Ansicht; aber das Glück kommt nicht, und da beginnt die Gefahr.. der Sturm — der Platzregen." „Jules, du gehst zu weit," sagte sein Onkel mit einigem Verdruß. „Nein," versetzte die reizende Frau mit einer leise triumphirenden Miene, „nein, denn damals war ich ganz Weib, das heißt die Tochter eines geringen Bürgers, welche glaubte, des Hrn. von Neldy zum mindesten wohl werth zu seyn; und ich ward durch die Weigerung des alten Marquis vielleicht noch mehr verletzt als betrübt. Er sagte unter Anderm: „ich will meinen Sohn nicht mit einem plumpen Dorfmädchen vermählen, das höchstens gut genug ist, einen Hühnerhof zu regieren." Diese arge Beschimpfung erbitterte mich, und damals nahm ich von Georges den Schwur an, daß er sich nie vermählen werde, ohne ihn jedoch ebenfalls zu leisten. Ich war zu redlich, um mich nicht zu dem gleichen Opfer verpflichtet zu glauben, und ich hätte das Wort gehalten, das ich mir selbst gegeben, wenn nicht der Bruch unserer Verbindung einen so großen Skandal gegeben hätte. Mein Vater flehte mich an, diesem ein Ende zu machen. Georges war abgereist, und da heirathete ich Hrn. Daurav, dem mein großes Heirathgut möglich machte, die Stelle eines Generaleinnehmers des Departements zu bekommen. Diese Stellung mußte mir Gelegenheit geben, mit Herren von Neldy zusammenzutreffen, wenn auch nur bei dem Präfecten. Ich weiß nicht, ob es bloß meine Eitelkeit war, die mir den Wunsch eingab, das wenig schmeichelhafte Bild Lügen zu strafen, welches der Marquis von mir entworfen, aber ich gab mir alle Mühe, ihm nicht zu gleichen. Ich befliß mich, dem Kreise ähnlich zu werden, von dem man mich hatte ausschließen wollen. Hr. Daurav führte mich oft nach Paris, stellte mich mit Stolz vor und verschaffte mir eine nachsichtige Aufnahme in mehreren Salons, wo sich die beste Gesellschaft versammelte, und ich wußte, glaube ich, meine Stellung zu behaupten, als Georges von seinen Reisen zurückkam.

„Auf einem Ball bei dem Präfecten sah ich Georges zum erstenmal wieder. Er kam mit seinem Vater, und dieser Umstand enthält die Entschuldigung oder wenigstens die Erklärung meines Benehmens und meiner Koketterie." — „Sie gestehen also, gegen Georges die Kokette gespielt zu haben?" — „Gegen ihn?" sagte Madame Nivre mit weiblichem, verachtendem Stolze, „gegen ihn? nein, das war unnöthig, sondern gegen den Vater. Ich gestehe, ich bot alles auf an liebenswürdigem, Benehmen, Zuvorkommenheit, Artigkeit, Schmeicheleien; ich verstehe ein wenig Musik — ich sang; ich hatte in Paris gelernt zu tanzen ohne zu tanzen; ich machte gehend einige Contretänze mit ziemlicher Leichtigkeit; ich feierte einen großen Triumph. Hr. von Neldy beging die Ungeschicklichkeit, sich mit Interesse nach meinem Namen zu erkundigen, und er richtete diese Frage an seinen Sohn. Die Folge davon war, daß ich meine Absicht ganz verfehlte und etwas erreichte, was ich nicht beabsichtigt hatte. Georges verließ den Ball verliebter als je, und Hr. von Neldy erklärte mich für eine ausgemachte Kokette.

„Dieß dauerte so fort. Georges liebte mich, aber er verursachte mir keinerlei Unannehmlichkeiten; er wohnte nicht in der Stadt und hatte wenig Gelegenheit mich zu sehen. Ich erfuhr von seiner Liebe nichts, als daß er sich hartnäckig weigerte zu heirathen, und ich schwöre Ihnen, das einzige Wort, das ich in dieser Beziehung hörte, ward am Tag vor seiner Abreise nach Paris gesprochen. Er sagte mir beim Abschied: „Ich habe meinen Eid gehalten, Madame." Ich gestehe, ich hatte Mitleid mit dieser so übel belohnten Treue. Ich wurde verwirrt; er bemerkte es und sagte: „Sie haben mich nicht getäuscht; Sie hatten mir keine Versprechungen gemacht." — „Ich gebe Ihnen die Ihrigen zurück," sagte ich. „Ich nehme sie nicht zurück," war seine Antwort. Er entfernte sich und ich sah ihn erst vor etwa drei Wochen wieder.

„In den sieben dazwischenliegenden Jahren war ich glücklich, so weit man es seyn kann mit einem unruhigen Gewissen. Seit Georges nicht mehr in meiner Nähe war, empfand ich

tiefe Reue und Bedauern, daß ich seinem Leben eine solche Fessel angelegt. Ich war gerührt von seiner so ergebenen Beharrlichkeit und Treue; und der Gedanke an eine abwesende Liebe, die doch mein ganzes Leben begleitete, beschäftigte mich vielleicht zu oft. In der That, die Abwesenheit war der Schutz dieser Liebe; denn dadurch blieb ich ohne ernstliche Unruhe über mein Interesse an Georges; und doch fühlte ich so gut, daß ich Unrecht that, daß ich mich nie nach ihm oder seinem Schicksal erkundigte; auch als Hr. Dauray starb ..."

„Georges," rief Jules, Madame Nivre unterbrechend, „war in Ihrem Herzen ein ganz poetischer Mensch, den Sie gar hübsch idealisirt hatten mit Ihrer schönen Phantasie; und Sie liebten den Helden, welchen Sie selbst geschaffen, und nicht den alltäglichen Dandy, den Sie nicht kannten. Nun, meine schöne Tante, wenn Sie mich hätten reden lassen, hätte ich das Alles so gut wie Sie selbst erzählt, weil es keine andre mögliche Erklärung gab für Ihr Benehmen und für die närrische Hoffnung, die Sie nach einem Trauerjahr nach Paris führte, um Neldy zu erklären: jetzt bin ich frei und komme Ihnen meine Hand anzubieten."

„Und jetzt," sagte Hr. Nivre, der von einer drückenden Last befreit schien, „kommen wir zur eigentlichen Erklärung." — „Die Erzählung gebührt mir," sagte Jules, „und nachdem Madame Ihnen die kleinen Geheimnisse des weiblichen Herzens so gut auseinandergesetzt, erlauben Sie mir, Ihnen die kleinen Geheimnisse der Kreuz- und Querzüge der Dandies zu erklären. Ich befand mich an der Fontaine Montchauvet, einem der malerischsten Punkte des Waldes von Fontainebleau, und ich muß erzählen, was mich nach Fontainebleau geführt. Wir waren unsrer ein halb Duzend voll von Anbetung vor einer Dame, der ein großes Talent und große Schönheit eine Celebrität erworben, die nicht wenig beitrug, sie anziehend zu machen. Trotz der Härte, womit man uns Männer der Fashion behandelt, trotz dem, daß man uns aufs wohlwollendste alle groben Laster und die Verachtung alles dessen, was achtungswerth ist, zutraut, besitzen wir doch noch einige Illusionen, von denen wir uns zu Narren haben lassen, sogut wie die ehrbarsten Leute auf der Welt. So z. B. wenn wir im Theater ein edles und schönes Talent, eine junge Schönheit, eine großartige Leidenschaft finden, fanatisiren wir uns für diese Schönheit, dieß Talent, diese Leidenschaft. Wenn es der Zufall fügt, daß wir ihr persönlich diesen Enthusiasmus aussprechen dürfen, so thun wir es in den schmeichelndsten und unterwürfigsten Ausdrücken; wir lassen der Frau im Pudermantel ihre Königskrone; denn wir haben die einfältige Ueberzeugung: die Kunst allein bringe keinen so großartigen Ausdruck der Leidenschaften zu Stande, und sie sey nur die Dolmetscherin einer edeln und erhabenen Natur. Ein arger Irrthum freilich, wenigstens in meinem Falle. In der That, während ich und einige andre mit ehrfurchtsvollen Huldigungen die Gottheit umgaben, die wir auf ihrem Altar zu lassen fest entschlossen waren, wußte Neldy, gewandter oder brutaler als wir, sie zu bewegen, die Glorie zu verlassen, in die wir sie emporgehoben. Weil er die Größe der Künstlerin nicht begriff, wagte er die Schwäche des Weibes zu bestürmen, und seit einigen Tagen, wenn wir die Erfolge unsrer Göttin beklatschten, schmeichelten wir nur dem Siegerstolze Neldy's. Wir schämten uns alle unsrer Hochachtung; ich betrübte mich über Georges Triumph, denn, aufrichtig gesprochen, ich hatte Vertrauen zu dieser Frau gehabt; ich glaubte, sie habe alles das im Herzen, was sie in der Stimme hatte; ich traute ihr die Gefühle zu, die sie so schön darzustellen wußte. In meinem Verdruß reiste ich nach Fontainebleau. Da werden Einem die Tage lang; und wenn man einmal das Schloß gesehen hat, bleibt Einem nur der Wald zur Zerstreuung. Ich ging alle Tage dahin.

So war ich denn auch einmal bei der Fontaine Montchauvet. Ich hatte mich an einem sehr schönen Punkt aufgestellt, um zu zeichnen, als ich durch die Windungen des Weges ein weißes Kleid ansichtig wurde. Ich hörte keine Stimmen und sah bald von meinem Versteck aus, daß die Trägerin des weißen Kleides allein war. Ich beobachtete sie unbemerkt und erfreute mich an ihrer Schönheit. Sie schien mit einem süßen Gedanken beschäftigt und murmelte wie Musik vor sich hin. . . Ja, Madame, Sie waren entzückend schön, von einer Schönheit, die Sie nie wieder finden, von der ich allein Zeuge gewesen, denn man ist nie in dieser Art schön vor den Blicken der Menschen; da hat man nie dieß völlige, weiche Sichgehenlassen; man beobachtet sich selbst, ohne daß man es will. Ich ergötzte mich, Sie anzusehen, und ich hätte mich wohl gehütet, Ihnen einen Namen, eine Geschichte zu erfinden; ich wußte nur zu wohl, daß man oft das entzaubert, was man poetisiren will. Ich sah Sie nur an, als plötzlich ein entsetzliches Gewitter losbrach, oder vielmehr ein Platzregen." — „Auch ein Platzregen!" fragte ich Jules lachend. „Ja, mein Herr, ein Platzregen. Der Platzregen muß im Zusammenhang stehen mit dem Schicksale von Madame, wie die schönen Sonnentage mit dem Napoleons. Nun, ein entsetzlicher Platzregen bricht los; meine schöne Sylphide eilt davon und den Fußpfad hinauf; sie ruft, aber ihr Wagen war nicht auf dem Platz, der Kutscher hatte sich verirrt; ich eile hervor und biete der Schönen, die sich nicht gern und mit guter Art durchnässen lassen wollte, eine Zuflucht unter meinem Felsen an. Sie nahm es an, und wir schützten uns vor dem Regen; sie bat mich fortzuzeichnen; ich sagte, ich könne nicht zeichnen, wenn man mir zusehe; sie schaute weg, und da entwarf ich in aller Eile ihr Portrait. Es war gerade vollendet, als das Gewitter aufhörte; ich hatte große Lust, es dem Original zu zeigen, als die Stimme eines Dieners, der seine Herrin suchte, sich hören ließ. Die Unbekannte dankte mir und entfernte sich, vergaß aber ihr Taschentuch. Das Tuch der Desdemona, wahrhaftig, wann Neldy ein Othello gewesen wäre.

„Einige Tage nach dieser Begegnung kehrte ich nach Paris zurück mit meinem Onkel, der seinen Notar beauftragen wollte, dieß Landgut für ihn zu verkaufen. Meine Bekannten empfingen mich mit bitterm Spott; man hatte den Grund meiner Flucht errathen. Aber man konnte mir Alles sagen, ich war getröstet; meine schöne Erscheinung von Montchauvet hatte mein Herz idealen Abenteuern zugewendet. Um meinen Freunden

zu beweisen, daß ich keinen Kummer mehr empfand, und Neldy, daß ich keinen Groll hegte, lud ich sie zu mir zu einem Junggesellenfrühstück ein. Während dieses verhängnißvollen Frühstücks fiel das Verbrechen vor. Alle von mir Geladenen, mit Ausnahme Neldy's, waren in meinem Salon. Ich hatte beim Nachhausekommen mein Album und das Taschentuch Desdemona's auf den Tisch geworfen; Niemand hatte darauf geachtet, als Neldy ankam. Er hatte ein so trotziges, unverschämtes Wesen an sich, daß ich viel darum gegeben hätte, ihn demüthigen zu können. Er beging die Dummheit, den Großmüthigen spielen zu wollen und rief, indem er das Taschentuch aufnahm: „Ah, meine Herren, das erklärt uns die Ergebung von Jules. Dieß Taschentuch sagt aus, wem sein Herz gehört, und es kann nur das einer Frau von vollkommenster Elegauz seyn." Hier, ich muß gestehen, zeigte ich ganz die feigherzige Eitelkeit eines Geschlagenen und versetzte mit sehr zufriedener Miene: „Nun freilich ist sie schön!" und ging dann hinaus, einige Befehle zu geben. Während meiner Abwesenheit ging nun Folgendes vor. Einer meiner Gäste rief: „Mir scheint, Jules hat sich ein wenig über uns lustig gemacht, wenn er uns von seinen Ausflügen im Walde von Fontainebleau erzählte, und die Skizzen rühmte, die er von dort zurückgebracht." — „Wahrhaftig," sagte ein Anderer, „da ist sein Album; wir wollen sehen, ob er wirklich mit Zeichnen sich die Zeit vertrieben hat." Das Album ward geöffnet und das Portrait meiner schönen Unbekannten ward sofort der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Neldy allein starrte es mit stummem Erstaunen an; aber er schwieg, und erst auf angestrengtes Besinnen erzählte mir einer meiner Freunde, Neldy habe, nachdem er lange das Bild besehen, sich des Taschentuchs bemächtigt, die in einer Ecke eingestickte Chiffer gesucht und ganz verblüfft ausgesehen, als er ein F und ein D mit gothischen Buchstaben darein gestickt gefunden. Ich kam zurück und man meldete, daß servirt sey. Die trübe Miene Neldy's mißfiel unsern Freunden. Man glaubte, er thue sich auf sein geheimes Glück etwas zu Gute, und um ihm zu beweisen, daß er doch nicht alles Glück allein habe, erzählte jeder irgend ein außerordentliches verliebtes Abenteuer. Neldy hörte mit Verachtung zu und sagte endlich zu mir: „Diese Herren schwatzen so viel, mein lieber Jules, daß ich anfange zu glauben, daß Ihr allein etwas erzählen könntet, wenn Ihr wolltet." Ich weiß nicht, welcher boshafte Genius meine Freunde beseelte; einer von ihnen rief: „Still! das erzählt man nicht. Das ist ein Glück, dergleichen man im Schatten seines Herzens versteckt." — „Und in dem der Wälder," setzte ein Andrer hinzu. „Was soll das heißen?" rief ich. „Ihr hättet die Unbesonnenheit gehabt. . ." „Es handelt sich also von einer Unbesonnenheit," sagte Neldy." O gewiß!" versetzte einer der Taugenichtse, „er zweifelt noch daran, der arme Georges." — „Es kommt mir doch sonderbar vor, daß eine solche Frau . . ." — „Ach, mein guter Freund," rief einer der Feinde Neldy's, der, um ihn zu demüthigen, gern sich selbst aufopferte, „das muß Euch freilich seltsam vorkommen, und uns vielleicht auch. Dergleichen Erfolge liegen nicht in unserm Bereich. Da ist Jules der Meister, und wir müssen, Ihr zuerst, uns als seine unterthänigen Diener bekennen."

„Also," sagte zu mir Neldy, dessen üble Laune uns belustigte, ohne daß wir sie uns zu erklären wußten, „also, gesteht Ihr es?" — „Ich? ich gestehe nichts." — „Ha! nein," versetzte Georges Feind, „er gesteht nichts. Man gesteht nie etwas Anderes, mein Lieber, als was aller Welt offen liegt." Ich sah in Wahrheit in all diesen Scherzen nur eine Neldy's Eitelkeit gegebene Lektion; ich ließ der Laune meiner Freunde freien Lauf, und während des Frühstücks ward es eine ausgemachte Sache, daß ich der Held des romantischsten, bezauberndsten und für mich ehrenhaftesten Abenteuers sey."

„Es bedurfte aber," fiel ihm Madame Nivre ins Wort, „eines sehr außerordentlichen Zufalls, wenn nicht dieß Alles die Ursache lebenslänglichen Unglücks für mich werden sollte. Denn nun trug sich Folgendes zu: Georges, den ich wieder gesehen, war mir freilich sehr verändert vorgekommen, aber man zerstört nicht an Einem Tage eine Illusion, die man Jahre lang geliebt, und ich glaubte an ihn. Er kam beständig zu mir, und ich dachte, nur seine Schüchternheit halte ihn ab, mir von baldiger Vermählung zu sprechen, als ich eines Tags einen Brief von ihm erhielt, der mich niederwarf. Ich vernichtete ihn; so falsch die darin enthaltenen Beschuldigungen waren, erschrack ich doch vor dem Gedanken, sie später einmal wieder zu lesen. Ich nahm mir nicht Zeit zum Nachdenken; gereizt, außer mir, stieg ich in den Wagen, um mich zu ihm zu begeben und mich offen und frei mit ihm über diesen abscheulichen Brief auszusprechen. Um meine Diener nicht sehen zu lassen, daß ich zu einem Mann ging, den sie alle Tage bei mir sahen (sie kannten das Haus), ließ ich den Wagen in einiger Entfernung stehen; Sie wissen, wie ich ankam, welcher Empfang mir wurde, wie ich erfuhr, daß Georges doch zu Hause gewesen, und ich auf die beleidigendste Weise abgewiesen worden. Dieser letzte Vorgang machte mich erröthen über das Schmerzgefühl, das mich zu dem Versuch getrieben hatte, mich in den Augen eines solchen Mannes zu rechtfertigen. Zwei Tage darauf verließ ich Paris, und..."

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 82.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

14 Julius 1840.

Proben aus Thomas Chattertons Gedichten.

Uebersetzt von H. Püttmann.

Episoden aus der Tragödie: „Aella."

I. Aella's Rede an seine Krieger.

„Auf dieser glückverlassenen Insel steht
Kein Haus, das einen Tapfern nicht verlor
In diesen Kämpfen — Blut beschwemmt den Boden —
Die Nächte wedern hell von Feuersbrünsten —
In Flammenmänteln glänzen unsre Tempel
Und rauchend Blut ist unsrer Kinder Saeg.
Der freche Feind reißt unsers Lebens Baum
Aus mit den Wurzeln — wühlt in unsren Küsten
Wie Fluthen, die stets ans Gestade schlagen.
Drum Männer, seyd ihr dieß, so zeigt es heut,
Versengt die Rott' in wilden Sturmes Flammen.

Ihr Cheisten, zeigt des Namens euch nun werth:
Treibt diese Räuber weg vom Heiligthum;
Heervoe — der Wolke gleich, die schmetternd platzt,
Dem Steome gleich, der vom Gebieg sich stürzt,
Und wenn ihr auf den Fluren flüchten seht
Des Vaterlands Verderbee, so verfolgt
Sie rüstig, wie des Blitzes rother Strahl,
Vor dem der Mörder auf der Straße zuckt. —
Das feige London mag in Teümmeen sehn
Die Städte und mit Gold den Plündrern wehren;
Aella's und Bristols Denken schwingt sich höhee,
Wir kämpfen nicht für uns, für's ganze Land.
Gleichwie der Severn rasche Fluthen brechen
Die sand'gen Bänke und auf hohen Strand
Mit wildem Tosen schwellend, Felsenstücke
In ungestümem Deang vom Boden rücken —
So wollen wir der Dänen Heee in Blut
Fortschwemmen — und des Sieges uns erfreun.

Ist nicht das Glück in diesem Kampf für uns,
So trägt der Feind auf Bristol seine Wuth:
Bristol und all sein Reiz verdampft in Lüften,
In ungewohntem Feuer sieht es hin.
Drum dopple die Gefahr jetzt euren Zorn,
Gleich Wölfen, die nach Raub am Abend schleichen
Und im Gesträuch beim Lamm den Hirten findend,
Aus Furcht den Mann, das Lamm aus Hunger würgen.

O laßt der Raben Krächzen auf der Haide
Das Grabgeläut' der stolzen Dänen seyn!

Ein rothes Irrelicht soll mein Schwert erblitzen,
Ein starkes Löwe jag' ich im Gefecht,
Wie fallend Laub so sollen Dänen sinken.
Ein stolzes Steom erbraust meine Kraft.
Ihr Männer, die den Ritternamen führen:
Laßt blut'ge Thränen eure Dolche weinen!
Damit der Folgzeit kein Kiel verkünde:
Daß Bristol schlief als Feind' in Engelland.
Seht eure Kinder, eure Väter rufen:
„Geht, kämpft, seyd tapfer, sieget oder — sterbt!"
Ich schweige nun; ein Herz sag' euch den Rest!
Zum Haus des Ruhms bedarf's nicht meiner Führung;
In eigner Brust seht ihr die Pfade glänzen;
Das Schicksal trennt von euch ein kleiner Raum.
Nun ist es Zeit, als Männer euch zu zeigen:
Schwingt hoch die blanke Axt gewandten Arms
Und wüthet wie die Wölfin aus der Höhle!

(Er zieht sein Schwert.)

Komm her, mein Schwert — die Scheide schleud' ich fort —
Wenn du vom Morden müde, such' sie wieder.

Krieger.

Fort, Aella, fort — wir sehnen uns nach Kampf
Zu spotten des getäuschten Raben Sang.
Fort, Aella, fort — fürwahr der Tag ist unser,
Wenn du uns führest zum feuchten Todesplan.

Celmonde.

Dein Wort, o Herr, entflammt das ganze Heer,
Es stöhnt nach Krieg, wie der gehetzte Wolf
Nach Athem. — Auf, und ruh' als Sieger aus
Auf Leichenhügeln — auf und führe uns,

Krieger.

Die, Aella, danken wir all unsern Muth;
Schon sehen wir im Geist den Feind in Ketten.

Aella.

Gefährten, Freunde! Euer edles Herz
Speicht aus dem Blick und kündet euren Muth.
Schnell wollen wir, wie Regen hin zur Erde,
Auf diese Wütheriche fallen, sie
Zum Grund der Hölle niederstoßen und
Die Leichen häufen, daß der Mond sich dunkelt.
Der Nachwelt sollen der Erschlagnen Gräber
Von unsern Ruhmesthaten Nachricht geben. —
Wohlan — in Aller Augen seh' ich flammen
Den Schlachtenmuth wie Wachtfeur in der Nacht.

Zum Angriff laßt die Hörner nun erschallen,
Das Dänenheer rückt an auf jenen Höhn:
Häupter! Führt eure Banden — fort zum Kampf!"

Neueste französische dramatische Literatur.

Von J. Duesberg.

Die Theaterrevuen.

Das Vaudeville ist das eigentliche Nationaldrama der Franzosen; sie brauchen dazu nicht erst lange Studien zu machen, kein kritisches Gerüste aufzuschlagen — das Vaudeville wächst zu Paris von selbst, wie die Orange in Italien: jede Woche bringt neue. Die Dinger fallen gleichsam aus der Luft, unzählig wie die Blüthen, die jeder Windstoß im Frühlinge vom Baume schüttelt. Es befinden sich gegenwärtig über zwanzig Theater in Paris, und die drei großen Bühnen ausgenommen,*) geben sie alle Vaudevilles. Es sind heitere, muthwillige Geschöpfe, bunt gefiedert, ihr Gesang ist ein ganz anmuthiges Gepiepe; sie beißen wohl, aber nie bis aufs Blut; sie haben feine, zarte Krällchen; sie flattern vorüber in dichten, lustigen Schaaren, wie die Vögel im Herbste, und wenn sie vorbei sind, frägt man eben so wenig darnach, wie nach diesen.

Das Vaudeville gestaltet sich zuweilen auch nach größern Verhältnissen; es wird sentimental und wohl auch grausam, spielt mit Dolch und Gift und läßt pathetische Tiraden übers Parterre brausen. Es bewegt sich mit der ungezügeltsten Freiheit und steigt bis zum Fantastischen; selbst der correcte, logische Franzose erhebt sich zum Fantastischen, da, wo ihn keine Kritik stört, kein Vorurtheil schreckt, und er sorglos dem Impulse seines poetischen Instincts folgen kann. In jeder Nation liegt der Keim zu allem; wenn er sich nur frei entfalten kann, so wird er schon aufsprießen und Blumen treiben, man braucht ihn nicht zu pflegen; die Hyazinthe blüht auch unter rauhen Aprilwolken.

Die jährlichen Theaterrevuen sind eine Art Zauberlaterne, in denen alles, was das Jahr hindurch Närrisches gethan oder geschrieben oder gesungen oder gemalt oder gesprochen worden, als Carricatur erscheint. Wie bei den Griechen die Naturkräfte, so nehmen bei den witzigen Parisern die Albernheiten eine menschliche Gestalt an. Gedichte und Romane erscheinen in Fleisch und Bein, Statuen singen und Monumente tanzen und peroriren. Diese Poesie ist um so kühner, da sie sich unmittelbar an die nächste Gegenwart knüpft, und verfehlt ihre Wirkung selbst auf die untersten Volksclassen nicht. Warum finden aber die Epopöien des Hrn. Quinet so wenig Beifall? Der Fiaker und die Wäscherin klatschen freudig in die Hände, wenn die Statuen des Revolutionsplatzes sich selbst auslachen; warum schläft die Schriftstellerin, der Literat bei den Gesprächen ein, welche die Kathedralen, die Ströme, die Gebirge im Ahasver mit einander führen? Aber diese Fragen sind zu inhaltschwer. Die kleinen Dinger, wovon hier die Rede ist, würden unter solcher Last erdrückt werden; wir scheuen uns überdieß vor der Metaphysik, denn sie ist am Ende doch nichts als ein Nebelgespenst, vor welchem man weder Himmel noch Erde sehen kann.

Das Jahr 1839 oder 1838, wie man will, hat uns nur zwei Theaterrevuen gebracht: le Puff und Rothomago: erstere im Théâtre des Variétés, die andere im Théâtre du Palais royal. Nebst dem künstlerischen Interesse haben diese tollen Vaudevilles auch noch ein historisches, indem alles zur Sprache kommt, was die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigt, und da sie nicht zu übersetzen sind, und daher auf keiner deutschen Bühne erscheinen werden, so wollen wir sie hier ausführlicher besprechen und daraus mittheilen, was daraus mitzutheilen ist und was für deutsche Leser einen Sinn hat; Manches ist dergestalt mit der Localität verwebt, manche Anspielung knüpft so feine Fäden an persönliche Verhältnisse, daß wir sie nicht herausreißen könnnn, ohne den Witz zu beschädigen.

Die Hauptperson, der Puff, ist dem Leser zur Genüge bekannt. La Blagne und La Réclame sind seine beiden Töchter. Er läßt folgende Annonce drucken: „Der berühmte Puff kann sämmtlichen Personen in der Provinz und zu Paris die große Preisbewerbung nicht genug empfehlen, welche in seinem Palaste stattfinden wird. Die beiden ersten Preise bestehen in der Hand seiner beiden Töchter; es sind scharmante, wohlerzogene Frauenzimmer, sie verstehen eine Menge Sprachen und tanzen alle Tänze, welche von den Gesetzen und den Municipalgarden autorisirt sind. Jede erhält eine Mitgift von vierhundert Millionen, zwei und dreißig Francs, fünfzig Centimen, außerdem haben die Männer ein Recht auf 365,000 Zeilen Annoncen im Jahr, und erhalten, nach Belieben, zwei Bände aus dem Magazin des Enfants, nebst einer kleinen Ausgabe der Cuisinière bourgeoise, mit Illustrationen von den besten englischen Kupferstechern und achtzehn Küchentafeln." Da haben Sie ungefähr das Sujet. La Blagne liest diese Annonce selbst vor; sie hat ihr Brautkleid an, mit dem Bouquet von Orangeblüthe, und

*) Die große Oper, das théâtre français und das théâtre italien.

weißem Schleier, nach Pariser Sitte. Eine Trompete erschallt, Puff tritt auf, reich gekleidet, als reisender Quacksalber, gelber Rock mit Borten besetzt, rothe Hosen, einen mächtigen Officiershut mit rothem Federbusch auf dem Kopfe, Ringe an allen Fingern, zwei Uhren mit schweren Ketten; er singt:

Ich bin der Puff,
Den man bewundert;
Ich bin der Sohn des Mynherpuff.

Buchdrucker, Kupferstecher ꝛc. empfangen ihn mit Chorgesang. „Gut, gut, Kinder, ich bin zufrieden; ich sehe daß Puff, der König der Banquiers, der Unternehmer der Macairismen ꝛc. immer gute Aufnahme findet bei seinen guten Parisern, in seinem treuen Stadtviertel der Börse. Komm, meine älteste Tochter, meine theure Blague, und du, herrliche Réclame, du mein schönstes Werk! Ihr, gemüthlichen Buchdrucker, edle Abkömmlinge des braven Guttenbergs, des Erfinders der Presse, ihr seyd meine treuen Diener." In seinem Triumphe wird er durch Angst und Sorgen gestört; die Wahrheit verfolgt ihn wie ein Rachegespenst; aber er tröstet sich; man hat lange nichts mehr von ihr gehört; „sie muß gestorben seyn, aus Mangel an Nahrung. Einige behaupten, sie habe den Geist zu Paris aufgegeben in den Armen einer Sängerin, die stets falsch gesungen; andere behaupten, man habe sie auf der Treppe des Polizeigerichts in den letzten Zügen gefunden; höchst unwahrscheinlich. Am besten sind wohl die unterrichtet, welche meinen, sie sey an den Ufern der Garronne verschieden in den Armen eines Zahnausreißers." Plötzlich erscheint sie als Bettlerin gekleidet; man bietet ihr ein Glas reinen Wein an, von der Société œnophile, und einen Sou Monaco. Hier muß ich bemerken, daß der Wein zu Paris in den öffentlichen Speise- und Trinkanstalten durchaus verfälscht, daß sich eine Société œnophile gebildet, die ihren Abnehmern das Product in seiner ganzen Reinheit zu liefern verspricht, und daß sie Vieles von den kleinen Blättern zu leiden hat. Die Sous, welche der Fürst von Monaco vor einiger Zeit schlagen ließ, sind verrufen; „der Fürst hatte kein klein Geld, heißt's im Puff, weil's ihm am großen fehlte; und um sich Thaler zu verschaffen, hat er Sous schlagen lassen." Die Wahrheit wird erkannt, Puff läßt sie in den Brunnen von St. Petrin werfen. Puits heißt im Französischen bekanntlich Stollen und Brunnen — eine Anspielung auf das berüchtigte Bergwerk St. Berain, das zu dem Processe gegen Cleemann und Girardin Veranlassung gab. Nachdem die Wahrheit in Verwahr gebracht, lassen sich La Blague und La Réclame nieder, die Besuche der Brautwerber in Empfang zu nehmen, und damit schließt das erste Tableau.

(Schluß folgt.)

Die Platzregen.

(Schluß.)

„Hier fangt," fiel Jules ein, „das Capitel der wunderbaren Begegnungen an. Madame, durch ihre Verzweiflung gedrängt, war zu ihrem Notar gegangen, um ein Landhaus zu kaufen und in der Zurückgezogenheit zu leben. Der Notar war der meines Onkels und hatte Madame auf dieß Haus hier aufmerksam gemacht. Mein Onkel, benachrichtigt, daß sich ein Liebhaber zeige, hatte sich nach Fontainebleau begeben, um sein Gut recht herausputzen zu lassen; ich hatte ihn begleitet, in der unbestimmten Hoffnung, meine Sylphide vom Wald wieder zu finden. Denken Sie sich das Erstaunen meines Onkels, als er in der schönen Dame, welche sein Schloß kaufen wollte, die schöne Dame erkannte, die sich mit so viel Bereitwilligkeit und mit so guter Art hatte vom Regen durchnässen lassen. Der Besuch war zu Ende und sie ging; denken Sie sich mein Erstaunen, als nun ich meinerseits sie erkannte. Ich hatte sie als bekannt gegrüßt. „Du kennst diese Dame?" fragte mich mein Onkel. „Ich bin mit ihr im Wald zusammengetroffen." — „Ha so! das ist die Dame vom Kutschenthor an Neldy's Haus." Das Wort war mir wie ein Blitzstrahl und verbreitete Licht über die ganze dunkle Geschichte.

„Mein Onkel begab sich zu Madame, und bat sie für den andern Tag zum Essen. Ich reiste in der Nacht nach Paris. Ich ging zu Neldy, und ohne ihm etwas zu erklären, erbat ich mir von ihm als einen großen Gefallen, er möchte mich augenblicklich nach Fontainebleau begleiten; er ging mit mir, und ich führte ihn plötzlich in den Salon, wo ich mich auf eine Scene des Erstaunens und der Aussöhnung gefaßt machte. Aber mein ganzer Plan ward zerstört, denn Madame empfing uns mit einem ganz heitern und lachenden Gesicht. Mein Hr. Onkel, der viel geschwätziger ist als Sie glauben, hatte Madame Alles erzählt. Wir erklärten Neldy Alles. Er ward überzeugt und bereute als ein Mann von gutem Herzen, und bot seine Hand an zur Vergütung seines Unrechts. Man schlug sie aus. Ich glaube man war ein wenig enttäuscht über sein Idol, nicht wahr, meine schöne Tante? und man gab die Seelengröße und den Stolz ohne große Anstrengung zum Besten."

„Und dann rückte Hr. Nivre heran, nicht wahr, mein Herr?" — „Nach mir," rief Jules, an den ich jene Frage gerichtet. „Das ist die Art und der Brauch der französischen Cavaliere. Ich hatte eine edle, reine, gute, reizende Frau bloß gestellt; ich bot ihr an, sie zur Gattin eines ziemlichen Taugenichts zu machen. Man nennt das eine Vergütung. Madame fürchtete, das möchte nur ein noch größeres Unglück seyn." — „Nein, mein Hr. Neveu," versetzte Madame Nivre, „aber ich machte Ihnen bemerklich, daß Sie erst achtundzwanzig Jahre alt seyen und ich dreißig." — „Sie wiederholt es!" rief Jules. „Ich hatte eine Wendung zu meinem Nachtheil ersonnen, um dieß Geständniß, oder vielmehr diese Lüge, zu vermeiden, denn ich erkläre Ihnen, ich, daß Sie höchstens fünfundzwanzig Jahre haben, und daß Sie mich nur aus Rache abgewiesen." — „Nein, mein Neffe, aus Vernunft." — „Und aus Vernunft haben Sie meine Hand angenommen," sagte Hr. Nivre. „Aus Vernunft und aus Dankbarkeit," versetzte Madame Nivre, „aus Vernunft, weil Sie mich überzeugten, daß ich eines Beschützers bedürfe, der meinen Ruf gegen nachtheilige Gerüchte vertheidige, die aus jenem Abenteuer entstehen konnten; aus Dankbarkeit, weil Sie mir den edelsten Beschützer, den ich hoffen konnte, anboten. Und glauben Sie mir, mein Freund, bei einer Frau,

der ihre Ehre theuer ist, ist dieß Gefühl sehr mächtig zu Gunsten des Mannes, der ihr die ihrige bewähren hülft und sie mit der Ehre seines Namens deckt." — „Ha! ha! ha!" rief Jules, „wir werden gerührt!" Er klingelte mit einer Lebhaftigkeit, die mich überzeugte, daß er sich von der allgemeinen Bewegung und Rührung hatte anstecken lassen, und rief dem erscheinenden Diener zu: „Schnell! Champagner!" — „Du bleibst immer ein Narr!" sagte sein Onkel. „Nein," sagte Madame Nivre, „er gefällt sich darin, eine gute Natur zu bekämpfen." — „Sehen Sie," sagte Jules zu mir, „das ist mit wenigen Worten die Geschichte unsrer meisten Dandies." — —

Wir stehen nicht an, dieser kleinen Erzählung bei weitem den Vorzug zu geben vor den ränkereichen Teufelsmemoiren und ähnlichen Büchern des Verfassers; ja man glaubt kaum, daß der Verfasser einer so hübsch ersonnenen und so artig durchgeführten Erzählung, deren Exposition besonders in ihrer natürlichen Einfachheit doch viel Spannendes hat, derselbe seyn soll, der so tief in die skandalöse Chronik der verdorbensten Welt von Paris hineingreift und das Publicum so überreichlich mit seinen Erfahrungen oder Fictionen — eins ist so traurig wie das andere! — regalirt. Auch hier führt Soulié durchaus keine idealischen Wesen auf, aber es sind doch Menschen, sind Franzosen, mit Fehlern und Schwächen, mit leichtsinnigen Grundsätzen, aber doch mit moralischem Gefühl. Die Charaktere sind nur leicht skizzirt, aber sie sind doch nicht ohne Individualität, und zugleich sind es auch Typen ganzer Classen oder Gattungen. Die beiden Dandies, Jules und Georges, veranschaulichen die Verschiedenheit der Charaktere, die sich unter diesen, dem Anschein nach so uniformen Modepuppen, den enfants perdus einer unnatürlich hinaufgeschraubten Civilisation und Mode finden; Hr. Nivre repräsentirt den honnetten, gesetzten Franzosen mit seiner scharfen Combinationsgabe, und Fanny Dauray ist eine Person, wie sie in Frankreich gewiß auch in der Wirklichkeit sich finden mögen. Eine Deutsche würde, bei so viel berechnendem Verstand und so viel Freiheit des Benehmens beinahe aufhören liebenswürdig zu seyn; der Französin steht beides noch wohl an; das ist der Unterschied der Nationalität. Möchte Soulié doch mehr solche leichte Erzählungen geben, statt der langausgesponnenen Geschichten, die, wenn sie auch von den Lesecabinetten begierig verschlungen werden, ihm den Beifall der ernsteren Kritik nicht erwerben können.

An meine Seele.

Von Hegesippe Moreau.

Flücht' dich, o weiße Seel', vom Leibe krank und bloß,
Singend in jener Welt, der unbekannten, Schooß!

Wahrlich! nicht neidet' ich mit achtzehn Lenzen
Die Binde die, kalt, Todter Augen drückt!
In Wald's Dickicht, ins Feld mit grünen Kränzen
Taucht' ich mich damals, jugendlich entzückt.
Von Winden, Regen, Sonnenschein umflossen
Hab' damals ich, stets offnen Aug's, geträumt;
Dann hat's der Schweiß, die Thräne, trüb umsäumt —
Ich kenn' die Welt zu gut und bin verdrossen.

Flücht' dich, o weiße Seel', vom Leibe krank und bloß,
Singend in jener Welt, der unbekannten, Schooß!

Vom Wege müd, der grau bestaubt mich hatte,
Wankt' ich dahin auf ungewissem Sand;
Ruh', arme Seele, aus, des Pilgerns satte!
Droben harrt dein ein gastlich grün Eiland.
Der reine Himmel mit der Sterne Gluthen
Ist wie voll Lilien ein blauer See;
Drin zu erfrischen dich von deinem Weh,
O kühn wirf deine Lumpen in die Fluthen!

Flücht' dich, o weiße Seel', vom Leibe krank und bloß,
Singend in jener Welt, der unbekannten, Schooß!

Flieh' nicht sey Liebe dir zum Fleisch ein Zügel!
Noch gestern in der Welt, die dir ist feind,
Umirrend, schütteltest du deine Flügel,
In deinem Kerker; und du hast geweint,
Gefangner Vogel, um den Wald, so bitter!
Und heut, wo heiß das Fieber mir setzt zu,
Sleeb' ich und du — du seufzst! Wie? fürchtest du
Den Windstoß, der dir auf soll thun dein Gitter?

Flücht' dich, o weiße Seel', vom Leibe krank und bloß,
Singend in jener Welt, der unbekannten, Schooß!

Flieh unverzagt! als ich im Wittwerskummer
Um eine Freundin schweigt' in wilder Lust:
Da warst du, eine Taube tief in Schlummer,
Meiner Verirrungen nicht mitbewußt.
Nach Manna wollte, ach! mein Hunger rennen,
Und biß in Staub — so ward er selbst zum Spott;
Doch meine Seele, du, vor deinem Gott
Kannst du dich morgen noch jungfräulich nennen.

Flücht' dich, o weiße Seel', vom Leibe krank und bloß,
Singend in jener Welt, der unbekannten, Schooß!

Ob deinen ird'schen Schwestern wirst du wachen
In jener Welt, wo Gott uns reicht den Kem;
Und freundlich wirst du zu dem Spiele lachen
Der Kinder um die Gräber ohne Harm;
Wirst lächeln wenn sie über meinem Staube
Die heiligen Mohnhäupter sammeln ein,
Wenn auf dem Kirchhof sie mein bleich Gebein
Werfen nach Nüssen, in dem dunkeln Laube....

Flücht' dich, o weiße Seel', vom Leibe krank und bloß,
Singend in jener Welt, der unbekannten, Schooß!

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 83.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

18 Julius 1840.

Geburten, Todesfälle und Heirathen.

Von Theodor Hook.

Da wir von diesem in England sehr bekannten und beliebten Autor (über welchen man ein englisches Urtheil im letzten Jahrgang dieser Blätter, S. 315 flg. nachlesen kann) noch nichts mitgetheilt haben, wollen wir jetzt die oben genannte Novelle desselben, welche vor etwa einem Jahr erschienen ist, besprechen und Proben daraus geben. Th. Hook ist bekannt durch die Erzählungen: Sayings and Doings, Jack Blag, Gilbert Gurney, Gurney Married, und wenn wir nicht irren, als Herausgeber des New-Monthly-Magazine.

Die vorliegende Erzählung scheint durch ihren Titel, durch die Stellung und Ordnung der dreierlei Ereignisse, welche freilich, wie sie fürs Leben in kleinen und großen Kreisen die wichtigsten und die Elemente der Geschichte sind, so ganz besonders im Roman die Angelpunkte bilden, um welche sich Alles zu drehen pflegt, die so betitelte Erzählung scheint, sofern die Heirathen ans Ende gestellt sind, etwas Humoristisches und Komisches, oder doch Heitres erwarten zu lassen; doch macht vielleicht der Titel diesen Eindruck auf den deutschen Leser hauptsächlich deßwegen, weil er an die „Blumen-, Frucht und Dornenstücke, oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvocaten F. St. Siebenkäs," von Jean Paul erinnert. Nun enthält zwar Hooks Buch manche komische Elemente, wie ihm auch wirklich sein humoristisches und komisches Talent großentheils seinen Namen verschafft hat, doch nicht in solchem Maaße, daß man den Humor, das Komische als den eigentlichen Geist des Buchs anzusehen hätte, sondern nur als eine gelegentliche Würze. Die Hauptfabel ist im Gegentheil sehr traurig, ja peinlich, und die komischen Situationen, die am Ende freilich wegfallen, sind wahrhaft erquickend, stehen indeß vielleicht in einem etwas grellen Contrast mit dem mehr noch ängstigenden als erschütternden Eindruck der Hauptgeschichte.

Das Buch gehört in die so zahlreiche Classe der modernen, häuslichen oder Sittenromane, welche theils in der fashionablen Gesellschaft und Welt spielen, theils auch gelegentlich eine Excursion in andere Sphären, zu einiger Abwechslung und Ergötzung, machen.

Die Hauptpersonen des Buchs sind Miß Ellen Batley und Oberst Mortimer, mit welchem Helen sich bald vermählt. Ihr Vater, Mr. John Batley, war ein höherer Regierungsbeamter, war auch schon Parlamentsmitglied gewesen, ein Wittwer in den Fünfzigern, doch noch ziemlich jugendlich in seinem Wesen, verschwenderisch ohne die Mittel dazu zu besitzen, ein gutherziger, liebevoller, etwas schwacher Vater, ein geschmeidiger und gewandter Weltmann, ohne besondre Tugenden oder Fehler. Ein ganz andrer Mann war sein ältrer Bruder, Mr. Jakob Batley, der als ein Krämer angefangen und es bis zum reichen Kaufmann gebracht hatte, durch Fleiß, Klugheit, Einfachheit und Sparsamkeit; dabei aber war er nicht nur ein gegen feinere Formen und Sitten durchaus feindseliger, ein eigensinniger und trotziger Mensch, sondern auch der consequenteste und verstockteste Egoist, der seinen Egoismus ganz offen bekannte und sich dessen rühmte. Er hatte nie geheirathet, und sein Bruder, welcher vor ihm als dem Erstgebornen immer noch einigen Respect zu haben schien, so daß er ihn bei allen wichtigeren Schritten und Handlungen zu Rathe zog, versäumte vorzüglich auch darum nicht, sich um seine Gunst zu bewerben, weil er, zumal so lange seine Tochter Ellen noch nicht versorgt war, auf das große Vermögen seines Bruders seine lüsterne Hoffnung setzte. Auch sah er sich manchmal genöthigt, ihn um seinen pecuniären Beistand anzusprechen, wobei er jedoch selten ganz glücklich war.

Den Rath dieses Bruders einzuholen ermangelte Mr. John Batley nun auch nicht, als sich Aussichten zu einer vortheilhaften Heirath für Ellen zeigten. Diese Aussichten waren zweifach: der sehr reiche Lord Ellesmere und der vermögliche Oberst Mortimer bewarben sich zu gleicher Zeit um Ellens Gunst, und der Vater bemerkte bald, daß der letztere den Vorzug bei seiner Tochter behaupte. Der Oheim aber wünschte, daß seine Nichte den vermöglichen Alderman Haddock heirathen möchte — ein Gedanke, vor welchem Mr. John Batley schauderte, und den

wohl auch Ellen nicht goutirt haben würde. Mr. Jakob machte einige sehr ungünstige Bemerkungen über Oberst Mortimer, seinen frühern Lebenswandel und Abenteuer, seinen Busenfreund, Oberst Magnus, worüber Mr. John Batley, ein Freund des Obersten aus früherer Zeit, wegzugehen leicht für gut fand.

Ellen Batley, eine offene, edle und reine Natur, sehr begabt, von ihrem Vater vergöttert, von der Welt wegen ihrer Schönheit und ihrer Talente geschmeichelt und angebetet, entbehrte doch, in Folge des frühen Verlusts ihrer Mutter, derjenigen Anleitung, welche durch weiblichen Einfluß, namentlich den mütterlichen, einem jungen Mädchen zu Theil wird. Sie ließ ihren Launen und Einfällen, ihrem Witz und Geist zu sehr die Zügel schießen, und war wenigstens in ihrer Lebensweise und in ihren Gewohnheiten in höherem Grad weltlich, als sie es im Grunde ihres für das Edle und Tiefe empfänglichen Gemüths seyn mochte. Arglos und leichtmüthig hatte sie der Bewerbung von Lord Ellesmere vielleicht etwas zu lange zugesehen; ihr Vater war zwar nicht wenig geschmeichelt durch Titel und Vermögen dieses Bewerbers, aber er gehörte der Tory-Partei, Batley den Whigs an; Mortimer dagegen war ein Whig, auch ansehnlich begütert, ein alter Freund von ihm, — und so handelte Ellen ganz in Uebereinstimmung mit den Ansichten ihres Vaters, als sie bei einer Abendgesellschaft den Huldigungen des Lords auf eine unmißdeutbare Weise ein Ende machte. Leider aber säumte der durch Abweisung des Rivals in Vortheil gesetzte Bewerber gerade an dem Tag der Entscheidung einen Besuch zu machen, wie er gewöhnlich that; und mit Schrecken und Bekümmerniß erfuhren Vater und Tochter, daß der Oberst abgereist sey. Indeß war noch nicht Alles verloren; Mr. John Batley schrieb einen scherzhaft lautenden, aber ernst gemeinten Brief an den Oberst, worin er ihm ziemlich nahe legte, daß er mit Sehnsucht erwartet werde, und daß das Feld rein sey; Mortimer, der in der That an den Bewerbungen des Lords sich gestoßen hatte, kehrte zurück, und seine Verlobung mit der von ihm zärtlich geliebten und ihn zärtlich liebenden Mi Heien Batley ging ohne weitere Verzögerung vor sich.

Oberst Mortimer war, wie man gleich von vornherein erfähet, in frühern Zeiten ein arger Roué gewesen, er war schon in den Vierzigen, zwar immer noch ein interessanter, anziehender Mann, aber doch für ein Mädchen wie Helen, ziemlich alt, und, wie leicht begreiflich, etwas blasirt. Als bei seiner Rückkehr John Batley scherzend gegen ihn äußerte, er habe schon gefürchtet, Mortimer sey durch ein Duell zu seiner plötzlichen Abreise veranlaßt worden, versetzte er: „Nein! diese Zeiten sind für mich vorüber; Alles, wonach ich mich jetzt sehne, ist Ruhe, Frieden und Zurückgezogenheit. Ich bin überdrüssig, zum Tod überdrüssig der Eitelkeiten der Welt, ihrer Herzlosigkeit, ihrer Unerquicklichkeit, und wenn ich ein wahrhaft treues, offenes, redliches Wesen finden kann, das sein Schicksal mir anvertrauen, und meine Vorsätze, ein guter Mensch zu werden, unterstützen und fördern will, bin ich bereit, meine Freiheit in ihre Hände niederzuiegen;" und auf eine verbindliche Bemerkung, daß jede junge Dame von Verstand sich glücklich schätzen werde, ihn in so trefflichen Entschlüssen zu bestärken, fuhr er fort: „Wahrhaftig, das weiß ich nicht. Wäre ich arm und bedürftig, und fände Gunst in den Augen einer Frau, die für mich Opfer bringen, und mein Weniges mit mir theilen möchte, so würde ich Vertrauen hegen zu ihrer Liebe und Neigung; aber das Schlimmste ist: ich bin so ganz und gar ein Mann der Welt gewesen, habe so viel Uebles gesehen, habe selbst so viel Schlimmes gethan, daß ich meine Zweifel und argwöhnischen Vermuthungen und Besorgnisse nicht überwinden, mich nicht dem Glauben hingeben kann, daß es möglich sey, daß ich allein um meiner selbst willen geliebt werde."

Es trifft sich unglücklicherweise, daß John Batley seinen Bruder Jakob, von welchem er zum Behuf einer Parlamentswahl Geld bekommen möchte, gerade an dem Tag zu Tisch gebeten hat, wo die Verlobung statt gefunden hat, und Mortimer natürlich zum Essen da bleibt; und trotz der getroffnen Vorsichtsmaaßregeln, Mr. Jakob Batley von Mortimer weit weg zu setzen, ließ jener doch die Gelegenheit nicht hinaus, den Oberst und die ganze Gesellschaft mit der Frage zu erschrecken: wie lange Zeit er Witwer sey? Mortimer hatte sich nämlich mit einer Lady, die er ihrem Gatten entführt, vermählt, nachdem die Scheidung ausgesprochen war. Die Frauen brachen auf, und Mortimer, nachdem er eine ausweichende und ablehnende Antwort gegeben, entfernte sich ebenfalls in das Gesellschaftszimmer. „Die Umstände," sagte er zu Helens Vater, als dieser auch herbeikam, „welche mit jener Heirath und dem Tod meiner armen Amelia in Verbindung stehen, sind von solcher Art, daß ihrer nicht erwähnt werden darf, ohne daß mein Herz im Innersten verletzt und zerrissen wird. Der Himmel weiß, daß wenn Reue und Gewissensbisse für Sünde und Thorheit büßen und sie versöhnen können, meine Qualen seit ihrer Flucht und ihrem nachherigen Tod den Flecken, der auf mein früheres Leben fällt, einigermaßen getilgt haben müssen. Eine Anspielung darauf von einem Andern macht mich beinahe wahnsinnig," und nachdem er Batley beinahe eine halbe Minute ernst und fest angeblickt, fuhr er fort: „Meint Ihr — glaubt Ihr — wißt Ihr, ob Heien mit den Umständen dieser Geschichte irgendwie bekannt ist?" und als Batley glaube versichern zu müssen, er glaube nicht, daß seine Tochter irgend etwas davon wisse, drückte ein Lächeln, welches um Mortimers Mund zuckte, hinlänglich seinen Unglauben an Batley's Versicherung aus, und er erwiederte mit nachdrücklichem Ernst: „Sie sollte die Geschichte wissen — sie soll nicht einen Mann heirathen, wie ich gewesen bin, ohne vollkommene Kenntniß seiner frühern Sünden und Thorheiten." Dieß machte Batley stutzig; es schien als fühle Mortimer selbst, daß ein Mädchen von guter Einsicht, zartem Gefühl und reinem Herzen Widerwillen empfinden könnte vor der Verbindung mit einem solchen Mann. Wenn dieß zur Sprache kame und Helen sich durch Angst und Scheue bestimmen ließe, ihrem jetzt erhörten Liebhaber die Erfüllung ihrer Zusage zu verweigern, so war voraussichtlich Alles verloren, die Partie abgebrochen, und Heien höchst wahrscheinlich zum ewigen ledigen Stand verurtheilt. Batley war, wie ihm öfters begegnete, durch seine eigene List und Feinheit geschlagen; und alles, was Mortimer aus ihm herausbringen konnte, war eine

Art von zweideutigem Stammeln: „Ha, ich — in der That, ich — auf mein Wort, ich" — womit er etwa eine halbe Minute zubrachte, lang genug um den Oberst gewiß zu machen, daß Helen die ganze Geschichte wisse und darin keinen Grund sehe, Einwendungen gegen ihn zu machen. — Mortimer verlangt von John Batley, daß er mit seinem Bruder breche, was jener nun um so eher zusagen kann, als er seine Tochter versorgt weiß; aber die Frage des unhöflichen Jakob Batley war die erste Wolke, welche den Freudenhimmel Mortimers trübte.

(Fortsetzung folgt.)

Neueste französische dramatische Literatur.

(Schluß.)

Im zweiten erscheint die Annonce als Bajazzo gekleidet und meldet Hrn. Nicoles-Prosper l'Ingénieur, den Repräsentanten der Industrie in Frankreich. Er zeigt fürs erste einen Hut vor, den er chapeau imberoleofuge und hydroleifuge nennt. „Um mit seinem Hutmacher zu reden, meint die Réclame, muß man jetzt erst Griechisch lernen," worauf ihr l'Ingénieur antwortet: Aristoteles erwähnt desselben ausdrücklich in seinem Capitel über die Hüte. Nun kommen die sechsrädrigen Wagen, die Télégraphes acoustiques, die bewegliche Mauer für Affichen, und die Statuette. Mittelst des akustischen Telegraphen wird ein Gespräch mit einem Narren in Chauntin geführt; es ist höchst wichtig; der Hr. l'Ingénieur singt: „guten Morgen, Freund, wie geht's." Nach einer Weile kommt die Antwort: „ich dank Ihnen, und Sie, wie befinden Sie sich?"

Nach Monsieur l'Ingénieur kommen die Theater und die Theaterstücke. Le sonneur de St. Paul, über den wir bereits berichtet; er läßt sich an einem Stricke aus den Sophiten herab, unter Glockengeläute des Orchesters; er singt nach der bekannten Melodie aus der weißen Dame:

Sonnez, sonnez
Ma cloche et mes recettes:
On dit que j' dis bien des sonnettes
Mais mon caissier est enchanté
Et ma tristesse a sauvé la gaité.

Der Brasseur de Preston rennt herbei und macht ihm die Braut streitig; auf ihr Geschrei erscheint Le Puff und schickt sie beide fort. Nun kommen die dramatischen Thiere, welche vergangenes Jahr eine so große Rolle spielten. Frösche tanzen eine Quadrille, ein Hund vom St. Bernhard, auf dem ein Kind reitet, wird von seinem Führer gezeigt; der Führer meint, daß diese Hunde (ich glaube im théâtre de l'Ambigu) nie ohne queue erschienen seyen; die Kritik habe sie nie beißen können, und es seyen die ersten Hunde, denen man nie gepfiffen. Den Riesen aus dem théâtre de la porte St. Martin, als Goliath, nennt der Puff einen großen Mann aus den Zeiten der Fronde: der Riese singt ein schnurriges Lied, worin er seine Lebensart beschreibt: Morgens zwei Eimer Kaffee u. s. w. Die Rachel durfte natürlich nicht ausbleiben: sie erscheint als Hermione aus der Andromaque; mitten in eine Tirade unterbricht sie sich und ruft: ach! ich habe mir einen Flecken aufs Kleid gemacht; Racine sagt: es ist noch ein Kind, aber solche Kinder gibts nicht viele. Zuletzt tritt Ruy-Blas auf, und nun beginnt eine Parodie auf das bekannte Hugo'sche Drama, in drei Theilen, die für sich ein besonderes Stück bildet. Die Liedeserklärung des Ruy-Blas wird folgendermaßen parodirt, die Königin liest das Billet:

„Je suis un ver de terre, amoureux d'une étoile," ah! quel ver amoureux! „oui, belle de nuit de jour, ah! je voudrais pour vous être un lézard d'amour?" — je l'aime sans savoir s'il est grand, blond ou brun: mais quand on est quelqu'une, il faut aimer quelqu'un.

Zwischen der Königin, der Dueña und Ruy-Blas haben wir folgende Conversation bemerkt:

Ruy-Blas:	La Duègne:	La Reine:
moi?	vous:	lui?
mais..	oui..	non..
quoi..	je...	si..
car..	oh!	rien.

La Duègne: La raison vous défend un plus clair entretien.

Nach der Farce, die etwas zu lange währt, kommen die Bayaderen; das théâtre des Variétés parodirt sich selbst, denn hier war es ja eben, wo die Bayaderen auftraten. Sie machten wenig Glück, und ich mag, seitdem ich sie gesehen, Goethe's Gedicht nicht mehr lesen. Als Parodie ist der Tanz sehr ergötzlich; nie habe ich das große mimische Talent der Franzosen mehr bewundert. Die Bayaderen des théâtre des variétés werden in den ersten Pagoden Hindostans für Virtuosen gelten.

Im dritten Tableau erscheinen vier Statuen vom Concordeplatz: Straßburg, Rouen, Bordeaux und Marseille; um Mitternacht werden sie lebendig; auf ihr Geschrei eilen sämmtliche Personen des Stücks herbei, und fassen den Puff und stürzen ihn in den Brunnen von St. Pétrin. Der Hintergrund öffnet sich, ein Tempel zeigt sich, die Wahrheit erscheint als Genius gekleidet, mit einem Spiegel in der Hand. Ein Rundgesang schließt das Ganze; wir führen zwei Couplets davon an:

N' pouvant se faire détróner
L'Duc de Normandie,
S'fait, dit-on, assassiner
Pour gagner sa vie.

Man hört einen Trauermarsch.

A ce roul'ment répété
Qu'est ce donc qui trépasse?..
De la popularité
C'est l'convoi qui passe.

Rothomago ist der Name eines Zauberers, der die verschiedenen Personnagen des Stückes nach einander citirt. Es kommen hier natürlich so ziemlich dieselben Dinge zur Sprache. Das Piedestal der Statue Molière's singt Couplets und läuft seiner Statue nach; die Subscription ist nämlich noch immer nicht zu Stande gekommen. Das Capitel über die bêtes drama-

tiques ist ausführlicher behandelt als im Puff; Pere Lalouette versieht die Theaterautoren mit Sujets, unter andern zeigt er eine Schildkröte vor, welche nächstens am théâtre de la Renaissance auftreten wird. Darin kommt ein Halunke vor und ein ehrlicher Mann; diesem gehört die Schildkröte. Der Halunke lauert dem ehrlichen Manne hinter einem Felsen auf, um ihn zu ermorden. Die Schildkröte, ohne ein Wort zu sprechen, kriecht den Felsen hinauf und läßt sich auf den Kopf des Mörders herab fallen im Augenblick, wo er sein Schlachtopfer überfällt. Bei der hundertsten Vorstellung wird die Schildkröte in einer Baignoire gezeigt werden, und in den Zwischenacten wird sie im Foyer spazieren. „Ja, ja, mein hübsches Thierchen, so schließt die schnakische Erzählung... Sehen Sie nur, wie die Schildkröte gescheidt ist; sie gibt mir durch Zeichen zu verstehen, daß es Zeit sey ihre Rolle einzustudiren." Hermione und Ruy-Blas streiten miteinander; Ruy-Blas nennt sie eine Fripoune und sie heißt ihn einen Farceur; zuletzt gehen sie ab, indem sie die Parisienne singen; den Schluß macht die Déjazet als Gitana, durch allerlei Tänze, als: La Mazourka, le pas styrien, la fricassée hongroise, le fandango und le fricandeau. Das alles gränzt wohl ein bißchen ans Triviale, es ist viel wohlfeiler Witz neben köstlichen Einfällen, doch gewährt in der so abgeeirkelten, streng bewachten französischen Literatur, dieses carnavalartige Durcheinander einen eignen Genuß.

Diane de Chivry, par Frédéric Soulié.

Hr. Frédéric Soulié hat einmal ein Trauerspiel Roméo et Juliette geschrieben; darin lobte man besonders eine Scene. Sodann schrieb er viele Romane und Novellen, deren einige unter dem Titel: Les Mémoires du diable erschienen und Glück machten. Hr. Soulié ist kein Dichter im eigentlichen Sinne des Worts. Für ihn sind die Personen nicht die Träger geistiger Interessen, es haben sich bei ihm nicht Gedanken und Gefühle angesammelt, die er in seine Romane und Dichtungen abfließen läßt, sondern er preßt aus Kopf und Herz, so viel nur immer drin ist, um damit seine Gestalten dürftig auszustatten. Auf die Intrigue, auf das Combiniren der Begebenheiten, auf das Verflechten der Episoden verwendet er eine ganz besondere Sorgfalt, und bei mäßigem stylistischen Talent weiß er das größere Publicum durch das sogenannte intérêt de cuisinières zu fesseln. Solche Scribenten liefern immer gangbare Waare, und finden immer Verleger; der geniale Alfred de Musset muß sich mit der Revue des deux Mondes begnügen. Unter den Novellen des Hrn. Frédéric Soulié hatte besonders Diane de Chivry Aufsehen gemacht, und der Verfasser ist ein zu gewandter Industrieller in der Literatur, um nicht von einem glücklichen Funde den größtmöglichsten Vortheil zu ziehen; aus der Erzählung ward daher ein Drama von fünf Acten, das vor einiger Zeit mit Beifall am théâtre de la Renaissance gegeben worden ist.

Die Geschichte verdient wohl eine Stelle in den Memoiren des Teufels. Ein blindes Mädchen wird von dem Manne entehrt, den sie rettet! Die That ist so abscheulich, daß das Stück selbst nur durch die Abwesenheit der Thäters gerettet werden konnte. So tief es auch erschüttert, es wird im Gemüthe des Zuhörers etwas erregt, das die Lösung nicht beschwichtigt; doch ich muß etwas umständlicher erzählen, es lohnt sich schon der Mühe, die dramatischen Elemente sind mit einer wahrhaft teuflischen Kunst verflochten. Diane von Chivry lebt bei ihrer Großmutter auf einem Schloß in der Bretagne. Ihr Vater, Pair von Frankreich, wohnt nebst ihren zwei Brüdern zu Paris. Diane ist blind geboren, und kostete ihrer Mutter das Leben; sie ist schön und gut, und das Schlachtopfer wird auf's herrlichste ausgeschmückt, und ihr Entehrer ist ein niederträchtiger Wicht, der Schulden halber verfolgt wird, und sich für einen Geächteten ausgibt, und als Geächteter von der Großmutter, Frau von Stermie aufgenommen wird, und unter dem Namen eines der edelsten und berühmtesten Anführer der Vendéer, unter dem Namen Leonhard Asthon! Diane tritt ihm ihren Pavillon ab, wo die Großmutter beide oft zusammen allein läßt; beide lieben einander. Der Verruchte entehrt die Geliebte in einer Nacht, wo sie ihm das Leben rettet, und verschwindet auf immer. Alle Briefe bleiben unbeantwortet. Die arme Blinde bleibt allein mit ihrer Schande, sie entdeckt sich ihrer Großmutter, diese ihrem Schwiegersohn Hrn. von Chivry, welcher mit seinen zwei Söhnen von Paris herbeieilt. Von diesem Augenblicke an beginnt das Interesse und geht immer Crescendo. Die Entrüstung des alten Mannes, das Wehklagen der Tochter, die edle aufopfernde Selbstanklage der Großmutter, das Mitleid der Brüder, das Aufbrausen des entrüsteten Ehrgefühls der schwer beleidigten Männer — das bis dahin sich etwas träge entwickelnde Drama nimmt auf einmal einen energischen Schwung; sodann folgt die Herausforderung des wirklichen Leonhard Asthon, der beide Brüder ersticht; die Verzweiflung des dritten Bruders, der keine achtzehn Jahre alt, und schwächlich und gebrechlich, auf die blutige Walstätte eilet und dem Mörder seiner Brüder zuruft: „auch ich bin ein Chivry," und den der jammernde Greis hinwegreißt, denn es ist ja jetzt sein einziger Sohn. Und Leonhard Asthon, der nur immer todt sticht, weil er nicht anders kann, weil man ihm sein Ordensband abreißt und mit der flachen Klinge ins Gesicht schlägt. Nachdem er beide Chivry getödtet, kommt zuletzt Diane, und beschwört ihn, ihre Brüder zu retten. Der Auftritt zwischen ihr und Asthon, der sie nicht kennt, ist von ungeheurer Wirkung. Wenn nur Soulié Thränen in seinem Herzen hätte! Er hat weiter nichts als ein kaltes, berechnendes Talent, und doch erschüttert er hier und an vielen andern Stellen so gewaltig, daß man zuweilen irre wird und sich unter dem Einflusse wahrer Poesie glaubt. Im fünften Act erscheint L. Asthon vor den Assisen, wo sich dann der Irrthum aufklärt; er wird frei gesprochen und bietet Dianen seine Hand an. Martial, ihr dritter Bruder, hat unterdessen den wahren Schuldigen erstochen.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 84 u. 85.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

23 Julius 1840.

Dänische Literatur.

Aus H. C. Andersons „Bilderbuch ohne Bilder."

Mitgetheilt von A. Engel.

Es ist besonders! wenn ich am wärmsten und schärfsten fühle, ist es mir immer als wenn Hände und Zunge gebunden wären; ich kann es nicht wiedergeben, nicht so aussprechen wie ich es in mir trage, und doch bin ich Maler, das sagt mir mein Auge, das haben alle anerkannt, welche meine Skizzen und Gemälde sahen.

Ich bin ein armer Bursche, ich wohne seit einiger Zeit in einer der engsten Gassen; aber an Licht fehlt es mir nicht, denn ich wohne hoch oben mit der Aussicht über alle Dächer. In den ersten Tagen, als ich in die Stadt gekommen war, fühlte ich mich so beengt und einsam; anstatt des Waldes und der grünen Hügel begränzten jetzt nur die grauen Schornsteine meinen Horizont. Keinen einzigen Freund besaß ich hier, kein bekanntes Angesicht begrüßte mich.

Eines Abends stand ich recht betrübt am Fenster, ich öffnete es und sah heraus. Nein, wie wurde ich froh! ich sah ein bekanntes Antlitz, ein rundes freundliches Antlitz, meinen besten Freund von drüben, aus der Heimath: es war der Mond, der liebe, alte Mond, unverändert derselbe, gerade so sah er aus, wenn er mich zwischen den Weidenbäumen am Teiche belauschte. Ich warf ihm einen Kuß zu und er schien gleich in meine Kammer hinein und versprach mir, daß er auf seinen Ausflügen jeden Abend bei mir einsprechen wolle; das hat er denn auch redlich gethan; schade, daß er immer nur so kurze Zeit bleiben kann. Jedesmal, wenn er kommt, erzählt er mir Eins und das Andere, was er die Nacht vorher oder denselben Abend gesehen hat. „Zeichne das, was ich erzähle," sagte er bei seinem ersten Besuch, „so wirst du ein recht hübsches Bilderbuch bekommen." Das habe ich denn auch seit mehreren Abenden gethan. Ich könnte nach meiner Weise ein neues „Tausend und Eine Nacht" in Bildern geben, aber das würde zu viel werden. Die Bilder, welche ich gebe, sind nicht ausgewählt, sondern kommen so wie ich sie gehört habe; ein großer genialer Maler, ein Dichter oder Tonkünstler mag mehr daraus machen, wenn er will; was ich zeige, sind nur lose Umrisse auf dem Papier, und zuweilen auch meine eigenen Gedanken; denn nicht jeden Abend kam der Mond, es war oft eine Wolke oder zwei im Wege.

Erster Abend.

„In der letzten Nacht," so lauten des Mondes eigene Worte, „zog ich durch Indiens klaren Himmel, ich spiegelte mich im Ganges; meine Strahlen suchten die dichten Hecken der alten Platanen zu durchdringen, welche sich so fest wie die Schale der Schildkröte wölben. Da kam aus dem Dickicht ein Hindu-Mädchen, leicht wie die Gazelle, schön wie Eva; es lag etwas so Lüftiges und doch wieder so Volles, Festes in Indiens Tochter, ich konnte durch die feine Haut ihre Gedanken sehen; die dornigen Lianen rissen ihr die Sandalen entzwei, aber rasch schritt sie vorwärts; das Reh, welches aus dem Flusse kam, wo es seinen Durst gelöscht hatte, sprang scheu vorüber, denn das Mädchen hielt eine brennende Lampe in der Hand; ich konnte das frische Blut in den feinen Fingern sehen, die sich bogen, um die Flamme zu beschützen. Sie näherte sich dem Flusse, setzte die Lampe auf die Strömung und die Lampe segelte fort; die Flamme fackelte als wenn sie erlöschen wollte, aber sie brannte doch noch und des Mädchens schwarze, glänzende Augen folgten ihr mit einem seelenvollen Blick, der zwischen den seidenen Wimpern hervordrang; sie wußte, daß wenn die Lampe brenne, so lange sie sie sehen könne, ihr Geliebter lebe, daß er aber todt sey, wenn sie erlösche; und die Lampe brannte und bebte, und ihr Herz brannte und bebte, sie sank auf die Knie und sprach das Gebet; an ihrer Seite lag im Grase die feuchte Schlange, aber sie dachte nur an Brama und ihren Geliebten. „Er lebt!" jubelte sie, und die Berge riefen ihr zurück: „er lebt!"

Zweiter Abend.

„Es war gestern," erzählte der Mond, „als ich in einen kleinen, von Häusern eingeschlossenen Hof hinabsah. Dort lag eine Henne mit eilf Küchlein, ein kleines hübsches Mädchen

sprang um sie herum, die Henne gluckte und breitete ängstlich ihre Flügel über die kleinen Jungen aus. Da kam des Kindes Vater, er schalt und ich zog fort, ohne weiter daran zu denken; aber heute Abend, noch vor wenigen Minuten, blickte ich wieder in denselben Hof hinab. Es war ganz stille, aber bald erschien das kleine Mädchen, sie schlich sich leise zum Hühnerstall, hob den Riegel und wischte hinein zur Henne und den Küchlein; sie schrien laut und flatterten umher, die Kleine lief nach ihnen, ich sah es deutlich, weil ich durch ein Loch in der Mauer guckte. Ich wurde ganz erzürnt über das böse Kind und freute mich, als der Vater erschien und noch heftiger als gestern schalt und sie beim Arme angriff; sie bog ihr Haupt zurück, es standen große Thränen in den blauen Augen. „Was machst du hier?" fragte er. Sie weinte: „ich wollte," sagte sie, „die Henne küssen und sie um Verzeihung bitten wegen gestern, aber das durfte ich dir nicht sagen!" Und der Vater küßte die holde Unschuld auf der Stirne, ich küßte sie auf Augen und Mund."

Fünfter Abend.

„Gestern," sagte der Mond, „blickte ich auf das bewegliche Paris nieder, mein Auge drang in die Gemächer des Louvre. Eine alte Großmutter, arm gekleidet — sie gehörte zum gemeinen Volke — folgte einem der untergeordneten Bedienten in den großen, leeren Thronsaal; diesen wollte, mußte sie sehen; es hatte sie manche kleine Aufopferungen, viele gute Worte gekostet, um hierher zu kommen. Sie faltete die magern Hände und blickte feierlich um sich, als wenn sie in einer Kirche stände. „Hier war es!" sagte sie, „hier!" und sie näherte sich dem Thron, von welchem der reiche, goldgebrämte Sammt herabhing. „Da!" sagte sie, „da!" und sie bog ihre Knie und küßte den Purpurteppich — ich glaube, sie weinte. „Es war nicht derselbe Sammet," sagte der Bediente, indem ein Lächeln um seinen Mund spielte. „Aber hier war es doch!" sagte die alte Frau, „so sah es hier aus!" — „So," antwortete er, „und doch nicht so, die Fenster waren eingeschlagen, die Thüren ausgerissen und Blut bedeckte den Boden! — Sie kann doch sagen: mein Enkel ist auf Frankreichs Thron gestorben!" „Gestorben!" wiederholte die Alte — wie ich glaube, wurde nicht mehr gesprochen, sie verließen auch bald den Saal, die Abenddämmerung erlosch und mein Licht strahlte doppelt klar auf den reichen Sammet um Frankreichs Thron. Wer, glaubst du, sey die alte Frau gewesen? — Ich will dir eine Geschichte erzählen. Es war in der Juliusrevolution, gegen Abend, an dem glänzendsten Tage des Sieges, als jedes Haus eine Festung war, jedes Fenster eine Schanze; das Volk bestürmte die Tuilerien. Selbst Weiber und Kinder stritten mit unter den Kämpfenden; sie drangen in die Gemächer und Säle des Schlosses. Ein armer, halb erwachsener Knabe, in Lumpen gekleidet, kämpfte muthig unter den älteren Kriegern; tödtlich verwundet von mehreren Bajonnettstichen sank er zu Boden. Das geschah im Thronsaale und man legte den Blutenden auf Frankreichs Thron, wickelte Sammet in seine Wunden, das Blut ergoß sich über den königlichen Purpur. Das war eine Malerei! der prächtige Saal, die kämpfenden Gruppen! eine zerbrochene Fahne lag auf dem Boden, der Tricolore hing über den Bajonnetten und auf dem Throne der arme Knabe mit dem bleichen verklärten Angesicht, die Augen gen Himmel gerichtet, während der Körper dem Tode erlag; eine nackte Brust, seine armselige Kleidung und halb über derselben die reiche sammtne Drapperie mit den silbernen Lilien. Wäre an der Wiege des Knaben prophezeyt worden: „Er wird auf Frankreichs Thron sterben!" das Mutterherz hätte von einem neuen Napoleon geträumt. Meine Strahlen haben den Immortellenkranz auf seinem Grabe geküßt, meine Strahlen haben in der Nacht die Stirne der alten Großmutter geküßt, als sie träumte und das Bild sah, welches du hier zeichnen kannst: „der arme Knabe auf Frankreichs Thron!"

Eilfter Abend.

„Es war ein Hochzeitsfest!" erzählte der Mond, „Gesänge wurden gesungen, Gesundheiten ausgebracht, Alles war reich und prächtig; die Gäste zogen ab, es war über Mitternacht; die Mütter küßten Bräutigam und Braut, ich sah diese allein, aber die Gardinen waren fast ganz vorgezogen; die Lampe beleuchtete das trauliche Zimmer. „Gott sey gelobt, sie sind fort!" sagte er und küßte ihre Hände und Lippen; sie lächelte und weinte, ruhte an seiner Brust, bebend, wie die Lotusblume auf dem vorbeiströmenden Wasser ruht; und sie flüsterten zärtliche, glückselige Wörter. „Schlaf süß," sprach er und sie zog die Fenstergardinen zur Seite. „„Wie schön doch der Mond scheint!"" sagte sie, „„wie still, wie klar!"" und sie löschte die Lampe aus, es wurde dunkel in der traulichen Kammer, und doch strahlte mein Licht wie ihr Auge strahlte. Weiblichkeit, küß du des Dichters Harfe, wenn er von den Mysterien des Lebens singt.

Zwölfter Abend.

„Ich will dir ein Bild von Pompeji geben," sagte der Mond, „ich war bei der Vorstadt, der Gräberstraße, wie sie genannt wird, wo die schönen Monumente stehen, wo ehemals jubelnde Jünglinge mit Rosen um die Stirn tanzten mit Lais schönen Schwestern; nun herrschte hier die Ruhe des Todes; deutsche Soldaten im neapolitanischen Solde hielten Wache und spielten Karten und Würfel; eine Schaar Fremder von jener Seite der Gebirge wanderte in die Stadt von der Wache begleitet; in meinem vollen Lichte wollten sie die aus dem Grabe auferstandene Stadt sehen, und ich zeigte ihnen die Spuren der Wagenräder in den mit breiten Lavaplatten gepflasterten Straßen, ich zeigte ihnen die Namen auf den Thüren und die noch aushängenden Schilder, sie sahen in den engen Straßen das Bassin des Springbrunnens, geschmückt mit Muschein und Konchylien; aber kein Wasserstrahl sprang, kein Gesang ertönte aus den reichgemalten Zimmern, wo der Hund von Metall die Thür bewachte. Es war die Stadt des Todes, nur der Vesuv donnerte seine ewige Hymne, deren einzelne Verse von den Menschen ein neuer Ausbruch genannt werden. Wir gingen zum Venustempel; von Marmor ist er aufgerichtet, glänzend weiß, mit seinem Hochaltar vor der breiten Treppe und mit frischen, zwischen den Säulen aufgewachsenen Thränenweiden; die Luft war so durchsichtig und blau und im Hintergrunde stand der kohlschwarze Vesuv, aus dem das Feuer emporstieg, wie der Stamm der Pinie; die beleuchtete Rauchwolke lag in der Stille der Nacht darüber, wie die Krone der Pinie, aber blutig roth. Unter der

Gesellschaft war eine Sängerin, eine wahre und große Sängerin, ich hatte gesehen, wie man ihr in Europa's ersten Städten huldigte; als sie sich dem tragischen Theater näherten, setzten sie sich alle auf die Steintreppen des Amphitheaters, und es wurde wieder ein kleines Stück aufgeführt, wie ehemals vor Jahrtausenden. Die Bühne stand ja noch da wie früher mit den gemauerten Coulissen, den beiden Bogen im Hintergrunde, durch welche man dieselbe Decoration sieht, wie in jener Zeit, die Natur selbst, die Berge zwischen Sorento und Amalphi. Die Sängerin stieg zum Scherz auf die Bühne des Alterthums und sang; der Ort begeisterte sie; ich mußte denken an Arabiens wildes Pferd, wenn es schnaubt, die Mähne erhebt und davon jagt, es war dieselbe Leichtigkeit und Sicherheit; ich mußte denken an die leidende Mutter unter dem Kreuze auf Golgatha, es war derselbe gefühlte, tiefe Schmerz. Und rings umher ertönte wieder wie vor tausend Jahren Beifallsrufen und Klatschen: „Glückliche! göttlich Begabte!" jubelten alle. Drei Minuten darnach war die Bühne leer, alle waren fort, keine Töne hörte man mehr; die Gesellschaft war weggegangen, aber die Ruinen standen noch, unverändert, wie sie noch um Jahrhunderte stehen werden, und keiner weiß hier etwas von dem Beifall jenes Augenblicks, von der schönen Sängerin, von ihrer Stimme und ihrem Lächeln; vergessen und vorüber, selbst für mich, ist „diese Stunde eine verschwundene Erinnerung."

Fünfzehnter Abend.

„Ich zog hin über die Lüneburger Haide," sagte der Mond, „dort lag eine einsame Hütte am Wege, einiges kümmerliches Gebüsch stand dicht daneben, und hier sang eine Nachtigall, die sich verirret hatte. In der Kälte der Nacht mußte sie sterben, es war ihr Schwanengesang, den ich hörte. Die Tagesdämmerung erhob sich, als eine Karawane vorüberzog, auswandernde Bauerfamilien, welche nach Bremen oder Hamburg wollten, um zu Schiffe nach Amerika zu gehen, wo das Glück, das geträumte Glück ihnen blühen sollte. Die Weiber trugen ihre kleinsten Kinder auf dem Rücken, die größeren hüpften an ihrer Seite; ein schlechter Gaul zog eine Karre mit einzelnen Stücken Hausgeräth. Der kalte Wind blies; deßhalb schmiegte das kleine Mädchen sich fester an die Mutter, die zu meiner runden Scheibe aufblickte und der bittern Noth gedachte, welche sie in der Heimath litten, der schweren Abgaben, welche sie nicht bezahlen konnten. Ihre Gedanken waren die der ganzen Caravane; die rothe Tagesdämmerung leuchtete deßhalb wie das Evangelium von der Glückssonne, die sich wieder erheben würde; sie hörten die sterbende Nachtigall singen, sie war kein falscher Prophet, sondern eine Glücksverkündigerin. Der Wind pfiff, dessen Gesang verstanden sie nicht: „Segle sicher über das Meer! die lange Ueberfahrt hast du ja mit allem, was du besaßest, bezahlt; arm und hülflos wirst du dein Canaan betreten. Du mußt dich selbst, dein Weib und deine Kinder verkaufen. Doch lange leidet ihr nicht! Unter dem breiten, duftenden Blatt sitzt die Todesgöttin; ihr Kuß der Begrüßung haucht tödtliches Fieber in dein Blut, fahr hin! fahr hin über die wogenden Fluthen!" — Und die Karawane horchte freudig dem Gesange der Nachtigall, denn sie verkündete ihnen Glück. Der Tag leuchtete von den leichten Wolken herab; Bauersleute gingen über die Haide zur Kirche; die schwarzgekleideten Weiber mit den dichten, weißen Tüchern um den Kopf schienen Gestalten gleich zu seyn von den alten Malereien in den Kirchen herabgestiegen; ringsumher war nur die weite, todte Umgebung, die welke braune Haide, düstere, versengte Flächen zwischen weißen Sandbänken. Die Weiber trugen ihre Gesangbücher und wanderten zur Kirche. O betet! betet für die, welche ins Grab wandern, jenseits der schwellenden Fluthen.

Siebenzehnter Abend.

Höre, was der Mond erzählte: „Ich habe den Cadetten Officier werden und zum erstenmal seine prächtige Uniform anziehen sehen; ich habe das junge Mädchen in ihrem Ballstaat, des Fürsten junge Braut glücklich in ihrem Festkleide gesehen, aber keine Glückseligkeit kann mit der verglichen werden, welche ich gestern bei einem Kinde sah, einem kleinen fünfjährigen Mädchen; sie hatte ein neues, blaues Kleid, einen neuen rosenrothen Hut bekommen; sie hatte den Staat gerade an, und sie riefen alle nach Licht; denn die Mondstrahlen durch das Fenster waren zu geringe, es mußte auf andere Weise Helle geschafft werden. Da stand das kleine Mädchen steif wie eine Puppe, die Arme ängstlich ausgestreckt, die Finger weit von einander gespreizt, o! wie ihre Augen, ihr ganzes Antlitz von Glückseligkeit strahlten. „Morgen sollst du damit auf die Straße!" sagte die Mutter, und die Kleine sah auf zu ihrem Hut, sah nieder auf ihr Kleid und lächelte glücklich. „„Mutter!"" sagte sie, „„was wohl die Hunde denken werden, wenn sie mich in dem Staat sehen!""

Achtzehnter Abend.

„Ich habe," sagte der Mond, „dir von Pompeji erzählt, dieser Leiche einer Stadt, plötzlich in die Reihe der lebenden Städte gestellt; ich kenne eine andere, noch seltsamere, die ist keine Leiche, sondern das Gespenst einer Stadt. — Ueberall wo der Springbrunen in dem Marmorboden plätschert, glaube ich das Mährchen von der schwimmenden Stadt zu hören. Ja, der Wasserstrahl muß davon erzählen! die Wellen des Strandes singen davon! Ueber der Fläche des Meeres schwebt oft ein Nebel, das ist sein Wittwenschleier: der Bräutigam des Meeres ist todt, sein Schloß und Stadt ist nun ein Mausoleum! Kennst du diese Stadt? Niemals hört man des Wagenrades Rollen oder des Pferdes Hufschlag in seinen Straßen, dort schwimmt der Fisch und gespenstig eilt die schwarze Gondel über den grünen Fluthen dahin. Ich will — fuhr der Mond fort — dir das Forum der Stadt, ihren größten Platz zeigen, und du glaubst in einer bezauberten Stadt zu seyn. Das Gras wächst zwischen den breiten Quadersteinen und in der Dämmerung flattern Tausende von zahmen Tauben um den freistehenden hohen Thurm. Von drei Seiten bist du von Bogengängen umgeben. Der Türke mit seiner langen Pfeife sitzt still darunter. Der hübsche Griechenknabe lehnt sich an die Säule und blickt auf die aufgerichteten Trophäen, die hohen Stangen, Erinnerung an die alte Macht. Die Fahnen hängen wie ein Trauerflor; ein Mädchen ruht dort, die schweren Wassereimer hat sie niedergesetzt, das Joch, worin sie sie trägt, liegt über ihren Schultern, sie stützt sich an der Siegesfahne. Es ist kein Feenschloß, sondern

eine Kirche, welche du vor dir siehst! die vergoldeten Kuppeln, die goldenen Kugeln glänzen ringsumher in meinem Licht; die prächtigen ehernen Pferde darüber haben Reisen gemacht, wie das eherne Pferd im Mährchen, sie sind hieher gereist, von hier weg und wieder hieher zurück. Siehst du die bunte Pracht in der Mauer und auf den Fensterscheiben? Es ist als wenn der Genius sich dem Willen eines Kindes gefügt habe bei dem Ausschmücken dieses seltsamen Tempels. Siehst du auf der Säule den geflügelten Löwen? Das Gold glänzt noch, aber die Flügel sind gebunden, der Löwe ist todt, denn des Meeres König ist todt, es ist leer in den weiten Hallen, und wo früher die köstlichsten Bilder hingen, scheinen uns jetzt nur nackte Mauern entgegen. Der Lazaroni schläft in dem Bogengang, den ehemals nur der hohe Adel betreten durfte. Aus den tiefen Brunnen, oder ist es aus den Bleikammern nahe bei der Seufzerbrücke? ertönt ein Seufzer, wie ehemals das Tambourin ertönte auf den bunten Gondeln, als der Brautring von dem glänzenden Bucentauro zur Adria, der Meereskönigin, flog. Adria, hülle dich in Nebel! laß den Wittwenschleier deine Brust bedecken, hänge ihn über deines Bräutigams Mausoleum: das marmorerbaute, gespenstige Venedig!" —

Gedichte von H. P. Holst.

Uebersetzt aus dem Dänischen.

Verrath uns nicht.

Verrathet uns nicht, alte Buchen!
— Sie bittet, täuscht nicht ihr Vertrauen —
Dann werden wir euch oft besuchen,
In Glück und Kummer auf euch bau'n

Du kleiner Bach, geschwätzig eilend,
Und ohne Rast zum Flusse hin,
Der Liebe Glück, bei dir verweilend,
Verrathe nicht, mit leichtem Sinn.

Euch rief' ich an, ihr theuren Sterne,
Verrathet nie uns, wie man sagt,
So seyd ihr treu und haltet gerne
Bei Liebespaaren treue Wacht.

Doch wenn der Liebe Lust und Schmerzen
Die Näh' und Ferne auch verschweigt,
Was wehret nur dem eignen Herzen,
Das zum Verrathe stets geneigt?

Die Sternschnuppe.

Mein Haupt berührt ihr Lockenhaar,
Sie ruht an meiner heißen Brust,
Der Himmel mit der Sternenschaar
War einz'ge Zeuge unsrer Lust.
Wir küßten uns wie vormals wieder
Und sprachen manches traute Wort,
Da fuhr ein Stern vom Himmel nieder,
Nahm unsre Ruhe mit sich fort.

Denn durch den Stern erfuhr das Meer,
Was eben unter uns geschah,
Und dieses schwatzte ringsumher
Es aus an Mast und Schiff und Raa!
Der Schiffer hört's und sagt es leise
Dem Liebchen, das er sich erwählt,
Nun wird es in Gesangesweise
Auf allen Straßen selbst erzählt.

Geburten, Todesfälle und Heirathen.

(Fortsetzung.)

Mortimers Seelenzustand wird so geschildert:

„Sein Wesen hatte etwas Niedergeschlagenes, Gedämpftes, das Lächeln, das zuvor so angenehm um seinen Mund gespielt, war verschwunden, und eine schwere Wolke des Kummers und der Sorge schien auf seiner Stirne zu lagern. Er hatte sich entschieden — seine Bahn war gewählt — und die strahlende, erröthende Helen war die Seinige; — aber konnte er sie ansehen ohne eine Erinnerung an die Vergangenheit? konnte er jene Abschnitte und Scenen aus seinem Leben vergessen, mit deren Einzelnheiten er sie unbekannt glaubte und wünschte? Nein! sey der Mann der Welt noch so verhärtet; wähne er sich noch so unempfindlich gegen die Mahnungen des Gefühls oder Gewissens: sein gerühmter Muth läßt ihn im Stich, wenn sein Blick auf vertrauensvolle Unschuld fällt, wie die Helens war. Er war elend mitten in seinem Glück, und betrachtete seinen Schatz, wie ihr Vater sie mit Recht nannte, mit einem Gefühl von Zweifel und Mißtrauen. „Wenn sie mich kennt, wird sie mich verachten," sagte zu sich selbst dieser reiche, weltliche Mann; seine Liebe zu ihr, obgleich innigergeben, ermangelte jener Frische und jener gänzlichen Hingabe des Herzens, welche so wesentlich ist zu irdischem Glück. Das schlimmste Uebel seines Lebens war Mißtrauen, nicht bloß gegen sich selbst, sondern auch gegen Andere. Er hatte selbst triumphirt über das Vertrauen einer zärtlichen Gattin — er war angezogen und gewonnen worden von einem schönen und lieblichen Wesen, das, seltsamerweise, in der äußern Erscheinung mit Helen manche Aehnlichkeit gehabt; und wie er zerstreut und weit entfernt von Helen dasaß, ihre leuchtenden Augen, ihre schneeweiße Stirne und ihre rabenschwarzen Locken betrachtend, da, statt daß er dieß glänzende Bild mit Zufriedenheit und Entzücken beschaut hätte, gesellte sich ein tief heraufgeholter Seufzer aus seinem innersten Herzen zu dem Gedanken, daß so auch einst seine geliebte, seine verlorne Amelia gewesen. Und wie er diesen Abend dasaß, und ihre Schönheit betrachtete, malte er sich die Gefahren ihres künftigen Lebens aus, vermählt mit einem um so viel ältern Manne, und folglich um so mehr ausgesetzt den Künsten und Aufmerksamkeiten von Schmeichlern, die, wie der Mortimer früherer Tage, ohne Zweifel sich ihr anschließen und genau ebenso verfahren würden, wie er selbst gethan hatte, noch ehe sie geboren war. „Nein!" sagte er bei sich selbst, „sie muß den größten Theil des Jahrs in Sadgrove (so hieß sein Gut in Worcestershire) leben; dort wird ihr Einfluß wahrhaft wohlthätig für mich seyn; dort, in ruhiger, friedlicher Zurückgezogenheit von der

tollen Welt wird sie einen milden und freundlichen Einfluß über unsre Nachbarschaft ausüben; Wohlwollen und Menschenliebe werden die herrschenden Züge ihres Charakters seyn; und dort wird sie meine Neigung ewig fesseln, mich von dieser nichtigen Stadt und ihren Erinnerungen abziehen, mich glücklich machen hienieden, und," fuhr er mit einem Zweifel des Mißtrauens fort, „und drüben." — —

Bei diesem Gemüthszustand kann man sich leicht denken, daß Mortimer durch die geringfügigsten Umstände, die absichtslosesten Wendungen des Gesprächs verletzt und gereizt wurde, und noch als Braut hatte Helen manche Erfahrungen dieser Art zu machen, jedoch ohne daß sie sich dieß ernstlich ansechten ließ. Der Verfasser sagt über die Aussichten der Braut: „denjenigen, welche Alles wußten, mußte es klar seyn, daß ihr Leben als Mortimers Gattin wohl nichts Anderes seyn würde, als ein Kampf zwischen gewissem Unglück und dem ungewissen Versuch, einen Mann der Welt nicht bloß seinen dermaligen Neigungen und Gewohnheiten, sondern auch der Erinnerung an die Vergangenheit zu entziehen."

Hiermit ist das eigentliche Thema des größern Theils des Buchs ausgesprochen: der Kampf, das Ringen Helens mit Mortimers bösem Engel und ihrem eignen, von Anfang an ihr drohenden, immer mächtiger werdenden, manchmal scheinbar wieder zurückgedrängten, am Ende aber sie überwältigenden, schlimmen Geschick

Schon Mortimers Vorsatz, mit Helen in Sadgrove ein neues, friedliches, zurückgezogenes Leben zu beginnen, erlitt bald eine Abänderung. Die Aeußerungen seiner Verlobten, welche sich in Sadgrove eine heitere Geselligkeit mit den Nachbarn versprach, erinnerten ihn daran, daß er von den in der Nähe wohnenden Familien während seines Aufenthalts auf seinem Gut, das er übrigens seit Jahren nicht mehr besucht hatte, gemieden worden war; und außerdem bangte ihm auch davor, seine neue Gemahlin an den Ort zu führen, wo er mit seiner ersten, auf schuldhafte Weise Gewonnenen, gelebt hatte, wo diese begraben lag. Statt nach Sadgrove begaben sich daher die Neuvermählten nach der Hochzeit sogleich nach Paris, von wo aus Helen nach einiger Zeit an ihren Vater Folgendes schrieb:

„Ich bin sehr beunruhigt wegen Mortimers Betragen; ich weiß nicht warum, aber es scheint mir als laste immerdar etwas auf seiner Seele. Er ist so gütig gegen mich, als nur ein menschliches Wesen seyn kann, und ich erfreue mich an seinem Umgang über alle Beschreibung, aber ich glaube, es stört und quält ihn immer etwas. Ich gäbe die Welt darum, wenn wir nach Sadgrove gingen, was er ursprünglich im Sinn hatte; aber so oft ich davon spreche, hat er immer eine Einwendung vorzubringen, die wohl recht seyn mag, aber die mir doch nicht immer genügend vorkommt. Er hat viel an seine Schwester geschrieben und scheint sehr zu wünschen, daß ich ihre Bekanntschaft mache; nach Allem aber, was ich erfahren und errathen kann, lehnt sie diese Ehre ab; warum? kann ich mir nicht recht vorstellen. Oberst Magnus ist, wie Sie wissen, seit den letzten zehn Tagen bei uns, und ich weiß nicht wie es kommt, er wird mir nachgerade mehr als je zuwider. Er und Francis sprechen von Sachen, die mir gänzlich unbekannt sind, und sie lachen und machen ernsthafte Gesichter, abwechslungsweise, und ich glaube, die Verzögerung unsrer Rückkehr nach England hängt irgendwie zusammen mit der Antwort der Mrs. Farnham (Mortimers Schwester) auf Francis' letzten Brief. Ich wünschte von ganzem Herzen, ich wäre daheim. Ich meine nicht, denn das darf ich nicht, meine liebe gute Heimath bei Ihnen, sondern ich meine Sadgrove, was jetzt meine Heimath ist.

„Sie können sich nicht denken, Papachen, wie sonderbar es Einem vorkommt, mit einer Art von Förmlichkeit und Zwang von jemand behandelt zu werden, den man liebt. Sie sagten mir immer, wenn Sie heimkamen, Alles was Sie gehört und gesehen hatten. Sie sprachen Ihre Wünsche, Ihre Gedanken ohne Zurückhaltung und Zwang aus; aber Francis behandelt mich nicht so. Wenn jemand artig mit mir spricht, ich meine einer von den lustigen Pariser Dandies, nach denen ich natürlich gar nichts frage, aber gegen die man doch nach den Gesetzen der guten Lebensart höflich seyn muß, so schaut er ernst, beinahe zornig drein; und wenn ich dieß wahrnehme (Sie wissen, Papachen, ich sehe so gut und so schnell wie andere Leute), und in ihn dränge, mich nach England und seinem Lieblingsplatz in Worcestershire zu bringen, so zieht er die Stirne zusammen und — erschrecken Sie nicht, Papachen — flucht wohl gar, und fängt dann an von seiner Schwester zu sprechen und ihrer Abgeneigtheit, dahin zu kommen. Was immer die Ursache seiner Unruhe seyn mag, ich bin gewiß, Oberst Magnus kennt sie. Ich weiß, Oberst Magnus steht bei Ihnen sehr in Gunst. Ich konnte ihn nie leiden, und ich muß gestehen, meine Gesinnungen gegen ihn sind nicht günstiger geworden, seit er hier sich uns angeschlossen hat.

„Auf unsrem Ausflug nach Tours besuchte Francis auch alte Freunde, einen Grafen und eine Gräfin St. Alme; sie reisten mit uns hieher, und wir haben sie seither viel gesehen. Sie ist eine Engländerin, aber nicht so recht nach meinem Geschmack — hübsch, und geneigt zu thun, was Sie an mir manchmal schalten, wenigstens so weit Sie mich zu schelten pflegten — nämlich: rasche und scharfe Bemerkungen zu machen. Ich mache gewiß nicht Ansprüche, es ihr in diesem Talent gleich zu thun, oder in Kenntniß der Welt; ob ich ekler, oder in Folge meiner Verheirathung ernster geworden bin, weiß ich selbst nicht zu sagen, aber ich mag sie nicht gut leiden; bei Francis jedoch scheint sie in großer Gunst zu stehen. Sie hat einen Sohn, den sie mit blinder Zärtlichkeit zu lieben scheint, und darüber wundre ich mich nicht, denn es ist ein auffallend einnehmender Junge.

„Ich wünschte, Papachen, Sie schrieben an Francis und redeten ihm zur Rückkehr nach England zu; gewiß würden wir — ich wenigstens weiß es von mir entschieden — dort viel glücklicher seyn als hier. Francis hat mir schönes Porcellan und allerlei Schmuck gekauft; aber was sind Schmucksachen, wenn das Herz nicht in Ruhe ist?

„Vielen Dank für Ihren freundlichen Brief vom 8ten und die paar Neuigkeiten, die er enthielt. Ich erzählte Francis Einiges von den Neuigkeiten, aber er schien keinen Geschmack daran zu finden; und als ich die außerordentliche Unklugheit der

armen Mrs Z. ihm vortrug, fertigte er mich ziemlich väterlich, wie mich däuchte, ab und sagte: „Helen, wir haben Alle unsre Fehler — suchen wir nur erst selbst gewiß vollkommner zu werden als unsre Nebenmenschen, ehe wir Glossen über sie machen;" und so hielt ich den Mund wie ein gutes und folgsames Mädchen, und nahm mir vor, es in Zukunft zu vermeiden, mir Verweise zuzuziehen" u. s. w.

Zu einiger Erklärung dieses Briefs dient Folgendes: Mrs. Farnham war die ältere Schwester Mortimers, eine sehr ehrenwerthe, tugendhafte und fromme Frau, welche mit einer Freundin in Italien lebte; sie hatte sich sehr gegrämt über das ausschweifende Leben und die Thorheiten ihres Bruders; sie hatte die Nachricht seiner Verlobung mit Helen bald mit Freude, bald auch mit Besorgniß wegen der Zukunft vernommen; sie hatte aus triftigen Gründen die Einladung Mortimers zur Hochzeit und zu einem Aufenthalt in Sadgrove fürs erste abgelehnt. So liebevoll sie dieß that, verstimmte es doch den reizbaren Mortimer, der darin eine beleidigende Geringschätzung erblickte. Er suchte ihren Entschluß wankend zu machen und sie zu einem baldigen Besuch zu bewegen, und bald wäre es ihm gelungen, als ihr die Nachricht zukam: daß Mortimer in Frankreich in vertrautem Umgang mit der Familie St. Alme lebe. Darüber erschrack sie und machte ihm ernste Vorstellungen; sie schrieb ihm, sie könne es nicht glauben, bis sie es von ihm selbst höre, daß er seine junge Frau mit der Gräfin St. Alme zusammenbringe, und drang in ihn, alsbald nach England zurückzukehren, um nicht seine Gattin unglücklich zu machen und seinen eignen Ruf für immer unrettbar zu Grunde zu richten. Sie selbst aber lehnte seine Einladungen nach England jetzt aufs neue ab.

Mortimer, in seiner Antwort, gestand die Erneuerung seiner Bekanntschaft mit alten Freunden zu, läugnete aber, daß daran irgend etwas Unschickliches oder gar Unsittliches sey, und eben diese Versicherung gab er selbst seinem Vertrauten, dem Oberst Magnus. Er beschloß jetzt, nach Sadgrove zu gehen, worüber Helen sich sehr freute; aber ihre Freude ward getrübt, als Mortimer ihr ankündigte, er wünsche den Grafen und die Gräfin St. Alme auf ein paar Wochen zu sich einzuladen, und sie gewissermaßen nöthigte, selbst diese Einladung an die Gräfin zu richten, welche sie begierig annahm. Die St. Alme war von Geburt eine Engländerin, hatte einen Mr. Blocksford geheirathet, und von dieser Ehe war der junge Francis Blocksford, dessen Pathe Mortimer war. Der Gatte starb bald, und nachdem sie einige Jahre Wittwe gewesen, hatte sie um des Titels und Rangs willen den Grafen St. Alme, ein armseliges Männlein, geheirathet, der in völliger Unterwürfigkeit und Ergebung in ihren Willen lebte. Daß die Gräfin viel Einfluß über Mortimer zu haben schien, war seiner Gattin nicht entgangen; indeß war sie selbst zu rein und edel, um einem niedrigen Verdacht irgend Raum zu geben.

So begab sich denn die Gesellschaft nach Sadgrove, wo sie zwar mit einem festlichen Empfang begrüßt wurden (welchen Mortimer bestellt und bezahlt hatte), wo sich aber der Herr des Gutes bald nicht sonderlich heimlich und behaglich fühlte, da er zu bemerken glaubte, daß man in Sadgrove selbst und in der Nachbarschaft ihn eher meide als ihm freundlich entgegenkomme. Unter seiner übeln Laune, welche die Folge hiervon war, und unter seiner Verstimmung überhaupt hatte nun Helen Manches zu leiden. Hatte er zuerst seine Gattin genöthigt, Freundschaft mit der Gräfin St. Alme zu halten und sie auf ihr Gut einzuladen, so besorgte er bald, sie möchte zu vertraut mit ihr werden und gab ihr einige Winke in dieser Beziehung. Auch mißfiel es ihm, daß sie an dem jungen Blocksford mit seinem aufgeweckten, lustigen Wesen und seinen manchen angenehmen Talenten ein Wohlgefallen hatte, und er wurde beinahe eifersüchtig auf ihn. Entschieden bereute er jetzt, die Gräfin eingeladen zu haben, und um den Fehler einigermaßen gut zu machen, beschloß er auch noch andere Gäste nach Sadgrove zu bitten, was auch geschah. Die Einladungen wurden angenommen, und unter Andern sagte auch Helens Vater zu, welcher sich Erlaubniß erbat, Lady Melanie Thurston und ihre Tochter mitzubringen — eine Gesellschaft, welche über die Absichten des noch rüstigen Wittwers wenig Zweifel übrig ließ. Die Aussichten auf heitere Gesellschaft machten selbst Mortimer heiterer, und Helen verlangte nicht mehr zu ihrem Glück. Doch war ihr die Anwesenheit von Oberst Magnus, der offenbar das ganze Vertrauen Mortimers besaß und sehr viel mit ihm allein verkehrte, eine Last auf dem Herzen. Mortimer seinerseits fühlte sich erleichtert, als Francis Blocksford nach einem kurzen Aufenthalt abreiste, um einige Zeit in Oxford zu studiren; aber mit diesem einen Gegenstand seiner Eifersucht war dieß Gefühl selbst in seinem Herzen nicht beseitigt, und die geringfügigsten, unschuldigsten Veranlassungen weckten seinen Argwohn, sein Mißtrauen, welche freilich ihre Hauptquelle in dem Bewußtseyn seiner frühern Sünden und Thorheiten, und in der ängstlichen und peinlichen Spannung hatten, worin er beständig schwebte, indem er besorgte, durch Offenbarung alter Vorfälle und Geschichten die Liebe oder die Achtung seiner jungen Gattin zu verlieren.

Die Gräfin unterließ, mit boshafter List, nichts, um das Feuer zu schüren. Bald machte sie Mortimer scheinbar wohlmeinende Vorwürfe wegen seiner thörichten und unbegründeten Eifersucht, in einem Ton und einer Weise, welche klar zeigten, wie vertraut sie mit ihm stand, und wobei sie nicht versäumte, immer eine bittere und schmerzliche Anspielung einfließen zu lassen; bald suchte sie, unter der Maske der aufrichtigen Bewunderung und zärtlichen Theilnahme für Helen sie zur Unzufriedenheit mit Mortimer, zum Argwohn und Verdacht gegen ihn zu stimmen, ihre Neugier in Betreff seines früheren Lebens zu wecken; und dann spiegelte sie wieder tückischer Weise Mortimer vor, Helen sey eifrig beflissen, Nachforschungen über seine Geschichte und sein Verhältniß mit Amelia anzustellen und Zeugnisse seiner Schuld aufzufinden. Es gelang ihr, die arme Helen in eine Verlegenheit zu verwickeln, welche beinahe zu einer förmlichen Scene zwischen ihr und Mortimer geführt hätte, und welche beinahe Helen um das Vertrauen ihres Gatten brachte, obgleich ihr gar nichts zur Last fiel, als daß sie den fast einzigen Augenblick, Mortimer mitzutheilen, daß die Gräfin sie, ohne ihr Wissen und Wollen, in ein reizendes Fischerhaus im Park geführt, wo Mortimer der ganzen Gesellschaft eine Ueberraschung veranstaltet hatte, versäumt und sich dadurch in die Nothwendigkeit

versetzt hatte, ihn durch eine erheuchelte Ueberraschung zu täuschen. Auch schickte einmal die Gräfin der armen Helen ein Buch auf ihr Zimmer, unter dem Vorwand, daß darin etwas auf ein früheres Gespräch Bezügliches sich finde, das aber in Wahrheit den Scheidungsproceß der Lady Hillingdon enthielt. Helen hatte nicht darin gelesen, aber Mortimer wurde wüthend, als er es fand, und mit Mühe gelang es Helen, ihn von ihrer Arglosigkeit, ihrer unveränderten Liebe zu überzeugen. So bitter er sich jedoch bei solchen Gelegenheiten über die Gräfin aussprach, begegnete er ihr doch fortwährend mit der zuvorkommendsten Aufmerksamkeit, und von ihrer Abreise war lange Zeit gar nicht die Rede. Natürlich konnte Helens Gemüthsruhe und Zufriedenheit unter solchen Umständen nicht zunehmen, und wenn auch ihre Liebe zu Mortimer im Ganzen sich gleich blieb, so wurde doch ihr Vertrauen einigermaßen erschüttert und ihre Offenheit durch sein Betragen zurückgedrängt.

Wir verfolgen die einzelnen Mißverständnisse, Verstimmungen und Intriguen nicht, welche das Glück des Ehepaars von Zeit zu Zeit bedrohten und dauernd untergruben. Die Gräfin machte durchaus keine Anstalten zur Abreise, und die Hoffnung, welche Helen hegte, sie bald abreisen zu sehen, als ein Brief von Mrs. Farnham mit der Anfrage kam, ob sie auf den Winter in Sadgrove willkommen wäre, wurde wieder sogleich vereitelt, indem Mortimer, heftig erbittert über seine tugendhafte Schwester, sofort mit der Gräfin die Verabredung traf, daß sie auf den Winter ihre Gäste in Paris seyn wollten, und unter diesem Vorwand den Besuch seiner Schwester ablehnte. Doch empfand Helen diesen Vorfall minder schmerzlich, weil er in einen Zeitpunkt fiel, wo sie die nahe, für sie sehr erfreuliche Aussicht hatte, nach London zur Vermählung ihres Vaters zu reisen, und so auf einige Tage wenigstens der Gesellschaft der Gräfin los zu werden.

Mr. John Batley war, wie oben gesagt, mit Lady Melanie Thurston und ihrer Tochter Laura in Sadgrove angekommen, hatte aber seine Bewerbung noch nicht förmlich angebracht, war jedoch seines Siegs schon so gut als gewiß. In der ländlichen Stille wollte er seinen Antrag machen, und als er einmal die Mutter allein auf ihrem Zimmer traf, trug er in wohlgesetzten Worten die Plane und Wünsche seines Herzens vor. Er fand das freundlichste Entgegenkommen, die günstigste Aufnahme, und nachdem sich beide Theile in schönen Redensarten erschöpft hatten, fand man nöthig, nunmehr auch die Tochter, Laura, zu berufen, um ihr die Sache zu eröffnen. Auch sie fand sich mit bester Art und freundlichster Geneigtheit in Alles; aber als der rüstige und galante Fünfziger ihr einen warmen Kuß offerirte, fand sie diese Zärtlichkeit doch etwas weit getrieben von einem — Stiefvater, der selbst im Wahne stand, ihr glücklicher Bräutigam zu seyn — und jetzt kam das klägliche Mißverständniß an den Tag, daß Mutter und Tochter geglaubt hatten, die Bewerbung von Mr. John Batley gelte der älteren Dame, während er nach Laura's Herz und Mund geschmachtet hatte — und beide kehrten sich jetzt mit Abscheu von dem Unglücklichen ab. Ihm blieb nichts übrig, als in größter Eile seinen Rückzug nach London anzutreten; und um die Sache rasch in Vergessenheit zu bringen, schloß er in Eile eine Heirath mit einer gutmüthigen Wittwe von einigem Vermögen, wozu ihm sein Bruder Jakob mit großem Eifer behülflich war, aus Gründen, die wir später anführen werden. Zu der Hochzeit, welche bald stattfand, lud der Bräutigam Helen und Mortimer nach London ein. Obgleich Mortimer die Gesellschaft Jakob Batley's verschworen hatte, ließ er sich doch durch die Bitten seiner Frau bewegen, die Einladung anzunehmen; aber zu Helens größtem Verdruß lud sich nun auch die Gräfin St. Aime ein; und so wenig diese Ehre in den Wünschen des Bräutigams lag, und so widerlich diese Aufdringlichkeit für Helen war, konnte sie sie doch nicht abbringen, bis sie auf eine für sie unerklärliche Weise von ihrer Begleitung befreit wurde. Als Mortimer der Gräfin den Namen des Bischofs nannte, welcher die Trauung verrichten sollte, ward sie auf einmal todesblaß und verrieth die heftigste Bestürzung; und von diesem Augenblick an entsagte sie dem Plan, sich bei der Hochzeitfeier aufzudrängen. So reisten Mortimer und Helen allein nach London, wo sie in einem Gasthof übernachteten; am Morgen der Trauung schützte jedoch Mortimer eine leichte Unpäßlichkeit vor, welche ihn, nach der Versicherung des herbeigeholten Arztes, am Ausgehen hinderte, und dispensirte sich so ebenfalls von der Anwesenheit bei der Feierlichkeit, welche in Folge des Ausbleibens vieler Geladenen ein ziemlich mageres und gar nicht vornehmes Aussehen gewann; Mr. Jakob Batley und sein Advocat, ein Mann von gemeinen Sitten und zweideutigem Rufe, Mr. Brassey, waren nahezu die Hauptpersonen. Die Gräfin war mit ihrem Mann nach Cheltenham abgereist, und so fanden Mortimer und seine Gattin bei ihrer Rückkehr sich zum erstenmal allein in Sadgrove.

Die Fragen Mortimers über den Hergang der Feierlichkeit betrafen fast ausschließlich den Bischof, und Helen mußte sich überzeugen, daß zwischen dem Bischof, ihrem Gatten und der Gräfin irgend eine Beziehung, ein Verhältniß stattfinde, worüber sie, ihrem entschiedenen Vorsatz und Grundsatz gemäß, keine Erkundigungen nach Vorfällen aus dem frühern Leben Mortimers einzuziehen, nicht weiter nachforschte oder nachdachte, und so wußte sie sich ihre Gemüthsruhe zu erhalten. Aber der friedliche, ruhige Zustand war von kurzer Dauer; Mortimer wurde wieder reizbar, trübsinnig, verstimmt. Es ist kaum möglich, die Unruhe und Rastlosigkeit zu beschreiben, welche ihn nach Verfluß von drei bis vier Tagen zu ergreifen schien, weil es kaum möglich ist, die Zweifel und Besorgnisse zu erklären oder zu fassen, welche ihn in den unbeneidenswerthesten Gemüthszustand versetzten. Nicht Eifersucht auf Andre war es, was seine beständige Furcht erregte, es war Eifersucht auf sich selbst, was ihn quälte. Die leiseste, absichtsloseste Hindeutung Helens auf irgend etwas, das vorgefallen war, so lang das Haus voller Gäste gewesen, traf ihn ins Herz; und ehe die ersten acht Tage einsamer Häuslichkeit vorüber waren, hatte er die vollkommene Ueberzeugung gewonnen, daß sein großer Lebenszweck bei seiner Vermählung mit Helen verfehlt sey. Und in der That, das Vergnügen, das Entzücken, das sie während der ersten drei Tage empfand, als sie sich mit dem Mann ihrer Liebe von der Welt abgeschlossen sah, schwand allmählich in eben dem Verhältniß, als

sein Mißbehagen und Mißtrauen sichtlich zunahm; und die Wahrheit zu gestehen, sie hörte ohne Bedauern, daß Oberst Magnus, an dessen Persönlichkeit sie doch sonst gar kein Wohlgefallen hatte, erwartet wurde, so wie auch, daß Mr. Francis Blocksford sich auf einige Tage in Sadgrove eingeladen hatte.

Diese Einladung führte neue Verstimmungen herbei, denn Mortimer bemerkte mit Unmuth und Mißtrauen, daß Helen gar nichts gegen diesen Besuch einzuwenden hatte, daß sie sogar einige Bedenklichkeiten, welche er selbst aussprach, beseitigte. Kurz, tausend kleine Vorfälle gaben Veranlassung zu kleinen Reibungen und Mißhelligkeiten, durch welche der Thermometer des Vertrauens und des Glückes immer mehr sank. So, als Helen nach einem Gespräch, worin sie ihre Abneigung gegen die Gräfin offen zu erkennen gegeben, und den Vorschlag gemacht hatte, ihre Gesellschaft, ihren Besuch abzulehnen, dennoch, auf Mortimers Verlangen, welcher erklärte, man dürfe sie nicht beleidigen, ihr einen freundlichen und verbindlichen Brief mit der Zusage eines Besuchs schried, machte er ironische und bittere Bemerkungen über ihr Talent zur Verstellung, zum Theaterspielen; und wenn gleich er, als sie darüber betrübt und gereizt wurde, einen Scherz daraus machte, bestärkte sie sich doch in der Ansicht, daß seine Gemüthsruhe verloren sey, daß er an ihrer Liebe zu ihm und an ihrer Aufrichtigkeit zweifle. Sie fühlte sich allein, verlassen, unglücklich; sie erkannte, daß nie zwei Gemüthsarten einander mehr entgegengesetzt gewesen seyen, als die ihrige und Mortimers. Dieser seinerseits fühlte sich unbehaglich nicht allein weil Reue, innere Vorwürfe, Eifersucht, Mißtrauen an ihm nagten, sondern auch weil er durch Magnus in verdrießliche Geschäfte, Händel und Verluste verwickelt und mit Personen vom zweideutigsten Rufe, wie Brassey, in Verkehr gebracht wurde. Dieser gemeine unredliche Advocat wohnte sogar Tage lang in Sadgrove. Bei Francis Blocksfords Ankunft verschlimmerte sich der Zustand der Dinge noch mehr. — —

Der Verfasser übergeht den Zeitraum von dritthalb Jahren, während dessen Helen Mutter zweier Kinder geworden war, und nähert sich so schnell der Katastrophe. Das Stadium, in welches die Geschichte inzwischen getreten, wird durch eine Anzahl Briefe charakterisirt, welche in einem und demselben Postselleisen von Sadgrove abgingen, und aus welchen wir Einiges folgen lassen.

1. Aus dem Briefe der Mrs. Mortimer an ihren Vater.

„Mein lieber Vater! ich bin nicht zufrieden mit den Nachrichten, die Sie mir über Ihre Gesundheit geben, und wie mir scheint, ist auch Theresa Ihretwegen nicht ganz ruhig. Ich wünschte in der That, Sie zögen auch einen zweiten Arzt zu Rathe. Thun Sie es, theuerster Vater, um meinetwillen! . . . Sie können sich leicht denken, wie lästig und peinlich es mir, bei solchen unbefriedigenden Nachrichten von Ihnen, seyn muß, hier die Fröhliche zu spielen. Ich bin entsetzlich beängstigt und geplagt mit meinen Besuchen, die größtentheils nicht nach meinem Herzen sind; Lady Bembridge wird mit den Jahren nicht liebenswürdiger, und ihre Nichte ist, wenigstens nach meinem Geschmack, durchaus nicht angenehm; was ich von Lady Mary denke, wissen Sie schon; aber da sie und Lord Harry nicht nur alte Freunde von Mortimer, sondern auch von einander sind, hat man ihren regelmäßigen Besuchen mit Gewißheit entgegenzusehen.

Mr. Pash, ein neuer Bekannter von Mortimer — kraft welcher besondern Verdienste oder Tugenden habe ich noch nicht ergründen können — ist unerträglich gemein, spricht laut und lacht laut über das was er spricht. Er bringt seine halbe Zeit damit zu, über Kochkunst zu schwatzen, und die andere Hälfte, die Delicatessen zu verzehren, über welche er zuvor Vorlesungen gehalten . . . Es gibt aber in Allem Grade und Abstufungen, und Mr. Pash bleibt von meinem Urtheil, daß er die widerlichste Person sey, die mir je vorgekommen, verschont, in Folge der, hoffentlich nur kurzen, Anwesenheit von Mr. Brassey, meines Oheims Rechtsanwalt; natürlich habe ich kein Recht, auch nur ein Wort zu Mortimer zu sagen über Angelegenheiten, mit welchen ich nichts zu schaffen habe, und die er weit besser verstehen muß als ich; aber Mr. Brassey hat, noch außer seinem kecken Auftreten und seiner Gemeinheit, etwas in seinem Wesen, was mir Angst und Bange macht. Ich fürchte er spielt mit meinem Oheim unter der Decke gegen Mortimer. Was diesen selbst betrifft, so scheint ihn jedes Jahr mir mehr zu entfremden — ich meine in Beziehung auf das, wornach ich immer so innig und ernstlich getrachtet habe: unumwundenes, rückhaltloses Vertrauen, Gemeinsamkeit des Denkens, der Gesinnung des Strebens. Mein ganzes Leben geht hin unter dem Bemühen, mir die ersehnte Gewißheit zu verschaffen, daß ich im Besitz seines Vertrauens und seiner Liebe sey. Ich verdiene dieß Vertrauen: aber nein! was immer vorfalle, ich erfahre es nie, bis eine dritte Person mich davon benachrichtigt.

„Ich hatte gehofft, daß diese Zurückhaltung, welche beinahe zur Kälte wird, einer freundlicheren Gesinnung weichen würde nach seiner Genesung von seiner langen und gefährlichen Krankheit; sieben Wochen verließ ich sein Bett nicht, außer wenn er zu Zeiten in wenig schlummerte. Ich bewachte ihn bei Tag und bei Nacht, und betete für ihn wenn er schlief. Ich hoffte ihm dadurch zu zeigen, wie treu, wie ergeben ich ihn liebe; und als er durch des Himmels Gnade genas, war Alles, was ich mir wünschte, das Vertrauen, das mir, wie ich fühlte, nie zu Theil geworden war.

„Bei dieser Trübsal, denn anders kann ich es nicht nennen, hat mir die Vorsehung Trost und Stärkung gesandt — meine zwei theuren Kinder sind die Gegenstände meiner steten Sorge und Aufmerksamkeit. Sie sind mir Schätze, lieber als mein Leben; aber ich glaube Mortimer gefällt es nicht, daß ich so viel in meiner Kinderstube bin. Oh! daß ich die Mittel entdecken könnte, seine Seele zu gewinnen, seine Sympathie zu erodern. Doch ich will nicht klagen; der Tag kommt vielleicht .... Vater, liebster Vater, fürchten Sie bei alle dem nichts für Ihr Kind; sie gab ihr Herz dem Mann, den sie liebte, und keine Täuschung ihrer frühern Hoffnungen soll sie dieser Liebe entwöhnen oder sie von ihrer Pflicht abziehen."

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 86.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

26 Julius 1840.

Einleitung in das Gedicht „die schwarze Dame."

Von S. T. Coleridge. 1799.

O laßt die Lilien auf den Stengeln
Und laßt die Rose, wo sie blüht,
Laßt, Mädchen, die Hollunderdolden,
Und lauschet auf mein Lied.

Ihr habt am Morgen mit Cypressen
Und Myrthen mir das Spiel gekrönt,
Weil es so traurig seine Weisen
Im Winde ausgetönt;

Jetzt sing ich euch von Schmerz und Liebe
Ein Schmerz durchhauchtes Liebeslied;
Horcht, Mädchen, horcht, wie's seufzend, zitternd
Durch meine Saiten zieht.

Zumeist für dich, o Genovefe,
Mein theures Lied, erseufzt es nur,
O komm' und horch, welch grausam Höhnen
Die schwarze Dam' erfuhr.

Du kennst nicht eignen Gram und Kummer,
Mein Hoffen, meine Seligkeit,
Liebst mich am meisten, wenn ich singe,
Was dich erfüllt mit Leid.

Was von Gedanken, Trieben, Feinden
In dieser sterblichen Gestalt,
Der Liebe Diener sind sie, nähren
Der heil'gen Gluth Gewalt,

Der sel'gen Stunde denk' ich immer
In meinen wachen Träumereien,
Wo ich geruht beim morschen Thurme
An jenes Berges Rain.

Des Mondes Schein, vom Abendlichte
Durchwebt, lag auf den Fluren weit,
Und sie war neben mir, mein Hoffen
Und meine Seligkeit.

An den Gewappneten sich lehnend,
Das Steinbild von dem Rittersmann,
Stand sie und höret meine Lieder
Im bleichen Lichte an.

Ich spielt' ein Lied voll Harm und Trauer,
Den alten rührenden Gesang,
Der rauh und passend durch die Trümmer
Der wilden Stätte klang.

Sie lauscht' mit flüchtigem Erröthen,
Gesenkt das Augenlied, die Braun,
Sie wußte wohl, daß ich nichts konnte,
Als ihr in's Antlitz schaun.

Ich sang vom Ritter, der getragen
Auf seinem Schild den Flammenband,
Und wie zehn lange Jahr' er freite
Die Herrin in dem Land:

Von seinem Sehnen, seiner Qual; der tiefe
Und selige und wie flehentliche Klang
Von eines Andern Liebesleid enthüllte
Ihr meinen eignen Drang.

Sie lauscht' mit flüchtigem Erröthen
Gesenkt das Augenlied, die Braun,
Und zürnte nicht, daß ich zu zärtlich
Sie wagte anzuschaun.

Doch als ich sang wie grausam Höhnen
Zum Wahn den kühnen Mann gebracht,
Wie er durchschweift Gebirgeswälder,
Nicht ruhend Tag noch Nacht,

Wie er des Waidmanns Pfade stürmte
Durch Strauchwerk und den moos'gen Sumpf,
Gepeitscht von rückgeschnellten Zweigen,
Zerfleischt an manchem Stumpf:

Daß oft aus einer wilden Höhle,
Oft, wenn im Dickicht er allein,
Oft auf dem Rasen plötzlich stehend
In hellem Sonnenschein,

Ein schöner Engel ihm erschienen,
Ihn angeblickt, wie lichtumgleißt,
Und wie der arme Mann gewahrte,
Es sey ein böser Geist:

Und wie, nicht wissend, wem's gegolten,
Er rettete aus Räuberhand
Vor dem, was schlimmer wohl als Sterben,
Die Herrin in dem Land;

Wie seine Knie sie umschlungen,
Wie sie geweint, und nur begehret
Durch Zärtlichkeit den Hohn zu sühnen,
Der seinen Sinn verkehrt;

Wie in der Höhle sie ihn pflegte,
Und wie geheilt sein irrer Sinn,
Als er auf gelbe Waldesblätter
Sich sterbend legte hin.

Sein letztes Wort — doch wenn die Töne
Die weichste Rührung hier gehaucht,
Hat meiner Stimme Schwanken, Schweigen
Ihr Herz in Leid getaucht.

Es fühlt die süße Genovefe,
Was Seel' und Sinne je durchglüht,
Die Klänge und der duft'ge Abend,
Mein schmerzdurchhauchtes Lied;

Hoffnung und Furcht, die Hoffen zündet,
Ein unverstandner Herzensdrang,
Und süße Wünsche, lang bekämpfet,
Und doch gehegt so lang!

Von Mitleid weint sie und Entzücken,
In Lieb' und Scham erröthend; wie
Durch unsre Träum' es wehet, lispelt
Dann meinen Namen sie.

Die nasse Wange glüht; sie schreitet
Zurück, doch meines Blicks bewußt;
Dann plötzlich, fluchtsam blickend, weinend
Fliegt sie an meine Brust.

Umschließt mich halb mit ihrem Arme,
Der weich und zärtlich mich umflicht,
Und sieht empor, das Haupt rückbeugend,
Und sieht mir ins Gesicht.

Halb war es Liebe und halb Fürchten,
Verschämte List auch war es wohl,
Damit ich fühle und nicht sehe,
Wie ihr der Busen schwoll.

Ihr Fürchten scheucht' ich, bis sie Liebe
Mit Mädchenstolze mir vertraut:
Und so gewann ich Genovefe
Die schöne lichte Braut. —

Noch einmal sing ich jetzt von Liebe
Ein schmerzdurchhauchtes Liebeslied;
Für dich, mein Lieb, es seufzend, zitternd
Durch meine Saiten zieht.

Als jüngst ich sang, wie grausam Höhnen
Zum Wahn den kühnen Mann gebracht,
Wie er durchschweift Gebirgeswälder,
Nicht ruhend Tag noch Nacht;

Hab' ich ein ähnlich Lied verheißen
Von eines Mannes Grausamkeit,
So komm und horche, wie ich singe
Der schwarzen Dame Leid.

Leon Schücking.

Geburten, Todesfälle und Heirathen.

(Fortsetzung.)

2. Aus dem Briefe der Miß Rouncivall an Miß Grover.

„Mrs. Mortimer ist äußerst angenehm und freundlich, aber gegen früher so verändert, daß ich sie kaum erkannt hätte. Es sind kaum zehn Monate, seit ich sie zuletzt sah, und ich hätte nicht geglaubt, daß in so kurzer Zeit eine so große Veränderung eintreten könne. Sie macht sich, glaube ich, zu viel mit ihren Kindern zu schaffen, und Mr. Mortimer ist damit, wie mir scheint, nicht zufrieden. Sie nimmt nicht genug thätigen Antheil an unsern Morgengesellschaften und zeigt sich in der That fast gar nicht bis zum Diner, außer beim Frühstück. Ich schrieb Dir vor etwa zwei Jahren, daß ich auf meiner Tante Verlangen Brautjungfer bei der Wittwe-Braut von der Mrs. Mortimer's Vater war. Es war eine ganz lächerliche Geschichte; jetzt ist der arme liebe Bräutigam von damals gefährlich krank, und dieß trägt natürlich auch zur Niedergeschlagenheit der Mrs. Mortimer bei. O Fanny! wenn man mir heute die Wahl ließe zu

sterben, oder Mr. Mortimer zu heirathen, vorausgesetzt, er wäre noch nicht vermählt, ich würde, glaub' ich, den Tod und ein anständiges Leichenbegängniß einer solchen Verbindung vorziehen. Warum? wirst du fragen; er ist hübsch — angenehm — gebildet, und wenn gleich um etwa zwanzig Jahre älter als ich, doch in Gesellschaft höchst bezaubernd; aber dabei hat er etwas in seinem Wesen, ich kann nicht erklären, was es ist, das mir ganz und gar zuwider ist. Es kommt mir oft vor, als ob der alte Herr mit dem Pferdefuß ernste Ansprüche an ihn hätte; und während seine glänzenden Augen funkeln und ein süßes Lächeln um seinen Mund spielt, liegt etwas in seinem Ausdruck, was auf eine ganz eigene Gedankenreihe und besondere Empfindungen schließen läßt. Beherzige was ich dir sage: Mrs. Mortimer ist nicht glücklich. Sie thut alles was sie kann, um uns glauben zu machen, sie sey die zufriedenste und glücklichste Frau auf der Welt; aber ich bin gewiß, sie ist es nicht. Sie scheint mir in ihrem geistigen Wesen eben so sehr wie in ihrem Aeußern verändert, seit ich sie zuerst kennen lernte. Sie ist jetzt so gut, daß sie sogar jeden Scherz auf Kosten abwesender Freunde zurückdrängt, was beinahe bis zum Abgeschmackten geht; man findet bei ihr gar nichts mehr von jener raschen Keckheit, jener Neigung zu Charakterskizzen, worin sie so stark war, und wodurch sie sich, die Wahrheit zu sagen, so viele Feinde gemacht hat. Etwas Unkluges hat sie, meines Erachtens, gethan, indem sie zu ihrem Kammermädchen eines der hübschesten jungen Geschöpfe, aus einem achtbaren, durch Unglück heruntergekommenen Hause, annahm; ich besorge sehr, sie dürfte diesen Schritt zu bereuen haben.

„Nachschrift. Ich vergaß dir zu sagen, daß wir Mr. Blocksford hier haben, einen Sohn der verhaßten Gräfin St. Alme von ihrem ersten Mann. Er ist außerordentlich hübsch und sehr gebildet und talentvoll; noch ganz jung, und ich sollte eigentlich sagen: närrisch; aber sein Singen zur Guitarre ist ganz bezaubernd; er zeichnet schön und ist ein Ausbund von Gutmüthigkeit. Es könnte dir als eitel erscheinen, liebe Fanny, wenn ich dir schreibe, daß ich am meisten unter der Gesellschaft seine Gunst zu besitzen glaube; aber ich suche sie nicht. Mr. Mortimer scheint viel Anhänglichkeit für ihn zu haben, — ich denke „seiner Mutter wegen." Diese selbst ist, dem Himmel sey Dank, nicht hier. Der junge Blocksford behandelt Helen Mortimer wie eine Schwester, und ihr Gemahl ihn wie seinen Sohn. Die Leute flüstern seltsame Dinge, aber ich höre nie auf Klatschereien. Nur das ist wahr, er sieht wirklich unsrem eleganten Wirthe sehr ähnlich und sein Name ist Francis; aber er ist ja Mortimers Pathe und das erklärt es."

Wir übergehen ganz mehrere Briefe, und führen nur aus einem Briefe von Francis Blocksford an, daß er einem Freunde seine rasende Leidenschaft für der Mrs. Mortimer Kammermädchen, die schöne und gebildete Miß Mitcham, bekennt, und seinen Vorsatz ausspricht, sie, koste es was es wolle, zu seiner Gattin zu machen. Aus einem Briefe der Miß Mitcham erfährt man, daß seine zärtlichen Gesinnungen verstanden und erwiedert werden. Von dieser Miß Mitcham ist ausführlicher die Rede in einem Briefe von Mr. Swing, dem Kammerdiener Lord Harry's, an seine theure Ehehälfte:

„Mr. Wilkins, Mr. Mortimers rechte Hand, schwatzt Dinge aus, die er für sich behalten sollte; ich hab' ihn seltsame Dinge sagen hören von dem unangenehmen Leben, das Mr. und Mrs. Mortimer miteinander führen. Was Miß Mitcham betrifft, so sieht sie aus, als ob ihr Butter im Munde nicht schmelzen würde, aber ich denke: sie und Mr. Wilkins verstehen sich wie Hand und Handschuh, und sie sagt ihm alles, was sie über ihre Gebieterin in Erfahrung bringt, und er sagt alles, was er von ihr hört, seinem Herrn. Wilkins sagt mir — das bleibt natürlich unter uns — daß Mrs. Mortimer bis über die Ohren in Liebe stecke zu einem Mr. Blocksford, der immer hier ist, ein artiger, hübscher junger Gesell und ein so gutmüthiger Junge als ich nur je einen sah, und daß Mortimer Wilkins Auftrag gegeben hat, ein Auge auf ihn zu haben. Und was macht, daß Wilkins glaubt, es sey wohl viel Wahres daran — ist der Umstand, daß Mr. Blocksford immer der Mitcham nachstreicht, dem Kammermädchen der Mrs. Mortimer, und immer einen Vorwand hat, nach den zwei kleinen Kindern zu sehen. So neckte ich die Mitcham selbst mit den Artigkeiten des jungen Dandy, er sey wohl in sie verliebt; aber so wie ich davon anfing, im Augenblick war sie aus dem Zimmer und kam an dem Abend nicht wieder; und aus diesem, und daraus, daß sie immer um Mrs. Mortimer ist, schließt Wilkins, daß etwas Schlimmes ausgebrütet werde. Aber, wie ich bei mir selbst gesagt, wenn Mr. Mortimer wirklich seinen Kammerdiener zum Wächter und Beobachter seiner Frau bestellt hat, so wäre das ein Schritt, den ich verachten müßte, denn ich glaube, es würde eher beitragen, sie auf schlimme als auf gute Wege zu bringen. Nun, Nancy, du schwatzest nicht aus, was ich dir sage: meine Meinung ist, es geht in diesem Hause mehr vor, als viele Leute glauben; was ich mir in den Kopf gesetzt, ist, daß Mr. Mortimer selbst sich in das hübsche Gesichtchen der Miß Mitcham vergafft hat, und deßwegen wünscht, den jungen Blocksford auf dem fahlen Pferd zu betreffen, worauf dann alles losbrechen würde. Es ist auch ganz erstaunlich, wenn man sieht, wie zärtlich in dieser Familie alles gegen die Kinder ist; kein Abend vergeht, wo nicht Mortimer, sobald der Wein vorüber ist, hinaufgeht und nach den Kleinen sieht, bei welchen Miß Mitcham ist; dann küßt Mr. Mortimer die Kinder und Miß Mitcham hält die Kerze dazu; dann kommt er wieder herunter in das Gesellschaftszimmer, und dann geht Mrs. Mortimer hinauf und küßt die Kinder; und dann schlendert Mr. Blocksford in das Billardzimmer und stößt die Bälle herum, und dann geht er die Treppen hinauf, die zu seinem Zimmer führen, und dann, wenn er die Thüre offen stehen sieht, und Mrs. Mortimer in der Kinderstube ist, schlüpft er hinein, um nach den Kindern zu sehen. Etwas wird daraus entstehen, darauf kannst du dich verlassen."

Die Lady Mary Sanderstead schreibt an ihre Schwester Folgendes:

„Die arme liebe Mrs. Mortimer, welche offenbar noch immer eben so verliebt ist in ihren kostbaren Gemahl als nur je,

geräth in eine tragische Begeisterung, wenn nur die leiseste Anspielung auf seine angenehmen Leichtfertigkeiten fällt. Sie schmeichelt sich, ihn ganz gebessert zu haben, und scheint entschlossen, ihre Augen nicht aufzuthun, ainsi soit-il; es geht mich nichts an. Sie ist ausnehmend zärtlich mit ihren Kindern, und ich glaube eigentlich, das, daß sie uns ganz uns selbst überläßt, ist für unsere Unterhaltung am zuträglichsten. Mortimer ist in der Regel den ganzen Morgen unsichtbar, eingeschlossen mit dem Advocaten, oder reitet oder geht er aus, oder fischt mit dem jungen Blocksfoed, dem er besondere Aufmerksamkeit zu widmen scheint. Ich kann nicht ganz daraus kommen. Ich glaube, er ist so eifersüchtig auf ihn, als nur je ein Mann mittlern Alters es auf einen jungen war; ob mit Grund oder nicht, wage ich nicht zu entscheiden. Der Jüngling ist verliebt, daran zweifle ich nicht und Mortimer auch nicht, und ich glaube, er macht ihn zu seinem Begleiter auf seinen Ritten und Spaziergängen nicht sowohl um, wie Lord Harry glaubt, sein Geheimniß aus ihm herauszulocken, als um ihn während des Morgens vom Hause entfernt zu halten. Mr. Blocksford scheint sehr eifrig bemüht um Helen, und sein ganzes Benehmen ist überhaupt dieß Jahr auffallend verändert. Von seiner Mutter und ihrem jährlichen Besuche habe ich nichts gehört; Mortimer nennt in der That ihren Namen selten und zieht ein saures Gesicht, wenn sonst Jemand von ihr spricht. Ich glaube, es ist eine Art Verabredung, hervorgegangen vermuthlich aus einem kleinen Mißverständniß zwischen dem „glücklichen" Paar, daß die liebenswürdige Gräfin kein Gast in Sadgrove seyn soll, woher eine peinliche Verstimmung rührt, welche sich zeigt, sobald man den Gegenstand berührt. Oberst Magnus, der Widerwärtige, wird in einigen Tagen hier erwartet, wie Mrs. Mortimer sagt. Wie sie von diesem Menschen mit Gleichmuth sprechen kann, vermag ich nicht zu begreifen! Ich glaube in der That, sie ist zu gut, zu vertrauensvoll, zu arglos für diese Welt. Ich bin gewiß, daß sie keinen bittrern Feind hat, als den Oberst."

Aus einem Briefe des schuftigen Wilkins endlich erfährt man, daß er wirklich von Moetimer jenen schwächlichen Auftrag erhalten hat, daß er von der völligen Unschuld der Mrs. Mortimee, dagegen aber davon überzeugt ist, daß Mortimer in Miß Mitcham verliebt ist, und daß er hofft, es zu einer Scene zwischen dem Ehepaar zu treiben, woran die Folge seyn werde, daß Mortimer den Landsitz verlasse und ihn zum Hauptverwalter einsetze.

So standen die Sachen, als Helen einen Brief von ihrer Stiefmutter erhielt, welcher ihr meldete, daß ihr Vater sehr schlecht sey. Die Arme war schon zufrieden, daß Mortimer sogleich Anstalten zu ihrer Abreise nach London treffen ließ, wenn schon er selbst sie nicht begleitete. Sie beschloß Mitcham mitzunehmen und reiste noch am selben Tage ab. Nun fürchtete Blocksfoed, Miß Mitcham möchte in London ihr Geheimniß ihren Verwandten mittheilen und von ihnen an der Rückkehr nach Sadgrove verhindert, ihm auf immer entrissen weeden. So beschloß er, die Gelegenheit zu benützen und seinen Entschluß, sie in aller Eile zu heirathen, sofort auszuführen. Er erlangte ihre Einwilligung und sie verabredeten, daß er sie in dem Städtchen, wo Helen über Nacht bleiben wollte, abholen, und von da zum Altar führen sollte. Ein paar Stunden nach der Abreise der Mrs. Mortimer warf sich Francis Blocksford auf ein Pferd und eilte ihnen nach. Beim Diner bemerkte man seine Abwesenheit; Mortimer, durch ein Gespräch mit dem elenden Wilkins schon gereizt und argwöhnisch, wurde immer unruhiger, je später es wurde. Spät Abends wurde endlich ein kurzes Billet von Francis Blocksford an Oberst Magnus abgegeben — Wilkins, schon ganz im Vertrauen seines Herrn, aber seinerseits ihn absichtlich in der kläglichsten Täuschung und Verblendung lassend — brachte es herein; es enthielt, in höchster Aufregung geschrieben, nur wenige Worte: Der gethane Schritt sey verderblich, aber er habe nicht widerstehen können. Er wisse nicht, wie er ihn vor Mortimer und vor seiner Mutter werde vertreten können; Nachsetzung sei fruchtlos. Kurz, das Billet war so geschrieben, daß Mortimer seinen Argwohn völlig bestätigt glaubte; Oberst Magnus theilte seinen Wahn, und Wilkins hütete sich, das Mißverständniß aufzuklären. Bald wußte die ganze Gesellschaft, daß Francis Blocksford und Mrs. Mortimer miteinander entflohen seyen.

Moetimer war in Wuth und Verzweiflung; die ganze Innigkeit seiner Liebe schien jetzt wieder zu erwachen, wo der Gegenstand derselben für ihn verloren war. Er stand schon auf dem Punkt, sich todt zu schießen, als ihn das Schreien seiner Kinder zum Leben zurückrief. Er ordnete alles auf's schnellste zur Abreise schon auf den folgenden Tag, und dann setzte er sich nieder und schrieb an Mr. John Patley, dessen tödtliche Krankheit nur eine schlaue Erfindung des treulosen Weibes seyn mußte, einen Brief, in welchem er nicht blos den Schmerz und die Wuth eines zerrissenen Herzens ausschüttete, sondern worin er auch mit raffinirter Bitterkeit und Grausamkeit all die Vorwürfe, ja Verleumdungen wiederholte, von welchen sich Helen siegreich gereinigt, und welchen Glauben geschenkt zu haben, er ihr selbst öfters abgebeten hatte, und er fühlte sich einigermaßen erleichtert, nachdem er recht viel Hohn und Bosheit darin zusammengehäuft und, wie er glaubte, das Vergehen Helens dadurch in ein noch grelleres Licht gesetzt hatte, daß er erklärte, derjenige, mit dem sie davongelaufen, sey sein Sohn! Am Ende erbot er sich zu beliebiger Genugthuung. Am andern Tage verließ er Sadgeove und bald darauf England.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 87.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

29 Julius 1840.

Gedichte von Don Francisco Martinez de la Rosa.

Der in neuerer Zeit auch in der politischen Welt vielgenannte Dichter wurde (nach der Notiz von Ferdinand Wolf, Floresta II, 397 ff.) in Granada am 10 März 1789 aus einer adeligen Familie geboren. Nachdem er den humanistischen Studien und der Erlernung einiger lebenden Sprachen obgelegen hatte, hörte er auf der Universität seiner Vaterstadt Philosophie, Mathematik, kanonisches und Civilrecht. Auf derselben Universität las er später über Philosophie, wurde Professor an der Lehranstalt San Miguel, und vervollkommnete sich auf diese Weise bereits damals in der schwierigen Kunst der Volksberedsamkeit, für welche er ausgezeichnetes Talent besaß und in welcher er später so sehr glänzen sollte. Als 1808 sein Vaterland von den Truppen des Usurpators überfallen wurde, trat er auf die Seite der Volkspartei, erhitzte durch seine Beredsamkeit die Gemüther, und hielt den Muth des Volkes durch ein patriotisches Tagblatt aufrecht. Deßhalb mußte er vor den siegreichen Waffen der Franzosen flüchten, und begab sich nach Cadir, wo die Cortes, welche sich versammelt hatten, während der Belagerung dieser Stadt die Constitution von 1812 ausarbeiteten. Martinez, damals noch zu jung um an den Arbeiten dieser Junta Theil nehmen zu können, wurde mit diplomatischen Geschäften beauftragt, und unter andern nach London geschickt, wo er die Gelegenheit benützte, um sich mit der englischen Constitution bekannt zu machen, für welche er eine besondere Vorliebe faßte, die er nie wieder verlor. Hier ließ er das erstemal sein Gedicht „Saragossa" drucken (London 1811), welches er geschrieben hatte, um den Preis zu gewinnen, den die oberste Central-Junta nicht lange nach der im Jahre 1809 erfolgten Uebergabe Saragossa's für das beste Gedicht auf diese denkwürdige Belagerung ausgesetzt hatte. Wir haben darüber 1838, S. 353 f. berichtet. 1812 kehrte er nach Cadir zurück, und angefeuert durch die ungewöhnlichen Umstände, in denen sich damals diese Stadt befand, welche von der französischen Armee immer noch fest eingeschlossen wurde, schrieb er hier die Tragödie: „Die Wittwe Padillas, welche, wie er selbst sagt, das erstemal in Cadir im Julius desselben Jahres, und während so stürmischer Tage aufgeführt wurde, daß es nicht einmal auf dem Theater zu Cadir gespielt werden konnte wegen der großen Gefahr, welche die feindlichen Bomben verursachten, die wirklich kurz zuvor dieses Gebäude zertrümmert hatten, während es von Zuschauern dichtgedrängt voll war, weßwegen wie durch Zauberhände in einem dem feindlichen Feuer am wenigsten ausgesetzten Stadtviertel ein neues Schauspielhaus, einstweilen aus Holz, aufgeführt und hier oben genanntes Schauspiel das erstemal gegeben wurde. Als später das Waffenglück alle Gefahr von dieser Stadt entfernte, und der pyrenäischen Halbinsel wieder Freiheit und Ruhe schenkte, wurde es gleichfalls auf dem Hoftheater und den übrigen Theatern der Provinzen gegeben. Durch diese günstige Aufnahme ermuntert, ließ der Verfasser sein Werk zu Anfang des Jahres 1814 in Madrid drucken, und fügte dieser Ausgabe, wie seiner spätern (nämlich der neuen Ausgabe dieser Tragödie in seinen „literarischen Werken," Th. III. S. 47), einen kurzen Abriß der Geschichte des castilischen Aufstandes gegen Karl V bei. Als die ordentlichen Cortes 1814 in Madrid zusammentraten, wurde Martinez, welcher bereits das gesetzliche Alter von 25 Jahren erreicht hatte, von seiner Provinz Granada einstimmig zum Deputirten bei denselben gewählt. Um diese Zeit gab er ein historisch-politisches Werkchen heraus mit dem Titel: „Die Revolution Spaniens neuester Zeit in kurzem Abrisse," Madrid 1814. Nach der ersten Restauration wurde er, weil er ein feuriger Anhänger des constitutionellen Systems gewesen war, verhaftet, und zu einem Strafaufenthalt in Afrika (Peñon de Velez) verurtheilt, wo er bis zum Ausbruch der Revolution von 1820 verbleiben mußte. Aber auch in dieser stürmischen Periode seines Lebens war die Poesie sein Trost. So schrieb er unter Anderm 1818 die Tragödie „Morayma," welche im vierten Bande seiner „literarischen Werke" abgedruckt ist. Nach Wiedererlangung seiner Freiheit wurde er als Deputirter zu den außer-

ordentlichen Cortes von 1820 und 21 berufen, und auch dießmal zeichnete er sich durch sein eminentes Rednertalent aus wie durch seine Mäßigung. Zu Ende des Jahres 1821 wurde zum erstenmal in Madrid sein Lustspiel aufgeführt: „Die Tochter zu Hause und die Mutter auf der Maskerade," welches später auch auf den übrigen Theatern Spaniens und auf einigen Amerika's unter vielem Beifall gegeben wurde; doch wurde es erst in der Sammlung seiner „literarischen Werke," Th. III, S. 163 ff., gedruckt. Im Februar 1822 wurde Martinez, obwohl gegen seinen Willen, zum ersten Staats- und geheimen Cabinets-Secretär ernannt, aber durch die Krisis des 7 Julius desselben Jahres nicht nur seines Amtes entsetzt, sondern auch im königlichen Palast eingeschlossen, wobei sein Leben in Gefahr kam. Und selbst nachdem die Comunores und Descamisados über die Partei des absolnten Königs gesiegt hatten, verbesserte sich seine Lage nicht, denn auch von diesen wurden die Gemäßigten oder Anilleros, wie sie damals genannt wurden, deren Parteigänger er gewesen war, verfolgt. Die Restauration von 1823 verbannte ihn aufs neue; er begab sich nach Holland, besuchte Frankreich, die Schweiz und Italien, und wählte zuletzt Paris zu seinem bleibenden Aufenthait, wo er sich ausschließlich mit Ausbildung seines Talents beschäftigte, seine Verbindungen mit den talentvollsten Männern dieser Hauptstadt erweiterte und enger knüpfte, und eine Sammlung „literarischer Werke" herausgab, welche in den Jahren 1827 — 1830 in 5 Bänden gedruckt wurden. Vom ersten Theii kam noch eine zweite verbesserte Auflage 1834 heraus. Zu Ende 1834 durfte er wieder in sein Vaterland zurückkehren, wo er anfangs in Malaga lebte und sich mit der Sammlung und Verbesserung seiner lyrischen Gedichte beschäftigte, auch noch einige neue hinzufügte, welche alle zusammen in Madrid, wohin er sich nun begeben hatte, herauskamen. Am fünften December desselben Jahres wurde er zum Secretär der königiich spanischen Akademie, und am fünfzehnten Januar 1835 von der Königin Regentin widerum zum Staats- und geheimen Cabinets-Secretär ernannt — eine Stelle, welche er bis zum zehnten Junius 1835 bekleidete, wo er seine Entlassung nahm, nicht ohne auch diesesmai sein Leben aufs Spiel gesetzt zu haben.

Das Fischermädchen.

Mädchen mit dem Netze,
Wie ich glaube, bist du
Aus dem Meer erstanden,
Schwester Aphrodite's,
Und bei der Geburt schon
Gaben schmeichlerisch
Die krystallnen Wogen
Farbe deinem Auge,
Leichtsinn deinem Herzen.
Der vom Wind bewegte
Weiße Meeresschaum
Schenkte deinem Munde
Seines Witzes Salz,
Weiße deinem Halse,
Und das Meer am Strand
Welches kommt und geht,
Gab dir böses Beispiel
Für der Liebe Treue.

Ein Räthsel.

Amor trotzt und ist bescheiden,
Sieht trotz seiner Binde Qual,
Bietet Gram und bietet Freuden,
Schenkt und weigert auf einmal.

Zahm wird er, wenn Spröde wehren,
Bitten macht ihn rasch und jach,
Sinth weiß er in Schnee zu kehren:
Kälte folgt der Liebe nach.

Sucht Genüsse, schnell vergangen,
Ist in Sorgen immerdar,
Eifersucht erweckt ihm Bangen,
Fried' langweilt ihn ganz und gar.

Gleichet einem losen Knaben,
Eines Vogels Flüchtigkeit,
Schwatzt, wenn man will Ruhe haben,
Schweigt, wenn es zum Reden Zeit.

Wir Aprii sind seine Tage,
Wo bald strahlt der Sonne Schein,
Bald Gewitters Noth und Plage,
Bald das Dunkel bricht hereein.

Amor ist bald hoch bald nieder,
Ist bald schwächlich, bald voll Macht,
Tanzt und weint, flieht, suchet wieder,
Küßt und duldet, weint und lacht.

Liebt und haßt, was er begehret,
Seine Lust er selbst verdirbt;
Geht und kommt, thut, was man wehret,
Kommt zur Welt, lebt, wächst und stirbt.

Wer, o Amor, kann ergründen
Dein geheimnißvolles Band?
Kannst dich selbst in dich nicht finden,
Welcher Mensch wär' es im Stand?

Geburten, Todesfälle und Heirathen.

(Fortsetzung.)

Batley las jenen Brief nicht mehr; statt des Gestorbenen erbrach und las ihn seine unglückliche Tochter. Viel hätte sie einer unglücklichen Täuschung zu Gute halten und verzeihen können, aber der boshafte Hohn des Briefes, das Geständniß Mortimers, daß er schon lange an ihr gezweifelt und von ihrer Schuld fast überzeugt gewesen sey, empörte ihren Stolz und ließ sie Mortimer verachten. Sie schrieb ihm, daß sie auf ewig getrennt seyen, und zog mit ihrer Stiefmutter aufs Land. Sie erbat sich in ihrem Brief ihre Kinder, aber er kam ihm erst spät zu, und die Kinder waren schon von Sadgrove entfernt.

Erst in Frankreich, nach Wochen, erkannte Mortimer den beklagenswerthen Irrthum; er eilte nach England zurück; er fand Helens Brief; aber es war zu spät, das Geschehene wieder gut zu machen. Er bekam sie nicht mehr zu sehen. Die Kinder hatte er seiner Schwester, der Mrs. Farnham, nach Frankreich gebracht, und nach einiger Zeit kehrte diese mit ihnen nach England zurück. Mortimer ging nach Italien. In Mailand erhielt er die Nachricht, daß seine Kinder von den Blattern befallen seyen; in größter Eile und Angst reiste er nach England; zitternd stürzte er aus dem Reisewagen; seine Schwester trat ihm freundlich entgegen und kündigte ihm an, daß seine Kinder auf dem Wege der Besserung seyen, daß sie ihre Rettung zum großen Theil der unermüdlichen Pflege einer Wärterin verdankten, die Tag und Nacht bei ihnen gewacht, aber selbst die Krankheit geerbt habe und nun auf den Tod daniederliege. Mortimer eilte in das Krankenzimmer, um ihr seinen Dank auszusprechen. Die Kranke richtete sich im Bett auf und murmelte mit einer von innerer Bewegung fast erstickten Stimme: „Gott sey gepriesen! ich sehe ihn noch einmal. Er weiß daß ich unschuldig bin — und ich habe meine Pflicht gegen meine Kinder erfüllt." — „Was höre ich!" rief Mortimer. „Helen!" seufzte die Dulderin; ihr Haupt sank an seine Schulter und sie starb. — —

Dieß ist das Ende der sehr traurigen Geschichte, in welcher, wie man sieht, die Todesfälle die wichtigste Rolle spielen und das Feld behaupten. Die Frage: mußte denn die Geschichte ein so schlimmes Ende nehmen? wird wohl kaum anders als bejaht werden können; denn die Prämissen: Mortimers früheres Leben und seine innere Verstörung, sein unheilbares Mißtrauen gegen Andere und gegen sich selbst, und auf der andern Seite der edle Stolz Helens, bei all ihrer Liebe und Hingebung für Mortimer, konnten zu keinem andern Resultat führen, als etwa zu dem, daß sich, unter minder ungünstigen äußern Einwirkungen, die Ehe in freudloser Erkaltung und Entfremdung fortgesponnen hätte. Man muß den Verfasser darum loben, daß er mit unerbittlicher Strenge die Consequenzen der einmal so gesetzten Verhältnisse gezogen hat, so wehe thuend auch für das Gemüth der Ausgang ist; und einige, wiewohl unzureichende, Versöhnung findet sich doch darin, daß Helen, die einen frühen Tod einem freudlosen Leben vorziehen muß, und die, nach dem was vorgefallen, mit ihrem Gatten nicht wieder in das frühere Verhältniß treten kann, denn doch unter den Ihrigen, das Opfer ihrer Mutterliebe, stirbt, nachdem sie den einst so Geliebten noch einmal gesehen und Worte des Dankes von ihm gehört hat. Gewiß sind in dem Buch auch manche große psychologische und moralische Wahrheiten ausgesprochen und veranschaulicht; das unglückliche, durch Mißverständnisse und durch die Eigenthümlichkeit der beiderseitigen Charaktere sich immer schlimmer gestaltende Verhältniß zwischen Mortimer und Helen ist mit großer Meisterschaft in den einzelnen Momenten geschildert; die Sätze: daß ein Mann, der ein Leben voll Thorheiten und Sünden hinter sich hat, der von seinem eigenen Gewissen und von der öffentlichen Meinung, sofern diese noch an sittlichen Principien festhält, angeklagt und verdammt wird, wenig oder keine Hoffnung hat, in einer schönen, vertrauten Häuslichkeit das verlorne Glück, die Selbstachtung und die Achtung der Menschen wieder zu gewinnen, und: daß ein Mädchen von wirklichem Gehalt, von Geist und Herzensadel, schlimm daran thut, wenn sie ihren Gatten nur nach den persönlichen und geselligen Eigenschaften wählt, welche im äußerlichen und oberflächlichen Verkehr der Welt ihr Wohlgefallen und ihre Neigung erregen, ohne nach seinem tiefern Gehalt, nach seinem Charakter und Ruf zu fragen, diese, freilich nicht eben überraschend neuen Sätze treten Einem in diesem Buch sehr lebendig entgegen. Indeß fragt sich: ob die Charaktere Mortimers und Helens ganz befriedigend concipirt und durchgeführt sind? Mortimer hat, dünkt uns, etwas von den mysteriösen Byron'schen Helden an sich, von deren Charakter und Wesen man auch das Innerste nicht erfährt, die aber einen gewaltigen Zauber besonders über die Herzen der Frauen ausüben, trotz mancher argen Thaten und schlimmer Charakterzüge. Dem Verfasser des vorliegenden Buchs muß man die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er seinen Mortimer eben nicht schont und idealisirt, daß er solche Züge, die ihn widerlich und verächtlich machen, nicht verschweigt, und schon durch seine vertraute Freundschaft mit dem armseligen Magnus ihn ziemlich tief herabsetzt; aber der Eindruck, den er ihn auf Helen machen läßt, die feurige, innige, und so viele Kränkungen und Täuschungen überlebende Liebe, die sie offenbar noch am Ende für ihn empfindet, ist vielleicht nicht gehörig motivirt und gerechtfertigt durch das Gesammtbild, das man von Mortimer bekommt. Er ist ein aimable Roué, jedoch, vermöge seiner Jahre schon ziemlich gesetzt, einigermaßen blasirt, durch ein wildes, stürmisches Leben ohne Zweifel angegriffen und verwüstet — ein Mann, von dem durchaus kein besonderes Talent, keine Auszeichnung durch Kenntnisse oder Thaten gerühmt wird, der aber mit den Frauen zu verkehren, in der Gesellschaft sich zu benehmen weiß — und dieser Mann gewinnt die Neigung, die innige Liebe eines edeln und gehaltvollen Mädchens! Man kann den wirklichen oder scheinbaren Widerspruch, der hierin, unsers Erachtens, liegt, nur etwa ausgleichen durch die Annahme, welche in der That nicht unhaltbar seyn dürfte: daß es Menschen gibt, in deren ganzem Wesen, in deren körperlicher und geistiger Begabung die Anlage und der Beruf zum Guten, Schönen und Großen ganz entschieden ausgesprochen und vorgezeichnet ist, die dann aber durch eigne und fremde Schuld, durch Leidenschaften, schlechte Gesellschaft und Ungunst der Verhältnisse ihren Beruf verfehlen, den Verheißungen ihrer Natur nicht entsprechen, und darum in doppeltem Maaß das Bedauern und die Mißbilligung des ernsten und scharfen Beobachters und Menschenkenners erregen, während von den oberflächlicheren, den unerfahrenen und Weltmenschen jenes vielversprechende äußere Gepräge, auch wenn der innere Werth ihm in keiner Weise entspricht, noch honorirt und für vollgültig angenommen wird. Das sind dann die liebenswürdigen, gesuchten, gepriesenen Männer, die, ohne ein wirkliches Verdienst, so zu sagen auf den Credit der bei ihnen stillschweigend vorausgesetzten guten Eigenschaften leben, und deren Fehler und Thorheiten man mit

ihrem „übrigen Guten" entschuldigt. Für den Roman mögen solche Gestalten ganz erwünscht seyn, eben wegen des Widersprechenden in ihrem Wesen, was Gelegenheit zu spannenden, interessanten Verwicklungen gibt, aber man muß auch von dem Romandichter fordern, daß er sich die Aufgabe nicht zu leicht mache, und der Einbildungskraft des Lesers wenigstens gewisse Anhaltspunkte und Normen gebe, um das zu ergänzen, was er selbst nicht weiter ausführt. Und hier können wir Hook nicht von dem Vorwurf freisprechen, daß er seinen Mortimer in einigem Nebel, in Undestimmtheit und Verschwommenheit der Zeichnung lasse, daß er uns über seine Vergangenheit zu wenig psychologischen Aufschluß gibt, und uns nicht in Stand setzt zu beurtheilen, bis zu welchem Grade Helen sich täuschte, wenn sie an etwas Edles in seiner Natur glaubte. Wir wollen nicht gerade sagen, daß dieser Charakter absolut unmöglich sey, aber so wie er ist, hat er gar zu viel Unzusammenhängendes, Fragmentarisches; man wünschte doch auch Andeutungen über den Charakter der Lady Hillingdon, so wie genauere Aufschlüsse über sein Verhältniß zur Gräfin St. Aime, welcher gegenüber er doch eine gar schmähliche Figur macht; ferner ist beinahe unbegreiflich, warum er seine junge Gattin mit dieser Person bekannt macht und letztere sogar nach Sadgrove einladet; über die dritthalb Jahre, während welcher das eheliche Glück immer mehr sank, wird ganz mit Stillschweigen weggegangen. Je weniger wirklichen Werth Mortimers Charakter hat, desto begreiflicher wird allerdings seine Handlungsweise — (seine Liebe zu dem Kammermädchen seiner Gattin ist noch einer der am wenigsten empfehlenden Züge, zumal bei seiner sonstigen Verstimmung! —) aber desto unerklärlicher bleibt es, wie er die Liebe eines so edeln Wesens, wie Helen war, gewinnen und behaupten konnte. Einigermaßen wird dieß nur dadurch begreiflich, daß Helen, bei aller natürlichen Reinheit, Güte und Seelenadel, doch ohne eine sorgfältigere gemüthliche und sittliche Bildung aufgewachsen ist, daß sie, im Umgang mit ihrem weltlichen Vater, ohne eine Mutter oder eine weibliche Freundin und Lenkerin, die Menschen mehr nach ihren äußern, gesellschaftlichen Eigenschaften zu beurtheilen sich gewöhnt hat; daß ihr der nächstliegende Maaßstab der seyn mochte, ob Einer in der Gesellschaft eine gute und würdige, oder eine unbedeutende, lächerliche Figur mache; wie denn Hook mit vielem Tact andeutet, daß sie später, ernster und besonnener geworden, ihre Art über die Menschen zu urtheilen und zu sprechen, änderte und namentlich an ihre Stiefmutter sich mit Achtung und Liebe anschloß, über die sie sich in frühern Tagen nicht wenig würde lustig gemacht, deren unfashionables Wesen sie unerträglich würde gefunden haben. Abgesehen von dieser Schwierigkeit, eine tiefere dauernde Neigung zu einem Mann wie Mortimer bei einem so reinen und edeln Wesen ganz genügend zu erklären, muß man gestehen, daß ihr Charakter sehr gut durchgeführt und entwickelt ist, daß die in demselben vorgehenden Veränderungen glücklich motivirt sind. Helen, als brillante und gefeierte Schönheit, ist nicht unliebenswürdig, und als vielfach verletzte, als duldende Gattin gewinnt sie unsre vollste Achtung und Theilnahme; während ihr Selbstgefühl nach dem unwürdigen Benehmen Mortimers daran erinnert, daß sie nicht ohne innere Kraft ist, welche sie selbst in ihrem Unglück einigermaßen aufrecht halten kann. — Von den übrigen Charakteren wird nachher noch die Rede seyn; hier wollen wir nur in Beziehung auf die beiden Hauptpersonen des Buchs die Frage aufwerfen: ist die Behandlung des Schicksals einer solchen Ehe wirklich auch eine ästhetisch dankbare Aufgabe? Et prodesse volunt et delectare poëtæ, sagt Horaz, und gewiß müssen in diesem Sinn auch die Romanschreiber unter die Poeten gerechnet werden; wie steht es mit dem Nutzen, und wie mit dem Ergötzen, welche dieß Buch gewähren soll? Was zuerst den Nutzen betrifft, so darf man diesen Begriff freilich nicht allzu realistisch fassen; wir glauben darunter verstehen zu müssen die geistige Förderung überhaupt durch vermehrte Selbsterkenntniß, oder lebendigere, schärfere Anschauung der menschlichen Natur durch glückliche und lehrreiche Beleuchtung der verborgenern Tiefen der menschlichen Seele, ihrer Heimlichkeiten im guten und im bösen Sinn, ihrer wunderbar wirkenden, oft so complicirten Motive, ihrer fast unglaublichen Schwächen und wieder ihrer unerschöpflichen Kräfte, durch Entfaltung der Mannichfaltigkeit des Lebens und der Charaktere, durch Wiedererweckung alter Zeiten und ihrer Eigenthümlichkeiten, durch Ergründung der in der Gegenwart, in dem modernen Gesellschaftsleben thätigen und wirkenden Vorstellungen, Ideen, Strebungen, Vorurtheile u. s. w. Daß in diesem Sinne der durch Werke der Poesie und Fiction gestiftete Nutzen sehr groß, wenn auch nicht so unmittelbar zu Tage liegend sey, wird man kaum bestreiten können, während freilich diejenigen sich täuschen, welche glauben durch Poesie und Literatur in sittlichem Geist unmittelbar die Menschen bessern zu können. Dagegen kann eine unsittliche Poesie und Literatur viel unmittelbarer nachtheilig wirken. Das vorliegende Buch von Th. Hook enthält, wie schon gesagt worden, ohne Zweifel manche psychologische und moralische Wahrheiten und mag darum auch in seiner Art nicht ohne Nutzen seyn; aber das Thema ist, wie bei so vielen modernen Romanen und Novellen, aus einer zu wenig natürlichen und allgemein menschlichen Sphäre, aus einem zu versaulten, angefressenen Gesellschaftszustand genommen, und der Fall ein zu specieller, als daß die Belehrung eine allgemeiner ansprechende und nützliche seyn könnte. Schwerlich wird auch nur ein Mortimer dadurch gebessert werden; Mädchen in Helens Lage könnten sich wohl daran spiegeln; aber in wie vielen Boudoirs mögen dergleichen Erzählungen mit einem andern Interesse als dem der literarischen Neuigkeitensucht gelesen werden? in wie vielen Herzen wird, wenn die Thräne der Rührung und des Mitleids aus dem Auge der schönen Leserin gewischt ist, eine aus dem Buch gezogene ernstere Lehre haften? Die meisten Leser aber, die vermöge ihrer Verhältnisse der Sphäre der Hauptpersonen fern stehen, werden die ganze Geschichte als einen Ausnahmsfall betrachten, der zu wenig Typisches, Allgemeingültiges und Anwendbares darbietet. Und doch haben diese Personen auch nicht so viel Individualität, daß man sich veranlaßt fühlte, sich recht lebendig in sie hinein zu versetzen.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 88 u. 89.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

1 August 1840.

Handwerksgesellen und Handwerksgesellschaften in Frankreich. *)

Von J. V.

(Le livre du Compagnonnage, contenant des Chansons de Compagnons, un dialogue sur l'architecture, un raisonnement sur le trait, une notice sur le compagnonnage, la rencontre des deux frères, et un grand nombre de notes, parmis lesquelles on peut en citer une sur les salaires et une sur les grands hommes; par *Agricola Perdiguier*, dit Avignonais la Vertu, compagnon menuisier. Paris chez l'auteur. 1840.)

„Die Compagnonnage erkennt drei Hauptgründer derselben an; sie bildet mehrere Devoirs, und theilt sich in eine große Anzahl von Gesellschaften. Die Steinhauer, compagnons étrangers, genannt die Wölfe (les loups), die Schreiner und die Schlosser des Devoir de la liberté, genannt die Gavots, nennen Salomon als ihren Stifter. Sie sagen, daß dieser König, um sie für ihre Arbeiten zu belohnen, ihnen ein Devoir (so heißen die Statuten der Handwerkergesellschaften) gab, und sie brüderlich im Tempel, dem Werke ihrer Hände, vereinigte. Die Steinhauer, compagnons passants, genannt Wärwölfe (loups-garoux) dagegen, die Schreiner und Schlosser vom Devoir, genannt des dévorants, leiten ebenfalls vom Tempelbau den Ursprung ihrer Gesellschaft ab: Meister Jakob, der berühmte Lenker der Arbeiten des Tempels, soll dieselbe gegründet haben. Die Zimmerleute, compagnons passants oder Drilles, geben sich denselben Ursprung wie die frühern; sie sind somit ebenfalls vom Tempel ausgegangen, „der Vater Saudise, gewandt in dem Zimmerhandwerk, ist ihr Gründer."

„Die Gesellschaften, die so eben genannt wurden, riefen mehrere andere hervor, oder dienten wenigstens zum Präterte bei Gründung einer zahllosen Menge anderer Gesellschaften. Die Compagnonnage wuchs immer mehr an. Die Kinder Salomons, erst in drei Handwerke getheilt, haben deren heute vier. Die Zimmerer, die sich zuerst Füchse der Freiheit, später Compagnons der Freiheit nanuten, trennten sich von ihnen, und bilden eine neue Gesellschaft. Die Kinder des Meisters Jakob, die ebenfalls früher nur aus drei Handwerken bestanden, nahmen freiwillig mehrere Hülfsgesellschaften an. Die Schreiner haben die Faßbinder aufgenommen, und die Schlosser die Glaser. Noch andere Verbindungen fanden statt. Die Kleinschmiede, die Hammerschmiede, die Hufschmiede, die Achsenmacher, die Gerber, die Weißer, die Kesselmacher, die Gießer, die Blechschläger, die Messerschmiede, die Sattler, die Nagelschmiede, die Schafscheerer, die Korbmacher, die Seilspinner, die Weber, die Hutmacher, die Holzschuhmacher, die Bäcker und die Schuster sind, die einen auf rechtlichem Wege, die andern durch Betrug, zu Kindern des Meisters Jakob geworden. — — Die Kinder des Vaters Saudise bestanden aus einem einzigen Handwerkerstande; sie umfassen deren jetzt drei, die Zimmerleute haben die Dachdecker und Gypser aufgenommen.

„So besteht in unserer Zeit, wie man sieht, die Compagnonnage beinahe aus allen Handwerken."

Ich entsinne mich, eines Tages in einer Provincialstadt Frankreichs Zeuge eines furchtbaren Kampfes zwischen den Zimmergesellen und den Schmiedegesellen gewesen zu seyn. Es wurden meheere der Kämpfer vom Walplatze ins Hospital getragen. Ich frug damals meine Bekannten, die ich in der Stadt hatte, nach der Ursache dieses gräßlichen Streites, und alle antworteten mir des rivalités de compagnons, aber keiner wußte mir so recht zu sagen, was denn diese Compagnons eigentlich seyen. Ein andermal war ich ebenfalls zufällig aus der Ferne Zeuge, wie zwei Handwerksbursche sich auf der offenen Heerstraße begegneten, über einander herfielen, sich jämmerlich durchprügelten, bis der eine im Graben liegen blieb, und der andere mehr fortkroch als fortging. Ich war zu weit entfernt, um mit einem Freunde, mit dem ich einen Spaziergang machte,

*) Obgleich dieser Aufsatz von dem literarischen Plan dieser Blätter etwas abliegt, glauben wir doch, daß das Interesse, welches der Gegenstand darbietet, die Abweichung von der Regel entschuldigen werde. Die Redaction.

zeitig genug auf dem Kampfplatz anzukommen, und die Streitenden zu trennen; und als wir dem Besiegten endlich nahe kamen, hatte sich bereits ein Bauer desselben angenommen, und führte ihn in sein Haus. Auch damals sagte mir mein Freund auf meine Verwunderung: das sind wahrscheinlich zwei Compagnons feindlicher Gesellschaften. In Paris sieht man mit, unter Handwerksburschen mit furchtbaren Bambusstöcken in der Hand und bunten Bändern im Knopfloche singend die Straßen durchziehen und einem ihrer Freunde das Geleite geben. Das ist dann ebenfalls ein äußeres Lebenszeichen der Compagnonnage. Man kann viele Jahre in Frankreich leben, und nicht mehr von dieser volksthümlichen Institution erfahren. Und doch zeigt die Stelle, die zur Einleitung dient, und die ich aus dem Büchlein des Avignonais la vertu ausgezogen habe, daß dieselbe von Zeiten Salomons her bis auf uns besteht, und heute fast alle Handwerke umfaßt.

Alle diese Gesellschaften hatten ursprünglich wechselseitige Unterstützung zum Zweck. Die Schwachen und Armen suchten in der Verbindung Kraft und Schutz gegen Noth und Elend. Aber wie fast überall im öffentlichen Leben, fußten sie sich auf den Egoismus, schufen für sich ein Privilegium, strebten nach gewissen Rechten oder Vorrechten, anstatt nach einer gleichen Pflicht für Alle, und kamen so zu Organisationen, die am Ende mehr Unheil als Heil hervorbrachten. Die neuere Zeit ist berufen, einen andern Geist in das Associationswesen hineinzubringen, ihm eine allgemeine Basis zu verschaffen, und anstatt Vorrechte für Einzelne eine heilige Pflicht für Alle zu schaffen. Der Geist, der sich nach und nach in der französischen Compagnonnage geltend macht, ist ein Beweis, daß die französischen Handwerker unter dem Einflusse der neuern Zeit einer andern Zukunft entgegenstreben. Der alte Unsinn und die bessern Grundsätze eines aufgeklärten Jahrhunderts sind hier, wie überall, im Kampfe begriffen, und werden zu neuen Gestaltungen führen. Das Büchlein unseres Bruders Avignonais la vertu ist für beides ein Beweis.

Der Zweck und die verfehlten Mittel, um denselben zu erreichen, wird aus der Organisation der Gesellschaften und ihren nächsten Folgen so klar als möglich; die bessere Zukunft tritt uns dann in einzelnen Reformen entgegen, und vor Allem in dem Geiste, der das ganze Büchlein durchweht, und der mehr oder weniger der der ganzen Gesellschaft, der er angehört, seyn muß, da sein Büchlein auf Kosten von etwa 400 Handwerker aus allen größern Städten Frankreichs gedruckt wurde.

Hier für beides die Beweise.

Bruder Avignon schildert die Organisation der drei Hauptbranchen der Handwerkergesellschaften. Vorne an gehen natürlich die Kinder Salomons, zu denen er selbst gehört. Diese bestehen aus Steinhauern, Schreinern und Schlossern.

„Die Steinhauer theilen sich in zwei Classen, die Compagnons und die jeunes-hommes. Ein erster Compagnon präsidirt der Versammlung der Compagnons, ein erster *jeune-homme* der der jeunes hommes. Die Compagnons schmücken sich mit einem Stock und geblümten Bändern verschiedener Farben, die sie um den Hals schlingen und auf die Brust herabfallen lassen. Wer in die Gesellschaft aufgenommen seyn will, muß ein Noviziat durchmachen. Während desselben ißt und schläft er bei der Mutter, und nimmt nicht an den Kosten der Gesellschaft Theil. Ist er hinlänglich bekannt, so wird er unter die jeunes-hommes aufgenommen, und trägt, wie diese alle, grüne und weiße Bänder im Knopfloch auf der linken Brust. Dann bekommt er seinen Namen: la prudence de Draguignon, la fleur de Bagnolet, la liberté de Château neuf etc. Der eine dieser Namen ist stets der seines Geburtsortes. Diese Namen werden übrigens bloß in ihren Versammlungen gebraucht. Das Wort: Herr ist verbannt, und durch das Coterie ersetzt. Sie hurlent nicht, dagegen üben sie mitunter die Topage aus." — (Wir werden diese beiden schönen Gebräuche später näher kennen lernen.) — „Obgleich es in dieser Gesellschaft einen ersten Compagnon und einen ersten jeune-homme gibt, und somit getrennte Versammlungen stattfinden, so hat doch stets unter ihnen das schönste Einverständniß bestanden."

Die Organisation der Schreiner, Kinder Salomons, im Ganzen dieselbe wie die der Steinhauer, ist etwas complicirter im Einzelnen. Sie besteht aus drei organisirten Classen: Compagnons reçus, compagnons finis, und compagnons initiés. Außerdem gibt es noch Affiliés, die zur Aufnahme vorbereitet werden. Ein erster Compagnon und ein Dignitaire stehen an der Spitze der Gesellschaft, und werden alle sechs Monate gewählt. Bänder mit Goldfranzen, ein Compaß und ein Winkelmaaß sind die Insignien dieser Würde. Außerdem gibt es einen Rouleur, der den ankommenden Gesellen Arbeit verschaffen muß, einen Sekretär und endlich Aite (des anciens) die mit der Direction die Angelegenheiten der Gesellschaft beaufsichtigen. Alle Mitglieder der Gesellschaft haben gleiche Rechte, Werkstätte, Tisch und Schlafstube sind für alle dieselben. Verfehlt sich der Würdeträger gegen die Gesetze, so zahlt er doppelte Strafe. Das Wort Du ist verboten, nur Ihr ist erlaubt. Die Namen sind: Avignonais la vertu, Languedoc la prudence etc. Die Topage ist verboten, und eben so wenig kennt man die Hurlements. — Die Organisation der Schlosser ist ganz dieselbe wie die der Schreiner.

Die zweite Branche dieser Gesellschaften ist die der Kinder des Meisters Jacob. Diese besteht ebenfalls aus Steinhauern, Schreinern und Schlossern.

Die Steinhauer bestehen aus zwei Classen, Compagnons und Aspiranten. Der Stock und Bänder um den Hut ist das Bundeszeichen der Compagnons. Ils topent, mais ils ne hurlent pas. Sie behandeln ihre Aspiranten mit der höchsten Strenge, wie der Herr den Knecht. Sie (les Loups-garous) sind die geschwornen Feinde der Loups, wie die Steinhauer, Kinder Salomons heißen, und so oft sie mit diesen zusammentreffen, gibt's blutige Köpfe. „Wenn sie auf derselben Brücke arbeiten, so ist's gefährlich in ihre Nähe zu kommen, der Fluß ist oft zu enge, um sie zu trennen. In Paris arbeiten sie dagegen oft genug zusammen, ohne daß es zu Streitigkeiten kommt." — Die Ursache dieser Feindschaft liegt darin,

daß die Loups-garoux früher zu den loups gehörten, sich von ihnen trennten und eine neue Gesellschaft bildeten.

Die Schreiner haben ungefähr dieselbe Organisation. Auch sie behandeln die Aspiranten wie Herren die Knechte. Diese müssen allein schlafen und essen, und selbst in ihren Festen sind sie getrennt. Daher dann Streit und Hader, der zu einer neuen Gesellschaft, der der Révoltés, führte. Die Juliussonne scheint mit im Spiele gewesen zu seyn, denn auch diese Revolution fand 1830 statt. Die Schreiner der beiden feindlichen Gesellschaften scheinen übrigens weniger streitsüchtig als die Steinhauer, denn die Schlägereien sind selten unter ihnen.

Die Schlosser sind ganz wie die Schreiner organisirt. Die übrigen Handwerke, die sich den Kindern des Meister Jakob angeschlossen, haben auch deren Organisation angenommen.

Die Kinder des Vater Saubise bestehen nur aus Zimmerleuten. Sie haben zwei Classen, die Compagnons und die Füchse. Große Stöcke, Bänder am Hute sind die Verbindungszeichen der Compagnons. Die Compagnons spielen den Füchsen ungefähr so mit, wie die Altburschen den Namensgenossen derselben auf deutschen Universitäten, so daß einzelne derselben sich selbst mit Ehrentiteln belegten, als da sind: fléau des Renards, terreur des Renards etc. Der Compagnon kann dem Fuchsen sagen: „Putze meine Stiefeln, klopfe mir den Rock aus, steck' mir die Pfeife an, schenke mir ein ꝛc." Der Fuchs gehorcht, und der Compagnon ist stolz und freut sich, de faire *aller* le renard. In der Provinz arbeitet ein Fuchs selten in der Stadt, aus der ihn die Compagnons, wie sie sagen, dans les broussailles hinaustreiben. In Paris ist das nun freilich anders, und sie arbeiten hier oft in denselben Werkstätten. Der, der die Arbeiten in der Werkstatt leitet, bezieht einen größeren Lohn. Alle andern Zimmerleute dieser Gesellschaft verdienen dagegen gleich viel. „Sie sagen: daß ein sehr verstopfter Kopfsteinen ganz offnen Magen haben könne, und daß er eben so gut leben und seine Familie ernähren müsse. Viele werden daraus schließen, daß es in diesem Stande einerlei, ob man ein guter oder schlechter Arbeiter sey; aber wenn sie bedenken, daß der weniger tüchtige Arbeiter die gröbste Arbeit machen muß, und daß, wenn die Arbeit abnimmt, man ihn zuerst wegschickt, so werden sie bald zugeben, daß der Nachtheil dennoch stets auf Seiten des schlechten Arbeiters ist."

Diese Compagnons hurlent in ihren Cermonien, ils topent auf der Landstraße, sie prügeln sich oft, entweder mit den Schustern oder Bäckern. Unter sich aber stehen sie sich redlich bei, und wissen die Preise aufrecht zu erhalten.

In diesem Corps heißen die Lehrjungen Hasen, die Aspiranten Füchse, die Compagnons Hunde, und der Meister Affe. Man erklärt diese drollige Benennung folgendermaßen. Der Hase ist schwächer und weniger klug als der Fuchs, und dieser jagt jenen. Der Hund jagt den Fuchs, der Affe endlich klüger als alle andern, weiß mit Hund, Fuchs und Hase gleich gut fertig zu werden. — —

Schon aus dieser allgemeinen Organisation der verschiedenen Gesellschaften wird es klar, daß dieselben sämmtlich den Zweck wechselseitiger Unterstützung hatten; daß der Gedanke, der sie geschaffen, schön und groß; aber leider auch, daß er in der Ausführung eher ein Mittel zu Haß und Zwietracht wurde, denn zu Liebe und Eintracht, eher zur Absonderung, zur Zersplitterung, denn zur Vereinigung, zu einem gemeinsamen Benutzen der Kräfte aller, zum Besten aller führte.

Noch ein paar Stellen über die Gebräuche der Gesellschaften werden dieß nur um so klarer machen. Es ist nicht ohne Interesse, daß dieß recht klar werde, denn diese Besonderheiten deuten auf die allgemeinen Gesetze der Association hin, und erlauben Schlüsse, auf denen das Heil der Zukunft ruht.

Wechselseitige Unterstützung war der Zweck dieser Gesellschaften. Zu dem Ende nehmen sie eine gemeinsame Herberge an. Die Frau des Wirthes heißt die Mutter (la mère), und dieser Name deutet hinlänglich an, daß jedes Mitglied der Gesellschaft auf Pflege und Unterhalt rechnen kann, daß er bei ihr wie im elterlichen Hause aufgehoben ist. Alle Mitglieder der Gesellschaft sind solidarisch verpflichtet gegen die Mutter, und diese solidarische Verpflichtung gibt allen das Recht auf Unterstützung. In dieser Herberge findet der neuangekommene fremde Compagnon den Rouleur, der sich gleich seiner annimmt, für seinen Unterhalt sorgt, und ihm Arbeit verschafft. Er sucht ihm einen Meister, empfängt von diesem 5 oder 3 Franken Aufgeld, die er dem Gesellen gibt, und dafür von ihm eine Mahlzeit gesetzt bekommt. Sobald der Compagnon seinen Meister wieder verlassen will, geht er abermals mit dem Rouleur hin, der sieht, wie ihre Rechnung steht, und ob der Meister und der Arbeiter sich wechselseitig pflichtgemäß benommen haben. So tritt eine Art Controle ein, in Folge deren ein Geselle, der aus einer Gesellschaft in die andere übertritt, ein Zeugniß über sein Benehmen beibringen muß. Ein Meister kann stets nur Compagnons derselben Gesellschaft annehmen. So oft er Arbeiter sucht, wendet er sich an den ersten Compagnon, und dieser sich an den Rouleur. Alle Streitigkeiten zwischen den Arbeitern und dem Meister sucht der erste Compagnon zu schlichten. Gelingt dieß nicht und hat der Meister Unrecht, so verlassen ihn alle Compagnons, und er kann sich dann an eine andere Gesellschaft wenden. Geräth er auch mit dieser in Streit, will er den Arbeitslohn zu sehr herabdrücken, so kann es dazu kommen, daß er zuletzt von allen auf eine bestimmte Zeit oder für immer in Verruf erklärt wird, was dann oft den Ruin seines Geschäftes nach sich zieht.

So lange der Compagnon in einer Stadt, in der er eben angekommen, keine Arbeit hat, findet er Credit bei der Mutter. Zwingen ihn seine Verhältnisse augenblicklich abzureisen, ohne daß er Geldvorrath hat, so erhält er von Stadt zu Stadt die nöthige Unterstützung. Wird er wegen nicht entehrender Umstände verhaftet, so hilft man ihm so gut man kann; wird er krank, so besucht ihn ein Geselle nach dem andern, und bringt ihm was er erübrigen kann. In einzelnen Gesellschaften ist diese Unterstützung organisirt, der Kranke erhält 10 Sous täglich, die ihm zusammen übergeben werden, wenn er das Hospital verläßt. Die Todten werden gemeinschaftlich begraben, und am ersten Jahrestage ihres Absterbens wird ihr Andenken ins Gedächtniß der Ueberlebenden zurückgerufen. Trifft allgemeines

Unglück die ganze Gesellschaft einer Stadt, so wendet diese sich an die anderer Städte, und kann auf deren Unterstützung rechnen.

Daß solche Gesellschaften darauf halten müssen, nur Mitglieder von unbescholtenem Rufe zuzulassen und zu dulden, versteht sich von selbst. Wer stiehlt oder betrügt, erhält die Conduite de Grenoble, ist entehrt und auf immer aus der Gesellschaft ausgeschlossen. Die Conduite de Grenoble ist wirklich ein furchtbares Gericht: „Ich habe," — sagt unser Bruder Avignonais la vertu, „in Mitte eines großen von Compagnons gefüllten Saales einen der Ihrigen knien gesehen; alle andern Gesellen tranken Wein auf den Untergang aller Diebe und Betrüger; jener trank Wasser; und als er nicht mehr trinken konnte, goß man ihm dasselbe ins Gesicht. Dann zerbrach man das Glas, aus dem er getrunken, und verbrannte seine Farben vor seinen Augen. Der Rouleur befahl ihm aufzustehen, nahm ihn bei der Hand und führte ihn im Saale rund herum; jedes Mitglied der Gesellschaft gab ihm eine leichte Ohrfeige, endlich wurde die Thüre geöffnet, man zeigte ihm dieselbe, und als er hinausging, erhielt er zum Abschiede einen Fußtritt. Il y avait de quoi mourir de honte! Dieser Mensch hatte gestohlen."

In Avignon wagte es ein so Ausgestoßener vor Gericht zu klagen. Das Gericht untersuchte die Sache, der Beweis des Diebstahls wurde geliefert, und der Kläger wurde zu einem Jahre Gefängniß verurtheilt.

Alle diese Gebräuche haben einen so edeln, so wohlthätigen Charakter, daß man von ihnen sicher nur die schönsten Folgen hätte erwarten sollen. Und doch führten diese Gesellschaften öfter zum Unheile als zum Heile, und doch kennt man sie in Frankreich kaum anders, als durch den Lärm, den sie oft in den Straßen machen, durch ihre blutigen Schlägereien, und durch die Berichte der Gerichtsscenen, die diesen oft folgten.

Die hurlements sind eine alte Art sich anzurufen; so oft sich Compagnons derselben Gesellschaft, die die Gewohnheit des Heulens haben, begegnen, beginnt ein ohrenzerreißender Lärm. Doch ist das nur unästhetisch und nicht gefährlich. Mit der topage aber verhält es sich anders. Bruder Avignonais la vertu sagt darüber: „wenn zwei Compagnons sich auf der Landstraße begegnen, so topent sie sich (ils se topent). Das geschieht also: nachdem sie sich bis auf zwanzig Schritte genähert, bleiben sie stehen, nehmen eine gewisse Stellung an, und fragen und antworten sich auf folgende Weise: Tope! Landsmann! Welcher Beruf (tope pays! quelle vocation?) — Zimmermann! und Sie Landsmann? — Steinhauer! — Compagnon? — Ja, Landsmann! Und Sie? — Ebenfalls Compagnon! Dann fragen sie sich, welchem devoir, welcher Gesellschaft sie angehören? Gehören sie derselben an, so gibt's ein Fest, sie trinken aus derselben Kürbisflasche, oder kehren im nächsten Wirthshause zusammen ein. Im entgegengesetzten Falle beschimpfen sie sich wechselseitig, bis sie endlich handgemein werden, und meist nicht eher ablassen, als bis einer nicht mehr schlagen kann."

Bei diesen Einzelnkämpfen aber bleibt es nicht. So oft ein Geselle aus der Stadt abreist, geben ihm seine Mitgesellen das Geleite bis vor die Stadt. Erfahren das zufällig die Gesellen eines andern devoir, so machen diese oft eine fausse conduite; sie thun so, als ob auch einer der Ihrigen abreise, und gehen der conduite, die zurückkehrt, entgegen. „Sodald sie sich begegnen, topent sie sich, liefern sie sich eine Bataille, in der stets Blut fließt, und oft Todte auf dem Schlachtfelde bleiben. In Nantes schloß sich ein Familienvater einer fausse conduite an, und wurde todtgeschlagen." Man sieht schon hieraus, daß ein tödtlicher Haß zwischen den verschiedenen Gesellschaften bestehen muß. Das ist der einzige Berührungspunkt, den sie miteinander haben. Dieser Haß geht in all ihr Denken, in ihre Feste und Lieder über. Jede Gesellschaft hat ihre Chanson satirique eg en die andern, in der der Devorants heißt es in Bezug auf die Gavots:

Chers Compagnons honnêtes,
Notre loi est parfaite:
Vous irez dans les cieux
Comme des bienheureux.
Et les *Gavots infâmes*
Iront dans les enfers
Brûler dedans les flammes
Comme des Lucifers.

Die Gavats bleiben aber den Devorants nichts schuldig und singen:

Depuis ce temps là (der Errichtung der Gesellschaft der Devorants)
fourmilla
Dans la ville d'Orléans
Quantité d'imbécilles
Que l'on nomme devorants.

und weiter:

Depuis ce temps, chez leur mère,
Dans leurs boutiques et leurs chantiers,
Chacque jour l'on entend bruire
Des ânes de tous méliers etc.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Don Francisco Martinez de la Rosa.

Der Baum der Hoffnung.

An dem Fuß der stillen Wiege
Wächst der süße Baum der Hoffnung,
Schaukelt nach des Windes Wehen,
Schwank und zitternd wie ein Rohr.

Einen Augenblick allein
Rauscht der Zephyr lieblich um ihn,
Pfeift in ihm der grimme Nordwind,
Sengt die Gluth des Südwinds ihn.

Selten wächst er da wo Blumen,
Selten da wo Aehren knospen;
Wie des Mandelbaumes Flor
Welkt er, allzuzeitig blühend.

Und je höher er sich hebt,
Desto mehr ist er gefährdet,
Gleich der mächt'gen Ceder Spitze
Zieht er an des Blitzes Strahlen.

Ihres Wipfels höchste Zweige
Wählt der Adler sich zum Wohnsitz,
Während giftige Insecten
Ihrer Wurzel Mark benagen.

Tief ist seines Fußes Grund,
Weithin dehnt er seine Zweige,
Kaum verleiht er matten Schatten,
Ihm am Stamme nagt der Tod.

Amor zum Kaufe ausgeboten.

Kommt ihr Schäferinnen!
Kaufet einen Amor!
Seht hier hab' ich ihn
In der Hand am Zittig.
„Lernt er leicht?“ — Wie Kinder.
„Artig?“ — Zum Entzücken.
„Und verschwiegen?“ — Stumm.
„Und gefällig?“ — Blind.
„Munter?“ — Wie der Mai.
„Flüchtig?“ — Wie der Wind.
„Ist er treu?“ — Wie ihr.
„Dann behalt ihn nur!“

Geburten, Todesfälle und Heirathen.

(Schluß.)

Und in wiefern läßt sich von dem Buche sagen, daß es ergötze? Auch dieser Begriff ist insofern zu erweitern, als darunter nicht bloß eine rein und ungemischt angenehme, wohlthuende Empfindung zu verstehen ist. Eine Poesie ergötzt, im Horazischen, im ästhetischen Sinn, auch dann, wenn die schmerzlichsten und bittersten Empfindungen dadurch aufgeregt werden, wenn die Seele von Schauer, Entsetzen, Abscheu erschüttert wird, falls nur der Gesammt- und Endeindruck ein versöhnender, falls nur das Beruhigende, das Erhebende überwiegend ist, wenn nur die Contraste, die Dissonanzen sich am Ende harmonisch auflösen, oder doch wenigstens eine dermhigende Lösung angedeutet und in Aussicht gestellt, obschon nicht wirklich gegeben ist. Für ein weichliches, sentimentales Gemüth kann oft das nur verwundend, schmerzlich und abstoßend seyn, was einen klaren, männlichen und gereiften Geist befriedigt und im ästhetischen, nicht im pathologischen Sinn, ergötzt. Somit kann eine tragische Katastrophe eben so gut ergötzen, d. h. den gebildeten Geist ästhetisch befriedigen, als ein fröhlicher Ausgang mit einer Heirath; aber das bloß Traurige und Jämmerliche oder Entsetzliche, wenn es nicht der Veranschaulichung einer höhern Wahrheit oder Idee dient, oder wenigstens dem Versuch, ein noch nicht gelöstes, noch nicht zu lösendes Problem des menschlichen Lebens, der gesellschaftlichen Verhältnisse in ein klareres Licht zu stellen, ist der Poesie nicht gemäß. Deßwegen können wir von dem vorliegenden Buch in seiner Ganzheit nicht sagen, daß es ergötze, befriedige. Der traurige Ausgang ist nach der ganzen Anlage nothwendig und mag der Wirklichkeit vollkommen entsprechen; aber daß ein edles Wesen das Opfer ihres Mangels an Erfahrung und Menschenkenntniß wird, indem sie einem Unwürdigen ihre Hand reicht, ist im Grund ganz und gar kein Sujet für eine poetische Behandlung. Wohl mag man die Treue und Genauigkeit der Zeichnung anerkennen, aber die Composition kann man nicht loben. Was das Buch noch weniger ansprechend und poetisch macht, ist der Umstand, daß man so gar viel schlechte Gesellschaft darin findet; denn mit Ausnahme von Helen sind fast alle in den Vordergrund der Geschichte tretenden Personen lächerlich oder moralisch widerlich. Eigennutz, Heuchelei und Medisance führen die Herrschaft in einer Weise, wie man es im wirklichen Leben doch nicht so concentrirt finden dürfte — wenn man auch von den Gesellschaftskreisen, in welchen die Erzählung sich bewegt, keine hohe Meinung hat.

In einer ihrem ganzen Charakter nach humoristischen Erzählung wären jedoch die beiden Brüder Jakob und John Batley ganz amusante Personen. Der Contrast zwischen dem diplomatischen, feinen, weltmännischen Gecken John Batley, und dem rücksichtlosen, groben Egoisten Jakob, welcher letztere sogar an seinem Bruder einen Gewinn zu machen nicht verschmäht, am Ende aber doch selbst von einem schustigen, gemrinen Advocaten geprellt und beinahe um sein ganzes Vermögen betrogen wird, ist sehr ergötzlich. John Batley heirathet, wie oben angegeben wurde, eine Kaufmannswittwe, auf eifriges Betreiben seines Bruders, welcher sich bei dieser Gelegenheit äußerst theilnehmend und großmüthig zeigt und ihm zu seiner neuen Einrichtung ein ansehnliches Geschenk macht. Gleich nach der Traunng aber erfährt John Batley, daß sein Bruder diese Heirath deßwegen so betrieben hat, weil nach dem Willen des ersten Gatten der Wittwe im Fall ihrer Wiedervermählung die Hälfte ihres Witthums an Mr. Jakob Batley fällt.

Wir lassen ein Gespräch zwischen den beiden Brüdern folgen, in welchem sich sowohl ihr Charakter, als auch ihr Verhältniß zu einander ausspricht. Während der Zeit, wo Mortimer sich von London entfernt hatte und Lord Ellesmere abgewiesen war, machte Jakob Batley wenigstens den zwanzigsten Versuch, seinen Bruder zu bewegen, daß er den Bewerbungen von Alderman Haddock um die verlassene Dido sein Ohr leihe.

„Pah, Jack!“ sagte Jakob, „ich hab' es Euch immer gesagt; die Katze auf dem Kaldaunenmarkt — der Esel zwischen zwei Bündeln Heu wußte nicht, was wählen; mir ganz gleichgültig, Gott sey Dank! ich habe keine Tochter; ich kümmre mich um keinen Menschen, aber Ihr werdet sehen wie es am Ende geht; das ist alles was ich sage; und eine hübsche Suppe werdet Ihr Euch eindrocken

Während solcher Discussionen mußte Jack, der seine und

glänzende Weltmann, seinem Gemüth den strengsten Zwang anthun und sich mit anscheinender Geduld den Aussprüchen des ungebildeten Crösus unterwerfen, von dem er am Ende die Mittel zu einem unabhängigen Leben zu erhalten hoffte.

„Mein lieber Bruder," sagte Batley der Jüngere, „Ihr seyd ganz falsch berichtet. Oberst Magnus, Mortimers specieller Freund und genauer Bekannter, sagte mir erst diesen Morgen, er zweifle sehr, ob Mortimer die Absicht habe zu verreisen, und ließ Anspielungen fallen — dieß natürlich entre nous." —

„Natürlich," sagte Jakob, „was das auch heißen mag."

„Es bedeutet, Jakob," versetzte John, „daß es nicht weiter ausgesagt werden darf. Er ließ Anspielungen fallen, er glaube, Mortimer sey mit einem besondern Handel beschäftigt, und habe die Geschichte von seiner Reise ausgesprengt, um Nachforschungen irre zu leiten."

„Einen Handel!" sagte Jakob. „Oh! das will wohl sagen: wieder ein Duell! nicht als ob dieß nothwendig folgte. Ein Ehrenhandel! Ein Galanteriehandel! Ach, gut! bei mir seyd Ihr sicher; ich sage keine Sylbe davon aus. Ich frage keinen Pfifferling darnach, ob Oberst Mortimer ein halb duzendmal umgebracht wird; was sollt' ich auch? — Ich will mich ja nicht duelliren und habe sein Leben nicht versichert; mir, wißt Ihr, kann es ganz gleichgültig seyn."

„Ja," versetzte John, „aber für Helen wäre es von sehr ernster Bedeutung."

„Ei," sagte Jakob, „das sehe ich nicht ein. Sie hat ja schon zwei Narren zu fangen gewußt; warum sollte es ihr nicht noch einmal gelingen?"

„Mein lieber Bruder," sagte John, „Ihr sprecht von weiblicher Neigung so, als ließe sie sich so leicht übertragen und umsetzen wie angelegte Gelder."

„Gelder, John!" sagte Jakob — „nein, nein! das sollt Ihr mir nicht nachsagen, daß ich die luftigen Phantasien eines närrischen Mädchens mit den Vierprocentigen oder den reducirten Dreieinhalbprocentigen vergleiche."

„Aber die Empfindungen — das Gefühl!" sagte John.

„Gefühl! ei du mein Himmel!" versetzte Jakob, „ich verstehe nicht was das heißt; ich wußte nie was es heißt verliebt seyn, werd' es auch nie wissen. Ich gebe zu, daß ich einmal eine Art Neigung faßte für eine Wittwe in Wapping, in Betracht einiger Schiffe, Classe A, die in den Londoner Docks lagen und deren Eigenthümerin sie war; aber ich fand, daß nicht alles ganz dereinigt und sauber war — und daß sie einen Neffen hatte, und ein Testament da war, das man anfechten konnte; so ließ ich die Wittwe fahren; — aber was das Gefühl betrifft, Gott tröste Euch! sie war alt genug, um meine Großmutter zu seyn und mächtig dick dazu."

„Das ist es," sagte Jack; „Ihr habt nie die Art Leidenschaft empfunden, die ich meine, und könnt daher ihre Macht nicht schätzen."

„So glaube ich auch!" antwortete Jakob; „das thut aber nichts; es wird mir nie Jemand fehlen, den ich lieben könnte, so lang ich lebe — und ich bin auch immer dessen gewiß, was Ihr Gegenliebe nennt — ich liebe mich selbst. Wie ich sage: von allen Häusern in der Straße gebt mir Nummer eins — he? — das ist meine Maxime."

„So sagt Ihr," entgegnete John.

„Und ich sage nie, was nicht mein Ernst ist," versetzte Jakob; „und noch etwas Anderes thue ich auch nicht: ich suche nie höher zu springen, als meine Beine mich tragen wollen — versteht Ihr mich, Jack? Es ist kein Mann, Weib oder Kind, dem ich nur zehn Pence schuldig wäre; ich trinke meinen Porter nie, ehe er bezahlt ist; ich stürze mich nicht bis über die Ohren in Schulden — wie Ihr thut, Jack; indessen, wie ich schon hundertmal gesagt habe, es ist mir gleichgültig."

„Nur als Bruder," sagte Jack, „solltet Ihr vielleicht einiges Interesse nehmen."

„Ich, nein!" sagte Jakob; „ich nehme nie ein Interesse — außer für mein Geld; — und was den Bruder betrifft — ha, wir sind Alle Brüder, wenn Ihr so wollt; und ich will mich hängen lassen, wenn ich einen unter der ganzen Familie in der ganzen weiten Welt weiß, der sich nur bücken und eine Stecknadel aufheben würde, um mein Leben zu retten; ich weiß gewiß, daß ich es keinem zu lieb thäte."

„Aber gewiß," sagte Jack, „Helen verdient doch Eure Zärtlichkeit; sie ist Euch gewiß anhänglich, und" —

„Unsinn, Jack!" sagte Jakob, indem er mit allen Schillingen in seiner Hosentasche rasselte, „anhänglich an mich! nein, ich bin nicht nach ihrem Geschmack und Schnitt — ich lebe nicht in der „Welt" — he? — Sie mag mir anhänglich seyn wie Peter Postobit in der Komödie es seinen Freunden ist, in der Hoffnung nach meinem Tod etwas von mir zu ziehen — aber es wird nichts daraus; ich lasse mich nicht dran kriegen. Ja! wenn sie eine gesetzte, vernünftige Person wäre und den Haddock heirathen wollte, da ließe sich ein Wort mit ihr sprechen; aber nein! der Alderman ist, wie ich auch, kein Mann der „Welt" — nicht als ob ich mich nagelsgroß um ihn kümmerte, was das betrifft."

„Nun," sagte Jack, „Helens Lebensgewohnheiten und Sitten sind einmal verschieden von denen des Aldermans; und ein gebildetes Mädchen —"

„Gebildete Fratzen!" sagte der Kaufmann. „Was ist Bildung? Ihr überbildet Eure Mädchen — lehrt sie die gelehrten Sprachen — laßt sie tanzen wie Marionetten — laßt sie spielen und singen, bis sie Herzweh haben — und warum? um Männer zu fangen; das ist's, ist es nicht so? Und noch größere Narren sind die, die sich so fangen lassen."

„Ich sehe das nicht ein," versetzte Jack. „Talente, in welchen jetzt Dilettanten es den Leuten vom Fach, wie sie vor zwanzig Jahren waren, zuvorthun, sind —"

„Talente!" sagte der Kaufmann, „dummes Zeug! Was sind diese Talente? Alle recht schön und gut als Köder, als Anlockungsmittel, als Schlingen; aber laßt einmal das talentvolle Mädchen verheirathet seyn und seht dann, was geschieht. Der Mann ist gewonnen, die Familie stellt sich ein; und sie denkt so wenig daran, ihre Harfe zu zwicken, auf ihrer Guitare zu klimpern, auf ihrem Clavier zu trommeln, oder mit ihrer Stimme Triller zu schlagen, als sie daran denkt zu fliegen; alles

nur Vorwand und Lug und Trug. Wenn Helen den Haddock heirathete —"

„Mein lieber Jakob," unterbrach ihn wieder Batley der Jüngere.

„Und mein lieber Jack," sagte Jakob, „wenn Ihr darauf kommt — ich sage, selbst wenn sie den Mortimer heirathete — was sie natürlich nicht thun wird — sie würde später auch nicht mehr singen und spielen und er sie nicht darum bitten. Alles ist nur so lang schön, bis man es hat. Ein singendes Weib ist wie ein musicirender Dompfaff; ein großer Spaß für Freunde und Bekannte, und verhenkert langweilig für einen selbst. Und da ich ganz für mich bin und gar nichts für meine Freunde, so spreche ich nur wie ich denke."

„Mein lieber Bruder," sagte Jack, „in Betreff Eines Punktes wünschte ich Euch in der That zu enttäuschen, weil Ihr in Eurer derben und raschen Art Euch auszusprechen unabsichtlich Helen und mir sehr großen Nachtheil schaffen könntet, indem Ihr die Heirath zwischen ihr und Mortimer als abgebrochen darstelltet. Ob erst Magnus, sein intimer Freund, wie ich Euch schon gesagt —"

„Pah!" sagte Jakob; „Oberst Magnus! das ist auch so ein Mann der Welt, ein Wunderthier der guten Gesellschaft, ein Bursch, den ich durchschaute das erstemal wo ich hier mit ihm zusammentraf, — nicht als ob er nicht auf seine Weise klug und verschlagen wäre, denn er rückt mit seiner Prahlerei nie so gerade heraus; all sein höllisch eingebildetes Wesen kommt nur so wie durch Zufall an den Tag und er läßt Einen selbst die Schlüsse ziehen; all seine Großsprecherei ist andeutend und eingewickelt; aber er ist ein hohler Gesell und so eingebildet wie ein Putzmacher, und sieht auch einem gleich."

„Magnus wie ein Putzmacher!" rief Jack aus; „ei, mein lieber Bruder, er ist ganz und gar der Mustermann des Tages."

„Ja," sagte Jakob, „das ist es; ein Mustermann! — gerade das ist es! — das ist ein Putzmacher auch — und der Busenfreund von Mr. Mortimer! Ich weiß — ich verstehe. Ich merke, was bei der Freundschaft herauskommt; ich habe in meinem Leben keinen Freund gehabt, Gott sey Dank! Ich frage keinen Pfifferling darnach; aber glaubt mir, dieser Oberst Magnus ist höchst wahrscheinlich der Mann, der Mortimer zuredet, sich nicht mit Helen einzulassen."

„Im Gegentheil," sagte Jack, „er ist laut in ihrem Lobe."

„Laut in ihrem Lobe!" wiederholte der Bruder; „und glaubt Ihr denn einem Menschen in der Welt das was er sagt? Pah! die Welt ist voll Lug und Trug! sie ist selbst ein großer ungeheurer Lug und Trug; das macht, daß ich mich von Jedermann entfernt halte — Jeder, der Betheurungen ausstößt, lügt; kein Mensch, schwatze er was er wolle, kümmert sich einen Strohhalm um etwas Anderes als sein Ich — das weiß ich."

Mr. Jakob Batley hatte allerdings eine ziemlich derbe Weise, seine äußerst unfreundlichen Gesinnungen und Grundsätze auszusprechen, aber er war im Allgemeinen ein schlauer und scharfer Beobachter, und die Vorstellung, die er sich von den Verdiensten und Tugenden des Oberst Magnus gebildet, war ziemlich richtig. Ganz natürlich war es, daß zwischen den beiden Obersten und einem Mann wie Mr. Jakob Batley nicht viel freundliche Uebereinstimmung herrschen konnte. Der alte Bürger war viel zu scharfsichtig, um nicht genau zu beurtheilen, welche Stelle er in ihrer Schätzung einnahm, und diese Einsicht verstärkte noch seinen natürlichen Menschenhaß, oder vielmehr seine Selbstsucht, denn er haßte nicht sowohl andre Leute, als er vielmehr sich selbst liebte.

„Nun gut," sagte der Ehrenmann von Bürger; „ich wünsche Euch gut herauszukommen. Ihr seyd in einer Patsche, wie ich es nenne, aber Ihr wollt keinen Rath annehmen, und ich habe keine Zeit zu verschwenden, um Euch welchen zu geben, wenn Ihr auch wolltet; nein! geht Ihr Eures Weges; mich geht's nichts an; mir ist es gleichgültig, ob sie einen, oder beide, oder keinen heirathet. Ich habe mein Schäfchen ins Trockne gebracht — habe genug in Renten gesteckt, um mich für mein Leben zu decken; und da dieß so ist, Jack, so mag Alles drunter und drüber gehen, mir gilt es gleich. Somit guten Morgen. Ich werde morgen oder übermorgen wieder einsprechen. Ich denke dann zu hören, wie es Euch geht; nicht als ob ich deßwegen käme, sondern ich habe nur immer gern einen bestimmten Zweck, wenn ich einen Ausgang mache, und so komme ich dann, um mich zu erkundigen — ha, ha, ha! gehabt Euch wohl, Jack, gehabt Euch wohl!"

„Ein seltsames, unerklärliches Wesen!" murmelte Jack, indem er dem Diener klingelte, um seinen Bruder hinauszulassen. „Ist es der Besitz des Reichthums, was das Herz gegen die Menschen verhärtet, oder ist es die durch diesen Besitz gewonnene Bekanntschaft mit der gierigen Raubsucht der Welt, was den Reichen so vorsichtig gegen sie macht? Ich, wenn ich je einmal eine Guinee hatte, die ich mein eigen nennen konnte, hatte ich nie Ruhe, bis sie hinausgebracht war, und oft habe ich sie getheilt mit einem ärmern Freund, oder sie auch ganz weggegeben für einen würdigen Zweck — nach meinem Dafürhalten; und da ist mein Bruder, der sich im Reichthum wälzt, und der ganz und gar verhärtet und fühllos ist in Allem, was Mitleid, Mitgefühl, Sympathie heißt! — —

Zum Schluß lassen wir noch einen Abschnitt aus Mr. John Batley's Werbung folgen.

Der ältliche Herr hatte in seinem Tête-à-Tête mit Lady Melanie das häusliche Leben gepriesen, darauf versetzte die Dame (Laura's Mutter):

„Bei solchen Ansichten wundert es mich, daß Sie ihr Glück nicht noch einmal in der interessantesten Lotterie des Lebens, im Ehestande, versuchen."

„Ach," sagte Jack, „das ist es! Ich versichere Sie, der Gedanke hat mich lang beschäftigt, und — nur, wahrhaftig ich bin nicht so gar jung." — —.

„Nein," antwortete Lady Melanie, „aber auch nicht sehr alt, Mr. Batley. Ich meines Theils glaube, es ist weit mehr Aussicht auf ein vernünftiges Glück bei einer Ehe in reiferen Jahren, als bei einer zu einer Zeit des Lebens geschlossenen, wo der Geist noch von einer nirgends existirenden Vollkommen-

heit träumt, und Eifersucht und alle Arten von Anfechtungen das Herz umtreiben."

„Ist das wirklich ihre Ansicht?" fragte Jack, ihr mit seinem Stuhl näher rückend. „Ich bin entzückt, dieß von einer Frau von so viel Geschmack und Einsicht zu hören, wie Sie, Mylady. Und könnten Sie sich je bewogen finden, diesen Gesinnungen eine praktische Bestätigung zu geben?"

„Mein lieber Mr. Batley," sagte die Lady, sichtbar gespannt, „was meinen Sie?"

„Ich meine," sagte Batley, „wenn es sich träfe, daß ein Mann etwa von meinen Jahren einen solchen Antrag machte, wie sie bei einem Manne in meinen Verhältnissen natürlich fänden, würden Sie gemäß den von Ihnen aufgestellten Grundsätzen handeln?"

„Nun," sagte Lady Melanie, „in Betracht der eigenthümlichen Lage, worin Sie sich nach Ihrer Schilderung befinden, würde ich es, glaube ich, thun."

„Dann," sagte Batley mit steigender Lebhaftigkeit, „können Sie und wollen Sie mich zum glücklichsten Sterblichen machen." Mit diesen Worten ergriff er der Lady Hand und drückte sie an seinen Mund.

„Lieber Mr. Batley!" sagte die Lady.

„Liebe Lady Melanie," sagte Mr. Batley, „Sie müssen gewiß das Vorhandenseyn eines Gefühls der zärtlichsten Art in meinem Herzen gegen ein Wesen geahnt haben, in welchem ich mir schmeichlte alle Eigenschaften vereinigt zu sehen, die mein Glück sichern konnten. Ich schwankte und zweifelte, da es sich so sehr fragte, was Ihre Ansichten in Betreff des berührten Punkts seyen. Sie kennen meine ganze Lage, meine Stellung in der Gesellschaft, mein Haus und Hauswesen sind Ihnen bekannt, und es würde einem Manne von meinen Jahren übel anstehen, mehr zu sagen als dieß, da Sie meine Absicht geahnt zu haben, und entschlossen scheinen mich glücklich zu machen."

„Nun," sagte Lady Melanie, „ich gestehe, ich glaubte manchmal eine Geneigtheit zu etwas der Art wahrzunehmen — aber ich zweifelte — und —"

„Ich merkte, daß Sie darum wußten," sagte Jack; „ich freue mich, Sie geneigt zu finden, und ich versichere Sie, Lady Melanie, daß, wenn die beflissensten Bestrebungen, das Glück einer zweiten Gattin zu sichern, verstärkt durch die Erinnerung an die Trefflichkeit der ersten, die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs für sich haben, Sie auf diese zählen können; unbedingte Zärtlichkeit ist mein Wahlspruch."

„In der That," versetzte Lady Melanie, „ich kann nicht — die Schwierigkeit eine Antwort zu geben — ist —"

„Natürlich," sagte Batley. „Wenn die liebe Laura Einwendungen machen sollte, darauf bin ich gefaßt; sie können wohl überwunden werden. In der That, ich ergriff nur die Gelegenheit — die erste, die ich hatte, mich Ihnen zu Füßen zu werfen; aber wenn, wie gütig und freundlich auch Sie sind, und bereit meinem Anliegen ein Ohr zu leihen, meine Wünsche zu erhören, dennoch, wenn Laura nur einigermaßen Einwendungen macht — ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich möchte durchaus nichts erzwingen. Wenn das Geschenk kein freies ist, so ist es gar keines; so beide es ganz ihrer Entscheidung anheimgestellt."

„Ich bin gewiß," sagte Lady Melanie, und sah Jack mit Blicken, süßer als Honig, an, „daß Laura hierin ihrer Mutter nich widersprechen wird; in der That, Laura selbst hat es geahnt — ich wahrhaftig nicht, aber ich glaube, empfänglicher vermöge ihres Alters, sah sie den Fortschritt einer Neigung, die ich gestehe, nicht gekannt zu haben. Ich schätzte Sie so und gefiel mir so in Ihrem Umgang, daß ich in meinen Gedanken ganz vertraut mit Ihnen ward, freilich nicht an einen solchen Ausgang denkend."

„Also," sagte Batley, wieder nach ihrer Hand greifend und sie küssend, „darf ich hoffen? Alles, was ich fürchte, ist Laura's — ah! — sie könnte —"

„Könnte was?" sagte Lady Melanie; „ich sage Ihnen, sie selbst bemerkte zuerst Ihre Aufmerksamkeiten; sie vertraute mir ihre Vermuthungen; und überdieß Mr. Batley, selbst wenn sie Skrupeln hätte, ich verspreche es Ihnen, als mein Kind würde sie dieselben sehr bald überwinden."

„Ja," sagte Batley, „aber meine theure Lady Melanie, ich möchte um Alles in der Welt nicht sie einer solchen Probe aussetzen. Ich bin ganz Ihrer Meinung; wenn aber doch einiges Widerstreben sich kund gäbe?"

„Widerstreben!" sagte die Lady; „im Gegentheil, ich glaube, Sie lassen meinem Mädchen nicht Gerechtigkeit widerfahren. Sie sollten sie nur von Ihnen sprechen hören, wenn Sie abwesend sind; ich glaube nicht, wahrhaftig ohne Spaß, daß kein Dandy des Tags, ja nicht Einer, ist, der in ihrer Achtung so hoch stände, wie Sie."

„Ha," sagte Batley, „unter diesen Umständen hoffe ich allerdings nicht; ich würde freilich nicht gern die zweite Violine spielen. Indeß, wie ich schon gesagt, Sie haben mich zum glücklichsten Menschen gemacht. Und ich darf mir also schmeicheln, daß Sie die Sache als ins Reine gebracht ansehen?"

„Nun, ich dächte doch," versetzte Lady Melanie, „daß Sie, nachdem ich die Sache so weit habe kommen lassen, wenig Zweifel mehr darüber haben sollten; ich versichere Sie, meine Achtung, meine Bewunderung Ihres Charakters und Ihrer Talente ist unbegränzt; und wenn ich, neben meiner persönlichen Achtung, den Vortheil erwäge, der meiner Tochter ohne Zweifel aus dieser Verbindung erwachsen wird, so schäme ich mich nicht, die Freude zu bekennen, welche mir das Resultat dieser Unterredung gewährt."

Hierauf wird Laura gerufen, um ihr die Neuigkeit mitzutheilen, und nach einer kurzen allseitigen Freude und Becomplimentirung erfolgt die entsetzliche Aufklärung des Mißverständnisses. — —

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 90.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

5 August 1840.

Kirche und Staat in England.

W. E. Gladstone, torystisches Parlamentsmitglied, hat neuerlich eine Schrift herausgegeben: Der Staat in seinem Verhältniß zur Kirche, welche in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte. Das Quarterly Review nimmt davon Veranlassung zu einem größern, eigentlich selbstständigen Aufsatz über Kirche und Staat, welchem das genannte, von dem Verfasser des Artikels vielfach belobte, ihm aber doch nicht ganz genügende Buch mehr nur zum willkürlichen und zufälligen Ausgangspunkte dient. Der Gegenstand ist freilich etwas ernster und trockner Natur, indessen wird es doch einem Theil unserer Leser gerade im jetzigen Zeitpunkt nicht unwillkommen und uninteressant seyn zu vernehmen, wie sich ein eifriger Anhänger der Hochkirche über die wichtige Streitfrage des Tages, wie er sich über das Wesen der englischen Kirche und über die in England herrschenden Stimmungen und Ansichten in Betreff der Kirche und Religion ausspricht. Der Aufsatz ist so umfassend, daß wir nur Bruchstücke ausheben und den Gang des Räsonnements nicht verfolgen können.

„Wenn Jemand vor zwanzig oder auch nur vor zehn Jahren prophezeyt hätte, daß wir im Jahr 1839 ernstlich erörtern würden, ob es angemessen sey, eine Staatsreligion aufrecht zu erhalten, er würde als ein müßiger Lärmmacher betrachtet worden seyn. Und doch hat jetzt die Controverse darüber begonnen — eine Controverse, ganz verschieden von den Theorien Warburtons, Paley's und Burke's, die nur Gründe vorbrachten, eine Kirche zu behaupten und zu unterstützen, welche zu behaupten und zu unterstützen die Nation auch ohne Gründe entschlossen war.

Gladstone's Buch ist merkwürdig in vielen Beziehungen. Es ist eine allgemeine Beobachtung, daß es ein sichres Symptom vom Verfall einer Nation ist, wenn ihre praktischen Staatsmänner eine tiefere Philosophie aus dem Auge verloren haben; und gewiß zeigen wenige Geschichten diesen Mangel so entschieden wie die unsrige binnen der letzten zwei Jahrhunderte. Gladstone's Buch ist eines der ersten Anzeichen einer Rückkehr zu tieferem Denken, verbunden mit geschäftsmännischer Statistik, und obgleich wir weit entfernt sind zu glauben, daß die Speculationen von Coleridge, welche der Verfasser mit sichtlichem Beifall anführt, ein sicheres Compendium der Staatsphilosophie seyen, ist doch jede Philosophie besser als der magere Empirismus, der die Verachtung jenes außerordentlichen Mannes erregt hat. Als nothwendige Folge einer tiefern Philosophie hat Gladstone auch bei seiner Argumentation eine viel höher liegende Stellung eingenommen, als seit vielen Jahren die Vertheidiger der Kirche. Ob er der öffentlichen Meinung vorangeeilt oder hinter ihr zurückgeblieben, ist eine andre Frage; und wenn nicht die öffentliche Meinung etwas Besseres ist, als das bloße Echo des Willens der Menge, so trägt es für die Sache der Wahrheit wenig aus, ob sie mit ihm übereinstimmt oder nicht. Sehr klüglich hat er das Argument der Zuträglichkeit und Nützlichkeit aufgegeben, das nur eine bequeme leichte Waffe zum Fechten ist, so lang man keine wirkliche Gefahr fürchtet, und besteht hauptsächlich auf den Forderungen der Pflicht und der Wahrheit. Stände er auch allein, so wäre doch schon diese Bewegung, um über die niedrige Ethik des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts wegzukommen, von großer Wichtigkeit. Wir hoffen und glauben aber, daß Gladstone der Vorläufer und Repräsentant einer Richtung und Schule ist, die sich allmählich im Lande bildet, und die einen der merkwürdigsten Züge der Gegenwart ausmacht. Es ist kein ungewöhnliches Schauspiel, vielmehr der gewöhnliche Gang der Geschichte, daß Nationen unter dem Einfluß demokratischer Grundsätze schnell sich auflösen, ihre alten Institutionen zerstören, dann unter einen militärischen Despotismus fallen, und endlich, vielleicht für immer, in einen Zustand von Erschöpfung versinken, wie wenn das vitale Princip selbst in der Heftigkeit ihrer politischen Krämpfe und Zuckungen ihnen entschwunden wäre. Kein Beispiel aber, glauben wir, ist vorhanden, daß ein auf dieser Bahn des Verderbens weit vorgeschrittener Staat sich wieder zurecht gebracht, oder auch nur es versucht hätte, durch frische Einziehung gesunder Principien

der Loyalität, des Gehorsams, der Ehrfurcht vor der Autorität und Selbstverläugnung, in den Volkskörper. Ein solcher Versuch wird nun aber in England gemacht; und die ersten Schritte haben einen Erfolg gehabt, ebenso interessant für den philosophischen Beobachter, als ermuthigend für seine Urheber.

Die in diesem Sinn Schreibenden haben wenig oder keine Aussicht, ihre Gegner zu überzeugen. Die Demokraten, deren einziger Zweck bei der Förderung der nationalen Apostasie der ist, die Autorität der Regierung zu zerstören und selbst die Gewalt in die Hände zu bekommen, werden taub seyn gegen das Argument, daß die Religion aufrecht erhalten werden müsse als eine Stütze für die Autorität der Regierung. Und der Oekonomist, der von keinem andern Nationalinteresse weiß, als von der Bilanz seines Rechnungsbuches, wird gleichgültig lächeln über die Berechnungen moralischer Vortheile. Sehr nützlich aber kann die Erörterung für zwei andre Classen seyn: für diejenigen, welche mit natürlicher Frömmigkeit die Nothwendigkeit einer Nationalreligion fühlen und zu ihrer Aufrechthaltung entschlossen sind, ohne doch wirklich die Gründe ihrer Verpflichtung hiezu geprüft und die Regel ihres Handelns in schwierigen Verhältnissen festgestellt zu haben; und sodann auch für die zahlreiche Classe derer, welche das eigentliche, wahre Wesen der Kirche sowohl als des Staats aus dem Auge verloren haben, welche meinen, es gelte nur eine Frage der Zweckmäßigkeit und Ersprießlichkeit, welche sehen, daß der Kampf unter großem Widerstand und mit wenig Aussicht auf einen günstigen Erfolg fortgesetzt werden muß, und die daher geneigt sind, aufzugeben, was sie nie recht schätzen gelernt haben, und durch einen Vergleich Frieden zu schließen. Diese Classe von Gleichgültigen ist vielleicht die zahlreichste im Lande; man kann zu ihr alle die zahlen, die, bei conservativen Grundsätzen, diese nur als eine Parteifahne behaupten, alle, welche alte Institutionen aufrecht halten, nur weil sie alt sind, ohne ihren Werth zu würdigen, die die Monarchie nur als die der Freiheit förderlichste Staatsform vertheidigen, und die Kirche als die beste Polizeianstalt, um Moral und Subordination unter dem Volk zu erhalten. Es sind meist wohlmeinende, redliche Männer, die kein persönliches Interesse im Auge haben, die Wohlfahrt ihres Landes wünschen und gern ihre Pflicht gegen es erfüllten. Sie sind aufgewachsen unter einer Generation, die nicht gewohnt war, Fragen, die Regierung und die Religion betreffend, in einem andern Licht zu betrachten, als in dem der Zuträglichkeit und der öffentlichen Meinung. Eine kurze Zeit wird hinreichen, ihre Gefühle und Gesinnungen zu erheben und sie zu einer herzlichen Vertheidigung der Constitution und Kirche zu vereinigen.

(Fortsetzung folgt.)

Handwerksgesellen und Handwerksgesellschaften in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Fragt man sich nun woher dieser grelle Widerspruch zwischen dem edeln, menschenfreundlichen Zwecke dieser Gesellschaften, und diesen gräßlichen Folgen, woher bei einem Samen der Liebe und der Eintracht diese Frucht des Hasses und der Zwietracht, so wird sich bald zeigen, daß man den Samen der Liebe in das Unkrautfeld des Egoismus legte, und dann das Unkraut den gesunden Samen wegfraß. Die Handwerker, die diese Gesellschaften errichteten, fühlten sicher, daß sie einzeln unmächtig seyen, und traten zusammen, um sich wechselseitig zu schützen und zu unterstützen. Sie übernahmen deßwegen ein devoir, eine Pflicht, einer gegen den andern, und alles Schöne und Gute, was aus der Gesellschaft hervorging, war eine Folge dieses Pflichtgedankens. Das war der gute, gesunde Samen. Aber neben diese Pflicht stellten sie ein Recht, ein Vorrecht, und das war das Unkraut, das den guten Samen wegfraß. Anstatt bei der Pflicht, die sie einer gegen den andern übernahmen, stehen zu bleiben, sie so sehr als möglich zu verallgemeinern, sie jedem, der sie selbst übernehmen wollte, zugänglich zu machen, und so alle Gedrückten, Schwachen, Leidenden an sich heranzuziehen, sie der Wohlthaten dieser gemeinsamen Pflicht theilhaftig zu machen, schlossen sie sich ab, bildeten sie eine Art Aristokratie allen andern Arbeitern gegenüber, maßten sich die ältern Mitglieder das Recht an, die jüngern wie ihre Diener zu behandeln, glaubten sie sich, durch ihre Vereinigung stark geworden, berufen, den übrigen Handwerkern Gesetze vorschreiben, sie wie untergeordnete Geschöpfe behandeln zu dürfen.

Nur die Pflicht, die Liebe, die Aufopferung sind fruchtbar; das Recht, der Stolz, die Selbstsucht dagegen unfruchtbar, zerstörend. Das war das Gesetz der Welt zu allen Zeiten, und wurde vor achtzehnhundert Jahren auch zur Lehre der Welt; eine Lehre, die sich überall bewährt hat, die aber freilich noch ihrer durchgreifenden Anwendung entgegensieht, mit Gott aber dieser Anwendung immer mehr entgegenschreitet. Und gerade deßwegen ist es nothwendig, zu zeigen, wie alle Bestrebungen, die bis jetzt stattfanden, um sie zu verwirklichen, nutzlos blieben, weil man selbst aus einem Pflichtgedanken meist ein Vorrecht machen zu müssen glaubte. Das aber wird in den französischen Handwerkergesellschaften so klar als möglich; und dann treten auch die Folgen dieses Vorrechtes abermals so klar als möglich hervor.

Das Vorrecht bestand einmal darin, daß sich die ältern Mitglieder als die Herren und Meister der jüngern ansahen, und dann, daß gewisse Handwerker allein das Recht haben wollten, eine Compagnonnage zu bilden. Die Folgen dieser beiden Anmaßungen zeigen sich auf jeder Seite des Werkchens unseres Bruders Avignonais la vertu.

Wir haben bereits angeführt, auf welche Weise die Compagnons ihre Affiliés oder Aspirants behandeln, wie sie die Herren und Meister gegen dieselben spielen. In Folge dieser Anmaßungen bildeten sich wahrscheinlich nach und nach die beiden jüngern Gesellschaften: die Kinder des Meisters Jakob und die des Vaters Saubise. Die Geschichte dieser Spaltungen ist nur in vagen Traditionen bekannt. Die neueste Zeit hat dagegen andre Spaltungen gesehen, die in ihren Ursachen und Folgen bekannt sind. 1830 empörten sich in Bordeaux zuerst, und später auch in Lyon, Marseille, Nantes ꝛc., die Aspiranten der Schreiner gegen die Compagnons und ihre Anmaßungen, und

bildeten eine neue, vierte Handwerkergesellschaft, genannt Société de l'union ou des indépendants, dits Révoltés. Sie führten vollkommene Gleichheit unter sich ein, und bekundeten schon hiedurch die Ursache ihres Abfalls. Die Folgen traten dann von selbst und nothwendig hervor, und Bruder Avignonais la vertu sagt uns etwas pathetisch: „Sie bekriegen die Compagnons du devoir wie Spartacus das alte und ungerechte Rom bekriegte." Das ist klar genug. Die Anmaßungen, das Vorrecht führte zur Trennung, die Trennung zur Zwietracht, zur Feindschaft, zu den Brutalitäten, die in der Topage zu einer Art Ehrengesetz wurden. Das gallische Blut, was in den Adern der Franzosen fließt, mag mit an diesem Gebrauch schuld seyn, seine erste Ursache aber war ziemlich sicher eine Folge der durch die Spaltungen in den Gesellschaften hervorgerufenen Eifersucht und Erbfeindschaft.

Wagte es aber gar ein Handwerk sich in die Reihe der privilegirten Compagnons eindrängen zu wollen so traten diese demselben als Todfeinde gegenüber. Die Annalen der Criminaljustiz haben in diesem Felde selbst in neuester Zeit ein gräßliches Beispiel aufzuweisen gehabt. Vor etwa dreißig Jahren gehörten die Schuster noch zu keiner Compagnonnage. „Ein Gendarme, der als Gerber Compagnon gewesen war, verkaufte in Angoulême sein Devoir (die Statuten der Gesellschaft) einem Schuster, genannt Carcassonne le Turc, der es den Arbeitern seines Gewerbes mittheilte. Die Schuster bildeten dann eine Gesellschaft und wurden sehr zahlreich. Sie hielten während acht Tagen eine affreuse Bataille gegen die Gerber aus, bei der es Verwundete und Todte gab. In Folge dieser Geschichte wurde Mouton Cœur-de-Lion, einer der tapfersten Schuster, zur Galeere verurtheilt, und nach Rochefort gebracht, wo er bald aus Kummer starb." So wurde er zum Märtyrer, zu einem Heiligen dieser Kirche, dem zu Ehren dann noch heute alle Schuster Compagnons singen:

„Provinçal, l'invincible,
Bordelais, l'intrépide,
Mouton, Cœur-de-Lion,
Nous ont faits compagnons."

Man kann es nicht oft genug sagen: wo der Samen der Liebe, der Pflicht in das Unkrautfeld des Egoismus, des Vorrechts gesäet wird, da frißt dieses jenen weg, und läßt nur vergiftete Früchte aufkommen.

Die neueste Zeit scheint berufen zu seyn, eine andere Zukunft vorzubereiten, und wenigstens vorerst die Grundsätze aufzustellen, aus der diese hervorgehen wird. Seit mehr denn funfzig Jahren regt und müht die Welt sich ab, der Gesellschaft eine neue, menschenfreundliche, das Wohl Aller begründende Basis zu geben. Die Liebe und der Haß, die Religion und die Guillotine wurden versucht, um die Zukunft zu sichern. Aber man verlangte meist nur Rechte gegen Rechte, Vorrechte gegen Vorrechte, und so verdrängte die Bourgeoisie den Adel, das Volk die Bourgeoisie, und diese dann wieder das Volk. Anstatt Eine Pflicht für Alle aufzustellen, wüthete die Aristokratie der Boutique und des Comptoirs gegen die der Wappenschilde, und die Aristokratie des groben Wamms gegen die des feinen Rockes. Man kannte nur zwei Wege, der eine la liberté, der andere la mort.

Die Zeiten waren, und werden mit Gott nicht wieder kommen. Die Lehren, die sie der Nachwelt gegeben, mögen immerdin noch nicht überall begriffen seyn, aber deßwegen sind sie nicht weniger überall tief gefühlt. Man hat gesehen, daß diese beiden Wege, Freiheit oder Tod! zur Auflösung, zum Egoismus und zur Anarchie führen, und ahndet allmählich, daß es einen dritten Weg geben muß; und dieser heißt: Liebe und Aufopferung. — Gleiche Pflicht für Alle.

Es ist wohlthuend und erhebend zu sehen, daß dieß Gefühl unter den Arbeitern in Frankreich allmählich mehr und mehr Anklang findet. Ich habe bereits angedeutet, wie das Büchlein unseres Gesellen Avignonais la vertu auf Kosten von mehreren hundert Arbeitern gedruckt wurde, und somit indirect als die Ansichten derselben vertretend betrachtet werden muß. Hören wir daher ihr Glaubensbekenntniß.

„O! meine Freunde, wir leben in einem vorgerückten Jahrhundert, suchen wir dasselbe zu begreifen. Wir sind arm, wir sind Arbeiter, aber wir sind Menschen! Durchdringen wir uns mit dieser großen Idee, und erheben wir unsere Moral und unsere Stellung. Bedenkt, daß wir nicht von einem weniger feinen, weniger reinen Stoffe als die Reichen sind; daß unser Geist, unser Blut, unsere Körperbildung keine andere als die ihrige ist." (S. 213.) Das ist dieselbe Sprache, dieselbe Unterstellung, mit der man 1793 zu dem Schluß: la liberté ou la mort! kam. Die Ohnehosen, die Leute im grauen Wamms des Jahres 1840 aber ziehen einen andern Schluß, und so fährt Avignonais la vertu fort und sagt: „Bedenken wir, daß, da der Fortschritt ein Gesetz der Natur ist, wir uns unserer Irrthümer und unserer Laster entledigen müssen. Ja! verlassen wir die Finsterniß, die uns umgibt, entwickeln wir unsere Intelligenz, suchen wir Talente und Tugenden zu erwerben; arbeiten wir, uns aufzuklären, gut zu werden, und verbreiten wir unter unsern Freunden die Kenntnisse, die Wahrheiten, die wir selbst erworben haben; rufen wir die Gerechtigkeit, die Liebe, die Brüderlichkeit an! Wir sind Kinder ein und desselben Vaters, und so sollen wir als Brüder miteinander leben. Die Freiheit, die Gleichheit müssen sich verbinden und gemeinsam in der großen Menschenfamilie leben. Geben wir somit, theure Compagnons, alle jene kleinlichen Rivalitäten, die uns erniedrigen, die uns entwürdigen, und gegenseitig nachtheilig sind, auf." (214.) „Ihr verachtet den individuellen Egoismus, verachtet mit demselben Ernste den Egoismus der Gesellschaften. Ihr wollt nicht, daß man gegen euch Unrecht thue, euch unterdrücke, so hütet euch denn vor Allem diese schnöden Mittel gegen die anzuwenden, die wie ihr ein Recht auf Freiheit und Unabhängigkeit haben. Ihr habt unter euch als Mitglieder derselben Gesellschaft das Gefühl der Gleichheit und der Bruderliebe; gebet diesem Gefühle eine größere Ausdehnung, betrachtet als Brüder alle Arbeiter, alle Franzosen, alle Menschen, die dieses Namens nicht unwürdig sind. Eure Ergebenheit für die Compagnonnage ist ohne Gränzen; sie sey ohne Gränzen für das

Vaterland, für die Sache der Menschheit. Ja! Ihr habt große Eigenschaften, aber diese bedürfen der Aufklärung, denn blind und oft verkehrt geleitet, haben sie euch, ich mag nicht sagen zu Verbrechen, wohl aber zu blutigen Irrthümern geleitet. Also, sucht euch aufzuklären, reiniget jene großen Eigenschaften, auf daß sie stets gut angewendet werden, und nie und nimmer Jemanden schaden." (219.)

1793 sangen die Väter dieser Söhne:

Ça ira, ça ira, ça ira,
Les aristocrates à la lanterne!
Ça ira —
Les aristocrates
On les pendra!

Es liegt ein Abgrund zwischen diesem Liede und jenen Aeußerungen der Arbeiter von 1840.

„Wie aber zu Anwendung dieser reinen, schönen Grundsätze kommen? Wer die Welt bessern will, der fange mit sich selbst an, und so fahrt unser Geselle an einer andern Stelle fort: „da wir keine Ungerechtigkeit ertragen wollen, fangen wir damit an, gerecht zu seyn..... Vor Zeiten tödteten sich die Anhänger verschiedener Religionen untereinander, heute kann jeder seinen Glauben wahren und doch mit den Andersglaubenden im besten Einverständnisse leben. Handeln wir eben so, behalten wir unsere Anhänglichkeit an unsere Gesellschaft, und suchen wir uns fester aneinander zu schließen, uns zu verständigen, und uns unter einander so viel als möglich zu helfen. Der Geist unserer Epoche ist kein Geist der Finsterniß und der Verfolgung, er ist ein Geist des Lichtes und der Verhandlung; man muß sich mit demselben in Einklang setzen, und nicht hinter ihm zurückbleiben." (223.) Diese Ansichten auf die gegenwärtigen Zeiten anwendend, sagt der Handwerker: „Der Starke schlägt den Schwachen, der Große tritt den Kleinen unter seine Füße; einzelne befehlen mit Stolz, die Masse gehorcht mit Murren. Das Glück ist nirgendwo, denn das Glück ist nichts Materielles. Und wie? wird es denn immer so seyn? Die, die so große Wunder thun, die so viel wissen und können, werden sie denn nie die Wissenschaft und die Macht besitzen, glücklich zu seyn? Hoffen wir auf die Zukunft. Die Welt ist gegenwärtig in Geburtsnöthen; neue, aber edle, großmüthige Ideen durchfliegen dieselbe, und dringen überall ein. Und die, bei denen diese Ideen Eingang gefunden haben, sagen nicht: „Ich gehöre dieser oder jener Nation an, und verachte daher alle andern Nationen; ich habe diese Religion, das ist die einzig gute, die einzig wahre, alle andern sollen verfolgt und zernichtet werden; dieß ist die Farbe meiner Haut, und wer nicht dieselbe Farbe hat, ist kein Mensch; ich gehöre dieser Classe des Volkes an, das ist die einzige, die Rechte und Vorrechte haben soll!" Nein, die Menschen, die von den neuen Ideen durchdrungen sind, sprechen nicht also. Diese verwerfen und verfolgen weder die Nation, noch die Religion, die nicht die ihrige ist, noch die Farbe der Menschen, noch die Classen der Reichen oder Armen. Gott hat die Nationen geschaffen, und die religiösen Gefühle eingeflößt, damit ihn jeder auf seine Weise andete; er will, daß alle Menschen glücklich seyen, und man begreift endlich diese Wahrheit und wird sie von Tag zu Tag immer mehr begreifen. So sehen wir denn wirklich, wie die Nationen sich einander nähern und anschließen, wie die Religionen sich wechselseitig dulden, wie die Vorurtheile der Farbe und der Racen sich verwischen, wie die verschiedenen Classen des Volkes, ohne es zu wissen, in einander übergehen und sich mischen. Ja, viele Mißbräuche, Irrthümer, Vorurtheile sind verschwunden, andere werden verschwinden; bedeutende Verbesserungen wurden vorgenommen, noch andere bedeutendere werden stattfinden. Die Industrie, die Kunst, die Wissenschaften haben einen bedeutenden Aufschwung, größere Ausdreitung erhalten; ihre verschiedenen Producte verdreiten sich in der ganzen Gesellschaft; sie werden dereinst mit mehr Ueberfluß und vor Allem mit mehr Billigkeit verdreitet werden. Es soll keine Parias auf dieser Erde geben; man muß nicht dem Einen alles, dem Andern nichts geben; hier die Nahrungsmittel verfaulen lassen, während man dort vor Hunger stirbt. Ja! die Verschlechterung, der Eigennutz, diese scheußlichen Krankheiten, werden gewartet und geheilt werden. Die Gesellschaft ist fortgeschritten, schreitet fort, und wird fortschreiten, bis sie zur Wiedergeburt, zur Reorganisation, und zu einer breitern und festern Basis gelangt ist." (126 — 128.)

(Schluß folgt.)

Minstrellied nach Chatterton.

Von H. Püttmann. (Vergl. Nr. 82.)

Erster Minstrel.

„Im Morgenlicht erröthen Blüthrumwangen,
Rings ist die grüne Wiese gelb besprengt,
Vom Rosenmantel ist der Fels umhangen,
Der Thau hat zarter Veilchen Haupt gesenkt; —
In laub'gen Bäumen, die zum Himmel dringen,
Hört man's bei Windeswehn, wie Lispeln leis erklingen.

„Der Abend naht — es sinkt der Thau hernieder,
Der Himmel glänzt in dunklem Rosenschein,
Rund um den Maibaum tönen Minstrellieder,
Und Eyben windet sich zum Thor hinein:
Ich ruh im Grase — ach — und fühl in Schmerzen,
Daß, wie auch alles schön, doch etwas fehlt dem Herzen."

Zweiter Minstrel.

„„So dachte Adam, da auf Edens Flur
Noch Erd' und Himmel ihm Verehrung weihn.
Des Mannes Wonne ruht im Weibe nur,
Wie Saiten klingen froh sie im Verein.
Geh, schließ ein Weib in deinen Arm und fühle:
Daß öder Winter prangt in Frühlings Zaubrehülle.""

„„Der Mann wär' ohne Weib ein Thier und lebt'
Nur um zu tödten — doch an Weibes Brust
Des Feindes Geist ihn mild und still umschwebt
Und er genießt der Engel reine Lust.
Geh schnell drum, für dein Herz ein Weib zu suchen,
Dann wirst dein Loos du preisen, oder es — verfluchen.""

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 91 u. 92.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

8 August 1840.

Frankreich.

Ode von S. T. Coleridge. 1797.

Ihr Wolken, die ihr oben fluthet, schwebt,
Auf Pfaden die kein Sterblicher ermißt;
Ihr, die vom ewigen Gesetz nur wißt,
Ihr Meereswogen, das euch senkt und hebt:
Ihr Wälder, die ihr euren Sängern lauschet,
Am Bergeshang, der steilerecht oder linde,
Wenn ihr nicht selbst mit mächt'gen Zweigen rauschet,
Und Feierklänge lockt aus dem Winde —
Wo, wie auf Eremiten-Pfad,
Durch Düfter, die kein Fuß betrat,
So oft mich heil'ge Phantasien
Im Schein des Monds durch blühndes Dickicht drängen,
Begeistert beim Vorüberziehen
Von Schreckgestalten, wilden, fremden Klängen —
Ihr hohen Wälder und ihr lauten Wellen,
Ihr Wolken, die ihr über mir dort fluthet,
Erstehnde Sonne! blaue Himmelsschwellen! —
Was frei noch ist und sich der Fesseln wehrt,
Euch ruf ich! sey ew'ge Zeugniß mir beschert,
Von welcher tiefen Andacht Ton'e durchgluthet
Den Himmelsgeist der Freiheit ich verehret!

Wie ich erbebt', bezeugt, und hoffte wieder,
Als mit dem Schwur vor Himmel und vor Erde
Fußstampfend Frankreich rief der Freiheit Werde,
Und zürnend regte die Gigantenglieder!
Mit welcher Freude schwärmendem Entzücken
Ich unter Sklaven kühn ihm: Heil! gesungen! — —
Als das enttäuschte Volk zu unterdrücken,
Wie Geister, von des Zauberers Stab bezwungen,
Zur bösen Stunde sie bestritten
Europa's Fürsten und die Britten,
Da, wie auch thon'r mir Albions Wellen,
Und die Gestade, wo der Freund mich grüßt,
Wo jugendliche Liebe Schwellen
Mit magischem Licht mir Thal und Hain versüßt —
Sang ich auf Jeden des Verderbens Macht,
Der trotzte der Tyrannenfeinde Speer,
Und raschre Schand und schmacherfüllte Flucht!
Denn nimmer, Freiheit, wollt' ich löschend deinen
Geweihten Flammen eigne Wünsche leihen:
Ich segnete des freien Frankreichs Heer,
Gesenkt das Haupt, ob Albion zu weinen.

„Laß immer," rief ich, „lauter Lästrung Ruf
Der Freiheit süße Weisen rauh durchgellen,
Laß trunkne Leidenschaften sie entstellen,
In wildrem Tanz, als je ihn Wahnsinn schuf!
Wenn um den Osten auch sich Stürme schaaren,
Geht nicht die Sonne auf, die sie verhüllen?"
Und als verstummt des Mißtons Rufe waren,
Ruh überall, um meinen Wunsch zu stillen,
Als Frankreich das noch wunde Haupt
Mit Ruhmeskränzen sich umlaubt,
Als siegend näh'r heran es rückt,
Daß es der Krieger Troß zum Spotte mache,
Indeß, von seinem Fuß zerdrückt,
Die heim'sche Zwietracht wie ein wunder Drache
In ihrem Blut sich krümmt, scheu, wüthig blickend —
Konnt' ich mir selbst mein Zürchten nicht verzeihn;
„Bald," rief ich aus „wird Weisheit jetzt beglückend
Sich in der Sklaven niedren Hütten zeigen,
Und Frankreich zwingt, im schönsten Siegesreigen,
Nur durch sein Glück die Völker, frei zu seyn,
Bis Liebe, Freude nennt die Welt ihr Eigen."

Vergib mir, Freiheit, o vergib dieß Träumen!
Ich höre deiner Stimme lautes Klagen
Dort, wo Helvetiens rauhe Gletscher ragen,
Durch seiner Ströme blutbefleckles Schäumen! —

Die für eu'r stilles Friedensland ihr strebt,
Vergebt mir, fliehnde Helden, die den Schnee
Der Berge ihr aus blut'gen Wunden säebt,
Daß ich gesegnet eure Feinde je!
Zu säen Schuld, Verrath und Wuth,
Wo treu am Herd noch Frieden ruht,
Zu rauben einem Volk, so bieder,
Was thun'e ihm macht die stürm'schen Wildnißstrecken,
Mit ungesühntem Frevel wieder
Des Bergsohns reine Freiheit zu besiecken —
Ist das dein Ruhm, der Menschheit Paladin?
Du kämpfst nur für die Freiheit durch Fesseln,
Den Himmel höhnst du, Frankreich, und es ziehn
Dich niedre Herrschsucht Treibe, wie die Meute
Auf gellee Jagd nach mordbefleckter Beute:
Mit Raub an freien Männern zu entstellen
Wagst du den Schein, den man der Freiheit weihte?

Nicht aus dem Joche kann der Sklav' sich retten,
Der willig fröhnt, der Wüstling; er zerschlägt
In tollem Spiel die Fesseln nur und trägt
Der Freiheit Namen auf gewichtigern Ketten.
O Freiheit, Freiheit, nutzlos hab' ich immer
Manch mühereiche Stunde dich erstrebt;
Doch schwellst du nicht des Siegers Lied und nimmer
Hat ird'sche Schöpfungen dein Geist belebt.
Von allen, wie sie auch dich preisen, fern,
(Nicht Ruhm und eitle Namen hörst du gern)
Gleich fern von Zöglingen des Priestertrugs,
Und von der Lästrung schmutzigern Gesellen,
Enteilst du raschbeschwingten Flugs
Mit heimathlosen Winden und den Wellen.
Dort fühlt' ich dich! — auf jener Klippe Hang.
Des Fichtenhain, vom Lufthauch kaum berühret,
Haemonisch mit des Meeres Murmeln sang.
Stand ich und schaute, tief dem All verbunden,
Durch Erd' und Meer und Luft, wie ringsumwunden,
Wie von der tiefsten Lieb' hinabgeführt;
Dort, Freiheit, hat dich mein Seel' empfunden! —

Levin Schücking.

Kirche und Staat in England.

(Fortsetzung.)

„Gladstone's Buch wird weder ihm selbst noch seinen Lesern als vollkommen erscheinen. Er hat den Gegenstand nicht erschöpft, den freilich auch ganze Bände nicht erschöpfen könnten. So tief er in dessen Philosophie eingedrungen, hat er doch noch viel zu erforschen übrig gelassen, und, was noch schwieriger: es klar darzulegen dem Auge eines Volks, das der Stand seiner populären Literatur aus einem denkenden in ein lesendes Publicum verwandelt hat, und das dabei beharren wird, Alles Mysticismus zu nennen, was es nicht auf den ersten Blick versteht."

Der Verfasser des Artikels sagt dann, vor Allem müsse angegeben werden, was das Wesen der Kirche und des Staats sey, ehe man von ihrem Verhältniß zu einander sprechen könne, indem sich sonst nur Mißverständnisse ergeben:

„Nach der gewöhnlichen Ansicht bedeutet die Kirche den Clerus, und man meint, der Clerus der katholischen (Hoch-) Kirche sey in keiner Hinsicht verschieden von den Geistlichen anderer christlichen Parteien, außer darin, daß er vom Staat anerkannt sey. Man glaubt, er behaupte eine gewisse Summe von Lehren, welche eben seine Ansichten darstellen, und verkündige und verbreite sie auf seine eigne Autorität hin, wie andre Secten die ihrigen; den Christen, meint man, stehe es frei, zwischen den rivalisirenden Systemen zu wählen, wie sie sich zwischen verschiednen philosophischen Schulen entscheiden können; und von solchen Begriffen ausgehend, ist es kein Wunder, wenn die Menschen in Verlegenheit sind, wie sie handeln sollen, wenn sie berufen werden, eine in religiösen Uneinigkeiten zerspaltene Nation zu regieren.

„Erstlich ist der Clerus nur ein Theil der Kirche; die Geistlichen sind ihre Beamten, ihre ordentlichen Lehrer, ihre bestellten Leiter, und die Vermittler und Ausspender ihrer übernatürlichen Segnungen; aber die ganze Gesammtheit der Christen in ihrer Gemeinschaft bildet erst die Kirche im ächten Sinn. Fürs zweite ist die Kirche nicht eine freiwillig zusammengetretene und organisirte Körperschaft. Sie ward gegründet und organisirt von Gott, und bestimmt als seine Dienerin und Stellvertreterin auf Erden zu handeln. Drittens verkündigt sie ihren Glauben nicht als ihre eigene Meinung, sondern als eine ihrer Sorge anvertraute Botschaft und Erklärung, die durch menschliche Stimme nicht verändert, nicht vermindert und vermehrt werden soll, und unabhängig ist von menschlichen Einbildungen. Zwar theilt sie ihren Gliedern eine Menge ergänzender Hülfslehren mit, auf die Autorität ihrer besten und weisesten Lehrer hin, aber diese werden sorgfältig unterschieden von der eigentlichen Offenbarung, wie Menschliches vom Göttlichen. Das Factum der Offenbarung aber beweist sie durch die Probe der Katholicität, *) und was Katholicität ist, muß ausführlich und klar erörtert werden.

„Unter Katholicität wird nicht das verstanden, daß eine Lehre gleichförmig von allen Christen, oder von der Mehrzahl ist bekannt worden, denn der Irrthum hat immer in der Religion wie in der Moral und in der Wissenschaft in weiterem Kreise geherrscht, als die Wahrheit. Auch bezeichnet der Name nicht die ununterbrochene Festhaltung einer Lehre von den ersten Zeiten bis auf die Gegenwart. Weder das eine noch das andre würde beweisen, daß solche Lehren geoffenbart, und nicht von Menschen erfunden seyen, was der streitige Punkt ist, noch auch, daß sie überhaupt wahr seyen. Was wir verlangen, ist der Beweis, nicht daß gewisse Lehren der menschlichen Vernunft

*) Die englische Hochkirche spricht für sich, wie man aus dem Obigen sieht, das Prädicat der katholischen an, und was in Deutschland katholische Kirche, heißt ihr römische oder römisch-katholische Kirche.

angenehm sind, sondern daß sie von Gott stammen, daß sie durch Offenbarung in der Welt eingeführt wurden, und daß sie, mögen sie den Menschen gefallen oder nicht, nach dem Willen und Gebot Gottes anzunehmen sind. Dieß beweist die Kirche von ihren Glaubensartikeln durch rein historisches Zeugniß. Sie zeigt, daß in den drei ersten christlichen Jahrhunderten, sobald über die ganze Welt hin Kirchen gepflanzt worden waren, in den entferntesten Ländern sich gewisse Formen der Lehre fanden, die in allen wesentlichen Punkten gleichförmig und identisch waren, daß diese von der Körperschaft der Apostel, als einem gemeinsamen Mittelpunkt waren ausgestellt, daß sie gleichförmig als apostolisch waren angenommen und unter der feierlichen Verpflichtung, sie unverändert zu lassen, weiter überliefert worden; daß sie als ein Maaßstab der Wahrheit galten, um die sehr verschiedenen Ansichten, die in den ersten Jahrhunderten aufkamen, zu prüfen; daß der Grundsatz der Anhänglichkeit an einen festbestimmten Glauben mit solcher Eifersucht behauptet wurde, daß die Kirche beständig in Streitigkeiten zu seiner Vertheidigung verwickelt war; daß die daran Festhaltenden ihn unmöglich corrumpiren und fälschen konnten, weil er die anerkannte öffentliche Formel der Gemeinschaft für die ganze Kirche war, und so zu sagen die Losung und die Beglaubigung des Bischofs jeder Diöcese bei seinem Amtsantritt war, und daß er nicht später als im apostolischen Zeitalter eingeführt seyn kann, weil nie eine Zeit war, wo er nicht als apostolisch und katholisch behauptet wurde, und weil eine menschliche Theorie unmöglich gleichzeitig in so vielen zerstreuten Kirchen sich hätte geltend machen können.

„Aus diesem ist begreiflich, warum jeder Schriftsteller, der über das Verhältniß von Kirche und Staat schreibt, großes Gewicht auf die Katholicität der englischen Kirche legen muß — das heißt auf ihre Gemeinschaft mit einer Anzahl abgesonderter Gesellschaften, in alter sowohl als neuer Zeit, welche insgesammt Eine Glaubensform fest hielten und sie von Einem gemeinsamen Mittelpunkt ableiteten. Es ist dieß die Garantie dafür, daß ihr Glaube der Glaube ist, den Gott in seiner Offenbarung den Menschen gab, und nicht ein Glaube von menschlicher Erfindung. Und keine andere Gemeinschaft rühmt sich auch nur ihn zu besitzen. Der römische Katholik gesteht offen, daß sein Glaube Zusätze von Menschen erhalten hat, und zu jeder Periode von seinen kirchlichen Obern modificirt werden kann;*) die Ultraprotestanten **) nehmen dasselbe Recht, jeder einzelne für sich, in Anspruch, indem sie jedem Individuum gestatten, seine eigne Privatauslegung auf die Bibel anzuwenden, und so das geoffenbarte Wort mit seinem eigenen Geist und mit seinen Irrthümern zu färben. Und so beruhen die Lehren der Kirche auf einer ganz andern Grundlage als die Dogmen andrer Gemeinschaften, die sich christlich nennen, aber den Namen katholisch nicht ansprechen oder nicht verdienen.

„Es ist auch einleuchtend, daß diese Garantie der Offenbarung wenig oder gar nicht behaftet ist von der Nothwendigkeit, auf das früheste Zeitalter zurückzugehen, um sie zu finden. Wäre auch die wahre Lehre seit dem vierten Jahrhundert gänzlich verloren gewesen, was doch nicht der Fall war: schon das, daß man in irgend einer, wenn auch noch so fernen Zeit, und wenn auch noch so kurz, die völlige Uebereinstimmung zahlreicher, von einander unabhängiger Kirchen in einem ununterbrochen überlieferten Glauben gefunden, wäre genug, uns zu überzeugen, was der wahre Glaube sey. Aus demselben Grunde trägt es auch wenig aus, was das Princip der Reformation war. Es ist kein Zweifel, daß die englische Kirche auch damals zu dem Grundsatz der Katholicität sich bekannte. Sie öffnete die Schrift dem Volke, aber ohne das Recht des Individuums, den katholischen Glauben zu beeinträchtigen, damit zu sanctioniren. Und sie beseitigte manche Formen und selbst Lehren, aber ausdrücklich aus dem Grunde, weil sie nicht katholisch waren. Aber die englische Kirche, obgleich reformiet zur Zeit der Reformation, ist nicht auf diese gebaut, und welcher Grund und Boden auch damals eingenommen wurde, es steht ihr im jetzigen Zeitpunkt völlig frei, das System, das sie durch Fügung der Vorsehung angenommen, auf der einzig wahren Grundlage, auf der es haltbar ist, zu vertheidigen.

„Die Kirche hat aber außer ihrem Charakter als Verkündigerin der geoffenbarten Wahrheit noch einen andern Charakter: den einer Ausspenderin der geistlichen Segnungen. Daß im Christenthum dem Menschen gewisse übernatürliche Wohlthaten geboten werden, bezweifelt kein Christ, und jede Secte behauptet im Besitz gewisser Mittel zu seyn, sie ihren Mitgliedern mitzutheilen. Aber die englische Kirche allein unter den sogenannten protestantischen Gemeinschaften macht Anspruch darauf, eine ausdrückliche, positive Bestallung und Autorität von Gott zu besitzen, unter dem Namen der apostolischen Succession. Es ist eine ausgemachte Sache, daß der Stifter der Kirche einen geregelten Kirchendienst einsetzte, daß von den frühesten Zeiten an die Belehrung und Regierung der Gesellschaft, und vorzüglich die Verwaltung und Reichung der Sacramente den Kirchendienern anvertraut war, daß immer eine Organisation vorhanden war, mittelst welcher die Ueberlieferung dieses Kirchendienstes in stetem Gang erhalten wurde, daß dieß durch bischöfliche Ordination geschah, und daß die willkürliche Anmaßung des Priesteramts von einem dazu nicht autorisirten Individuum von der gesammten Stimme des kirchlichen Alterthums verdammt wird. Zwar macht die römische Kirche dieselben Ansprüche auf apostolische Succession, und mit Recht; aber in ihr ist die rechtmäßige bischöfliche Autorität durch das willkürliche Papstthum ersetzt worden. Die englische Kirche tritt vor den Staat hin, mindestens mit einer stärkeren Wahrscheinlichkeit als irgend eine andere religiöse Gemeinschaft, die Wahrheit, so wie sie den Aposteln geoffenbart wurde, in sich zu haben, und die beglaubigte Vermittlerin und Ausspenderin der übernatürlichen Segnungen zu seyn, welche das Christenthum dem Menschen bietet. Das erste beweist sie durch die Katholicität ihrer Lehren, wie sie schon in den ersten Jahrhunderten galten, das zweite durch die apo-

*) Der Verfasser vergißt nur, daß der römische Katholik auf den heiligen Geist, als in den Häuptern der Kirche wirksam, sich berufen kann.

**) Von den Protestanten die keine Ultras sind, schweigt der Verf.

stolische Succession; und von diesen beiden Attributen hängt das Verhältniß ab, in welchem sie zum Staate steht.

„Als Dienerin und Stellvertreterin Gottes kann die Kirche unmöglich eine Vereinigung oder ein Bündniß eingehen, oder einen Vertrag gegenseitigen Beistands schließen, wodurch sie, gegenüber einem Menschen oder einer Gesellschaft, ihrem Recht auch nur das Mindeste vergäbe. Sie kann sich dazu verstehen, von weltlichen Herrschern, gehören nun diese ihrem eignen Glauben an oder nicht, Schutz oder Unterstützung anzunehmen; aber, in ihrer geistlichen Eigenschaft, kann sie in kein andres Verhältniß treten, als in das der Unterwerfung und der Regierung. Sie kann keine Verbindung mit Heiden eingehen, und mit Christen kann sie nur Ein Verhältniß haben: das der Mutter, der Lehrerin und Führerin. „Ich glaube," pflegte der große Alfred zu sagen, „daß es die wahre Würde eines Königs erheischt, wenn er dem Reich Christi, d. h. der Kirche, angehört, sich nicht als König, sondern als Bürger zu betrachten; nicht zu suchen, sich über die Priesterschaft zu erheben, sondern sich demüthig und ehrfurchtsvoll den Gesetzen Christi, wie sie von seinen Dienern verkündigt werden, zu unterwerfen." So hart dieß in unsern Tagen lauten mag: dieser Boden muß eingenommen und behauptet werden, die Kirche muß ihre Forderungen in ihrem ganzen Umfang geltend machen, oder sie muß ihr Amt niederlegen. Sie kann nicht die katholische Kirche, der Pfeiler katholischer Wahrheit, die bevollmächtigte Gesandtin Gottes seyn, wenn sie in diesen Angelegenheiten, in Sachen des Glaubens und der geistlichen Kirchenzucht eine andre Rolle spielen soll, als die der Herrscherin. Daß weltliche Gewalt auch hierin sich eine Autorität angemaßt, daß von ihren eignen Dienern derselben ungebührliche Zugeständnisse gemacht worden seyn mögen, zerstört ihre Rechtsansprüche nicht.

„Diese geistliche Obergewalt, gestützt auf katholische Grundsätze, thut auch der weltlichen Obergewalt der Staatsmacht keinen Eintrag. Ueberall, außer in ihrer geistlichen Eigenschaft, ist die Kirche dem Staat unterthan. Sie hat keinen Beruf, sich irgend eine seiner Functionen anzumaßen, sich in seine Administration anders als mit ihrem Rath zu mischen. Sie ist seinen Tribunalen unterworfen, ist seinen Gesetzen Gehorsam schuldig, erkennt seine Autorität an, unterwirft sich geduldig seinem Willen. Was von weltlicher Macht ihr verliehen ist, übt sie als einen von Menschen ihr gegebenen Auftrag, welchen Menschen ihr wieder abnehmen können. Als göttlich ist sie Herrscherin, als menschlich Unterthanin." —

„Der ganze Gegenstand, die Verbindung zwischen Kirche und Staat, wird wohl nie richtig begriffen werden, bis auch der Ursprung der politischen Gemeinschaft untersucht und erkannt ist (was Gladstone versäumt hat), und bis eine neue Philosophie — neu wenigstens für *uns*, wenn auch *an sich* schon alt — die seichten Theorien, in welchen die jetzige Generation aufgewachsen ist, verdrängt hat. Wir sind offenbar dermalen in großem Dunkel in Betreff der gesammten Theorie der Gesellschaft und des Staates. Wenn unsre Vorfahren ganz im Irrthum waren, so geht doch gewiß schon aus der Menge unserer modernen Hypothesen das hervor, daß wir auch nicht im Besitz der Wahrheit sind. Und das ganze Wesen und die Natur der politischen Gesellschaft, ja jeder Gesellschaft, ist von einer geheimnißvollen Tiefe, welche zu begreifen die Gegenwart ganz besonders untüchtig seyn dürfte. Wie eine Menge unabhängiger Willen zur Einheit vereinigt werden, wie eine ungeheure Masse einem einzelnen Individuum unterthan gemacht werden kann, so daß sie in allen ihren Theilen von seinen Handlungen, im guten oder schlimmen Sinn, afficirt wird — wie eine gewisse Einheit und Persönlichkeit und selbst moralische Verantwortlichkeit durch eine Reihe aufeinanderfolgender Generationen fortdauernd sich erhalten kann, wie die Identität des Individuums bei dem Verlust aller Atome seines Körpers beharrt — welche Aufgabe der Staat zu erfüllen hat bei der Bildung des Menschen — wie er zusammenhängt mit den kleinern Kreisen der Familien und wie er zuerst zur Erscheinung und zum Daseyn kam — alles das sind Fragen, welche offenbar mit der Erörterung seiner Obliegenheiten und Interessen zusammenhängen, und die doch nicht gründlich beantwortet werden können ohne eine tiefere philosophische Forschung, als einem so unphilosophischen Zeitalter anziehend und schmackhaft gemacht werden dürfte.

„Wie der Ausdruck: *Kirche* sowohl von der Gesammtheit der Christen, als auch insbesondere von ihren leitenden und regierenden Gliedern, der Geistlichkeit, gebraucht wird, so bezeichnet das Wort Staat theils die ganze Nation, als auch den regierenden Theil derselben.

„Dieser regierende Theil muß aus Individuen bestehen. Er kann Ein Mann seyn, wie die Despoten des Orients, mit einem allesvermögenden Willen, oder er kann aus vielen Menschen oder mehreren Körperschaften bestehen, wovon jedes in einem besondern Zweig überwiegt und entscheidet, der König über Krieg und Frieden, das Parlament in Finanzsachen, die Richter in der Gerechtigkeitspflege. Oder er kann bestehen aus einer Masse von Männern, die alle die Zügel der Regierung in Händen haben, wie in einer reinen Demokratie. Aber in all diesen verschiednen Verfassungen geben sie ihre Stimmen ab und handeln nach ihrer Verantwortlichkeit und üben ihre Gewalt aus als Individuen. Und die Kirche wendet sich an sie zuerst als Individuen, und durch die allgemeinen Gesetze, welche die Religion für den Menschen verbindlich machen, sind sie verpflichtet ihre Anerbietungen anzunehmen, sich ihrer Gemeinschaft anzuschließen und ihren Geboten sich zu unterwerfen, gerade so wie Privatpersonen, die keinen politischen Einfluß besitzen. Einmal Glieder der Kirche, stehen sie auch unter dem ausdrücklichen Befehl ihres großen Hauptes, das ihnen gebietet: ihren Einfluß zu erweitern, ihren Glauben zu verkündigen, die Zahl ihrer Glieder zu mehren, sie mit kindlicher Achtung zu ehren, für ihre zeitlichen Bedürfnisse zu sorgen, und so weit sie vermögen, ihre Kinder erziehen, ihre Einheit fördern zu helfen. Kein menschlicher Vertrag oder Uebereinkunft kann sie dieser Pflicht entheben.

„Auch wird, wie es scheint, keine Einwendung dagegen erhoben, daß sie als Privatleute so handeln sollen. Nur in ihrer politischen Eigenschaft sollen sie sich selbst die Hände binden.

Es liege etwas, so sagt man oder nimmt man an, in der politischen Macht, was sie ungeeignet mache, im Dienst der Kirche verwendet zu werden. Die Menschen sollen kein Recht haben, sie zu andern als weltlichen Zwecken zu benützen.

„Die Gründe dieser Behauptung sind verschieden; die einen wollen dem Staat verwehren, sich der Religion anzunehmen, weil eine solche Einmischung für die kirchliche Einrichtung nachtheilig und gefährlich sey; andre, weil sie nachtheilig wirke auf lebendige Religiösität; dritte, weil es das Recht des Menschen, sich selbst seine Religion zu wählen, beschränke; noch Andre, weil dieß über die wahren Gränzen der Function einer weltlichen Regierung hinaus liege, möge man nun annehmen, daß diese Functionen durch die Verfassung der Gesellschaft, oder durch einen ursprünglichen Vertrag, oder durch den Druck der Kräfte von außen beschränkt seyen. Es sind nicht weniger als sechs verschiedne Theorien, welche berücksichtigt werden müßten, deren jede große und schwierige Fragen in sich schließt. Und eine Hauptschwierigkeit liegt darin, daß ihnen allen eine gewisse Beimischung von Wahrheit eignet. Es ist wahr, daß die Einmischung des Staates zu Zeiten das Kirchensystem sehr wesentlich gefährdet hat, daß wir im jetzigen Augenblick darunter leiden; wahr, daß der Verfall der Frömmigkeit die Folge war, und jederzeit seyn mußte, vom Mißbrauch kirchlichen Patronats zu politischen Zwecken; wahr, daß eine erzwungene Religion gar keine Reiligion ist; wahr, daß die Regierungsgewalt nicht unbeschränkt ist, daß es Gegenstände gibt, die in jeder Gesellschaft außerhalb ihres Bereichs liegen; daß in einigen, wie in Schottland, ursprüngliche Verträge vorhanden sind, und daß in unserm eignen Vaterlande die anerkannte Macht der Demokratie die Regierung beschränkt. Und die Anerkennung dieser Wahrheiten, so sehr sie auch mit Irrthum gemischt seyn mögen, ist der erste Schritt zur Auflösung der Schwierigkeiten; der zweite ist: gewisse Grundsätze festzustellen, die, unter allen Umständen, die vom Staat der Kirche zu leistende Hülfe und Unterstützung regeln sollen.

„Fürs erste, keine Unterstützung soll geleistet werden der Opposition gegen das System und die Lehre der Kirche selbst. Ein Diener darf seinem Herrn nicht so dienen, daß er gegen seine Befehle handelt, und der Regent eines Staats ist, wie jeder Privatmann, in geistlichen Dingen der Kirche unterthan: daher die schwere Verschuldung politischer Herrscher, die aus eigner Machtvollkommenheit, ohne die Kirche zu befragen, sich in Glaubensartikel einmischten, das Ritual änderten, geistliche Gewalt sich anmaßten, oder irgend welche Eingriffe in das geistliche Amt und die Unabhängigkeit der von Gott gegründeten Kirche erlaubten. Daher die noch verbrecherischere Schuldhaftigkeit solcher politischen Maaßregeln, welche ihre Hülfsquellen schmälerten, die Vermehrung ihrer Bischöfe beschnitten oder hinderten, die Ausdehnung ihres Systems auf die Colonien verwehrten, ihre Berathungen suspendirten, ihre Diener absichtlich corrumpirten, sie in den Augen der Welt zu einem bloßen Werkzeug der weltlichen Regierung herabwürdigten, und die Weigerung, Unwürdige zu ihren Bischöfen zu weihen, mit den Strafen des Præmunire belegten.

„Zweitens, die Unterstützung des Staats darf nicht von der Art seyn, daß sie eines der anerkannten Gesetze der Gesellschaft verletzte, kein gesetzliches Recht übertreten, keine rechtmäßigen Verträge beeinträchtigen, kein natürliches Unterordnungsverhältniß stören. Hier hat die Einmischung des Staats auch wieder eine Gränze. Es darf keine leichtfertige Ausübung der Gewalt statt finden; kein Versuch, die Geister der Menschen zu bekehren, dadurch daß man die Leiber verbrennt, keine Verschwendung von Gesetzen, wo die Gesetzgebung wirkungslos ist, keine plumpen Bestrebungen Proselyten zu machen u. s. w. Die Vernachlässigung dieser gewöhnlichen Klugheitsregeln hat einen solchen Verdacht und Mißtrauen gegen die Anwendung der politischen Gewalt in kirchlichen Angelegenheiten erweckt, und muß nothwendig die Ausübung des alleeinfachsten Grundsatzes schwierig machen. In der That aber besteht die Schwierigkeit nur in der Art der Anwendung auf die einzelnen Fälle. Welche Geldbewilligungen soll der Staat, oder soll er überhaupt solche leisten? Welcher Antheil gebührt dem Souverän dabei, die Concilien zu berufen, die Beschlüsse zu sanctioniren, Gleichförmigkeit herzustellen u. dgl.? Welche Privilegien und Amtsbefugnisse im Staat können nach den Gesetzen der Klugheit der Geistlichkeit eingeräumt werden? Wie viel oder wie wenig Vertrauen kann Menschen geschenkt werden, die außerhalb der Gemeinschaft sind? Und so kann eine passende Antwort auf all die oben erwähnten Theorien gegeben werden, sofern sie nur den Zweck haben, den Mißbräuchen der politischen Gewalt zu entgehen — die auf die Schwierigkeit ihrer Ausübung sich berufen, nicht sie für unrecht erklären.

(Fortsetzung folgt.)

Handwerksgesellen und Handwerksgesellschaften in Frankreich.

(Schluß.)

Noch eine Stelle, die den Geist der Arbeiter, die dieses Buch veröffentlicht haben, so klar als möglich herausstellt. Dieselbe bezieht sich auf die gegenwärtige Lage des Arbeiterstandes, und heißt: „Man macht sich Concurrenz, Arbeiter gegen Arbeiter, Meister gegen Meister, Volk gegen Volk; man schafft den Tag über, man müht sich die Nacht hindurch ab, und je mehr man arbeitet, desto mehr vermindert sich der Arbeitslohn. Ich frage mich, ob die, welche die reißende Concurrenz unserer Tage für ein Zeichen des öffentlichen Wohlstandes ansehen und ausgeben, sich auch Concurrenz unter sich machen, und ich muß die Frage verneinen (wenigstens ist ihre Concurrenz feiner und listiger als die unsrige), denn die Angestellten, die Beamten, die vor zehn Jahren 20, 30, 40 oder 50,000 Franken Gehalt hatten, beziehen heute dieselbe Besoldung; ohne Rabais, im Gegentheil. Wenn wir unterdeß unsere Arbeit für den halben Preis lassen müssen, so geben sie die Hälfte aus, um sie sich zu verschaffen, und können so die Hälfte ihres Geldes zurücklegen. Ist dem nicht also? Eine andere Bemerkung: die Handarbeit verliert im Preise, die Naturproducte bleiben aber theuer. Ja! das Holz, das Eisen sind eben so theuer wie sonst, und

gearbeitet werden sie wohlfeiler verkauft als je. Weßwegen dieß? Es ist leicht zu errathen. Die Façon ist das Eigenthum einer gewissen Classe der Gesellschaft, der Urstoff das einer andern Classe. Die eine erträgt das Gesetz, ohne es zu kennen, die andere macht es, und wendet es an im Bewußtseyn dessen, was sie thut. Daher kommt es, daß die Interessen der einen verkannt, und die der andern über die Maßen vertheidigt werden. So ist es denn auch leicht bemerkbar, daß die eine Seite stets verliert, während die andere Alles an sich zieht. Man darf darüber nicht erstaunen, denn es ist dieß ganz natürlich. Wer schützt den Arbeiter? Nichts. Ist das Gesetz selbst nicht in mehrerern Verhältnissen strenger gegen ihn als gegen den Meister?*)

Wem nutzt diese Ungleichheit? den Meistern? Nein, denn je weniger der Arbeiter gewinnt, desto weniger gewinnt auch der Meister. Wem nützt denn diese unglückliche Stellung des Arbeiters? Ich habe es bereits angedeutet. Denen, die zehren, ohne zu produciren, und diesen allein.... Die Meister lasten so auf den Arbeitern, die Kaufleute auf den Meistern und die Bourgeoisie auf den Kaufleuten. Man zwängt sich ein, einer druckt auf den andern, und alle Welt in dieser unnatürlichen Lage ermangelt der Luft, und fühlt sich beengt. Wenn die Arbeiter den Meistern widerstehen könnten, so könnten die Meister ihrerseits den Kaufleuten und diese den Bourgeois Widerstand leisten, was mehr Spielraum und mehr Bewegung in alle Classen der Gesellschaft und besonders in die unteren, die die stärksten sind, und deren Lasten nachgerade zu drückend werden, bringen müßte. Wenn dieß Alles besser organisirt wäre, wenn die Arbeit, die am meisten anstrengt, besser bezahlt wäre, so würde das Geld, das vergraben scheint, und das man nicht mehr sieht, nothgezwungen tiefer hinabsteigen; der Handel würde dadurch belebt werden, und alle Welt würde dabei seine Rechnung finden; denn die Lage der niedern Classen ist der Art, daß sie nichts Gutes für die Zukunft verkündet. Es ist Zeit, hier an Mittel zu denken. Seit etlichen Jahren gewinnen die Arbeiter kaum ihre Nahrung, und das genügt wahrlich nicht; daß man dafür sorge, daß die Handarbeit, was sie werth ist, bezahlt werde, und dann wird jeder Arbeiter mit seinem Gewinn andern Arbeitern Brod geben.... Aber kann man mit Glück entscheiden, was man ohne Interesse studirt? Sucht man im Ernst ein Mittel für ein Uebel, das schon groß genug ist, und das sich alle Tage vergrößert und verschlimmert? Nein, man macht Reden, in denen die Worte künstlich gestellt sind; man spricht, und damit abgemacht. Aber man heilt keine bedeutende Krankheit mit Redensarten, es gehört dazu mehr. O ihr! die ihr die Völker regiert, denkt an die Arbeiter, zwingt sie nicht zu der Alternative vor Hunger zu sterben, oder sich zu empören. In dem einen wie in dem andern Falle, was würde die Folge seyn? In beiden Fällen würdet ihr mit ihnen untergehen. Somit denket an die Arbeiter, sie leiden viel, und in ihren Leiden sagen sie sich: „Wir hatten keine verderblichen Kriege, keine zerstörenden Epidemien, die Ernte schlug nicht fehl; wir sind arbeitsam, sparsam, und wir ermangeln des Nothwendigsten! Woher dieß, woher unser Elend, wo ist die Ursache des Mißstandes, der uns tödtet!" So klagen die Arbeiter. O! denkt an sie, sie leiden viel."

Hr. Thiers hält schöne Reden, Berryer oft noch schönere; aber mir scheint es, als ob sie beide zu unserm Bruder Avignonais la vertu in die Schule gehen könnten. Das kommt vom Herzen und geht zum Herzen. Der Arbeiter legt den Finger in die Wunde, und deutet auf die Wahlreform als das Mittel zur Verbesserung des Zustandes der Handwerker hin. Ich mag hier nicht untersuchen, ob dadurch ihre Lage wirklich gebessert werden könnte; nur scheint mir, daß ein Arbeiter, der denkt wie unser Avignonais und seine Freunde, am Ende eine ganz andere Rolle in einer Deputirtenkammer spielen würde, als ein Fulchiron, ein Bugeaud, ein Lefevre und wie sie alle heißen, die Pfeiler der bestehenden Verhältnisse in Frankreich. Auch die Bourgeoisie denkt an eine Wahlreform, und hält sich für sehr keck, wenn sie von der Wählbarkeit der Capacitäten spricht. Als ob die Kammer dieser Capacitäten nicht in Hülle und Fülle hätte; ils ne manquent pas de capacités, mais des entrailles, Köpfe genug hat die Kammer, aber Herzen — da fehlt's; und ich fürchte, man wird sie vergebens suchen, bis man in die Tiefe der Gesellschaft hinabsteigt; denn nur in den untersten Classen schlagen diese in ihrer ursprünglichen Reinheit. Ich glaube dadurch weder unserer Zeit noch unsern Capacitäten einen besondern Vorwurf zu machen, denn zu allen Zeiten waren die Capacitäten aller Art durch ihre Ueberbildung, durch den Zwang der Gesellschaft, die Bedürfnisse ihrer Stellung so weit von der Natur entfernt, daß schon der Lehrer des Christenthums sich arme Fischer und Handwerker suchen mußte, um seine neue Moral in ihren Herzen niederzulegen, während die Capacitäten, die Köpfe seiner Zeit ihn zum Kreuze verdammten.

Wer die französischen Zustände kennt, wer längere Zeit in Frankreich gelebt hat, wer nicht zu sehr in das höhere gesellschaftliche Leben eingekrustet ist, um über der äußern rohen Hülle den innern schönen Kern zu verkennen, der weiß auch, daß Frankreichs Zukunft in den untern Regionen des Volkes liegt. Und wenn nicht in diesen — dann nirgendwo! — Der Egoismus hat in den Capacitäten so tiefe Wurzeln gefaßt, daß sie mit Ich anfangen, und mit Ich aufhören, daß Gott, die Welt, der Staat und die Familie nur da sind, um des Herrn X und Y willen. Wenn sie von Reformen sprechen, so geschieht dieß nur um ihrer persönlichen Zwecke willen, und gelingt es ihnen, diese zu erreichen, ehe sie gezwungen waren, die Reformfrage bis zur Erfüllung durchzuführen, so lassen sie den Karren, den sie bis dahin geschoben, ruhig auf halbem Wege im Kothe stehen. Ich wüßte selbst unter den Republicanern außer Lamennais kaum Einen, der je klar gesagt, daß alle Reformen, mit unserer eignen Reform anfangen müssen; der es ausgesprochen: „Da wir keine Ungerechtigkeiten wollen, fangen

*) Art. 414 des Cod. pen. straft die Coalitionen der Meister zur Verminderung des Arbeiterlohns mit 6 Tagen bis 1 Monat, 200 — 5000 fl., der Art. 415 dagegen die der Arbeiter zur Erhöhung des Lohnes mit 1 — 3 Monat, die Anführer mit 2 — 5 Jahre Gefängniß und 2 — 5 Jahre polizeilicher Aufsicht.

wir damit an, gerecht zu seyn." Im Gegentheil, alle Parteien in Frankreich, alle Capacitäten fangen stets damit an, zu sagen: „Da wir keine Ungerechtigkeit wollen, fangen wir damit an, ungerecht zu seyn;" wenigstens würde es schwer seyn, eine schlagendere Formel als diese zu finden, um die sogenannte systematische Opposition zu charakterisiren; und eine andere Opposition als diese gibt es nicht unter den Capacitäten Frankreichs.

Auch in Bezug auf Opposition steht unser Bruder Avignonais la vertu auf einem ganz andern Boden als die politischen Capacitäten Frankreichs. In den Handwerksgesellschaften gibt es Mißbräuche genug, wie wir gesehen haben. Diese finden dann oft ihren Opponenten; der Avignoner richtet sich an die Opposition, und sagt: „das scheint euch verkehrt, und ihr seyd unzufrieden; untersucht es mit Aufmerksamkeit, denkt daran, grübelt darüber nach, aber laßt euch nicht zu egoistischen Gefühlen hinreißen. Seyd arbeitsam, redlich und vorsichtig, und bald werdet ihr Compagnons seyn. Dann, wenn das, was euch früher verkehrt schien, euch noch so vorkommt, sucht es zu verbessern. Um gerecht und großmüthig zu seyn, muß man für die Andern thun, was ihr wolltet, daß man für euch thue."

„Wenn ihr mehrmals vergebens versucht, eine Reform einzuführen, so soll euch das nicht beleidigen, sondern seyd bis ans Ende der Mann der Gesellschaft. Nach euch, seyd davon überzeugt, werden Andere kommen, die eure Ansichten aufgreifen, weiter treiben, und am Ende sie selbst ohne euch durchsetzen werden."

„Was du willst, daß dir geschehe, das thue Andern." Die active Pflicht das ist der Geist; der in diesen Leuten lebt, der sich wenigstens in der Elite der französischen Handwerker allmählich mehr und mehr regt, die Zukunft Frankreichs wird, daran zweifelt wohl Niemand (?) mehr, eine durchgreifend demokratische Gestaltung annehmen. Die Wahlreform im unbeschränktesten Umfange wird sicher über kurz oder lang das ganze französische Volk zur politischen Thätigkeit berufen. Der Himmel möge geben, daß bis dahin die Ansichten und Grundsätze, die wir in dem Büchlein eines tüchtigen Arbeiters und seiner Freunde gefunden, die der ganzen Masse des Volkes geworden sind. Nur mit ihrem Siege wird die Revolution vollendet seyn.

Gedichte von H. P. Holst.

Uebersetzt aus dem Dänischen von A. Engel.

Der Bauer von Lemwig. *)

Des Tages Licht verschwindet,
Der Abend sinkt herab,
Der Himmel färbt sich düster,
So ernsthaft wie das Grab.

Der Westwind wild durchtobet
Den schaumbedeckten Strand,
Und thürmt zu hohen Bergen
Den leichten Meeressand.

Wer wandert in der Nacht dort
So einsam vorbei?
Ein Bauernsohn. Sein Auge
Ist männlich und frei.
Er knüpft den Mantel fester,
Und spart die Schritte nicht,
Und drückt die rauhe Mütze
Tief in sein Angesicht.

Er denkt wohl an die Heimath,
An seiner Hausfrau Tisch?
An den Beilagerosen,
An Speck und Fleisch und Fisch?
Er kommt wohl aus dem Kruge
Von Tanz und Würfellust?
Ach nein! es füllt ganz Andres
Mit Sorgen seine Brust.

In Fjalring hatt' man versammelt
Der Bauern tapfre Reih'n;
Dort stellten sie sich zahlreich
Aus ferner Gegend ein.
Denn Kriegsmacht herrscht im Lande:
Das feindliche Heer
Raste in wilden Horden
Verwüstend ringsumher.

Noch war er warm vom Reden,
Da er geschildert treu
Des Landes Noth und Elend,
Da er gesprochen frei
Von Treue für den König.
Vom Herzen floß das Wort.
Wohl war es ihm gestattet,
Davon zu reden dort.

Denn kühn hatt' er gefochten
In Hrhmaons blut'gem Spiel,
Er stand beim vierten Christian,
Als er verwundet fiel.
Das Blei, das traf den König,
Das lähmt' auch seinen Arm,
Doch lähmt es ihm den Muth nicht
In seinem Herzen warm.

Er achtet nicht der Wunde,
Da er ja ward gewahr
Den König, sich erhebend,
In Blut gebadet zwar.
Ein Tuch hielt er vor'm Auge,
Die Hand das Schwert ergriff,
Dir grauen Haare flogen,
Der Kugelregen pfiff.

*) Lemwig — eine kleine Landstadt in Jütland; am Limfjord belegen. — Die Geschichte von dem Bauern zu Lemwig lebt in Jütland noch jetzt im Munde des Volks. Anm. des Uebersetzers.

Nun war er heimgekehret,
Mit Ehr und Ruhm? Gewiß!
Nicht klein ist seine Ehre,
Wer so gadelt ist?
Es war dieselbe Kugel,
Dir seinem König nahm
Das Auge, dir den Bauern
Für immer machte lahm.

Daheim nun herrschten Feinde,
Der Pferde Huf zertrat,
Verwüstung rings verbreitend,
Die junge grüne Saat.
Es hatten Mutter und Schwester
Gebettelt um ihr Brod,
Die Hütte war zerstöret
Und seine Braut war todt.

„Gott sey gelobt!“ so seufzt er,
„Daß ich allein nur seh'
O Marri! diesen Jammer
Und dieses düstre Weh!
Wohl dem, der unten ruhte,
Wie du so gut und warm!“
So denkend eilt er vorwärts
In seinem tiefen Harm.

Nicht merkt er, daß der Schnee ihm
Dicht in die Augen stob,
Und daß der Wind den Flugsand
Hoch bis zum Himmel hob,
Und daß das Westmeer brauset
Mit mächtiger Gewalt,
Da tönt' an seiner Seite
Ein donnerndes Halt!

Er wandt' sich. Reiterhaufen
Mußt er rings um sich sehn,
Die beiden Schwerter glänzten,
Man hieß ihn stille stehn.
Die kalte Flinte fühlt er
Gestemmt auf seine Brust;
Da schwand vor solcher Macht ihm
Die alte Kampfesluft.

Er brummte seine Scheltte:
„Was wollt ihr, Herren? sprecht!“
— „Den Weg sollst du uns zeigen,
Nach Lemwig führ' uns, Knecht!“ —
„Ei, das trifft sich ja glücklich,
Dort halt ich selber Rast.“
— „So setz' dich in den Sattel,
Doch schnell, wir haben Hast.

„Und bleibe nie zur Seite,
Sonst ist's um dich geschehn.
Man kann in diesem Wetter
Nicht einen Schritt weit sehn.
Nach dieser Kälte werden
Wir uns, wie ich gedacht,
Durch Bäume eurer Gärten
Erwärmen in der Nacht.“

„Ihr scherzet, gute Herren!“
So sprach der Bauer mild,
Doch seine Lippe zittert,
Das Auge brannte wild.
Da faßt ihn ein Gedanke,
Auf einen Augenblick
Gehebt er, doch ihm kehret
Die Ruhe bald zurück.

Nun zogen sie über die Haide
Im Fluge dahee,
Des Sturmwinds Toben mischt sich
Mit dem erregten Meer.
Und rings flog von den Hufen
Wie Rauch so dicht der Sand.
„Habt ihr Platz für uns alle
An eurem armen Strand?“

„Gewiß ihr guten Herren,
Und wär's das ganze Heer!
Nach kurzer halber Stunde
So kehret euch nicht mehr!“
Und weiter ging's, wo niemals
Der Pflug noch war gerühet.
Wie hungerige Geier
Von Beutelust geführt.

Und dichter, immer dichter
Der Schnee hernieder fiel,
Sie hielten fest am Sattel
Im wilden Sturmesspiel.
Und mit verhängtem Zügel
Kämpft sich das Pferd geschwind
Durch Schnee und Sandgestöber
Und durch den heulenden Wind.

Da horchet in dem Sturme
Der tapfre Jütensohn,
Er hört ein dumpfes Brausen
Und kannte wohl den Ton.
Und näher kommt das Brausen,
Zuletzt tönt es ganz nah:
„O hilf du nun, mein Heiland!
Hilf Gott! nun sind wir da!“

So sprach der Bauer leise,
Ein Augenblick, ein Schein,
Da stürzten von der Höhe
Sie tief ins Meer hinein.
Und brausend tönt die Salzfluth
Dem Todeskampf zum Hohn,
Der Sturmwind sang ihr Grablied
Im schauerlichen Ton.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widrmann.

Nr. 93.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

13 August 1840.

Naturpoesie außereuropäischer Völker.

Wir denützen diese Blätter, um auf den vor kurzem erschienenen „Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischen Stammes von Talvi," aufmerksam zu machen. Die Verfasserin gibt selbst in der Vorrede den Standpunkt an, aus dem sie ihr Werk betrachtet wünscht — es soll eine Sammlung des Vorhandenen, aber in vielen Werken Zerstreuten seyn, die denen, deren Beruf sie abhält, sich an die Quellen zu wenden, es möglich macht, die Schätze der Poesie, welche jedes tüchtigere Volk in seiner Volkspoesie besitzt, zu genießen; und weil sie es sich zum Vorwurf gemacht hat, nicht allein die der germanischen Stämme zu geben, sondern auch die der celtischen, romanischen, slavischen und übrigen Nationen, hat sie in einer Art Einleitung zuerst dasjenige zusammengestellt, was englische und andere Reisende über die Volkspoesie des Ostens in ihren Werken zerstreut gegeben haben.

Wenn nun auch die Verfasserin in dieser Zusammenstellung auf Vollständigkeit keineswegs Anspruch macht, so ist doch nichtsdestoweniger ihre Arbeit höchst verdienstlich und wird gewiß von jedem Freunde der Poesie überhaupt mit lebhaftem Dank aufgenommen werden, da ihm hier ein Ueberblick gegeben wird, der die interessantesten Resultate liefert. Wir wollen versuchen, nach diesem Werke einen kurzen Abriß der Poesie der Völker Asiens und seiner Inseln und Afrika's zu geben, um unsere Leser zu reizen, von der Verfasserin selbst in ihrer schmucklosen und doch so anziehenden Darstellung das Weitere zu hören.

Unsere Auszüge werden sich übrigens vorzugsweise auf die Völker beschränken, deren Lieder improvisirt, oder wenn auch durch Tradition fortgepflanzt, doch dem Augenblick ihre Entstehung verdanken, daher mehr der neuern Zeit angehören, da vergangene Zeiten und ihre Früchte, so interessant sie seyn mögen, einestheils der Tendenz dieser Blätter fern liegen, anderntheils aber doch nicht eigentlich der Volkspoesie angehören, wenn sie nicht im Munde des Volkes, sondern im Gedächtniß und den Manuscripten bezahlter Sänger aufbewahrt werden.

Von diesem Standpunkte aus lassen wir unbeachtet, was die Verfasserin von den Völkern Indiens und China's, Persiens und Georgiens sagt, da es zum Theil schon bekannter ist, und mehr die traditionelle Aufbewahrung von frühern Gedichten bespricht, die weniger im Munde des Volkes, als in den Manuscripten und dem Gedächtniß der Sänger von Profession lebt. Etwas Anderes ist es mit den Afghanen, die zwar auch eine Literatur haben, bei denen aber die Liebe zur Poesie und eine gewisse einfache Geschicklichkeit in extemporirten Liedern allen Classen gemein ist. „Die mehr östlichen afghanischen Stämme verschmähen zwar selbst zu singen; ihrer Aller Lieblingsvergnügen aber besteht darin, den Liedern der Knaben und Weiber zuzuhören. Was die westlichen Stämme anbelangt, so finden wir in ihnen allen eine Art primitiver Einfachheit, die uns eher, wie Elphinstone sagt, an die Erzählungen der Schrift von einem früheren Zeitalter mahnt, als an irgend etwas, was sonst von den Neuern bei Nationen beobachtet worden, bei denen die Gesellschaft noch im Zustand der Kindheit ist... Nach dem Mittagessen, erzählt Elphinstone, sitzen sie und rauchen, oder bilden einen Kreis, einander Geschichten zu erzählen und zu singen. Die alten Männer sind vorzugsweise die Erzähler. Ihre Erzählungen handeln von Königen und Vezieren, von Geistern und Feen, aber hauptsächlich von Liebe und Krieg. Sie sind oft mit Liedern und Versen untermischt, und endigen immer mit einer Lehre. Sie ergötzen sich höchlich an diesen Sagen und Liedern. Alle sitzen schweigend während der Erzählung, und wenn sie aus ist, ertönt ein allgemeiner Ruf: „Ah Shawash!" (gut gemacht!) Ihre Lieder handeln meist von Liebe, allein sie haben auch viele Balladen, welche die Kriege ihres Stammes und die Thaten ihrer Führer feiern. Sobald ein Häuptling von einigem Namen stirbt, werden sogleich Lieder zur Ehre seines Andenkens gemacht."

Auch die Hasarer, ein Volk vom Tartarenstamme, betrachten Poesie nicht nur als ihre beste Erholung und ihren angenehmsten Zeitvertreib, sie ist ihnen der natürlichste Ausdruck ihrer Gefühle. Sie sind alle große Sänger und Citherspieler,

sagt Elphinstone, und viele von ihnen sind Dichter. Liebhaber und ihre Schönen singen einander selbst gemachte Lieder vor, und Männer sitzen oft Stunden lang und ziehen einander mit extemporirten satyrischen Versen auf.

„Einen eigenthümlichen Charakter hat die Naturpoesie derjenigen Nomadenvölker, deren kärgliche Bildung von Thibet ausgegangen; hier müssen wir besonders die eigentlichen Mongolen und einen ihrer Stämme, die Kalmücken betrachten." Wir übergehen, was die Verfasserin von ihren historischen Liedern erzählt, da es weniger Bezug auf unsern speziellen Zweck hat. Die Lieder aber, die ein russischer Reisender, Timkoffsky, hörte, scheinen entschieden hierher zu gehören. „Sie sind fast alle elegisch, fast durchaus frei von orientalischem Pomp, und haben eine gewisse einfache Schönheit, die keinem Empfanglichen entgehen kann. Timkoffsky hörte eine Fülle ihrer „melancholischen Volkslieder," besonders Abends von den ausgestellten Schildwachen, die sich durch Singen den Schlaf zu vertreiben pflegten. Fast in allen Liedern war das Roß, das bewunderte Lieblingsthier der Mongolen, auf irgend eine Weise eingeflochten." Wir lassen hier einige folgen:

Geistliches Lied.

Der Dsunschaba ist König der Schrift;
König, des Ganzen Beherrscher.
O glückliche Völker,
Geboren im Lande der Götter!
Wir flehen, setzt uns über
Ueber den großen rothen Fluß!
Möge hinüber wandeln unsre Seele,
In die Wohnung auf dem fünfhügligen Berg. *)
Böse Menschen, aeglistige,
Die ihr beunruhigt die Brüderschaft,
Wisset, es ist ein Richter des Guten und Bösen,
Der gerechte König Celük-Chan!
Die Priester lehren uns den heiligen Glauben,
Die Eltern die guten Sitten.
Diese kurze Lehre
Müssen wir uns einprägen.
In dem Dunkel wandelnd durch das Thal
Kannst du den Morast wohl sehen?
Lebst mit einem du in enger Freundschaft,
Kannst du seine Gedanken sehen?
Mögen wir durch den Beistand des Dalai-Lama
Von unsern Feinden erlöst werden!
Unsere geheimen und unsere offenen Thaten
Mögen die drei Heil'gen uns verzeihen!

Trinklied.

Der Wein, den uns die Gottheit gab,
Ein edler Heiltrank ist's fürwahr!
Wie Honig ist er lieblich süß!
So trinkt ihn denn im Bruderkreis.
Vom Uebermaaße des Genusses
Umfängt gar leicht der Wahnsinn dich,
Doch wer genießt mit Mäßigung,
Der wird ergriffen von Entzücken.

Gesundheit juble, Stärke, Jugend;
Ein seliger Fall hat uns vereint;
Das milde Süß der Milch genießet!
Das Brudermahl erfreut das Herz!

Sehnsuchtslied.

Röthliches Roß mit dem Paßgang!
In der gewohnten Heerde wandelnd,
Wie schön bist du in deiner Gattung,
Mit wundervoller Farb' und stolzem Wuchse!
Aber jene junge Schöne,
In dem fremden Lande wohnend,
Härmet sich ob ihrer Heimath,
Blickt hierher mit unverwandtem Auge!
„Immer wär' ich bei dir seyn,
Doch der Berg Schangai verhindert's.
Streb' ich auch zu leben in der Liebe,
Scheidet mich das Schicksal doch von dir!"

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Utai Schang oder Berg Utai in China, wo die Lamaiten mehrere ihnen seye heilige Tempel haben.

Kirche und Staat in England.

(Fortsetzung.)

„Aber es gibt eine andre Classe von Menschen, die, ohne auf irgend eine Theorie sich einzulassen, sich mit dem Factum begnügen: daß in allen volksthümlichen Staaten, vielleicht in allen, die Religion der Regierung sich nach der Religion des Volks richten müsse, und wo, wie in England, das Volk in religiöser Hinsicht getheilt sey, die Religion ganz aufgegeben werden müsse, weil es die Nothwendigkeit so gebiete. Und auch hierin liegt viel Wahrheit. Es ist wahr, daß die Gesetzgebung dieses Landes ihre Stimmung, sey sie gut oder schlimm, von der sogenannten öffentlichen Meinung und von dem noch unmittelbareren Druck der Volksabstimmung empfängt. Es ist wahr, daß eine volksthümliche Regierung nicht lang eine Religion aufrecht erhalten kann, der die Gesinnungen des Volks widerstreben. Und wenn das Volk dieses Landes vereint die Kirche angreift, so werden König, Lords und Gemeine gezwungen sie aufzugeben.

„So entsteht die Frage, welcher Widerstand kann, oder soll überhaupt dem Willen des Volks Widerstand geleistet werden? Und in Betracht der Unmöglichkeit, lange Widerstand zu leisten, in Betracht der vorausgesetzten Unmöglichkeit, dem Willen des Volks eine andre Richtung zu geben, bei der Härte der Maaßregeln, die man, wie man glaubt, ergreifen müßte, um die Kirche gegen die Gesinnung und das Bewußtseyn des Volks aufrecht zu erhalten, sind viele geneigt den Kampf fahren zu lassen und sich ruhig zu ergeben. Viel könnte geschehen, um sie zu ermuthigen, ihren Posten noch zu behaupten, wenn man ihnen eine Aussicht zeigen könnte, daß das Volk sich wieder fassen

werde, und zwar nicht sowohl in Folge einer Thatigkeit des Staats als der Kirche selbst, wenn man sie überzeugen könnte, daß nichts von ihnen verlangt werde, was ihre bürgerlichen Pflichten als Gesetzgeber oder die Rechte des Gewissens beeinträchtige, wenn man ihre Ansichten von der Verantwortlichkeit der Regierung erhöhte — vor Allem, wenn man ihnen das Auge öffnete über die wahren Ansprüche und über das Wesen der Kirche.

„Aber die Hauptgefahr liegt hier. Wenn die Menschen sich durch äußern Druck gezwungen sehen, vom Boden der Pflicht zurückzuweichen, so fühlen sie eine starke Versuchung, sich nach einem Mittelweg und Auskunftsmittel umzusehen, nach einer Stellung, welche haltbarer seyn soll. Sie suchen mit ihrem Gewissen ein Abkommen zu treffen über das Opfer, das sie bringen, durch den Vorsatz, daß es das letzte seyn solle, und durch den Grundsatz, daß, was nothwendig ist, auch recht sey. Dieß war seit vielen Jahrhunderten der Verlauf des Nationaldewußtseyns und es verdient alle Aufmerksamkeit. Gladstone handelt davon in seiner Skizze der Geschichte der Toleranz. Nichts kann klarer beweisen, wie gut und weise es ist, die Pflicht zur Aufrechthaltung der Kirche auf ihren katholischen und apostolischen Charakter zu gründen, als wenn gezeigt wird, wie, als dieser Boden schrittweise verlassen wurde, durch nothwendige Consequenz Volk und Staat miteinander zu der Annahme des heute herrschenden Grundsatzes gedrängt wurden: daß die Religion etwas sey, worin kein Mensch dem andern gegenüber eine Autorität besitze; daß sie das Individuum und seinen Gott allein angehe, und daß daher der Staat sie bekennen und zu ihrem Bekenntniß drängen weder könne noch dürfe. Wie weit diese Maxime, welche man selbst von anerkannt religiösen Männern sehr häufig aussprechen hört, im Nationaldewußtseyn begründet sey, möchte bedenklich seyn auszusprechen. Gewiß aber ist, daß sie immer mehr Boden gewinnt und die Losung aller derjenigen ist, welche die Religion von der Regierung ausschließen möchten — nicht als eine Nothwendigkeit, wo das Volk in religiöser Hinsicht getheilt ist, sondern weil es unter allen Umständen recht und vernünftig sey. Wenn der ganze Sinn und alle Resultate derselben entwickelt sind, wird es vielleicht wenige Gemüther geben, die nicht davor erschrocken zurückbeben. Und doch, wenn man einmal von dem katholischen Princip der Kirche abgeht, wird man unvermeidlich in den Abgrund abwärts gezogen. Will man dem Sturz entgehen, so muß man seine Stellung auf dem Gipfel einnehmen.

„Diese Stellung nahmen die ersten christlichen Kaiser ein, welche in ihren Gesetzen die Sprache führen: „der katholische Glaube," „die katholische und apostolische Lehre," u. s. w. Dann tritt eine leise Abweichung von dem richtigen Maaßstab der Wahrheit ein; Gratianus und Theodosius setzen dafür: der Glaube der Kirchen zu Rom und zu Alexandria; zunächst dann begegnet Einem der Glaube Roms allein als der Glaube des Gesetzgebers. Doch war es noch der katholische Glaube, bezeugt von Rom. Aus dem Zeugen wurde jedoch bald die überwiegende Autorität. Von der römischen Kirche war der Uebergang leicht zu dem römischen Papst, mit oder ohne Concilium. Und dann, als die so übereilt übertragne Autorität mißbraucht worden war, und die Menschen sich gewöhnt hatten, ein Individuum als Herrn ihres Glaubens zu betrachten, war es leicht für den Monarchen, die Prärogative des Papstes sich beizulegen; und wie z. B. in den Statuten unsrer Fürsten aus dem Hause Tudor tritt der Wille des Souveräns als Regel in der Religion auf. Von Heinrich VIII ward zwar noch offen seine Anhänglichkeit an die katholische Kirche ausgesprochen, doch mehr als Stütze denn als Zaum und Zügel für seine willkürlichen Launen. Aber auch dieß verschwindet unter der Regierung nach ihm. Edward VI spricht von „dem wahren Glauben," „der reinen unverfälschten Religion," Ausdrücke welche alle äußere Prüfung und Kennzeichen der Wahrheit ausschließen. Von dem Souverän ging das Recht der Entscheidung ganz natürlich auf die gesammte Legislatur über. So weit war jeder Schritt sehr natürlich und leicht, und selbst der letzte war wohl zu entschuldigen; denn die Entscheidung einer gesammten Legislatur konnte vernünftiger Weise wohl als ein stärkerer Beweis der Wahrheit gelten, als der Wille des einzelnen Monarchen, und immer behielt man noch die katholische Kirche im Auge, wenn schon sie in den Hintergrund trat. Man dachte nicht daran, daß das Parlament oder der Regent in der Religion Alles in Allem sey. Doch auch dieser Schritt wurde am Ende gethan. Eine große Anstrengung ward gemacht von dem Volke der Secten und Gemeinschaften, um sich das Recht zuzueignen, das die Regierung angesprochen hatte: auszusprechen, was das wahre Evangelium und die wahre Kirche sey — und die große Rebellion trat ein. Aber die unzähligen Spaltungen, Lästerungen und Thorheiten, welche die Folgen des Kampfes waren, machten ihm bald ein Ende, und bei der Restauration ward die Kirche wieder hergestellt, und das, nach allgemeinem Zugeständniß, auf weit gesunderen und dem wahrhaft katholischen System weit entsprechenderen Principien, als seit vielen Jahrhunderten geherrscht hatten. Aber die Sittlichkeit und Gesinnung des Volks war verdorben und erschüttert worden durch die Ausschweifungen der Rebellion und die Rückkehr vom Puritanismus; der Hof war liederlich, der Clerus verarmt. Die Kirche wurde identificirt mit den politischen Interessen der wiedereingesetzten Familie und des Papstthums, mit einem französischen Einfall und innerer Tyrannei. Dann folgte die Revolution und die Vereinigung mit Schottland, und eine noch innigere Verknüpfung der Religion mit dem Begriff eines fremden Prätendenten, der Kirche mit einem politischen System, und der religiösen Toleranz mit der Aufrechthaltung der Whigpartei, bis die katholische Kirche sogar von ihrer Stellung als großes Instrument der Regierung überhaupt zu der eines Parteiwerkzeuges, der rechten Hand des Torismus, herabsank. Diesen Charakter behielt sie Jahre lang; und so schmerzlich es ist, die Generationen herabzusetzen, von welchen wir abstammen: es ist unmöglich die Schilderungen, die man von dem Clerus dieser Zeit hat, die Armuth unsrer theologischen Literatur, die Erstarrung unsrer Schulen und Universitäten, den Mangel großer Werke für die Kirche, das Verderben der schönen Künste, besonders der kirchlichen Architektur, die Preisgebung der Pfründen für politische Zwecke, und die anerkannte Liederlichkeit und

den Unglauben unter den höhern und niedern Classen zu betrachten, und sich noch zu wundern, daß eine Reaction eintrat und die Kirche zu schwach war, ihr zu widerstehen.

„Diese Reaction begann mit dem Wiederaufleben individueller Frömmigkeit im Methodismus, und unabhängiger religiöser Forschung im Socinianismus, welche durch viele Umstände sehr begünstigt und genährt wurden. In beiden ward das individuelle Gefühl oder die individuelle Vernunft zum Kriterium der Wahrheit gemacht; und die Folge davon war, daß für den einzelnen Bürger dasselbe Recht des Urtheils und der Entscheidung in Sachen der Religion angesprochen ward, welches zuvor seine Leiter angesprochen und offenbar mißbraucht hatten. Die Kirche in England hatte nicht den Geist des Mönchthums noch die Macht des Vaticans für sich, um ihr anscheinendes Supremat gegen diese neuen Ansprüche zu behaupten. Um ihnen zu widerstehen, wußte sie kein andres Mittel, als ihre politischen Ansprüche anzurufen, oder einen übel unterrichteten, daher unheilvollen Eifer. Und es muß bekannt werden, daß ihre thätigsten und geistvollsten Glieder selbst, in der allgemeinen Blindheit jener Zeit, den Dissenterismus eher ermuthigten als dämpften, indem sie dieselbe falsche Weise annahmen, sich an das Gefühl und die individuelle Vernunft zu wenden, mehr auf subjective Frömmigkeit als auf die socialen Odliegenheiten der Kirche zu sehen, und Zeugniß und Autorität der Katholicität vergaßen oder ihnen mißtrauten.

„Nunmehr machte sich der Druck von den Dissenters auch im Hause der Gemeinen fühlbar. Nacheinander wurden die bürgerlichen Unfähigkeiten, mit welchen die Dissenters behaftet gewesen waren — und zwar um politischer, nicht um kirchlicher Zwecke willen — aufgehoben, da jene Zwecke doch nicht mehr erreicht wurden. Als Beschränkungen zu Gunsten der herrschenden Familie fand man sie nicht mehr nöthig; als Strafen waren sie nicht bloß einer falschen, sondern der wahren Ansicht von Duldung entgegen; als Schutzmittel für die Kirche kamen sie wenig in Betracht und waren vielleicht nicht recht und nützlich; und überhaupt konnten sie gegen die wachsende Macht der öffentlichen Meinung nicht aufrecht erhalten werden. Und in all diesem war unsres Erachtens nicht viel zu tadeln. Wenn Unrecht gethan wurde, so wurde es durch Zwang gethan. Der Hauptirrthum lag nicht darin, daß man den Dissenters zugestand, was recht seyn mochte, oder was man ihnen nicht vorenthalten konnte, sondern darin, daß man nicht das Ende der Concessionen voraus sah und nicht die Kirche hob und stärkte, um den Dissenterischen Geist selbst zu schwächen. Das war, und ist noch die Aufgabe eines weisen Gesetzgebers, und noch ist es nicht zu spät. Aber der Augenblick ist kritisch, und Alles hängt ab von den Gründen, die man jetzt für die Unterstützung der Kirche vorbringt." —

„Was ist denn das falsche Princip, dessen förmliche Anerkennung man jetzt vom Staate verlangt? Es ist, vergessen wir es ja nie, nicht das ursprüngliche Princip des Dissenterismus, das Recht religiöser Gesellschaften, sich ihren Glauben und ihre Formen zu schaffen und ihren Mitgliedern aufzuerlegen, ohne Rücksicht auf die katholische Kirche. Schlimm genug war das schon. Aber über diesen Abgrund hinaus liegt ein noch tieferer; und die Forderung der neuen Zeit bezieht sich auf die Individuen; sie gilt dem Recht des individuellen Urtheils und der Privatansicht, ohne alle Beziehung auf eine Gesellschaft oder eine menschliche Autorität; mit andern Worten: dem absoluten Supremat des Willens und der Laune des Individuums in Sachen der Religion.

„Wie viel Wahrheit in dieser Maxime liege und was die unausweichlichen Folgerungen daraus seyen, soll jetzt nicht untersucht werden. Aber die Abstufungen, mittelst welcher eine unentschlossene, nicht gehörig unterrichtete und einsichtsvolle Regierung am Ende zur Anerkennung derselben gebracht werden mag, sind klar. Sie wird damit anfangen, die Kirche zu vertheidigen, nicht weil sie katholisch ist, sondern weil ihre Lehre mit dem hergebrachten Begriff von wahrem Christenthum übereinstimmt, und weil ihr moralischer und religiöser Einfluß heilsam ist; und Formen, wie die Angelegenheiten des Kirchenregiments, wird man als untergeordnet bei Seite setzen. Wenn nicht göttlich, so sind sie gleichgültig; sieht man sie nicht als katholisch an, so gibt es keinen Beweis dafür, daß sie göttlich sind. Das ist der erste Schritt; und hiemit sind der Presbyterianismus und die Kirche unter Einen Begriff gebracht. Wenn aber die Katholicität kein Beweis für die göttliche Stiftung in den Formen ist, oder in den Formen außer Acht gelassen werden darf, so muß dasselbe auch bei den abstracten Lehren gelten. All die feinen und subtilen Unterscheidungen, wie man es nennt, können aufgegeben werden. Man halte sich nur an die praktischen Fundamentalthatsachen des Christenthums, das ist genug. Hier öffnet sich wieder eine Thüre, um beinahe alle sich selbst christlich nennenden Secten, mit Ausnahme etwa des Unitarismus, einzulassen. Aber warum gegen diesen protestiren? Deine Ansicht, daß er den Fundamentalsätzen des Christenthums zuwider sey, ist nur dein individueller Glaube. Man nimmt den Unitarismus auch auf und stellt sich auf den allgemeinen Boden der Christlichkeit. Aber warum denn der Christlichkeit? Das Christenthum in irgend einer Gestalt ohne den Beweis, daß es Offenbarung ist, ist nur eine menschliche Meinung. Es kann vernünftig und wohlthätig erscheinen, aber das ist der Fall bei jeder Religion, welche ein künftiges Leben und die moralischen Eigenschaften Gottes lehrt. Juden und Mahomedaner stehen an der Thüre; warum sie nicht einlassen? Dann wird ein Stillstand ein kurzer Stillstand eintreten — aber vergebens, und Deismus und Pantheismus, Socialismus und Chartismus — alle tollen Phantastereien, die sich für Religion ausgeben, Alles was nur von einem Gott spricht, sey es ein Gott im Himmel oder auf der Erde, ein Idol von Stein oder ein Idol in der Natur oder ein Traum der eignen Phantasie, Alles was darauf Anspruch macht, den Menschen zu etwas Höherem als er ist zu erheben, wird miteinander hereinstürzen. Wer will eine Scheidelinie ziehen?

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 94.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

16 August 1840.

Naturpoesie außereuropäischer Völker.

(Fortsetzung.)

Auch von den Liedern der Kalmücken, die in ihren langen Winterabenden sich mit Mährchen-erzählen und Lieder-singen behaglich unterhalten, eine Sammlung Mährchen besitzen, die viel Aehnlichkeit mit denen der Tausend und Einen Nacht haben, und von denen Bergmann in seinen nomadischen Streifereien einen Gesang eines Heldengedichts mitgetheilt hat, welcher der Verfasserin den Wunsch einflößt, das Ganze kennen zu lernen, mögen hier zwei Stücke ihren Platz finden.

Besuch des Geliebten.

Da kommst du geritten auf dem schönen Fahlen,
Wie du so kommst, wie herrlich ist dein Anstand!
Du Kiefernbaum, schnurgrade aufgewachsen!
O denk' nur nicht, ich sey berauscht, du Meiner!
Tief denkend saß ich über die geträumten Träume,
Da kommst du selbst zu mir heran, du Meiner!
Schon wollt' der Nachbarn Hülfe ich erbitten, du Meiner,
Da kommst du, sag woher? du Meiner, bei mir an!
Dein Anblick ist mir wie das Morgenroth der Sonn', o Meiner!
Deine Schönheit gleicht der Blume. Du Meiner, ich saß im Gram mich windend,
Da kommst du unvermuthet bei mir an!

Der Kalmück in der Fremde.

Des Morgens wenn die Stimm' erhebt die Lerche
Und ihre Lieder schon ich höre,
Da muß ich gleich an meine Lieben denken!
Ach Vater, du geübter Bogenschütze,
Ach, Mutter, du so lieblich dem Gemüthe!
Und muß es denn bei den Gedanken bleiben?
Ach, nur Betrüger sind Gedanken!
Nur was die Sinn' erkennen, das ist Wahrheit.
O laßt, ihr Freund', es euch gesagt seyn,
Gewaltig sind des Schicksals Fügungen,
Verborgen ist die Zukunft unsres Lebens,
Von selber kommen unverhoffte Sorgen
Und Umsturz und Veränd'rung sind der Lauf der Welt.

Noch bedeutender in Hinsicht auf poetischen Gehalt als die Volkslieder des asiatischen Festlands sind die der Inseln. Wir heben besonders die Malayen auf Sumatra heraus. „Sie bringen, sagt die Verfasserin, alle ihre Mußestunden, — die nach Marsden, den größten Theil ihres Lebens in sich begreifen, — mit Hersagen von Liedern, oder sonstigen Gedichten zu. Bei ihren Festen, Hochzeiten und dergleichen, pflegen sie, in einer Art von Recitativ verschiedenartige Gedichte, besonders aber historische Erzählungen vorzutragen, die derselbe Schriftsteller mit den alten englischen Balladen vergleicht und deren hauptsächlichster Gegenstand Liebe ist. Diese Gedichte, die Dendang genannt werden, sind häufig ganz aus dem Stegreife gedichtet, bald von Männern, bald von Frauen, oft auch von beiden zugleich, indem eines dem andern antwortet, und das Gedicht dadurch, wenn nicht einen dramatischen, doch einen dialogischen Charakter gewinnt. Nach Marsden's vertrauenswerthem Urtheil sind diese extemporirten Erzeugnisse oft bewundernswürdig angemessen und voller geschickter, ja witziger Wendungen. Eine andere Dichtart ist der Sayar oder Shaiar, zwar arabischen Ursprungs, aber unter den Malayen vollständig eingebürgert. „Es sind gereimte Verse, sagt Crawford, von acht bis zwölf Sylben in einer Zeile, dem üblichen gereimten Versmaaße der neuern europäischen Sprache ganz ähnlich. Gedichte dieser Art sind oft von beträchtlicher Länge, und ihr Gegenstand ist entweder eine reine Fiction oder eine Begebenheit aus der Geschichte, so behandelt, als wenn es eine wäre. Entschieden volksthümlich ist der Pantun, ein kurzes Gedichtchen oder vielmehr ein Einfall in Versen, deren Abfassung eine der hauptsächlichsten täglichen Unterhaltungen der Malayen ausmacht. Diese kleinen, fast immer extemporirten Verschen sind natürlich von sehr ungleichem Werthe. Einige wenige, die besondern Beifall finden, werden auswendig gelernt und oft wiederholt. Wettstreite in dieser Art von Versen werden oft Stundenlang fortgesetzt, ohne

jedoch daß die Kämpfer sich dabei Ruhm erwerben; augenblicklicher Beifall ist das Höchste, worauf sie Anspruch machen können."

Wir fügen einige Proben solcher malayischer Dichtkunst bei:

Liebeslied.

Nach einer wörtlichen englischen Uebersetzung.

Wenn meine Liebste aus dem Fenstee sieht,
Und wie ein Stern ihr Auge glänzt und glüht,
Und Strahlen funkelnd um sich schießt und sprüht,
Dann möcht' ihr älterer Bruder *) gleich vergehn!
Dem Mango gleicht die Wange hold und schön,
Der schlanke Hals, wie reizend anzusehn,
Wo, wenn sie schlucket, Schatten drauf entstehn!
Wie'n Bild im Schauspiel **) ist sie anzusehn;
Die Stirne gleicht dem Neumond im Entstehn;
Die Brau'n gewölbt — o zum Verzehren schön!
Längst hab' ich sie zur Herrin mir ersehn.
'Nen Ring trägt sie von Leylon's Edelsteinen,
Die langen Nägel wie ein Blitzstrahl scheinen,
Durchsichtig wie die Perlen sind, die reinen!
Der schlanke Leib, der feinste von den feinen,
Der Hals, als wie gemeißelt und geschnitzt,
Das Mündchen, dunkles Rothholz, aufgeschlitzt;
Beredtsamkeit auf ihren Lippen sitzt.
Selbst schmückt sie sich, nicht ihnt es ihr Gewand,
Schwarz ihre Zähn' mit Baja schwarz geätzt! ***)
Anmuthig schlank — 'ner Königin verwandt,
Das Haupt schmückt ein Seraja-Blumenband,
Nichts das der Schönheit Ebenmaaß verletzt!
Oft will die Seel' im Rausche mir entfliehen,
Aus meinen Augen will heraus sie sprühen,
Ganz außer Stande sie zurückzuziehen!

Pantuns oder Singgedichte.

Wozu eine Lamp' anzünden,
Wenn kein Docht darin?
Wozu Lieb' in den Augen,
Wenn nicht Lieb' im Sinn?

Von Patani das gelbe Betelblatt,
Von Malacca die falsche Betelnuß,
Und ein weißgelbes Christenmädchen
Dran einer wohl verderben muß.

Viele Theile hat die Granate,
Doch der Same ist roth in allen;
Viele Racen gibts der Menschen,
Doch das Blut ist roth in allen.

Schüttle nicht vom Reis den Stengel,
Schüttelst du, der Reis wird sterben;
Gib nicht nach der Jugend Trieben,
Gibst du nach, ist's dein Verderben.

Wenn es um den Mond nicht wäre,
Wär' so hoch der Morgenstern?
Wenn's um dich nicht, Liebchen, wäre,
Wär' nicht dein älterer Bruder fern?

Der Pfau mit seinem Kopfe nickt,
Der Pfau, der auf dem Schlosse sitzt,
Wenn leise die Enden ihrer Flechte wehn,
Erscheint ihr Antlitz doppelt schön.

(Schluß folgt.)

*) Eine gewöhnliche Benennung des Geliebten.

**) Die Schauspiele werden entweder durch Menschen oder Puppen oder Schattenbilder dargestellt. Im letztern Fall ist das Schauspiel nur eine Pantomime, deren Sinn vor jeder Scene von einem Manne, Dalang genannt, in der dem Oriene gewöhnlichen recitativischen Art in einer Romanze vorgetragen wird. Die Schattenbilder werden durch 20 Zoll lange Puppen, die aus roher ungegerbter Büffelhaut geschnitten, meist stark bemalt und vergoldet sind, hervorgebracht, indem man sie hinter einem stark beleuchteten weißleinenen Schirm hin und her bewegt. So werden namentlich die Legenden aus dem Ramayana und Mahabharata aufgeführt.

***) So wie ein javanisches oder malayisches Mädchen heranwächst, werden die Zähne künstlich gefeilt und durch ein Pulver aus gebrannter Cocosschale schwarz gefärbt. Weiße Zähne gelten für sehr unschön und für **ekelhaft**, da der Mensch sie mit den Affen, Hunden ꝛc. gemein hat.

Kirche und Staat in England.

(Schluß.)

„Umsonst wird man ein Lieblingsdogma, etwa den Glauben an ein künftiges Leben, aufstellen, um weiteres Eindringen zu verwehren. Ohne diesen Glauben kann der Mensch sittlich, vielleicht sogar religiös seyn; und am Ende ist er ja auch eine menschliche Meinung, und **als solche** nicht besser begründet als der Materialismus des Atheisten. Oder der Staat könnte eine andere Schranke ziehen, und ein Zeugniß, eine Bürgschaft verlangen; etwa das Verlangen von zwanzig Hauswirthen, daß ihr Ort des Gottesdienstes anerkannt werde. Aber wenn zwanzig, warum nicht auch zehn, warum nicht fünf und warum nicht einer? Und dann ist es aus mit dem ganzen Traum von Ausschließung; jeder Einzelne, bekenne und glaube er was er will, wird gleicherweise Schutz, Sanction und Aufmunterung fordern. Und der Staat wird sich bemühen sie zu geben. Er wird sich bestreben, seine Wohlthaten, sein Lächeln über alle gleicherweise, nach dem numerischen Verhältniß zu verbreiten. Er wird sich in die monströse Lage versetzen, Widersprüche als Wahrheiten gelten zu lassen, zu unterstützen was er selbst nicht glauben kann; und am Ende, wenn er von allen Secten gleicherweise verspottet und verhöhnt wird, wird er diesem Bestreben entsagen. Er wird jede Erwähnung der Religion verhindern und sich zu dem, ihm jetzt in den Mund gelegten Princip flüchten, daß die politische Gesellschaft wenigstens nichts zu schaffen habe mit der Verehrung Gottes oder der Seele des Menschen. Und dann wird das Ende kommen. Wenn der Staat — die oberste Macht — die Gesammtweisheit der Nation, wie man voraussetzt, sich nicht mehr in solche Dinge mischen, nichts über religiöse Wahrheiten entscheiden darf, so kann auch keine geringere Weisheit oder Macht sich dieß herausnehmen. Alle menschliche Autorität in der Religion muß aufhören. Dieß ist der Punkt, bis zu welchem die Concessionen getrieben werden müssen, und die desten Logiker sind diejenigen, welche sich sogleich auf diesen Boden stellen. Dieß ist der Grundsatz der Dissenters, welchen

anzunehmen der Staat jetzt aufgefordert wird; und wenn er sanctionirt ist, was soll aus dem Staat selbst werden?"

Der Verfasser führt nun aus, daß mit dem Grundsatz: es dürfe kein Mensch sich um die Seele, um die religiösen Bedürfnisse des Andern annehmen, alle religiöse Gemeinschaft und Gesellschaft, alles Lehren, alle Führung und Bildung, alle Sympathie ein Ende habe; daß mit der religiösen Wahrheit alle Wahrheit untergehen werde, daß der Unterricht dahin fallen müsse, denn „wenn das katholische Christenthum einer Regierung nicht das Recht geben könne, das Christenthum zu verbreiten, so kann auch die Philosophie nicht den Beruf und die Vollmacht verleihen, aus einem Volke Philosophen zu machen."

„Zwar sagt man: Civilisation, und Unterricht und Polizei sollen Alles thun; aber ach! was hält jetzt die öffentliche Sittlichkeit aufrecht, und wirkt viel kräftiger als Gesetz und Gerichtspersonen oder als Menschen überhaupt? Nicht die Religion allein, denn ächte, innige Religiosität mag selten seyn. Die Kirche ist es, wie Bischof Buttler sagt — ihre Institutionen, ihre tägliche Gegenwart, die Stimme ihrer Diener, ihre Formen, ihre Ideale, welche sich behaupten, trotz der Unwürdigkeit einzelner Glieder, was unbewußt auf die Welt wirkt, und zumal auf den großen Theil der Welt, welchen die Empfehlung und das Beispiel des Staats in ihren Schooß führt, ohne ein eigentliches Gefühl der Frömmigkeit. Mit dem Abfall des Staats wird diese Classe von Bürgern auch abfallen; die Gleichgültigen, die Unwissenden, die Boshaften, die ackerbauende und Arbeiter-Bevölkerung, viele von den höhern Classen und die gesammte fashionable Welt, welche heutzutage vornehmlich durch politische Vorurtheile oder statistische Arrangements unter dem Einfluß der Kirche stehen, werden dann sich selbst überlassen bleiben."

Der Verfasser prüft dann eine andre, niedrigere Ansicht vom Zweck und der Aufgabe des Staats, die Locke'sche, wornach er nur die materiellen und physischen Güter des Menschen, Leben, Freiheit, Gesundheit, Eigenthum u. s. w. zu schützen hätte, und sagt: „wenn die Regierung so zu einem bloßen Organ der physischen Kraft und Gewalt gemacht wird, so muß die politische Gesellschaft untergehen." Dieß beweist er so, daß er zeigt: der Mensch sey gleich beim Eintritt ins Leben auf ein sittliches Verhältniß, auf Sympathie und Liebe, auf die Familie angewiesen. Zerstöre man die Familie, so vernichte man den Menschen. Ueber der Familie aber stehe eine höhere, aber ebenfalls sittliche, sittlich wirkende und eingreifende Macht, die höhere Einheit der Familien, der Staat, „ohne den Staat muß die Familie untergehen, und die erste Bedingung seines Bestehens muß seyn, was Gladstone richtig die Persönlichkeit des Staats nennt. Wenn es ein Haupt und einen Mittelpunkt der Vereinigung geben soll, so können die Menschen auf die Länge sich nicht um einen Mittelpunkt vereinigen, der nicht, wie sie selbst, ein moralisches Wesen wäre." „Eine Regierung ohne eine höhere, religiöse Sanction, kann sich nicht behaupten, und wenn der Staat in Anarchie versinkt, wird auch die Familie zerstört." — —

„Eine wichtige Frage folgt nun: was wird aus der Kirche werden, im Fall daß der Staat von ihr abgefallen ist? Es gibt Manche in der Kirche, welche die Verbindung beider mit Gleichgültigkeit oder mit Widerwillen betrachten, die da glauben, eine Trennung vom Staat werde der Kirche mehr Freiheit geben, ihre Anforderungen an die Frömmigkeit zu erhöhen, ihre Waffen weiter auszubreiten und ihren Glauben gegen Angriffe zu sichern." Der Verfasser sucht nun aber diese Ansicht zu widerlegen.

„Erstens, was soll aus ihrer Verfassung werden, worauf ihr Glaube, und mithin Alles, beruht? diese Verfassung besteht in einer Conföderation von Bischöfen, jeder in seiner Diöcese beinahe unumschränkt, und Alle eng verbunden, zum Behuf der Regierung der gesammten Kirche, in dem bischöflichen Collegium. Es ist eine geistliche Oligarchie, bestehend aus geistlichen Monarchen. Das große Problem in der kirchlichen Verfassung ist, die Unabhängigkeit der Bischöfe zu wahren, ohne ihre Inkorporation zu opfern, und sie zu einem Ganzen zu vereinigen, ohne sie einem sichtbaren Haupt zu unterwerfen. In allen Gesellschaften besteht nun ein centripetales Princip, eine Tendenz, sich um ein Individuum oder eine Localität zu schaaren, und es, oder sie, über alle übrigen durch gemeinsamen Druck von allen Seiten zu erheben. Diese centripetale Tendenz herrscht auch in kleinern Kreisen, und die einzige Sicherheit dagegen ist die Bildung von Nationalkirchen, und Nationalkirchen können nicht gebildet werden ohne Vereinigung mit dem Staat. Dieß ist aber nicht Alles. Man gebe einer Kirche Thätigkeit und Intelligenz, so muß sie sich ausbreiten und Macht, weltliche wie geistliche, gewinnen. Soll diese Macht in die Hände der Geistlichkeit gelegt werden? dann hat man das Papstthum. Oder in die Hände der Laien? Was soll dann aus dem Episcopat werden? Will man eine Laiensynode stiften, um der Macht der Bischöfe das Gleichgewicht zu halten? dann läuft man Gefahr, den Presbyterianismus einzulassen, dessen demokratischer Geist sich nicht mit dem monarchischen Princip des Episcopats und der Kirche verträgt. Nur eins bleibt übrig — der Staat! eine gesetzliche, von Gott gegründete Macht, regelmäßig in seinen Bewegungen, der Natur der Sache nach interessirt, die bischöfliche Autorität aufrecht zu halten, und durch gegenseitige Abhängigkeit damit verknüpft."

Der Verfasser sucht dann weiter die Einwürfe zu widerlegen: daß durch die Verbindung der Kirche mit dem Staat die lebendige Religiosität verloren gehe; daß der Klerus weltlichen Beweggründen zugänglicher, daß die kirchliche Gemeinschaft minder rein, und die Kirchendisciplin gefährdet und schlaff sey. Dann kommt er auf den Punkt des Besitzes:

„Wir haben noch nichts gesagt von einem Punkt, der gewöhnlich in dieser Discussion am meisten hervorgehoben wird: der Verlust der Einkünfte der Kirche, weil das Recht auf ihre Begabungen und auf Zehnten auf einem legalen Titel beruht, der durch ihre Trennung vom Staat nicht umgestürzt werden kann. Daß der Staat auf die Apostasie die Plünderung würde folgen lassen, ist mehr als wahrscheinlich; aber die Kirche ist auch schon von ihren angeblichen Vertheidigern beraubt und geplündert worden; und so lang das Eigenthum heilig gehalten wird, muß sie in ihrem Recht geschützt werden selbst von denen,

die sie verlassen. Ein wichtiger Theil ihrer Hülfsquellen würde aber unvermeidlich verloren gehen. Wir meinen die große Masse von Privatvermögen, welche von Männern, die sich dem kirchlichen Beruf widmen, mitgebracht wird, und wovon die Kirche zum größten Theil erhalten wird. Die Privateinkünfte der Geistlichen, welche jetzt durch das politische Ansehen der Kirche in Stand gesetzt sind, ihren Pflichten sich zu widmen, ohne andere Ansprüche zu opfern, würden wegfallen, wenn jenes Ansehen aufhörte. Es wäre sehr unzuverlässig, für die Hülfsquellen der Kirche auf die zufällige Liberalität der frommen Begeisterung zu bauen. Aus diesen Gründen allen sollte man sich wohl besinnen, ehe man den Schutz und die Unterstützung des Staats für die Kirche aufgibt, man sollte alles, was ehrenhaft und pflichtmäßig ist, versuchen, ihn wieder in höherem Grade für sie zu gewinnen."

Hierauf wird versucht nachzuweisen, welche Verpflichtung die Regierung eines Staats habe, sich der Religion, der Kirche anzunehmen, zugleich aber wird anerkannt, daß die allgemeine Anerkennung der Pflicht eines christlichen Gesetzgebers bei den Schwierigkeiten des jetzigen Augenblicks noch nicht ausreichen; daß die Regierungsgewalt in England wesentlich beschränkt sey durch die öffentliche Meinung. „Keine Regierung kann einem Volk eine Religion auferlegen, gegen die es feindselig gestimmt ist, und leider ist ein ansehnlicher Theil der Nation der Kirche entgegen. Daher ist die einzige Weise, wie der Staat in seiner Verbindung mit der Kirche erhalten werden kann, die, daß die große Masse der Nation zur Kirche zurückgeführt werde. Diese schwere Aufgabe muß aber von der Kirche selbst unternommen und gelöst werden, denn der Staat ist nicht zunächst das Mittel zur Bekehrung; er darf die Kirche nur mit seinen guten Wünschen und seinem Wohlwollen unterstützen."

Nachdem auseinandergesetzt ist, wie die Kirche verfahren müsse — mit Mäßigung, ohne Verfolgungsgeist u. s. w., bringt der Verfasser die Forderung an den Staat vor, die man freilich im jetzigen Augenblick mit Erstaunen aufnehmen werde: die Kirche mit großen Geldbeiträgen zu unterstützen, um einen Theil der Schuld durch Beraubung und Plünderung der Kirche gut zu machen, wovon er dereinst werde Rechenschaft ablegen müssen. Die Zehnten namentlich werden als eine Abgabe betrachtet, „welche von jeher Gott gehörte." Stiftungen an die Kirche werden dringend empfohlen, und dann folgen auch verdeckte und offene Vorwürfe gegen die dermalige Verwaltung Englands.

Gegen das Ende sagt der Verfasser: „der Kreis des Staats fällt nicht mehr mit dem der Kirche zusammen, und wenn man fortwährend so handeln wollte, als ob jenes der Fall wäre, so wäre die Folge davon nur Unbilden für die Kirche und Leiden für gewissenhafte Dissenters, weil die heiligsten Obliegenheiten der Religion dadurch dem Vorwurf der Heuchelei und Falschheit ausgesetzt würden. Große Zartheit ist erforderlich, um unsre alten Gesetze unsrer veränderten Stellung anzupassen, und ein großer Mißgriff ist schon begangen worden, wie in dem neuen Heirathsgesetz: nämlich daß man sucht die Religion noch beizubehalten, während man die Kirche aufgibt. Wenn die Ehe nicht nothwendig durch die von Gott eingesetzten Kirchendiener eingesegnet werden muß, so kann ein Anhänger der Kirche sie nur noch im Licht eines Civilcontracts ansehen. Aber Religon ohne Kirche ist die Losung der Zeit. Morgen wird es, nach denselben Principien, die seyn: Religion ohne Christenthum, und am nächsten Tag dann Religion ohne Gott. Wenn diese Lüge streng ausgeschlossen, wenn das Gewissen der Kirche so wie das der Dissenters erleichtert wird dadurch, daß man nicht mehr darauf beharrt, diejenigen, die außerhalb der Kirche stehen, so behandeln zu wollen, als ständen sie in ihr, wenn dem Dissenter gestattet ist, seinem eignen Willen zu folgen, ohne daß der Staat seine Billigung anspricht oder Hindernisse in den Weg legt, außer durch die stillschweigende Ermahnung und Protestation seiner eignen Anhänglichkeit an den Staat — so wird sich Niemand beklagen können. Die Kirchengliedschaft des Staats besteht nicht darin, daß Alle Mitglieder der Kirche sind, so wenig als die Heiligkeit und Wahrheit der Kirche darin, daß alle ihre Glieder vollkommen sind. Wenn der Regierende als Glied der Kirche regiert, so ist es genug. Nach demselben Grundsatz ist es keine Verletzung richtiger Grundsätze, wenn Manner von irrigen religiösen Ansichten selbst in den höchsten Staatsämtern verwendet werden, falls nur eine Mehrheit von Anhängern der Kirche vorhanden ist und der Sache der Wahrheit keine Gefahr droht." — — „Der Staat kann und soll nur wenig thun, außer daß er das von ihm selbst gethane Unrecht wieder gut macht; die Kirche muß sich selbst helfen. Ohne ihre eigne Anstrengung kann alle Macht des Despotismus sie nicht im festen Bestand erhalten; durch ihre eignen Anstrengungen und mit dem göttlichen Segen kann sie das Volk wieder für sich gewinnen und ihren rechtmäßigen Einfluß wieder herstellen. Ihre Laien müssen Unterstützung leisten, ihre Bischöfe müssen einen richtigen Plan der Austheilung entwerfen; der Klerus im Einzelnen und in jeder Person muß seine Gegenwart und seinen Werth in jedem Flecken des Landes fühlbar machen. Diejenigen, die aus ihrer Gemeinschaft geschieden sind durch eine ungeregelte Frömmigkeit, müssen zurückgerufen werden durch größern Ernst, durch innigere Hingebung und Andacht, durch die Wiederherstellung des ursprünglichen Eifers und der Begeisterung."

Hier schließen wir die Auszüge, welche den Leser überzeugt haben werden, daß der Verfasser dem Gegenstand ein ernstes Nachdenken gewidmet und viele Punkte mit vielem Scharfsinn erörtert und beleuchtet hat; für den Deutschen ist daran auch interessant zu bemerken, daß man in England häufig das Bedürfniß fühlt, Gegenstände, welche bisher nur ganz empirisch, utilitarisch und atomistisch behandelt worden wie Familie und Staat, auf tiefere philosophische Weise aufzufassen und anzuschauen, der mechanischen Betrachtungsweise die organische zu substituiren. Auch fehlt es dem Verfasser nicht an einer gewissen Milde und Toleranz gegen Andersdenkende, und er erkennt das Schwierige der jetzigen Lage der Dinge in England (welche sich auch in andern Ländern, nur in veränderter Gestalt, wiederholt) wohl an; er schildert mit manchen treffenden Zügen die Stimmung und Tendenz des Zeitalters; aber die Hülfsmittel, zu welchen er rathet, dürften sich schwerlich ausreichend erweisen, und dann sind seine dogmatischen Ansichten von der Kirche, die er als so unzweifelhaft voraussetzt, von der Art, daß an sich schon der bedeutendste Widerspruch dagegen erhoben werden kann; und dieser Widerspruch wird sich um so mehr steigern, je mehr er auf diese Grundlage des Begriffs der Kirche zu bauen und zu stützen bestrebt ist.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Nr. 95 u. 96.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

20 August 1840.

Festus.

In demselben englischen Magazin, welchem wir vor einiger Zeit den Aufsatz über das Chartistenepos Ernst entnahmen, findet sich, in einer spätern Nummer, von der Hand desselben Kritikers (des Herausgebers John Heraud selbst), ein Artikel über ein anderes Gedicht: Festus, welches ebenfalls für das deutsche Publicum, schon wegen der Verwandtschaft des Gegenstandes mit Goethe's Faust, nicht uninteressant seyn möchte. Wir geben daher das Wesentliche dieses Artikels nebst den darin angeführten Proben in der Uebersetzung. Zur Erklärung der Anfangsworte des Artikels bemerken wir, daß John A. Heraud Verfasser ist von: das Gericht der Fluth, die Höllenfahrt und andern Gedichten verwandter Tendenz. — —

„Wir fühlen einigen Beruf und einiges Recht in uns, über religiöse Poesie überhaupt zu sprechen und über ein Gedicht wie das vorliegende insbesondere. Der Plan des Werkes ist derselbe wie in Goethe's Faust, und die Lösung desselben Problems wird in ähnlicher Weise versucht. Goethe's Faust jedoch war ein von der Tradition überlieferter Charakter; Festus ist ein Geschöpf der eigenen Erfindung des Dichters. Nicht allein aber in dieser, sondern in allen Beziehungen hat sich der Dichter von allen Hemmungen und Beschränkungen freigemacht. Seine Phantasie ist auf keine Schwierigkeiten gestoßen, wie sie durch bestehende Formen oder Sitten bereitet werden könnten — sondern sie schafft sich, wie die Gelegenheit es mit sich bringt, ihre eignen Glaubensweisen, ihre eignen Sitten und Gebräuche, und sogar schafft sie sich in ihrem fesselosen Flug ihren eigenen Gott und Teufel. Sie verschmäht es, hergebrachte Gestalten und Worte zu adoptiren, sie spricht selbst und vertraut der Inspiration, welche das Wort ist, in Betreff der Wahrheit, welche das Wort aussprechen soll. Wenn so alle Hemmnisse der Production vermieden werden: an was soll das Talent des Dichters erkannt und erprobt werden — ein Talent, das sich doch gewöhnlich in der Ueberwindung von Schwierigkeiten beurkundet?*) Wie groß immer die Originalität von Homers Geist seyn mochte, er hatte es mit griechischen Sitten, griechischer Mythologie, griechischer Scenerie, griechischen Ereignissen, mit Griechen und Griechinnen zu thun. Er hatte seine neuen Conceptionen in diese alten Formen zu bringen, und nur dadurch konnte er dem Sinne des Volks zugänglich und verständlich werden. Der Dichter des Festus, in diesem Punkt selbst über Goethe hinausgehend, wirft sich in das rein Ideale, und macht seinen Willen und seine Phantasie gänzlich von allen Hemmnissen und Fesseln frei. Mit Einem Wort, er thut was ihm beliebt, und daher ist es kein Wunder, daß er seine Aufgabe mit Leichtigkeit löst. Aber wir müssen das Talent auch unter einem andern Gesichtspunkt betrachten — als frei von allen Hemmnissen, als eine Kraft für sich selbst, sich die Atmosphäre erschaffend, in der es sich bewegt. Das Talent, welches über Schwierigkeiten triumphirt, athmet die Luft, die schon vorhanden, und die ihm, da sie nicht seine eigne Schöpfung, Widerstand leistet. Aber die Seele ist sich selbst ihr Raum und der reine Geist athmet in seinem eignen Medium. Die in dieser primären Schöpfung sich offenbarende Dichterkraft ist höher sowohl als ursprünglicher. Ob menschliche Kraft von solcher Art seyn kann, mag bezweifelt werden; aber ist die Dichterkraft menschlich? Ist der Dichter des Festus menschlich? Ja! denn er sagt uns, trotz alles gegentheiligen Anscheins, sey doch das vorliegende Werk nicht ohne große Schmerzen und Anfechtungen erzeugt worden. Wenn wir ihm glauben dürfen, so war er, in Rücksicht der Leiden, die es ihn kostete, ein wahrer Messias unter den Sängern. Seine Kämpfe erzählt er so:

Lies, Welt, dieß! der es schreibt, ist für dich todt,
Doch lebt in diesem Buch. Es sprach begeistert;
Bei Tag und Nacht drängten sich die Gedanken
Ganz ohne Zuthun, ohne Wunsch, ihm auf,
Wie Blut dem Herzen. Das es durchgemacht,
Das Studium — es war die Seelenfolter.
Hoch war der Grad, den er errang: es war
Der Grad des Jammers bei Erkenntnißfülle.

*) Dieß ist doch ein etwas gar zu negativer Begriff von der Poesie! Im Gegentheil, wer denkt bei ächter Poesie zuerst an die Schwierigkeiten — als etwa ein Kritiker?

Er duldete das Schwerste und gewann
Als Preis: im eigenen, zerrissnen Herzen
Zu schauen ein'ge goldne Samenkörner —
Die sät er aus — er hoffte Wahrheit sey es.

Wir brauchten nicht erst zu erfahren, daß der Parnaß eher ein Gethsemane als ein Paradies ist. Wir schreiben dieß nicht im Leichtsinn hin, sondern mit einem heiligen Gefühl, mit tiefer Bewegung und mit ernstem, auf Erfahrung beruhendem Bewußtseyn der ausgesprochenen Wahrheit. Diese Geburtsschmerzen werden mehr und mehr von der nachkommenden Dichtergeneration empfunden werden. Das Altverjährte ist todt — die Glaubensweisen sind veraltet — das künftige kathol. Christenthum ist etwas ganz, ganz Verschiedenes von der erbleichenden und welkenden sektirerischen Geistlichkeit. Unsre religiösen Systeme sind von Menschen gemacht worden, aber die Religion selbst ist von Gott, und ewig neu, wird sie die alten Schläuche zerreißen bei jeder neuen Ausgießung des Weins göttlichen Zorns oder erneuernder Gnade. Alle Zeichen der Zeit sprechen davon, daß ein neuer Cyklus begonnen; und die heranwachsende Poesie bezeugt vielleicht so lebhaft als irgend sonst etwas dieß wichtige Factum. Daher gehen täglich Wunder vor unsern Augen vor, Wunder der Vorsehung als passende Herolde der dritten Ausspendung der Liebe.

Nie war eine Zeit bedeutsamer als die gegenwärtige. Der Geist der öffentlichen Schriftsteller sollte sich zur Würde ihres Berufs erheben. Die Kritik muß so transscendental werden, als die Poesie es schon geworden ist; der populäre Dichter muß die heiligsten Themata aufnehmen; die eiteln, leichtfertigen, weiheloſen gelten hinfort nichts mehr. Sie sind todt — begrabe man sie fern von unsrem Auge!

In der Form und in der Anordnung der Scenen ist Festus nach dem Muster von Goethe's Faust gedichtet. Er beginnt mit einer Scene im Himmel, wo die Dreieinigkeit und die Engel die redenden Personen sind, und Lucifer die Versuchung des Helden beantragt. Im Vorbeigehen bemerkt: was ist die Idee des Dichters von Lucifer? Wir sind der Ansicht, daß dieser Charakter schwach gezeichnet sey, nicht so scharf und vom Dichter so wohl verstanden wie Goethe's Mephistopheles. Aber so weit wir verstehen konnten, ist er, fürchten wir, eine Art von negativem Gott, ein Begriff, welcher zu den schlimmsten Irrthümern des Pantheismus gehört, und der, indem er dem gesammten Gedicht einen pantheistischen Charakter mittheilte, seiner Trefflichkeit bedeutenden Abbruch thun würde. Der Dichter ist jung, nicht älter als drei und zwanzig Jahre; und wenn jenes der Fall ist, so wird er sich schon aus diesem Stadium der Ueberzeugung herausarbeiten; dann aber wird er Ursache haben, einige Unvollkommenheiten in seinem gegenwärtigen Werke zu bereuen, welche von radicaler Art sind, und das ist Schade.

Das ist nun aber einmal der große Fehler an unsrer modernen Poesie, daß wir statt eines vollkommnen Gedichts immer nur Werke bekommen, welche die eigenthümlichen Entwicklungen in gewissen Stadien und Zuständen des individuellen Geistes des Dichters bezeichnen. Wir fragen nicht darnach, in welchem Lebensalter die Ilias oder Lear gedichtet worden seyen; sie sind gut, groß, wunderbar, mögen sie mit sieben oder mit siebzig Jahren gedichtet worden seyn. Gewisse psychologische Vortheile ergeben sich aus der modernen Weise, aber diese kommen mehr auf Rechnung des Wissenschaftlichen als des Poetischen. Der Experimentalist tappt gern herum in den Gebieten der Erfahrung — aber dabei ist er eben ein Halbgelehrter und kein wahrer Philosoph. Diese Wortpoesie bedarf der Umgießung — sie sollte in den Ofen geworfen werden, und, geschmolzen, sollte sie geläutert wieder herauskommen und in geeignete Formen gegossen werden, werth, vermöge ihrer Vollendung, dem feinsten Gold ihr Gepräge aufzudrücken.

Wäre es daher nicht gut, wenn hinfort jeder Dichter seine Dichtungen für sich behielte, bis er das vierzigste Jahr erreichte, und dann aus seinen alten Materialien, mittest besonnener Auswahl und Verwerfung, ein in allen seinen Theilen vollendetes, und in seinem Gesammteindruck befriedigendes Gedicht bildete? Es ist dieß ein Vorschlag, der die reiflichste Erwägung verdiente, mag die Eitelkeit dagegen sagen was sie will: der Ehrgeiz ächter Art wird dafür stimmen. Eilt doch nicht so zur Presse! Der Beifall des Publicums ist kein Beweis der Trefflichkeit. Gehe mit dir selbst zu Rath, o Dichter! Es gibt keinen Menschen, keine Gesammtheit von Menschen, welche dich belehren könnten; daher warte deine Zeit ab und verlaß dich inzwischen auf dein eignes Urtheil; deines Talents bewußt, keiner Bestätigung von außen benöthigt, schaffe im Stillen und Geheimen fort, bis das vollendete Werk mit voller Zuversicht und in gereifter Form an den Tag gebracht werden kann, dann mag das Auge der Sonne hell darauf scheinen, und mit seinem Glanze sich mischend, diesen nicht trüben, sondern verstärken.

Festus ist ohne Zweifel für diese Dichtgattung zu lang. Wir finden im Verlaufe desselben die ermüdendste Wiederholung. Auch ist ein Theil darin, wo der Dichter zu dogmatisiren anfängt, und ein schwerfälliges theologisches System daherbringt, natürlich zur Erklärung des Gedichts. Er hätte seine Sache besser angreifen sollen. Goethe vermied es, sich so bloß zu geben. Die Poesie soll es mit Symbolen, nicht mit Dogmen zu thun haben. Jedem Leser sollte es überlassen bleiben, sich selbst die seinigen zu machen, sie aus den Typen und der allgemeinen Handlung zu entnehmen. Der Verfasser des Festus hat sich eine Verantwortlichkeit aufgeladen, der er sich hätte entziehen können. Seine eignen Ansichten über diese Punkte werden sich ändern, und dann wird er wünschen, daß er doch lieber Charaktere und Gang der Handlung für sich selbst hätte sprechen und dem für Lehre Empfänglichen solche ertheilen lassen. Mit Worten belehren, nachdem man schon mit Symbolen belehrt, heißt dasselbe Werk zweimal thun, oder vielleicht ein zweites Werk mit vielleicht verschiedenem Sinn daherbringen.

Wir entnehmen aus diesen Dogmen, daß folgendes die Religionsartikel sind, welche der Verfasser zu verbreiten wünscht:

1. Daß die Liebe Gottes so unendlich sey als die menschliche Unvollkommenheit.

2. Daß Gott über das von Menschen verübte Böse lache und es zulasse.
3. Daß der Mensch sich nicht selbst geschaffen habe und daher auch nicht für sein Herz verantwortlich sey, das er so wenig hemmen und ändern kann, als es Gottes Willen aufzuhalten vermag.
4. Was der Mensch thut, Gutes oder Böses, ist von Gott vorher bestimmt und dient zu seiner Verherrlichung.
5. Nichts in der Natur geht verloren; und keine Seele, obgleich versunken in der tiefsten Tiefe der Sünden, ist für Gott verloren.
6. Das Uebel und Böse ist kein positiver Zustand, kein positives Princip, sondern in seiner Form und in seinem Maaß ist es zurückzuführen auf einen Mangel des Guten, und das Gute ist das einzige positive Princip in der Welt.
7. Der Sohn Gottes wird jeden Geist, Mensch oder Teufel, erlösen. Sein Leben leidet immerdar um der Liebe willen. Im Gericht und in der Erlösung der Welten verfließt sein ewiges Daseyn. Der Beste und der Schlimmste bedürfen einer und derselben Erlösung.
8. Jeder Mensch ist gerettet im Sohne, welcher Gericht hält; denn obgleich der Gottheit voll, fühlt er doch die Schwachheit der Wesen, die er geschaffen, und kann sie richten, weil er ihnen ähnlich fühlt.
9.

Festus.

Seel' und Gesang beginnt und endet im Himmel,
Der eure Wieg' und ew'ge Heimath ist.

Der heilige Geist.

Es war eine Zeit, wo Gott allein war Alles,
Und kommt einst neu. Die Stunde ist gesetzt,
Wo Seraph, Cherub, Heil'ger, Mensch und Teufel
Vereinigt, unbegreiflich hoch erhaben
Ueber ihr jetz'ges Seyn, zu Gott gezogen
Wie Thau zum Aether — lauter Himmel sind.
Wo alle Seelen sind in Gott, und Gott,
Nichts ist als Gott.

Gottes Sohn.

Laß Alle Gottes seyn!

Gott.

Endlose Welt! und ich bin Gott alleine;
Das Ja, das Ewige, das Ganze, Eine!
Ich war nur — Geist und Stoff unter mir lassend,
Vollkommenheit, gränzlos sich selbst erfassend.
Ich bin nur — so in Macht wie Gnade Einer;
In jeder Form leb' ich, gebannt von keiner;
Ich nur werd' seyn — wenn aus der Welten Lauf,
Geht neu mein gränzenloses Daseyn auf.

Hier hätten wir nun einen hübschen Haufen von Speculationen, mehr oder minder geschickt verwoben mit größern oder kleinern anderartigen Abschnitten. Das sind die Theorien, die in das Gedicht verschlungen werden sollen. Diese Art Poesie hatte Shelley längst aufgebracht, ehe der Dichter des Festus seinen Versuch machte; aber diese Art Poesie hat ihre großen Schwierigkeiten. Was die Träumereien und Stredungen des Schwärmers und Visionärs befriedigt, wird nicht ebenso den Zwecken des Dichters dienen. Die poetische Kunst muß nothwendig einen objectiven Charakter haben, und das rein subjective Ideale ist daher zur Darstellung nicht geeignet, es ist in der That gar nicht darstellbar. Alle Schwierigkeiten, mit welchen Shelley ringt, sind fünfhundertfach in dem Gedicht: Festus.

Ist Festus ein Mensch? Er ist der letzte Mensch, und gleich vielen vor ihm, lebte er ein Leben der Liebe und der Untreue; aber es ist von ihm die Rede als von einem Menschen, der durch Einen Herzschlag, durch Eine Thräne den Himmel gewonnen. Aus all diesem erfahren wir, um die neun obigen Sätze zu Einem zusammenzuschmelzen, daß Liebe auch ohne Treue einem Menschen den Himmel erwerben kann. Mit andern Worten: daß ein Mann von der frühen Jugend an bis ins Alter ein Weib um das andere verrathen mag, aber doch, in Betracht der Liebe, die er der Reihe nach für alle fühlte, durch solche Liebe gerettet werden wird. Weil, wie Lucifer am Ende dem Festus sagt: „Im Himmel seyn, heißt: lieben für und für," worauf Festus dankbar versetzt: „Ich bin froh!" worauf der Sohn Gottes ihm zuruft: „Komm her zu mir!" Festus fragt: „Aber wo sind denn die, die ich liebe?" und dieselbe erhabene Person antwortet ihm: „Dort jene sel'ge Schaar!" darauf ruft Festus aus: „Ha, ihr Gesegneten, kommt her zu mir! Geliebte meines Herzens auf Erden, meiner Seele im Himmel! Seyd ihr denn Alle hier bei mir?" darauf antworten sie einstimmig: „Alle!" und Festus erklärt dann feierlich: „Das ist der Himmel!" Und so wird Festus gerettet und erlöst, nicht indem er Lucifers Versuchung widersteht, sondern einfach indem er ihr nachgibt, und dasselbe wäre der Fall gewesen, möchte er versucht worden seyn oder nicht.

Urtheilen über den Geschmack in Diction und Bildern eines Gedichts, das so über alle hergebrachten Begriffe und Gesetze sich wegsetzt, hieße: einen ganz verschiednen Maaßstab an das Ganze und an die einzelnen Theile anlegen. Das Gedicht stellt sich durch seine schrankenlose Ueberschwänglichkeit außerhalb den Bereich der Kritik. Der Geist, in welchem die Conception und die Ausführung sich gründet, mag weise Tollheit seyn, aber dessenungeachtet ist es Tollheit. Wir glauben uns daher nur berufen, einfach einige Proben des Styls zur Belehrung des Lesers vorzulegen, ehe wir den Gegenstand in extenso erwägen.

Gott hat zu Lucifer, auf dessen Bitte um die Erlaubniß, den Festus versuchen zu dürfen, gesagt:

Du hast Gewalt nicht über seine Seele;
Mein sind die Seelen all' in alle Zeit,
Und seine geb' ich dir anheim, daß er
Wiss', meine Lieb' ist mehr als all sein Sünd'gen,
Und selbst erfahre: daß nichts außer Gott
Den Seelen, die er groß macht, kann genügen.

Worauf der heilige Geist demerkt:

Und ich will heiligen ihn bis hin zum Ziel
Des Himmels, daß, wie tief auch seine Seele
Er tauch' in Sünde, als in flüss'ges Wachs,
Es doch zu Gottes Herrlichkeit gereiche.
Glänzen soll er in lichtgetränkten Kleidern

Zuletzt im Himmel. Alles ist im Himmel
Beschlossen und vollendet, eh' auf Erden
Man es versucht; erkoren ist das Kind!

Das Folgende ist für einen jungen, zwanzigjährigen Dichter außerordentlich:

Das, das heißt sterblich und unsterblich seyn!
In einem Cirkel leben; und der Punkt,
Der dunkle, seyn, wo aller Dinge Schatten
Sich treffen, mischen, dunkeln. Alles zeigt
Die dunkle Seite mir, wo muß das Licht seyn.
Mir ist wie einem Samen in kalter Erde,
Rastlosigkeit im Herzen, Durst nach Luft!
Die Leidenschaft ist das Verhängniß. Selbst
Ist sich das Herz sein Schicksal. Es ist gut
Daß sich so bald abreibt der Jugend Gold!
Das Herz wird schwindlich von dem trunknen Tanze
Und die wollüst'ge Eitelkeit des Lebens
Fesselt, betrügt nicht meine Seele mehr.
Mein Geist ist abgestumpft. Mich freut nichts mehr,
Woran nicht ist der Sünde Honigfackel;
Die süße Gäheung, die die unversuchte
Jugend erfüllt mit Sehnsucht, der Natur
Vorauszueilen, und in Einsamkeit
Und Traum sie schluchzen macht in Todessehnen;
Der Seele kecker Sporn, der das Gefühl
Der Lust erhöht und schärfer macht, verschwendet
Nur mehr und wird bald stumpf. Erheb' dich, Herz!
Ermann' dich, Herz! du bist voll Frühlings noch!
In meinem Köcher sind noch viele Pfeile;
Doch was gilt ein Gedank' an all die Dinge?
Wie niedrig ist, wie ärmlich jede Sorge!
Wie zweifelhaft ist das System des Geistes!
Und dann der wandellose, hoffnungslose
Kreis von Ermattung, von Herzlosigkeit,
Von Schmerzen, Leiden, Eitelkeit und Lastern!
Und diese bilden doch das Leben; mind'stens
Das Leben das ich sehe, wenn nicht fühle.
Sey's denn! Wir sind unsterblich. Wie wünscht' ich,
Daß ich die Menschen könnte lieben, denn
Unter des Lebens Zwecken scheint nur einer
Von Werth zu seyn: Gutes zu thun den Menschen.
Nicht gilts: wie lang wir leben, sondern wie;
Denn, Theile Einer Menschheit, leben wir
In jeder Zeit; wir denken und wir fühlen
Und stehen mit den Künft'gen und Vergangnen,
Wie mit der Gegenwart. Eins ist der Mensch,
Und hat Ein großes Herz. So fühlen wir
Mit einem Riesenpulsschlag übers Meer
Das Recht, das Unrecht — einer von dem andern;
So sind wir Menschen. Laß uns weniger
An Menschen und dafür an Gott mehr denken!
Manchmal umflattert der Gedanke uns
Gleichwie in stiller, blauer Luft ein Vöglein;
Dann wieder steigt er langsam auf, wie eine
Wolke, die athemlos erklimmt den Himmel,
Und grad ob unserm Haupt sich nieder läßt.
Oft fühlen wir den Wunsch den Geist durchzucken,
Gleich der Rakete, die zum Himmel zischt,
Mit Gott uns zu vermählen und den Abschied
Der Welt zu geben; doch inzwischen sehet
Die Welt sich um und ängelt scharf uns an —
Die schmeichlerische Welt! Wir fühlen, wie
Sie sanft den Arm uns niederdrückt, den wir
Erhoben hatten, in der Wahrheit Dienst
Zu thun so große Wunder; fühlen, wie
Sie zärtlich sich an unsre Seite schmiegt,
Wie durch den Körper zuckt ihrer Berührung,
Und wir sind Narren und aus ist's mit uns.
Wir sind von Anfang her nichts als ein Wrak;
Gesund an uns nichts. Mach' ein End', o Gott!
Ein Trost ist's, daß wir einmal enden müssen.
Dort geht der Sonnen Sonne unter! stiebt
In lauter Feuer, wie Assyrieus
Im Tod großer Monarch. O Gott der Macht!
Wir lieben die Gewalt, leben von ihr;
Sie ist der Seele Ziel; der Geist muß herrschen,
Sieg ist sein Leben. Warum machtest du
Nicht Einen Geist, der Sonne gleich, zum König
Ueber die Welt zu seyn? und oh! daß ich
Wär' dieser Sonnengeist gewesen! wie
Hätt' ich mit Gluth die Welt durchdringen wollen,
Zu Lieb' und Anbetung und reinem Leben!

Hätten Coleridge, Wordsworth, Goethe und Shelley nicht gelebt, wir würden dergleichen als ein Mirakel betrachten. Wir geben ein paar weitere Proben:

Wie kann die Schönheit von stoffart'gen Dingen
Gewinnen so das Herz und auf den Geist
So wirken, wenn nicht ihnen wesengleich?
Sind große Gegenstände und Gedanken
Vom gleichen Blut! Sie haben gleiche Wirkung.

Die Welt muß große Geister haben, wie
Sie große Sphären oder Sonnen hat,
Kleinre, unruhige Geister zu beherrschen,
Indeß sie still stehn und lebendig brennen,
In ihrer Ordnung jene zu erhalten,
Sie zu erleuchten und sie zu erwärmen.

So wie wir nie die Sonne selber sehen,
Sondern das Licht nur um sie, wie die Glorie
Um eines Heil'gen Stirne, so auch wirst
Du Gott nie schauen. Seine nackte Liebe
Ist schrecklich, ist so groß, daß Heil'ge mehr
Vor der Vergebung, als die Sünder vor
Dem Tode zittern.

Des Glaubens Aug' kann durch die Hölle schauen
Und durch die feste Welt. Denken an Gott

Müssen wir Alle. Dort das Wasser muß
Den Himmel spiegeln.

Die Mitternacht! Der Tag hat zu viel Licht
Für uns, als daß wir geistig könnten schauen
Die Dinge. Geist und Nacht müssen geheim,
Wie Liebende, die man bewacht, sich treffen,
Welchen 's genügen muß, die heilige
Gestalt zu sehen von einander.

Der Geist ist gleich dem Faden, dran gereiht
Die Kügelchen, die Welten sind des Lebens.

Folgende Zeilen enthalten die Idee des Dichters von Lucifer:

Nicht wie gebühret's, noch dir, des Uebels Ende
Zu wissen. Ich füg's zu und du mußt leiden.
Es kennt der Pfeil sein Ziel nicht, seinen Zweck;
Und ich stürm' hin meine Zerstörungsbahn,
Ein Strom, an todter Menschen Seelen reich;
Denn wenn ich's wüßte, hätt' ich Freud', und das
Ist euch mein Wesen mir versagt. Ich kenne
Nicht Lust noch Leid; nur ewig gleiche Trauer,
Wie des traubsel'gen Nachtwinds, ist der Ton
Meiner Empfindung immerdar; ich bin nicht
Wie andre Geister, eine Einsamkeit
Bin ich wie selbst, ich, der allein'ge Geist.
. . Die Sterblichkeit ist mein, das grüne
Unreife Weltall. Aber wie die Feucht
Zeitigt und Welt um Welt gereift sich löst
Vom welken Stiel der Zeit, wie dein Geschlecht
Von jetzt verschwundnen Sternen sah, ist mir
Verborgen Alles.

Noch einige Gedanken — Empfindungen — Bilder:

Die Nacht bringt Sterne hervor, so wie der Kummer
Wahrheiten uns läßt schauen; sind's gleich viele,
So helfen sie doch nichts; ihr Glanz erhellt nicht.
Zu spät, um uns zu dienen, kommen sie;
Und traur'ge Dinge sind zu wahr nur immer.
Wie sehn die Sterne nie, als bis wir nichts
Sehn außer ihnen. So ist's mit der Wahrheit.

Nachlässig sich ums Haupt die Sterne schlingend,
Ein Perlennetz, thront sie, die goldge Nacht!
Ich lieb' die Nacht mehr als den Tag; sie ist
So lieblich. Viele Sänger hat die Nacht
Gewonnen sich, weil sie so lieblich ist;
Denn Schönheit ist's, die Poesie erweckt,
Und dem berauschten Aug' entquell'n Lichtzähren.

Die Schönen sind niemals verlassen ganz;
Jemand liebt immer sie: Gott oder Menschen.

Oh! sie war reizend! Frühling war ihr Wesen
Und tödtliche Schönheit wie ein jungfräulich
Schwert. Schaurig schön war sie!

Wasser! ich hab' euch sehr geliebt. In Festus'
Der Jugend und der Kindheit war's mein Leben,
Leicht wie ein Blatt über euch hinzugleiten,
Oder in jenem Schiffchen, gleich der Schwalbe,
Ob euch zu schweben; oder wie ein liebes
Kleinod an eurer sonn'gen Brust zu liegen.
O könnt' ich, in mein Inneres schau'nd wie ihr,
Dein meinen Himmel finden! Lebet wohl!

All dieß muß enden, muß vergehn, versinken
Gleichwie ein Kiesel in vergessne Zeit;
Denn Gott legt seine Hand einst auf die Erde
Und wie ein rothes Laub zermalmt er sie.

Der Verfasser gibt sich, wie wir errathen, den Träumereien der Geologen hin. Er läßt den Lucifer versichern:

Ich kann mich wohl erinnern, wie die Erde
War eine große, kriechende Masse, ganz
Von ungestalten Wesen nur belebt,
Wo nur drei Dinge waren in der Welt:
Berge, Gewässer, Ungeheuer; noch
Hatte die Zeit der Sternen Augen nicht
Verdichtet; u. s. w.

Angela ist Festus' erste Liebe, aber sie ist im Himmel, wohin Lucifer auch den Festus, früher oder später, zu bringen verspricht. Inzwischen ergötzt sich der letztere mit Clara, in deren Gesellschaft wir ihn finden in einem Alkoven oder Garten. Die Dame scheint nichts gegen die Religion, aber viel gegen ihre Formen einzuwenden zu haben:

Was sind dem Glauben Formen? Nebelstücke,
Die sich verziehn; ein Kind am blauen Himmel.

Sie liebt auch Festus' Seele und möchte sie retten. Festus antwortet: er liebe den Tod;

Unsterblichkeit jedoch, mit ruhigem Finger
Deutet nach einer fernen, tiefen Welt,
Und spricht: dort meine Heimath ist mit mir.

Clara.

Siehst du die Welt?

Festus.

O ja! ein schattenhaftes
Und unermeßliches Gebilde ist sie,
Sie ist wie ein entkörperter Planet,
Der Geist von einer großen Sphäre, die
Gott mit dem Streich des Todes that, wie eine
Welt, welche Gott gedacht nur, nicht geschaffen.

Clara ist sehr erstaunt über die magische Gewalt ihres Geliebten, hofft aber, sie komme von guten Händen. In der nächsten Scene wünscht Festus sich von Lucifer zu trennen und thut es. Aber sie treffen sich wieder auf dem Marktplatz einer Landstadt und stellen philosophische Betrachtungen an über die mannigfaltigen Geschäfte, zu welchen die Menschen unendliche Mühseligkeiten und Kräfte verwenden. Ein Leichenzug zieht vorüber, es von einem Mädchen, welches Festus selbst verlassen hat. Festus moralisirt — Lucifer wird scherzhaft und hält eine heuchlerisch

spöttische Predigt an die Menge. Einige Bilder in dieser Rede sind auffallend:

Faltet, so lang es Zeit, hübsch eure Seelen,
Und adressiert sie an Gott im Himmel;
Sonst kann ein Andrer kommen und sie nehmen
Und siegeln und — ihr wißt schon wohin! schicken.

Vielleicht ihr glaubt: eur Leben tröpfle aus,
Wie Bäche im Sommer trocknen. Laßt uns sehn!
Versucht's mal: dämmt es ein; dann steht es still,
Wird sumpfig, dick und klumpig. Dadurch würde
Das Leben schlimmer als der Tod.

Gebt auf dieß Wesen,
Erkennet eure Stellung, sprecht mit Gott
Und sagt ihm einmal; Herr, mach du den Anfang!
Nimm du den Finger weg von deinem Auge!
Er wehrt Gott und dem Weltall sich zu sehn.
Meint ihr, nichts gelten euer Seelen Gott?
Sind sie so klein? Was ist denn groß bei Gott?
Was wollt ihr scheinen gegen Gott? Euch selbst!
Bringt eure Wage, setzt euch alle drein,
Nehmt Himmel, Erde, Höll dazu — das Weltall:
Gott legt den Finger in die andre Schale,
Und, eine Blase, schnellen wir empor.

Wohl mocht' er sagen: er kommt wie ein Dieb,
Denn er wird brechen eure Schranken, wird
Zertrümmern eure Thore, die sich ihm
Versperrten einst, und wird euch obdachlos
Und schaudernd unter den Gerichtsstürmen jagen,
Der Himmel wird ob eurem Häupten krachen
Wie eine Glock' in Feuer und euch alle
Begraben unter seinen blanken Scherben.

Alle sind Teufel für sich selbst,
Und jeder Mensch ist selbst sein eigner Todfeind.
Die Aehrenlese nun bekommt die Hölle;
Den vollen Wagen aber hat die Erde,
Und ihres Herbstertrags ist froh die Hölle.
Ihr aber seyd großmüthig gegen die Sünde,
Und ihr mißgönnt den Aehrenlesern nichts,
Ihr bittet sie, drängt sie herbei zu kommen:
Laßt keine Aehre, laßt kein Körnchen Sünde
Verloren gehen; sammelt, mahlet Alles;
Es ist ja unser Brod, und schämen müßten
Wir uns, die Gaben Gottes zu verschleudern.

So geht diese excentrische Rede noch weiter fort, bis er am Ende in seiner lustigen Bosheit fürchtet, er möchte seinen Zuhörern zu ihrem eignen Besten bange gemacht haben. Daher beschließt er, sie „rückwärts zu reiben wie eine Katze," und sagt zu Festus:

Und du sollst sehen wie sie sprein und funkeln.
Laßt uns annehmen, Freunde: ihr seyd Menschen,
Und dort ist Gott, ich will der Teufel seyn.
Recht so. Ich bin der Teufel.

Einer aus dem Haufen.

Ich glaub' Ihr seyd's.

In den folgenden Worten insultirt er die Menge so, daß sie sich zu Gewaltthätigkeiten erhebt; er beschwichtigt sie dadurch, daß er einen Hymnus preis gibt, der davon handelt, wie die Erde die Erde betrügt, die Hölle die Hölle verflucht, der Himmel den Himmel segnet. Die Menge zerstreut sich; Festus stellt Betrachtungen an über Stadt und Land und gibt letzterem den Vorzug. Lucifer erwiedert ihm nachlässig hinwerfend:

Zeit ist's, daß etwas für die Armen geschieht;
Die einz'ge Gleichheit ist der Tod auf Erden;
Jetzt sind so Reiche wie Arme mißvergnügt.
Ich bin für einen Spruch, der beide ruhig macht.
Ohne Zerstörung kann geschehen nichts.
Tod ist das allgemeine Salz der Staaten,
Blut ist die Basis von Allem, Recht und Krieg.
Den Löwen, dieß Jahrhundert, könnt' ich machen
So zahm, daß er mir wie ein Hündchen folgte.
Ich würde gern die Welt makadamisiren,
Die Höllenstraße braucht Verbesserung.

Die nächste Scene heißt: der stundenlange Ritt. Wir geben den Anfang.

Lucifer.

Willst reiten?

Festus.

Ich will ein Stündchen reiten.

Lucifer.

Ich schaffe die Rosse, ich will dich geleiten.
Komm hieher, komm hieher,
Mein tüchtig schwarz Roß,
Auch du komm risends,
Sein guter Genoß!
Wie die Rosse des Tods
So flink seyd ihr nicht;
Doch gleich sicher im Gang,
Nie der Athem euch gebricht.
Ihr schleppet die Welt
Ohne Rast, ungeletzt,
Sechs tausend Jahr'
Und spät wird es jetzt.
Tragt jetzt uns noch dießmal.
Und heim sollt ihr dann,
Und rasten vom Fasten;
Heran, schnell heran!

Festus.

Sie sträuben die Mähnen
Wie schäumende Wellen;
Sinengleich fliegen die Schweife,
Die Feueraugen schwellen
Wie Donnerkeile.

Lucifer.

Her, Füllen, in Eile!
Auf und davon!

Und fort eilen sie, nach Frankreich, Spanien, Italien, Griechenland, der Schweiz, Deutschland, Oesterreich, Polen, Rußland, der Tartarei, nach China, Hindustan, Afrika, Amerika und zurück nach England. Das Alles ist der Ritt einer Stunde; und nach diesem finden wir den Versucher und den Versuchten wieder beieinander bei einem dörflichen Fest, um die Abendzeit. Festus begegnet einem blinden alten Mann, den er früher gekannt, aber der ihn nicht kennt. Mehrere liebende Paare treten vor, worunter das letzte bemerkenswerth ist.

Die Frau.

Jetzt, liebt ihr mich?

Der Mann.

Gewiß!

Die Frau.

Dann schlagt ihn nieder!

Der Mann.

Ihn nieder schlagen, dort?

Die Frau.

Ja, den dort. Ihr
Treffi Euren Mann. Ich bin gerächt. Ich lieb' Euch.
Die bissge Dirne! Sie hass ich, nicht ihn.
Sie spüet es wohl.

Constable.

Euch such' ich. Fort mit ihm.

Die Frau.

O laßt ihn! Mich nehmt. Ich trieb ihn dazu.

Worauf Lucifer sarkastisch bemerkt: „Sieh da das Glück, von dem du rühmend sprachst," denn Festus hatte zuerst über die Scene sich so geäußert:

Rasten wie auf der Brücke. Ich bin müde.
Der hohe, schlanke Baum dort! ist ee nicht
Ganz wie geschaffen eigens füe den Platz,
Ein Maienbaum, von der Natur gesetzt!
Doet, die eeleuchteten Buden, angefüllt
Mit guten Sachen, unsrer Kindheit Schätzen,
Und hinter ihnen dee laut scheeiende
Guckkastenmann, der Cymbel lautes Schmettern;
Die offnen Hütten mit des Heedes Lodten,
Die Kinder, die mit nackten Füßen laufen,
Kuchen in jeder Hand, zum Mutterschooß;
Voll Jubels Jung und Alt, Schulknaben mit
Ihren Spielsachen; Gaukler Späße reißend;
Mädchrn verstohlnen Auges, denen's Lächeln
Theont auf den Wangen, von der Sonn' geröthet,
Wie Apelosen von der Mittagsgluth:
Gibt eine Scene, die mich ganz reißt hin.
Ergötzen muß sie Jeden, den Gesell'gen
Und den Selbstsüchtigen; den dessen Heez
Wie eine Insel ist und den Weichmüth'gen;
Sind sie nicht glücklich?

Jetzt aber ruft Festus aus; „das ist eine schlangengleiche Welt, und hat immer ihren eignen Schwanz im Munde, als ob sie sich selbst verschlänge." Aber er begnügt sich mit der Betrachtung, daß: „Elend allein oder Gleichgültigkeit uns lebendig erhält. Wären wir glücklich, so würden wir sterben. Wir müssen sterben. Lassen wir der Erde unseliges Leben. Aber was ist der Tod? Ich denke gern über den Tod," und so geht es fort. Dann folgt eine Ballade von einem Zigeunermädchen, die originell genug ist. Eine weitere Ballade scheint politischer Natur zu seyn und sich auf eine gewisse junge Königin zu beziehen, welche auf dem Thron einer „thörichten Insel" (silly isle) sitzt.

(Fortsetzung folgt.)

Naturpoesie außereuropäischer Völker.

(Schluß.)

Von besonderer Schönheit haben wir einige Lieder gefunden, die die Verfasserin von den Malayen in Madagascar angeführt hat; z. B.

Der Tochter Klage.

Eine Muttee schleppte zum Gestade
Ihre Tochtee hin, die einz'ge Tochter,
Um sie dort den Weißen zu verhandeln.

„Mutter, weh! Dein Leib hat mich getragen,
Deinee Liebe erste Frucht war ich.
Wodurch hab' ich solches Leid verdient?
Hab' ich nicht dein Altee unterstützt?
Nicht für dich den Boden angebaut?
Nicht für dich die Feüchte eingesammelt?
Nicht für dich den Fisch im Fluß gefangen?
Schützt' ich dich, o Muttee, nicht vor Kälte?
Teug ich dich, o Mutter, bei der Hitze
Nicht in dust'gen Laubes kühlen Schatten?
Wacht' ich nicht, o Muttee, wenn du schliefest?
Scheucht ich sorgsam nicht von dir die Mücken?
Was soll ohne mich nun aus die werden?
Sieh, das Geld, das du füe mich empfingest,
Schafft die, Muttee, keine Tochter wiedee.
Weh! du wirst in tiefes Elend sinken!
Und mein größter Schmerz wird seyn, o Mutter,
Seen von dir nicht mehr dir helfen können.
O verkaufe nicht die einz'ge Tochtee!" —

Doch umsonst das Flehn. — Sie waed verhandelt,
Auf dee Weißen Schiff geführt in Ketten,
Und verließ das Vateeland auf immer.

Gerne würden wir noch mehrere andere Lieder dieses Volkes von unserer Verfasserin entlehnen, wenn wir nicht fürchten müßten, Bekanntes zu oft zu wiederholen, da sie schon in O. L. B. Wolff's Halle der Völker mitgetheilt worden sind.

Von den afrikanischen Völkerschaften wird besonders die eigenthümliche Harmonie ihrer Musik gerühmt; nur sind die Lieder, die durch ihre melodische Lieblichkeit die verschiedenen Reisenden entzückten, so leer an aller ächter Poesie, daß sie hier keiner weitern Erwähnung verdienen. Doch haben wir auch hier manches Interessantere angetroffen. Namentlich müssen

wir auf improvisirte Gesänge aufmerksam machen, die unter einzelnen Negerstämmen gewöhnlich zu seyn scheinen. „Nach einem haarbreiten Entkommen des bekannten Reisenden Mungo Park, sagt die Verfasserin, aus den Händen brutaler Mauren und vielen höchst unglücklichen Abenteuern, wird er endlich von einem gutherzigen Negerweibe aufgenommen, die, nachdem sie dem armen Wanderer Erfrischungen gereicht, und ihm eine Ruhestätte bereitet, ihre Mädchen wieder zur Arbeit rief, nämlich zum Baumwollspinnen. Sie erleichtern sich die Arbeit durch Singen; eines der Lieder war sichtlich improvisirt, denn Mungo Park war selbst der Gegenstand. Es ward von einem der jungen Weiber gesungen, während die andern in einer Art Chor einfielen. Die Melodie war lieblich und klagend und die Worte genau übersetzt diese:

Die Winde sausten, der Regen fiel,
Der arme Weiße, so müd und schwach,
Saß nieder unter unsers Hauses Dach!
Er hat kein Weib, daß sie Korn ihm mahle,
Keine Mutter füllt ihm mit Milch die Schale!

Chor.

O schenket dem weißen Manne Erbarmen,
Nicht Weib, noch Mutter sorgt für den Armen.

Auch die Ashantees, welche nach dem Engländer Bowdich die ausgebildetsten musikalischen Kenntnisse besitzen, scheinen oft sich mit improvisirten Liedern, die meist Wechselgesänge sind, zu unterhalten. Die Männer sitzen auf der einen, die Weiber auf der andern Seite, und einer nach dem andern steht auf, tritt vor, und singt, wie die Reihe an ihn kommt. So hörte der genannte Reisende folgendes Lied:

Eine Frau.

Mein Mann der liebt mich gar zu sehr,
'S ist ein so guter Mann.
Doch mir gefällt er nun nicht mehr,
Drum her ich meinen Liebsten an.

Ein Mann.

Mein Weib will mir nicht mehr gefallen,
Und ich bin ihrer satt;
Denn will ich eine andre lieben,
Die größre Schönheit hat.

Eine andre Frau.

Mein Liebster lockt mit süßem Wort,
Allein mein Mann so gut es meint;
Denn muß er mir ja wohl gefallen,
Und ich muß treu und hold ihm seyn.

Zweiter Mann.

Kind, du bist schöner als mein Weib;
Allein du bist doch nicht mein Weib.
Das Weib gefällt dem Mann allein,
Du suchst bei Andern Zeitvertreib.

Wir übergehen die Mauren der marokkanischen Staaten, die in ihrer tiefen sittlichen Verderbtheit wenig für das Volkslied thun können, auch die poetischern Berbern lassen wir unberücksichtigt, da die Verfasserin zu kurz von ihrer Poesie spricht, und wenden uns schließlich zu den Mauren Nieder-Aegyptens. „Das Lied, insofern es ein für sich bestehendes Ganze bildet, ist unter den neuern Arabern durchaus lyrisch, bemerkt ein neuerer Reisender, der Engländer Lane; jedoch finden wir die erzählende Romanze des spanischen Mauren noch in die volksthümlichen Recitationen eingeflochten, von denen wir weiter unten sprechen werden. Lieder werden in einer angenehmen, jedoch unbeschreiblich einförmigen Melodie abgesungen. Viele der Volksmelodien erinnerten aber Lane auf entschiedene Weise an früher in Spanien gehörte, was wenigstens für ihr Alterthum zeugt. Die von den gewöhnlichen Sängern von Gewerbe und Leuten aus dem Volke selbst gesungenen Tonweisen unterscheiden sich höchstens durch einige von erstern angebrachte Verzierungen. Die Sängerinnen von Gewerbe, Awalim (gelehrte Frauen), nähern sich schon mehr der eigentlichen Kunstsphäre; sie werden von den Reichen gemiethet, ihre Feste zu verschönern und oft sehr hoch bezahlt." Wir lassen einige von der Verfasserin nach der wörtlichen Uebersetzung Lane's bearbeitete Lieder folgen:

Du mit dem Seitenlöckchen, langem Aermelröckchen!
Dir Liebst' ist fort, und nicht kommt der Gefährte.

Der Bote ging, und kehrte nicht zurück;
Der Liebe Augen nach ihm blicken!
Du mit dem Seitenlöckchen! langem Aermelröckchen!
O ließen nimmer wir uns doch umstricken.

Warum, o Aug, verstrickest du uns so?
Warum mit Blicken uns verwunden?
Du mit dem Seitenlöckchen! langem Aermelröckchen!
Bei Gott, laß aus Erbarmen uns gesunden!

Du hast mich krank gemacht, Geliebte!
Nach deinen Arzenei'n steht mein Verlangen.
Vielleicht, o Vollmond, übst du Gnad' an mir,
Denn ganz hast du mein Herz in Lieb' gefangen!

O du im rothen Kleide! du im rothen Kleide!
Geliebte meines Herzens, bleib' bei mir!

Die Liebste kam zu mir mit schwankem Gang,
Mein Rausch entstand durch ihre Augenlieder.
Als ich die Hand ausstreckte nach dem Becher,
Berauscht' ich mich in ihren Augen wieder.

O du im rothen Kleide! du im rothen Kleide!
Geliebte meines Herzens, bleib bei mir!

M...r.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 97.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

22 August 1840.

Der wandernde Knabe.

Von Kirke White.

Wenn der Winterwind braust über's unwirsche Moor,
Und der Landmann verschließet dem Bettler das Thor.
Wenn die Thräne rinnt, starr von der Wange herab —
Welch ein hartes Geschick hat ein wandernder Knab'!

Der Winter ist kalt, und ich habe kein Kleid,
Und mein Herz es ist kalt vor zu großem Leid,
Nicht Vater, nicht Mutter, nicht Schwester ich hab',
Denn ich bin ein verwaister, wandernder Knab'.

Und ich hatt' doch ein Haus, einen Vater hatt' ich,
Eine Mutter, die pflegte und hätschelte mich,
Es stand unser Haus im waldigen Thal,
Wo die Ringeltaub' sang ihres Herzens Qual.

Doch Vater und Mutter, die sind nun schon todt,
Bei hartherzigen Fremden, da litt ich viel Noth;
Ich schluchzte und klagte, da nahm ich den Stab,
Und bin nun ein armer, wandernder Knab'.

Der Wind, er ist kalt, treibt den Schnee ins Gesicht,
Und nicht Einer will hören meine arme Geschicht!
Ich will gehn, wo sich hebet der Eltern Grab,
Im Tod findet Trost der wandernde Knab'!

F. W. Dralle.

Festus.

(Fortsetzung.)

Festus hat eine Unterredung mit einem Gelehrten, einem Capitän und einem Pfarrer, woran Lucifer Theil nimmt. Die Scene schließt mit einem schönen, beschreibenden Selbstgespräch, worin einige neue Gedanken vorkommen:

Laßt alte Leute sagen was sie wollen:
Des Alters Herz ist wie ein leeres Weinglas,
Das Leben ausgetrunken — wie doch können
Urtheilen sie?

Was sind mir Jahre?
Verräther! die ihr wie das Laster packt
Die Hand, die ihr geleckt; ihr fallt wie Vöglein
Vom Sturm gejagt gegen die todte Mauer
Todt nieder. Ich bedaur' euch. Oh! daß solchr
Aemsel'ge Wesen sollen Furcht und Hoffnung
Aufregen können! die Titanen des Herzens,
Die mit dem Himmel kämpfen und die schlafen
In Feuer, deren leisstes Zucken ist
Erdbeben.

Das sphinxart'ge Herz,
In Unbeständigkeit beständig, haßt
Das Leben, wenn ihm dessen Räthsel klar;
Kaum ist der Knoten unsres Seyns gelöst,
So liegen wir unbrauchbar, abgespannt,
Oh! groß ist das Gefühl: um nichts zu sorgen!
Groß das Gefühl, daß Hoffnung nicht, noch Liebe,
Noch Furcht noch irgend etwas Irdisches
Hemmt unsers Lebens königliche Verschwendung;
Daß wir, gleich einer Flagge, unsre Seelen
Dem Schicksal und der Zukunft geben preis.
Jung sterben ist der Jugend höchste Gabe,
Von einer Welt frisch in die andre treten,
Eh' milder Sehnsucht Reiz dem Wechsel fehlt,
Trieb nach Unsterblichkeit im Innern fühlen,
Der immer rufen macht das kommende Leben:
Vorwärts! und Kraft gibt, ihm zu folgen immer,
So lang des Himmels starke Gnade währet.
Die Feuerfliege glänzt im Fluge nur,
So auch der Geist; ruhn einmal wir, so werden
Wir dunkel. Vorwärts! sprach zur Seele Gott,
Gleichwie zur Erde. Vorwärts geht sie immer,
Die frohe Bürgerin der Unendlichkeit,
Darin wie in der Luft der Vogel heimisch,
Wie ein Planet im Himmel.

Die nächste Scene heißt: Eine andre und bessere Welt. Wir werden auf den Planeten Venus versetzt. Festus jedoch sehnt sich nach der Erde; aber die Muse kommt ihn zu stärken. Die Reden hier sind zu lang und zu lehrhaft. Auch seine erste Liebe, Angela, begrüßt ihn hier. Insoweit erfüllt Lucifer sein Versprechen. Dann zeigt er ihm Himmel, Hölle und den ganzen Weltraum.

Die folgende Scene zeigt uns eine große versammelte Gesellschaft, wo Festus eine Liebelei anknüpft mit Helena, welche die Königin des Festes heißt. Munter sind die Gesänge der Jünglinge, glänzend die Augen der Frauen, anmuthig die Tänze von beiden. Unter ihnen ist auch Lucifer, sehr zum Verdruß von Festus. Wie die Frauen sich zurückziehen, setzen die jungen Männer das Gelage in wilderer, ungebundnerer Lust fort, bis endlich George, der zum König der Junggesellen ernannt worden, fragt:

Wie geht der Feind?

Lucifer.

Was kann er meinen?

Festus.

Er fragt wohl nach der Stunde?

Lucifer.

Ha! dann, wenn Zeit dein Feind war, rath' ich dir,
Mach schnell und schüttl' der Ewigkeit die Hand.

Die Gesellschaft bricht dann auf. Wir werden sodann zu einer Kirchhofscene geführt, Festus und Lucifer neben einem Grab. Sie ist kurz und soll offenbar nur der dann folgenden Scene im Himmel zur Einleitung dienen. Wir bedauern, daß hier der Dichter der Gottheit die Sprache eines Swedenborg'schen Professors geliehen hat:

Sonnen bestehen aus Atomen — so
Besteht der Himmel aus Seelen; und die Seelen
Und Sonnen sind nur die Atome von
Dem Leib, darinnen, ich Gott, wohne.

Das ist nicht die Gott gebührende Sprache, sondern die Sprache einer materialistischen Theorie über das Wesen des Weltalls und seines Schöpfers. So kühn, Gott schauen zu wollen, wäre Festus darüber umgekommen, hätte er nicht den erflehten Schutz gefunden in den Armen seines Schutzgeists, der ihn belehrt, daß sein Vergehen eben der Zug aller hohen Geister nach ihrem Urquell ist. Dann führt der Genius den Festus zu seiner Mutter. Sie sagt einiges Schöne:

Was nur vom Himmel spricht, spricht auch vom Frieden;
Des Friedens Macht ist größer als des Kriegs;
Die Stien der Hoh'n ist ruhig; große Gedanken
Sind still wie Sterne; Wahrheiten, wie Sonnen,
Stehn unbewegt in kreisenden Systemen.

Die Scene schließt so:

Engel.

Gott sey mit dir, mein Kind.

Genius.

Komm!

Festus.

Glücklicher, besser, edler fühl' ich jetzt mich.
Sieh, wie sie sitzt, und lächelt und mich zeigt
Den bei ihr Sitzenden? Wer sind die Zwei?

Genius.

Die Eine ist der ganzen Menschheit Mutter,
Die Andre dessen Mutter, der die Menschheit
Erlöst; und sie, die deine, ist die Mutter
Des letzten Menschenkinds — denn das bist du.

Festus.

Bin ich? Genug! ich habe Gott geschaut.

Die folgende Scene: Garten und Laube am Meer, macht uns bekannt mit einem neuen Charakter: Elissa, in welche Lucifer selbst sich verliebt zu haben scheint. Was für eine wilde Phantasie ist das? Welcher Sinn ist darunter verborgen? Lucifer, der Stern, schaut liebend herab auf die schöne Jungfrau, die zu ihm hinaufblickt? Ist es das? Lucifer monologisirt folgendermaßen:

Die Nacht kommt — im Juwelenschmuck von Welten,
Im Schmuck, wie meine Braut ihn sollte tragen —
O Nacht, unsterbliche! Ich liebe dich,
Denn du und ich — wir sind von Einem Samen,
Von Gottes ältstem Blut.

Und dann nach einiger Zeit singt er seiner Geliebten zu:

Lucifer bin ich, der Sterne;
O denk' an mich,
Wenn ich schimmre von fern
Auf den Himmel und dich!
In der Stadt, im Schlosse
Wie im Rosengesprosse,
O denk' an mich!
Zwar ein unsteter Stern,
(Die schönsten sind's gern!)
Doch lieb' ich nur dich!
Zum Licht, meinem einen,
Auf schau, Liebe, zu mir!
Ich bin nicht, was ich scheinen
Mag der Welt oder dir;
Gern möcht' ich lieben,
Mit dir dort drüben,
Wo die Heimath winkt dir;
Doch wenn Traum nur ist Lieben,
Wie's auf Erden geschrieben —
Was ist es mir?

Darauf erwiedert Elissa:

Könnten wir glauben, daß die Sterne haben
Ein Herz, und lieben: glücklicher als jetzt
Und heil'ger würden sie uns scheinen.

Den Glauben des Dichters spricht Elissa in folgenden Worten aus:

Das Uebel, das die Wesen jetzt beugt nieder
Wie Thau die Gräser, macht nur alles Leben
Zu frischrem Wachsthum tüchtig, hellrem Tag.
Wo Gott wird alle Thränen trocknen wie
Den Thau die Sonne.

Diese Dame träumt auch in ihrem Schlaf Metaphysik und bei ihrem Erwachen spricht sie vom Tag des Gerichts:

Die Welt war nur Ein großes Grab. Ich schaute
Und sah die Zeit auf ihren mächt'gen Flügeln,
— Die Nacht der eine und der Tag der andre —
Wie eine Motte mitten in die Gluth.
Die flackernde, der Sonne fliegen, daß
Die Sonn' erlosch und beide untergingen.

Ihre Vision ist im Styl Jean Pauls gehalten und seiner beinahe würdig. Folgendes ist ein großes Bild:

Der Stern, von dem ich die gesagt, sah wie
Ein Mond aus; aus dem Mond ward eine Sonne,
Die Sonne — da zwischen die Sonn' und uns
Schob eine Hand sich, und ihre fünf Finger
Machten fünf Nächte in der Luft entstehn.

Festus tritt endlich auch hier auf und wird in einer folgenden Scene Lucifers Nebenbuhler. Zuvor aber findet man sie, noch eine Unterredung führend, in einer Scene, welche die Ueberschrift hat: Ueberall. Festus staunt über die Wunder des Raums und ruft aus:

Was seyd ihr Sphären?
Die Worte Gottes und des Himmels Schrift?
Denn seine Worte sind nicht schnell vergänglich,
Sie sind nicht minder wesenhaft, gewaltig,
Sind minder herrlich nicht als ihr. Die Welt
Ist nur Ein groß Gedicht, die einzlen Welten
Die Worte, womit es geschrieben ist,
Wie Seelen die Gedanken. Sterben könnt
Ihr nie.

Die Erde weint — sie weint immerdar. Die Erde rast, in lyrischen Versen, von Gericht und Erlösung. Im Verlaufe des Gesprächs erzählt Festus dem Lucifer einen Traum, den er gehabt — eine Art Gespielen zu dem der Fräulein Elissa — schön, wie der ihrige schrecklich war. Ein großer Theil davon besteht in einer Apostrophe an den Orion. Darauf bemerkt Lucifer:

Im Traum besucht die Menschen Gott, ich wachend.

Auf dem nächsten Blatt finden wir das Paar in der Hölle. Von dieser Scene genügt keine Beschreibung. Es ist Sabbath und große Lustbarkeit, und die Verdammten singen ein bacchanalisches Lied. Zum Ersatz für all die Gräßlichkeiten, denen wir begegnen, erfahren wir:

Ein Seelenfeuer ist's, in dem sie brennen,
Dadurch von Sünde sie gereinigt werden,
Des groben Stoffs entledigt, der an sie
Sich angesetzt und wieder ein gebrannt
Zu jungfräulichem Glanze, so daß oft
Der Himmel ist der Hölle Frucht.

Das ist des Dichters Theorie, und demgemäß läßt er den Sohn Gottes auf einer Erlösungssendung auftreten, sehr zum Verdruß Lucifers, der in seltsamem Style tobt. Die Darstellung im Ganzen ist grotesk und wir fürchten: profan. Von all diesen Dingen erzählt Festus der Lady Clara, wie er sie das nächstemal sieht, und sie warnt ihn, sehr begreiflich, vor Zauberei.

Scene in einem Gesellschaftssaal. Festus und Elissa sind bei einander. Festus ist verliebt in Elissa. Lucifer als Sänger verkleidet, singt ein Lied, und hält dann, in seiner eignen Person, Reden. Wir maßen uns nicht an, das Alles zu verstehen. Lucifer weiß sich zu rächen — Elissa stirbt, Festus grämt sich.

Eine Bibliothek. Sommernacht. Festus allein. Die ersten Verse sind schön:

Der letzte, hohe, schräge Sonnenstrahl
Ruht auf den Bäumen, wie des todten Kriegers
Schwert auf der Bahre, gleich als um zu trösten
Die Welt, daß diese Herrlichkeit dahin.
Oh! weinen könnt' ich, seh' den Tag ich sterben;
Das Sterbebett von einem Tag, wie schön!

Neuheit in den Bildern ist offenbar das Bestreben des Dichters; diese Bahn verfolgend, er ruft endlich, wie schön, aus: „der Tag ist heim zu Gott gegangen." Er wünscht selbst zu sterben, und bei diesem Wunsche bleibt er; er erzählt von der odern Welt und ihrer Art: dem Wind Meinung, dem Regenbogen Schönheit, dem Donner Aberglauben. Endlich ruft er, nach Lucifer, um ihm seine Zweifel zu lösen, und unter Anderm sagt er ihm:

Was ich auch lieben kann und mag, das schießt
An mir vorbei, gleichwie ein Wagenzug
Auf einer Eisenbahn.

Er erzählt auch von den Freundschaften und Freuden seiner Kindheit — Laufen, Schwimmen, Jagen, Träumen:

Und oft bei Nacht,
Bezaubert und entzückt von Lieblingssternen,
Eilten wir hin zum unberührten Schnee,
Denn Poesie ist da, wo etwas Reines.

Wir müssen den Verfasser für diese Zeile loben, und trotz des zweideutigen Charakters seiner Helden in ihnen Symbole der Reinheit des Idealen anerkennen. Als solche nehmen wir sie, obgleich sie noch nicht verkörpert sind. Die eigentliche Incarnation des Idealen hat er erst noch zu erreichen. Er sagt uns in der Dedication, daß er noch sehr jung sey, und daß das Leben bei ihm die Wärme des Bluts habe, zeige jedes Blatt.

Festus verlangt jetzt von Lucifer den Thron der Erde. Er wird ihm bewilligt, aber unter der Bedingung, daß damit die Welt ein Ende haben müsse. Und wirklich endet auch damit die Welt. Eine Versammlung von Königen und Völkern. Lucifer ist erster Minister des Königs Festus. Er hat die Aufgabe, alle Angelegenheiten mit den Nationen ins Reine zu bringen. Er redet sie daher an und beim Schluß befiehlt er ihnen: „Grüßt euren Herrn und geht! verschwindet Völker!" Darauf folgt das Todesröcheln der Menschenkinder. „Alle weit und breit sterben — die Erde ist Ein großes Sterbebett." Clara allein flieht zu Festus. In seinen Armen stirbt sie. Lucifer geht und läßt Festus allein sterben. Er rast:

Die große runde Welt ist unter meinen
Füßen zu einer Säule eingeschwunden.
So stürz' ich mich von ihr hinab und suche
Des Raums Abgrund im unermeßnen Sprung.
Leb', Erde, wohl und Himmel und du Gott!
Gericht, breit' aus den Schooß für mich! ich komme,
Ich komme.

Gott.

Hait!

Festus.

Gottes bin ich!

Gott.

Dann flieh.

Dann folgt die letzte Scene, der Himmel Himmel. Alle sind gerettet und erlöst, und Festus gewinnt eine Art von Mahomeds Paradies, indem er alle seine Geliebten wieder findet.

Lucifer.

Festus, ich geh'. Du wirst hier glücklich seyn.
Im Himmel seyn, heißt: ewig lieben Gott —
Und lieben mußt du hier. Hier wirst du finden
All die, so du kannst lieben oder sollst,
Denn Seelen, neu von Gott geschaffen, neu
Geformt nach seinen sonnenhaften Stempeln,
Vervielfachen stets seine Macht und Liebe.
Nicht Erden mehr — Sonnen sind die Erlösten,
Und schimmern in der Gottheit Ursprungsglanz.
Indeß in tiefres Dunkel ich versinke,
Und nicht Ein Strahl durchdringt mein düstres Wesen.

Festus.

So laß uns scheiden, Geist! Vielleicht in Zukunft,
Da uns doch Gott zu schaffen einst gewürdigt,
Werden wir werth auch, daß er uns verzeiht,
Gereinigt uns in seinen Schooß zurücknimmt,
Und dann — wird Alles Eins mit Ihm seyn, der
Eins ist in Allem.

Lucifer.

So muß es denn seyn,
Daß ich auch sterbe. Lebe wohl! Verzeih' mir,
Daß ich versucht dich habe. (Geht ab.)

Festus.

Ich bin froh.

(Schluß folgt.)

An meinen Freund Victor Hugo.

Von Sainte Beuve.

Vernimmst du wohl dieß lange, volle Klingen,
Den Schrei, den dieser Welt nach hartem Ringen
Abzwingt der Genius erst,
Den Schrei, jäh aus dem stummen Volk gedrungen,
Den Dichter ehrend mit viel tausend Zungen,
O Freund, ob du ihn hörst?

Uns, an des Lebens kleinen Sorgen klebend,
Indessen du, den Blick zum Himmel hebend,
Folgst deiner Schöpferkraft,
Wenn deine Flügel schwarze Wolken streifen,
Mit Blitzen kämpfen und im Aether schweifen,
Der Erdennäh' entrafft;

Du, ernst in stolzer Höh', wo kein Gefährte,
Zwischen des Himmels Echo und der Erde,
O junger Sänger sprich,
Vernimmst du uns? wenn wir dein Lob erzählen,
Dringt's durch die Wolken, deine Brust zu stählen,
Und zu erheben dich?

Doch nein, du hörst nicht dieß Geräusch, so ferne;
Voll Sphären klingen, unverwandt auf Sterne
Den Blick im weiten Raum,
Versenkst du ganz dich, um sie zu erreichen,
In Ströme Lichts, und läßt dein Ang' beschleichen
Von einem schönen Traum.

Ach ich! ich höre wohl die Welt, die dich vergöttert,
Den Schrei, der bald mich hebt, bald mich zerschmettert;
O Lust und Schmerz, wie nah!
Der Aar ist mir, aus Träumen jäh gerissen,
Ein Geyer, der die Leber mir zerbissen,
Eh' ich den Himmel sah!

Sahst du die Schwalben wohl die Luft zertheilen
Mit raschem Flug im Herbst? Sie müssen eilen
Zum wohlbekannten Ort.
Ein Baum, ein Kreuz ist's, wo man sonst wohl betet,
Ein alt Gemäuer; die sich dann versplätet,
Ruft, wer zuerst war dort.

Wenn eine dann, kaum flügg', auf nahem Hügel,
Den Boden streifend mit gesenktem Flügel,
Sich in der Schlinge fängt:
Hört sie gefangen doch, wie unter Scheeren
Man von der Reise spricht, bestimmt die Reihen,
Und schon nach Süden lenkt

Fort sind sie; Gott! Leb' wohl. Vergnügen,
Leb' Frühling wohl, dem sie entgegenfliegen
Von unsres Winters Feld!
Sie bleibt zurück und schlimme Zeiten tagen,
Ein Kind wird spielend schmeicheln sie und schlagen,
Ein Käfig ihre Welt!

Mein Bild ist's, Freund! — doch wenn mit Bruderherzen
Von deiner klaren Höh' du meine Schmerzen
Aus treuer Liebe theilst,
In meinem Herzen liest, was mir verschlossen,
Bei Liedern, die der wunden Brust entflossen,
Mit Wohlgefallen weilst:

Genug, genug ist's dann, bis ich zersprenge
Die Ketten und bis aus des Grabes Enge
Empor die Seele fliegt,
Bis ich zu dir mich schwing', der Letzten Einer,
In deiner Nähe weil', du Stolzer, Reiner,
Der Alle sie besiegt!

F. W. Dralle.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 98 u. 99.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

27 August 1840.

Oliver Cromwells Leben, neu beleuchtet.

Wir leben in einem Zeitalter wo nicht der vollkommnen praktischen, so doch der eifrigen historischen Gerechtigkeit; aller Orten werden Versuche gemacht, und mit mehr oder weniger Geschicklichkeit und Glück ausgeführt, die Urtheile der Geschichte, oder der Geschichtschreibung, über einzelne Personen und Charaktere, oder auch über ganze geschichtliche Perioden, über die Richtung und den Charakter gewisser Epochen von neuem, mit Unbefangenheit, zu revidiren, die Processe, so zu sagen, ganz neu zu instruiren, die früher gefällten, oft ziemlich allgemein angenommenen und zur Tradition und Autorität gewordenen Urtheile für Vorurtheile zu erklären, im einen Fall den Nimbus, der seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden einen Namen umgab, durch die streng beleuchtende Fackel der Kritik zu zerstreuen, und die übersehenen, ungünstigen und häßlichen Züge hervorzuheben, im andern dagegen einen verfehmten und geächteten Charakter durch eine Ehrenrettung zu restituiren, die gemachten Anschuldigungen von ihm abzuwälzen und der Beurtheilung neue, richtigere, auf das Verständniß der gesammten Zeit und die Berücksichtigung der Verhältnisse sich gründende Gesichtspunkte unterzulegen. Dasselbe Verfahren wird auch in Beziehung auf gesammte Perioden und Zeitrichtungen angewendet, und dadurch der historische Traditionsglaube und Conservatismus vielfach angegriffen und beunruhigt. Und es kann, wie leicht begreiflich, in letzterer Beziehung noch mehr geändert und geneuert werden, da der „Geist" einer Zeit schmiegsamer und elastischer zu behandeln ist, als der Charakter eines Individuums.

Dieß Streben nach historischer Gerechtigkeit verdient gewiß alle Anerkennung, wenn es innerhalb vernünftiger Gränzen bleibt, wenn es auf reiner Wahrheitsliebe beruht, wenn es sich von der Paradorensucht frei erhält. Die Acten der Geschichte sind nicht leicht als gänzlich geschlossen zu betrachten, und selbst da, wo alle Quellen erschöpft und keine neuen zu hoffen sind, darf und soll sich das historische Urtheil immer noch die Möglichkeit einer Modification vorbehalten; noch mehr aber gilt dieß natürlich von den nicht so sehr entfernten Zeiten, über welche immer noch neue Aufschlüsse an den Tag kommen, und wo das günstige oder ungünstige Urtheil über Personen und Ereignisse großentheils von individuellen Sympathien und Antipathien, von politischen oder religiösen Ueberzeugungen influirt und bestochen wird. Es ist ebenso denkbar, daß in einer Zeit, wo die Geschichtschreibung kümmerlich gedieh, ein einzelner Historiker oder Chronist, durch persönliche Neigung oder Abneigung geleitet und mißleitet, das Urtheil der gesammten Nachwelt über diesen oder jenen Charakter beherrscht und bestochen hat, als daß ein Geschichtschreiber oder Biograph nur das Organ eines befangenen Volks oder einer verblendeten und unbillig urtheilenden Kaste gewesen seyn kann. Die Kritik — oder der Skepticismus — hat hier ein unbegränztes Feld, und es ist nicht zu verwundern, wenn in manchen Fällen an die Stelle der unbefangenen Wahrheitsliebe der Neuerungskitzel trat, und dem freilich verwerflichen Princip des blinden Glaubens an recipirte Autoritäten das ohne Zweifel ebenso verwerfliche, oft in seinen Folgen noch schädlichere, entgegengesetzt wurde: allen Ueberlieferungen zu mißtrauen und mit unbeschränktem Widerspruchsgeist das bisher Gepriesene herabzusetzen, das bisher Getadelte und Verurtheilte zu preisen. Es ist gewiß sehr löblich und ehrenwerth, historisches Unrecht gut zu machen; es ist verdienstlich, an die Mangelhaftigkeit und Befangenheit menschlicher Urtheile immer wieder zu erinnern und die Geschichte vor Stagnation zu bewahren; aber zu beklagen wäre es, wenn das Princip der Kritik so überspannt würde, daß man aufhören wollte, der Geschichte im Allgemeinen so viel Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit zuzugestehen, als sie haben muß, um mit Recht eine Lehrerin der Völker und der Individuen zu heißen, und noch beklagenswerther, wenn man der Sucht, Aenderungen in der geschichtlichen Anschauung von Einzelnen und von Perioden zu machen, die Grundsätze, welche bisher bei den gediegensten Historikern das Urtheil bestimmt haben, mehr oder weniger zum Opfer bringen wollte.

Zu den obigen Bemerkungen veranlaßte uns ein Aufsatz im London and Westminster Review über den berühmten Protector Englands, Oliver Cromwell, welcher, zwei neuere Schriften über diesen merkwürdigen Mann: „Oliver Cromwell und Cromwell und die Republicaner, von John Forster" und: „das Protectorat Oliver Cromwells und der Zustand Europa's während der frühern Regierungsperiode Louis XIV veranschaulicht durch eine Reihe von Briefen u. s. w., nebst einer Einleitung über den Charakter Cromwells und seiner Zeit, von Robert Vaughan," zum Ausgangspunkt und zur Anknüpfung nehmend, sich ausführlich und gründlich über ihn ausspricht. Wir theilen daraus einige Abschnitte mit, theils Reflexionen, theils historische Nachweisungen enthaltend.

„Das Leben Cromwells von Forster gehört zu einer Reihe von Biographien englischer Staatsmänner, welche, zum erstenmal in unserer Literatur, einigen der edelsten und auserlesensten Geistern der Republik großherzige Gerechtigkeit widerfahren läßt. Dr. Vaughan, schon ausgezeichnet als Biograph und Historiker, hat uns in einer Sammlung merkwürdiger und unterhaltender Originalbriefe, begleitet von einer trefflich geschriebenen Einleitung, eine sehr schätzbare Zugabe zu der historischen Literatur des Protectorats geschenkt, und über eine, obwohl nicht sehr entfernte, dennoch ausnehmend dunkle Periode unserer Geschichte neues Licht verbreitet.

Es herrscht, glauben wir, überhaupt ein Irrthum in Betreff des Berufs und der Gränzen des Historikers. Er ist der Erzähler einer Geschichte, nicht der Richter über die darin handelnd Auftretenden. Sein Geschäft ist nicht, Urtheilssprüche zu fällen, sondern zu berichten und zu erklären; uns das Verständniß der Menschen und der Begebenheiten einer Periode zu öffnen, nicht aber unser Gemüth mit seiner moralischen Würdigung derselben zu behelligen. Man wähne doch ja nicht, daß, wenn er sein Möglichstes leistet, um das, was wirklich gedacht und gethan worden, aufs genaueste zu ergründen und es andern so darzustellen, wenn er all seine Vorstellungs- und Einbildungskraft aufbietet, um sich lebendig in den Zustand fremder Gemüther zu versetzen, vielleicht wohl auch die innern, geistigen Heimlichkeiten großer und göttlicher Menschen zu ahnen, daß er ein minder edles Geschäft treibe, eines, das schwächere Gaben oder geringere Bildung erfordere, als dazu gehören, um im Stande zu seyn, die Dogmen seiner Secte oder Schule auf die Handlungsweise anderer Secten, Schulen, auf andere Ereignisse, Zeiten und Menschen anzuwenden. Im Gegentheil. Eine Anzahl fertiger Maximen und Ansichten auf irgend einen gegebenen Gegenstand zu übertragen, ist vielleicht unter allen geistigen Operationen die mechanischste und gewöhnlichste. Die beschränkteste und kurzsichtigste Capacität reicht vollkommen hin, um zu entscheiden, ob die Handlungen eines Cromwell oder Napoleon übereinstimmen mit den Ansichten und Gemeinplätzen von Owens oder Pusey's System, mit dem Heidenthum oder Evangelicismus, mit dem Benthamismus oder Coleridgeismus, mit dem Torysmus oder Whiggismus, welchem die Beurtheiler nun gerade zugethan seyn mögen. Die Aufgabe des Historikers ist eine viel höhere. Wenn er sich zur Pflicht und Aufgabe macht, sich eine klare Anschauung von den mannichfachen Ansichten und Gesinnungen historischer Personen und der Verschiedenheit der Ursachen davon zu bilden, so wie sie sich in Geistern von allen Abstufungen der Anlagen und Begabung finden; wenn er strebt, mittelst seiner Sympathie, seines lebendigen Hineinversetzens, zu fühlen, wie die rastlosen, wunderbaren Wogen der Aufregung und Leidenschaft in den geheimnißreichen Seelen der Menschen schwellen und sich senken; wenn seine Phantasie versucht, die unendliche bunte Mannichfaltigkeit darzustellen, welche die intellectuellen und gemüthlichen Zustände, die er zu vergegenwärtigen bemüht ist, in bestimmte Farbe und Tracht hüllen; und wenn all diese Bestrebungen seines Verstandes und seines Gemüths die Intelligenz, das Herz, die Launen von Menschen betreffen, die seit langen Jahrhunderten still und stumm im Hause des Todes ruhen: so wird der Historiker finden, daß die von ihm unternommene Aufgabe die edelsten, reichsten, schärfsten und tiefsten Kräfte und Talente erheischt, die nur je die von Gott Begabtesten unseres Geschlechtes besaßen. Und in diesem Geiste der richtig und einsichtsvoll würdigenden Erzählung, und nicht mit dem richterlichen Sinn des Absprechens sollte man zu dem Charakter eines Cromwell hinzutreten, zumal da die Wahrscheinlichkeit von Millionen gegen Eins ist, daß der Versuch des Biographen oder Beurtheilers das Bestreben eines Kleineren ist, einen Größern zu fassen.

Die Männer, die, von der Liebe zum Ruhm getrieben, Auszeichnung dadurch suchen, daß sie sich an die Spitze von Revolutionen stellen, werden nicht viel, was „ihren klaren Geist vorwärts spornen," oder diese „Schwäche ihres edeln Geistes" verstärken könnte, in der Geschichte der Berühmtheit eines Revolutionsmannes finden, der nie, weder in der Größe seiner Talente noch im Glanz seiner glücklichen Laufbahn übertroffen ward — Oliver Cromwell. Beinahe zweihundert Jahre sind verflossen, seit er seine siegreiche Bahn hinflog; seit die mächtigen Gedanken seines Einen Geistes das Schicksal seiner Partei aus Niederlagen zum Triumph erhoben; seit er — der unbeachtete, sich mühsam durchkämpfende Brauer von Huntingdon — sich auf den Thron der Stuarts und der Tudors setzte, und ihn kräftiger behauptete als irgend einer aus diesen beiden Geschlechtern; seit der nervenschwache, phantastische, träumerische, puritanische Pachter von St. Ives die gesunkne Macht und den herabgewürdigten Namen Englands wieder erhob und sie auf den Adlerflügeln einer fernsichtigen und herzhaften Staatsweisheit zu einer, in ihrer glänzenden Geschichte nie übertroffenen Höhe des Ruhmes steigerte: und doch, obgleich die ihm am meisten am Herzen gelegenen Principien seit lange identisch geworden sind mit europäischer Civilisation, und die Zahl ihrer Freunde beinahe so groß ist als die Zahl der Gebildeten und Freisinnigen — obgleich mehrere Schulen und Geschmacksrichtungen nach einander in unsrer Literatur geblüht haben und untergegangen sind, deren jede ihre Myriaden von Biographen geliefert hat —; doch haben acht Generationen seiner Landsleute gelebt und geschrieben, und die süßen Früchte seiner Anstren-

gungen genossen, ohne daß Oliver Cromwell — ein Mann, der im Leben mit der dreifachen Palme des Kriegers, des Patrioten und des Staatsmanns geschmückt war — bis auf diese Zeit von irgend einer jener Generationen oder Schulen die arme Huldigung auch nur Einer tüchtigen, lebenden, freundlichen, unparteiischen Biographie erhalten hätte. Royalisten haben über ihn geschrieben — er machte sie zu Verbannten und Bettlern; Republicaner haben über ihn geschrieben — er zerstreute sie wie Spreu, und daher haben Royalisten und Republikaner über Oliver Cromwell geschrieben, wie Geschlagene und Zerstreute über den der sie geschlagen und zerstreut. Für England, für Europa, für alle Zeit und für die ganze Erde war er und wird er immer bleiben der kriegerische Apostel der Duldung, einer Lehre, welche den Adel der Gedankenfreiheit mit der Milde heiliger Menschenliebe vermählte, die er aufrecht hielt im Kampf gegen den passiven Gehorsam der Prälaten und die Gleichförmigkeitssucht der Presbyterianer, und in der Schlacht gegen die glanzende Tapferkeit Prinz Ruperts und die feurige Herbe Lesly's. Duldung ist lange ein Gemeinplatz bei den Nachkommen seiner Feinde; wann werden sie dieselbe gegen ihn und sein Gedachtniß üben?

Da die vorwaltenden Ansichten und Interessen des einflußreichen Theils der Gesellschaft — und daher auch der literarischen Manner — seit der Restauration Karls II dem Rufe Oliver Cromwells entgegengesetzt und feindselig waren, hat die Aufhäufung von Anklagen gegen ihn immer lebhaft fortgedauert und der Widerstand dagegen war eine unangenehme und undankbare Arbeit. Er wurde beinahe einstimmig geschildert als ein derber, unwissender Soldat; als falsch im Verkehr mit den Menschen, als untreu dem politischen Glauben seiner Jugend; als getrieben von tollem Ehrgeiz, der mit blutdürstigem Schwert gleichermaßen das ihm im Wege stehende Leben seines gesalbten Königs, wie die ihm im Wege stehenden Wahrheiten der von ihm gerühmten Freiheit niederschlug, kurz als ein Apostat und ein Usurpator, welcher Sinnlichkeit, Ehrgeiz, Grausamkeit, Falschheit, Apostasie nnd Usurpation mit der empörenden Niederträchtigkeit bewußter puritanischer Heuchelei bemantelte. Der Triumph des lebenden Cromwell über Karl I war nicht vollständiger, als der Sieg Karls II über den todten Cromwell war. Die Verleumdung hat den Sieg davon getragen über sein Gedächtniß. Da er dem Volk angehörte, lag es im Interesse keiner der beiden aristokratischen Fractionen, seinen Namen zu vertheidigen, und einen schwachen Begriff von der Gerechtigkeit, womit sein Ruf behandelt ward, kann man sich machen, wenn man sich denkt, wie es etwa um den Ruf eines großen Whig der Revolution stehen würde, wenn seine Partei für immer total vernichtet würde, und nur Jacobiten und Chartisten seine Geschichte zu schreiben hätten. Biographen u d Historiker kennen wohl die Maxime: „Hau ihn tüchtig, er hat keine Freunde!" Die Feder seiner Feinde hat sein Leben geschildert. Obgleich Philosophen uns sagen: um einen Menschen recht zu kennen, sey es unerläßlich daß man ihn liebe, haben doch Aufrichtigkeit und billige Schätzung nichts für Oliver Cromwell gethan; die trotzige Kraft seines Charakters ist in vollem Maaß anerkannt worden, und die schwarze Kunst des Hasses und der Bosheit hat daraus ein häßliches und widriges Bild gestaltet, aber keine Berührungen der Milde und Freundlichkeit haben die innere Trefflichkeit und Liebenswürdigkeit ans Licht gefördert in der Art, wie nach der alten wunderbaren Legende und ihrem tiefen und schönen mystischen Sinn Brandimarte mit drei Küssen die scheußliche, aus dem Grab hervorkriechende Schlange in eine schöne Fee verwandelte." — —

Oliver Cromwell wurde geboren zu Huntingdon am 25 April 1599. Es war dieß ein Ort, wo jeder Knabe rudern, fischen, schwimmen lernen konnte, da ein ansehnlicher Fluß (die Ouse) vorbeifließt, Fertigkeiten, die von nicht geringem Einfluß auf tüchtige Mannhaftigkeit sind. Huntingdon, belebt durch Handel und von nicht geringer politischer Regsamkeit, liegt nicht weit von Cambridge entfernt, von Cambridge, wo Whitgift und Cartwright im Angesicht Europa's den großen, denkwürdigen puritanischen Streit der Zeit ausfochten, während der Vater Oliver Cromwells seine Ideen von Kirche und Staat bildete, und von vielen Vätern jener Zeit feindselige Gesinnungen und Ueberzeugungen genährt wurden, welche dann die Seelen ihrer Kinder erbten und die sie mit ihrem Blute besiegelten. Oliver Cromwell hatte den Vortheil einer guten Herkunft. Er stammte durch seine Mutter ab von dem jüngsten der drei Söhne Alexanders Lord Steward von Schottland, dem Begründer der königlichen Familie der Stuart's; und Cromwell der Commoner stand dem gemeinsamen Ahnherrn um drei Generationen näher, als der König Karl. Karl und Cromwells Mutter waren im achten Grade verwandt. Der Urgroßvater Oliver Cromwells, Sir Richard Withams, nahm den Namen Cromwell an von seinem Oheim Thomas Cromwell, einem vornehmen Mann und großen Staatsmann, der, obgleich Sohn eines Grobschmieds, Graf von Esser, erster Minister Heinrichs VIII und Generalvikar von England wurde. Sir Richard Withams, oder Cromwell, selbst war ein tüchtiger und glücklicher Kämpfer im Turnier im Mai 1540 vor Durham-House, in Gegenwart des Königs, Heinrichs VIII selbst, wo er sich so auszeichnete, daß der König ihm zurief: „Bisher warst du mein Dick, hinfort sollst du mein Diamant seyn," und ihn ermächtigte, in der Vordertatze des Halblöwen auf seinem Helm einen Diamantring zu führen. Sir Richard Cromwell, der Neffe des Grobschmiedssohns von Putney, hatte zwei Urenkel, welche ein Jahrhundert später eine große Rolle in der Politik spielten: John Hamden und dessen Vetter Oliver Cromwell.

Oliver Cromwells Eltern waren sehr ehrenwerthe Leute, beide weder in ihren politischen noch in ihren religiösen Grundsätzen zur Widerspänstigkeit geneigt, ausgezeichnet dadurch, daß sie von einem kleinen Einkommen anständig lebten und eine große Familie durch ihre Umsicht und Frugalität erhielten. Mr. Robert Cromwell vertrat den Flecken in einem der Parlamente unter Elisabeth, war auch einmal Friedensrichter und Bailiff. Als die Familie größer wurde, hatten Cromwells Eltern so viel gesunden Verstand einzusehen, daß der Erwerb der zur Versorgung ihrer Kinder nöthigen Mittel durch Ausübung eines Gewerbes weder der ritterlichen Abkunft des Vaters noch der

königlichen Abstammung der Mutter Schande bringen würde — eine heilsame, demokratische Ueberzeugung, welche die Stellung seiner Eltern auch dem jungen Oliver einflößen mußte. Sein Vater fing das Gewerbe eines Bierbrauers in Huntingdon an. Oliver Cromwell hatte namentlich auch eine gute Mutter. Sie stand ihrem Gatten in seinen Geschäften bei. Als ihr nach dem Tod ihres Mannes die Sorge für eine zahlreiche Familie blieb, gab sie fünf Töchtern eine hinlängliche Mitgift, um sie in gute Familien zu verheirathen; in dem Glanze von Whitehall war sie beständig angefochten und besorgt um ihren geliebten Sohn in seiner gefährlichen Höhe; und ehe sie starb, verlangte sie, nicht in einer königlichen Gruft beigesetzt, sondern in einem einfachen Grab auf einem ländlichen Kirchhof beerdigt zu werden. Als die treffliche Frau, vierundneunzig Jahre alt, in Whitehall starb, gab sie ihrem Sohn, damals Lord Protector, ihren Segen in folgenden edeln und rührenden Worten: „Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und gebe dir Trost in allen deinen Widerwärtigkeiten, und Kraft, große Dinge zu thun zur Ehre deines großen Gottes und eine Stütze zu seyn seinem Volk; mein theurer Sohn, mein Herz bleibt bei dir! gute Nacht!"

Oliver Cromwells Jugend.

Als Knabe war er trotzig, zänkisch, wild, eigensinnig, heftig und leichtsinnig. Als er nach langer Zeit einmal an der Spitze seiner Soldaten durch Huntingdon zog, berief er den Pfarrer von Cunnington zu sich, der ihn einmal als Knabe vom Ertrinken gerettet, und fragte seinen Lebensretter freundlich, ob er sich dieses Umstands noch erinnere. „Ja wohl," war die herbe Antwort, „aber ich wollte, ich hätte Euch lieber hinuntergedrückt, als daß ich Euch jetzt gegen Euern König in den Waffen sehen muß." — Als König Jakob I den Sir Oliver Cromwell in Hinchindrook im Jahr 1604 besuchte, soll sich daselbst ein merkwürdiges Vorspiel der großen Rebellion zugetragen haben. Prinz Karl und der junge Oliver — beide von gleichem Alter — fochten miteinander, und der taumelnde, schwachgliedrige Königssohn trug von dem derben, stämmigen Bierbrauerssohn eine blutige Nase davon — die ihn für zeitlebens hätte zufriedenstellen und den Bürgerkrieg verhüten sollen. Der Vorhang der Zukunft, ruft Forster aus, ward hier sicherlich einen Augenblick zurückgezogen! — Eines Tages als er im Bette lag und wachte, wurden die Vorhänge von einer gigantischen weiblichen Gestalt zurückgezogen, die ihm sagte, er würde vor seinem Tode der größte Mann in England werden; aber, wie er wohl bemerkte, den Namen König sprach sie nicht aus. Für diese „Narrheit und Verruchtheit" wurde er derb gezüchtigt, und sein Oheim Sir Thomas Steward versicherte ihn: „es sey Hochverrath, solche Gedanken zu hegen." In seinen jungen Jahren war er bekannt als gefährlicher Feind und Plünderer der Obstgarten, überhaupt als muthwilliger Knabe. Die Lust zum Lernen wandelte ihn oft plötzlich mit großer Heftigkeit an; er studirte ein paar Wochen mit großem Eifer, war aber dann wieder doppelt so viele Monate ein fauler Müßiggänger. In seinem siebzehnten Jahre sandte ihn sein Vater mit geringen Hoffnungen nach Sydney Sussex College in Cambridge. Hier, frei von der Scheu vor seinem Vater, machte er es noch ärger, und zeichnete sich unter gemeinen Leuten und trunknen Genossen aus in den akademischen Fertigkeiten des Ball- und Knüttelspiels. Doch muß ihn auch in Cambridge noch zu Zeiten ein Studireifer ergriffen haben, denn er konnte noch nach dreißig Jahren mit den gelehrtesten Gesandten seiner Zeit eine lateinische Unterredung führen, und selbst Gelehrte fanden ihn wohl bewandert in griechischer und römischer Geschichte. Bald, nach dem Tode seines Vaters im Jahr 1617, ward er nach London geschickt und wurde Mitglied von Lincolns Inn. Hier hat man zweierlei Berichte über seine Rechtsstudien. Carrington sagt, er habe sich zu Männern von den höchsten Talenten und vom besten Stand, und an die geistvollsten Personen gehalten; denn „obgleich seinem Wesen nach dem Studiren und Nachdenken nicht abgeneigt, schien er doch mehr Geschmack an der lebendigen Besprechung und am Studium der Menschen und ihrer Gemüthsarten zu finden, als an einem beständigen Hindrüten über Autoren." Heath sagt: „Er wurde ein junger Tarquin in allen möglichen Excessen und Freveln." Derselbe sagt von ihm: „Er war ein Rebell in seinen Sitten, ehe er ein Belial wurde in der Politik." — Bei einem Mann seines Temperaments würde man vergeblich in Abrede stellen wollen, daß das Blut der Jugend wild genug in ihm möge gekocht haben — jedoch geben die Beschuldigungen gegen ihn keine bestimmten, einzelnen Züge an, und wenn er ein Tarquin war, so hatte er doch keine Lucretia. Am 22 August 1620 heirathete Cromwell Elisabeth, Tochter des Sir James Bouchier von Felsted in Esser, eine Verwandte der Hampden, eine gemüthliche Jungfrau, mit einem sanften, einnehmenden Gesicht.

Cromwells Bekehrung.

Unter allen Ereignissen in Cromwells Leben ist seine Bekehrung, um den Ausdruck der Frommen zu gebrauchen, am wenigsten verstanden worden; Literaten und Politiker verstanden sie nicht, oder faßten sie falsch auf, in Folge ihres Skepticismus, und die Frommen wegen ihrer Unbekanntschaft mit der Philosophie. Ein Sinneswechsel, wie der Cromwells war, würde kein Gegenstand des Spottes seyn, wenn die Philosophie der menschlichen Charaktere oder die der Geschichte vorgerückter und entwickelter wäre. Bekehrungen gehören zu den tiefsten und wahrsten Thatsachen in der Geschichte des menschlichen Herzens; und nachdem die Welt alle Aufklärung erhalten, welche in Folge des vieljährigen Gebrauchs des Wortes Fanatismus über den Gegenstand verbreitet werden konnte, dürfte es an der Zeit seyn, auch etwas über dieß Gebiet der Philosophie des Herzens und seiner Affectionen zu sagen, was von dem gewöhnlichen Gewäsche frömmelnder oder skeptischer Schriftsteller abweicht.

Es gibt zwei Arten des Wechsels, welche in dem Gemüth der Menschen eintreten in Bezug auf ihre Theorie von geistlichen Dingen, ihren Glauben: der Wechsel und Uebergang von einer Lebensanschauung zur andern, und der Uebergang von der Gleichgültigkeit zum ernsten Interesse in Betreff schon zuvor ge-

hegter Ansichten und Meinungen. Die Wichtigkeit der erstern Art der Sinnesänderung wird von den meisten Menschen, wenigstens mit dem Munde, anerkannt; aber der Umstand, daß dieß bei der zweiten Art nicht der Fall ist, scheint anzudeuten, daß auch in Beziehung auf erstere die Einsicht noch mangelhaft ist.

Alles was wir vom Geist eines Menschen wissen können, ist die Ansicht oder Theorie seines Daseyns und Lebens, die er sich gebildet, und die Herrschaft, der Einfluß, den sie über ihn hat. Dieß, seine Ueberzeugung von den geistigen Dingen, ist das Tiefste in jedem Menschen; sein Leben und Wandel ist eine Uebertragung von jenem in Thätigkeit und Handeln, seine Gefühle sind die durch Einwirkung von jenem veranlaßten Schwingungen, und sein Charakter ist das Gebilde und Geschöpf jenes Einflusses. Jeder Mensch hat eine Theorie, und bei keinem ist sie gänzlich ohne Einfluß. Jede Handlung eines Menschen, und somit jede Gewohnheit, jede Neigung, ist großentheils das Resultat seiner Theorie vom Leben, oder eines Vergleichs zwischen seiner jetzigen Theorie und den Gewohnheiten und Neigungen, welche die Folge früher gehegter Theorien sind. Von der lebendigen Seele des Menschen wissen wir wenig, aber wir wissen, daß sie ein Wesen ist, das abwechselnd schwankt und bewegt wird durch die Gegenwart, so zu sagen, von zwei beständig wechselnden Panoramen, durch die Bilder der Sinne von außen, und durch die Bilder der Phantasie von innen. Die Seele spiegelt Alles ab, was sie sieht, und wird selbst zu dem was sie ab- und einbildet. Die Farben, die sie abspiegelt, senken sich in sie ein. Die Aneignung einer neuen centralen Wahrheit sogar in der Philosophie ändert, wie jeder Forscher weiß, alle Ansichten eines Geistes. Und eine Vorstellung, ein Begriff des Geistes verändert sich je nach Maaßgabe des Lichts, das man darauf fallen läßt. Eine Bekehrung nun schließt all dieß in sich und hat all die Kraft, welche in einem solchen Wechsel zu liegen pflegt, nebst einem weitern Einfluß weit stärkerer Art. Wenn ein alter, beinahe einflußloser Glaube auf irgend eine Weise in einem Menschen neu belebt wird, wenn er in seinem Herzen kräftig erwacht, wenn er nicht nur den Sinn davon und die für ihn, als einen Satz, sprechenden Gründe empfindet, sondern auch von seiner Schönheit und Trefflichkeit ergriffen und durchdrungen ist, so wirkt diese Veränderung in seiner Seele (und Alle, denen es je Ernst gewesen ist mit einer Reihe großer Wahrheiten, haben etwas der Art erfahren, wenn auch nicht im christlichen und theologischen Sinne) so gewaltig auf seine Natur, daß diese so zu sagen ein neues, umgeschaffenes Wesen wird. Martin Luther hatte oft gelesen und speculativ verstanden, was der Römerbrief von dem Glauben an Christus sagt; aber bei seiner Bekehrung (?) wurde der Sinn des Apostels ihm mit solcher Macht offenbar, daß es war, als umstrahlte eine Glorie das geheiligte Blatt. Es war wie ein Wechsel vom Tod zum Leben.

Die Frage ist nicht die, was wir von dem Glauben gerade halten, welchen Cromwell annahm, sondern was er ihm war und welche Früchte er in seinem Leben trug. Die Ansichten, zu welchen er ihn führte, von Gott und seiner Liebe im Kreuzestod Christi, von Leben, Tod, Ewigkeit und künftigem Gericht, bewirkten in ihm jene heftige und bittere Selbstverdammung eines Lebens, welches der höchsten Aufgabe und Bestimmung nicht entspricht, wie sie von den Frömmlern allzu trivial hergeleitet und von den Philosophen allzu summarisch verworfen wird, als Buße für die Sünde. Das Alehaus, der Spieltisch, Weiber, Wein, das Knüttelspiel, und selbst die ehrgeizigen Aufflüge seiner jugendlichen Träume und Declamationen mußten ihm jetzt sündhaft, verderblich für die Seele und ihr ewiges Heil, als Wahnsinn erscheinen am Menschen, dessen Schaumblase von Leben allstündlich zur Unsterblichkeit sich auflösen kann, dessen Gedanken alle einem allsehenden Auge sichtbar sind, und bei dem jede Handlung der Strafe eines allmächtigen Rächers und Richters unterliegt. Er verkündigte öffentlich, daß er bereit sey, jedem Menschen, dem er Unrecht zugefügt habe, es zu vergüten; und gegenüber von Personen, die keine Klage erhoben, klagte er sich selbst an, und machte sorgfältig alle Unbilden wieder gut, deren er sich gegen sie schuldig gemacht. Auf dem Standpunkt seiner puritanischen Ueberzeugungen mußten ihm alle Hazardspiele sündhaft erscheinen, und alles darin, wenn auch ehrlich, gewonnene Geld als Sündenlohn. Daher vernehmen wir, wie seine Tadler und Verleumder, trotz ihren Verunglimpfungen und ihrem Hohn, zwar ungern berichten, daß er, da er von einem Mr. Calton einige Jahre zuvor 30 Pf. im Spiel gewonnen, und ihm dann zufällig begegnete, ihn bat, mit ihm nach Hause zu kommen und das Geld wieder in Empfang zu nehmen, weil es eine Sünde wäre, wenn er es behielte und ihm die dreißig Pfund wirklich zurück zahlte. Von einem Mr. Robert Compton, einem Tuchmachersohn in London, hatte er auch 120 Pf. gewonnen; er beschloß, sie diesem zu erstatten und schickte einen Boten damit ab, welcher gerade zu rechter Zeit kam, um ihn von einer Auspfändung um 20 Pf. zu befreien, so daß derselbe jetzt 100 Pf. baar übrig behielt.

Die nächsten sieben bis acht Jahre seines Lebens brachte Cromwell hin, indem er an den Andachtsübungen der Puritaner Theil nahm, ihre Geistlichen an seinen Tisch lud, mit ihnen betete und bei ihnen predigte in einem Hintergebäude seines Hauses, das er als Kapelle benützte, und seiner Mutter bei ihrer Bierbrauerei beistand. Zur Zeit wo der Herzog von Buckingham im Zenith seiner Macht stand, während des vorübergehenden Waltens des Despotismus in England, nahm der junge und muthige Bierbrauer von Huntingdon keinen Anstand, den verfolgten Puritanern beizustehen; er betrieb persönlich ihre Anliegen und Klagen beim Bischof Williams, munterte seine Mitbürger auf, Genugthuung für erlittenes Unrecht zu verlangen, und unterstützte und ermuthigte sie offen in ihrem Widerstand gegen die Irrthümer der herrschenden Secte, gegen die Ungerechtigkeit des neuernden Despoten. Dabei aber war der Bierbrauer ein betriebsamer Mann; er gewann Vermögen durch sein Gewerbe, und in Folge der Geburt mehrerer Kinder entwickelte sich in ihm ein wichtiger und einflußreicher Zug seines nachmaligen Charakters: die lebhaften und warmen Empfindungen eines zärtlichen Vaters.

Im bisherigen Leben Cromwells zeigen sich schon all die Charakterzüge, welche durch spätere Ereignisse nur entwickelt

und verstärkt wurden — eine Abkunft, die ihm die Neigung zur Freiheit, zum Ehrgeiz, zum Puritanismus gab — eine undezähmbare Gemüthsart, voll Phantasie und Heftigkeit, ein abwechselnder Hang zum Studiren und zu Zerstreuungen, und Ansichten vom Leben und von der Pflicht, welche ihn mit allen irdischen und himmlischen Beweggründen und Triebfedern ausrüsteten, furchtlos die Sache der gefährdeten Freiheit seines Vaterlands und der verfolgten Gewissen seiner Landsleute zu verfechten.

(Fortsetzung folgt.)

Festus.

(Schluß.)

Festus ist ein Gedicht von großen Ansprüchen; aber ist es ein großes Gedicht? Gewiß, es ist kein kleines Gedicht; es ist ein langes. Ach, ein zu langes!

Zu lang, nicht nur überhaupt, sondern auch relativ. Zum Beispiel, die eröffnende Scene, nach Hiob und Goethe's Faust, im Himmel, bringt Seraphim und Cherubim, welche dem anwesenden Gott Hymnen singen. Aber statt der kurzen Gesange, wie Goethe das Beispiel gegeben, gibt der Dichter des Festus regelmäßige Oden — lyrische Gedichte von mehr als vierzig Zeilen.

Der Neuheit des Gedichts, obwohl nicht seiner Originalität, thut das Abbruch, daß es, wenn man zuerst das Buch aufschlägt, aussieht wie ein Plagiat von Faust, obgleich man beim Weiterlesen bald merkt, daß es mit demselben wenig gemein hat, außer in der äußern Form und gelegentlichen Nachahmungen. Festus ist ganz subjectiv, während Faust durch und durch objectiv ist.

Nicht wenig merkwürdig und aller Beachtung werth ist die gegenwärtige Richtung des poetischen Geistes. Vor wenigen Jahren, als man anfing auf Religion bezügliche Gedichte zu schreiben, waltete viel Zweifel ob in Betreff der Angemessenheit der Wahl solcher Gegenstände überhaupt, und die Trefflichkeit der Behandlung galt bei gewöhnlichen Richtern für wenig. Wir sprechen nicht von Werken, deren Frömmigkeit zweideutig ist, wie Lord Byrons Cain und Himmel und Erde; sondern von solchen wie die Höllenfahrt, das Gericht der Sündfluth, wo die Rechtgläubigkeit der Gesinnung im Ganzen anerkannt und nur die Keckheit in der Wahl des Gegenstands angefochten wurde. Jetzt aber trägt die meiste Poesie diesen Charakter, und was ihn nicht trägt, ist meist ohne Bedeutung. Es könnte daher scheinen, es habe ein neuer Cyklus begonnen, ein neuer Geist sey im Schwang, der sich aller Arten von Symbolen und Bildern bediene, um eine neue religiöse Idee auszudrücken, welche die Seele der Welt zu gebären strebt. Wir glauben an die providentielle Führung aller solchen Manifestationen, und daß sie Zeugniß ablegen von dem göttlichen Walten und seiner Allgegenwart. Wie seltsam z. B. ist der Umstand, daß, in dem Zeitpunkt, wo die arbeitenden Classen von dem Instinct des Chartismus beherrscht werden, ein Mann von Genius und von Vermögen, ganz abgesondert von der Welt, in der Einsamkeit von Rechtsstuben, sich mit einem Gedicht beschäftigt, das dessen Principien erläutert, ihren Ursprung erklärt und ihre Resultate anschaulich macht. In solchen Dingen liegt mehr als unsre Philosophie sich träumen läßt. Es ist ein Einfluß in der geistigen und moralischen Atmosphäre, der nicht geläugnet und nicht außer Acht gelassen werden sollte, wenn ein solches Zusammentreffen von Umständen sich zeigt — und wer dagegen unempfindlich ist, ist stumpf an Gefühl und Verstand. Argumente sind fruchtlos bei Steinherzen und Holzköpfen — und zu diesen gehören jene. Wir setzen Intelligenz voraus bei unsern Lesern, und zu den Intelligenten sprechen wir. Wir sagen: die Richtung des poetischen Geistes auf Politik und Religion ist nicht gering anzuschlagen. Man nehme nur das vorliegende Gedicht: Festus hat sein Absehen auf das Unendliche, und indem er die Granzen des christlichen Glaubens erweitert, stürzt er dem Anschein nach die Schranken um, die ihn von andern Glaubensformen scheiden. Es ist ein Universalismus, der über den Conventionalismus hinausgreift — ja auch über die Gesetze der Moral, mögen sie auf steinernen Tafeln oder in den fleischernen Tafeln des Herzens geschrieben seyn; aber er hat sich selbst gefangen in dem Netz des Pantheismus, so daß die Erweiterung am Ende doch nur eine speculative Erweiterung ist — eine nur intellectuelle und daher unächte. Die Theorie ist erweitert, aber die Praxis hat sich zusammengezogen. Es ist nur eine negative, keine positive Ausdehnung. Das Immoralische, obgleich es die endliche Erlösung nicht ausschließt, zieht das menschliche Wesen zu einem Punkt zusammen. Unsers Dichters System ist Latitudinarismus ohne Synkretismus — ein Indifferentismus gegen Sitte und Meinung, welcher, praktisch geübt, die Scheidewand zwischen Tugend und Laster niederreißen würde.

Doch wir irren uns wohl. Das kann nicht die Meinung des Dichters — eines solchen Dichters seyn! Er ist ein Theoretiker, aber nichts drängt sich uns lebhafter auf als der heilige Charakter seines Gedichts im Ganzen. Unsre Unreinheit ist es, die einem solchen Dichter Unreinheit schuld gibt. Mit Ausnahme Einer Scene hat man nicht nöthig anzunehmen, daß die Vorfälle in diesem Gedicht überhaupt sinnlich zu nehmen seyen. Nehme man an, daß die verschiedenen Liedesverhältnisse des Festus von geistiger Art seyen — daß sie den Verkehr von Geist und Geist, von Seele mit Seele, wohl etwa von beiderlei Geschlecht, veranschaulichen, oder, noch höher und geistiger: man deute diesen Verkehr selbst von dem ewigen Wechselverhältniß des männlichen und weiblichen Princips in jedem menschlichen Wesen — in jedem Mann und jedem Weib. Dieß war eine Lieblingsidee Goethe's. Er schließt damit den ganzen Faust, und schreibt dem Weiblichen Alles zu, was zur Erhebung, zur „Hinanziehung" des Individuums und der Gattung beiträgt. Dieß ist eine hohe philosophische Wahrheit. Das weibliche Princip ist besonders thätig in jedem schöpferischen Geist — jedem Mann von Genius, Poet oder Künstler. Die Liebe ist das Primum movens der Philosophie, als Weisheit gefaßt. Die

Liebe ist erzeugend, fruchtbar; Weisheit ist das weibliche Ebenbild von ihr, *) die Eva des ungefallnen Adams. Ohne solche Philosophie, welche Weisheit und Liebe in sich begreift, gibt es keine Poesie, welche nichts Anderes ist als die Schönheit, zu Liebe und Weisheit erhoben. Und Schönheit ist des Dichters Seele. Ein Gedicht, welches da Wechselspiel jener beiden verschwisterten Principien mit eben so viel Geschmack als Genie symbolisirte, würde zu den größten gehören — oder das größte selbst seyn.

Coleridge hat wohl bewiesen, daß das von uns durchlebte Zeitalter das Zeitalter der Speculation gewesen ist. Der Verstand hat seine Saturnalien gehabt. Der Geist der Zeit ist sein Product. Aber nur um so nothwendiger wird es, daß, wer nur kann, ihn auch sittlich und praktisch zu steigern suche. Breite, mehr als Tiefe oder Höhe, war die Errungenschaft der jetzt ablaufenden Zeit. Jetzt muß das Erhabene und Tiefe Gemeingut werden. Die Intelligenz ist jetzt beinahe allgemein verbreitet. Wenn sie einen sittlichen, wenn sie einen göttlichen Charakter annehmen soll — und beides ist erforderlich, ehe sie anders als unheilvoll wirken kann, so muß sie, in allen Classen der Gesellschaft, an Würde und Tiefe gewinnen." — —

Wir wollen den Reflexionen des englischen Kritikers hier nichts weiter beifügen, als die kurze Bemerkung, daß die philosophische, speculative Poesie nur bei den ausgezeichnetsten Genien, welche die transcendentesten Ideen noch zu verkörpern wissen, uns von wirklichem Werth und von heilsamer Wirkung zu seyn scheint; bei andern aber führt sie gar leicht, in Beziehung auf die Form, zur poetischen Abzehrung, und in Beziehung auf den Inhalt, zum speculativpoetischen Aberwitz.

Robin Hood.

Robin Hood, der berühmte Freibeuter, der Tradition nach, der Ahnherr der freilich sehr entarteten englischen Highwaymen und Wegelagerer, lebt, obgleich er vor vielen hundert Jahren blühte, noch immer im frischesten und besten Andenken der Engländer fort, und ein Aufsatz in einer englischen Zeitschrift, der sich weitläuftig mit ihm beschäftigt, zählt sechs Publicationen auf, welche sich sämmtlich auf den berühmten Helden der Wälder beziehen und binnen der letzten acht Jahre, die meisten in den letzten zwei Jahren, erschienen sind, und erwähnt daneben noch ein großes Gemälde, das ihn zum Sujet hat. Die neueste Production ist: Robin Hood und Little John, oder die lustigen Männer von Sherwood-Forst. Von Pierce Egan dem Jüngern. London 8. 1839 — 1840. In monatlichen Lieferungen. Der erwähnte Aufsatz macht sich über Styl und Composition dieses neuesten Werkes lustig, und fährt dann fort: „Nachdem das Maaß der Heradwürdigung, welche Robin Hood erfahren, voll ist bis zum Ueberfließen, ist es, denken wir, hohe Zeit, daß wir protestiren gegen die ganze Reihe von Verleumdungen, die gegen unsern Helden vorgebracht worden sind, schon viel früher als seitdem er in die Hände Cunninghams und selbst W. Scotts fiel. Es liegt uns um so mehr ob, zur Ehre unsers Landes dieß zu thun, als alles Licht, das bis jetzt auf einen sicherlich nationalen und populären Gegenstand, wie nicht leicht ein andrer, fiel, hauptsächlich von einem scharfsinnigen Ausländer, Augustin Thierry, herrührt, welcher in seiner trefflichen Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen einer gerechten Würdigung von Robin Hoods historischem Charakter und Popularität unter allen neuern Schriftstellern am nächsten gekommen ist.

Bis Thierry zu einer Erforschung der Sache sich entschloß, als er die Wirkung der Eroberung auf die angelsächsische Bevölkerung untersuchte, war das Höchste, was man dem großen nordischen Freibeuter zugestand, das: daß er der Artigste der Diebe, der Großmüthigste und Geschickteste der Wilddiebe und Weglagerer gewesen. Indeß hätte es dem historischen Forscher doch früher auffallen sollen, daß ein höherer Anspruch auf heroische Sympathie als der eines, wenn auch noch so glücklichen Wilddiebs, oder eines, wenn auch großmüthigen Banditen, dazu gehörte, um einen Mann auf Jahrhunderte hinaus zum Achilles einer volksthümlichen Ilias, zum Cid eines englischen Romancero zu machen; und daß daran etwas ist, das wollen wir unsern Lesern historisch darzuthun suchen."

Es wird nun die Zeit untersucht, in welcher Robin Hood gelebt habe, da hierüber großes Dunkel waltet. Ein schottischer Historiker aus dem vierzehnten Jahrhundert, John Fordun, berichtet, nachdem er die Niederlage der großen nationalen Partei in England unter Simon von Montfort in der spätern Zeit von Heinrichs III Regierung, und die auf den Sieg des Königs und seiner ausländischen Höflinge folgenden Confiscationen erzählt, Folgendes: „dann erstand unter den ihres Besitzthums Beraubten und Verdannten der berühmte Halsabschneider (famosissimus sicarius) Robert Hode und Little John, mit ihren Gesellen, welche von der närrischen Menge so unmäßig gern in Lust- und Trauerspielen dargestellt, gesehen und gepriesen werden, und von welchen die Sänger und Barden mehr als von irgend Jemand Romanzen singen;" nachher aber sagt er doch auch von Robin Hood: „von dem man jedoch manche preiswerthe Thaten erzählt;" und als Beleg davon führt er ein Beispiel von Roberts religiösem Glaubenseifer auf und eine wunderbare Befreiung, welche ihm als besondrer Lohn seiner Tugend zu Theil ward. Wenn, seit dem unglückseligen Feld von Hastings, kein Tag für die englische Freiheit so unheilvoll gewesen war, wie der der Schlacht von Evesham, 6 August 1265, wo Montfort, der in einer rührenden Ballade als der Schützer und Held der Sache des Volks Gepriesene und Beklagte, fiel — wenn die große Sache der Rechtsverfassung ihren Harold an de Montfort hatte und verlor, so hatte sie auch ihren Hereward — aber beharrlicher und unbesieglicher als der jener Zeit — an Robert Hood. Er gehörte zu der tüchtigen Classe der englischen Freisassen oder Yeomen, wie Alles anzeigt, was von seinen Waffen, seinen Lebensgewohnheiten berichtet wird, wenn es auch nicht eine alte Ballade ausdrücklich meldete. Erst spätere Entstellungen machten ihn zu einem ent-

*) Love (Liebe) ist im Englischen Masculinum.

erbten Grafen von Huntingdon. — Die Maaßregeln des Königs nach jener Schlacht waren nicht geeignet zu versöhnen, vielmehr erbitterten sie nur; und unter denen, welche sich der Härte der Regierung durch einen Aufenthalt in den Wäldern des nördlichen Englands entzogen, war auch Robert Hood. — Der Aufsatz sagt gegen das Ende: „Wir müssen bemerken, daß der nordische Bauer (es werden Balladen mitgetheilt, die das Landvolk singt) mit all seiner Unwissenheit in der Geschichte, den Charakter des nördlichen Helden immer richtiger aufgefaßt hat als der Londoner Littérateur."

Die Meeresgrotte.

Von Thomas Doubleday.

Rein ist die Luft, und dennoch athm' ich schwer!
Weil ich zum Riesentempel aufgeschaut,
Den die Natur aus starrem Fels erbaut,
Geweiht dem Schweigen und dem heil'gen Meer.
Hier unterm klaren Wasserspiegel strahlt
Ein Abbild von dem reichsten Wunderhain,
Im Zauberglanz, der Blatt und Blume malt,
Und Baum und Schilf mit hellem Farbenschein.
Hierher zur Grotte eilt auf leichtem Fuß
Zu baden im Krystall der kühlen Fluth
Die Meeresjungfrau in der Mittags Gluth,
Von ihrem langen grünen Haar umwallt,
Rein wie die Welle, wie der Schatten kalt.

Persisches Recept.

Von Miß Landon.

Dem Feind vergib! — nicht dieß alleine,
Mit Gutem lohne seine Schuld,
Schaff' Freud' ihm, der dir raubt die deine,
Die Hand, die schlägt, küss' in Geduld.

Man sagt der duft'ge Sandel neige
Sich also seines Schicksals Spruch,
Indem aufs Beil bei jedem Streiche
Er strömt den reichen Wohlgeruch.

Stanzen von der Gräfin Blessington.

Kampf ohne Ruh
Leben bist du,
Voll Kummer, voll Sorge und Schmerz!
Freude, ach kaum
Ein flüchtiger Traum
Beglückst du das leidende Herz.

Was bist du Tod,
Dessen Gebot
Der König, der Sklave sich neigt?
Du bist der Freund
Der still uns vereint,
Im Grab, das der Schmerz nicht erreicht.

Wenn Alles schwand,
Führt deine Hand
Zum traumlosen Schlummer der Nacht.
Ruh deckt das Herz,
Und den Blick, der voll Schmerz
So lange geweint und gewacht.

Das Begegnen der Schiffe.

Von Mrs. Hemans.

Auf dem tiefen Meere bei ruhiger Fluth
Sich einstmals zwei Schiffe begrüßt,
Die haben doch wenige Tage geruht
Von sonnigen Lüften geküßt.

Und Schönheit und Tapferkeit einten in Lust
Die Stimmen im fröhlichen Klang,
Und lieblich umhauchten die schlummernde Brust
Der Wellen, der Erde Gesang.

So wolkenlos ruhte der mondliche Glanz
Auf dem einsamen indischen Meer,
Da schwebten sie leicht in dem festlichen Tanz
Auf beiden Verdecken einher.

Da fanden sich Hände, manch strahlender Blick
Gab selige Antwort geschwind,
O Liebe, warum einst so flüchtig dein Glück,
Wie zusammentreibt Blätter der Wind?

Nur kurz von der Freude entzückendem Strahl
War die ruhige Tiefe belebt,
Da erwachen die Lüfte, und rauschen zumal,
Weil der Wind Siegsgeschmetter erhebt.

Und frei und stolz trägt die Schiffe er fort,
Dahin auf verschiedener Bahn,
Daß nicht Stille noch Sturm, daß nicht Felsen noch Port
Sie wieder vereine fortan!

Daß sie nimmer sich finden beim Siegesgetön,
Noch sich helfen in angstvoller Stund',
Ach so schlingt, so kurz und so flüchtig schön
Das Leben um Seelen den Bund.

Louise von Plönnies.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 100.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

29 August 1840.

Oliver Cromwells Leben, neu beleuchtet.

(Fortsetzung.)

Anfang von Cromwells politischer Laufbahn.

Oliver Cromwell trat ins Parlament als Mitglied für Huntingdon in seinem neunundzwanzigsten Jahr, im März 1628. Seinem ganzen Lebens- und Bildungsgang nach war er nicht dazu geeignet, sich den Männern des Hofs anzuschließen zu Gunsten der geistlichen Gleichförmigkeit und der bürgerlichen unbedingten Unterwürfigkeit; und auf die große Mehrzahl der Mittelclasse in England hatten gleiche Einflüsse, wie auf Cromwell, gewirkt, und verwandte Gesinnungen bei ihnen erzeugt; die Ueberzeugungen der Reformation, welche der Krone zu ungewohnter Macht verholfen, bildeten in den heranwachsenden Generationen Männer aus, deren Gesinnungen klerikalischem und königlichem Despotismus gleich zuwider waren. Cromwell ward mit den hervorragenden Männern der Volkspartei bekannt gemacht durch seinen Vetter Hampden; und der Contrast dieser beiden Männer, wenn sie sich miteinander unter die Gruppen der Patrioten mischten, muß in der That höchst auffallend gewesen seyn. Hampden, mild, leutselig, mit hoher breiter Stirne und glänzenden, sinnigen Augen, ein anmuthendes, liebevolles und nachdenkliches Gesicht, beständig von Lächeln überflogen, und selbst in seinem Anzug schon ein ängstlichgewissenhaftes und zartes Gemüth verrathend; — Cromwell, ein um fünf Jahre jüngerer Mann mit einem abgetragenen, fadenscheinigen Rock und einem schmutzigen Hut, in jedem Zug den Ausdruck derber und robuster Gesundheit, ein wohlgestalteter, kräftig gebauter Mann von beinahe sechs Fuß Größe, mit einem Ausdruck von durchdringender Schärfe und Keckheit im Gesicht; ein fester, zusammengezogener Mund, der nur mit Anstrengung die innen tobenden Leidenschaften zu zügeln schien; eine große Nase, welche nachmals die Zielscheibe von vielen royalistischen Spöttereien wurde; tiefe, durchdringende Augen, unter großen, buschigen Brauen und einer breiten, gewölbten, edlen Stirne hervorschauend, reiches, freiwallendes Haar, zu beiden Seiten ziemlich wild herabhängend — rauh, warzig, knotig und finster, hat aber doch das Angesicht von Oliver Cromwell für uns einen rührenden Zug von Milde und Liebe, eine zur Seele sprechende Großmuth und Zartheit, wie ein Strahl holden Lichts unter einer Gewitterwolke hervorschimmernd. Ohne Zweifel waren Hampden und Pym die ersten Lehrer Oliver Cromwells in jenen Mysterien der Politik, jenen seltsamen und feinen persönlichen Einflüssen, welche sie wie eine innere Maschinerie gehen machen; Einflüsse, welche kein außerhalb London lebender Mensch, und selbst wenige, die nicht im Parlament sind, oder die ersten politischen Kreise besuchen, je verstehen können. Cromwell sprach, wie es scheint, im Parlament von 1628; aber schon die kurzen Angaben von seinen Reden, die noch vorhanden sind, zeigen, daß er die zwei verwundbarsten Blößen der Hofpartei, trotz der Anstrengungen, die man machte, sie zu verhehlen, wohl erkannt hatte und sie zu treffen wußte: ihre Vorliebe für das Papstthum und ihren Abscheu vor dem Parlament. Die plötzliche verächtliche Auflösung dieses Parlaments, die Festsetzung von Selden, Hollis, Eliot und andern „Vipern" im Tower, die Erkaufung von Wenworth und Savile, und andre Thaten einer neuernden Tyrannei, welche die zwölf finsteren Jahre von 1628 — 1640 erfüllten, senkten sich tief und empörend in das Herz Cromwells und erzeugten in ihm den Willen und die Kraft, die er nachmals entwickelte. Während der Zeit, wo er finster brütend über die Verhältnisse seines Vaterlands nachdachte, in stetem Briefwechsel mit Hampden und St. John, wurde seine Gesundheit leidend; sein Arzt ward um Mitternacht und zu andern ungewöhnlichen Stunden herbeigeholt, weil Cromwell zu sterben glaubte; und manchmal hatte er Anfälle von phantastischer Lustigkeit, welche noch grauenhafter waren als sein Tiefsinn. Der Mann des Verhängnisses erkannte seinen Weg noch nicht; die Führungen der Vorsehung waren dem religiösen Grübler nicht klar; die Kraft der Mannheit war in ihm, und er wußte nichts damit anzufangen; er schritt über das kräftige Jugendalter hinaus und sah seine Lebensaufgabe noch nicht.

Cromwell zog sich zurück auf den Pachthof St. Ives; er versank mehr und mehr brütend in sich selbst, und flößte dabei seinen Dienstleuten und Nachbarn die großen und hochherzigen Gefühle und Gesinnungen der Religion und Freiheit ein, welche die Seele der guten Sache waren. Er brachte den größern Theil seiner Zeit auch auf seinem Pachtgut mit Bibelerklärungen und Andachtsübungen zu; er kniete Morgens und Abends mit seinen Leuten zum Familiengebet nieder; und hiedurch, obgleich selbst noch kein Dissenter, trug er bei zur Gründung der verschiednen religiösen Meinungen des siebzehnten Jahrhunderts, den Folgen der Forschung und des Nachdenkens der Individuen, welche seit jener Zeit England und Amerika zu Secten-Ländern gemacht haben, und in ihren unmittelbaren Wirkungen die Bauern und Yeomen Englands, die tüchtigen Sachsen von Huntingdonshire zumal, mit einem selbst für die adeligen Cavaliere unüberwindlichen Muth begeisterten. Nachdem er sich von St. Ives nach Ely begeben, ward er wieder niedergedrückt durch den Schmerz über die Mißhandlungen, welche die Besten seiner Meinung nach von den Gewaltthabern erlitten, und sein Gemüth und seine Phantasie ward wieder verstört; Gesichte von geschlitzten Nasen und von Köpfen ohne Ohren an den Galgen Lands waren jetzt seine wachen Träume und seine Quälgeister bei Nacht; er sah Tausende seiner Landsleute ihr Vaterland verlassen; und in seinem Herzen regte sich jetzt die Erinnerung, wie Gott sich seiner erbarmt, obgleich er das Gute und Göttliche gehaßt, wie er seine Nacht und Finsterniß erleuchtet, und was er für seine Seele gethan hatte, bis er sich schämte, seine Gaben und Talente so wenig ausgebildet und benützt zu haben; und er fühlte, daß er höchst glücklich seyn würde, wenn er seinen Gott ehren könnte durch Handeln oder durch Leiden. Eine seiner ersten öffentlichen Handlungen war, daß er sich einem Plan des Grafen von Bedford und Andrer, den Bedforder Grund trocken zu legen — ein Plan, der, an sich vortrefflich, in Folge der königlichen Einmischung ausnehmend unpopulär geworden war — widersetzte. Nachher führte er den Plan, nachdem er denen, die dabei nur einen Gewinn machen wollten, aus den Händen gerissen war, selbst aus. Durch seine glückliche Opposition erwarb er sich den Namen: „Herr des Moorgrunds," und seine Popularität verhalf ihm zur Wahl ins Parlament für Cambridge im Jahr 1640, trotz einer furchtbaren Opposition, an deren Spitze der Dichter Cleaveland stand; er siegte mit einer einzigen Stimme, die ihn in das Lange Parlament sandte. „Diese eine Stimme," rief Cleaveland aus, „hat Kirche und Königthum zu Grunde gerichtet."

Cromwells weitere politische Thätigkeit.

Cromwell hatte seinen Antheil an der Anklage Straffords, dem ersten großen und kühnen Streich des langen Parlaments. Anregend, thätig, energisch und nicht geschwätzig, zeichnete er sich mehr durch seine Thätigkeit in den Ausschüssen und seine Winke, die er den Leitern gab, als durch seine Reden aus, welche kurz und selten waren. Aber er hatte einen auffallenden Ungestüm an sich und konnte dann und wann in ein Gelächter ausbrechen, oder unwillkürlich sein Schwert fassen, zum Erstaunen seiner Freunde. Der Royalist Sir Philipp Warwick beschreibt ihn so: „Ich kam eines Morgens sauber gekleidet in das Haus und fand einen Gentleman sprechend, den ich nicht kannte und der sehr gewöhnlich gekleidet war; sein Anzug war von grobem Tuch und schien von einem schlechten Landschneider gemacht; und ich erinnere mich, daß ein paar Blutflecken auf seiner kleinen schmalen Binde waren; sein Hut hatte kein Band. Seine Statur war wohl proportionirt; sein Schwert stack an seiner Seite; sein Gesicht war geschwollen und röthlich, seine Stimme war scharf und unmelodisch und seine Beredsamkeit voll ungestümer Hitze." — Nach einer sehr stürmischen Verhandlung über einen wichtigen Gegenstand, worin die parlamentarische Partei mit einer kleinen Majorität siegte, äußerte Cromwell gegen Lord Falkland: „Wenn die Remonstranz verworfen worden wäre, hätte ich am nächsten Morgen alle meine Habe verkauft und England nie wieder gesehen, und ich weiß, viele redliche Männer hatten denselben Vorsatz." Beim Ausbruch des Bürgerkriegs setzte Cromwell Alles was er besaß daran. Obwohl nicht reich, steuerte er 500 Pf. zur Unterdrückung des irländischen Aufstandes; als es an Geld fehlte, Wagen für Lord Manchesters Heer zu miethen, zahlte er 100 Pf. dafür aus seinem Beutel, und als er die Entscheidung herannahen sah, schickte er, ohne eine förmliche Bestallung abzuwarten, Schwerter im Betrage von 100 Pf. an seine alten, erprobten, bereiten Freunde, die puritanische Yeomanry von Huntingdonshire. Es waren Leute, die tüchtig beten konnten, und daher hoffte Cromwell, der wohl wußte, daß ein ernster Glaube, welcher Art auch, die Seele des Betens und des Fechtens ist, sie würden bei gehöriger Anleitung auch tüchtig fechten lernen. Als der Krieg gewiß war, that es der Eifer Cromwell's der Entfaltung der königlichen Fahne zuvor, und ehe diese flatterte, stand er schon an der Spitze seiner Puritaner. Er war der erste Mann, der wirklich im Feld erschien — er organisirte die populären Anführer der östlichen Grafschaften zu gegenseitiger Vertheidigung, zur Beobachtung der Royalisten und zur Einübung der Einwohner der verschiedenen Districte. Er nahm das Silbergeschirr der Universität Cambridge weg, das eben in die königliche Münze geschickt werden sollte, und ebenso nahm er auch seinem eignen Oheim, Sir Oliver Cromwell, alle seine Waffen und sein Silber weg — behandelte ihn jedoch dabei mit großer Ehrerbietung und erbat sich seinen Segen. Der Triumph des Parlaments im Kampf mit dem Königthum war das Werk Oliver Cromwells — das unmittelbare Product seiner Gedanken. Man spricht wohl viel davon, daß große Männer nur die obersten Schaumblasen von Wellen seyen, die viele Ihresgleichen enthalten, die bloßen Geschöpfe der Zeit und der Lage, die, statt zu lenken und zu beherrschen, selbst gelenkt und beherrscht werden von den tiefern Genien, von den Geistern, die das Zeitalter beherrschen. Aber die Geschichte berichtet uns anders; und wenn oft dem Menschen die rechte Stellung fehlt, so fehlt oft auch der Stellung und den Umständen der rechte Mann. Wenn die große Bewegung der Civilisation fortschreitet unter der Herrschaft von Ursachen, über welche einzelne Menschen nichts vermögen, und deren Producte sogar sie sind, so hängen

doch Sieg oder Niederlage der jedesmaligen Generation von der Geisteskraft, von der Vorsicht oder der Thorheit der an der Spitze stehenden Geister ab. Cromwells Ideen waren die Mütter glücklicher Erfolge. Die rechte Zeit und der rechte Mann begegneten sich.

Cromwells Genie bewährte sich vorzüglich in der staunenswerthen Schöpfung seiner immer siegreichen, unüberwindlichen Cavallerie, seiner „Eisenseiten" (Ironsides), die, aus Bauern und Pächtern, aus dem Stamme der seit der normannischen Eroberung immer mehr oder minder unterdrückt gewesenen Sachsen genommen, die stolzen, kriegsgeübten, tapfern Cavaliere des königlichen Heeres, selbst bei ungleicher Zahl, schlugen. Oliver Cromwell hatte sich gegenüber das Königthum und die Aristokratie Englands, die Abkömmlinge der Sieger von Hastings, die stolze normannische Ritterschaft, deren Schlösser noch jetzt die Scenerie unsrer Insel beherrschen, denen Sieg und Triumph traditionell, erblich, zur Gewohnheit geworden waren. Die Aufgabe war: sie zu schlagen mit einer kleinen Zahl von Männern aus einem Stamm, den sie überwunden; das Haupt des Ritters unter den Fuß des Bauers zu bringen; die Helme mit den sieggewohnten Federbüschen zu beugen unter den Streichen derer, welchen Unterwürfigkeit zum täglichen Brod geworden war; und diese Aufgabe zu lösen machte Cromwell sich anheischig — unter dem ungläubigen Spott der besten seiner Partei, und er hat sie gelöst vor dem erstaunten Europa, in einer Reihe von Schlachten und Siegen, wo jedesmal seine niedriggebornen Soldaten ihre stattlichen, vornehmen, ritterlichen Feinde niedermähten wie das Gras aus dem Felde; er hat sie gelöst, theils durch sein natürliches militärisches Talent, durch seinen tüchtigen Verstand, theils auch durch seine Menschenkenntniß und durch sein Vertrauen zu den geistigen und gemüthlichen Triebfedern und Kräften, welche den Menschen am mächtigsten begeistern und kräftigen. Seine einzelnen Waffenthaten können hier nicht erzählt werden; es genüge zu sagen, daß das Parlamentsheer ihm, als er noch eine untergeordnete Befehlshaberstelle bekleidete, beinahe immer den Sieg verdankte.

Durch die ausgezeichnetsten Dienste im Feld hatte er rasch eine hohe Stellung in der Parlamentsarmee gewonnen, und einen Ruf, dessen Glanz, seine Obern verdunkelnd, ihre Eifersucht gegen ihn rege machte. Thätig, ideenreich, umsichtig, fein, tief und kühn, nicht zu jenen als einer der Ihrigen gehörend, obwohl mit ihnen gemeinsam handelnd, hatte er Absichten im Auge, welche ihnen ebenso verhaßt waren, wie seine Ueberlegenheit, die sie so wenig läugnen als verdecken konnten. Die parlamentarischen Führer waren Presbyterianer und haßten die Duldung, an welcher Cromwells Herz mit der stärksten Liebe hing. Cromwell wußte, daß in Westminster-Abtey Männer im Rathe saßen, welchen allen, bis auf etwa ein Duzend, Toleranz wie Gift und Wermuth war. Er wußte, daß Manchester und Essex, seine Oberen beim Heer, obgleich Befehlshaber einer Armee, deren beste Mannschaft Sectirer oder Republicaner waren, nicht wünschten, in der Sache, an deren Spitze sie standen, zu triumphiren, daß sie einen Sieg fürchteten, wie Andre eine Niederlage. Sie hatten ihre Hoffnung auf einen Vergleich mit dem König gesetzt, welcher die Privilegien der Aristokratie und die Pfründen der presbyterianischen Geistlichkeit schützen, aber die Sectirer und die Toleranz zermalmen sollte. Die Majoritäten im Parlament und in der Versammlung der Geistlichen warteten, wie er wohl wußte, nur ihre Zeit ab, um mit dem König sich zu vergleichen. Königthum, Aristokratie, die repräsentative Legislatur, die große Mehrheit von England und Irland, ganz Schottland und sein jetzt im Herzen von England stehendes Heer hatten viele gemeinsame Ueberzeugungen, in Kraft deren sie sich gegen die Toleranz der Independenten und die Freiheit der Republicaner verbinden konnten, denen dann nur die Aussicht auf den Tod in verzweifeltem Widerstand oder auf dem Schaffot und am Galgen blieb. Cromwell besaß einen Geist, welcher die Gemüther der Menschen zu beurtheilen wußte, die künftigen Thaten in den Gedanken der Gegenwart las, und im Geistigen und Unsichtbaren die Keime der künftigen lebendigen Entwicklung erblickte. Sein Verfahren in dieser schwierigen Lage war so, wie es ein Untergeordneter einhalten muß unter Anführern, welchen die Absichten der von ihnen geführten Partei mißfallen. Er unterdrückte seine Ansichten nicht, aber er ließ ferner liegende Differenzen beruhen, während er sich Macht, Beförderung, Ruf und hinlängliche Autorität erwarb, um das Nächstliegende gut und kräftig auszuführen — sowohl was seine Obern wünschten, als auch, was sie nur vorgaben zu wünschen. Er war in einer bedenklichen Lage; dem Parlament angenehme Männer sah er besser behandelt nach einer Niederlage, als sich nach einem Siege; seine Soldaten waren schlecht bezahlt, schlecht gekleidet und schlecht genährt; aber er beschwichtigte ihr Murren gegen das Parlament, dessen Geneigtheit er ihnen auf jede Weise zu gewinnen suchte.

Zuerst machte er den Versuch, seinen Obergeneral, Lord Manchester, für seine Ansichten und Plane zu gewinnen; dieß mißlang ihm, dafür aber gelang ihm, sich seiner zu entledigen. Er entwarf den Plan (und setzte ihn mit Hülfe Vane's im Parlament durch), alle Parlamentsmitglieder in der Armee in die ihren Verdiensten entsprechende Stellung zu setzen, indem alle, die man im Drang der damaligen Umstände nicht nothwendig brauchte, ausgeschlossen werden sollten. Er setzte den Beschluß durch, der sämmtliche Parlamentsglieder von Befehlshaberstellen im Heer ausschloß, und der, wenn er Manchester und Essex, die den Presbyterianern angenehmen Anführer, beseitigte, zugleich auch Cromwell ausschloß, den sie fürchteten, und ihnen (seinen Feinden, der Majorität in beiden Parlamentshäusern.) Macht gab, wenn sie es angemessen fanden, seine Ausschließung vom Militärdienst zu einer ewigen zu machen. Stolz und fest wahrlich muß sein Selbstvertrauen gewesen seyn, wenn er vorhersagt, daß kein Mensch sonst seine Stelle ausfüllen könne, daß die Gefahr seine Feinde selbst bestimmen würde, den Beschluß zu seinen Gunsten zu suspendiren. Ohne Zweifel sah er Alles voraus, und ebenso gewiß ist, daß er keine Gelegenheit versäumte, den von ihm angestrebten Zweck zu fördern; aber noch gewisser und unzweifelhafter ist doch, daß er alle seine persönlichen Aussichten in Betreff seiner militärischen Laufbahn und alle öffentlichen Zwecke, die er mittelst derselben zu erreichen suchen mochte, stolz

und rücksichtslos wagte — daß er es ankommen ließ auf die Ansicht, welche über seine militärischen Verdienste gehegt wurde von Männern, die, wenn sie wollten, unbedingt gegen ihn entscheiden konnten, die seinen Einfluß beim Heer fürchteten und die des Nachts mit Rechtsgelehrten zu Rathe gingen über die Mittel, ihn als einen ihren Plänen gefährlichen Feind zu zermalmen. Aber er wußte, daß im Heer Officiere waren, tüchtig genug, bei jeder Unternehmung in der Christenheit Generale zu seyn, welche von jenem Beschluß nicht betroffen wurden; und er sah keine Aussicht auf vollständigen Erfolg, ehe nicht das Heer umgeformt und strengere Disciplin eingeführt wäre. Wenn er voraussah, daß man ihn zu seinem Commando würde zurückkehren lassen, so muß er auf die Furcht der Männer gezählt haben, die ihn haßten, und gewiß war es keine seiner geringsten Thaten und Entschließungen, daß er sich hier so ganz zur Verfügung von Männern stellte, die eifersüchtig auf ihn waren — die ihn gern, wenn sie gekonnt hätten, als Mordbrenner vor Gericht gestellt hätten; daß er so ihre Eifersucht zu entwaffnen, ihre Feindseligkeit zu schlagen wußte gerade durch einen Act, der sie allmächtig machte und ihn selbst aller Macht beraubte.

(Fortsetzung folgt.)

Liebesklage.

Minstrellied von Thomas Chatterton. Uebers. von H. Pättmann.

„O stimmt in meine Klage ein,
O laßt die bittern Thränen fließen,
Tanzt nie mehr Festtags frohen Reihn,
In Nacht mag unsre Lust sich schließen.
Mein Lieb ist todt!
Liegt leer von Noth
Dort unter dem Weidenbaum.

Schwarz war sein Haar wie Winternacht,
Weiß sein Gesicht wie Schnee im Lenze
Und rosig wie des Morgens Pracht. —
Das Grab nahm seiner Anmuth Kränze.
Mein Lieb ist todt!
Liegt leer von Noth
Dort unter dem Weidenbaum.

Süß war sein Mund wie Drosselsang,
Sein Tanz so flüchtig wie Gedanken,
Lieblich sein Tamburin erklang. —
Nun halten ihn des Grabes Schranken.
Mein Lieb ist todt!
Liegt frei von Noth
Dort unter dem Weidenbaum.

Hoch! Wie des Raben Fittich schwirrt
Dort unten in des Thales Krümme,
Der Nachtmahr still durch's Dunkel irrt
Und schrillend heult des Uhu's Stimme.
Mein Lieb ist todt!
Liegt leer von Noth
Dort unter dem Weidenbaum.

O sieh, wie weiß des Monds Gesicht!
Doch so wie Treuliebs Grabtuch nimmer;
Das weißer als des Morgens Licht
Und weißer als des Abends Schimmer.
Mein Lieb ist todt!
Liegt leer von Noth
Dort unter dem Weidenbaum.

Am Grabe meines stillen Lieb'
Soll feuchtbar keine Blume blühen;
Umsonst der Heiligen Trost verblieb,
Nie wird mein kaltes Herz erglühen.
Mein Lieb ist todt!
Liegt frei von Noth
Dort unter dem Weidenbaum.

Rund um des Todten heiligen Leib
Soll meine Hand Dornrosen pflanzen;
Hier weil' ich unglückselges Weib —
Kommt, Elfen, nächtlich hier zu tanzen.
Mein Lieb ist todt!
Liegt leer von Noth
Dort unter dem Weidenbaum.

Und lockt, gereizt von spitzem Dorn,
Mein Blut hervor aus krankem Herzen,
Des Lebens Lust ist mir verlor'n,
Des Abends Tanz des Tages Scherzen.
Mein Lieb ist todt!
Liegt leer von Noth
Dort unter dem Weidenbaum.

Ihr schilfbekränzten Wasser seht
Nehmt mich in euer Fluthengrab!
Ich komme, Treulieb, ich bin dein!" —
So sprach die Maid und sank hinab.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 101 u. 102.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

3 September 1840.

Rückkehr zur Poesie.

Von Sainte-Beuve.

Ich floh umsonst des Ufers Schatten,
Umsonst mit kräft'gem Ruderschlag
Zertheil' die Fluth ich ohn' Ermatten:
Die Wellen wollen's nicht gestatten,
Ich muß zurück — das Ruder brach!

Oft sagt' ich mir: „Warum erzittern?
Versuch zu leben, lenk dein Schiff;
Sey Mann! und will's um dich gewittern,
Was thut es? Muth! soll' auch zersplittern
Dein Nachen jäh am Felsenriff."

Ach, eitle Weisheit, kind'sche Lehren!
Weßhalb in meinem Unverstand
Auf Mentor und die Stoa schwören,
Da Gaukelbilder mich bethören,
Zurück mich werfen an den Strand!

Wenn auf die Fluthen ausgegossen
Dein Silberlicht, o Luna, glimmt,
Dann, wie von Rosengluth umflossen,
Die, wo einst Venus lag, entsprossen,
Wähn' ich, daß drin mein Delos schwimmt.

Und schmeichelnd spiegeln Hirngespinste
Mir stets noch diese Ufer vor,
Wenn dich verstecken leichte Dünste,
Die dich umtanzen, wie die Künste
Von einem schönen Mädchenchor.

Ich seh' sie in des Frührothe Sprühen,
Das goldig jeden Morgen blinkt,
Es zeigt sie mir der Sonne Glühen,
Wenn Purpurwolken sie umziehen,
Und sie am Abend untersinkt.

Muß das Gesicht mich immer schrecken!
Wenn Wolken trüben den Azur,
Durch dichte Nebel noch entdecken,
Statt luft'ge Haine öde Strecken,
Kalt, traueig meine Blicke nur.

Von meiner Phantasie erdichtet,
Du mein geliebtes Inselland,
Drauf stets mein Compaß ist gerichtet,
Sobald die Anker ich gelichtet,
Von einem Talisman gebannt!

Nach deinen Ufern steur' ich immer,
Ob auch die Fluth in wilder Gier,
Mit einer Woge mich armen Schwimmer,
Ausspeit an einer Klippe Trümmer,
Wie ein armselig Schalenthier;

Ob auch ein West mit leichtem Flügel,
Der halb nur meine Segel hebt,
Die Wogen zwingt mit festem Zügel,
Mich bettend sanft am Uferhügel
Dem Vogel gleich, der schlummernd schwebt.

So bleib denn hier: füg dich den Göttern,
Horch zu dem Meer, das seufzt und klagt,
Der Brandung und den wilden Wettern,
Die manchen Kahn am Riff zerschmettern.
Horch, wie die eigne Seele zagt.

Ich war zu lang mit mir zerfallen,
Und jede Lust war mir vergällt,
Durch jenen Steeli, darin verfallen
War meiner Seele selbes Lallen
Mit dem Geräusch der Außenwelt.

Es gleicht der Geist dem großen See,
Den ein Gebirge rings umzieht,
Drin wohnen Ruh' und Schatten, ehe
Der Priester festlich auf der Höhe
Erscheint und in die Fluthen sieht.

Gott, welche Gluth ist ausgegossen
Aufs Firmament, welch heller Glanz!
Da graust Dunkel ist zerflossen,
Wohin du blickst, ist schon entsprossen
Im klarsten Licht ein Sternenkranz.

Sahst du, andächtig hingesunken
Den Wundersee ein einzigmal,
So sind von solchem Anschau'n trunken
Dir kalt der Mittagssonne Funken
Und matt des Tages hellster Strahl.

Wenn ich bei eines Mahls Genüssen,
Zu dem ich wider Willen kam,
Oft liege weich auf seidnen Kissen,
Werd' ich, das Glas am Mund, zerrissen
Von einem tiefen, innern Gram.

Urplötzlich faßt mich tiefer Schauer,
Der mir das Blut zum Herne treibt,
Das Lächeln wandelt sich in Trauer,
Ich seh', dem König gleich, die Mauer,
Drauf er fremde Worte schreibt.

Vom Haupte fallen schnell die Binden,
Aus meiner Hand die Becher schnell,
Die reichen Tafeln rings verschwinden,
Ich beichte kniend meine Sünden,
O Daniel, o Daniel!

O dunkle Schrift, die eingegraben
Mein Auge überall entdeckt,
Geheimniß, gräßlich und erhaben,
Das uns vergällt der Erde Gaben,
Drin Gottes Räthsel ist versteckt!

Die Menge, unbewußt und heitre,
Sieht solche Schattenbilder nie,
Doch ein dem Genius Geweihter
Ist, nie verstanden, stets ein Streiter,
Gewappnet für die Poesie.

Da Nachts in eines Thurms Ruine,
Indeß der Nordwind pfiff und schnob,
Ein Geist, bewährt mit Helm und Schiene,
Mit heiserer Stimm' und finstrer Miene
Dreimal empor den Finger hob:

Starrt Hamlet anfangs, ganz erschüttert,
Ermannt sich dennoch bald und springt,
Indeß sein Busen schwül gewittert,
Und er vor Angst und Freude zittert,
Dem Geiste nach, der ernst ihm winkt.

Als sie den Thurm hinabgekommen,
Folgt er ihm auf dem düstern Pfad,
Bis er, am Kirchhof angekommen,
Erstarrt und bebt, da er vernommen,
Das gräßliche Geheimniß hat.

Am Morgen zeiget das verstörte
Gesicht die innern Qualen an:
Sein Loos beklaget, wer es hörte,
Und selbst Ophelia, die bethörte,
Kennt nicht mehr den geliebten Mann.

— So ist das Schicksal der Poeten:
Hier unten wallen ungekannt,
Zu dem allmächt'gen Gotte beten,
Andächtig lauschen den Propheten
Und müßig ruhn am Meeresstrand.

F. W. Deaile.

Philosophie in Frankreich.

Als allgemein bekannt darf vorausgesetzt werden, daß man in Frankreich unter Philosophie, philosophischen Studien und philosophischen Schriften sich etwas ganz Anderes zu denken pflegt, als die deutschen Philosophen vom Fach darunter verstehen; daß diese den Franzosen die eigentliche Speculation, die Fähigkeit des reinen, von der Schwere der Empirie und der Verstandesreflexion befreiten Denkens, die Erkenntniß der ideellen Wahrheit, der Begriffe an sich, ganz absprechen, wenn schon sie ihnen gern tüchtige und nützliche Forschungen in den einzelnen sogenannten philosophischen Wissenschaften, wie Moral, Politik, Philosophie der Geschichte und Psychologie zugestehen. Wir begnügen uns, dieß hier als ein unbestrittenes Factum anzuführen, ohne auf eine Untersuchung uns einzulassen, inwiefern der Mangel einer Philosophie, im deutschen Sinn, bei den Franzosen mit der tiefsten Eigenthümlichkeit dieser Nation zusammenhänge, ob vielleicht schon der Genius ihrer Sprache sich dagegen sträube, oder ob ihre äußere, geschichtliche Entwicklung die Geister von dieser Richtung abgezogen habe? Die Deutschen, zumal die Adepten der Speculation selbst, ermangeln natürlich nicht, sich dieses Vorzugs vor den Franzosen zu rühmen, und wenn schon die Mehrzahl der Franzosen, so weit sie überhaupt von Philosophie Notiz nehmen, über die mysteriöse oder mystische deutsche Scholastik, mit ihrer unbehülflichen, dunkeln Sprache spöttisch lächeln, so erlieben doch die deutschen Philosophen in neuern Zeiten nicht selten den Triumph, daß manche der ausgezeichnetsten Franzosen dem philosophischen

Genius der Deutschen durch eifriges, mehr oder minder glückliches Studium der deutschen Philosophie von Kant bis Hegel, huldigen, und durch ein meist eklektisches Aneignen der Resultate wenigstens, wenn auch nicht der strengen Methode, sich in philosophischer Beziehung als Vasallen des deutschen Geistes bekennen. Aber diese von außen aufgenommenen Elemente werden sich schwerlich so bald, wenn je, Eingang und Einfluß verschaffen bei dem Geist der französischen Nation überhaupt, so lang er nicht die Disposition und Kraft hat, Entsprechendes aus sich selbst zu erzeugen, und die deutsche, philosophische Sprache dürfte noch lang eine für unsre Nachbarn schwerer zu überschreitende Gränzscheide bilden, als in politisch-militärischer Beziehung der Rhein.

Vielleicht ist es einem Theil unsrer Leser nicht unangenehm, wenn wir hier ein paar Proben mittheilen, welche einiges Licht geben über den Begriff, den man in Frankreich von der Philosophie hat, über die Art und Weise, wie man daselbst über Philosophie für die Gebildeten schreibt, und über das Streben von Einzelnen, neue, wenigstens für das jetzige Frankreich neue Richtungen in der Philosophie einzuschlagen. Wir übersetzen zuerst Einiges aus einem Artikel der mehrmals von uns angeführten und belobten *Encyclopédie des gens du monde*, über den Charakter der französischen Philosophie; heben sodann einige Stellen aus des jetzigen Ministers V. Cousin Aufsatz über die Kant'sche Philosophie aus, und theilen endlich einige Abschnitte mit aus einem uns zugekommnen, als Manuscript gedruckten Fragment: der Begriff des Menschen, abgeleitet aus dem Begriffe Gottes, von Blanc-St. Bonnet in Lyon, dessen versprochenes größeres Werk den Titel haben wird: Von der geistigen Einheit, oder philosophische Entwicklung der Theorie der Gesellschaft.

Charakter der Philosophie in Frankreich.

„Man hat die Philosophie nicht immer definirt als die Universalwissenschaft, aber immer hat sie darauf Anspruch gemacht, die Fundamentalprincipien alles menschlichen Wissens zu entdecken. Auch haben die Philosophen einstimmig (?) als nothwendige, allen andern Forschungen ihrer Wissenschaft vorangehende die über die Charaktere oder Kriterien der Wahrheit angesehen; und nichts unterscheidet besser die verschiednen Schulen, als die Ansichten, die sie über diesen Punkt hegten. Diese Ansichten kommen, was auch ihre verschiednen Formen seyn mögen, am Ende auf folgende zwei hinaus: entweder fällt einem vorzugsweise der Antheil auf, welchen die Gegenstände an dem Factum des Erkennens haben, oder man beschäftigt sich mehr mit der Thätigkeit der Seele dabei; man neigt sich entweder dahin, alle Wahrheit den Gegenständen, der Erfahrung, der sinnlichen Wahrnehmung, oder aber den der Seele anhaftenden Ideen, den Principien zuzuschreiben, welche sie von selbst vermöge ihrer eignen Thätigkeit erschafft. Diese beiden Lösungen, bekannt unter dem Namen des Sensualismus und des Idealismus, ziehen verschiedne Folgen nach sich, wovon folgende die wichtigsten. Der Sensualist erblickt am Ende im menschlichen Geist nur noch die reine Receptivität, etwas Passives, nur geeignet die äußern Eindrücke anzunehmen; er führt daher ganz natürlich zum Materialismus; und da die sinnliche Wahrnehmung immer wechselnd und zufällig ist, muß der Sensualist am Ende auch beim Scepticismus ankommen. Den Idealisten bedrohen ebenfalls zwei Klippen; den Blick immerdar auf sein Inneres gerichtet, vergißt er nach und nach die objective, materielle Realität, wird unfähig ihre Existenz zu begreifen, entschlägt sich ihrer, wird reiner Geist, und läßt sich so zu einem ausschließlichen Spiritualismus verleiten, der nicht minder als der Materialismus dem gesunden Menschensinn widerstrebt. Andrerseits bleibt er einseitig bei den Ideen stehen, deren Quelle die Seele allein ist; statt das einzige Mittel, dieselben zu befruchten, die Beobachtung anzuwenden, überläßt er sich der unfruchtbaren, unbestimmten Betrachtung der nothwendigen Wahrheiten; die Einbildungskraft mischt sich unter die Vernunft, so daß am Ende die Träumereien des Mysticismus an die Stelle der methodischen, geregelten Forschungen der Wissenschaft treten.

Die Geschichte der modernen Philosophie in Europa zerfällt in drei klar geschiedene Epochen: die der Scholastik, die der eigentlich sogenannten modernen Philosophie, und die der zeitgenössischen Philosophie. Während der beiden ersten Perioden bietet sie das Schauspiel eines unaufhörlichen Kampfes zwischen zwei, abwechselnd siegreichen Schulen, der sensualistischen und der idealistischen dar.

In Frankreich kam zuerst die wesentliche Frage in Anregung. Der berühmte Streit über die universalia, welcher Wilhelm von Champeaux und Abailard entzweite, und dessen Fortsetzung die gesammte Scholastik, so weit sie eigentlich philosophisch ist, bildet, ist im Grund der Kampf zweier Parteien, von welchen die Nominalisten die sensualistische — ihre Gegner, die Realisten, die idealistische Lösung der Frage über den Charakter und die Kriterien der Wahrheit vertreten. Frankreich, von welchem der erste Anstoß ausging, kann daher mit allem Recht die Scholastik als sein Product in Anspruch nehmen. Von Abailard, ihrem wahren Gründer an, wurde Paris für Europa der Sammelplatz aller Denker. Seine Universität wurde die Hochschule der ganzen Christenheit, und theilte sich in Nationen. Nach Abailard wurde die Philosophie oft theologisch; aber so oft sie frei speculirte, unternahm sie immer die Lösung der Grundfrage von der Gewißheit. Dieselbe Richtung verfolgte die Philosophie in der zweiten Hälfte der Scholastik, nachdem die Einnahme von Konstantinopel die letzten Repräsentanten der griechischen Philosophie genöthigt hatte, eine Zuflucht im Abendland zu suchen. Europa, das Alterthum studirend, schaarte sich unter die Fahnen Platons oder Aristoteles. Mit Recht oder Unrecht stellte man die beiden großen Geister einander nachdrücklich gegenüber, weil man zu finden glaubte, daß sie die große philosophische Hauptfrage, der eine ausschließlich im idealistischen, der andre im sensualistischen Sinn gelöst hätten. Frankreich nahm an dieser Bewegung wenig Antheil. Während andere Nationen, zumal Italien, die alten philosophischen Systeme er-

neuerten, gründeten in Frankreich Montaigne und Charran, in der Sprache des gewöhnlichen Lebens schreibend, jene sensualistische und skeptische Philosophie, welche, durch die systematischern und kräftigern Schulen Gassendi's und Condillaes schreitend, und dann sich in Voltaire, ihrem Helden außerhalb der Schule, personificirend, bis auf unsere Tage nicht aufgehört hat zu herrschen. Es bedurfte, ihrem Einfluß das Gleichgewicht zu halten, nichts Geringeres als den mächtigen cartesianischen Idealismus.

Die eigentliche moderne Philosophie wurde erst dann geboren, als René Descartes genau und scharf zu erörtern anfing: was die Kriterien der Wahrheit seyen? Hierin wurde sein Beispiel von der ganzen Philosophie nach ihm befolgt und Frankreich trat zum zweitenmal an die Spitze der intellectuellen Bewegung, indem es der Philosophie als Ausgangspunkt die Frage nach dem Ursprung der Ideen anwies. Descartes lehrte den Idealismus, zu dem sich noch schärfer sein Schüler Malebranche bekannte. Diese beiden Philosophen herrschten das ganze 17te Jahrhundert hindurch, trotz der Angriffe von Gassendi. Port-Royal und all' die berühmten Schriftsteller aus dem Jahrhundert Louis XIV waren cartesianisch gesinnt, mit Ausnahme Molières. Aber in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts kam der Sensualismus an die Reihe. Von England hereingebracht, wo Locke ihn gewissermaßen neu geschaffen, von Condillac vervollkommnet, von den Encyklopädisten allen Formen des Gedankens angepaßt, war er der Hebel, mittelst dessen die französische Revolution den Feudalismus für immer stürzte und in ganz Europa an die Stelle einer schwach und kraftlos gewordnen Ordnung der Dinge eine neue Civilisation einführte. Im achtzehnten Jahrhundert vorzüglich haben die französischen Philosophen auch mächtig beigetragen zum Sieg des cartesianischen Geistes, der ein Geist der Unabhängigkeit ist über die Scholastik oder das Princip der Autorität. Durch sie ist die Theologie auf ihrem Grund und Boden gestürzt, durch sie die Philosophie eine eigene Macht mit unbestreitbaren Rechten und Ansprüchen geworden. Von der Revolution von 1789 an hat Frankreich ganz Europa das Schauspiel einer Nation gegeben, die ihre philosophischen Principien in ihre Institutionen übergehen ließ. Da trat die Philosophie auf unter ihrem eignen Namen, mit entblößtem Gesicht, mit den Attributen, die ihr gebühren; da wurden für immer ihren freien Erörterungen die ernstesten Interessen der Menschheit überlassen.

Nunmehr haben wir auch noch die Stelle u d die Rolle der französischen Philosophie in der dritten Periode, der zeitgenössischen Philosophie, zu bestimmen. Die Philosophie war in Frankreich im Allgemeinen sensualistisch, als die vollständige Säcularisation eintrat. Sie blieb sensualistisch bis zu dem Augenblick, wo unter der Restauration durch de Maistre, Bonald und La Mennais die Theologie die unwiederbringlich verlorne Suprematie wieder ansprach. Das einzige Resultat, das sie erreichten, war: daß sie die Geister über die moralischen und religiösen Folgen des Sensualismus aufklärten. Weit furchtbarer waren die von der Philosophie gegen ihn gerichteten Angriffe. Die schottische Schule und die Geschichte der Philosophie, Descartes und Platon, wurden nicht vergeblich angerufen; man deckte die totale Falschheit von Condillacs System auf; man entwickelte mittelst der Logik und die Geschichte in der Hand dessen heillose Folgen; man bewies, daß es nur ein Werkzeug der Zerstörung seyn, daß es keine organisirenden Principien an die Hand geben könne für die augenblicklich durch dasselbe bis ins Tiefste erschütterte Gesellschaft. Jedoch verhehlte man sich auch die Klippen des Idealismus nicht; man warf sich nicht von einem Extrem ins andere; man hatte nicht die Manie, die Philosophie umschaffen zu wollen, um immerdar und fruchtlos im Kreise desselben Systems sich zu bewegen. Einerseits wurde das Gebiet der Theologie offen und bereitwillig anerkannt, andrerseits machte der Eklektieismus, nachdem er die Stärke und die Schwäche des Sensualismus und des Idealismus zum deutlichen Bewußtseyn gebracht, die Wiederkehr ihrer Verirrungen unmöglich, indem er die Geschichte der Philosophie zu Ehren brachte. Die Psychologie endlich setzte sich die Aufgabe, wissenschaftlich, durch die Methode des Sensualismus selbst, das heißt durch Beobachtung, die lebensfähigen und heilsamen Ansichten des Idealismus zu begründen. Wir sind überzeugt die Wahrheit zu treffen, wenn wir behaupten, daß dieß heutiges Tages so ziemlich die Stimmung des philosophischen Geistes in ganz Europa ist. (In Deutschland schwerlich!) Auch glauben wir uns nicht zu täuschen, wenn wir hinzusetzen, daß die französischen Philosophen bedeutend zur Bildung und Verbreitung dieser Ansichten beigetragen haben. Die Psychologie, gefaßt als nothwendige philosophische Vorwissenschaft, setzt das Bewußtseyn der hohen, jetzt der Philosophie obliegenden Aufgabe voraus, und legt das Bedürfniß nahe, wie in den Naturwissenschaften auch mit den Systemen und Hypothesen fertig zu werden. In welchem Lande aber konnten die Fortschritte der empirischen Wissenschaften einen stärkern Eindruck auf die Geister machen als in Frankreich? und in welchem Lande hat man mehr als in Frankreich Sinn und Geschmack für aufs Leben anwendbare Lehren?

Man hat der französischen Philosophie vorgeworfen, man wirft ihr noch vor, sie sey oft beschränkt, ärmlich, oberflächlich, wenig originell gewesen; aber nicht ohne arge Ungerechtigkeit könnte man ihr den Vorwurf machen, daß sie je das Praktische aus dem Auge verloren habe. Einer der entschiedensten Züge des Nationalgeistes ist der unerschütterliche gesunde Sinn, der ihn immer wieder zum Positiven zurückführt. In der That, um einige Spuren des Mystieismus in Frankreich zu finden, muß man, mit ganz wenigen Ausnahmen, obscure Namen hervorscharren, und Schriften anführen, die sich bei uns nie einiger Popularität erfreut haben. Unter den französischen Philosophen zählt man auf Einen Metaphysiker zehn Moralisten oder praktische Philosophen; und selbst unter den französischen Metaphysikern hätte sich keiner lange genug in der idealen Region der Abstractionen halten können, um eine Abhandlung über die menschliche Erkenntniß, oder eine Kritik der reinen Vernunft, wie Locke und Kant zu schreiben. Als der Geschützdonner des Julius die schwachen Bande zerrissen, in welche die Restauration aufs neue die Phi-

losophie hatte schnüren wollen, sah man, unter der Gährung der Geister, seltsame sociale Lehren, welche unmittelbar zuvor nur in wenigen Köpfen gehaust hatten, sich verbreiten; der gesunde französische Menschenverstand ließ sie reden und erwartete ihre Werke; er faßt die Wahrheit nicht, ohne sofort auch das Bedürfniß zu fühlen, sie zu realisiren; er geht gerade los auf die Consequenzen. Darum auch ist unter allen modernen Revolutionen eine einzige offen im Namen und im Interesse der Philosophie erfolgt: die Revolution von 1789. Frankreich hat in seiner unsterblichen Versammlung, welche mit Enthusiasmus die Erklärung der Menschenrechte aufnahm, zuerst gewagt, aus einer philosophischen Quelle seine politischen Freiheiten, seine Institutionen, seine Sitten abzuleiten; eine einzige Stellung, welche seit beinahe einem halben Jahrhundert die Blicke der ganzen Welt auf es lenkt.

Die Interessen der ganzen Welt sind mit den seinigen verknüpft. Frankreich, und darin besteht der zweite seiner charakteristischen Züge in Hinsicht der Philosophie, hat sich immer eben so an die Spitze der Civilisation gestellt, gegen das Ende des 18ten und zu Anfang des 19ten Jahrhunderts, wie zu den Zeiten von Descartes und Abailard. Bei weniger Originalität vielleicht als praktischem Tact und Einsicht nimmt es gerne fremde Ideen auf, aber um sie zu generalisiren und sie zu verbreiten, wenn es sie zum weitern Umfang tauglich befunden oder gemacht hat. Zu dieser zugleich philosophischen und socialen Rolle ist Frankreich wunderbar befähigt durch seine Sprache, die sich durch Schärfe und Genauigkeit auszeichnet; diesen unschätzbaren Vortheil aber verdankt sie ihren Philosophen. Die französischen Philosophen aller Parteien haben jederzeit den grammatischen Forschungen große Aufmerksamkeit gewidmet. In jeder Weise hat die französische Philosophie nicht wenig beigetragen, der Sprache jene Klarheit, jene Regelmäßigkeit zu geben, welche sie so geeignet macht, das logische Gewebe des Gedankens auszudrücken und vortheilhaft auf die Philosophie selbst zurückzuwirken.

Dieß scheint uns historisch der Antheil der französischen Philosophie gewesen zu seyn in dem Kampfe des Sensualismus und Idealismus, welcher die Grundlage der modernen Philosophie ausmacht, bei dem großen Werk der Befreiung der Vernunft, welche ihre Form oder ihren äußern Zustand ausmacht, und bei der heutzutage in ganz Europa geltenden Idee von der jetzigen und künftigen Bestimmung der Philosophie; und das scheinen uns, von einer andern Seite, die charakteristischen Züge, die sie jederzeit auszeichneten.

Zum Schluß sey uns gestattet, um den philosophischen Geist Frankreichs noch klarer hervortreten zu lassen, einige Worte zuzufügen über den Deutschlands und Englands. Deutschland hat, nach unserer Ansicht, mehr Philosophie und mehr Philosophen, aber weniger philosophischen Geist (esprit) oder einen weniger geraden, unverkünstelten philosophischen Sinn, und besonders weniger Rücksicht auf das Praktische; es ist das Vaterland des Idealismus, des Mysticismus und Pantheismus. Man nimmt dort die Wissenschaft als eine Beschäftigung, die sich selbst genügt, die wenig oder keinen Bezug auf das wirkliche Leben hat. Wenn man sich daselbst bis ins Innerste des Denkens vertieft, führt nichts Positives in der theoretischen Welt, in der man sich nur zu oft verirrt, in diesem Fall zum gesunden Sinn und zur Vernunft zurück. Daher eine Mischung von abstracten oder abstrusen Ideen, und von Poesie, wo man Mühe hat, das Werk der Wissenschaft von dem der Phantasie zu sondern. Was England betrifft, so hat es ihm nicht an Geistern von einer gewissen Originalität gefehlt, aber man kann sagen, daß dieß isolirte Individualitäten sind, deren Einfluß gar keiner oder nur local war. Der Engländer empfindet nicht jenes Bedürfniß sich auszubreiten, jenen Drang Proselyten zu machen, der einen anspornt, die Ideen und Ueberzeugungen, von denen man durchdrungen ist, allgemein zu machen. Andererseits beschäftigt er sich leicht ausschließlich mit einem einzelnen Punkt der Wahrheit und hält hartnäckig daran fest; so scheint England heutiges Tags mit Leib und Seele, ohne ein Gegengewicht, dem Sensualismus ergeben; es empfindet die Nothwendigkeit des Praktischen, aber sehr wenig die der Speculation; daher sein reiner Industrialismus. Uebrigens darf man nicht glauben, daß es für immer unter der verhängnißvollen Herrschaft des Sensualismus stehe; wenn Großbritannien Hobbes, Locke und Bentham erzeugt hat, so hat es auch den Platoniker Cudworth, Newton, Clarke, Berkeley, Reid und Dougald Stewart hervorgebracht, Alle Gegner dieses Systems." — —

Man fühlt diesem Artikel eine gewisse Unsicherheit und ein Mißtrauen in den Ruhm der jetzigen französischen Philosophie deutlich an; nicht ein einziger der jetzt lebenden französischen Philosophen wird da, wo der Ort dazu wäre, genannt, vermuthlich weil der Verfasser es selbst empfunden hat, daß ihre Namen neben den in der Geschichte der Philosophie überhaupt und namentlich der neuesten, Epoche machenden sich nicht ganz passend ausnehmen würden. Und obgleich er anfangs von einem strengeren, wissenschaftlichen Begriff der Philosophie ausgeht (der jedoch zu eng gefaßt ist, sofern er zunächst nur die verschiedenen Erkenntnißtheorien betrifft), schweift er doch bald zu dem allgemeinern Begriff von Philosophie hinüber, wornach jeder Moralist oder Politiker, jeder Denker ein Philosoph heißt.

(Fortsetzung folgt.)

Oliver Cromwells Leben, neu beleuchtet.

(Fortsetzung.)

Cromwell an der Spitze der Independenten.

Kurz vor der Schlacht von Naseby verlangten Fairfax und seine Oberoffiziere vom Parlament die Erlaubniß für Cromwell, die Reiterei zu befehligen, „im Interesse des öffentlichen Wohls." Die Gemeinen bewilligten dieß vier Tage vor der Schlacht; die Lords vier Tage nach der Schlacht — aber schon hatte Cromwell den Sieg entschieden. Er erkannte, daß dieser Erfolg ihn in Stand setzte, in einer Stellung Fuß zu fassen, aus der ihn die Intoleranten nicht zu verdrängen vermochten, und er be-

mächtigte sich ihrer augenblicklich aufs nachdrücklichste. Auch im Parlament konnten jetzt die Independenten zu Gunsten der Duldung auftreten. Die presbyterianischen Prediger entfernten sich von dem Heere und nun wurden die Soldaten selbst Prediger; das Heer wurde entschieden günstig für die Duldung gestimmt und Cromwells Lage war nun eine ganz andere als zuvor. Aus seinen Ansichten hatte er so wenig ein Geheimniß gemacht, daß er zuvor schon dem Grafen von Manchester erklärt hatte: „Mein Lord, wenn Ihr fest an ehrlichen Männern halten wollt, werdet Ihr Euch an der Spitze eines Heeres sehen, das dem König und dem Parlament Gesetze zu dictiren vermag."

Es war Morgens drei Uhr, an einem frostigen Frühlingstag, daß zwei Reiter aus der Stadt Oxford ritten, die man bei dem grauen Licht des Morgens für einen Gentleman und seinen Reitknecht ansehen konnte. Der Reitknecht war König Karl I, fliehend ins schottische Lager, um dem Parlament verkauft, vom Heere ergriffen und durch seine eigene Treulosigkeit zu Grunde gerichtet zu werden. In Windsor hatten der besiegte König und der siegreiche Bierbrauer eine Unterhandlung miteinander, und es muß ein ergreifender Anblick gewesen seyn, diese beiden Männer in den alten englischen Gemächern des Schlosses zu sehen — den nominellen und den wirklichen Monarchen jener Zeit, Antlitz gegen Antlitz! Unter der Bedingung, Zusicherung der altsächsischen Rechte des Volks und das Zugeständniß der neuern und edlern Gewissensfreiheit, für welche sie gekämpft, zu erlangen, ließen sich Cromwell und Ireton, für die Armee, in eine Unterhandlung ein, den König auf dem Thron zu erhalten; es waren die Bedingungen, unter welchen vierzig Jahre später Wilhelm und Mary das Scepter erlangten, und durch welche allein dem Blutvergießen im sectirerischen England Einhalt gethan werden konnte. „Ich werde mein Spiel spielen, so gut ich kann," sagte Karl zu Ireton, einem Mann von feuriger und schrecklicher Offenheit, der ihm antwortete: „Wenn Eure Majestat ein Spiel zu spielen hat, so muß sie uns auch die Freiheit gestatten, das unsrige zu spielen." Eines Morgens wurden sie von einem ihrer Spione benachrichtigt, daß ihr Urtheil entschieden sey, und worin es bestehe, könnten sie erfahren, wenn sie einen Brief an die Königin auffingen, den ein Mann in seinem Sattel eingenäht nach Dover bringen solle. Cromwell und Ireton lauerten dem Boten, als gemeine Soldaten verkleidet, auf, untersuchten den Sattel, fanden den Brief und lasen ihn. Der König schrieb der Königin: die Schotten und die Sectirer reißen sich um ihn, und er wolle sich lieber den Schotten bequemen als den Sectirern; er bat sie, sich zu seinen Zugeständnissen gegen die Rebellen zu verstehen, denn seiner Zeit werde er die Schufte schon bezahlen, und statt Cromwell ein silbernes Hosenband zu verleihen, werde er ihn vielmehr mit einem hänfenen Strick versehen. — Der müßte sehr einfältig seyn, der nicht fühlte, was Alles in Iretons bedeutsamen Worten von dem Spiel, das man zu spielen habe, lag. Es war ein Spiel um Hälse und Köpfe, Stricke und Beile. Der König verlor es. Cromwell und Ireton ließen ihm sagen, sie hätten Beweise, daß er mit ihren Feinden unterhandle, während er sich ihnen zu nähern schien, und sie zogen sich allmählich ganz von ihm zurück. Cromwell befand sich jetzt wieder in einer Lage, wo er alle Kraft seines Geistes aufbieten mußte. Außer einer Minorität von Independenten und Republicanern im Hause der Gemeinen und einer Majorität im Heere, hatte Cromwell gegen sich ganz England, Schottland und Irland, während die großen Nationen Europa's in lauernder, drohender Stellung England beobachteten. Das Geschrei: der König, das Parlament und der Covenant! durchhallte ganz England; Grafschaften standen zu den Waffen auf, einige Schiffe hatten sich empört; zehntausend Mann von Kent waren ins Feld gerückt und eine schottische Armee lag in England. Die von dem Könige dem Parlament vorgeschlagenen Bedingungen enthielten so viel als die Unterdrückung der Sectirer; es ward dieß eine ausdrückliche Forderung des schottischen Parlaments, der bewaffneten Grafschaften, der Männer von Kent, der Londoner Lehrjungen; und sie ward günstig beantwortet von der Gesammtheit der Lords und von der Mehrheit der Gemeinen. Das waren Schwierigkeiten! Und die Biographen muthen uns an zu glauben, Cromwell sey derselben durch Lügen Meister geworden! Aber nicht der geringste Beweis wird beigebracht gegen seine Wahrheitsliebe!

Cromwell und Ireton, die Repräsentanten der Independenten und der Republicaner, wußten wohl, daß, wäre der König ein Mann gewesen, dem man vertrauen konnte, oder wären seine Diener ihm treu gewesen, oder wäre nur ein einziger tüchtiger Kopf ihnen gegenüber gestanden, sie unmöglich das Spiel hätten gewinnen können. Die Royalisten und Presbyterianer hatten so viele gemeinsame Ueberzeugungen und Interessen, daß ihre Vereinigung unvermeidlich war, sobald die Dinge ihren natürlichen Gang gingen. Diese Wiedervereinigung zu hindern, war die große Aufgabe des Staatsmanns Cromwell, so lang er lebte. Die erste Hälfte der Aufgabe war bald gelöst. Oberst Pride stellte sich einige Stunden vor der Thüre des Hauses der Gemeinen auf, als eines Tages alle Aussicht war, daß man das Heer auflösen wolle, ohne ihm den rückständigen Sold zu zahlen; er schloß die Männer aus, welche dem Heer hauptsächlich aufsätzig waren, und das Parlament wurde — tolerant. Ein Brief ward dann von Cromwell an Karl I geschrieben, worin er ihm von einem Anschlag sagte den ohne Zweifel einige Republicaner hegten, ihn heimlich zu ermorden, und Karl floh nach Carisbrooke, um der Gefangene des Heeres zu werden. Es war Cromwells Interesse noch mehr als das Karls, daß der König nicht gemeucheimordet werde. Dieß würde das Land wieder um den Thron versammelt haben. Die Verurtheilung des Königs dagegen durch ein feierliches Tribunal als ein Staatsverbrecher mußte die Coalition für einige Zeit unwahrscheinlich machen. Daher entschied sich Cromwell, obgleich mit weniger Eifer als Ireton und die Republicaner, für den öffentlichen Proceß und den Tod des Königs, weil er weniger davon erwartete. Die Könige hatten in jenen Zeiten von Macchiavell viel gelernt, nur nicht: zum Heil ihrer Völker regieren; kein Wunder daher, wenn die Freunde der Freiheit und der Volksrechte die Lehren eines Mariana und Buchanan

eingesogen hatten, welche behaupteten, es sey erlaubt, Tyrannen zu tödten, die von den Sittlichen und Aufgeklärten ihres Zeitalters als solche verdammt wurden. Es mag sehr beklagenswerth seyn, daß keine Gedanken die Gemüther jener Männer durchzückten, wie monströs es sey, wenn der Fuß sich seines Kopfs entledige ... uns mag das in einem ganz andern Licht erscheinen; aber die Frage ist: wie es ihnen erschien? Ihre Köpfe waren ihnen so lieb als uns die unsrigen. Stark im Glauben an die Wahrheit seiner Lehren und seiner Politik hatte Oliver Cromwell beim Beginn des Kriegs, der ihm als heilig und gerecht erschien, gesagt: er für seine Person werde ebenso gut auf die Brust eines Königs als eines andern Mannes schießen, und jetzt, als nach seiner Ansicht von den Rathschlüssen einer ernsten, geheimnißvollen Vorsehung der Herr der Heerschaaren sichtbarlich in jeder Schlacht ihm zur Seite gewesen, und noch Ein großer Streich erforderlich war, um die Freiheit zu sichern, für welche er gekämpft, sagte er: er wolle den Kopf des Königs abhauen mit sammt der Krone darauf.

Niemand bestreitet, daß, nach den Grundsätzen der Republicaner, Karl I den Tod verdient hatte; dagegen aber ist schon behauptet worden, die Hinrichtung Karls sey ein politischer Fehler gewesen, weil dadurch der König wahrhaft in Freiheit gesetzt worden sey. Auf die Frage der Gerechtigkeit der That, nach abstractem Maaßstab, gehen wir nicht ein; aber wir bleiben dabei, nach den Grundsätzen der Republicaner war sie gerechtfertigt; und wenn wir jedem überlassen, die moralische Frage nach seinen Ueberzeugungen zu beantworten, so nehmen wir doch für Cromwell das in Anspruch: daß er in der Sache ein gesundes praktisches Urtheil bewährte, die durch seine Lage ihm auferlegte Nothwendigkeit richtig erkannte, und durch das Opfer Eines Lebens viel erkaufte. Als Cromwell am Tage der Hinrichtung den königlichen Sarg mit seinem Stabe zu öffnen versuchte, und als ihm dieß nicht gelang, es mit Bowtells Schwertgriff that und dann ruhig bemerkte: „der Körper scheint gesund und für ein langes Leben gemacht zu seyn," so war es ihm ohne Zweifel ein peinlicher Gedanke, daß er so hart und streng verfahren mußte; aber der Mann, der in der Nacht zuvor die Bestechung mit einer carte blanche, Alles anbietend was das Königthum verleihen konnte, ausgeschlagen, hatte auch die ihn aufrecht haltende Ueberzeugung, daß er für eine gute Sache recht gehandelt.

Cromwell und das Parlament.

Die Grundsätze, welche sein Verfahren gegen den König bestimmten, befolgte Cromwell auch gegenüber dem Parlament. Sehr wohl zufrieden mit diesen Grundsätzen, wo sie den König trafen, hatten die Republicaner gar kein Wohlgefallen daran, als sie auf sie selbst angewendet wurden. Aber das thut ihrer Richtigkeit keinen Abbruch. Godwin und Andere haben in ihrer Erzählung von den Mißhelligkeiten zwischen Heer und Parlament die Sache ganz falsch dargestellt. Godwin beschuldigt Cromwell, durch Verleumdungen und die gehässigsten Einflüsterungen den größern Theil des Heeres von den Häuptern des Parlaments abwendig gemacht zu haben. In der That aber bestanden längst Mißverständnisse und Streit zwischen dem Heer und dem Parlament; jenes führte viele Klagen über Vernachlässigung, nicht Bezahlung des Soldes, Feindseligkeit des Parlaments; es kam zu förmlichen Aufständen im Heer, welche Cromwell mehr als einmal mit Gefahr seines Lebens und mit Blutvergießen unterdrückte. Das Heer hatte sich vom Parlament keiner Gunst und Gerechtigkeit zu erfreuen. Die moralischen Grundsätze Cromwells bewogen ihn, einer guten Sache zu lieb, einer Art von Autorität so gut wie der andern sich zu widersetzen. Zudem konnte die sogenannte Rumpfversammlung in keiner Weise ein Parlament im wahren Sinn der Repräsentativregierung heißen. Auch die von Vane beantragte Acte hätte zu keiner wahren Vertretung geführt. In einem Gespräch mit dem Generalquartiermeister Vernon beklagte sich Cromwell: „Ich werde von zwei Seiten dazu getrieben, etwas zu thun, dessen Ausgang mir die Haare zu Berge steigen macht." Es kann nicht bezweifelt werden: wenn Cromwell das Parlament hätte dazu bringen können, sich aufzulösen, und die Regierung in seine Hände zu legen, bis ein neues Parlament wäre gewählt gewesen, so wäre ihm dieß erwünschter gewesen, als es mit Gewalt auseinander zu jagen. Aber Vane und seine Genossen thaten Alles, um Cromwell entgegenzuarbeiten. Der ausgezeichnete Calamy erbot sich, Cromwell zu beweisen, daß sein Plan, das Parlament auseinanderzujagen, ungesetzlich und unthunlich sey. „Die Wohlfahrt der Nation ist das oberste Gesetz," erwiederte Cromwell; „aber, Mr. Calamy, sagt mir doch, warum soll es unthunlich seyn?" — „Ha," sagte Calamy, „es ist gegen die Stimme der Nation. Neun unter zehn werden gegen Euch seyn." — „Ganz gut," versetzte Cromwell, „aber wenn ich die neun entwaffne, und dem zehnten ein Schwert in die Hand gebe, wird das nicht genügen?" — Am Abend vor dem denkwürdigen 20 April 1653 versprach ein Theil der Parlamentsglieder den Officieren, das Durchgehen der neuen Repräsentationsacte zu verzögern; am andern Morgen aber hörte man, daß Vane sich beeile, sie ohne die gehörigen Formen im Hause durchzusetzen. In der Versammlung waren zwischen dreißig und vierzig Mitgliedern, welche geneigt waren, ihre Gewalt in Cromwells Hände niederzulegen, so daß die Zahl der ihm heftig sich Widersetzenden nur gering war, da das ganze Parlament nur 120 Mitglieder zählte. Er stellte Soldaten vor die Thüre des Parlamentshauses, andere in den Vorplatz und die Gänge, und trat dann selbst in das Haus, in einfachem schwarzem Kleide, mit grauen baumwollenen Strümpfen; er sah ruhig aus, stand eine Weile da, und setzte sich dann, wie er pflegte, an einen gewöhnlichen Platz. Ungefähr hundert Mitglieder waren zugegen. Vane, ein heitrer und beredter Mann, redete dem Hause dringend zu, die Bill sofort durchgehen zu lassen. Cromwell, dem enthusiastischen Harrison winkend, sagte: „Jetzt ist es Zeit. Ich muß es thun." „Die Sache, Sir," versetzte dieser, „ist sehr wichtig und gefährlich." — „Ihr habt Recht," versetzte Cromwell und setzte sich wieder eine Viertelstunde nieder. Der Sprecher erhebt sich, um die Frage zu stellen. Jetzt fährt Cromwell auf, reißt den Hut herunter und spricht zuerst zum Lobe des Par-

laments; aber nach und nach ändert er seine Sprache und rückt ihnen ihre Selbstsucht, ihre Ungerechtigkeit und Saumseligkeit vor; sie haben kein Herz für das allgemeine Beste, sie wollen selbst immer bleiben und keinem Andern Platz machen und die Acte nie halten; „aber," rief er heftig aus, „eure Zeit ist gekommen. Der Herr ist mit euch fertig. Er hat andere, würdigere Werkzeuge erwählt, sein Werk hinauszuführen." Seine Freunde halten ihn für begeistert, seine Feinde für wahnsinnig. Vane, Wentworth und Marten erheben sich um zu sprechen, aber er läßt keinen zum Wort kommen und schreit: „Ihr meint vielleicht, das sey keine parlamentarische Sprache; ich weiß es." Nach einigen heftigen Widerreden ruft er: „Kommt, kommt, ich will eurem Geschwätz ein Ende machen." Er schreitet, den Hut auf dem Kopf, auf und ab, schilt die Mitglieder und gibt Vane und Whitelocke, ohne sie zu nennen, sehr harte Reden. „Ich bin dazu gezwungen worden," ruft er, „ich habe den Herrn Tag und Nacht gebeten, mich lieber umkommen zu lassen, als mir dieß Werk aufzuladen. Aber jetzt macht euch fort. Ihr seyd kein Parlament. Ich mache eurer Sitzung ein Ende. Macht redlicheren Leuten Platz." Er stampfte auf den Boden — Soldaten traten ein — der Sprecher, der sich weigerte, seinen Stuhl zu verlassen, wurde mit Gewalt weggerissen; ihm folgte dann Algernon Sidney und Andere. Die Uebrigen entfernten sich von selbst. Cromwell überhäufte sie mit Schmähungen, nannte Chaloner einen Säufer, Wentworth einen Ehebrecher, warf dem Alderman Allen Unterschlagungen und Whitelocke Ungerechtigkeit vor, und als der muntere und geistvolle Harry Marten vorbeiging, fragte ihn der General: „Ist ein H—— meister tüchtig hier zu sitzen und zu regieren?" und der witzige Marten blieb die Antwort schuldig, was wohl als ein Zeugniß für den tadellosen Privatcharakter Cromwells angesehen werden darf. Cromwell und seine Officiere hatten entschieden: die Freiheit der Nation dürfe nicht Händen anvertraut werden, welche nie für sie geblutet.

Cromwells Benehmen und Sitten.

Ziemlich allgemein herrscht die Vorstellung, Cromwell, als ein Puritaner, was wenige unsrer Gentlemen seit der Restauration waren, sey ein Mann gewesen, der in seinem Wesen einen Zug von Gemeinheit gehabt. Es ist wahr, verglichen mit unsern jetzigen Begriffen von einem Gentleman, war er derb und plump vielleicht, wie es viele gewesen seyn mögen; aber er war es nicht in auffallendem Grade, verglichen mit den Besten seiner Zeit. Er war ein Mann von gutem und feinem Geschmack in Musik, Poesie, Gemälden, Meubles, Pferden und Equipagen; und die Freundlichkeit und Zartsinnigkeit in geringfügigen Gegenständen, worin die Artigkeit und Höflichkeit besteht, war in ihm vielleicht so vielvermögend als nur bei irgend einem Mann, der in der Jugend so heftig, eigensinnig und trotzig gewesen. Raphaels Cartons wurden durch Oliver Cromwell gerettet, als die herbe Strenge des langen Parlaments die meisten königlichen Gemälde zu den Flammen verurtheilte. Er besaß große Menschenkenntniß und beurtheilte schon nach der Physiognomie die Menschen meist richtig. Den Astrologen Lilly, der wegen Weissagens von den Presbyterianern festgenommen worden war, befreite Cromwell sobald er ihn sah, weil er in ihm einen Mann sah, der ihm nützlich werden konnte. Obgleich ernst und streng, war Cromwell doch kein Ascetiker, und liebte den Spaß. Man hat sich auch über einige seiner praktischen Späße aufgehalten, z. B. daß er bei der Hochzeit einer seiner Töchter die Damen mit süßen Eßwaaren bewarf und ihnen die Kleider verderbte. Man kann zugeben, daß er nicht so glücklich war, wie diejenigen, die ein Jahrhundert nach ihm mit Chesterfield lebten. Er hatte keine besseren Muster der guten Lebensart vor sich als den Hof Elisabeths, welche ihre Ehrendamen mit Fäusten schlug und von einigen ihrer Freunde im Bett gekitzelt wurde. Indessen wußte er Feste sehr prächtig und geschmackvoll zu arrangiren und man weiß nichts von unanständigen Orgien.

(Schluß folgt.)

Hier rudre leis.

Von Thomas Moore.

Hier rud'ee leis, mein Gondolier, daß still die Fluth verbleibe,
Daß auf der Welt ihr Ohr allein es hör' wohin ich treibe,
Ja wenn den Himmel Sprache auch wie Sternenblick befeelte
Er wohl von Liebenden gleich mir manch süßes Wort erzählte.

Nun halte hier mein, Gondolier! still, still ich muß nun steigen
Auf jenen luftigen Balcon, halt Wache hier in Schweigen.
Ach gäben halb so viele Müh' wie um die Frau'n auf Erden
Wir um den Himmel droben uns, wir müßten Engel werden.

Louise von Ploennies.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 103.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

6 September 1840.

Philosophie in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Victor Cousin über Kants Philosophie.

Es kann natürlich unsre Absicht nicht seyn, den in der Revue des deux Mondes erschienenen Aufsatz des dermaligen Ministers des öffentlichen Unterrichts in Frankreich über unsern ehrwürdigen Philosophen in extenso wiederzugeben. Cousin hat sich die Aufgabe gesetzt, seine Leser mit der Kant'schen Philosophie durch eine genauere und doch klare Analyse derselben, nach Anleitung der Hauptwerke Kants, bekannt zu machen, und er beginnt mit der Kritik der reinen Vernunft, in welcher er jedoch mit seinem ersten Aufsatz noch nicht sehr weit vorrückt. Es kann zweifelhaft scheinen, ob der jetzt mit wichtigen Staatsgeschäften beauftragte Philosoph, dem überdieß obliegt, den Bericht über die Fortschritte der Philosophie seit 1789 für die Akademie zu erstatten, so bald oder je Muße finden werde, sein Werk fortzusetzen und zu vollenden; noch zweifelhafter aber, ob seine Arbeit, so schön und faßlich auch die Darstellung der im deutschen Original oft so schwerfälligen Kant'schen Philosophie ist, bei seinen Landsleuten so viel Beifall und Gunst finden werde, um ihn zur Fortsetzung zu ermuntern. Wir wollen nur einige Stellen ausheben, um unsern Lesern eine Vorstellung von der Art zu geben, wie Cousin den Franzosen unsern Philosophen zugänglich und schmackhaft, populär und interessant, so viel es nur angeht, zu machen sucht, wie er bestrebt ist, sie für den Philosophen zu gewinnen, indem er seine Philosophie mit politischen Entwicklungen parallelisirt; wie er die abstracten Sätze zu versinnlichen und zu veranschaulichen sich alle Mühe gibt.

„Kant ist der Vater der deutschen Philosophie; er ist der Urheber oder vielmehr das Werkzeug der größten philosophischen Revolution, welche im modernen Europa seit Descartes stattgefunden. Jede des Namens würdige Revolution ist aber die Tochter der Zeit und nicht eines Menschen. Die Welt schreitet vor, aber Niemand macht sie vorschreiten, wie auch Niemand sie aufzuhalten vermag. Ich sehe bei der Kant'schen Philosophie zwei große Vorgänge: den allgemeinen Geist, die universelle Bewegung in Europa, und dann den besondern Geist Deutschlands.

Der allgemeine Geist in Europa zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts ist bekannt genug; es herrschte in jener Epoche eine dumpfe Gährung, die Vorläuferin einer nahen Krisis. An die Stelle der Leichtgläubigkeit der frühern Jahrhunderte war ein leidenschaftlicher Hang zur Forschung und Prüfung getreten, welcher der Entdeckung der Wahrheit sehr günstig war. Die Reflexion, welche sich auf die Untersuchung der Rechte und Pflichten der Menschen richtete, ließ die großen Lücken in den bestehenden Institutionen erkennen; lebhaft empfand man das Bedürfniß einer vollständigen Wiedergeburt des socialen Körpers. Noch mehr Aufmerksamkeit erheischt der besondere Zustand Deutschlands vor Kant. Aber die Geschichte einer Nation ist wesentlich eine Einheit, und streng genommen ist es beinahe unmöglich, die geistige Verfassung Deutschlands zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts recht zu begreifen, wenn man nicht bis auf einen gewissen Grad die Zeiten kennt, welche der, die man studirt, vorangegangen sind und sie vorbereitet haben; so daß es mir nöthig scheint, hier eine rasche Skizze der Geschichte der deutschen Civilisation von ihren ersten Anfängen an bis zu der Epoche zu entwerfen, wo Kant auftrat, um den fundamentalen, sich gleich bleibenden Geist der großen Nation, welcher unser Philosoph angehört, deren Repräsentant er ist, recht zur faßlichen Anschauung zu bringen.

Ich habe die feste Ueberzeugung, daß die Menschheit überall dieselbe ist, unter welchen Breitegraden auch die menschlichen Racen zerstreut seyn mögen. Es gibt keine Race, welche das Privilegium für das Wahre, das Schöne, das Gute hätte. Der Einfluß der äußern Umstände und Verhältnisse ist oft überwunden worden, hier durch den Willen ausgezeichneter Individuen in Betreff ihres eignen Schicksals, dort, zum Vortheil der

Massen, durch Regierungen und Institutionen. Die Geschichte wirft die absoluten Theorien um, welche die Freiheit oder Sklaverei dieser oder jener Zone zusprechen. Ich glaube, mit Einem Wort, eine gemeinsame Civilisation gehört der ganzen Menschheit auf allen Theilen des Erdkörpers an. Jedoch, wenn auch die Menschheit Eine ist, bleibt es nicht minder wahr, daß, je nach Umständen, Zeit und Ort, die Civilisation sehr verschiedne Formen annimmt. Der in die Augen springendste Unterschied ist der zwischen den Civilisationen des Südens und des Nordens. Die Völker des Nordens erkennen die gleichen Wahrheiten wie die Völker des Südens, aber sie erkennen sie in andrer Weise. Dieser Unterschied macht sich in der Poesie, in der Religion, und in den politischen Institutionen bemerklich. Die Philosophie unterliegt dem nämlichen Schicksal, da die Philosophie nichts Anderes ist, als das einemal die verborgne Basis, das andremal die Spitze nnd der Gipfel jener drei großen Entwicklungsformen des Geistes, ihr reinster und erhabenster Ausdruck. Hr. von Sismondi, in seinem schönen Werk über die Literaturen des Südens, hat den Charakter der italienischen und der spanischen Poesie in ihrem Verhältniß zur Religion und zum politischen Zustand dieser beiden Länder geschildert. Nach seinem Beispiel könnte man auch den literarischen, politischen und religiösen Charakter angeben, welcher ausschließlich den Völkern des Nordens eignet. Das sicherste Resultat von den bisher gemachten Beobachtungen allen ist: daß der Mensch des Südens, obwohl im Grunde derselbe wie der Mensch des Nordens, doch expansiver ist, und daß dagegen der Mensch des Nordens durch die Wirkung der Eindrücke von außen leichter auf sich selbst zurückgewiesen wird, und ein mehr innerliches Leben lebt.

Deutschland ist jene große nördliche Ebene, von mehreen großen Flüssen durchschnitten, von der übrigen Welt duech natürliche, selten überschrittene (?) Gränzen getrenut durch den Ocean nnd das baltische Meer, durch die Karpathen, Tyrol und den Rhein. Innerhalb dieser Gränzen lebt und spricht Eine Sprache eine tiefe originelle Nation, deren Daseyn von den Einflüssen der benachbarten Völker wenig berührt wird. Der gemeinschaftliche Geist, der diese zahlreichen Stämme untereinander verbindet, ist: die Lust am innerlichen Leben, am Leben der Phantasie, der Empfindung, der einsamen Betrachtung, wie am Familienleben; der Hang, die Träumerei der Thätigkeit vorzuziehen oder sie darein zu mischen, und von der Seele von etwas Idealem und Unsichtbarem, die Führung des äußern Lebens, die Beherrschung der Wirklichkeit zu entlehnen." (Diesem zwar nicht eben unschmeichelhaften Bild, das jedoch für die ganze deutsche Nation in den verschiedensten Zeiten sicherlich nicht paßt, merkt man es gar zu sehr an, daß es für einen bestimmten Zweck entworfen, und viel mehr nach Vorurtheilen construirt, als nach der Anschauung und Erfahrung gezeichnet ist.) Cousin unterscheidet dann drei große historische Perioden. Die erste geht bis auf Karl den Großen. Aus dem, was er darüber sagt, heben wir nur die Stellen aus, wo er von der philosophischen Anlage der Deutschen in den frühen Zeiten spricht: „Man schlage die Edda oder die Nibelungen auf; bei der oberflächlichsten Lecture findet man darin einen Hang zu Träumereien und zu innigen, trüben oder erhabenen Gefühlen, welche Einen unaufhörlich daran erinnern, daß die Helden und Barden dieser alten Poesien den Himmel Italiens oder Spaniens nicht gesehen haben. Wie sehr sie sich auch in der äußern Welt umtreiben, sie kleiden sie immer in Formen, welche sie dem gemüthlichen, innern Leben entlehnen. Diese Epoche hat auch ihre Philosophie, eine Philosophie in der Art von Barbaren, schwankend und unbestimmt, weil sie nur instinctmäßige Entwicklung, eine Frucht der Spontaneität und nicht der Reflexion ist, welche allein die wahre Philosophie begründet. Diese ursprüngliche Philosophie ist die Religion. In der Mythologie der Edda und der Nibelungen spricht sich überall die Ueberlegenheit des Menschen gegenüber der Natur aus, und hierin liegt schon eine Art philosophischer Theorie. Sigurd, Sigfrid, Attila, die nordischen Helden spielen mit Naturereignissen, gefallen sich in Stürmen auf dem Meer, dürsten nach Kämpfen wie nach Festen, lächeln dem Tod entgegen wie einem Freund, und verbinden mit einer tiefen Verachtung des Lebens ein kräftiges Bewußtseyn der Pflicht und den Sinn für eine unendlich reinere Liebe als die der südlichen Völker ist. So finden sich schon in der Wiege Deutschlands die fruchtbaren Keime der Philosophie der Zukunft." (Das hier Gesagte ist wohl sinnreich mehr als wahr; die Lebensverachtung der nordischen und deutschen Helden muß wohl richtiger: Todesverachtung genannt werden, welche mit großer Liebe zum Leben ganz wohl vereinbar ist; über die Chronologie der Nibelungen scheint Cousin nicht ganz im Klaren zu seyn.)

Die zweite Periode geht von Karl dem Großen bis zur Reformation.

„Während der ersten Periode ist der Norden heidnisch, kriegerisch, frei und poetisch; diese erste Form der germanischen Civilisation begann sich mit der Eroberung zu verändern. Das Cheistenthum, mit seinem Cultus und seinen Uebungen der Liebe und des Opfers, gewann die großen barbarischen Herzen und drang bis in die Mitte Deutschlands. Der skandinavische und germanische Polytheismus, zugleich angegriffen von dem Schwert, von der Wissenschaft und von dem bisher unbekannten Heroismus der Menschenliebe, konnte nicht widerstehen und ward besiegt; mit dem Heidenthum ging die Poesie unter, welche aus diesem politischen und religiösen Zustand sproßte. Karl der Große, mehr Franke als Gallier, welcher der Kirche das Geschäft übertrug, die barbarische Gesellschaft zu organisiren, schließt die erste Epoche und eröffnet die zweite. Der Charakter dieser zweiten Periode der deutschen Geschichte ist: daß die Nation tief cheistlich, monarchisch und dabei doch frei ist. Die germanische Freiheit, gestützt auf eine religiöse Einheit, welche in allen Herzen und Geistern einen unbedingten Glauben fand, machte Deutschland damals zu einer wahrhaft großen, von ganz Europa geachteten und gefürchteten Nation. — Die Philosophie dieser Epoche war die Scholastik, die damals eben so viele Achtung verdiente, als sie sich nachher Verachtung zuzog, als sie tyrannisch und verfolgungssüchtig wurde, um eine Herrschaft zu behaupten, welche die Jahrhunderte ihr entrissen hatten." —

Nachdem Cousin auf die dritte Periode, von der Reformation an, übergegangen und das Werk Luthers und Gustav Adolphs kurz bezeichnet, fährt er fort: „Die Poesie, dazu bestimmt den Glauben, die Empfindungen, die Ereignisse zu besingen, welche aus einer nicht mehr vorhandenen religiösen und politischen Gestaltung erwachsen, hörte auf populär zu seyn; und da eine Revolution kein geordneter Zustand ist, und die Poesie nur bei bestimmt ausgesprochenen Gestaltungen gedeiht, ließ dieser Mangel an Gestaltung keine Dichter aufkommen, und um die deutsche Poesie war es geschehen. Die Philosophie des Protestantismus folgte seinem Schicksal. Man sah in Deutschland eine unendliche Zahl von Schulen erstehen, wo die alte Scholastik Verbesserungen, d. h. beständige Veränderungen durchmachte; aber in dieser Verwirrung findet man nichts Großes, nichts Originelles. Ein Franzose, Descartes, war es, der die Scholastik zerstörte und auf ihren Trümmern ein in der Methode und in den allgemeinen Richtungen ganz neues System aufführte. Dieß System, oder sein Geist, verbreitete sich über all die ausgezeichneten Geister des Jahrhunderts Louis' XIV. Spinoza zog nur die strengen Consequenzen aus den Cartesianischen Principien. Leibnitz selbst, dessen Genie man nicht genug bewundern kann, ist ein Schüler von Descartes, ein Schüler freilich, der über seinen Meister hinausging, aber leider kein scharfes bestimmtes System gegründet hat. Wolf suchte die zerstreuten Ansichten von Leibnitz, um einen Mittelpunkt zu sammeln und zu einem regelmäßigen System zu verbinden, aber er gab mehr die Formen als den Geist der Leibnitz'schen Philosophie wieder. Seine Nachfolger setzten die neue Scholastik fort, und gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts findet man in Deutschland kein System, das die Geister so beherrscht hätte, daß man es für die wahre deutsche Philosophie hätte ausgeben können.

(Fortsetzung folgt.)

Oliver Cromwells Leben, neu beleuchtet.

(Schluß.)

Cromwell als Regent.

Wer zwischen dem Wesen und dem Schein zu unterscheiden weiß, erkennt leicht, daß weder die Verjagung des langen Parlaments, noch die Resignation der Barebone'schen Versammlung, noch die Annahme der Protectorswürde nur das Mindeste hinzufügten zu dem riesenhaften Einfluß, welchen der Sieger von Dunbar und Worcester schon besaß. Ruf, Einsicht, Autorität, Verbindungen, alles was einen Mann über seine Mitmenschen empor hebt, vereinigte sich, Oliver Cromwell zu dem sein Zeitalter fast despotisch beherrschenden Geist zu machen. Er war im Besitz der Ideen, welche die Fluthen der Macht beherrschten; sein großer Geist hatte ihm die moralische und politische Herrschaft über seine Zeit gewonnen. Von Worcester zurückgekehrt, erbot er sich, sich ins Privatleben zurückzuziehen; und man hat keinen genügenden Grund, wenn man alle Umstände erwägt, an seiner Liebe zum zurückgezogenen Leben im Schooß einer geliebten Familie, und an der Aufrichtigkeit seines damaligen Wunsches zu zweifeln. Aber er verlangte Sicherheit für die bürgerliche und besonders für die religiöse Freiheit, für die er gegen Royalisten und Republicaner gekämpft hatte. Nur er, unter allen Staatsmännern jener Zeit, verstund seine Landsleute. Cromwell hätte sich von den öffentlichen Angelegenheiten nicht zurückziehen können, ohne seinem eignen Leben ungetreu zu seyn, so lange die Zwecke, für welche er gefochten, nicht gesichert waren. Das lange Parlament gefährdete diese Zwecke durch eine seltsame Mischung der gemeinsten und der schwärmerischsten Eigenschaften; er warf es weg, zur Freude von beinahe Jedermann. Die in jedem Betracht edlere Versammlung, welche folgte, setzte binnen wenigen Monaten durch Mangel an Klugheit und Umsicht Alles in Gefahr. Er nahm ihre Resignation an. Wäre sein Ehrgeiz nur um das Gewicht einer Feder starker gewesen als seine Liebe zu seinen Grundsätzen, er hatte jederzeit während der letzten vier Jahre seines Lebens den goldnen Reif um seine Stirne befestigen können. Aber niemals opferte dieser Mann seine Grundsätze seinen Privatzwecken auf. Seine Annahme der Protectorswürde schmälerte eher seine Gewalt, als daß sie sie vermehrt hätte. Wenige Menschen erfüllten eine edlere Aufgabe in den Angelegenheiten ihrer Mitmenschen, als Oliver Cromwell während seines Protectorats — es war eine Stellung von solcher moralischen Höhe und solchem politischen Glanz, daß nie ein Inhaber unsers Throns sich ihm vergleichen durfte. Er behauptete diesen Thron als der Geber und Beschützer der Gewissensfreiheit. Frühe schon hatte er die Toleranz als das Princip erkoren, dem er sein Leben weihen wollte; und obgleich alle Umstände und Versuchungen ihn drängten, es zu verlassen, wurde er ihm doch nie untreu. Die Mehrheit seiner Landsleute waren Anhänger des jungen Karl Stuart, der sein Exil zubrachte in den Armen der braunen, schönen, kühnen und unklugen Lucy Barlow, oder unter Anschlägen zum Mord Cromwells, mit Hyde, Ormond und Sindercombe. Cromwell, sich begnügend ihnen mit gleicher Vergeltung zu drohen, widmet sich seiner großen Aufgabe, zarte Gewissen zu beschützen, trotz einer andern ungeheuern Mehrheit: der intoleranten Presbyterianer und der Republicaner seiner eignen Partei. Wie glänzend seine Politik nach außen war, ist bekannt, wie er England überall Recht, Anerkennung, Achtung und Vortheil verschaffte. Und doch gibt es Menschen, welche glauben: ein Lügner habe England so regieren können, wie er es that; ein Heuchler habe die Gewissensfreiheit zu seiner Basis gemacht; Männer, die, aller Philosophie des menschlichen Charakters zum Trotz, der Ansicht sind: ein Lügner und Heuchler haben sich in erklärte Opposition zu den Männern gesetzt, welche von Anfang seiner Laufbahn an sein Schicksal in ihren Händen hatten, und bis ans Ende derselben gekämpft gegen die Mehrheit seiner eignen Partei, um einer Wahrheit willen, welche die edelsten sittlichen Resultate in sich schließt: Gedankenfreiheit und Bruderliebe gegen die, so uns mißhandeln! Von der Consequenz seiner Grundsätze gab er viele praktische Beweise, indem er sich der

wegen ihrer Religionsmeinungen, mochten diese noch so seltsam seyn, verfolgten eifrig annahm.

Das Mißvergnügen der Republicaner und Presbyterianer ermuthigte die Royalisten zu einem neuen Insurrectionsversuch, welchen mehrere ausgezeichnete Männer im Parlament begünstigten. Cromwell unterdrückte ihn rasch; und in einer Rede an sein drittes Parlament erklärte er sich über seine Ansichten und seine Politik in Betreff der Stellung der Parteien jener Zeit. Sein erster Grundsatz war: das Supremat der Nothwendigkeit über alle gewöhnlichen Regeln, Verachtung dieser Regeln unter außerordentlichen Umständen und die tiefste Verachtung gegen Menschen, welche so erbärmlich waren, sich zu deren Sklaven zu machen, wenn die Nothwendigkeiten ihrer Stellung dagegen waren.

Ein Zug besonderer Großmuth von Cromwell verdient Erwähnung. Der Dichter Cleaveland, sein Mitbewerber um den Sitz für Cambridge, hatte sich ihm beständig feindselig gezeigt und ihn mit bittern Spottgedichten noch als Protector verfolgt. Als einmal Verdacht auf ihn fiel, in ein Complot verwickelt zu seyn, und er gefangen gesetzt wurde, schrieb er einen sehr freimüthigen Brief an Cromwell, worin er aus seinen royalistischen Gesinnungen gar kein Geheimniß machte, aber zugleich sein Vertrauen zu dem großen Sinn und dem Seelenadel Cromwells aussprach, welcher ihn auch sofort in Freiheit setzen ließ.

Cromwells häusliches Leben. Sein Tod.

Cromwells häusliches Leben war glücklich; sein Nest zu Hause war warm. Seine Töchter vermählte er mit Männern, die an militärischer und politischer Bedeutung unter ihm standen; aber weil ein Schwiegersohn von ihm, ein Lord Falconberg, und ein andrer, Mr. Rich, der Enkel des Grafen von Warwick war, hat man ihm den kleinlichen Ehrgeiz schuld gegeben, nach Verbindungen mit der Aristokratie getrachtet zu haben! Als ob er nicht weit höher gestanden wäre, als diese Männer! Als Lord Broghill, von Karl II dazu ermächtigt, Cromwell den Antrag machte, den König dadurch wieder zu gewinnen, daß er ihm eine seiner Töchter zur Ehe gäbe, wendete Cromwell zuerst ein: derselbe würde doch den Tod seines Vaters nie verzeihen; als man ihn aber von der Versöhnlichkeit Karls versicherte, blieb er bei seiner Weigerung und sagte: „Seine verruchte Liederlichkeit würde uns alle zu Grunde richten." Sein Sohn Richard heirathete die Tochter eines Landedelmannes. Seine gesammte Familie lebte in vollkommener Harmonie und Zärtlichkeit mit einander und sah auf ihn mit einem Enthusiasmus eben so seltner und rührender als schöner bewundernder Liebe.

Bei den Verhandlungen über die Annahme des Königstitels, den man ihm anbot und er ausschlug, äußerte er: an dem Titel liege ihm wenig; „es sey eine Feder auf einem Hut," und er hatte ja den Hut. Später hätte er sich dazu bewegen lassen, aber seine Freunde Fleetwood und Desborough redeten ihm ab; er nannte sie „ein paar überbedenkliche Gesellen," folgte aber ihrem Rath und blieb so freundlich mit ihnen als zuvor.

Bald nachdem er zum Protector ernannt worden, zog in seinem Hause Trauer ein; der geliebte Gatte seiner Tochter Frances starb. Kurz vor seinem Tod starb ihm seine geliebte Tochter Elisabeth Claypole, von welcher ein Brief aufbehalten ist, der die rührendste Liebe zu ihrem Vater ausspricht. Sein Wachen an ihrem Krankenbett griff ihn hart an, und er wurde krank. Nach einigen Tagen schien die Krankheit zu weichen und er ging wieder aus; aber der Quäker George Fox, der ihn besuchte, erklärte, er habe den Zug des Todes in seinem Angesicht gesehen. Am 24 August ward er wieder genöthigt, das Zimmer zu hüten; er hörte von einem Arzt die Aeußerung: sein Puls setze aus; da wurde er blaß, ein kalter Schweiß brach an ihm aus, er verlangte zu Bette und machte sein Testament. Als sein Arzt am folgenden Morgen kam, verlangte er, daß Alle außer seiner Frau das Zimmer verlassen sollten — sie hatten beinahe vierzig Jahre immer glücklich miteinander gelebt — und ihre Hand in der seinen haltend, sagte er zu dem Arzt: „Glaubt nicht, daß ich sterben werde; ich weiß gewiß, ich werde nicht sterben." Als er das Erstaunen in der Miene des Arztes las, fuhr er fort: „Glaubt nicht, ich sey wahnsinnig; ich sage euch die Wahrheit; ich habe es von zuverlässigerer Hand als von eurem Galen oder Hippokrates. Es ist die Antwort Gottes selbst auf unser Gebet; nicht auf das meinige allein, sondern auf das Gebet von solchen, die mehr bei ihm gelten als ich." Seine Krankheit verschlimmerte sich und erschöpfte ihn sehr. In den Zeiten zwischen seinen Anfällen bestand er darauf, Geschäfte zu besorgen, und auf die Vorstellungen seiner Aerzte versetzte er: ein Regent müsse stehend sterben. Am 2 September ließ er sich von einem Caplan einige Verse aus dem Brief des Paulus an die Philipper vorlesen, und sagte dann: „diese Stelle der Schrift hat mir einmal das Leben gerettet, als mein ältester Sohn starb, was mir wie ein Dolch ins Herz ging, ja wahrlich, das that es." Einen seiner Caplane, Sterey, fragte er: „Sagt mir, ist es möglich aus der Gnade zu fallen?" Die Antwort des Calvinisten war: „Es ist unmöglich." — „Dann" rief Cromwell aus, „bin ich gerettet. Ich weiß, ich war einmal in der Gnade." Dann kehrte sich der sterbende Soldat um und betete für das Volk Gottes und besonders für seine Feinde darunter, in einem Gebet voll christlicher Versöhnlichkeit und Liebe.

Heuchler, Lügner, Apostat und Usurpator — schön war dein Tod und voll verzeihender, liebevoller Gesinnung!"

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 104 u. 105.

Blätter
zur Kunde der Literatur des
Auslands.

9 September 1840.

Philosophie in Frankreich.

(Fortsetzung.)

So standen die Sachen, als Deutschland in genauern Verkehr mit dem philosophischen Europa trat, welches aufgehört hatte, cartesianisch zu seyn. Der Sensualismus war die herrschende Philosophie in England und Frankreich geworden. Bald drang er auch nach Deutschland, mit allem, was er in seinem Gefolge zu haben pflegte, mit dem Geschmack am Kleinen und am Mittelmäßigen in Allem, und auch mit dem Geschmack an der kleinen Poesie, welche die große tödtet. Friedrich herrschte damals in Berlin und die französischen Schöngeister, welche nicht das Vermögen und die Kraft in sich fühlten, in Frankreich neben dem schimmernden Gestirn Voltaire's zu glänzen, gingen nach Berlin, um in zweiter Ordnung für die Unterhaltung des Hofs und des Herrn zu sorgen. Sie trotzten dem Christenthum und der Theologie, so viel davon in Deutschland noch übrig war. Friedrich hatte seine Freude an diesem Kampfe der alten Theologen mit den neuen Philosophen. Er bezahlte die erstern, aber er gab sie den Sarkasmen eines Lamettrie und Marquis d'Argens preis; und die alte Theologie bebte zurück vor dem Geist der neuen Philosophie.

So gab es keine nationale Gesetzgebung, Freiheit oder Poesie; despotische Regierungen besoldeten ausländische Sophisten zur Zerstörung des alten germanischen Geistes; die Theologie erlag unter dem Ungläuben und dem Spott, und vertheidigte sich nicht einmal; und statt aller Philosophie eine Art dogmatischer Frivolität, welche nur noch Epigramme und Broschüren von ein paar Blättern zu Markte brachte, statt der Folianten der achtbaren Zeugnisse der alten theologischen Wissenschaft — In diesem Zustand fand Kant Deutschland.

Doch nein! ein andrer Mann kam vor Kant, und diesem muß man die Ehre lassen, sich zuerst muthig gegen die servilen und despotischen Frivolitäten des Berliner Hofs erhoben zu haben. Klopstock, ein Mann aus der Provinz, einfach und ernst, ein Christ und ein Deutscher im achtzehnten Jahrhundert, fand in seiner Seele begeisterte Gesänge, die von einem Ende Deutschlands zum andern als die Morgenröthe einer wahrhaft nationalen Poesie begrüßt wurden. Der Hof in Berlin allein wurde nicht davon ergriffen. Die ganze Literatur trat in die Bahn, welche das Genie Klopstocks ihr eröffnet hatte. Und was war der Charakter dieser neuen Poesie? Mit dem patriotischen Gefühl erschien auch wieder der religiöse Geist, der träumerische und melancholische Genius des alten, unsterblichen Deutschlands, und die süße und reine Liebe, welche bei Klopstock und Bürger so edel contrastiren mit der Fahlheit oder Plumpheit der anakreontischen Poesie der Salons und der Höfe des achtzehnten Jahrhunderts.

Inmitten dieser großen Bewegung veröffentlichte ein Mann, geboren in Königsberg, der, wie Sokrates, nie über die Mauern seiner Vaterstadt hinaus kam, *) ein philosophisches Werk, das anfangs wenig gelesen und fast nicht in Acht genommen, dann allmählich bei ausgezeichneten Geistern durchdringend, binnen acht bis zehn Jahren eine große Wirkung in Deutschland hervorbrachte, und endlich die Philosophie erneuerte, wie die Messiade die Poesie verjüngt hatte. Kant studirte zuerst die Theologie und die gelehrten Sprachen; er hatte ein außerordentliches Talent für die Mathematik und hat selbst in der Astronomie Entdeckungen gemacht. Aber die Philosophie herrschte bei allen seinen Bestrebungen vor und verschlang am Ende alle seine Neigungen; sie wurde sein eigentlicher Beruf und sein Hauptruhm. Sein unterscheidender Charakter war ein lebhaftes Gefühl für das Rechtliche, ein festes und gerades sittliches Bewußtseyn, welches empört wurde über die schändlichen Consequenzen der Modephilosophie. Auf der andern Seite gehörte Kant seinem Jahrhundert an, und fürchtete beinahe eben so sehr wie

*) Wenn dieß auch nicht so buchstäblich zu nehmen ist, indem Kant wohl auch kleine Reisen machte, so hat das nichts auf sich; aber wundern kann man sich, daß Cousin von Socrates behauptet, daß er nicht über das Weichbild von Athen hinausgekommen sey, da doch von seinen Kriegsdiensten in Platons Symposion ausführlich die Rede ist.

den Sensualismus die, seiner Ansicht nach vermessenen, Sätze und Schlüsse der Metaphysik der Schulen. Man kann sagen: Hume sey das Kant beständig verfolgende Gespenst; sobald der deutsche Philosoph versucht ist, einen Schritt rückwärts auf der alten Bahn zu machen, so erscheint ihm Hume und weist ihn zurück, und alle Anstrengung Kants geht darauf, die Philosophie zwischen dem alten Dogmatismus und dem Sensualismus Locke's und Condillac's fest, und vor den Angriffen von Hume's Skepticismus sicher zu stellen.

Hauptsächlich in der Moralphilosophie aber hat Kant den Sensualismus des 18ten Jahrhunderts bekämpft, ohne auf den Mysticismus des Mittelalters zurückzukommen. Während von allen Seiten in Frankreich, England, Italien von nichts als von Genuß, Vortheil und Glückseligkeit die Rede war, erhob sich von Königsberg aus eine Stimme, die menschliche Seele an das Gefühl ihrer Würde zu mahnen, und die Individuen und die Nationen zu belehren, daß es über die Lockungen der Lust und die Berechnungen des Vortheils hinaus noch etwas gibt, eine Regel, ein Gesetz, ein unveränderliches Gesetz, verbindlich zu aller Zeit und an jedem Ort, unter allen Bedingungen des socialen und des Privatlebens: das Gesetz der Pflicht. Die Idee der Pflicht ist der Mittelpunkt der Moral Kants, und seine Moral der Mittelpunkt seiner Philosophie. Die Zweifel, welche eine strenge Metaphysik übrig lassen kann — die Moral löst sie, und ihr Licht erhellt die Religion und die Politik zugleich. Wenn im Menschen die Idee eines über die Leidenschaft und das Interesse hinausliegenden Gesetzes ist: so ist entweder das menschliche Daseyn ein Widerspruch und ein unlösbares Räthsel, oder der Mensch muß das ihm auferlegte Gesetz erfüllen können; wenn der Mensch *soll*, so muß er *können*, und die Pflicht schließt die Freiheit in sich. Andrerseits, wenn die Pflicht höher steht als die Glückseligkeit, muß man in gewissen äußersten Fällen das Glück der Pflicht opfern, und doch existirt zwischen ihnen eine ewige Harmonie, welche auf Augenblicke gestört werden kann, aber welche die Vernunft setzt, und die sie, so zu sagen, der Welt und ihrem Schöpfer aufnöthigt; daher muß ein Gott seyn, erhaben über alle secundären Ursachen, um irgendwo das Reich der Harmonie der Tugend und der Glückseligkeit herzustellen. Daher Gott und ein andres Leben. Endlich schließt die Idee der Pflicht die Idee des Rechts in sich; meine Pflicht gegen dich ist dein Recht an mich, so wie deine Pflichten gegen mich meine Rechte gegenüber von mir enthalten; daher eine sociale Moral, ein Naturrecht, eine politische Philosophie, sehr verschieden von der zügellosen Politik der Leidenschaft wie von der krummen Politik des Interesses. Das sind in einigen Worten die allgemeinen Züge des neuen Systems, das Kant Deutschland und Deutschland Europa schenkte. Ohne Zweifel hatte die schottische Philosophie etwas Aehnliches versucht, und der weise Reid in Edinburg hatte ungefähr dieselben Gedanken gehabt, wie der große Philosoph von Königsberg, aber was in Schottland nur ein unbestimmter Entwurf gewesen, ist unter Kants kräftiger Hand zu einer fertigen, vollkommen ausgeführten Zeichnung geworden. Hier ist die letzte Stufe, die höchste Entwicklung des Spiritualismus des 18ten Jahrhunderts, dessen erste Stufe und Ausgangspunkt die schottische Schule war. Kant krönt und schließt das 18te Jahrhundert. Ich nehme keinen Anstand zu erklären: er ist für dieß Jahrhundert in der Philosophie das, was die französische Revolution für dasselbe in socialer und politischer Beziehung ist." — —

Uebergehend zu der Analyse der Schriften Kants berichtet Cousin folgendermaßen über die Kritik der reinen Vernunft: „Dieß Werk erschien im Jahr 1781. Es war ein sehr dicker Band, abgefaßt in der Weise der Wolf'schen Schule, mit großer Regelmäßigkeit, aber mit einem solchen Luxus von Eintheilungen und Untereintheilungen, daß der Grundgedanke sich in dem Schwall seiner langen Entwicklungen verlor. Es hatte auch das Unglück schlecht geschrieben zu seyn; nicht als ob es nicht unendlich viel Geist im Einzelnen, und selbst mitunter bewundernswerthe Stellen enthielte; aber, wie der Verfasser selbst gesteht, wenn darin durchaus eine große logische Klarheit herrscht, so findet sich dagegen sehr wenig von der ästhetischen Klarheit, wie er es nennt, welche entsteht aus der Kunst, den Leser vom Bekannten zum Unbekannten, vom Leichten zum Schweren zu führen, eine, zumal in Deutschland, so seltne Kunst, welche dem Königsberger Philosophen ganz abging. Man nehme das Inhaltsverzeichniß der Kritik der reinen Vernunft; hier kann nur von logischer Ordnung, von dem Zusammenhang aller Theile des Werks die Rede seyn, und insoweit gibt es nichts Lichtvolleres, nichts Genaueres. Aber nimmt man jedes Capitel für sich, so ändert sich Alles, die Ordnung im Kleinen, die in jedem Capitel herrschen sollte, findet sich nicht; jede Idee ist immer mit der größten Schärfe ausgedrückt, aber sie ist nicht immer an der Stelle, wo sie stehen sollte, um leicht in den Geist des Lesers einzugehen. Dazu nehme man noch den Fehler der deutschen Sprache, welcher in dieser Epoche seinen Gipfel erreichte, nämlich den übermäßig synthetischen Charakter des deutschen Satzes, der einen so auffallenden Contrast bildet mit dem analytischen Charakter des französischen Satzes. Und dieß ist noch nicht Alles; abgesehen von dieser noch rohen und zur Zergliederung des Gedankens ungeübten Sprache hat Kant noch seine eigenthümliche Sprache, eine Terminologie, welche, einmal richtig begriffen, vollkommen genau und selbst bequem ist, die aber ungestüm und ohne die nöthigen Einleitungen auftretend, Alles verdunkelt und seltsam erscheinen macht." —

Kant hatte das Bewußtseyn der Revolution, die er unternahm; er hatte seine Epoche richtig beurtheilt und ihre Bedürfnisse begriffen. Die großen dogmatischen Systeme ohne Kritik des 17ten Jahrhunderts hatten den Skepticismus Hume's erzeugt, und in ganz Europa herrschte die völligste Gleichgültigkeit in Betreff der Metaphysik. Diese Gleichgültigkeit entsprang nicht aus Leichtsinn, sondern aus Muthlosigkeit; sie war auch mehr scheinbar als wirklich, und deutete nur das an: daß die alte Metaphysik todt war und eine neue noth that. Es gab eine Zeit, sagt Kant, wo die Metaphysik als Königin aller Wissenschaften galt; jetzt, verlassen und verschmäht, könnte sie wie Hekuba sagen:

„modo maxima rerum
Tot generis natisque potens ...
Nunc trahor exsul, inops." —

Man muß gestehen, daß Cousin den Gedankengang der Vorrede treu, lichtvoll und in lebendiger, anziehender Sprache wiedergibt; bei der Einleitung angekommen, bekennt er, daß hier die Schwierigkeiten sich häufen, daß hier eine Menge treffender und wahrer, aber dem Anschein nach subtiler Distinctionen sich findet, die er sich nun bemüht zu erklären, wobei wir ihm aber nicht weiter folgen. Am Schluß seines Aufsatzes sagt Cousin: „Indem Kant mit Geringschätzung von allen frühern Systemen spricht, und sie als eine Masse willkürlicher Hypothesen schildert, die kaum, wie zufällig einige Wahrheiten enthalten, kommt es ihm nicht einmal in den Sinn, daß die Urheber dieser Systeme ihm Ebenbürtige oder auch über ihm Stehende gewesen. Aber warum sollte er so ehrfurchtsvoll gegen das Genie seyn? Er ist es nicht einmal gegen die menschliche Natur. Er gesteht ihr wohl einen angebornen Trieb zur Metaphysik zu, aber es ist dieß ein unglücklicher Trieb, der bisher nichts als Chimären erzeugt hat, und er schmeichelt sich, er, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts fange zum erstenmal die wahre Metaphysik an, nach dreitausendjährigen vergeblichen Bestrebungen. Man könnte sich versucht fühlen, bei einem solchen Plan, bei solchen Worten auf einen ungemessenen Hochmuth zu schließen. Aber keineswegs! Kant war der bescheidenste und vorsichtigste Mensch; aber der Geist seiner Zeit war in ihm. Und dann macht man auch keine Revolutionen mit kleinen Ansprüchen, und Kant wollte eine Revolution in der Metaphysik machen. Wie jede Revolution mußte nun auch diese die Thorheit alles dessen, was zuvor da gewesen, aussprechen, sonst hätte man nur auf eine Verbesserung denken müssen, nicht an eine Zerstörung, um Alles neu zu schaffen. Kant, ganz eingenommen von seiner Methode, sieht überall nur sie. Nicht von seinem Genie hat er eine hohe Meinung, sondern von dem Geiste seiner Methode. Darauf ist er stolz, damit triumphirt er. Descartes, Sokrates bezogen auch Alles auf ihre Methode, welche im Grund bei allen dreien dieselbe war. Diese Methode ist die wahre, es ist die psychologische Methode, welche darin besteht, daß man ausgeht von und anfängt mit dem Menschen, mit dem erkennenden Subject, mit der Erforschung des Erkenntnißvermögens, seinen Gesetzen, seines Umfangs, seiner Gränzen. Sie entstand mit Sokrates, entwickelte sich mit Descartes, vervollkommnete sich mit Kant, und durch alle drei bewirkte sie jedesmal eine gewaltige Revolution. Aber es kommt nicht einem Menschen zu, eine Revolution zu beginnen und zu beendigen. Sokrates war weder Platon noch Aristoteles, sondern der Vater beider. Descartes ist nicht Leibnitz; und Kant, der die deutsche Philosophie angefangen, hat sie weder beherrscht noch geschlossen. Diese Philosophie ist noch im Vorwärtsschreiten begriffen, und scheint ihre letzte Entwicklung noch nicht erreicht zu haben. Glücklicher als sie hat die französische Revolution, zu gleicher Zeit mit der philosophischen Revolution Deutschlands geboren, beinahe von gleichem Punkt ausgehend, nämlich von der Erklärung der ursprünglichen, ewigen Rechte des Menschen, unabhängig von jeder Gesellschaft und Geschichte, wie jene von den reinen Gesetzen der menschlichen Vernunft unabhängig von aller Erfahrung; gleich ihr die Verachtung der Vergangenheit und die stolzesten Hoffnungen für die Zukunft verkündigend, in einigen Jahren ihre nothwendigen Wechsel und Schwankungen durchlaufen, und wir sehen sie jetzt an ihrem Ziel angekommen, ins Geleise gebracht und organisirt in der Charte, die uns beherrscht. Die Charte der Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts ist noch nicht geschrieben."

Die von Cousin als die einzig wahre beliebte psychologische Methode ist nun aber, wie bekannt, von der neuesten Philosophie in Deutschland entschieden verworfen worden; den Theorien des Erkenntnißvermögens steht die Speculation, welche sich diesen Ehrennamen ausschließlich zuschreibt, feindselig gegenüber, und vergleicht ihr Vornehmen mit dem weisen Vorsatz jenes Einfaltspinsels: schwimmen zu lernen, ehe er sich ins Wasser wage. An die Stelle von Kants kritischem Idealismus ist der transcendentale, dann der objective und endlich der absolute Idealismus, wie man die neuen Systeme bezeichnet hat, getreten, welche insgesammt nicht von psychologischen Untersuchungen, sondern von einem, jedoch verschieden gefaßten Unbedingten, Absoluten ausgingen. Nicht nur in Deutschland aber, sondern auch in Frankreich in einzelnen Fällen sucht man über die psychologische Methode in der Philosophie hinauszukommen, und in dieser Beziehung ist nicht uninteressant die oben genannte Schrift Hrn. Blanc St. Bonnets, aus der wir Einiges ausheben wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Beranger's Lieder.

Deutsch von L. S. Rubens.

2 Bde. Bern, 1839. Chr. Fischer.

Die Lieder Beranger's, ihr poetischer Werth und ihre nationale Bedeutung, sind in diesen Blättern schon öfters besprochen und gebührend anerkannt worden; man vergleiche namentlich Jahrgang 1836, Nr. 48 flg. und Jahrgang 1840, Nr. 21, flg: auch haben wir nicht wenige derselben in deutschen Uebertragungen mitgetheilt, und darunter viele aus der Feder des gewandten und geschmackvollen Uebersetzers, welcher nunmehr den größern Theil der Beranger'schen Lieder in seiner Verdeutschung hat erscheinen lassen. Einer ausführlicheren Besprechung des berühmten Chansonnier können wir uns nach dem früher Gesagten überheben, und dürfen uns auf die vorliegende Verdeutschung beschränken. Es wären in dieser Hinsicht die Fragen aufzuwerfen und zu beantworten: Ist die Verdeutschung Berangers wünschenswerth? ist sie möglich? und wie hat Rubens die Aufgabe gelöst?

Die erste Frage betreffend, kann man unterscheiden zwischen der Form, dem Aeußern, und zwischen dem Wesen, dem Gehalt. Wünschenswerth ist es ohne Zweifel, daß die Deutsche Sprache ihre Fügsamkeit und Biegsamkeit, ihren Reichthum und ihre Elasticität aufs neue beurkunde durch eine glückliche Lösung der anerkannt höchst schwierigen Aufgabe einer fließenden, treuen

Uebersetzung Beranger's; und der Versuch ist um so dankenswerther, als die deutsche Sprache im Gebiet des Scherzhaften, Komischen, Humoristischen ohne Frage weit weniger Uebung hat und sich ausbildet, als im Elegischen, Pathetischen und Tragischen, während doch gewiß aus jenen Elementen der Sprache viele neue, nahrhafte Säfte könnten zugeleitet und sie dadurch aufgefrischt werden. Ob freilich eine solche Auffrischung durch Uebersetzungen bewirkt werden könne, wenn nicht aus dem nationalen Boden selbst solche Productionen aufkeimen, lassen wir dahingestellt; doch darf daran erinnert werden, daß Goethe die Uebersetzung von Byrons Don Juan aus ähnlichen Gründen den Deutschen anempfahl.

Ist aber die Verdeutschung Berangers in Betracht des der deutschen Literatur anzueignenden Gehalts wünschenswerth? In dem Vorwort zu dieser Uebersetzung lesen wir: „die deutsche Lyrik ist nachgerade etwas duselig geworden. Werfen wir wieder etwas guten, derben Pfeffer in die breite, fade Sauce, womit sich die Deutschen seit Jahren den Magen verschlammt haben. Und wenn auch dieser reiche Herbst von süßen und herben, feinen und groben, frischen und mürben Früchten, wenn Berangers Lieder, in einer des Dichters nicht ganz unwürdigen Form in die deutsche Literatur eingeführt, kein neues belebendes Ferment darin werden sollten, immerhin ist es der Mühe werth, die Volubilität, den Formenreichthum und Wohlklang der deutschen Sprache an diesen, bisher im Ganzen fast für unübersetzbar gehaltenen Liedern zu erproben."

Wir gestehen, daß wir die hier ausgesprochenen Ansichten und Hoffnungen: durch den Einfluß von Beranger's Poesie werde die deutsche Poesie regenerirt und aufgefrischt werden, nicht zu theilen vermögen. Wenn in der deutschen Lyrik wirklich in den neuesten Zeiten einige Abspannung und Erschlaffung eingetreten seyn sollte, wenn die Anzahl der faden und seichten Productionen die der gesunden, gediegenen und vortrefflichen überwog, so ist jedenfalls zu erinnern, daß auch in Frankreich dieselbe Klage geführt werden kann; und jedenfalls sind Beranger's Lieder selbst in ihrer Haupttendenz, in ihrer Opposition gegen die Restauration und alles was damit zusammenhing, einigermaßen veraltet, und Beranger selbst hat die allerdings klügste Partie ergriffen, zu verstummen — woran er gewiß besser gethan, als wenn er in einem andern, ihm nicht so gemäßen Ton zu singen fortgefahren hätte. Wir sind weit entfernt zu behaupten, daß nun auch seine Poesie ihre Bedeutung verloren habe; im Gegentheil, nachdem die Leidenschaften der Parteien sich abgekühlt, kann man das poetische und künstlerische Verdienst seiner chansons nur um so unbefangener und reiner würdigen; aber natürlich bringen sie nicht mehr jene elektrischen Wirkungen hervor, wie vor zehn und fünfzehn und zwanzig Jahren. Sollten Berangers Tendenzen und Ideen wirklich ein Ferment für die deutsche Poesie abgeben können? Wir zweifeln! Der unbedingt ehrenhafteste Zug seiner Poesie ist seine Vaterlandsliebe; aber eher wird er einem Deutschen Enthusiasmus für den Helden der Franzosen, für den Kaiser, einflößen, als in irgend einem Gemüth die deutsche Vaterlandsliebe erwecken — höchstens zum Bewußtseyn bringen wird er den Deutschen, daß ihnen der Nationalsinn, dessen Uebermaß und Auswüchse wir an den Franzosen oft rügen, häufig zu sehr fehlt. Was dann die politischen chansons betrifft, so sind die deutschen Verhältnisse nicht von der Art, daß sich dieselben geradezu darauf anwenden ließen, und eben so wenig die kirchlichen und religiösen; die ganze Lebensanschauung des populären Dichters aber, wie jovial und liebenswürdig auch in einzelnen Manifestationen, ist doch zu oberflächlich und leichtfertig, als daß man wünschen könnte, sie möchte nach Deutschland verpflanzt werden. Uebrigens glauben wir uns kaum zu irren, wenn wir die angeführten Worte des Herrn Uebersetzers nicht für baaren Ernst nehmen; er kennt selbst den Unterschied zwischen deutschem und französischem Genius, zwischen deutscher und französischer Poesie zu gut, um im Ernst von dem Einfluß des Dichters, dem er so viele Mühe und Kunst gewidmet, eine Revolution in der deutschen Lyrik zu erwarten, und was seinen Muth und seine Lust bei seiner umfassenden Arbeit aufrecht erhalten und genährt hat, war gewiß hauptsächlich die Freude an dem Ringen mit der Schwierigkeit der Uebertragung und über die Triumphe, die er für den Reichthum und die Biegsamkeit seiner Sprache bei diesem Ringen häufig errungen hat. Und wenn wir den Gehalt von Berangers Poesie im Ganzen, sofern es sich von einer Aneignung derselben für die deutsche Literatur handelt, nicht sehr hoch anzuschlagen vermögen, so erkennen wir doch die Trefflichkeit einzelner Gedichte und den künstlerischen Werth der meisten gern an; und eine Uebertragung derselben kann immerhin, wenn auch nicht eben als ein Bedürfniß, doch als dankenswerth gelten.

Die zweite Frage: ob eine Verdeutschung sämmtlicher Lieder Beranger's möglich sey? kann eigentlich nur factisch beantwortet werden, und zwar bliebe immer noch die Möglichkeit der Bejahung offen, wenn auch alle bisherigen Versuche nicht geglückt wären. Die Unmöglichkeit kann zwar behauptet und mit Gründen unterstützt, aber die Möglichkeit durch wirkliche Lösung der Aufgabe bewiesen werden. Man kann sagen, und hat gesagt: die kunstvolle, und dem Anschein nach so kunstlose, Leichtigkeit und technische Vollendung der Beranger'schen chansons, ihr liebenswürdiger und schalkhafter Leichtsinn, ihr zarter Duft und Farbenstaub, das anmuthige und neckische Spiel des Refrains, und eine Menge eigenthümlicher, familiärer und localer Ausdrücke und Anspielungen, so wie auch manche Wortspiele (wie Barbons erinnernd an Bourbons) lassen sich unmöglich in einer deutschen Uebertragung wiedergeben oder nachbilden. In einzelnen Fällen ist dieß nun freilich evident; aber diese entscheiden doch nicht die ganze Frage; und selbst innerhalb der scheinbar so engen Schranken der Uebertragung hat doch die nach Uebereinstimmung mit dem Original ringende Kunst des Dolmetschers, der sich in den Geist des Dichters selbst gleichsam zu versetzen suchen muß, einen ziemlich bedeutenden Spielraum, und weiß sich immer neue Hülfsquellen zu eröffnen, bald durch überraschende Treue, bald auch durch eine auf den ersten Anschein nach große und willkürliche, in der That aber glückliche und dem Geist des Originals sich annähernde Freiheit.

Seit längerer Zeit reizte die Schwierigkeit der Sache selbst, die Uebertragung von Beranger ins Deutsche zu versuchen. Im Jahr 1831 und 1832 erschien in Stuttgart eine Uebersetzung in zwei Bänden, mit beigedrucktem französischem Text von Metromanus, welche die meisten Lieder enthält. Diese Uebersetzung zeugt von Talent und Geschick, ist aber nicht ohne viele Härten, verflacht den Ausdruck des französischen Dichters, und zieht ihn nicht selten etwas ins Gemeine, wozu allerdings der Inhalt mancher Gedichte Berangers Anlaß geben kann (die anstößigsten sind nicht aufgenommen), was aber andern, ganz zart und lustig gehaltenen, übel ansteht. Kürzlich ist eine Bearbeitung von Chamisso und Saudy erschienen, die wir nicht bei der Hand haben, die aber ziemlich frei verfahren soll; ferner von Nathusius, die uns noch nicht zu Gesicht gekommen; und so hatte denn Rudens schon eine ziemliche Concurrenz zu bestehen, viele Rivale zu überbieten. Ist nun einerseits dem spätern Bearbeiter die Aufgabe durch die Leistungen seiner Vorgänger in etwas erleichtert, indem er sich bei ihnen Raths erholen kann, so werden doch andrerseits die Anforderungen an ihn gesteigert, und er soll übertreffen, ohne eigentlich zu benützen. Indessen scheint uns, daß der Verfasser der vorliegenden Uebersetzungen nur durch das Bewußtseyn, seine Vorgänger übertreffen zu können, zu seinem Versuche getrieben worden ist und diese Hoffnung hat ihn, glauben wir, nicht getauscht. Sehr förderlich war ihm der Grundsatz: sich streng an Metrum, Reim und Refrain des Originals zu halten. Wir theilen hier das Gedicht: die beiden Grenadiere in Rudens' und dann in Chamisso's Bearbeitung mit:

Uebersetzung von Rudens:

Erster Grenadier.

Wie lang noch gehn wir auf und nieder?
In Fontainebleau schlägt's Mitternacht.

Zweiter Grenadier.

Bald sehen wir Italien wieder,
Wir stehn zum letztenmal hier Wacht.

Erster Grenadier.

Nach Elba geht es, meinetwegen!
Der Himmel ist dort blau und licht.

Zweiter Grenadier.

Und wär's in Rußland tief gelegen,
Ein Grenadier verläßt den Kaiser nicht.

Beide.

Ein Grenadier verläßt den Kaiser nicht,
Verläßt den Kaiser nicht.

Zweiter Grenadier.

Welch fürchterliche Unglücksfeste!
Moskau und Wilna und Berlin!
Weißt du, wie unsre Bajonette
Des Kremels rothes Brand beschien?
Verkauft, verrathen! Zu verlohnen
Schien kaum Paris, daß man drum ficht;
Wir hatten noch genug Kanonen!
Ein Grenadier verläßt den Kaiser nicht.

Erster Grenadier.

Es heißt, er legt die Krone nieder.
Was ist denn das? Abdanken, Er?
Die Republik am Ende wieder?

Zweiter Grenadier.

Sie schaffen einen König her.
Mit Sceptern spielt' Er, wie mit Bohnen.
Er hat es satt. Er thut Verzicht,
Er wirft den Bettel hin, die Kronen!
Ein Grenadier verläßt den Kaiser nicht.

Erster Grenadier.

Ein einzig Licht dort gegen Morgen,
Kein Fenster mehr erhellt im Schloß.

Zweiter Grenadier.

Im Mantel das Gesicht verborgen,
Entfloh des Hofes feiger Troß.
Des todten Adlers Federn rauben
Sie aus, und flink ist jeder Wicht
Dem neuen Herrn sie zu verkaufen; —
Ein Grenadier verläßt den Kaiser nicht.

Erster Grenadier.

Marschälle, unsre Cameraden,
Sind desertirt mit Gut und Geld.

Zweiter Grenadier.

Nun, unser Blut war nicht ihr Schaden! —
Die letzten Tropfen dir, du Held!
Du trugst sie wie ein Kind im Kissen,
Du zogst sie aus dem Staub ans Licht,
Die aber haben kein Gewissen.
Ein Grenadier verläßt den Kaiser nicht,

Erster Grenadier.

Schon zwanzig Jahr im Dienste ferne,
Sehn' ich mich jetzt der Heimath zu.

Zweiter Grenadier.

Bedeckt mit Narben, hätt' ich gerne
Von langer Arbeit einmal Ruh.
Doch wird der Wein im Kruge minder:
Ein Scheim, wer das Gefäß zerbricht.
Lebt wohl, o Heimath, Weib und Kinder!
Ein Grenadier verläßt den Kaiser nicht!

Uebersetzung von Chamisso:

Erster Grenadier.

Sie lassen uns verzweifelt warten!
Zu Fontain'blau schlägt Mitternacht.

Zweiter Grenadier.

Geduld! In dieses Schlosses Garten
Ziehn wir nicht wieder auf die Wacht.

Erster Grenadier.

Nach Elba morgen! Gut! es sind
Uns schon genehm Italiens Auen.

Zweiter Grenadier.

Wir Bärenmützen folgen blind,
Gelt's Moskau abermals zu schauen.

Erster Grenadier.
Italiens Feld, Egyptens Sande —
Der Sonnentag von Austerlitz —
Das Rauchgewölk von Moskau's Brande —
Leipzig, Paris —

Zweiter Grenadier.
Da traf der Blitz!

Erster Grenadier.
Ein schwindlich mährchenhafter Zug;
Und dieses Ende sonder Thaten!

Zweiter Grenadier.
Wir hatten Pulver noch genug;
Sie haben uns verkauft, verrathen.

Erster Grenadier.
Wird denn die Freiheit, wenn der Kaiser
Dem Thron entsagt hat, wieder wach?

Zweiter Grenadier.
Nicht doch, sie jauchzen schon sich heiser
Dort ihrem Lindelönig nach.

Erster Grenadier.
Der Kronen wie Almosen gab,
Und spielte mit den goldnen Reifen,
Legt nun die Krone selber ab.

Zweiter Grenadier.
Sie ekelt ihn, ich kann's begreifen.

Erster Grenadier.
Erhellt ein Fenster nur dort oben,
Wie ausgestorben ist das Schloß,
Davongeschlichen und verstoben
Des Hofgeschmeißes knechtscher Troß.

Zweiter Grenadier
Das kriecht nun um den neuen Herrn;
Es hat kein Herz, nur einen Magen,
Und will des Adlers Federn gern
Verschachern, den der Blitz erschlagen.

Erster Grenadier.
Die er gefürstet und bereichert,
An die der Sold des Blutes kam, ...

Zweiter Grenadier.
Sie retten was sie eingespeichert,
Und desertiren ohne Scham.

Erster Grenadier.
Wir aber, die wir allzumal
Für sie bezahlt, was sie erwarben.

Zweiter Grenadier.
Wir bleiben bei dem Corporal
Und retten trutzig unsre Narben.

Erster Grenadier.
Mein Blut hat oft genug geflossen,
Ich sehnte mich der Heimath zu.

Zweiter Grenadier.
Ich bin zerhauen und zerschossen,
Und wohl bedurft' ich jetzt der Ruh.

Beide.
Fahr hin, fahr hin! es ist nicht Zeit
Um schnöde Ruh sich zu bewerben;
Drum Kaiser folgen wir, bereit
Für ihn zu bluten und zu sterben!

Zur Vergleichung von Rubens' Uebersetzung mit der von Metromanus setzen wir die beiderseitige Bearbeitung von Le Ventru her.

Uebersetzung von Rubens:

Der Dickbauch,
oder
Rechenschaftsbericht über die Sitzung vom Jahr 1818.

Hört, ihr Herrn, die mich erlesen,
Den Bericht, wie sichs gebührt,
Was ich fürs gemeine Wesen
Und den König ausgeführt.
Unserm Staate lacht das Glück,
Blühend komm' ich, fett zurück.
Ueberaus,
Ueberaus
Fein war der Minister Schmauß,
Da ißt man einmal sich heraus!

Stets in der Getreuen Mitte,
Ohne Hader, ohne Zank,
Saß ich höchstens fünfzehn Schritte
Fernr der Ministerbank.
Stolz, mit Trüffeln wohlgepflegt,
Hab' ich mich heerdenbewegt.
Ueberaus,
Ueberaus
Fein war der Minister Schmauß,
Da ißt man einmal sich heraus.

Sintemal die Herr'n von Oben
Leuten gar gewogen sind,
Die nach Kräften schrei'n und toben,
Geht einmal ein schiefer Wind:
Hab' ich feisch drauf losgeschwatzt,
Bin vor Brüllen fast geplatzt.
Ueberaus,
Ueberaus
Fein war der Minister Schmauß,
Da ißt man einmal sich heraus.

Auf den Peßzwang einzulenken,
Hatt' ich vorher zugesagt,
Unsere Tapfern zu gedenken
Hab' ich mit Vergunst gewagt.
Zehnmal Ja und zehnmal Nein
Schrie ich in den Tag hinein.
Ueberaus,
Ueberaus

Fein war der Minister Schmauß,
Da ißt man einmal sich heraus.

Auf die Schwurgerichte fluchen
Mußt' ich, da der Hof sie haßt;
Rief bei allen Bittgesuchen:
„Tagesordnung!“ schnell gefaßt.
Der Verbannten Sachen stehn,
Wie der Hof sie angesehn.
Ueberaus,
Ueberaus
Fein war der Minister Schmauß,
Da ißt man einmal sich heraus.

Was die Polizei gefordert,
Fand ich billig, wie's der Brauch.
Für die Schweizee, wie beordert,
Stimmt' ich ohne weiters auch.
Treulich dienen sie dem Haus,
Laßt sie nicht zum Land hinaus!
Ueberaus,
Ueberaus
Fein war der Minister Schmauß,
Da ißt man einmal sich heraus.

Nur vom Spacen kein Gelüster!
Zahle Volk, so lang du kannst
Für die Fremden, die Minister,
Für die Fremden, für den Wanst.
Wenn man noch auf mehr besteht,
Hält das Volk so mehr Diät.
Ueberaus,
Ueberaus
Fein war der Minister Schmauß,
Da ißt man einmal sich heraus.

Kurz, mir ist es wohlgelungen,
Nunmehr bin ich Staatsanwalt.
Stellen haben meine Jungen,
Meine Vettern Amtsgehalt.
Hab' auch schon fürs nächste Mal
Einladungen ohne Zahl.
Ueberaus,
Ueberaus
Fein war der Minister Schmauß,
Da ißt man einmal sich heraus.

Uebersetzung von Metromanus:

Der Dickbauch,

oder

Rechenschaftsbericht über die Sitzung vom Jahr 1818.

Kund sey und zu wissen allen
Meinen Wählern insbesan,
Was ich ihnen zu gefallen
Für das Vaterland gethan.

Räheend ist mir unser Glück;
Komme fett und blühnd zurück.
Excellent,
Excellent
War Ministers Tractament!
Auf Ehre, nein, ganz excellent!

Immerdar getreu dem Magen
Ließ ich mir, zehn Schritte vom
Villele meinen Sitz behagen,
Und fünfzehn von d'Argenson. *)
Strahlte nicht mein Glanzgesicht,
Wie des vollen Mondes Licht!
Excellent,
Excellent
War Ministers Tractament!
Auf Ehre, nein, ganz excellent!

Sintemal den Herr'n Ministern,
Wann die Wahrheit sie verdrießt,
Mit Geschwätze von Philistern
Ueberaus gedienet ist;
Schwatzte, schwatzte, schwatzte ich,
Schrie und lärmte fürchterlich.
Excellent,
Excellent
War Ministers Tractament!
Auf Ehre, nein, ganz excellent!

Preßfreiheit mehr einzuschränken
Hatte längst ich zugesagt;
Unsrer Tapfern zu gedenken
Habe mit Vergunst gewagt.
Stimmt' ich doch in Tag hinein
Zehnmal Ja und zehnmal Nein!
Excellent,
Excellent
War Ministers Tractament!
Auf Ehre, nein, ganz excellent!

Stieß, dem Hofe zu gefallen,
An den Schwurgerichten **) mich,
Bei den Bittgesuchen allen
Rief zur Tagesordnung ich.
Beachte die Entschädigung
Durch mein Schreien erst in Schwung.
Excellent,
Excellent
War Ministers Tractament!
Auf Ehre, nein, ganz excellent!

*) Hier ist die Uebersetzung wortgetreuer.

**) Hier scheinen beide Uebersetzer les enquêtes nicht richtig wiedergegeben zu haben. Es sind wohl die Forderungen von Untersuchungen gegen Beamte u. s. w. gemeint.

Wehrte mich um jeden Kreuzer
Für den Polizeiaufwand;
Habe, wie ein ächter Schweizer,
Für die Schweizer mich verwandt.
Ach, bedingen für das Haus
Wir uns dieſr Freundr aus.
Excellent,
Excellent
War Miniſters Traetament!
Auf Ehrr, nein, ganz excellent!

Trotz dem Staatswirthſchaftsgeſchwiſter
Zahlet Ihr ins Künftige
So den Söldling und Miniſter,
Als den Wanſt und Söldlinge.
Brauchen wir noch etwas mehr,
Speist der Bürger weniger.
Excellent,
Excellent
War Miniſters Traetament!
Auf Ehre, nein, ganz excellent!

Kurz, ich habe mein Profilchen
Als nunmehr'ger Staatsanwalt;
Auch für Brüder auf mein Bittchen
Und drei Söhnr Amtsgehalt;
Schließlich für ein andermal
Einladungen ohne Zahl.
Excellent,
Excellent
War Miniſters Traetament!
Auf Ehre, nein, ganz Excellent!

Im Ganzen ſcheint uns Rubens ohne Frage den Vorzug der Eleganz und des leichteren Fluſſes der Verſe zu haben, ſo wie den eines gleichmäßiger gehaltenen Tons; ſeine Uebertragung iſt eine ſehr gewandte nicht nur, ſondern auch eine ſehr judicióſe. Beſonders glücklich hat der Ueberſetzer die ſchwierige Aufgabe der Uebertragung des Gedichts: Les infiniment petits, gelöst, das wir noch folgen laſſen:

Die unendlich Kleinen.

Eröffnet war das magʼſche Siegel,
Ein Zaubrer lohnte mein Vertrauʼn
Und ließ dir jüngſte Nacht im Spiegel
Mich Frankreichs ganze Zukunft ſchauʼn.
Weitum nur Stoppeln, Moos und Reißig;
Ich ſah Paris — den Schein davon.
Wir zählen neunzehnhundert dreißig.
Die Grauen *) ſitzen auf dem Thron.

Ein winzig Volk erfüllt die Mauern,
Wie groß ſind wir die Großpapas!
Ich ſah ſie ſich zuſammenkauern,
Verſchwinden faſt im Spiegelglas.
Frankreich, das große, ruhmgezierte,
Bewohnt 'ne Zwergennation
Ein Reich, drei Meilrn ins Gevierte,
Die Grauen ſitzen auf dem Thron.

Dort rührt ſich's flink mit Arm und Beinen —
Jeſuiten, klein wie Körnchen Sand,
Ein Schock von Prieſterchen mit kleinrn
Herrgötterchen in kleiner Hand.
Der ält'ſte Hof, dem tauſend Jährchen
Und mehr, nicht ohnr Glanz, entflohn,
Iſt nun ein Prieſterſeminärchen.
Die Grauen ſitzen auf dem Thron.

Klein Alles, Kirchen ſammt Altären,
Paläſte, Schulen, Börſen, Quais,
Und kleine Hungersnöthchen leerrn
Die Städtchen aus voll Ach und Wehs.
Der Mark zum Schirm, mit kleinem Witze,
Marſchirt dir kleine Legion,
Den kleinen Tambour an der Spitzr.
Die Grauen ſitzen auf dem Thron.

Da ſeh ich noch nach allen dieſen
Zukünft'gen Gräueln ein Fantom,
Nen ungeheuern Ketzerrieſen,
Der reicht bis an des Himmels Dom.
Schon flieht das Zwergenvolk, das raſche,
Und kreiſcht: Er ſteckt mit kaltem Hohn
Das Königreich in ſeine Taſche.
Die Grauen ſitzen auf dem Thron.

Es ſind noch mehrere Lieder Beranger's zurück, an welchen der talentvolle Verdeutſcher ſeine Kunſt zu erproben nicht ermangeln wird. Möge er aber, der möglichſten Vollſtändigkeit zu lieb, die Rückſichten der Schicklichkeit und des Anſtandes nicht außer Acht laſſen, und nicht durch Uebertragung von ganz Ungeeignetem und dem deutſchen Geſchmack und Sinn völlig Widerſtehendem, ſelbſt dem Credit des Dichters einen Stoß verſetzen, welchen in Deutſchland bekannter gemacht zu haben gewiß ſein Verdienſt bleiben wird.

*) Les borbons.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literarisch-Artiſtiſchrn Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 106.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

13 September 1840.

Meine Muse.

Von Sainte Beuve.

Nein, meine Muse gleicht der Odaliske nicht,
Die tanzt, den Busen nackt, die scheimisch lächelnd spricht,
Mit glänzend schwarzem Haar, mit Augen, groß und glüh;
Und nicht der Pari gleicht, der jungen, rothen sie,
Vor deren Schwingen Glanz erbleichet selbst der Pfau;
Noch auch der Fee, geschmückt mit Flügeln, azurblau —
Zwei Nebenbuhler, die des Paradises Pracht
Entfalten vor dem Kind, sobald es ja gesagt *)
Und auch der Jungfrau nicht, o Muse, der ich diene,
Der Wittwe gleichst du nicht, mit schmerzlich düstrer Miene,
Die in dem öden Schloß, die hinter Klostermauern
In Abgeschiedenheit die Jahre läßt vertrauern,
Stets einen Namen nennt, oft zu den Gräbern geht
Der Ahnengruft, dort kniet, vom Sammtgewand umweht,
Die ihre heiße Stirn auf kalten Marmor legt,
In Thränen strömt der Schmerz, der ihre Brust bewegt.

Doch, wenn im stillen Gram ins Holz ihr lenkt die Schritte,
Saht ihr dann wohl im Grund dort neben einer Hütte
Den abgestorbnen Baum, den Bach, an dessen Rand
Ein Mädchen emsig stets wäscht alte Leinewand?
Sie senkt verschämt das Aug', sobald ihr mit ihr sprecht,
Denn, wenn auch arm, ist sie von adligem Geschlecht,
So gut wie Andre auch hätt' sie in bessern Zeiten
Genießen können ganz des Lebens Lustbarkeiten:
In Wagen fliegen, stolz auf Ball'n und Promenaden
Sich zeigen, vom Balkon anhören Serenaden,
Und durch ihr Harfenspiel Bewunderung erwecken,
Aus all den Bravos doch ein Lächeln nur entdecken.
Indeß — der Himmel hat nie hell auf sie geblickt,
Und schon den zaeten Keim hat er im Zorn zerknickt.
Sie stricket, wäscht und näht, und pflegt, ein frommes Kind,
Den alten Vater, der wahnsinnig ist und blind.
Wenn sie zuweilen singt, um aus der Raserei
Zu wecken ihn, dann schreckt ein schriller, geller Schrei
Sie auf; ein Husten droht den Vater zu ersticken,
Und die zerriss'ne Lung' ihm gänzlich zu zerstücken.
Doch ein Gedanke ist's, der sie erhält und hebt,
Die Hoffnung, daß sie noch den Vater überlebt.

Seht! meine Mus' ist dieß, sie, der ich dien' für immer,
Die nächstens bei mir weilt, flieht bei des Tages Schimmer,
Von mir allein besucht, von mir allein gekannt,
O keusche Göttin du, die Schwester ich genannt!
Geh rasch; es sinkt die Nacht; dein Vater schlummert schon,
Komm zu dem Eichenstamm, fern von der Menschen Hohn.
Komm auf den grauen Fels, wo braune Haide keimt,
Komm auf den stein'gen Pfad, mit Farrenkraut gesäumt!
Flieh! laß umher uns irr'n, dann setzen uns ins Grün,
Ich auf das nasse Gras und du auf meinen Knien.
Und nun schieb noch zurück den langen Wittwenschleier,
Beweg dein Leid und laß jetzt deine Worte freier
Als Perl' auf Perle in mein brennend Herze fließen,
Wie Tropfen Thau's im Mai auf Rosen sich ergießen.
So bleich, die Flechten los, vom braunen Haar umwallt,
Hebt noch des Mondes Schein die prächtige Gestalt!
Dann sag', o Muse mir, der stets ich treu gewesen,
Geheimnißvolle Mähr von den geliebten Wesen,
Dann lenke meinen Blick hin auf des Himmels Rund,
Und mach die Namen mir von allen Sternen kund;
Nenn' mir das Glanzgestirn, das dort am Firmament
Jetzt tausend Strahlen schießt, in tausend Farben brennt
Zur selben Zeit; sag' mir, wo dann die Sonne weilet,
Wenn sie am Abend ist von uns hinweggeeilet,
Sag', wie in dunkler Nacht durch blut'ge Wolkensetzen
Der Mond, so weiß und bleich, sich seine Sichel wetzen.....,
Doch sag' vor Allem mir, ob eine Welt dort oben,
Wo edle Geister sind, dem Erdenschmerz enthoben!

F. W. Dralle.

*) Bezieht sich auf ein Gedicht von Victor Hugo „La fée et la péri."

Philosophie in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Blanc St. Bonnet.

Der Begriff des Menschen abgeleitet aus dem Begriffe Gottes.

Der oben angeführte Haupttitel, unter welchem das ganze Buch, wovon diese Schrift nur ein Bruchstück, erscheinen wird, zeigt, daß es sich nicht um ein System der Metaphysik, sondern um eine philosophische Theorie der Gesellschaft, des Staatslebens, handelt, um eine Aufgabe der praktischen Philosophie, nicht um die Lösung der metaphysischen Probleme. Aus dem Titel und diesem Fragment kann über Charakter und Werth des Ganzen freilich noch nicht entschieden werden, so viel aber glauben wir doch abnehmen zu können, daß dieß Werk sich die Aufgabe setzt, ein Gegenstück zu Rousseau's berühmtem Contrât social zu liefern, eine Theorie des Wesens der Gesellschaft, welche, während Rousseau atomistisch, mechanisch, mathematisch verständig verfuhr, und sittliche Institutionen und Mächte gleichsam wie ein Rechenexempel behandelte, das wahrhaft Sittliche, das ewig und innerlich Nothwendige, was den Bestand der Gesellschaft bedingt und ihren Fortschritt sichert, nicht von zufälligen Entscheidungen der Willkür der Individuen, sondern von objectiven, in der menschlichen Natur liegenden und durch Bildung und geläutertes Bewußtseyn zu entwickelnden Principien ableiten will. Wenn Rousseau's Werk vielfach den negativen Charakter des Mißtrauens an sich trägt (was in der Praxis wohl gerechtfertigt seyn mag), so dürfte dagegen, vermuthen wir, das angekündigte Werk einen mehr positiven Charakter bekommen, den Glauben, das Vertrauen zum Höhern und Göttlichen im Menschen zum Fundament der Gesellschaft machen, und ein Ideal aufstellen, das zwar nicht sofort in die Wirklichkeit übertragen werden kann, das aber ein heilsames Gegengewicht bilden möchte gegen eine starre, mechanische, äußerliche Ansicht vom Staat, welche in der gegenwärtigen, begeisterungslosen Zeit in Frankreich immer mehr um sich zu greifen scheint, und durch die dem Anschein nach allerdings geringe Wirksamkeit der wahrhaft sittlichen Potenzen, verglichen mit dem Einfluß der egoistischen Interessen, nur allzu sehr unterstützt und bestätigt wird.

Das genannte Fragment bildet das fünfzehnte Capitel des zweiten Buchs, und der Inhalt der acht Bücher wird vom Verfasser so angegeben: Erstes Buch. Was ist der natürliche Zustand des Menschen? Zweites Buch. Von den Elementen der menschlichen Natur. Drittes Buch. Von den Bedingungen der Existenz des Menschen. Viertes Buch. Vom chronologischen Ursprung der Gesellschaft. Fünftes Buch. Vom logischen Ursprung der Gesellschaft. Sechstes Buch. Vom geistigen Band der Gesellschaft. Siebentes Buch. Vom materiellen Band der Gesellschaft. Achtes Buch. Vom künstlichen Band der Gesellschaft. Als besondern Grund, warum er gerade dieß Fragment als Probe ausgewählt, gibt der Verfasser an: „Dieß Fragment enthält den Begriff des Menschen, abgeleitet aus dem Begriffe Gottes, was uns den Zustand des menschlichen Herzens erklärt, wie es in dieser Welt eingeschlossen ist; dieser Gedanke ist für mich eine Quelle des Trostes gewesen, und ich habe gewünscht, daß diejenigen, die sich schon für die Resultate einer solchen Forschung interessiren, diesen Gedanken mit mir theilen möchten." Weiter sagt er auch in seinem Vorwort: „Wie Rousseau sich bewogen fand, zum Titel seines Werks über die Gesellschaft den Begriff und Namen dessen zu machen, was ihm das schöpferische Princip der Gesellschaft schien, nämlich den Gesellschaftsvertrag: so haben auch wir zum Titel unsrer Untersuchung über das Wesen der Gesellschaft den Namen dessen gewählt, was uns als das wahre, schöpferische Princip der Gesellschaft erschien, nämlich: eine geistige Einheit."

Die Ableitung des Begriffs des Menschen von dem Begriff Gottes gilt dem Verfasser als eine Art zusammenfassender Probe für die vorangegangnen Untersuchungen über das Wesen des Menschen: „Bisher haben wir gewissermaßen nur die Anatomie des geistigen Menschen getrieben. Für die Erleichterung des Verständnisses war es erforderlich, daß die menschliche Natur so bis in ihre nicht weiter aufzulösenden Principien getheilt wurde, damit jeder einzelne Theil abgesondert betrachtet werden konnte. Die Natur des menschlichen Geistes fordert, daß, ehe wir uns zum Begriff des Ganzen erheben, wir durch die Erkenntniß der einzelnen Theile, die dasselbe bilden, hindurchgehen. Aber diese erste Operation einmal vollendet, hat man als Resultat nur Abstractionen, einzelne Eigenschaften, zerstreute Organe und nicht ein wirkliches und vollständiges Wesen. Es ist dann nöthig, diese getrennten Theile wieder zu vereinigen, sie wieder zu ihrem wahren Seyn herzustellen, damit das in seinen Elementen studirte Wesen, in seiner Gesammtheit, d. h. so wie es in der Wirklichkeit ist, wieder erscheine. Jede, das ursprüngliche Ganze zersetzende Analyse erheischt eine wiederherstellende Synthese. Wir kennen in der That erst die in der menschlichen Natur sich findenden Elemente; wir kennen nur erst die speciellen Kräfte des Menschen, nicht den ganzen Menschen wie er existirt, handelt, wie er in der Schöpfung lebt. Wir wissen was die Vernunft ist, und was ihre Resultate; was der Wille und seine Producte, was der Verstand und die verschiednen Functionen, die er im Dienst der Vernunft vollzieht; was der Körper und die verschiednen Bewegungen, die er im Dienst des Willens ausführt; aber Vernunft und Willen sind im Menschen und nicht der Mensch selbst; der Verstand und der Körper gehören zum Menschen, aber sind nicht er selbst. Wenn nun Vernunft, Wille, Verstand und Körper nur verschiedne Kräfte des Menschen sind, wo ist denn der Mensch selbst? denn diese Theile müssen doch ein Ganzes bilden; diese vier Fundamentalorgane müssen sich an einen Mittelpunkt knüpfen, der gleichsam der Träger, der Stamm davon ist. Und dieser Stamm — wird er nicht der Mensch selbst seyn, d. h. das mit Vernunft, Willen, Verstand und einem Körper begabte Wesen? Und wenn wir nun den Mittelpunkt finden, an welchen Vernunft und Willen, Verstand und Körper sich knüpfen, die Ursache, die sie bewegt, belebt und zu ihrem Dienst benützt: besitzen wir dann nicht, statt eines Vereins isolirter Functionen, ein vollständiges, organisirtes Ganze, eine Einheit, wo all die

früher untersuchten Functionen auf ihr Ziel hinwirkend, das Wesen begründen, welches Mensch heißt?

Da nun der Punkt, wo Vernunft und Wille, Verstand und Körper zusammenlaufen, nicht nur das Centrum seyn muß, an das diese verschiednen Kräfte sich knüpfen, und die wirkende Ursache ihrer Thätigkeit, sondern auch der Zweck, für welchen diese Kräfte geschaffen sind, und dasjenige, dem alle andern Elemente als Mittel dienen, da mit Einem Wort dieser Punkt das Grundwesentliche des Menschen selbst seyn muß: so müßte man, um die Natur und die Eigenschaften dieses Centralpunkts zu ergründen, bestimmen was der Mensch ist, nicht, wie bisher von uns geschah, nach seinen erscheinenden Kräften, in seinen Organen, die sich auf die Zeit beziehen, sondern an sich und in seinem Wesen.

Um nun das Wesen des Menschen zu bestimmen, um, nicht die Kräfte und Vermögen, deren er sich hienieden bedient, sondern sein Wesen in seinem Verhältniß zum absoluten kennen zu lernen, handelte es sich nicht davon, zu wissen wie es zugeht, daß ein endliches Wesen, ein Wesen das nicht durch sich selbst ist, wirklich existiren kann (da es doch scheint, als ob das absolute Wesen allein natürlicherweise existiren müßte), sondern zu wissen: welche Art der Existenz diesem aus der unendlichen Realität verbannten Wesen zukommen kann; zu wissen, was es thun kann in dieser Welt; warum es darin ist; und endlich: in welcher Lage es sich befindet, als geschaffenes, bedingtes, von der Quelle seines Daseyns entferntes Wesen.

Und um nun zu wissen, welche Existenz einem armen, geistigen, endlichen und abhängigen Geschöpf zukommt, einer Creatur ohne alle Macht sich zu erhalten, die in sich selbst nicht die Quelle ihrer Seligkeit hat, die entblößt ist von Allem, wodurch ihr Befriedigung werden könnte, kurz von Allem, wodurch Gott ein unendliches, vollständiges und seliges Seyn ist, bleibt uns kein andres Mittel, als von den nothwendigen und wesentlichen Gesetzen der Realität auszugehen. Denn man muß wohl den Begriff der absoluten Existenz haben, um beobachten zu können, was vom Seyn demjenigen bleibt, was jener absoluten Existenz entbehrt, und was dann seine relative Existenz wird; man muß wohl den Begriff der absoluten Existenz haben, um zu wissen, in welchem Verhältniß sich das endliche und abhängige Wesen befindet zur absoluten Existenz, ohne die es nicht bestehen könnte. Und den Menschen in seinem Wesen zu erkennen, ist es wohl natürlich, in Gott zu forschen, dem Typus des nach Gottes Bild geschaffnen Menschen.

Ehe der Verfasser an die Erörterung des Wesens Gottes geht, findet er es nöthig, die Kühnheit seines Unternehmens zu entschuldigen, und diese Stelle ist für den Geist des Buchs so charakteristisch, daß wir sie nicht übergehen wollen:

„Ehe wir jedoch von dem positiven Wesen Gottes sprechen, entschuldigen wir uns demüthig wegen der Freiheit, welche eine seiner Creaturen sich heraus nimmt, die Augen des Geistes zu erheben zu dem, den die Himmel nur mit Zittern anbeten! Vielleicht läge ein wahrhafterer Frevel in dieser Berührung Gottes mit dem Geist des Menschen als in der Berührung mit seinen sterblichen Händen, wenn wir nicht wüßten, daß der Schöpfer uns die Vernunft nur gegeben hat, um ihn zu erkennen und in seiner Weisheit die Gesetze unsers Lebens zu lesen, damit wir uns über unsre Bestimmung und das Ziel, das wir erreichen sollen, klar werden. Ja, nur diese Ueberzeugung kann uns das Zittern überwinden machen, von dem unsre Seele ergriffen wird, wenn es sich davon handelt, das Wesen Gottes zu erforschen mit eben dem Geiste, der schon das Wissen seiner Werke nur in so groben Zügen sich aneignen kann."

Viele deutschen Philosophen und Philosophenjünger werden mitleidig lächeln über diese „erbauliche Tirade," und dem Verfasser von vornherein nichts auf sein Speculiren halten; gewiß sind die Ausdrücke etwas herb und gesucht, und die Stelle hat in einer philosophischen Schrift etwas Befremdliches; aber unter einem gewissen Gesichtspunkt wird man diese Aeußerung doch eher billigen als tadeln, wenn man bedenkt, wie in manchen Schriften, von manchen Kathedern herab, von Gott, vom Absoluten, in einem Ton gesprochen wird, welcher deutlich verräth, daß diese Idee dem Schriftsteller oder Redner zu einem bloßen Verstandesbegriff, zu einem Wort, einem Namen zusammengeschwunden ist, der durchaus nichts mehr von dem im Geist erweckt und belebt, was durch jene Bezeichnungen nur angedeutet wird, und was nur durch die energischste und reinste Geistesthätigkeit annähernd vergegenwärtigt werden kann, so muß man es nur lobens- und wünschenswerth finden, daß von dem höchsten Gegenstand des Denkens mit Sammlung, mit Ernst, mit Weihe geschrieben und gesprochen werde, und es ist eine billige Forderung, daß das Denken, welches in die tiefsten Tiefen einzudringen strebt, durch die Würde des Ausdrucks Ernst beurkunde und erwecke. Daß hiemit nicht gesagt werden soll, der Philosoph müsse Gott jedesmal zuvor um Entschuldigung bitten, daß er über sein Wesen philosophire, versteht sich wohl von selbst; aber der Ton gleichgültiger Kälte, den man häufig in Untersuchungen über den höchsten Gegenstand der Speculation findet, ist gewiß nicht geeignet, eine günstige Meinung von der Wärme und Lebhaftigkeit der Ueberzeugung des Lehrers oder Schriftstellers zu begründen, und die gewandteste Dialektik wird diese Unterstützung doch immer mit Nachtheil entbehren.

Dann fährt der Verfasser fort: „Wir wissen, daß Gott der ist, der durch sich selbst ist, oder einfach: das Seyn. Aber vor Allem, lassen wir uns nicht durch die Worte dienden und betäuben; sehen wir zu, wie weit der Verstand dringen kann im Verständniß des Seyns. Fürs erste wissen wir wohl, daß der Mensch das Seyn an sich nicht begreifen und erfassen kann, da dieß hieße Gott begreifen. Gott begreifen hieße Gott besitzen, und unsre Existenz in dieser Welt besteht gerade in der zeitweiligen Beraubung des Besitzes Gottes. Aber doch haben wir auch bemerkt, daß jedes Wesen seine Elemente hat, mit seinen Attributen begabt ist, und auf Bedingungen der Existenz beruht; wir haben sie aufgezählt für die Materie, für den Geist, wenigstens theilweise; in Bezug auf Gott können wir sie auch sammeln in der gedoppelten Schöpfung, worin er gewiß einige geoffenbart hat. Wir wissen z. B. aus der Erforschung der physischen Welt, daß Gott die Allmacht, die Allweisheit, die absolute Realität ist, wie wir aus der Erforschung der moralischen

Welt wissen, daß er die Allschönheit, die Allgerechtigkeit, die absolute Liebe ist. Aber nicht nur besitzt Gott unendlich diese Elemente und Bedingungen des Seyns, er ist auch die unendliche Wiedervereinigung und Identification aller bekannten und unbekannten Attribute des Seyns. Gott erscheint uns als das Seyn im höchsten Sinn, als die Realität." — —

„Gott ist die unendliche ewige vollkommene Realität. Alle Substanz in sich schließend, genügt er sich selbst vollkommen, ist die unerschöpfliche ewige Quelle seiner Seligkeit. Denn die Seligkeit entspringt aus der Natur Gottes selbst, ist die Frucht seiner Unendlichkeit. Die Glückseligkeit nämlich besteht im Besitz dessen, was man das Gute nennt, und das Gute ist der Besitz des Seyns. Das Uebel dagegen ist für ein Seyn nur die Beraubung eines Theils des Seyns, das seine Natur in sich schloß. Wenn die Glückseligkeit im Besitz des Guten besteht, und das Gute der Besitz des Seyns ist, so befindet sich derjenige, der die Fülle des Seyns besitzt, in Folge davon auch im Vollbesitz der Glückseligkeit. Ferner: der Besitz alles des Seyns, dessen eine Natur fähig ist, begründet für sie die Vollkommenheit; und die Vollkommenheit ist für ein Seyn das Gute im höchsten Sinn. Wenn nun Gott die unendliche Substanz in sich schließt, besitzt er die unendliche Vollkommenheit; wenn er die unendliche Vollkommenheit besitzt, besitzt er das unendliche Gut, mithin die unendliche Glückseligkeit u. s. w."

„Die Existenz Gottes beruht nicht auf einer trägen Nothwendigkeit; Gott schläft nicht, wie die Materie, gestützt und getragen von einer fremden Macht, welche ihm das Daseyn verliehen; sein Daseyn fließt vielmehr ganz aus ihm selbst; es ist das ewige Product seiner unerschöpflichen Causalität. Und man kann sagen: sein Leben hat so sehr seine Quelle in ihm selbst, daß Gott sich vernichten würde, wenn er den ewigen Act seiner Selbsterzeugung hemmte. So ist in Gott, wie in allen Wesen, ein Princip des Lebens. Dieß Lebensprincip ist nichts Geringeres als das Vermögen, die Unendlichkeit zu umfassen und zur Einheit zurückzuführen. Gott, als absolutes Wesen, ist im Besitz sämmtlicher Bedingungen des Daseyns. In Gott begegnen sich nun alle Bedingungen des Daseyns, d. h. alle Eigenschaften des Seyns, von gegenseitiger Anziehung ergriffen, einander unaufhörlich, um in ihre unaussprechliche Identität zurückzukehren. Diese Identität macht, daß diese Eigenschaften des Seyns sich alle zumal in jeder wiederfinden; und da die Seligkeit aus dem vollständigen Besitz des Seyns entspringt, müssen die unzähligen Kräfte des Unendlichen in einander seyn wie eine einzige Kraft: sie müssen sich alle anziehen und concentriren, vermöge ihrer gegenseitigen Neigung, um sich mit Glückseligkeit zu durchdringen.

Gott ist auch weit entfernt, unbeweglich in sich zu ruhen, vitales Centrum auf allen Punkten seines Seyns, und unter seiner universellen Thätigkeit bewegen sich die unendlichen Substanzen aufs schönste ineinander, wie ein Concert, dessen Wonne von Ewigkeit zu Ewigkeit, in allen Sphären der Unendlichkeit wiedertönen. Diese Kraft, vermöge welcher die wesentlichen Eigenschaften, Tugenden und Substanzen sich anziehen und einander durchdringen, wie eine einzige Substanz, diese Kraft — die göttliche Anziehungskraft — ist das was man die Liebe nennt. Die Liebe ist die Bewegung des Wesens zum Wesen hin. Und so ist die Liebe, welche die natürliche Bewegung des Wesens zum Wesen hin ist, in Gott zugleich Princip des Lebens und der Seligkeit. Durch die Liebe sammelt Gott, unter seiner mächtigen Einheit, die göttlichen Substanzen der Realität und entzündet sie mit ewiger Thätigkeit. Die Seligkeit entspricht der Liebe. Und da Gott keinen Theil seiner Glückseligkeit verlieren kann, so kann auch kein einziger Punkt seines Wesens dieser allgemeinen Belebung entgehen; somit kann auch seine Liebe, das Band aller seiner göttlichen Substanzen, nicht anders als unendlich seyn, wie die göttlichen Substanzen selbst. An den Gränzen seiner Liebe würde Gott die Gränzen seines Seyns finden; sein Seyn kann keine Schranken haben, und so ist auch seine Liebe schrankenlos. Wie im menschlichen Körper ein Herzschlag die ernährende, erhaltende Flüssigkeit bis in die kleinsten Extremitäten der Organe sendet, so besteht in dem absoluten Wesen die Lebensbewegung darin, daß es sich in der ganzen Ausdehnung seiner unendlichen Substanz erfaßt. Jede Substanz, sofern sie göttlich ist, trachtet darnach, in die ewige, beseligende Einheit zurückzukehren; und da die Glückseligkeit in der Fülle des Seyns besteht, welches das Seyn besitzt, so ist das Bestreben, das Unendliche zu umfassen, diese ewige Bewegung zum absoluten Leben hin nichts Anderes als der natürliche Herzschlag der Gottheit. So sind die Ewigkeit und Unzerstörbarkeit Gottes Folgen davon, daß er Einer ist, und in dieser Einheit die universellen Bedingungen des Daseyns umschließt. Durch seine Liebe ist Gott beständig sich selbst Ursache seiner Seligkeit, wie der Ewigkeit seiner Existenz. Wenn das absolute Wesen in sich das Seyn vom Seyn trennen wollte, so müßte es die nothwendige Liebe in sich hemmen, welche in ihm aus allen Substanzen emanirt und das Seyn zum Seyn hindrängt, d. h. es müßte die erhabene und ewige Sexualität seines Wesens vernichten.

Gott, als Allseyn, hat sein Wesen, seine Natur und sein Leben, und dann das constitutive Princip, das seinem Wesen angehört, auf dem seine Natur beruht, und aus welchem sein Leben fließt. Das Wesen Gottes ist die Realität; seine Natur die Unendlichkeit; sein Leben die Seligkeit, sein constitutives Princip die Liebe. Oder vielmehr: Liebe, Seligkeit, Unendlichkeit, Realität, alle Bezeichnungen Gottes drücken nur Eines aus: die absolute Existenz. Nur beruht die Seligkeit auf der Realität, die Realität auf der Unendlichkeit, die Unendlichkeit auf der Liebe, (?) und die Liebe auf dem Durst des Seyns nach dem Seyn, d. h. auf der Liebe. Hier ist der Cirkel unendlich; nur die Liebe ist es, die von der Liebe stammend, zeugt und nicht erzeugt ist. Die Liebe ist die Ursache der Ursachen, selbst ohne Ursache."

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 107.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

17 September 1840.

Mrs. Trollope über die Wiener.

Aus Veranlassung ihres Buchs über Wien und die Oesterreicher fällt das Quarterly Review über die bekannte schriftstellernde Dame folgendes Urtheil:

„Diese Dame gehört ohne Zweifel zu den gescheidtesten und ausgezeichnetsten Autoren der jetzigen Zeit. Bei einer raschen Beobachtungsgabe, welche auf Einen Blick den ganzen Gegenstand erfaßt, bei einer Durchschauung der Beweggründe und Ursachen, welche instinctartig scheint, einer lebhaften Empfänglichkeit für das Lächerliche und einem großen Talent zur humoristischen Schilderung, ist sie mehr als irgend Jemand geeignet, die Anmaßung an den Pranger zu stellen oder der Heuchelei die Maske abzureißen; Zeugniß hiefür legen ab ihre: Sitten der Amerikaner im häuslichen und Privat-Leben, und ihr: Vicar von Wrexhill, der wenn man auch alles Mögliche in Betreff der Uebertreibung und der Derbheit zugibt, doch Bewunderung verdient durch die treuen und lebensvollen Skizzen, die Analyse der Charaktere und den Geist und Witz. Aber die Abgeschmacktheiten eines Volks oder die Gemeinheit eines Individuums schildern ist etwas ganz Anderes, als über Institutionen philosophiren, oder die feinen Züge im Benehmen auffassen, welche die Aristokratie einer großen Hauptstadt von der einer andern unterscheiden; und wir können der Mrs. Trollope nicht das Compliment machen, daß ihr die eine oder die andre Hauptaufgabe dieses Werks zu lösen gelungen sey. Dieß Fehlschlagen ist hauptsächlich einer Ursache zuzuschreiben, welche bei manchen andern neuern Schriftstellern über Leben und Sitten des Continents nachtheilig gewirkt hat.

Man kann als allgemeine Regel aufstellen, daß Personen, welche nicht der höchsten Classe angehören, im Ausland leicht ein paar Stufen höher in der Gesellschaft steigen. Ein Mann der nicht die geringsten Ansprüche hat, sich unter die Notabilitäten Londons zu mischen, findet ohne viele Umstände Zutritt bei Schlegel, Tieck, Humboldt, Lamartine, Dupin, Alfred de Vigny, Chateaubriand; und eine Frau, geboren und erzogen in der Mittelclasse, besteht leicht darauf, der élite von Faubourg St. Germain ganz besonders empfohlen zu werden. Irgend ein gutherziger Freund thut ihnen den Gefallen; und wenn der Herr etwa einen erträglichen Schatz von Kenntnissen besitzt, und die Dame Schönheit oder einen Namen aufzuweisen hat, so werden sie zu einigen Soiréen gebeten und kommen gelegentlich wirklich in ein Gespräch mit Individuen von europäischer Berühmtheit — nichts zu sagen von bloßen Fürsten und Herzoginnen. Die Folge ist, daß sie bei ihrer Rückkehr in die Heimath unbewußt den vergleichungsweise niedrigen und bescheidnen Kreis, dem sie angehören, mit dem glänzenden Kreis vergleichen, den sie kürzlich verlassen, und die englische Gesellschaft als langweilig verschreien, weil Mr. Jenkins nicht so gut spricht wie Fürst Metternich, oder Mrs. Tomkins nicht die feine Grazie einer Recamier besitzt.

Mrs. Trollope ist eine zu verständige Frau, um sich durch Titel blenden oder ihr Urtheil durch schöne Sachen und Pracht bestechen zu lassen; aber ihr Buch enthält die stärksten innern Beweise, daß die englische Welt, von welcher sie spricht, eine weit unter dem Bereich von Mayfair liegende ist; und es wäre in der That zu verwundern, wenn die Aufmerksamkeiten, welche ihr in Wien zu Theil wurden, wie Schatten vorübergegangen wären, während sie noch dort war, und ihre Seele ganz unbefangen gelassen hätten bei einer Vergleichung ihrer gütigen und freundlichen Wirthe und Wirthinnen mit den „üppigen, vollgestopften englischen Aristokraten," wie sie einmal sie nennt.

Wir haben noch eine Bedenklichkeit, die beinahe eben so allgemeine Anwendung findet, wie die erste. Um die höhern Cirkel verstehen und würdigen zu können, oder überhaupt Cirkel jeder Art, muß man auf dem Fuße der Gleichheit mit ihnen leben. Es ist nicht genug als „Löwe" Zutritt in denselben zu finden, wenn man nicht so lange darin weilt, daß dieser Eindruck verschwindet; noch schlimmer ist es, wenn man mit der erklärten Absicht, ein Buch darüber schreiben zu wollen, kommt. Diese Bemerkung gilt hauptsächlich für die Classe von Ehrenmännern, meist Amerikaner von niedrigem Herkommen, welche in Auf-

trag eines Buchhändlers reisen, um politische, fashionable oder literarische Klatschereien zu sammeln, so regelmäßig wie ein Birminghamer Handlungsreisender, um Bestellungen auf Knöpfe oder Eisenwaaren zu sammeln; denen eine Einladung wie eine baare Summe von Dollars ist, die mit einer Soirée die Rechnung ihrer Wäscherin bezahlen, und von einer Mahlzeit eine Woche lang zehren. Ja, es ist kaum zu viel behauptet, wenn man sagt, daß jeder Mann oder jede Frau von bedeutendem Ruf, welche das Unglück haben, ihnen in den Weg zu kommen, etwas zu ihren Bedürfnissen oder ihrem Staat beitragen müssen. Ein fashionabler Novellist verhilft ihnen zu vergoldeten Ketten und blauglasernen Hemdknöpfen, ein ausgezeichneter Mathematiker oder Geolog zu weißen dockledernen Handschuhen und Tanzschuhen, und eine Schriftstellerin über Bevölkerung zur Fußbekleidung; während eine Kammerdame ihnen einen Mantel einträgt, ein irischer Agitator Stiefel, um durch den Koth zu waten, Lord Normandy polirte Lederstege unter den Stiefeln, Lord Melbourne einen Schlafrock und Pantoffeln und Lord Lyndhurst ein Rohr mit einem Edelsteinknopf.

Mrs. Trollope ist in ganz andern Verhältnissen. Sie reist, um nationale Charakterzüge zu sammeln, und führt auf oder schildert nur solche, welche freiwillig der Prüfung sich unterziehen, als einer Folge ihrer Berühmtheit oder ihres Standes. Aber dann muß sie — und das ist die Folge *ihres* Rufes, sich darauf gefaßt machen, wenig oder nichts zu sehen und zu hören, außer was man sie mit Absicht sehen und hören lassen will. Je vous fais cadeau de cela fügte Fürst Metternich bei, nachdem er ihr eine Anekdote erzählt, die er offenbar gern weiter verbreitet sah. Dieß Wort spricht die Mrs. Trollope gänzlich davon frei, ein Vertrauen mißbraucht zu haben, zeigt aber auch, daß der Fürst beständig auf seiner Hut war, und sie so offenbar mit dem, was seinen Zwecken gemäß war, regalirte, wie Herr von Raumer in solcher Weise von den Whigs regalirt wurde. „Wenn Sie an die Augen kommen, Mr. Carmine, sagen Sie mir es doch, daß ich auch einen rechten Blick annehme!" sagt Foote's fashionable Dame zu dem Porträtmaler; und Mrs. Trollope mag sich darauf verlassen, daß ihre eleganten, modischen Wiener Freundinnen dieselbe Vorsicht beobachteten. Sie nahmen für diesen Fall einen eigenen rechten Blick an, sie setzten sich bei ihrer Annäherung in eine Attitude, und nahmen sich sehr in Acht, daß sie sie nur so zeichnete, wie Frau von Staël nach ihrem eignen Geständniß sich selbst gezeichnet: „Je ne me suis peinte qu'en buste."

Selbst Isaak Tomkins gibt zu, daß die beste englische Gesellschaft die beste überhaupt ist. Warum? Weil da Jedermann in seinem Behagen, weil die Stellung von Jedem fest begränzt, weil es daher Jedermann freigestellt und vergönnt ist, die eigentlichen Zwecke der Gesellschaft und Geselligkeit zu verfolgen, weil Jedermann sicher ist, mit Höflichkeit im wahren Sinn des Wortes behandelt zu werden. — La politesse est l'art de rendre à chacun sans effort ce qui lui est socialement dû. Nun besteht allerdings diese Gesellschaft nicht ausschließlich aus Personen, die schon durch ihre Geburt bevorzugt und ausgezeichnet sind — so wenig als die beste Gesellschaft in Paris. Und doch scheint Mrs. Trollope, obgleich sie einen Strahl der Wahrheit erhascht hat, für die Wiener Gesellschaft das Monopol der Behaglichkeit und Unabhängigkeit in Anspruch zu nehmen, auf den Grund ihrer vollständigeren Ausschließlichkeit hin. Da sind keine parlamentarischen Berühmtheiten, keine literarischen Löwen, und nur sehr selten eine Löwin, keine Millionäre zu finden, und die Folgen davon sind klar und einfach:

„Wenn bei uns," sagt Mrs. Trollope, „ein stärkerer und lebendigerer Verkehr der Intelligenz ist, so ist dagegen in Wien die Gefahr geringer, auf dem Sammelplatz der guten Gesellschaft solchen zu begegnen, deren passenderer Platz außerhalb derselben ist. Ein habitué des Kreises, der hier (in Wien) die gute Gesellschaft ausmacht, kann kecklich mit seinem Nachbar, wenn er ihm auch noch unbekannt ist, sich in ein Gespräch einlassen, ohne lästige Zweifel und Besorgnisse rücksichtlich der Klugheit oder Schicklichkeit dieses Wagestücks — eine glückliche Zuversichtlichkeit, deren Mangel vermuthlich der Grund jener Scheue (sauvagerie) ist, die man uns oft zum Vorwurf macht. Wagt dagegen irgend ein uneingeweihter Gast in einem Londoner oder Pariser Salon eine vertrauliche Unterhaltung mit dem Nächsten Besten, auf den er da stößt, anzuspinnen, ohne die Ceremonie des Vorstellens abzuwarten, so würden die Chancen eines glücklichen Resultats auf der ganzen großen Scala von der Siedhitze bis zum Gefrierpunkt des Quecksilders schwanken. Er könnte sich zusammenfinden mit dem ersten jetzt lebenden Dichter oder mit dem ersten Borer; er könnte Höflichkeiten austauschen mit einem mächtigen einfaltigen Peer des Königreichs, oder mit dessen elegantem, beredtem und viel angesehenem Bankier. Er könnte sein Ohr leihen der gewaltigen Sprache eines methodistischen Pfarrers, eines tiefsinnigen Philosophen oder eines tragischen Schauspielers; es wäre eben so leicht möglich, daß er sein Experiment mit dem Edelmann von zwanzig Ahnen anstellte, als mit dem Emporkömmling von gestern; mit dem achtungswürdigsten Mann in Europa oder mit dem größten Schuft."

Im Salon eines Lafitte oder einer Mrs. Lee Hunter mögen Mischungen dieser Art vorkommen, aber nicht in der Londoner oder Pariser, Gesellschaft, welche mit Recht mit den höhern Kreisen Wiens verglichen wird. Aber lassen wir das; die Frage ist: welche Wirkung hat bei dem Wiener Adel dieser Purismus? und wir glauben, das wenigste was man davon erwarten sollte, wäre, daß derselbe freier, natürlicher und weniger ängstlich in Bewahrung seiner äußern Würde sich zeigte, da der große Vortheil eines anerkannten Ranges oder einer festbestimmten Stellung darin besteht, daß man Alles sagen, daß man sich mit Jedermann öffentlich zeigen kann. Wir wollen sehen:

„Ich habe schon gesagt, daß die adelige und die Börsen-Aristokratie sehr scharf geschieden sind, und ich muß jetzt, so gut ich kann, die Wirkung dieser scharfen Scheidung beschreiben. In Betreff der höhern Classe könnte ich sagen, daß die Wirkung (wenigstens den äußern sichtbaren Zeichen nach) durchaus gar keine ist. *Sie erwähnen gar nie, in keiner Weise, der zweiten Classe.* Da hört man keine verächtliche Bemerkung, kein Spötteln über plebejischen Aufwand und Prunk, keine Anspielungen auf die Sucht, „den Fersen eines Hofmanns

so nahe zu kommen, daß man ihm auf die Hühneraugen tritt;" und doch begegnet dieser prachtvolle Aufwand und dieß emsige Herandrängen ihrem adeligen Auge in jedem Moment, in den Equipagen welche die Straßen füllen, in den reichen Anzügen welche auf den Wällen paradiren und den Prater entlang stolziren, oder in den Theatern, wo die allzudürftige Anzahl Logen ziemlich gleich zwischen den beiden Classen vertheilt scheint. Aber obgleich ich viele rückhaltlose Gespräche über gar viele Gegenstände angehört, und sogar mir Mühe gegeben habe, Aeußerungen auch über diesen zu erlauschen, habe ich doch nie, in keinem einzigen Falle, ein Wort der Bewunderung oder der Mißachtung aus dem Munde irgend eines Mitglieds der haute volée gehört über die bunt gefiederten Vögel, die unter ihr flattern... Von den ärmern Classen dagegen sprechen die Vornehmsten mit dem größten Interesse, und scheinen ihren Stolz und ihre Lust darein zu setzen, ihren Zustand, ihre Beinstigungen, ihre eigenthümlichen Verdienste und all die unterscheidenden Züge des Nationalcharakters, welche sie auszeichnen, genau zu kennen. Weder in England noch in Frankreich, viel weniger in Amerika habe ich je so viel herzliches Interesse an dem Behagen und der Wohlfahrt der untern Classen aussprechen hören oder an den Tag legen sehen, als hier." Bd. II. S. 213 flg.

(Schluß folgt.)

Philosophie in Frankreich.

(Schluß.)

Der Verfasser spricht sich dann aus über die Begriffe: Eigenschaft und Kraft, oder Vermögen und Persönlichkeit: „Eigenschaft drückt eine Kraft aus, die durch eine fremde Ursache bedingt ist; so die verschiednen Arten des Seyns der Materie, wie die Trägheit, die Undurchdringlichkeit, die Verwandtschaft, die Ausdehnung, die Porosität sind Eigenschaften. Das Vermögen bezeichnet eine Kraft, die sich selbst angehört und in sich selbst ihre Ursache findet; so sind die verschiednen Weisen der Thatigkeit der Seele, Vernunft, Verstand, Wille, Liebe, Vermögen. Die Persönlichkeit endlich bezeichnet eine in sich vollständige, sich selbst genügende Kraft; und so sind die verschiednen Attribute der Gottheit, die Realität, die Vollkommenheit und die Seligkeit; die Wahrheit, Gerechtigkeit und Schönheit, die Macht, die Weisheit und die Liebe Persönlichkeiten. Dann die Peesönlichkeit im ächt philosophischen Sinn bezeichnet das in sich selbst vollständige, absolute, unabhangige Wesen. Nur durch eine Erweiterung des Begriffs haben wir dieß Wort auch auf die geistige Creatur angewendet, um ihre Unabhangigkeit von der Materie und ihre Stellung als moralisches Wesen in ihrer kleinen Sphäre von Freiheit und Unverletzlichkeit auszudrücken. Da nun Gott vollständig und absolut seyn und sich selbst genügen kann in allen Punkten seines Wesens, so kann es in Gott nur wahrhafte Personen geben. Es gibt keinen Punkt seines Wesens, den Gott nicht zu seinem Centrum machen, wo er nicht sein Ich niederlegen könnte. Daher muß es in Gott eine Mehrheit unendlicher Personen geben." Sofort wird der Versuch gemacht, eine dreifache Persönlichkeit Gottes zu construiren; „Gott muß nothwendig in dreifacher Weise gedacht werden, erstens als im Besitz alles Seyns; zweitens als erzeugend Alles was er besitzt; drittens, als liebend Alles was er erzeugt; er ist das Wesen, welches Daseyn gibt und Daseyn aufnimmt; das Wesen, welches das Seyn erkennt und erkannt wird; das Wesen das liebt und geliebt wird; der Vater, der Sohn, der heilige Geist."—

„Gott, nach dem Begriff des Monotheismus, wäre eine todte, unbewegliche Einheit. Ohne die Mehrheit der Personen, die Mannichfaltigkeit der Attribute, die Mehrzahl der Bedingungen der Existenz begreift man in Gott keine Bewegung, keine Liebe, kein Leben; und das absolute Wesen ist nur noch ein pantheistisches, unfruchtbares und todtes Moiecule. Denn nach dieser Hypothese könnte Gott sich so wenig entzweien, um sich zu erkennen, sich zu lieben, als ein Auge sich mit sich selbst entzweien kann, um sich selbst zu sehen. Nein, der Gott der Realität ist nicht der unfruchtbare Gott, den der Empirismus ganz eingewickelt jenseits der Zeiten setzt, wie eine ewige Mumie, um die Welt vorübergehen zu sehen; nicht der blinde Gott, den der Empirismus als große Triebfeder an die Spitze des Weltalls setzt, um der Welt die Bewegung mitzutheilen; er ist auch nicht ein abstracter Gott, ein einsamer, über die Schöpfung hinaus auf den öden Thron einer schweigenden Ewigkeit und einer absoluten Existenz verbannt, welche gänzlich dem Nichts gleicht; er ist ein Gott der Macht, der Erkenntniß, der Liebe."

„Wenn die Liebe das constitutive Princip des absoluten Wesens, und die Seligkeit sein natürlicher Zustand ist: was wird die Natur, die Art zu seyn dessen seyn, was als ein Endliches existirt, das, ohne alles Seyn zu besitzen, doch mit der Existenz begabt ist? Etwas vom Seyn haben, heißt etwas von Gott haben, also Theil haben an den Attributen der Realität. Wenn der Mensch existirt, so nimmt er Theil an den Attributen Gottes im Verhältniß des Werthes seines Wesens. Er besitzt die Vernunft und die Causalität, Strahlen der Weisheit und Macht Gottes. Aber daneben besitzt Gott die Seligkeit; der Mensch, der an Gottes Seyn Theil hat, muß auch an seiner Seligkeit Theil haben. Die Seligkeit aber ist die Folge des vollständigen Besitzes des Seyns; was muß nun der Zustand des Geschöpfes seyn, das eine reelle Existenz besitzt und doch von der wesentlichen Realitat geschieden ist?

Die Antwort ist: als wirkliches Wesen hat der Mensch Theil an der Natur des wesentlichen Seyns, an seinen Tendenzen, die er nicht ersticken kann. Der Mensch existirt, und somit beruht er auf einigen der Bedingungen des absoluten Seyns, er lebt, und somit ist seine Natur bis auf einen gewissen Punkt das Bild und Gleichniß der göttlichen. Wenn der Sohn des Seyns als solcher Theil hat an den wesentlichen Eigenschaften und Tendenzen des Seyns, so müssen diese Tendenzen sich in ihm kund thun, an welchen Ort er auch verbannt seyn möge, außerhalb des Schooßes der ewigen Realität. Wenn der Mensch in der zeitlichen Existenz beraubt ist des Besitzes des Seyns, so bleibt ihm doch das Bedürfniß des Seyns; wenn er, lebend, beraubt ist des absoluten Lebens, so bleibt ihm doch das Bedürfniß desselben, er wird seiner Natur nach von einem unwiderstehlichen Trieb zu dem absoluten Seyn hingedrängt, zu dem, was ihm allein das Glück gewähren

kann, wornach er einen unauslöschlichen Durst fühlt. Und dieser Trieb des Wesens zum Wesen oder zum Glück ist nichts Anderes als die Liebe. Die Liebe, das Leben, das Cohäsionsprincip jeder geistigen Substanz findet sich im Einen wie im Andern. Der Mensch ist nichts Anderes als ein mit Liebe begabtes Wesen. Weil er der Seligkeit entbehrt in seiner Verbannung aus dem Absoluten, liebt er, d. h. strebt er nach der Seligkeit; denn nicht die Seligkeit erzeugt die Liebe, sondern im Gegentheil, die Liebe erzeugt die Seligkeit. Wenn der Mensch, wie die Erfahrung bezeugt, nicht existiren kann ohne den Wunsch glücklich zu seyn, so ist der eigenthümliche Charakter des Ichs die Liebe, oder das Streben nach Glückseligkeit. Wenn wir nun entdecken, in welchem Vermögen die Liebe enthalten ist, so werden wir, da die Liebe identisch ist mit dem Ich selbst, auch finden, in welchem Vermögen das Ich ruht. Da nun der Theil der menschlichen Natur, wo das Bedürfniß der Liebe, oder des Glücks, empfunden wird, derjenige seyn muß, wo der Mensch selbst sich befindet, und dieser Theil des menschlichen Wesens das ist, was man das Herz nennt, so ist das Herz der Mensch selbst, der eigentliche Mensch. Das Herz ist das, was die Psychologen bisher das Ich nannten. Die Analyse führt uns gerade dahin: die Bedingung alles unsers Handelns ist der Wille; die Bedingung des Willens ist das Begehren; die Bedingung des Begehrens ist die Liebe. Die Liebe oder das Bedürfniß des Glücks ist die Grundlage, das Tiefste unsrer Persönlichkeit. Und da man die Liebe nirgends sonst finden kann als im Herzen, so kann man auch das Ich nirgends sonst finden. Das Herz ist der Kern des Menschen, das was Gott durch die Schöpfung von sich geschieden hat. Mit dem Herzen leidet der Mensch od der Trennung vom absoluten Wesen; mit dem Herzen brennt er von Verlangen, es wieder zu finden; mit dem Herzen will und wirkt er alle seine Handlungen, mit dem Herzen sucht er sein Ziel, mit dem Herzen strebt er demselben zu, mit dem Herzen wird er es einst erreichen und besitzen. Der ganze Mensch ist im Herzen; es ist der Sitz der Persönlichkeit, das Centralorgan, das wir suchten, um mit Bestimmtheit den Kern seiner Natur kennen zu lernen."

Der dritte Theil beantwortet die Frage: was ist die Stellung des Menschen in dieser Welt? und sucht zu zeigen, daß all sein Handeln bestimmt werde durch das Herz, durch die Liebe, das Streben nach Glückseligkeit. Hier wird behauptet: alle Arten der Liebe und des Strebens weisen eigentlich immer auf etwas Höheres, auf die Liebe zum Absoluten hin. Durch die Welt irre gemacht, vergreife sich der Mensch allerdings in seinem Streben; wenn er seine Täuschung nicht einsehe, suche er das Glück bei dem, was ihn nicht glücklich machen könne; er liebe, er halte für Gott, was nicht Gott ist, und verfalle so in Abgötterei. Die Abgötterei ist die große Verirrung der Menschheit, wie der ewige Mißgriff des Herzens. Es gibt zwei Arten der Idolatrie; die unschuldige, die aus der Unwissenheit des Geistes entspringt, und die schuldvolle, welche die Folge der Schwäche des Herzens ist."

Hiemit schließen wir die Mittheilungen aus diesem Fragment, da der Leser sich schon einen Begriff von den Ansichten und von der Art zu philosophiren des Verfassers wird machen können. Der Verfasser zeigt seine Bekanntschaft mit verschiednen philosophischen Systemen, aber er scheint uns sehr heterogene Methoden und Systeme verbinden und vermischen zu wollen. Er geht aus von ontologischen Untersuchungen über das ens realissimum, die absolute Substanz, in der Art Spinoza's, und mehr noch der Wolf'schen Schule, hat einige Anklänge an die Schelling'sche Philosophie und ihre Unterscheidungen einer Natur, eines Ungrunds oder Urgunds in Gott, und versucht eine Deduction der Dreieinigkeit im christlichen Sinne; dann aber ändert er seinen Standpunkt und macht die Thatsachen des Bewußtseyns, die Erfahrungen des Herzens zu seinem Ausgangspunkt. In dem mehr philosophisch gehaltnen Theile jedoch vermissen wir auch schon strenge Definitionen, einen gemessenen Fortschritt der Entwicklung; herkömmliche Begriffe werden ohne Weiteres vorausgesetzt, ohne daß ihre Genesis und Bedeutung nachgewiesen und erörtert würde. Der Verfasser setzt bei seiner unverkennbar religiösen und christlichen Gesinnung vieles schon voraus, was er dann doch zu deduciren und zu demonstriren versucht; aber es geschieht ihm, daß er für bewiesen ausgibt, was er glaubt. Wie viel Widerspruch würde z. B. der Satz finden: „Wir wissen, aus der Erforschung der physischen Welt, daß Gott die Allmacht, die Allweisheit, die absolute Realität; aus der Erforschung der moralischen Welt, daß er die Allschönheit, Allgerechtigkeit und absolute Liebe ist!" Für Franzosen mag in dem Aufsatz Manches anregend und überraschend seyn; die Deutschen aber finden darin nur Bekanntes zu einem neuen, nicht eben streng zusammenhängenden und consequenten Ganzen gesammelt; und wenn einzelne interessante Ansichten und Gedanken vorkommen, welche der Prüfung und des Nachdenkens gewiß werth sind, wie die Behauptungen von der Bedeutung des Herzens (im Deutschen würden wir eher sagen: des Gemüths), so vermißt man doch gerade hier alle philosophische Schärfe. Eine deutsche Philosophie behauptet, auf die Autorität der Schrift sich berufend: „aus dem Herzen kommen arge Gedanken" u. s. w. und legt einen wahren philosophischen Abscheu davor an den Tag; Blanc St. Bonnet nimmt sich des Herzens an, aber in einer Weise, wie etwa Chateaubriand in seinem génie du christianisme sich aussprechen könnte, mehr spielend und divinirend, als auf Beweise bedacht. Nicht einmal die Mühe nimmt er sich, die geistige, moralische Bedeutung des Worts von der Bedeutung scharf zu sondern, die es als Bezeichnung eines leiblichen Organs hat. Die Identificirung von Liebe und Streben nach Glückseligkeit ist gänzlich unbefriedigend. Der letztere Begriff befaßt ebenso die gröbste Selbstsucht in sich, als deren Gegentheil, die Liebe. Immerhin aber bleibt die Schrift ein erfreuliches Zeichen des in Frankreich sich regenden ernsten, philosophischen Strebens, und einer Richtung, welche dem Sensualismus und Materialismus sich gegenüber stellt, deren brauchbare, wissenschaftliche Früchte sie jedoch nicht ohne Prüfung verwerfen, sondern, so viel möglich, sich aneignen und für sich verwenden möge.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 108.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

20 September 1840.

H. Marets Abhandlung über den modernen Pantheismus.

Im Sémeur, dem bekannten protestantischen Journal, welches eine entschieden religiöse Färbung trägt, finden wir über das oben genannte Buch eines französischen Priesters, das in diesem Jahr in Paris erschienen ist, folgende Betrachtungen:

„Wir freuen uns zu sehen, daß endlich ein katholischer Priester in Frankreich eine Schrift hat erscheinen lassen, welche lange und tiefe wissenschaftliche Studien erheischte. Der römisch-katholische Clerus unsers Vaterlandes hat uns, man muß es gestehen, nicht daran gewöhnt, ihm auf dem Wege der Wissenschaft und Gelehrsamkeit zu begegnen. Die meisten seiner Mitglieder begnügen sich, gegen den Protestantismus ein Vocabularium veralteter, hundertmal widerlegter Anklagen zu wiederholen, und fügen nur ein paar ärmliche Scheltreden gegen den Skepticismus des Zeitalters bei. Es ist dieß ein betrübter Zustand für die römisch-katholische Kirche in Frankreich, aus dem sie sollte herauszukommen suchen, indem sie die jungen Leute, denen sie ihr Heiligthum öffnet, zu ernsten Studien anhielte. Kein Mensch kann es sich verhehlen, daß die Autorität allein heutzutage nicht im Stande ist, die Welt zu beherrschen; jede Autorität muß sich legitimiren, indem sie sich auf die Wissenschaft stützt, und zeigt, daß sie eine der Einsicht der Menge überlegene Bildung besitzt. Der französische Katholicismus aber ist dermalen in wissenschaftlicher Hinsicht zu einer solchen Stufe der Demüthigung gesunken, daß man sich kaum mehr die Mühe nimmt, seine Angriffe und Vorwürfe zurückzuweisen. Die Kämpfe der Philosophie und der Apologetik werden, um uns eines berühmt gewordenen Ausdrucks zu bedienen, über seinen Kopf weg geliefert."

„Hier jedoch haben wir eine Schrift, welche über die gewöhnlichen Erscheinungen hervorragt. Inhalt und Form, Wissen, Logik und Styl, Alles ist ausgezeichnet in der Abhandlung Marets über den Pantheismus. Von den ersten Zeilen an erkennt man, daß der Verfasser den wichtigen Gegenstand, dem er seine emsigen Studien gewidmet, sich wohl angeeignet, und daß er nicht gegen die neuern Philosophen aufgetreten ist, ohne untersucht zu haben, ob seine Waffen gut gestählt seyen. Auch der Ton hat gewonnen, so wie die Wissenschaft vorgeschritten ist. Er setzt den Pantheisten lebhaft zu, überläßt aber Andern die gehässigen und beleidigenden Ausdrücke.

Maret setzt sich in seinem Buch einen zwiefachen Zweck. Er will zuerst darthun, daß alle philosophischen Systeme der neuern Zeit, welche sich vom Christenthum trennen, nothwendig, nach längern oder kürzern Ungewißheiten und Schwankungen, zur Theorie des Pantheismus führen. Er beweist dieß durch das Beispiel der deutschen Philosophen, und das der französischen Philosophen, welche die pantheistischen Ansichten Deutschlands zu entlehnen anfangen. Dann beschäftigt er sich mit der Widerlegung dieser Doctrin, und zeigt was ihre moralischen und historischen Folgen sind."

„Widerspruch müssen wir erheben gegen die Behauptung im dritten Capitel: daß es kein Mittleres gebe zwischen dem Katholicismus und dem Pantheismus. Die Alternative ist hart, und wir unsers Theils geben sie nicht zu. Wir haben, möge uns Herr Maret glauben, das innigste Bewußtseyn, weder römisch-katholisch, noch pantheistisch oder atheistisch gesinnt zu seyn. Wie konnte ein so aufgeklärter und besonnener Schriftsteller gegen hundert Millionen Glieder der reformirten und der griechischen Kirche eine so schreckliche Anklage erheben? Wir wissen, Bossuet hat behauptet, der Protestantismus müsse zum Theismus führen, und der Theismus sey nur ein verschämter Atheismus. Aber diese Hypothese Bossuets ist durch die Erfahrung so kräftig widerlegt worden, daß wir hofften, sie würde von ernsten Männern nicht mehr widerlegt werden. Herr Maret wird Deutschland anführen; aber weiß er gewiß, ob die pantheistischen Gesinnungen, welche sich jenseits des Rheins verbreiten, auf Rechnung des Protestantismus kommen, und nicht vielmehr des Charakters und der träumerischen Gemüthsart der Einwohner dieses Landes? Ferner: welches sind diejenigen Länder der civi-

klärten Welt, wo der Pantheismus am wenigsten Fortschritte gemacht hat? England, Schottland, Nordamerika — und alle diese Länder sind protestantisch. Und worauf gründet Herr Maret seine Anklage? Erstlich auf das Zeugniß einiger Schriftsteller, die so wenig Protestanten als Katholiken sind. Sodann sucht er ein weiteres Argument zu Gunsten seiner strengen Alternative in dem Umstand, daß der menschliche Geist die großen Fragen von der Schöpfung, der Entstehung des Bösen, der menschlichen Bestimmung lösen wolle; daß die Lösung dieser Probleme nur gegeben werde durch den Katholicismus — oder durch den Pantheismus, zwar in einer falschen, aber doch minder beschränkten Weise als vom Rationalismus; woraus sich ergebe, daß die höhern und consequenten Geister Pantheisten seyn müssen, wenn sie nicht Katholiken seyen. — Der Ausgangspunkt des Verfassers ist richtig, aber seine Folgerung ist falsch. Wir glauben, daß die Lösung jener Probleme in der Bibel liegt." —

„Der Pantheismus stellt sich in doppelter Gestalt dar; erstlich in der Gestalt eines religiösen Dogma's, und sodann in der eines philosophischen Systems. Als religiöses Dogma reicht er in die graueste Vorzeit hinauf. Man findet ihn in Indien, dem Mutterlande aller menschlichen Superstitionen. Während die hebräischen Patriarchen die Idee Eines Gottes, Schöpfers und Erhalters der Welt erhielten, lehrten die indischen Priester die Emanationstheorie. Die Emanation ist nicht wie die Schöpfung ein Hervorbringen im wahren Sinn, sondern nur die Manifestation dessen, was schon gleichsam im Keim vorhanden war. Nach den altindischen Theogonien ist Alles aus Brahma hervorgegangen, wie die Pflanze aus ihrem Samen. Daher ist kein Unterschied zwischen dem Urheber des Weltalls und dem Weltall selbst, so wenig als zwischen der Sonne und ihren Strahlen.

„Es ist nicht schwer zu erklären, wie die menschliche Intelligenz auf den Pantheismus kam; er ist eine Folge des Falles und der Verderbniß der menschlichen Natur. Der Mensch hat sein Herz den sichtbaren Dingen, den materiellen Genüssen ergeben; er wollte nur die physische Natur sehen und suchte seine Glückseligkeit nur in diesem kurzen Leben. Vergessend seiner hohen Bestimmung, sich concentrirend in der sichtbaren Welt, liebte er diese Welt und dann vergötterte er sie. (So würde jedoch nur der sensualistische Pantheismus erklärt!) Man findet den Pantheismus wieder in den Theogonien Aegyptens, Persiens, Chaldäa's, und später in dem Polytheismus der Griechen, obwohl bedeutend modificirt durch den hellenischen Charakter." — —

„Der Pantheismus wurde aus der indischen Philosophie (?) in die griechische Philosophie herübergebracht durch Pythagoras, Timäus, die Schule der Eleaten, Parmenides; aber er wurde modificirt und einigermaßen humanisirt. Die Griechen hätten sich nicht in die absolute Verneinung des individuellen Seyns finden können. Später wurde der Pantheismus bekämpft von Sokrates und von seinen Schülern, Platon und Aristoteles; aber er erhob sich wieder in der Alexandrinischen Schule. Es gab, bald nach der Stiftung des Christenthums, zwei Schulen, wo diese Doctrin gelehrt wurde: einerseits die Gnostiker, welche den Pantheismus mit der christlichen Offenbarung verbinden wollten; andrerseits die Neuplatoniker, die all ihre Kräfte aufboten, um das Evangelium aufzuhalten. Diese beiden Schulen fielen vor dem immer wachsenden Licht der christlichen Wahrheit. Man muß bis zum Anfang des Mittelalters zurückgehen, um einem Theologen, Scotus Erigena, zu begegnen, welcher mit beträchtlichen Einschränkungen jedoch einige der Principien des Pantheismus aufstellt, die er aus dem Studium griechischer Schriftsteller geschöpft. Die Scholastiker, mit ein paar unbedeutenden Ausnahmen, waren frei von jeder Hinneigung zum Pantheismus. Wieder trat dieß System auf bei dem Wiederaufleben der Wissenschaften; ein Italiener, Jordano Bruno, erklärte laut seinen Pantheismus. Nach ihm suchte der berühmte Spinoza den Pantheismus der mathematischen Methode zu unterwerfen und gab ihm eine neue Gestalt. In unsern Zeiten endlich haben mehrere deutsche Philosophen und einige französische Schriftsteller diese Doctrin verfochten, die man mit Recht die große Ketzerei des 19ten Jahrhunderts genannt hat."

„Die Folgen des Pantheismus sind, wie Herr Maret dieß beweist, die Verkehrung des gesunden Menschensinnes, der Intelligenz, da es dann keinen Unterschied mehr gibt zwischen Subject und Object, Activität und Passivität, Geist und Materie; — allgemeiner Scepticismus, weil, wenn man jenen Unterschied läugnet, man bald dahin kommen muß, die einzige Idee zu läugnen, welche der Pantheismus noch hat: die absolute Identität, welche auf keiner festern Basis ruht, als alles Uebrige; endlich Läugnung Gottes; denn ein Gott, der kein eignes Leben hat, von dem wir integrirende Theile sind, der in seiner höchsten Entwicklungsstufe nur in der menschlichen Vernunft existirt, ist nur ein Schatten, ein Phantom von einer Gottheit, nur dem Wort nach von der Verneinung und Läugnung Gottes verschieden."

Mrs. Trollope über die Wiener.

(Schluß.)

Eine whiggische Lady vom höchsten Rang, welche viel auf dem Lande lebte, ward sehr warm gepriesen wegen ihrer Leutseligkeit gegen die Weiber und Töchter der Pächter in der Nachbarschaft. „Ei," sagte ein Dabeistehender, benimmt sie sich auch ebenso gegen die Frauen und Töchter der Geistlichen und der Landedelleute?" Ihr Bewunderer sah sich genöthigt mit Nein zu antworten. Kann Mrs. Trollope mit ihrer raschen Auffassung umhin, das wahre Motiv dieses Unterschieds zu begreifen? Kann sie umhin einzusehen, daß das studirte Schwelgen ihrer Freunde in Oesterreich weit verehrter war als Worte? Aber vielleicht ist die bürgerliche Aristokratie durch ihre Bildung und ihr Benehmen für eine solche Gesellschaft nicht geeignet?

„Nachdem ich angegeben, wie die Scheidung zwischen der Adels- und der Bankiers-Aristokratie sich bei der einen Classe kund gibt, muß ich mit gleicher Freimüthigkeit und mit gleicher Gefahr, durch nicht genügende Berücksichtigung der Ausnahmen,

Fehler zu begehen, meine Beobachtungen in Betreff der andern mittheilen. Diese muß ich jedoch mit der Versicherung bevorworten, daß, obgleich meine Bekanntschaft mit Wiener Bankiers nicht sehr ausgebreitet war, ich doch unter den wenigen, welche ich kennen lernte, einige sehr liebenswürdige Frauen fand; einige von diesen sind gebildet im höchsten Sinne des Worts, voll Talent, durchaus wohl unterrichtet und haben ein Benehmen, das jedem Cirkel in der Welt vollkommen gut anstände. Aber bei alle dem vermögen sie doch im Allgemeinen nicht mit derselben großherzigen Gleichgültigkeit nach Oben zu blicken, mit welcher die über ihnen Stehenden herab schauen. In ihrem Herzen ist offenbar ein Gefühl der Empfindlichkeit rege über die Ausschließlichkeit des über ihnen stehenden Kreises; und bei manchen Individuen habe ich es in einer so augenfälligen Weise ausbrechen sehen, daß dadurch der Ton der guten Gesellschaft wesentlich verletzt wurde, auf den sie in den meisten andern Beziehungen so schöne Ansprüche haben.

„Bei dieser Scheidung sind noch zwei Züge bemerkenswerth; der erste ist, daß viele Männer, die entschieden der höhern Classe angehören, bei den Essen, den Bällen und Concerten der niedrigeren zu treffen sind; der zweite, daß, wenn man denselben Herren später wieder begegnet, sie selten oder nie jenes Zusammenseyns in den Häusern von Plebejern erwähnen, sondern jeden andern Gegenstand vorzuziehen scheinen. Man hat mir auch gesagt — doch spreche ich hier nicht als Ausgenzeugin — daß wenn eine Dame aus dieser Classe, welche in der Nacht zuvor einen Ball gegeben, bei welchem Juwelen blitzten, und alle Fülle und Pracht herrschte, wenn eine solche Dame am folgenden Morgen auf den Wällen einem adeligen Herrn, der an dem Feste Theil genommen, begegne, mit einer Dame von seinem Stande, er unfehlbar an plötzlich eingetretner Schwäche des Gesichts, an beinahe völliger Blindheit leide, und daß kein Licht vom Himmel, wie hell es auch auf ihren Sammtkragen und ihre wallenden Federn scheine, stark genug sey, um ihn in Stand zu setzen, Madame So und So, Gattin des Herrn So und So, Baron und Bankier, wieder zu erkennen." Bd. II. S. 215, 216.

So werden sie doch wenigstens in ihren eignen Cirkeln frei seyn von hochmüthiger Verschlossenheit, da jeder plebejische Blendling, der zwischen den Wind und ihren Adel sich stellen könnte, ausgeschlossen ist? Ach! diejenigen, die in solchen Illusionen sich wiegen, dürfen nur der Mrs. Trollope Capitel über La Crême aufschlagen — einen engern Kreis von Exclusiven, die sich unaussprechlich erhaben dünken über die übrigen. Eine Dame von sehr hoher Geburt und großem Vermögen sagt einer Bekannten der Mrs. Trollope, sie gäbe gern ein Drittheil ihres Einkommens dafür, ihrer Tochter den Zutritt unter la Crême zu verschaffen. Eine andre, in ähnlicher Lage, macht die Verfasserin selbst zu ihrer Vertrauten:

„Ich würde gerne," sagte sie, beinahe mit Thränen im Auge, „ich würde gerne Alles zu thun mich entschließen, was man von mir fordern möchte, könnte ich es nur dahin bringen, daß meine Töchter von Stund' an zu der Crême gehörten.. Ah, c'est impossible pour une étrangère d'imaginer ce que c'est!"

Mrs. Trollope sagt: eine beinahe unnatürliche Erhöhung der Stimme zu einem scharf gellenden Kreischen, wenn man einander anrede, sey das große äußere Symbol der Clique, auf welches die Damen die höchste Wichtigkeit zu legen scheinen; aber diesen und ihren andern Mittheilungen zum Trotz erklärt sie: „In keiner Gesellschaft findet man einen so ganz und gar von Affectation freien, schönen Ton wie in Wien."

Der Hauptfehler in der Mrs. Trollope ausgezeichnetem Buch über Amerika war eine Geneigtheit, Eigenthümlichkeiten in der Sprache und in den Sitten, welche allen Ländern in einem gewissen Stand der Civilisation gemeinsam sind, für nationale Züge zu nehmen. Hier hat sie sich desselben Irrthums schuldig gemacht:

„Man darf jedoch nicht glauben, daß, weil hier große aristokratische Ausschließlichkeit herrscht, deßwegen die Geselligkeit heimgesucht sey von dem Mehlthau ceremoniöser Steifheit. Nichts ist entfernter von der Wahrheit als diese Voraussetzung. Im Gegentheil der herrschende Ton ist im Ganzen freundschaftlicher und bequemer als ich mich irgendwo sonst ihn beobachtet zu haben erinnere. Alle Damen reden einander mit den Taufnamen an, und man kann einen Abend um den andern unter lauter Fürstinnen, Gräfinnen u. s. w. zubringen, ohne je andre Namen zu hören als: Therese, Flora, Laura oder Pepé. Bd. II. 315, 316.

Die Einfalt dieser Bemerkung erinnert uns an den Reisenden, der seine Verwunderung ausdrückte bei der Entdeckung, daß sogar die kleinen Kinder in Frankreich schon französisch sprächen. Mrs. Trollope kann es uns aufs Wort glauben, daß die englischen Herzoginnen und Grafinnen in allen diesen Zügen ihren Schwestern in Wien ausnehmend ähnlich sind. Von einem amerikanischen Reisenden freilich wird mit einem Erstaunen, ähnlich dem der Mrs. Trollope, berichtet: an dem glänzenden Tag des Turniers in Eglintoun sey die Königin der Schönheit, auf ihrem Thron sitzend in der Fülle ihrer Herrlichkeit, ganz vernehmlich „Georgine" genannt worden, und das von einer Dame, die nicht einmal die Entschuldigung der Verwandtschaft für ihre Kühnheit hatte.

Weit die ausgezeichnetste Person in der Gesellschaft ist Fürst Metternich. Mrs. Trollope erzählt, sie habe das Glück gehabt, viel mit seiner Gesellschaft beehrt zu werden:

„Er führte mich (beim englischen Gesandten) zu Tisch und ich hatte die Ehre seiner Unterhaltung, so lange das Essen währte. Wollte ich sagen, was ich von dem Inhalt und der Art seines Gesprächs urtheilte, so könnte man vielleicht erwiedern, meine Bewunderung sey das natürliche Ergebniß davon, daß ich Ansichten aussprechen hörte, denen ich beistimmte; so will ich für jetzt meine Erinnerungen für mich behalten. Eine Aeußerung jedoch fühle ich mich versucht anzuführen, trotz dem, daß es für gewöhnlich mein fester Vorsatz ist, keine Tischgespräche, außer mit Weglassung der Namen, zu berichten; in diesem Fall aber muß man mir verzeihen, theils um der Aeußerung willen, welche nach meinem Urtheil große Weisheit in sich schließt, theils auch weil der, der sie that, zu den Männern gehört, die es sich gefallen

lassen müssen, daß man Alles behält, was sie sprechen. Wie die Rede war von den seltsamen Mißgriffen und Fehlern, die gelegentlich schon von Politikern begangen worden, sagte er, so weit ich mich der Worte erinnern und sie übersetzen kann (denn er sprach mit mir französisch): „Ich glaube, die Regierungswissenschaft könnte auf so sichere Principien zurückgeführt werden, wie die Chemie, wenn die Menschen, statt zu theoretisiren, sich nur die Mühe nehmen wollten, geduldig die gleichförmigen Resultate gleicher Combinationen der Verhältnisse und Umstände zu beobachten." Bd. II. S. 10.

Es waltet ein eigner Unstern über der Mrs. Trollope in diesem Buche. Ihre Beschreibungen und ihre Theorien stehen beinahe immer im Widerspruch mit den von ihr gemeldeten Thatsachen. So halten wir es auch für ganz unmöglich, daß der Fürst Metternich sich so über die Regierungskunst sollte ausgesprochen haben. „Statt zu theoretisiren beobachte man die gleichförmigen Resultate gleicher Combinationen;" und was dann? nun, dann theoretisire man wieder. Fürst Metternich weiß, wenn auch Mrs. Trollope es nicht weiß, daß die Combinationen nie sich gleich sind, so wenig als menschliche Gesichter. Er zuletzt ist in Europa der Mann, der solche Doctrinen hegte, und doch legt sie ihm kaltblütig, obwohl, glauben wir, unbewußt, die nichtigsten Einbildungen eines Bentham oder Sieyes bei!

Mit der Mrs. Trollope großer politischer Schlußfolgerung sind wir ganz einig. Obgleich ein solcher Stand der Dinge sehr gut seyn mag für Oesterreich, folgt doch nicht, daß er auch für England passend oder sehr zuträglich seyn würde; und wir sind nicht eben darauf bedacht, unser Geburtsrecht für ein gutes Gericht zu verkaufen, wenn man uns auch alle mögliche Sicherheit gibt, daß wir es im Frieden verzehren könnten. Die epikuräische Philosophie ist gar eine angenehme Philosophie, aber nicht eben die erhebendste, und das Leben hat höhere Zwecke als Befriedigung der Sinne, oder als die ruhigen, friedlichen, ehrgeizlosen Freuden der Gesellschaft. Milton, Bacon, Shakspeare, Dante, Newton — das sind einige der Kinder volksthümlicher Institutionen und aufgeregter Zeiten!"

Zwei Lieder von Mad. Desbordes Valmore.

1. Ich schlief.

Man schellt, man schellt, man schellet noch,
Er ist's! — O Gott! — um den ich litt,
Doch er kehrt heim, ich lieb' ihn doch:
Macht auf! beeilet euren Schritt.

Wo seiner ich so oft geharrt,
Erfüllt' mit Glanz dich, Stübchen traut.
Er kommt sogleich — mein Blut erstarret;
Er zöget noch — mein Herz pocht laut.

Ich seh' nichts mehr, der Himmel dunkelt,
Fort, schwarze Wolk', ich rief;
Die Arm' weitauf, das Auge funkelt',
O Gott, ein Traum war's, und ich schlief.

---

2. Die Liebe.

Ob Liebe glücklich macht, soll ich dir sagen?
Glaub mir, sie thut's für eines Tages Zeit;
Wer flöhe nicht um solche Seligkeit,
Wer könnt' ein Leben ohne Lieb' ertragen?

Als ich zum erstenmal mit Schmerzen liebte,
Konnt' in der eig'nen Lieb' Ersatz ich wähnen;
Ach, auf sein Bildniß flossen so viel Thränen,
Daß dieses Bildes Glanz davon sich trübte.

Wenn wie von grellem Blitz dir Wolken ziehn,
So durch die Thränen lächelt', ich Bethörte:
Die Liebe war's, doch ach! die nicht erhörte,
Der Himmel war's, den ich verlor durch ihn.

Ein loderes Feuer bin ich ohne sie;
Sie brennet tief, sie ist ein süßes Gift,
Doch sie verzehrt die Seele, die sie trifft —
Und fragst du noch, ob Liebe Glück verleih?

Du fühlst es noch, du fühlst's, was es auch sey,
Ob Lust, ob Schmerz, die Liebe wird's besiegen,
Und in des Fiebers wilder Raserei,
Wirst du verwunden, oder selbst erliegen.

Seit ich ihn sah, bin ohne ihn ich trübe,
Seit er kehrt heim, existir' ich Tag und Nacht.
Die Liebe hat so oft schon Tod gebracht,
Und doch, o Gott! macht glücklich uns die Liebe!

F. W. Dralle.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 109 u. 110.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

24 September 1840.

Jugendträume.

Ein Fragment. Von Sainte-Beuve.

O süßes Hoffen, reizend Sinnen!
Mit fünfzehn Jahren träumt' ich so;
Als meine Kindheit im Verrinnen,
Und meine Jugend im Beginnen
War, sah ich Tage, hell und froh!

Doch ach! der Ruhm ist ausgeblieben,
An eines Andern Brust die Braut
Denkt nicht mehr ihres frühern Lieben,
Und meine Sorgen, sie betrüben
Die Mutter mir, krank und ergraut.

Ich Armer, weh! ich träume weiter,
Und als verstoßener Poet,
Verzehr' ich, ein dem Heern Geweihter,
Mich selbst am Fuß der hohen Leiter —
Ein Opfer, das der Wind verweht.

Sahst du, wie in des Sturmes Toben
Ein Blitzstrahl traf der Eiche Schaft?
Sie rauchet lange, und nach oben
Steigt, von dem Wind emporgehoben,
In dickem Qualm des Stammes Saft.

Wer gibt ihm seine Jugend wieder,
Wer seiner vollen Krone Pracht,
Der holden Sänger bunt Gefieder,
An seinem Fuß die Liebeslieder,
Den Schatten preisend und die Nacht?

Wer gibt mir wieder mein Entzücken,
Wer bringt den Traum mir wieder nah?
Welch Prisma wird vor meinen Blicken
Durch jenen Glanz mein Aug' berücken,
Darin ich Erd' und Himmel sah?

Ist es der blauen Wolken Ziehen,
Der Duft, daraus der Morgen blickt,
Der Abendröthe goldnes Sprühen,
Der Mädchenwange zart Erglühen,
Mit dessen Glanz sich Luna schmückt?

Ist es die grüne, klare Welle,
Darin das weite Firmament
Sich spiegelt wie Krystall so helle?
Ein blaues Auge, eine Quelle,
Daraus verlangend Sehnen brennt?

Doch blaue Augen gibt's noch immer,
Die Welle ist noch spiegelglatt,
Und Luna's Glanz erblich noch nimmer,
Hellstrahlend ist des Morgens Schimmer,
Der Abendröthe Schein nie matt.

Weh über mich' blind ist mein Spähen!
In dieser farbenlosen Welt
Möcht' ich vor Sehnsucht schier vergehen,
Den Strahl nur einmal noch zu sehen,
Der früher meine Bahn erhellt.

Ich heb' umsonst die Augenlieder;
Was siehst du, geist'gen Auges baar?
Senk' Himmel dunkle Wolken nieder,
Doch gib mein erstes Licht mir wieder,
Wie, blind, so wie es Milton war!

* * *

Kind, Milton bin ich! feig laß deinen Muth nicht sinken,
Verzehr' die Jugend nicht in öder Traurigkeit!
Noch bess're Loose gibt's, die uns von ferne winken,
Eh' wir zu streben sind bereit.

Die Klagt überlaß der Jungfrau, der verführten,
Die sich, das Haupt gesenkt, auf ihre Spindel stützt,
In Klagen sich erschöpft, die ihrem Fehl gebührten,
In Träume ganz versunken sitzt.

Zerbrich, zerbrich, 's ist Zeit, die Spindel des Alciden,
Achill, wirf weit von dir das faltige Gewand;
Rinald entziehe dich den Reizen von Armiden,
Erschlafft ist bald die stärkste Hand!

Ich weiß, du liebst im Traum den Lorberkranz zu schauen;
Doch Dante und Petrark hat sie der Ruhm berückt
In jener Zeit, die stets in ihrer Nächte Grauen
Stadt gegen Stadt das Schwert gezückt?

Und ich, träumt' ich denn da, als England sich erhoben,
Dem Meere gleich, das bald sich bäumt, bald gräßlich gähnt,
Und als vor seinem Grimm die Völker all zerstoben
Des Fremden, der's so oft verhöhnt?

Vergessen mußt' ich da das holde Spiel der Minne,
Den Liebesschmerz, den ich dem Echo klagt' im Wald.
Und bändigen mußt' ich streng die liebetrunknen Sinne,
Da 's Feinde zu bekämpfen galt.

Konnt' schweifen ich im Hain und hören Liebeslieder,
Am Bache müßig ruhn bei schöner Vögel Sang,
Da England weinte und die Stimme meiner Brüder
Mit ihrem Blut zum Himmel drang?

Im Geiste sah ich da, wie mit dem feur'gen Schwerte
Der Engel mich vertrieb aus meinem Paradies,
Und wie er an dem Thor den Eingang mir verwehrte,
Daraus der Herr einst Adam stieß.

Ausgoß er über mich, da ich entfloh, sein Feuer;
O Zion, welche Glut durchwallte mich davon!
In deine Hände leg' die Seel' ich, ein Getreuer,
Und Zions vielgeliebter Sohn.

Auf Zion, welches klagt, der Herr sich nieder neiget,
Und dieses strenge Wort mit ernster Stimm' er spricht:
Ihr Meereswogen still, ihr trotz'gen Stürme schweiget,
Weltliche Lieder tönet nicht!

Fürwahr, kein Spielzeug ist in dieser Stürme Toben
Die Poesie, und der Poet kein lächelnd Kind,
Das lust'ge Lieder singt und auf den Arm gehoben
Der kranken Mutter Spitze sind.

Und eh' vor seinem Blick in schnöden Staub versinket
Das theure Vaterland, gilt ihm auch sein Gebet;
Die Leyer wirft er fort, sein guter Degen blinket,
Denn Bürger auch ist der Poet!

— So Milton; und es hob, als wie nach einem Siege
Sich meine Stimme, zu erhabner Würd' erhöht,
Und sprach ihm langsam nach: „Frankreich ist meine Wiege,
Und Bürger auch ist der Poet!"

F. W. Dralle.

Spanische Legenden von Jose Joaquin de Mora.

Wenn überhaupt die politische Lage eines Landes auf dessen Literatur zurückwirkt, und sich in einzelnen Erzeugnissen derselben abspiegelt, so können wir doch besonders die spanische Dichtkunst und einzelne Dichter nicht gehörig würdigen, wenn wir nicht zugleich die zeitigen Verhältnisse und Entwickelungen des Staates selbst ins Auge fassen. Als das Reich noch in verschiedene, von einander unabhängige Staaten zerfiel, besaß jeder derselben seine eigene Poesie, nach den verschiedenen, herrschenden Sprachen getrennt. So Galizien und Portugal; so Catalonien, Valencia und Aragonien, wo provenzalische Dichtkunst gehegt ward; so Castilien, wo die eben erblühende Poesie noch hart und rauh war. In Andalusien entfaltete sich an den Höfen der Maurenkönige die Sprache des Orients in ihrer üppigen Pracht; und Volkslieder, die noch heute im Munde der Eingebornen leben, ertönten bei den ältesten Bewohnern Spaniens, die, von jeder fremden Unterjochung frei, sich in die unbesiegbaren Berge des Baskenlandes zurückzogen. In hartnäckigen Kämpfen entwickelt sich ritterlicher Geist und Gesinnung, und die besiegten Mauren lassen die Denkmale ihrer Pracht und Fülle dem Sieger zurück. In dem getrennten Portugal ersteht eine neue Literatur, während die übrigen Königreiche, unter Einer Krone vereinigt, durch Eine Sprache verbunden, von dem Gefühle ihrer Größe und Stärke durchdrungen sind. Sicher gegen feindliche Angriffe, stolz durch die jüngst erfochtenen Siege, lauscht das Volk wundervollen Rittergesängen, und in sorgloser Ruhe Liedern der Liebe und zum Preise der herrlichen Fluren und des nahenden Lenzes. Schäfergedichte tönen, und die lieblichen Weisen, die in Italien ihre höchste Vollendung erhalten, werden in Spanien einheimisch. Eine neue Welt war entdeckt worden, und bot ihre reichen Schätze Spaniens Königen dar, deren einer den Thron Karls des Großen besteigt, ihm gleich an Namen und Geist, aber einem weiter ausgedehnten Reiche gebietend. Während Religionskriege einen großen Theil Europa's verheeren, blüht in Spanien die religiöse Dichtung zur Verherrlichung des alten Glaubens. Aber Spanien hat bald den höchsten Gipfel seines Ruhmes und seiner Macht erreicht, kein weiteres Fortschreiten ist zu gewahren, sein Volk und seine Dichter sonnen sich in dem ererbten Glanze, der ihr Vaterland umgibt. Lope de Vega und Calderon erscheinen, die hohe Stirne mit ewigem Lorbeer bekränzt. Die Große des Ritterthumes, die edelsten Schöpfungen der Romantik leben in ihrem Geiste, der sich freuend des herrlichen Schmelzes entzückender Farben, wonnetrunken zu den fernsten Zonen des Reiches, in welchem die Sonne nimmer untergeht, schwärmt,

Digitized by Google

während alle Welttheile ihm in üppiger Fülle ihre Gaben spenden. Von dem Zauber solcher Erscheinungen blieb das Volk geblendet und gefesselt. Doch gefährlich ist so üppige, so reiche Dichtung, deren leichte Anmuth Nachahmer reizt, die nicht gewahren, wie überall, wo nicht ein höherer Geist über die duftenden Gefilde wacht, gar bald neben den Blumen reichliches Unkraut aufsprießt, und, immer mächtiger wuchernd, über diese schnell hinauswächst. Lope de Vega und Calderon waren hingeschieden, und mit ihnen war ihr Geist begraben worden. Spaniens Glanz war getrübt worden, seine Macht ward erschüttert, auch seine Poesie welkte hin. Gongora, ein ungewöhnliches Talent, war weniger der Führer in einer neuen, verderblichen Richtung, wo Schwulst und Unnatur, leere Spitzfindigkeiten und erkünstelte, dunkle Wendungen für Poesie galten, sondern ward selbst von dem Strome fortgerissen. Wie Spaniens jetzige Gestalt sich zu seiner frühern, nunmehr untergegangenen Herrlichkeit, also verhielt sich auch der Gongorismus zu seiner entschwundenen, edeln Poesie. Seine Größe war gesunken, ruhmlos schwanden seine Könige dahin, voll eitler Anforderungen, eine Kraft im Aeußern zu heucheln trachtend, die längst entwichen war. Das einst so kräftige Gefühl der Nationalität, das stolze Selbstbewußtseyn erschlaffte, eine fremde Dynastie bestieg den Thron. Kräftig malt Mora (spanische Legenden, Don Opas. II. S. 359) den damaligen Zustand seines Vaterlandes. „Von dem Tage an, daß jener gute Herr, Philipp der Fünfte, ein aus kindischem Unverstand zusammengesetzter, von fremden Antrieben bewegter Körper, die Pyrenäen beschritten, hat Spanien keine Spur seiner glorreichen Trophäen bewahrt. Spanien ward eine Rumpelkammer, über die ein Kartenkönig regierte. Ihm folgte schnell ein Heer von Possenreißern und Gauklern, die Spanien überschwemmten gleich einem Heuschreckenschwarm, der sich auf Saaten und Garten stürzt. Um sich nach allen Seiten ausbreiten zu können, suchten jene großmäuligen Abenteurer uns ihre Sprache, ihre Regierung, ihre Sitten und Trachten aufzudrängen. Da waren wir kein Volk, sondern eine Colonie, da waren wir nicht Menschen, nein, Affen derjenigen, die, ohne Umstände zu machen, uns wie alberne Tröpfe und Esel behandelten. Für Bänder und kölnisches Wasser gaben wir ihnen unsere Ehre und unsere Börsen hin. Mit ihren Broschüren, Moden und Gaukeleien raubten sie unsere Tugend und unsern Reichthum. Madrid verwandelte sich in einen weiten Jahrmarkt von Windbeutelei und Gallicismus, und um dem Elend die Krone aufzusetzen, verband sich der Gallicismus mit dem Fanatismus. Der Adel des edlen Hesperiens vergrub sich in den schmutzigen Schlund eines sittenlosen, kindischen, verächtlichen Hofes, der schlechten Copie des Tripot des vierzehnten Ludwigs. Nicht mehr gaben Ludwigs stolze Fahnen Gesetze einer besiegten Welt, und der alte Beschützer der Künste war ein schwacher und jähzorniger Bettbruder geworden. Ueberall um ihn her wehte der ekelhafte Hauch der Verderbtheit. Jenes Gestirn zeigte, verborgen in dunkler Verfinsterung, keinen Strahl seines frühern Glanzes. Da ihm das Laster Gewohnheit geworden, ließ er in seinem Alter dem Laster die Zügel schießen, sich hingebend dem schandlichen Dienst eines alten Weibes, eines Musters listiger Ränke. Von seiner erhabenen Höhe fiel er in niedern Koth, und unterwarf, ein Spiel scheußlicher Tücken, sein Gewissen und seinen Palast schlauen Priestern. Ein Abbild jener häßlichen Verbindung von Schwächen und Lastern war unser Spanien, verderbt durch die schnöde Seuche, die ein fremdes Geschlecht in sein Land brachte; erstarrt war der kräftige Trieb, dem so großer Ruhm, so große Thaten entsprossen; Priester und Fürsten lagen hingestreckt zu den Füßen feiler Weiber und Tänzerinnen. Als ob diese Pest, weit und breit verheerend, auch die Kräfte der Natur verdorrt hätte, blieben in jenen Leidenstagen auch die Geister des fruchtbaren Iberiens kalt und stumm. Die prachtvoll glänzende Poesie fiel, bedeckt von fremdem Flitterstaat, in die Hände eines Haufens Aberwitziger, die man damals Literaten nannte. Bastarde einer erhabenen Mutter schändeten die lebenvolle, natürliche Reinheit derselben, und die fruchtbare kräftige Matrone entschlummerte in dumpfer Starrsucht. Jene erklarten ihrem Vaterland einen ungerechten Krieg, nannten seine kunstlose Anmuth Plumpheit, und ertheilten denjenigen, die dessen Sprache nicht verstanden, einen Freibrief der Rohheit. Diese jetzt noch herrschende Cholera morbus von albernen und gemeinen, im Küchendialekt, voll der gröbsten Sprachfehler, geschriebenen Uebersetzungen, nahm damals ihren Anfang. Die steifen Regeln französischer Kritiker, zusammengestellt aus mißdeuteten Vorschriften der Alten, wurden geschmacklos auf die spanische Poesie angewandt, und die einst so frische und blühende Dichtkunst verwandelte sich in die langweilige, gereimte Prosa der Perückenzeit. Unter Karls des Dritten Regierung begann ein regeres Leben in Spanien, ein Gefühl der Nationalität regte sich wieder, und alsbald schienen auch bessere Zeiten für die Poesie zu nahen. Damals blühte Nicolas Moratin, der, mit einer lebhaften Phantasie und einem wahrhaft poetischen Talente begabt, die Aufmerksamkeit seiner Landsleute wieder den einheimischen Schriftstellern zulenkte, aber noch nicht wagte, sich von dem herrschenden Geschmacke, von den französischen Mustern anders, als höchstens in formeller Hinsicht, zu entfernen. Dem spätern Dichter, dem jungen Melendez, war es vorbehalten endlich die Fesseln, in welchen der sogenannte Classicismus die spanische Litteratur hielt, zu sprengen, und zur alten Nationalität und zur Einfachheit der alten Dichter zurückzukehren. Aber in dem neubelebten Nationalgefühl sprachen sich neue Ideen aus. Die französische Revolution erschütterte alle bis dahin bestehenden Einrichtungen in ihren Grundfesten, und erstreckte ihre Nachwirkungen bis zu den fernsten Ländern. Ein Gefühl der Freiheit, eine Art Selbstbewußtseyn, das oft noch undeutlich war, ein Streben nach freierer Bewegung statt der frühern Beschränkung erwachte auch in Spanien. Viele Augen richteten sich auf Englands politische Zustände, und zugleich wählten die Dichter englische Vorbilder. Es war die Zeit philosophischer Raisonnements, der Speculationen und Erörterungen der verschiedenen Gestaltungen des Lebens und der bürgerlichen Gesellschaft, und schon oft hatten die ernsten englischen Dichter Gegenstände der Philosophie und Religion in ihren Gedichten besprochen. Melendez fügte nun seinen Dichtungen neue hinzu, in welchen er zuerst die Behand-

lung solcher Gegenstände und eine passende Sprache für poetische Discussionen zu bilden versuchte. Blutige Kriege haben nun Spanien zerfleischt, die Eintracht in seinem Innern ist zerstört worden, der Glauben an feste dauernde Einrichtungen, die Ehrfurcht vor höhern Gestalten ist untergraben, theilweise vernichtet, das Einwirken ausländischer Politik hat sich oftmals entschieden kund gegeben. Daher kommt auch der eigenthümliche Charakter der neuern spanischen Poesie, daher ihre Verschiedenheit von der frühern. Ein Kämpfen und Ringen offenbart sich, eine Getheiltheit, eine Unruhe und Unstetigkeit. Ein Ton des Mißbehagens, der Unzufriedenheit zieht sich durch viele Dichtungen, die erfüllt von Sehnsucht nach einer bessern Zukunft, doch über die Mittel, eine solche herbeizuführen, meistens rathlos sind. Ein trüber Ernst, eine Lust an Zerstörung spricht sich zuweilen aus. Die Dichter sind fast alle Glieder einer Partei, nicht wenige haben handelnden Antheil an den Ereignissen, die ihr Vaterland bewegten, genommen, und erlitten wegen politischer Meinungen verschiedene Schicksale. Es befremdet daher nicht, wenn wir einer Literatur begegnen, die erfüllt ist von Zorn, leidenschaftlich, oftmals trostlos, nach innerer Selbstständigkeit strebend, und doch wieder fremde Einflüsse deutlich zeigend. Häufig kehren politische Anspielungen wieder, seltener sind harmlose Scherze, die ungetrübten reinen Klange der Freude und der Liebe. Oft aber entfahrt auch den ruhig hingleitenden Gesangen, wie ein Blitzstrahl heiterm Himmel, eine Aeußerung der Erinnerung an schmerzliche Zustände, und unwillkürlich zuckt der Sänger zusammen, und beißt krampfhaft seine Lippe. Nach diesen einleitenden Betrachtungen werden wir die neuen Poesien Mora's gehörig würdigen können.

Jose Joaquin de Mora ward in Andalusien geboren, und kämpfte als Jüngling für Spaniens Freiheit gegen die Franzosen. Gefangen ward er nach Frankreich gebracht, wo er mehrere Jahre bleiben mußte, bis ihn der Friede seiner Heimath wieder gab. Hier war er Herausgeber mehrerer Blätter, und schrieb während der Regierung der Cortes in entschieden liberalem Sinne. Nach dem Sturze derselben mußte er aus Spanien fliehen, und verweilte in England und Südamerika, wo er mehrere der hier mitgetheilten Poesien schrieb. Als Schriftsteller ist er sehr fruchtbar, und schreibt mit großer Leichtigkeit. Er versuchte sich in verschiedenen Dichtarten, und fand Beifall; denn obgleich eine große Tiefe ihm fehlt, und seine Gedichte zuweilen von gewöhnlichen Zeitungsraisonnements kaum zu unterscheiden sind, ist doch seine Darstellung gefällig und zierlich, sein Vers fließend und wohlklingend. Eine große Bitterkeit spricht oft aus ihm, und seiner gereizten Stimmung gelingen die beißenden Schilderungen vorzugsweise.

Seine neuesten Gedichte sind erzählend, und führen den Titel: Spanische Legenden von Jose Joaquin de Mora. London 1840. 8. Deutlich spricht sich in ihnen der oben bezeichnete Charakter neuerer spanischer Gedichte aus und überall sucht er philosophische, mehr aber noch politische Betrachtungen seiner Erzählung einzuflechten. Einzelne Stücke, wie das größte in dieser Sammlung, „Don Opas," scheinen sogar hauptsächlich solchen Reflexionen gewidmet zu seyn, und die geschichtliche Darstellung den sie durchschlingenden Betrachtungen bloß zur Folie zu dienen. Bezeichnend ist daher die Ueberschrift des erwähnten Gedichtes:

La digresion os pide mil perdones
Que yo suelo pecar en digresiones. *)

Diese häufigen Einschaltungen sind der vorliegenden Sammlung charakteristisch, und wirken zuweilen störend. Er ist in der Regel originell, erinnert jedoch in einzelnen Stellen an englische Vorbilder, besonders zuweilen an Byron, aus welchem er auch viele Ueberschriften zu seinen Gedichten wählt. Den Stoff seiner Erzählungen entlehnt er mit kaum einer Ausnahme der ältern spanischen Geschichte, die er bloß deßhalb scheint gelesen zu haben, um gehässige Schilderungen zu sammeln. In Dante's Hölle kann es nicht grausiger aussehen, als in dem Mittelalter, welches Mora beschreibt, dabei aber manchmal in monotone Zeitungsdeclamationen geräth. Ehe wir uns dessen versehen, sprengt er mit eingelegter Lanze und verhängtem Zügel, seinen Rappen anspornend, gegen die Schatten der Großen, die vor einem halben Jahrtausend und noch früher im Herrn entschlafen sind, und keine Schonung haben sie von ihm zu erwarten. Aber die ganze Schwere seines Zornes trifft die Geistlichkeit; schon der Name derselben bringt ihn außer Fassung. Nicht hohe Würde, nicht Macht und Ansehen, vorausgesetzt daß die Träger derselben längst verstorben sind, sichert vor seinem Tadel, er sagt hingegen: (S. 339.)

Je höher ist der Gegenstand erhaben,
Um so kraftvoller muß der Angriff seyn.

Da dürfen nun Spaniens frühere Könige zuletzt Gnade hoffen; der Reihe nach holt er sie gelegentlich aus ihren Gräbern, und keinen entläßt er unbestraft. Wir haben gesehen, wie kräftig er die Zeit Philipps des Fünften zeichnet, und heben sonst noch seine Schilderung Philipps des Zweiten hervor. (S. 102.)

Als jener zweite Philipp Spaniens Lande
Ins Joch gebruget, finstre Mischung von
Grausvoller Unthat und tiefem Verstande,
Ein Höllengeist im Kleid der Religion,
Der Welt Beherrscher, Aergerniß und Schande,
Dem eine ernste stolze Nation
Voll Adel, Muth und Kühnheit hat zu danken
Die Lachen Kothes, die seitdem wir kranken.

So verhaßt sind ihm die Vorfahren des spanischen Volkes, daß er mit Vorliebe deren Feinde schildert, die Mauren ihnen beinahe regelmäßig als edler, besser, vollkommener entgegenstellt, und den letztern alle seine Theilnahme zuwendet. Dann aber beklagt er traurig die Unglücksfälle, die Spanien in neuerer Zeit betroffen, voll Eifers gegen die Feinde seines Vaterlandes. Wenn ihm auch England in seiner Verbannung gastfreie Aufnahme gewährte, so vergißt er doch nicht, daß englische Herrschaft einen Theil des spanischen Gebietes inne hat, nicht die Einnahme von Gibraltar. Spanien, sagt er, war von unheil-

*) Die Digression bei euch Verzeihung finde.
Die Digression ist meine stete Sünde.

vollen Kriegen heimgesucht, gebeugt von schweren Drangsalen. (S. 436.)

Indessen sprach England, auf seiner Seite,
Mit jener großen Nas', die ihm verliehn:
Ich will doch riechen, ob aus diesem Streite
Für meinen Beutel kein Gewinn zu ziehn.

Dann aber ergießt sich sein ganzer Zorn über den Commandanten Gibraltars, dem er schnöde Nachlässigkeit vorwirft, und über die Regierung, die einen so wichtigen Posten so schlecht bewacht ließ. Seinem Vaterlande, singt der Dichter, bleibe er immer in treuer Liebe zugethan. (S. 337.)

Des Schicksals Walten hat fruchtlos verschlagen
Mich von der Heimath zu weit fernem Land,
In Spanien doch ist stets mein Geist geblieben
Wie in dem glühnden Bräut'gam heißes Lieben.

In fernen Landen erinnert er sich seiner schönen Heimath, von welcher er vor verhaßten Regierungsformen entfliehen mußte, und beschreibt begeistert deren Pracht und Reichthum. (S. 427.)

Wer möchte die Wollust zu schildern sterben,
Wovon dir Seel' im holden Lande schwillt,
Das meine Kindheit hegte? Jenes Leben
Balsam'scher Düft' im blumigen Gefild,
Die Thymian als süße Hauch' entschweben
Und zartem Majoran; wie ruhig, mild
Der reine Aether in krystallnem Bogen
Sich glänzend neiget zu des Meeres Wogen.

Das ew'ge Lächeln der zur Lust erwachten
Natur, die kosend leichtre Sinnen pflegt,
In dem bald schwärmendes, zielloses Trachten,
Und Sehnsucht bald und Liebr sie erregt;
Der Säuselüfte buhlerisches Schmachten,
Das schüchtern sich und kriss kaum bewegt,
Den ihre Keüsse zu verschlingen scheinen
Gewölkr Wohlgeruchs aus Pinienhainen;

Die Pinienhain, mit stolz hohen Decken
Aus leuchtendem Smarago, in deren Grün,
Des Friedens und der Lieb' Herolde, necken
Zephyre sich; der Feuerlilien Glühn,
Cyanen, die rings Prachtgewehr drein,
Und Singrün, dessen zarte Zweig erblühn
Zu grünem Zelt, zu hängendem Gewinde,
Das birgt der wilden Zeigr rauhe Rinde.

Nebliges Bild! Erinnerung voll Trauer,
Die wie ein Qualgespenst mein Herz bedrängt,
Da mich, in ungerechten Bannes Dauer,
Voll Gram, fern' unbekannte Sphär' umfängt!
Nicht mehr erweck' unruh'ger Klagen Schauer,
Sey deine Herrschaft nicht ob mir verhängt;
Doch muß dein mächt'ger Blick auf mich sich wenden,
Laß' laut mich weinen — und mein Lied wird enden.

Doch mächtiger als je ergreift ihn, bei der Erinnerung an sein Vaterland, der Gedanke, dieses herrliche Land ist unfrei, und könnte, sollte so frei seyn, wie Frankreich und England. Wie aber soll diese Freiheit begründet werden, welche sollen ihre Grundlagen seyn? Daß alles Alte zerstört werden müsse, steht bei ihm fest; wodurch es zu ersetzen sey, kann er nicht mit Bestimmtheit angeben. Nur Eines weiß er, die verschiedenen Gewalten müssen im Gleichgewichte sich halten, dann allein ist Ordnung. (S. 196.)

Es ändern sich die Sitten mit den Zeiten,
Doch jene höchste Wahrheit wechselt nicht:
Der Haufen mag den Staat, die Kron' ihn leiten,
Ordnung ist der Gewalten Gleichgewicht.
Ob Speer und Panzer Uebermacht bestreiten,
Ob ein politisches System Recht spricht,
Ist einerlei; an Einem ist gelegen,
Daß straffe Zügel die Gewalt bewegen.

Diesen Grundsatz in die Wirklichkeit einzuführen ist schwer. Jahrhunderte der Prüfung sind oft nöthig, um ihn festzustellen. Eine geschriebene Verfassungsurkunde ist allein keineswegs hinreichend, und wenn eine solche nicht durch höhere, bleibende Motive unterstützt wird, wenn sie bloß die Leidenschaften verschiedener Parteien hervorruft, ist sie weit entfernt segensreich zu seyn, eine Büchse der Pandora. Ganz unpassend ist es aber, wenn sogar solche Verfassungsurkunden von andern Staaten, wo sich dieselben unter andern Verhältnissen gebildet haben, und seit langer Zeit mit dem Volksleben selbst innig verwachsen sind, entlehnt werden, um eine noch junge Freiheit zu regeln. (S. 398.)

Dieß Ueberpflanzen von Staatseinrichtungen,
Als ob es Rüben wären und Salat,
Heißt Regeln stellen fast bartlosen Jungen
Für kahl'ge Stirnen, die bewährt durch That.

Begeisterung für Freiheit und Aufklärung muß erwachen, alles Festhalten an alte Formen aufhören, bewußtes Streben Alle durchdringen, feiger Servilismus verbannt werden. Doch zählt besonders letzterer noch viele Angehörige. (S. 349)

Millionen Menschen kann man täglich sehen,
Um Müh' und Amt sich drängend Tag und Nacht,
Die um freigeb'ger Gönner Tische stehen,
Ob fällt ein Brocken, gierig geben Acht,
Stets aufmerksam wohee der Wind mag wehen
Stets unterwürfig und getreu der Macht,
Doch wenn der Macht beginnt die Macht zu fehlen,
Sich nach Franzosenmode bald foerstehlen.

(Fortsetzung folgt.)

Victor Hugo's Strahlen und Schatten.

Unter diesem Titel ist vor kurzem der siebente Band von Victor Hugo's Poesien erschienen, mit welchen wir uns beeilen, unsre Leser bekannt zu machen.

Victor Hugo nimmt eine ziemlich sonderbare Stellung in der gegenwärtigen französischen Literatur ein, ja man könnte in gewissem Sinn sagen, er scheine seine Stellung, sein Verhältniß zu ihr beinahe aufgeben zu wollen. Hugo ist erst achtunddreißig Jahre alt, und schon hat er sich, wenigstens dem Anschein und dem Urtheil vieler einsichtsvollen Kritiker nach, gewissermaßen überlebt; freilich trat er auch schon in seinem fünfzehnten Jahre mit ausgezeichneten Gedichten auf und galt, lang ehe er dreißig erreicht hatte, als das Haupt der Romantiker. Bekanntlich hat er außer der lyrischen Poesie auch den Roman und das Drama fleißig cultivirt; aber im Roman hat er seit seiner berühmten Notre Dame de Paris nichts mehr geleistet, und seine spätern Dramen stehen gegen die frühern, gegen Cromwell und Hernani, bedeutend an Werth und Interesse zurück; am meisten noch hat er sich in der Poesie (im engern Sinn, in der lyrischen Gattung) auf der frühern Höhe zu halten gesucht, wiewohl ihm auch hier manche Kritiker vorwerfen, bedeutend gesunken zu seyn. Begreiflich und natürlich ist jedenfalls, daß manche der Eigenschaften, welche ihm hier von Anfang an Beifall und Ruhm gewannen, später nicht mehr den Reiz und das Interesse der Neuheit und Originalität in gleichem Maaße behaupteten, und so mußten die ziemlich rasch aufeinanderfolgenden Sammlungen von Poesien, mit welchen er, wie es scheint, seinen literarischen Ruhm fortwährend behaupten und seinen Lorbeer frisch erhalten wollte, seinen Gegnern und Kritikern selbst nur neue Waffen gegen ihn in die Hand geben. So suchte namentlich G. Planche in einer ausführlichen und scharfen Kritik, aus Veranlassung der Voix intérieures, eine beinahe progressive Abnahme, mit Ausnahme etwa der Feuilles d'automne, in den Poesien Victor Hugo's, was den wirklichen, innern Gehalt und Werth betrifft, nachzuweisen, und indem er ihm große Meisterschaft in der Form und in der Handhabung der Farben zugestand, beschuldigte er ihn beinahe des gänzlichen Mangels an Seele, Gemüth, an wahrer Begeisterung und gesunder Natur, beschuldigte ihn, daß er die Poesie nur wie ein Spiel der übermüthigen Einbildungskraft betreibe. Ohne Zweifel war dieß Urtheil von G. Planche zu streng; er übersah, unbewußt oder absichtlich, vieles, was sein Urtheil doch hatte bedeutend modificiren müssen, und führte seine Ansichten mit einer ungerechten Einseitigkeit durch; aber sein Urtheil stieß, die nächsten Freunde und Bewunderer Victor Hugo's ausgenommen, eben nicht auf sehr scharfen und entschiedenen Widerspruch, weil der Enthusiasmus für den Dichter überhaupt gesunken war, und zwar dieß nicht nur in Folge eines veränderten Geschmacks, sondern wohl auch in Folge einer Entfremdung der Gemüther von Victor Hugo, welche Manchen, der die Franzosen einer gränzenlosen Frivolität beschuldigt, befremden und auf etwas veränderte Ansichten bringen mag. In neuesten Zeiten ist nun wieder eine Reaction zu seinen Gunsten eingetreten; als er sich vor einigen Monaten um die erledigte Stelle in der französischen Akademie bewarb, und ihm, trotz dem, daß ihm die literarisch bedeutendsten Mitglieder ihre Stimmen gaben, durch die kleinliche Eifersucht und Beschränktheit der Mehrheit ein in der Literatur nur wenig bekannter Gelehrter, Flourens, vorgezogen wurde, da schien die Anerkennung der unbestreitbaren Verdienste des ausgezeichneten Dichters mit verdoppelter Stärke zu erwachen, und das ihm bei dieser Gelegenheit widerfahrene, unzweifelhafte Unrecht trug ihm zur Entschädigung Lobsprüche und Huldigungen ein, wie sie ihm in längerer Zeit nicht mehr zu Theil geworden seyn mochten. Hoffentlich wird die Akademie bei der neuen Vacatur das begangene Unrecht, das ihr selbst am meisten Schaden bringen muß, gut machen.

Victor Hugo ist, unsers Bedünkens, durch Uebermaaß des Lobs, der Bewunderung und der Triumphe verwöhnt, durch zu frühen Genuß der Freuden des Ruhms und eines behaglichen und glänzenden Lebens blasirt, und, unfähig geworden eines ächten, künstlerischen oder sittlichen Enthusiasmus, einer gesunden Freudigkeit, von den Dämonen der Eitelkeit oder eines trotzigen Eigensinnes beherrscht. Es fehlt seinem reichen und beweglichen, ohne Zweifel auch edeln aber ursprünglich schon nicht eben harmonischen Geiste an Schule und Zucht, an gediegener Bildung; ein Mann der Revolution auf dem Gebiete der Literatur und ein glücklicher Sieger, ermangelte er des beharrlichen Ernstes und Fleißes, wodurch sich der ächte Mann des Fortschrittes beurkundet; dem glänzenden Ungestüm seiner frühern Productionen entsprach nicht der Charakter des gereiftern Mannes; statt der angestrebten Universalität zeigte sich bei ihm ein haltungsloses Schwanken, ohne entschiedene Ueberzeugung und Richtung; statt einer Versöhnung der Gegensätze ein abwechselndes, oft peinigendes Hervortreten derselben, oder eine unbefriedigende Uebertünchung, statt einer philosophischen, heitern Gemüthsruhe ein sich trotzig in sich selbst zurückziehender Hochmuth. In seiner, wie uns dünkt, mehr mißmuthigen und verdrießlichen, als philosophischen Zurückgezogenheit sinnt und grübelt er über die Würde und den Beruf des Dichters, worüber er seine Ansichten in dem neuesten Band seiner Gedichte, in Prosa und in Versen mittheilt. In der Vorrede entwirft er das Bild des wahren Dichters, wobei er jedoch protestirt, daß er unter demselben seine eigne Person meine. Er sagt: „Unsterbliche Thaten sind in unsern Tagen verrichtet worden von großen und edeln Dichtern, die sich persönlich und unmittelbar in das tägliche Treiben des politischen Lebens mischten. Aber unsers Bedünkens könnte ein vollendeter Dichter, den der Zufall oder sein eigner Wille wenigstens für die dazu erforderliche Zeit aus dem Gedränge entfernt gehalten und vor jeder unmittelbaren Berührung mit der Regierung und den Parteien bewahrt hätte, auch etwas Großes leisten.

„Keine Verpflichtung, keine Kette. Freiheit würde walten in seinen Ideen wie in seinen Handlungen. Er wäre frei in seinem Wohlwollen für die Arbeitenden, in seiner Abneigung gegen die Uebelgesinnten, in seiner Liebe gegen die Dienenden, in seinem Erbarmen mit den Leidenden. Es stände ihm frei, allen Lügen, von welcher Seite oder Partei sie kommen mögen, den Weg zu versperren; frei sich an die Grundsätze anzuschließen, die in den Interessen untergehen; frei sich zu jedem Elend herabzubeugen; frei vor jeder Hingebung zu knien. Kein Haß gegen den König in seiner Liebe für das Volk; keine Beleidigung gegen die herrschenden in seinen Tröstungen an die gefall-

nen Dynastien; keine Kränkung der verstorbnen Geschlechter in seiner Sympathie für die Könige der Zukunft. Er würde in der Natur leben und im Schooße der Gesellschaft wohnen.... Nichts würde ihn stören in seiner tiefen und strengen Contemplation; weder der lärmende Gang der öffentlichen Ereignisse, denn er würde sie sich assimiliren und ihre Bedeutung in sein Werk aufnehmen, noch die zufallige Nähe irgend eines großen Privatunglücks, denn die Gewohnheit zu denken gibt die Kraft zu trösten, noch auch selbst die innere Bewegung durch eigene persönliche Leiden, denn durch die Risse in unserm Gemüthe sehen wir Gott, und wenn er geweint hätte, würde er wieder meditiren.

„In seinen Dramen, in Prosa und Versen, Theaterstücken und Romanen würde er die Geschichte und die Erfindung, das Leben der Völker und der Individuen, die hohe Lehre der königlichen Verbrechen wie in der antiken Tragödie, die nützliche Schilderung der Laster der Völker wie in der alten Komödie zur Anschauung bringen. Schmachvolle Ausnahmen absichtlich verhüllend, würde er Verehrung für das Alter predigen, indem er das Alter immer würdig darstellte; und Mitleid für das Weib, indem er es immer schwach schilderte; würde den Cultus der natürlichen Zartlichkeit predigen, indem er zeigte, daß immer und in allen Fällen etwas Heiliges, Göttliches und Tugendhaftes wohne in den zwei großen Gefühlen, auf welchen die Welt seit Adam und Eva beruht — dem Vater- und Muttergefühl. Endlich würde er überall die Würde des menschlichen Wesens offenbaren, indem er veranschaulichte, wie im tiefsten Innern jedes Menschen, wie verzweifelt und verworfen er sey, Gott einen Funken verborgen hat, den ein Hauch von oben immer wieder beleben kann, den die Asche nicht verbirgt, den der Koth selbst nicht auslöscht — die Seele.

„In seinen Gedichten würde er niederlegen seine Rathschläge an die Gegenwart, seine träumerischen Skizzen der Zukunft; den bald blendenden, bald düstern Reflex der gleichzeitigen Ereignisse; die Pantheon, die Gräber, die Ruinen, die Erinnerungen; die Menschenliebe gegen die Armen, das Mitleiden mit den Elenden; die Jahreszeiten, die Sonne, die Fluren, das Meer, die Berge: die verstohlenen Blicke in das Heiligthum der Seele, wo man auf einem geheimnißvollen Altar, wie durch die halbgeöffnete Pforte einer Capelle, alle die schönen goldenen Urnen sieht: den Glauben, die Hoffnung, die Poesie, die Liebe; endlich würde er darin niederlegen jene tiefsinnige Schilderung des eigenen Ichs — vielleicht das größte, allgemeinste, umfassendste Werk, das ein Denker schaffen kann.

„Wie alle Dichter, welche nachdenken, und beständig mit ihrem Geist über dem Universum schweben, wurde er durch alle seine Schöpfungen, Gedichte oder Dramen den Glanz der Schöpfung Gottes durchschimmern lassen. Man würde die Vögel in seinen Tragödien singen hören, den Menschen in seinen Landschaften leiden sehen. Nichts Verschiedenartigeres dem Anschein nach als seine Gedichte, und im Grunde doch nichts Zusammenhängenderes und Einigeres! Sein Werk, in seinem Zusammenhang genommen, würde der Erde gleichen; Producte aller Art, aber Eine Uridee bei allen Conceptionen; Blumen jeder Gattung, aber Ein Saft für alle Wurzeln.

„Er würde den Cultus des Gewissens pflegen, wie Juvenal, der Tag und Nacht seinen Zeugen und Richter in sich trug; den Cultus des Denkens, wie Dante, der die Verdammten nennt: le gente dolorose, che anno perduto il ben del intelletto; den Cultus der Natur, wie Augustin, der ohne Furcht als Panthelst verschrien zu werden, sagt: coelum coeli creatura est aliqua intellectualis.

„Und was so in der Gesammtheit seines Schaffens, mit all seinen Dramen, mit all seinen Poesien, mit allen seinen zerstreuten und abgerissenen Gedanken dieser Dichter, dieser Philosoph, dieser Geist hervorbrächte, das wäre, sagen wir es hier gerade heraus, die große geheimnißvolle Epopöe, von der wir Alle Jeder einen Gesang in uns haben, dessen Prolog Milton und dessen Epilog Byron geschrieben hat; des Gedichts vom Menschen.

„Dieß imposante Leben des Civilisation-fördernden Künstlers, diese riesenhafte philosophische und harmonische Arbeit, dieß Ideal von Gedicht und Dichter — jeder Denker hat das Recht es sich als Ziel, als Aufgabe seines Ehrgeizes, als Princip und als Endzweck vorzusetzen. Der Verfasser hat es sonst schon öfters ausgesprochen, daß er zu denen gehört, die streben und versuchen, mit Beharrlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit streben und versuchen. Weiter Nichts. Er läßt seiner Inspiration, was man so zu nennen beliebt, nicht ohne Weiteres den Zügel schießen. Er wendet sich beständig dem Menschen, der Natur, Gott zu. Mit jedem neuen Werke, das er zu Tage fördert, hebt er eine Seite des Schleiers auf, der seinen Gedanken verhüllt; und schon entdecken vielleicht aufmerksame Geister einige Einheit in dieser Sammlung von auf den ersten Anblick isolirten und divergirenden Werken. Der Verfasser glaubt, daß jeder ächte Dichter unabhängig von den Ideen, die aus seiner Geisteseigenthümlichkeit stammen, und von den Gedanken, welche ihm aus der ewigen Wahrheit zufließen, die Summe der Ideen seiner Zeit in sich tragen müsse."

Es mag sehr interessant seyn, wenn ein ausgezeichneter Dichter in vorgerückteren Jahren auf die Erzeugnisse seiner frühern Jahre zurückblickt, wenn er sie kritisch und analysirend betrachtet und so zu sagen einen Commentar dazu liefert, wie dieß Goethe in seiner Selbstbiographie gethan hat; ganz anders aber ist es, wenn der Dichter zugleich mit seinen poetischen Productionen dem Leser einen prosaischen Wegweiser und Commentar geben zu müssen glaubt, die Ideen angibt, die ihn geleitet und beseelt, seine Anschauung der Welt auseinandersetzt und den Gehalt seiner Poesie zergliedert. Ist der Dichter in seinen Gedichten hinlänglich klar und verstandlich, so kann er sich doch gewiß die Mühe sparen, das, was er doch hoffentlich in der schönsten Form, in Versen, schon gesagt hat, auch noch in einer minder schönen zu sagen; sind aber die Gedichte nicht klar, so wird dieser Fehler durch den prosaischen Commentar nicht verbessert; im Gegentheil wird die Kritik herausgefordert, genauer zu untersuchen, ob die Verse wirklich die Ideen enthalten, welche der Dichter als ihren Inhalt bezeichnet. Ein so verfahrender Dichter verräth Mißtrauen ge-

gen seine Leser, oder gegen sich selbst, oder beides. Was aber die in der Vorrede ausgesprochenen Ideen über den Beruf des Dichters betrifft (wobei wir trotz Hugo's Protestation doch zunächst an ihn selbst denken müssen), Ideen, welche er in dem ersten Stücke seiner Sammlung: Fonction du poète auch praktisch ausspricht — so ist dagegen Vieles einzuwenden. Der Inhalt dieses vierundzwanzig Seiten füllenden Gedichts läuft darauf hinaus, daß der Beruf des Dichters in einer verdorbenen, selbstsüchtigen, schmutzigen, glaubenlosen Zeit der sey, statt seiner Neigung nach im Schooße der friedlichen Natur zu leben und sich eines harmlosen Lebens zu freuen, vielmehr als ein begeisterter Seher, Prediger, Prophet und Weiser unter das Volk hinauszutreten und die übrigen verdorbenen Lehrer und Führer desselben zu ersetzen. Wir übersetzen nur ein paar Strophen prosaisch, denn das, an schönen Bildern und Vergleichungen reiche, in kräftiger Sprache gehaltene Stück scheint uns die Mühe einer poetischen Uebertragung nicht zu belohnen; es ist eine in rhetorischen Gegensätzen sich bewegende, durch den Verstand und poetische Technik gelöste Aufgabe, kein Gedicht im höhern Sinn. „Der Dichter, in diesen gottlosen Zeiten, ist bestimmt bessere Tage vorzubereiten. Er ist der Mann der Utopien; sein Fuß ist hier, sein Auge schweift fern. Er ist es, der hoch über allen Häuptern zu jeder Zeit, den Propheten gleich, in seiner Hand, der allgewaltigen, ob man ihn schelte oder lobe, gleich einer geschwungenen Fackel die Zukunft leuchtend emporhalten soll. — — Völker! höret den Dichter! hört den heiligen Träumer! In eurer Nacht, die ohne ihn völliges Dunkel wäre, ist seine Stirne allein hell beleuchtet! — Er strahlt, er wirft seine Flamme auf die ewige Wahrheit! Er läßt sie erglänzen in wunderbarer Klarheit für die Seele! Er überströmt mit seinem Lichte Städte und Wüsten, Paläste und Hütten, die Ebnen und die Höhen; allen enthüllt er es von oben, denn die Poesie ist der Stern, der Könige und Hirten zu Gott führt!"

(Fortsetzung folgt.)

König Skiold. *)

Dänisch.

Das Schwert an der Seite, den Schild am Arm,
Mit Waffengelöse erscheinet der Schwarm
Von Jungen und Alten im bunten Verein,
Im Thing zu berathen am Runesteine.

„Wem sollen wir bieten die Goldkrone an,
Wer ist von des Landes Söhnen der Mann,
Der für seines Stammes würdig kann tragen,
Er trete hervor und möge es sagen."

Und rings das Lärmen und Toben sich mehrt,
Ein Jeder hält sich der Krone werth,
Nur sich glaubt Jeder zum König geboren,
Am tüchtigsten hielten sich aber die Thoren.

Schon blitzen die Schwerter, schon schwingt man den Speer,
Da reget sich stürmend des Ostens Meer
Und beuget die Schaaren, die wilden, zum Schweigen,
Die rings sich der neuen Erscheinung neigen.

In weiter Ferne, dort wo sich vereint
Das Meer mit dem Himmel, ein Nachen erscheint,
Vom Sturmwind bald in die Tiefe verschlagen,
Bald leicht wie die Feder gen Himmel getragen.

Es sinken die Schwerter, der Lärm und Streit
Ist plötzlich verschwunden und seht wie bereit
Zur Hülfe und Rettung sich Jeder zeiget;
Da füllt sich die Tiefe, der Sturmwind schweiget.

Nun ruht von der Sonne gewärmt die Fluth
Nach schwerem Kampf mit des Sturmes Wuth.
Der Nixen Gesang wird von fern nur vernommen,
Indeß ist das Boot an die Küste geschwommen.

Und in dem schlummert, wie wunderbar!
Ein schöner Knabe mit goldnem Haar;
Ein seliges Lächeln umschwebt seine Mienen,
Zum Kissen ihm goldene Kornähren dienen.

Und wie er das Auge, das blaue, erhebt,
Den kindlichen Blicken nachgebend, entschwebt
Die Göttin der Zwietracht, der Streit hat ein Ende,
Da nicket er freundlich und schlägt in die Hände.

Verwundert drängt sich Jung und Alt
Zum holden Kleinen; so leicht, so bald
Muß Kindes Unschuld die Rohheit dienern,
Da spricht ein ergrauter Kämpe zu ihnen:

„Nicht wählt man Fürsten im Kampfe wild!"
— Er hob den Knaben auf seinen Schild. —
„Seht euren König! der Götter Segen,
Im Kinde kommt er uns jetzt entgegen."

Und Beifalljubel tönt ringsumher,
Man senkte vor ihm den blanken Speer,
Der Knabe lächelnd rings um sich blickte
Und freundlich grüßend der Schaar zunickte.

Sie Skiold ihn nannten, doch keiner weiß,
Woher er komme und wie er heiß';
Doch kann er, mag's ihm auch an Ahnen fehlen
Die Kön'ge Dän'marks als Nachkommen zählen.

*) Skiold, auf Deutsch Schild.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 111.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

26 September 1840.

Spanische Legenden von Jose Joaquin de Mora.

(Fortsetzung.)

Dieses politische Element ist der vorherrschende Zug der Gedichte vorliegender Sammlung; wir begegnen ihm überall, und unverhohlen stellt sich der freisinnige Zeitungsschreiber vor unsere Augen, der, wenn auch über die Folgen nicht ganz klar, doch alles gern verändern und verbessern möchte. Selbst die äußere Gestalt seiner Gedichte zeigt dieses Streben. Durchgängig ersetzt er nach einer Neuerung in der Rechtschreibung ge, gi durch je, ji; die Form der alten Romanzen, in welcher er vordem selbst mehrere Gedichte geschrieben, ist ihm nunmehr ärgerlich geworden, und statt ihrer wählt er paarweise reimende eilfsylbige Verse, nachbildend die englische Form vieler erzählenden und didaktischen Gedichte, die er zuweilen durch kurze siebensylbige Verse unterbricht — Formen, deren er sich schon früher in seinen Fabeln, nach dem Vorgange Driartes, bedient hatte. Vorzüglich aber gefällt ihm die Form der ottave rime bei längern und kürzern Versen. Auf diese Anwendung der erwähnten Formen legt der Dichter in der Vorrede zu seinen Gedichten ein besonderes Gewicht. Seine Hauptabsicht bei Herausgabe dieser Dichtungen, sagt er, sey, eine Form für erzählende Poesie einzuführen, die gleich ferne sey von dem niedern Style der Romanze, als von der Großartigkeit des Epos. Die Form der Romanzen scheine ihm durchaus verwerflich, obgleich sehr charakteristische und interessante Denkmale der Volkspoesie darin aufbewahrt würden, und ausgezeichnete Dichter bis auf Juan de Mena, ja noch spätere, sich derselben bedient hätten. Sie passe für die Kindheit der Poesie, nicht mehr in eine ausgebildete Zeit. Denn einen besondern Genuß gewähre bei der Poesie der Anblick der überwundenen formellen Schwierigkeiten, nun sey aber mit der Romanzenform so wenig Schwierigkeit verbunden, daß ganz gewöhnliche Leute aus dem Volke Romanzen verfertigen könnten, und das achtsylbige Versmaaß sey so leicht, daß man sich sogar hüten müsse bei prosaischen Ausarbeitungen nicht unbewußter Weise in dasselbe zu verfallen. Auch sey der Gleichklang der Endungen der zweiten Verse nicht nach dem ältesten Charakter der Romanze absolut erforderlich, vielmehr trete in derselben Romanze oft mehrfacher Wechsel ein. Dagegen sey der vollendete Reim sehr hoch zu schätzen, wo die Worte zu gebieten scheinen, aber sich unter der kunstgeübten Hand des Dichters fügen, so daß er als Herrscher der Form und der durch den Reim hervorgerufenen neuen Ideen dasteht. In der vollkommenen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, daß die Poesie von den leichten und trivialen Formen, die sie erniedrigten und verunzierten, befreit werde, habe er seine Gedichte geschrieben. Dagegen halte er sich ferne von allem Parteistreit und Schulgezänke der Kritiker. Es sey ihm gleichgültig, ob man seine poetischen Erzählungen classische oder romantische nenne; er verlange bloß, daß man sie als die seinigen anerkenne.

Wir werden durch diese Vorrede auf den Standpunkt aufmerksam, von welchem aus diese Gedichte, in Bezug auf die verschiedenen Richtungen der spanischen Dichtkunst, die oben angedeutet worden, zu beurtheilen sind. Mora verfolgt die Richtung, die Melendez eingeschlagen; seine Stoffe sind national, er strebt nach freier Darstellung, er ist reflectirend, überall Betrachtungen anknüpfend. Dagegen hütet er sich vor allen unwahrscheinlichen und phantastischen Beschreibungen, er vermeidet durchaus die eigenthümlichen Gebilde der romantischen Schule, über die er gelegentlich sich tadelnd ausspricht. Da er aber sich einmal genöthigt sieht, eine Spukscene zu beschreiben, König Rodrigo in dem geheimnißvollen Thurme zu Toledo, entschuldigt er sich deßhalb in einer Anmerkung. So sehr er unwahrscheinliche Schilderungen vermeidet, eben so sehr scheuet er auch alle leidenschaftlichen Darstellungen, die Vorstellung aller erregten Zustände, und nur sehr selten macht er hievon eine Ausnahme. Zugleich drängt sich die Subjectivität des Dichters überall hervor, und die Reflexion erscheint als das Hauptmoment. Daher sind alle Charaktere nur in leichten Umrissen gezeichnet, und kaum ein einziger scharf ausgemalt. Namentlich sind seine Frauengestalten nebelhaft. Ernst und spröde treten sie auf, oft

aber voll sanften Verlangens nach Liebe, und hier möchte wohl Sancha in der Erzählung, „der erste Graf von Castilien," den Vorzug verdienen, ergeben sich schon gleich bei der ersten Aufforderung, bleiben dann aber, gewöhnlich nach einer improvisirten, heimlich vollzogenen Ehe fromm und treu, und die Zustimmung der ältern Verwandten zu der eingegangenen Verbindung bleibt am Ende nicht aus. Die Darstellung, die leicht und angenehm, zuweilen blühend ist, geht schnell über Ereignisse weg, um zu Betrachtungen zu gelangen, verweilt indessen zuweilen bei der Anschauung herrlicher Naturscenen oder anderer äußerer Erscheinungen, deren Zeichnung in der Regel besser als die Schilderung der Charaktere gelingt. Sein Unmuth unterbricht ihn aber bald wieder, dem sanfte, ruhige Gemälde nicht recht zusagen, wie still beglückter Liebe, oder frommer Ergebenheit. Wenn er einmal der Religion erwähnt, klingt es beinahe wie Spott. Sein Schmerz ist aber kein sogenannter Weltschmerz, nein überall nur die Klage um Spanien, eines Spaniers Leiden, eines Spaniers Wünsche und Hoffnungen. Eine kurze Uebersicht möge den Inhalt dieser Sammlung vorführen. Es sind zwanzig verschiedene poetische Erzählungen, von größerm und kleinerm Umfange, die ein paarmal nur ein Bild enthalten.

1) Die Jüdin. Die Schilderung einer vom Mondscheine erhellten romantischen Gegend diene zur Einleitung. (S. 3.)

Der Hain schweigt einsam. In schweigsamem Raume
Hinströmt der klare Quell, mit leichtem Schaume
Die Blumen netzend, blühend an seinem Rande,
Und Weid' und Eiche, die vor Sonnenbrande
Zum Dach ihm sich verzweiget.
Nur von des Himmelsdomes Höhen zeiget
Der sanfte Mond in mildem Silberscheine
Sein Antlitz, und die nackten Felsgesteine
Sich mannichfach in seinem Glanz gestalten;
Hier dünne Streifen, weiße Masse entfalten,
Verimmtverzogenpuppen doch sie. Von dem bleichen
Zwielicht umflossen, die bejahrten Eichen
Seltsame Formen kleiden;
Und mit gesenktem Zweig die Trauerweiden
Bewegliche Gebilde in sich enthüllen.
Mit hellerem Schimmer füllen
Die vollen Wogen sich, die weithin gießet
Das Lichtmeer, in dem klarstes Silber fließet,
Zur nahen Ebne, bis wo unter Blüthen
Der Aeste, die sie sorgsam bewegend hüten,
Melodisch kosend säuseln kühle Lüfte
Und scherzen, tragend Lust und seltsche Düfte;
Und wenn alsdann sie regen ihre Schwingen,
Sie Wohlgerüch' umschweben, die durchdringen
Die unbewegte Sphäre.

Im Hintergrunde der Landschaft erhebt sich unter Felsen ein Castell, dessen Herr Don Suero, der an Lord Byrons Lara, und matt an Manfred erinnern soll, hier, versunken in ernste Träumereien, wandelt. Innere Qualen scheinen ihn zu verzehren, aber ein geheimnißvolles Dunkel verbirgt sein Treiben seit er aus dem Morgenlande, wohin er mit dem Kreuze geziert gezogen war, zurückkehrte. Er hört eine Stimme um Hülfe flehen, und gewahrt einen Knaben, der aus der nahen Stadt bei einer Judenvertreibung entflohen war. Diesem sagt er seinen Schutz zu, da ergreift der Knabe seine Hand und wahrsagt. Er deutet auf Liebesglück und Macht, und bemerkt, daß eine geheime Sehnsucht an des Ritters Herzen nage: das Verlangen nach verborgener Wissenschaft. Der Ritter entgegnet, daß ein greiser Magier, der in der Kreuzfahrer Gefangenschaft gerathen, ihm Belehrung und Befriedigung seines Verlangens versprochen, aber ein ungünstiges Schicksal dieses verwehrt habe. Nun verzehre ihn hoffnungsloser Gram. Der Knabe verspricht die ersehnte Belehrung, und beide beginnen rastlos Studien der Magie. Aber nicht lange währt dieser ununterbrochene Verkehr. Der Knabe wird unruhig, traurig und sucht die Einsamkeit. Dort findet ihn eines Tages Don Suero, der den Grund dieser Veränderung fragt, und nun entdeckt, daß der vermeintliche Knabe ein Mädchen ist. Rachel, so heißt sie, erklärt ihm ihre Liebe, die auch ihn erfüllt, und dem liebenden Paare entschwinden nun die Tage der Wonne wie schnelle Stunden. Doch den Edeln von Castilien ist Suero's Treiben ein Gräuel; sie ziehen gegen ihn zu Felde, und nach muthiger Gegenwehr fällt der Ritter, auf dessen Leiche sich ein zartes Kind stürzt, sie mit Küssen bedeckend: es ist Rachel, die bei ihrem Geliebten verscheidet.

(Fortsetzung folgt.)

Victor Hugo's Strahlen und Schatten.

(Fortsetzung.)

Daß der Dichter einen höheren Beruf hat, als nur den der Unterhaltung und Ergötzung, daß er die Gemüther auf das Wahre, das Sittliche, das Göttliche hinzuweisen bestimmt ist, und dieß, auch ohne die Absicht dazu, ohne das ausdrückliche Bewußtseyn davon, thut, wird man nicht bestreiten, und es kann auch dem Dichter, der sich selbst fühlt, nicht verwehrt werden, dieß gelegentlich auszusprechen; aber etwas Anderes ist es: eine förmliche Doctrine, ein Dogma daraus zu machen, und die Function des Dichters in einem langen Gedicht auseinanderzusetzen. Man könnte dieß Gedicht von der Function des Dichters als ein Muster betrachten: wie der Dichter nicht zu belehren suchen solle. Daß V. Hugo unter dem Dichter zunächst sich selbst meint, dürfte, wenn man die Vorrede vergleicht, kaum zu bezweifeln seyn; und dann darf man ihm, abgesehen von der Eitelkeit die darin sich kund gibt, mit allem Recht entgegnen, daß der Dichter, welcher der Vorbereiter besserer Zeiten seyn, der den Glauben wieder herstellen, die Völker zu Gott führen will, selbst mehr innern Halt, mehr Festigkeit der Ueberzeugung, mehr Energie des Gemüths und Glaubens haben müßte und größere Einheit des Strebens, als Victor Hugo in seinen Werken überhaupt, und auch wieder in dieser neuesten Sammlung von Gedichten an den Tag legt. Wer den Völkern voranleuchten will, der muß nicht schwanken zwischen Zweifel und Glau-

ben, muß nicht jedem Strahl einen Schatten gegenüber stellen, muß nicht ungewiß seyn, ob die Dämmerung der jetzigen Zeit eine Morgen- oder eine Abenddämmerung ist; er muß ein klareres Resultat seiner „Weisheit" herausbringen, als dasjenige ist, welches sich in dem so betitelten Gedicht Victor Hugo's, auf das wir zurückkommen, herausstellt. Abgesehen aber von dieser persönlichen Beziehung, den von Victor Hugo aufgestellten Satz selbst betreffend, stimmen wir vollkommen überein mit dem, was ein französischer Beurtheiler des neuesten Bandes von Hugo's Poesien, Charles Magnin, in dieser Hinsicht sagt:

„Aus der Vorrede so wie aus dem ersten Gedicht der Sammlung geht so viel deutlich hervor, daß Victor Hugo für die Poesie jede philosophische und religiöse Initiative in Anspruch nimmt. Er berührt hier eine umfassende Frage. Besitzt die Poesie wirklich diese intellectuelle Initiative, die er ihr zutheilt? Ist die Phantasie wirklich das allerbeste Organ, um sich der Wahrheit zu versichern? In Victor Hugo's Antwort darauf liegt etwas Wahres, aber auch etwas Uebertriebenes und Falsches. Wahr ist es, die Phantasie ist die Vorläuferin der Vernunft; sie tritt ihr als Fackelträgerin voran; sie ist die halb dunkle, halb lichte Säule, welche die menschliche Karawane durch die Wüsten der Intelligenz führt. Begabt mit einer Art von bisher zu wenig ergründetem divinatorischem Instinct, ist der poetische Genius mehr als irgend ein anderes unsrer Vermögen geeignet, gewisse feinere Beziehungen zwischen den verschiednen Gegenständen der Schöpfung aufzufassen, welche einem andern Sinn verborgen bleiben. Die Poesie, die man die Halbwissenschaft und vielleicht noch besser die Voranschauung nennen kann, läßt durch den Schimmer ihrer Symbole und den Blitz ihrer Metaphern eine Menge anticipirter Wahrheiten glänzen, deren Demonstration später die Wissenschaft finden wird. Aber daraus, daß die Poesie und Phantasie dem Menschen gegeben ist als ein schätzbares Organ der Ahnung und Entdeckung, daraus, daß unsre großen dramatischen Dichter und unsre geistreichen Romandichter durch das unermüdliche Wühlen ihrer gemüthlichen Psychologie die geheimsten Bewegungen gewisser Leidenschaften zum Gemeingut gemacht und beinahe zu wissenschaftlicher Klarheit erhoben haben; daraus, daß jeder wahrhaft poetische Ausdruck die Offenbarung eines neu entdeckten Bezugs zwischen der physischen und moralischen Welt ist: folgt daraus, daß die Initiative in socialen und religiösen Dingen in unsrer Zeit den Poeten zusteht, und daß sie die metaphysischen und socialen Probleme anzufassen und zu lösen berufen sind? Nein, gewiß nicht! Wenn Herr von Lamartine und Victor Hugo nach St. Simon und Fourier, nach Jean Reynaud und Pierre Leroux sich an die Fragen der religiösen Neuerung und der socialen Organisation machen, so erinnern sie uns unangenehm an den Abbé Delille, der in den „drei Reichen der Natur" die Physiker und Naturforscher seiner Zeit in Verse übersetzte; aber wenigstens machte der Abbé Delille keine Ansprüche auf wissenschaftliche Initiative. Nein! nicht durch directe Bestrebungen, nicht durch ehrgeizige und unbestimmte allgemeine Theorien, selbst nicht durch kosmogonische Gedichte, wären sie auch so frappant wie „der Fall eines Engels," können die Poeten sich das Verdienst erwerben, zu den Lehrern der Menschheit gezählt zu werden. Homer, Virgil, Dante, Shakspeare, Racine, Goethe haben keine Systeme erfunden, nicht mit Pythagoras, Platon, Bacon, Descartes, Kant gestritten. Diese bezaubernden Leiter und Führer der Menschheit haben die der Muse gemäßeren Bahnen eingeschlagen. Sie sind so bewundernswerth hauptsächlich darum, weil sie auf der Höhe der Bildung und des Wissens ihrer Zeit standen, und leichthin eine Menge anmuthender, zarter, unerwarteter Gesichtspunkte zur Betrachtung der Welt und des Menschen ausstreuten; weil sie den Wohllaut und den Gedanken vermählten, und einfach alle ihre Gefühle aussprachen in einem Styl, worin das Herz, der Geist und das Ohr ewig neue Reize entdecken. In diesem beschränkten Sinn üben die Poesie und die Phantasie eine wahre Initiative im menschlichen enken, und Victor Hugo hat, als ausgezeichneter Schriftsteller und vollendeter Meister in Bildern und Metaphern, allein mehr solcher phosphoresceirender Wahrheiten aufgebracht, als beinah' alle unsre jetzigen Dichter zusammen. Aber er setze die Vorzüge, die er wirklich besitzt, nicht aufs Spiel, dadurch daß er Zweck und Bestimmung des poetisch-magnetischen Instruments verkennt und entstellt, das er mit so großer Geschicklichkeit handhabt. Glaube er es uns! es ist mehr Erfindung, mehr Schöpferkraft, mehr wirkliche Originalität in ein paar einfachen Blättern, geschrieben aus der Fülle des Herzens und der Phantasie, als in den vagen Gemeinplätzen von der Zukunft, womit der Dichter in diesem seinem neuesten Bande nur zu oft die Lücken des Gedankens ausfüllen zu müssen geglaubt hat." — —

Vielleicht hängt auch dieser Zug, daß Dichter wie Lamartine und Victor Hugo, im Wahn der Poesie ihre höchste Würde zu erkämpfen, sie vielmehr ihrer edeln Unabhängigkeit und Selbstgenügsamkeit berauben, und sie zu einem Mittel herabsetzen, während sie Selbstzweck ist und bleiben soll, zusammen mit der krankhaften Unbehaglichkeit der Zeit überhaupt, welche sich vorzüglich darin äußert, daß jeder über die ihm zugetheilte Sphäre hinauszugreifen strebt und dieß Symptom der Unbefriedigung für ein edles Streben ausgibt.

Uebrigens läßt Charles Magnin dem Reichthum und Talent des Dichters größere Gerechtigkeit widerfahren, als andere Kritiker gethan haben, und wir führen noch eine Stelle von ihm an, wo er, dem Vorwurf entgegentretend, daß Victor Hugo seit den Oden und Balladen nichts tief Empfundenes, nichts Wahres, nichts Inniges mehr geschaffen habe, daß er ein ganz äußerlicher und oberflächlicher Dichter geworden sey, behauptet: seine Leyer zähle im Gegentheil eine große Zahl wohl zu unterscheidender und gesunder Saiten: „Ich finde bei ihm zuerst eine ernste und melodische Saite, die wir in den ersten Oden des Dichters vernommen haben, und die noch so tönend und beweglich ist, wie in den frühesten Zeiten: die der Erinnerungen aus der Kindheit. Neben dieser finde ich die Saite der brüderlichen Freundschaft, der kindlichen Liebe, ich könnte beinahe sagen des Cultus der Mutter. Dann kommt die Saite der Familienzärtlichkeit und des Vatergefühles, eine oft und rührend angeschlagene Saite. Die vierte Saite ist die des Almosen spendenden Erbarmens. Dann kommen die der Liebe, manch-

mal zu sinnlich, manchmal zu mystisch, beinahe immer zu persönlich, wahr jedoch und empfunden, besonders wenn er sich zur Vergangenheit zurückwendet; die des poetischen Stolzes, eine derbe Saite, die jedoch hier etwas gemäßigter ertönt als in den „Innern Stimmen," die aber immer noch einen Dämpfer brauchen könnte; die der Vorliebe für Ruinen, ein complicirtes Gefühl, worin sich die Ehrfurcht vor der alten Capetingischen Monarchie und die Erinnerungen aus der Kaiserzeit vermischen; endlich und vor Allem die Liebe zur Farbe, zum Ton, zur Ausdehnung, mit andern Worten: die Anbetung der materiellen Welt, was unsre Nachbarn Naturalismus nennen. Alle diese Gefühle sind bei Victor Hugo wahr und aufrichtig; sie versöhnen und verschmelzen sich miteinander, trotz dem, was sie Entgegengesetztes wirklich oder nur scheinbar in sich haben. Ueberdieß darf man vom Dichter keine absolute Einheit der Empfindungen verlangen; das führte zur Trockenheit und Monotonie. Aber anders als mit den Gefühlen verhält es sich mit den Ideen. Der Geist duldet keine Widersprüche — und dergleichen finden sich bei Victor Hugo nicht wenige" u. s. w.

Die neue Sammlung enthält vierundvierzig Stücke, von welchen manche nur ein paar Zeilen oder Strophen betragen, andre dagegen zwanzig und mehr Seiten einnehmen. Es finden sich darin wenige Gedichte, welche lyrisch im engsten Sinn, liederartig, genannt werden könnten; viele sind, so zu sagen, elegische Episteln; die Reflexion, in der Sprache einer bilderreichen Rhetorik, herrscht vor. Die Gegenstände sind verschiedner Art und es werden die meisten der oben aufgezählten Saiten berührt; philosophisch religiöse Betrachtungen wechseln ab mit historischen und persönlichen Erinnerungen, Naturschilderungen mit Romanzen im spanischen (ächten?) Geschmack. Wir lassen einige Proben folgen, zuerst ein Lied, das der Dichter: Guitarre betitelt:

Wenn du mich zum Ruhm verweisest,
Muß ich bitter lächeln nur;
Treulos, wie du sie auch preisest,
Kenn' ich dieser Stimme Schwur!

Ruhm darf nirgends haemlos thronen;
Neid, mit ungestümer Wuth,
Will dieß hehre Bild nie schonen,
Als wo über'm Grab es ruht.

Nacht zerrinnt wie Sand im Siebe,
Rasch entflieht des Glückes Zeit;
Besser ist ein wenig Liebe,
Das, geräuschlos, Tröstung leiht.

Deine Stimme nur, dein Lächeln,
Ist mein Wunsch und meine Wahl —
Rosen, Schatten, Windeswehen,
Und im Wald der Sonnenstrahl.

Schenk' mir, der ich mich verhülle,
So in Freud' wie Kummer, gern,
Blum', nur deines Athems Fülle,
Deinen Blick nur, o mein Stern!

Unter'm Augenliede, Ganzes
Voll vom himmlischen Azur,
Schläft ein Weltall dir, ein ganzes;
Ich — ich such' dort Liebe nur!

Mein Gedanke, dessen Wellen
Sprudelnd reich von Lust und Schmerz,
Meere, Welten könnten schwellen,
Will' erfüllen nur dein Herz!

Sing'! Entzückung gleich ich fühle;
Lächle! das nur thut mir Noth!
Was gilt mir des Volks Gewühle
Von Gelärm und Hader roth?

Wenn in süßen Rausch du sinken
Mich gemacht: umsonst im Traum
Mir glanzvolle Dichter winken
Weg von dir zum Lorbeerbaum.

Keine Warnung soll mich schrecken!
Voe zieh' ich mein Leben lang
Den Fanfaren, die mich wecken,
Deinen schläfernden Gesang.

Ich will, ob mir Glanzschrift schreibe
Hell mein Nam' am Himmel sich,
Daß mein Ich hienieden bleibe
Halb, um stets zu lieben dich!

Laß im Schatten mich dich, Reine!
Lieben, von Schwermuth bekränzt;
Schwermuth gleicht dem düstern Haine,
Wo die Liebe heller glänzt.

Lichter Engel ohne Fehle!
Weib an Tagen reich voll Schmerz:
Deine Schwing' leih meiner Seele,
Dir zu Füßen laß' mein Herz!

Juninächte.

Wenn Sommers schied der Tag, dann gießt, bedeckt von Blumen,
Wohlduft, berauschenden, weithin die bunte Flur;
Geschlossnen Aug's, das Ohr halb offen lautem Summen
Schläft in durchsichtigem, in halbem Schlaf man nur.
Die Sterne sind so rein, sanfter erscheint der Schatten,
Ein schwankes Halblicht färbt den hochgewölbten Raum;
Das bleiche Morgengrau'n irrt, harrend ohn' Ermatten
So lange währt die Nacht, so scheint's, an Himmels Saum.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 112.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

1 Oktober 1840.

Spanische Legenden von Jose Joaquin de Mora.

(Fortsetzung.)

2) Die Stickerin von Granada. Eine Note des Dichters erzählt die historische Grundlage dieses Stückes. Zur Zeit der Königin Isabella war nämlich eine Pfannkuchendäckerin in Granada wegen ihrer Fertigkeit berühmt. Um der Königin, die Pfannkuchen sehr liebte, gefällig zu seyn, ritt Don Gonzalo von Cordova nach Granada, wo er die Maurin gewaltsam entführte, und zur Königin brachte. Der Dichter verwandelt nun, „weil Pfannkuchen sich nicht gut poetisch ausschmücken lassen," die Pfannkuchendäckerin in eine Stickerin, die durch Liedesvorspiegelungen, die nicht fehlen dürfen, „weil Liebe ein durchaus nöthiger Bestandtheil der Abenteuer und Schilderungen jener Zeiten ist," bewogen, dem Don Gonzalo von Cordova zu folgen, an den Hof kommt, wo sie sich enttäuscht findet, und nun langsam hinwelkt.

3) Eine Mutter. Ein Flüchtling sieht eine edle Dame, die in einem einsamen Hause in Sevilla wohnt, um Aufnahme für die Nacht, die ihm auch freundlich gewährt wird. Am andern Morgen ist der geheimnißvolle Gast, der seinen Namen nicht nennen wollte, spurlos verschwunden. Da vernimmt die Frau, daß während der Nacht blutiger Kampf im Alcazar gewesen, und hier ihr Sohn als Empörer gefangen und zum Tode verurtheilt sey. Schnell eilt sie zum Könige hin, der sie schon von ferne erkennt, und seinen Leuten sagt, man solle dieser Frau geben, was sie verlange. Sie begehrt die Freiheit von Gil Valpuesta. Ihre Forderung wird dem König hinterbracht, der sie als seine Lebensretterin erklärt, denn der König selbst war jener Flüchtling, der in ihrem Hause Schutz gesucht, während Aufruhr in seinem Palaste wüthete. Er fragt nach dem Grunde gerade dieser Bitte, und erfährt, daß diese Frau die Mutter des Jünglings ist, der er großmüthig ihren Sohn wieder gibt. Nicht gedenkt der König, daß Gil Valpuesta der Sohn des gefährlichsten Feindes des Maurenkönigs ist; daß erst nach den hartnäckigsten Kämpfen, in welchen sein ritterlicher Vater erlag, der Jüngling in die Gefangenschaft des Königs gerathen, wohin seine Mutter ihm gefolgt war, und sich, um ihm beständig nahe zu seyn, in Sevilla niedergelassen hatte; daß Gil an der Spitze der Angreifenden im Alcazar gestanden, und erst nach der kraftvollsten Gegenwehr besiegt worden.

4) Der Apotheker von Zamora. Ein Gemälde im Style der niederländischen Schule. Ben Jusef sitzt in einem seltsamen Anzug, der aber seinem Charakter entspricht, mit welkem Antlitz und langem Barte, zwischen seinen Büchsen und Dosen, die wunderbare Dinge enthalten. Sein Gemach ist mit den seltsamsten Gegenständen ausgeschmückt; ähnlich dem Wunderdoctor im Hudibras erscheint er selbst. Er ist Apotheker, aber auch Zauberer, der Lebenselexiere feil hat, verlorne Sachen ausfindig macht, und den Mädchen einen Bräutigam verschafft. Er wird von den Mauren als Spion in das Heer der Spanier geschickt, und bringt die Nachricht, daß in der kommenden Nacht von dem Feinde nichts zu befürchten sey. Da aber die Mauren sich sorglos Festschmausereien hingeben, erfolgt ein Ueberfall. Ben Jusef findet selbst ein schimpfliches Ende. (S. 68.)

Als das Morgenroth erschienen
Nach der nächt'gen Stürmes Beben,
Sah am Galgen man vor ihnen
Der Quacksalber Seele schweben.
Ob den Lohn er hätt verdienen,
Ob Falschheit, ob Irrthum eben
Sein Andenken schnöd befleckte,
Die Geschichte nicht entdeckte.

5) Der Sohn Don Farfans. Don Farfan belagert Lopera. Er sieht seinen Sohn von der Stadt herkommen, und bezichtigt ihn mit heftigen Worten eines Einverständnisses mit dem Feinde. Sturm auf die Stadt. Der Jüngling dringt siegreich durch ein Thor, und die Stadt wird erobert. Freudevoll schließt der Vater ihn an sein Herz, doch der Jüngling erwiedert: jene Pforte öffnete mir ein Maurenmädchen, die ich

heute besuchte. Sey nun Lopera Spaniens, mein die schöne Pförtnerin.

6) Hermijio und Gotona. In Galizien arbeitet ein Jüngling auf dem Ambos eines Waffenschmiedes. Von Thatenlust entbrannt, rüstet er sich mit den Waffen, die er verfertigt, und eilt zum Heere des Königs Don Saucho, wo seine Tapferkeit ihn bald auszeichnet. Aber verwundet findet ihn die einfache Gotona, die in frommer Zurückgezogenheit lebt. Drei Tage verweilt er in ihrer stillen Hütte, wo beide sich ewige Liebe geloben. Indessen erinnert der König sich seiner, und Don Gelimer bezeichnet ihn als den Neffen des Bischofs Ero, der sich seiner nicht angenommen. Jetzt aber läßt ihn der Bischof zu sich berufen, und will ihn mit einer reichen Dame verbinden. Hermijio schlägt diesen Vorschlag aus, und ein befreundeter Abt vermählt ihn mit seiner Gotana. Fruchtlos sind die Racheversuche des beleidigten Oheims. Hermijio gewinnt Ehre und Reichthum durch seine Tapferkeit.

7) Die Florida. Von allem Treiben der Welt zurückgezogen, lebt der ergraute Kriegsheld Gil von Oñate bloß der Liebe seiner Tochter Ines. Da beruft ihn Philipp der Zweite, ein Schiff in der großen Flotte, die er gegen England ausgerüstet hatte, zu führen. Aber Ines vermag sich nicht von ihrem Vater zu trennen, und besteigt mit ihm das Schiff: die Florida. Von der Gewalt der Elemente wird die glänzende Flotte vernichtet. Mehrere Tage auf dem Meere umhergeworfen, landet endlich die Florida an einer fremden Küste. Ines betritt das Ufer, wo ihr ein blühender Jüngling begegnet. Es ist Maclean, der Häuptling eines mächtigen Clans; das Land ist die Insel Mull, nicht weit von der schottischen Küste. Liebe nähert den Schotten und die spanische Jungfrau. Aber während sie schwärmend in ihm das Ideal männlicher Tugend anbetet, sind seine Gefühle niederer Art. Er ist bereits verheirathet, und Lady Maclean sinnt auf Untergang dieser neuen Verbindung. Eine heftige Explosion erschreckt in der Nacht die Inselbewohner, und wo die Florida vor Anker gelegen, sah man nur noch Trümmer und verstümmelte Leichen, die auf der See umhertrieben. Unter ihnen war die schöne Ines.

8) Scene aus den Zeiten des Lehenwesens. Ein fürchterlicher Zustand wird beschrieben: überall Gesetzlosigkeit und Gewalt, das Volk ein Opfer der Großen, überall Rohheit und Gräuel. Vor andern zeichnet sich Don Arias durch Reichthum und kriegerischen Sinn aus. Ruhe und Friede ist ihm verhaßt, seine einzige Lust Krieg und Blutvergießen. Von dem edeln Don Alphonso, in dessen Adern königliches Blut strömt, dessen Ruhm vormals weit gepriesen war, den aber das Glück seit einiger Zeit verlassen hat, fordert er die Hand seiner einzigen Tochter, der reizenden Estrella. Diese wird ihm verweigert und Rache schnaubend zieht er gegen Alphonso, dessen Krieger er schlägt, dessen Burg er zerstört, und kehrt siegreich, Vater und Tochter als Gefangene mit sich führend, von seinem Feldzuge zurück. Trüb und düster war das Festmahl, welches der Wüthrich veranstaltete zur Feier seiner Hochzeit mit der unglücklichen Estrella. Da erscheint ein armenischer Sterndeuter, der von Arias aufgefordert, ihm das Horoskop zu stellen,' ernst entgegnet, eher sollen Tiger sich mit Lämmern verbinden, als du mit dieser Jungfrau. Schon blitzt das Schwert in des zornigen Arias Händen, doch schneller trifft ihn der tödtende Stahl des Fremden. Freudig sehen die Mannen den Tod ihres Zwingherrn. Des Sterndeuters Bart und Hülle sinkt, und ein Jüngling erscheint, Estrella's Geliebter, den nun Liebe reichlich lohnt.

9) Zafadola. Der Maurenkönig Zafadola beherrscht friedlich und gerecht einen Theil Spaniens. Feindliche Rotten erscheinen, die gewaltig mehrere mächtige Königreiche schnell erobern. Um gegen sie geschützt zu seyn, ergibt sich Zafadola dem Könige Alphonso von Leon. Alphonso nimmt ihn zuvorkommend auf, und bald bewirbt sich jedes „höfische Insect" um seine Gunst. Einer der Höflinge, Farfan, entbrennt in Liebe zu Saled, einer Favoritin Zafadolas, wodurch er sich von diesem eine Zurechtweisung zuzieht. Farfan schwört Rache. Nicht lange nachher bricht ein Aufruhr gegen König Alphonso aus, an dessen Spitze Farfan steht. Alphonso schickt Zafadola gegen ihn, der ihn besiegt und gefangen dem Könige überliefert. Doch entgeht derselbe der verdienten Strafe. Alphonso zieht zu neuen Kriegen, während Zafadola die Mauren bekämpft. Im Lande entstehen neue Unruhen; Zafadola, der sie unterdrücken soll, verlangt Unterstützung, und Alphonso stellt Farfan, der sich bei ihm einzuschmeicheln gewußt, an die Spitze der Hülfstruppen. Zafadola, der, um die Unterthanen zu schonen, keine Lasten ihnen aufgelegt und keine Abgaben eingetrieben hatte, leidet Geldmangel, und verlangt von Farfan, der von Beute und Raub schwer herankommt, Geldunterstützung. Farfans stolzes Benehmen reizt Zafadola zum Zorn und zu heftigen Aeußerungen hin, und nun erschlagt ihn Farfan. Mit Gleichgültigkeit hört Alphonso die Nachricht von Zafadola's Ermordung.

10) Die Schlacht von Fraga. König Alphonso streitet siegreich gegen die Mauren. Trotz bietet ihm Fraga, welches er mit der Blüthe der Ritterschaft belagert. Schreckliche Hungersnoth wüthet in der Stadt, deren Abgeordnete wegen einer Uebergabe unterhandeln wollen. Alphonso weiset sie zurück, denn er hat allen Einwohnern den Tod geschworen. Da rückt ein überlegenes, von Siegen in andern Theilen Spaniens trunkenes, maurisches Heer zum Entsatz heran. Die Spanier bereiten sich zum Kampfe und beten zum Himmel um Hülfe. Und nun folgt eine Stelle, die in ihrer Art ganz allein im ganzen Werke steht, wegen deren aber der Dichter es für nöthig erachtet, sich auf eine alte Chronik zu berufen, woher sie entlehnt sey. (S. 172.)

Ein Geist ist in des Himmels hohen Auen,
In dem die armen Sterblichen erschauen
Einen Fürsprecher liebevoll und milde;
Ein Geist, der dringet zu dem Lichtgefilde,
Wo seinen hehren Thron der Herr gegründet,
Und der, erröthend, zu Mitleid entzündet,
In bangen Händen heut, mit Seufzer Wehen,
Des Kranken, des Gefangnen frommes Flehen,

Der Gattin und der Mutter voller Treue.
Doch Gabriel verehrt in heil'ger Scheue
Das, was die höchste Macht gerecht verhänget;
Und da der Aragonier hart bedränget
Zu höhern Zonen seine Klag' entsendet,
Der Engel weicht und sein Antlitz abwendet.

Der Untergang des spanischen Heeres ist im Himmel beschlossen. Eine blutige Schlacht beginnt, in welcher die herrlichsten spanischen Helden fallen. Der kühnste derselben ist noch unverletzt. Hören wir den Dichter selbst, damit wir sein Talent zu malenden Beschreibungen, das wir bei der Darstellung von Naturscenen schon betrachtet haben, genauer kennen lernen. (S. 178.)

Noch trotzte Gaston, der in Kriegsgefahren
Mit der Bergföhne unbezwungnen Scharen
Zum Blachfeld bald, bald zu bestürmtem Thurme,
Schnell Schutz gewährend, eilet gleich dem Sturme.
Und ob ihn drängend dichte Schwärm' umgeben
Von Feinden, doch zu glorreich hohem Streben
Treibt die Gefahr ihn, der das Heer erlieget,
Und unverweilt er ihm zu Hülfe flieget.
Auf sein Geheiß zerstreute Trümmer boten
Vereinen sich; und mit beredten Worten,
Erfüllt von Kraft und Feu'r, beseelt er wieder
Den Muth, der schwindet, der sank gänzlich nieder
Mit starker Menge krönt er einen steilen
Gipfel des Bergs, den viele Furchen theilen.
Der Mauren Feldherr überrascht gewahret
Die sichre Lenkung; da Alphonso schaaret
Die Haufen, die des Lagers Schutz sich weihen,
Vorsichtig ausdehnt Gaston seine Reihen,
Die sich den Mauren zu empfangen rüsten.
So wie sich häufen in der Saca Wüsten
Flugsandes Hügel, die aufregt mit Heulen
Das Wehen des Oceans, dichteste Säulen
Vor sich hintreibend, drehend sich im Kreise,
Nach eines fürchterlichen Riesen Weise,
Der trunken in qualvollen Krämpfen schwanket:
So Afrika's schwerfäll'ge Macht auch wanket,
Verwirrt sich, theilt sich, daß den Weg sie bahne
Zu Gaston, der aufpflanzet stolz die Fahne,
Auf höchste Felsenspitz', und ihr zur Seite
Die Feinde rufet zu dem letzten Streite.
Tarifa naht, und auf Arabergossen
Zweitausend Bogenschützen, ihm Genossen,
An die alsdann sich die Armbrüste schließen,
Dir Schleud'rer folgen, und ein Schwarm mit Spießen,
Gleich dichtem Fichtenwald. Im Christenheere
Zwei Reihn stehn, gut gewappnet, deren Speere
Hellglänzend schimmern, eine starke Mauer,
Ein zweifach Gitter, Bollwerk fester Dauer.
Nicht gab der Himmel mir die Kraft zu schildern
Dir, Leser, in getreuen, wahren Bildern
Was würd' in Tasso's Liedern würdig prangen;
Nicht, wie um Einen Fleck sie furchtlos rangen,
Der hundertmal gewonnen und verloren;
Nicht, jene wilde Wuth zum Tod erkoren,
Die, Brust und Arm durchglühend, sie erwecket;
Nicht, wie von blut'gen Trümmern überdecket
Der Boden war, von Strömen Bluts, von Leichen,
Die Höll' entsandt' aus ihren schwarzen Reichen
Dorthin verdammte Scharen, deren Zungen
Ausströmten von gottlosen Lästerungen,
Die, unstet schweifend, durch die Lüfte schwammen,
Und niedergossen grausen Hasses Flammen.
Drei lange Stunden dauert jenes Ringen,
Bis zu der Höh' als Siegre endlich dringen
Die Mauren. Ueberschwemmt von weiten Fluthen
Ungläub'ger Haufen Spaniens Reihn verbluten.
Da ist Niemand, dem Flucht vermag zu retten
Sein elend Daseyn, noch dem schwere Ketten
Das Haupt in Knechtschaft beugen, hart und bitter.
Hinsinket Edler, Page, Knappe, Ritter,
Hinsinkt Galvete und Fortunel, zur Seite
Den beiden Armen sinkt, im heißen Streite
Von eines Mauren schnellem Pfeil getroffen,
Gontul, der Vigorrese, und weit offen
Die Wunde klafft, die grimmer Stahl gespendet,
Aus der Held Gaston letzten Hauch entsendet.

So ist das spanische Heer vernichtet. Der König selbst entflieht mit Mühe, und stirbt nicht lange nachher in einem Kloster gebrochenen Herzens.

11) Don Lope. Die Mauren nahen. Das Volk flieht in großer Bestürzung. Don Lope zieht zum Kampfe gegen sie. Zornig fordert er den Tod des mauritischen Anführers, durch dessen thierische Wuth Don Lopes Schwester gestorben war. Er erlegt den Verruchten, und entflammt dadurch den Muth der spanischen Jugend. (S. 190.)

So wie zwei wilde Quellen,
Die von erhabnen Steinen
Entströmen ihre Wellen,
Sich theilt und Mauer einen.
Die spanischen Gesellen
Gleich zorn'gen Löwen scheinen;
Da muß das Mitleid schweigen,
So Rasende sich zeigen.

Der Sieg krönt die christlichen Waffen, aber Don Lope ist selbst gefallen.

(Schluß folgt.)

Victor Hugo's Strahlen und Schatten.

(Fortsetzung.)

Ein Blick in eine Mansarde.

I.

Die Kirch' ist hoch und weit; die blum'gen Fensterbogen
Der Glockenthürme sind von Gras' und Klee umzogen.

In ihrer Rosenpracht die Pforten schimmernd stehn;
Unter der Wölbung sieht man Abends ein Gewimmel
Von Engeln und von Frau'n, die Höll' gemengt dem Himmel,
Eine gespenst'sche Welt halb wie im Traum gesehn.

Doch nicht die Kirche ist's, die stolz gewölbten Hallen,
Mit Scheiben und Portal, Nischen und Lichtern allen,
Façad' und Thürme nicht, worauf mein Blick gebannt!
Nein! dort zum Schatten hin will meine Seele dringen,
In das Gemach, drans tönt ein zärtlich kräft'ges Singen,
Wie 'n muntres Vögelein hart an des Daches Rand.

Ja, schön ist dieser Bau, doch süß ist jenes Zimmer;
Vor zieh' der stolzen Eich' das Nest von Moos ich immer,
Der Windsbraut vor den West auf grünem Wiesenplan;
Mein Herz hat stets, verirrt auf zornig hell'nden Wogen
Das dunkle Meergras vor dem steilen Fels gezogen,
Der Schwalbe seel'ge Brut dem prächt'gen Ocean.

II.

Du frisch Gemach! auf geht das Fenster dort, das kleine,
Hinter dem Laubversteck von goldig grünem Scheine,
In trauter Nachbarschaft vom gothischen Portal.
Die grüne Jalouste, an den drei Nägeln hängend,
Dort drohend zu entfliehn, und hier heran sich drängend,
Ist einem Fächer gleich, neckend den Sonnenstrahl.

Die schöne Lilie vor dem kleinen Heiligthume
Füllt mit der Wurzel an und kröut mit ihrer Blume
— Nah der Dachrinne, drin schläft 's Kätzchen, abgeseimt —
Den Scherben, fremdgeformt aus Porcellan, dem blauen,
Darauf man schimmern sieht prächtig geschweifte Pfauen,
Und jenes blaue Land, das der Chinese träumt.

Innen, bald sichtbar schwebt und bald verdeckt vom Schilde
Ein Schatten, eine Fee, ein grazienhaft Gebilde,
Ein Mädchen aus dem Volk; so fröhlich schallt ihr Lied!
Man sagt, sie lebt verwaist hier von der Welt geschieden,
Doch oft erscheint so ruhig ihr Wesen, so voll Frieden,
Wie Eine, welche klar das Antlitz Gottes sieht.

Wer sie nur angeschaut, tief ihre Würde spüret;
Kein Sturm hat ihrer Brust Wellen noch aufgerühret;
Das holde Vöglein ahnt sich nicht vom Feind bedroht;
Den Farbenschmelz hat noch des Falters Flügelhülle,
Der Jungfrau Seele noch des Lichtes ganze Fülle,
Noch in der Blume ruht der Thau vom Morgenroth.

Es ist als ob das Aug' im dunkeln Stübchen schaute
Versammelt eine Welt, die freudenvolle, laute,
Den Platz, die Wandrer all, die Kinder, ihr Gewühl;
Die Frau'n, langsamen Schritts unter der Kirch' verschwindend,
Gesichter, durch Gesang zur Freude sich entzündend,
Der Sonnenstrahlen und der Schattenbilder Spiel.

Die Glückliche! um sie wie in des Tempels Hallen
Reiht sich was sittsam, gut, was nur ein Wohlgefallen,
Die Blume sammelt Seim, die Blum' zum Himmel lacht,
Schatten streut aus der Thurm, vorm Fenster steckt am Abend
Unsehlbar, seinem Herrn folgsam, das Auge labend,
Der Stern, der stille, an der Feuerkrone Pracht.

Auf ihren schönen Hals, von Sittsamkeit umflossen,
Sind prächt'ge Spitzen nicht und Stickerei'n ergossen —
Ein einfach Tuch nur schlingt um ihn ein keusches Band.
Nicht Perlen trägt die Stirn, doch trägt auch keine Falten,
Das Auge, klar und frisch, hegt magische Gewalten;
Wo's Auge glänzt so hell — was soll der Diamant?

III.

Des Stübchens Ecke dort ein friedlich Bettchen wahret;
Das Buch liegt auf dem Bett, drin Gott sich offenbaret,
Die Heiligenlegend', das einz'ge Pantheon;
Im dunkeln Winkel dort an des Kamines Seiten,
Zwischen des Lenzes Kranz und der Gebenedeiten,
Vier Nadeln an die Wand hesten Napoleon.

In dem Käfig der Aar? Warum nicht? in dem Schatten
Des Stübchens, wo sich Ruh und süße Unschuld gatten,
Wo schläft das schöne Kind, wie eine Lilie hold:
Wo Freude und Anmuth und Friede sich umranken,
Da hör' ich wohl, versenkt in träum'rische Gedanken,
Das Rasseln vom Geschütz, das Austerlitz zu sollt.

Und nah dem Kaiser, reich an Kronen und an Kränzen —
O ehrenwerther Stolz der armen Waise! glänzen
Sieht man das Kreuz, das auf der Brust der Tapfern blitzt;
Des Kriegers Kreuz, der fiel wie Helden fallen; senden
Wollt' er mit Vaterteu' noch aus des Grabes Wänden
Ein wenig seines Ruhms, daß es sein Kind beschützt.

IV.

O Kreuz Napoleons! Kriegesspielzeug, schön ersonnen!
Ein Lorbeerkranz, durchzuckt von Strahlen goldner Sonnen!
Wenn seine Helden er führte zu Kämpfen schwer,
Ließ er's, der Welt Herrschaft nie müde zu erstreben,
Während des ganzen Kriegs ob allen Häuptern schweben;
Vollbracht das große Werk, sprach er dann: tretet her!

Und dann gab er sein Kreuz den stoisch starken Seelen;
Die Thräne konnten dann die Helden nicht verhehlen,
Vor ihrem Halbgott sich verbergend stumm und tief;
Es war als ob sein Geist des ihren Gluthen schürend,
Mit seiner Flammenhand der Tapfern Herz berührend,
Aus ihrer eignen Brust hervor den Stern erst rief!

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 113.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

3 Oktober 1840.

Amerikanische Philosophie.

Unter diesem Titel enthält eine englische Zeitschrift einen größern Artikel, welcher verschiedene in Amerika binnen der letzten Jahre erschienene Schriften, namentlich mehrere von R. W. Emerson, bespricht, und allgemeine Betrachtungen über die Geistesrichtung, Gesinnung und Geschmack der Nordamerikaner anstellt, woraus wir unsern Lesern Einiges mittheilen wollen.

Ueber das Verhältniß zwischen England und Nordamerika, welches in Folge des Unabhängigkeitskrieges noch längere Zeit ein vielfach gespanntes und bitteres war, in manchen Gemüthern es auch fortwährend blieb, jedoch bei den Unbefangenern und Freisinnigern in beiden Ländern sich immer friedlicher und freundlicher gestaltete, sagt der genannte Aufsatz:

„Es ist das Glück der Zeit, in welcher wir schreiben, daß Amerika uns so nahe gerückt ist wie Rom; schon beginnt dieser Umstand zu wirken, schon hat es sich mehr gezeigt, als man früher glauben wollte, daß die Bande der Nationalsympathie auf beiden Seiten des atlantischen Meeres sich finden, und daß die Kette nur noch mehr zusammengelöthet zu werden braucht. Wir haben Mr. Webster von unsern alten Kathedralen, und Miß Sedgwick von unsern epheubewachsnen Landhäusern sprechen hören, und die Ehrfurcht und das liebevolle Interesse für solche Dinge, die sie mit nach Hause nahmen, werden ein fruchtbarer Same seyn in den Händen solcher Säer. Erwiedern wir nur ernst und offen diese Gefühle! besuchen wir die vereinigten Staaten, nicht bloß um uns zu erlustigen an dem Gähren und Brausen einer jungen Civilisation, oder Abhandlungen zu schreiben über praktische Demokratie, oder unsre ausschließliche Nationalität zu verherrlichen, oder unsre politische Unzufriedenheit zu nähren, sondern um uns zu erfreuen an dem Schauspiel dieses zweiten und größern Englands, „Englands in einem Stand glorreicher Potenzirung," und stolz zu seyn auf diese Eroberung, die unser Vaterland gemacht in einer Welt des öden, wüsten Raumes auf diesen Sieg unsres Landes über unberechenbare Provinzen der Zukunft. Und dann — welcher Amerikaner wird sich noch sträuben anzuerkennen, was Southey so schön mit den Worten ausspricht, daß, „was Italien und Griechenland dem Kenner und Liebhaber des classischen Alterthums, was Jerusalem für die christliche Welt, „daß das England für ihn sey!"

Ueber den Einfluß und Geltung der Philosophie wird gesagt:

„Es ist der Beachtung nicht unwerth, daß Transscendentalphilosophie in Amerika herzlicher bewillkommt und allgemeiner verstanden wird, als in Großbritannien. Gewiß ist, daß unter dem angloamerikanischen Volk der Geschmack an der höhern Speculation bedeutend zunimmt, und daß dort vieles populär wird, was bei uns ganz unbeachtet bleibt. Dieß gilt von Carlyle und Coleridge, und die erhabnere und ernste Poesie Wordsworths hat dort wohlthätig aufs Leben eingewirkt, während sie in London den Buchhändlern liegen blieb. Man könnte hierin eine Bestätigung der Analogie finden, die man gewöhnlich nachzuweisen sucht zwischen dem dermaligen Zustand der amerikanischen Nation, und der Kindheit im Leben des Menschen; denn nicht nur finden wir dort die rastlose Thätigkeit, die Neugier, die Nachahmungssucht, den Eigensinn, die Empfindlichkeit, welche die jüngern Jahre charakterisiren, sondern auch jenes hartnäckige Fragen in sinnlichen und übersinnlichen Dingen; und vielleicht je tiefer wir unter die Oberfläche der Dinge blicken, desto natürlicher finden wir diese Hinneigung zur idealistischen Philosophie bei den denkenden Bewohnern der vereinigten Staaten. Bei der gegenwärtigen Lage Amerika's ist die Aufgabe, die Uebung der täglichen Pflichten des socialen Daseyns mit der der höhern Kräfte und den edlern Bestrebungen zu versöhnen, von einer peinlichen Schwierigkeit. Die Arbeit der Gegenwart nimmt da den ganzen Menschen in Anspruch; er muß ganz in der Welt seyn, oder außer ihr; die Bedingung der Achtung und Geltung bei seinen Mitbürgern ist, seine Tüchtigkeit, das Nächste und Nothwendige zu leisten; und dieß bewirkt ein Verzichtleisten auf alle Erforschung der Wahrheit

um der Wahrheit selbst willen, und eine Ausschließung von so gut als allen Gebieten der Speculation. Daher wird der Amerikaner, der mit vernichteten Hoffnungen und getäuschten Gefühlen von der Außenwelt sich abwendet, mit ernstem Dank eine Theorie annehmen, welche all diesen wichtigthuenden Pomp und Lärm zu einer ärmlichen Nichtrealität herabsetzt, welche alle Verwirrungen und Kämpfe der Leidenschaften und Interessen in eine bloße Phantasmagorie verwandelt, und mit dem einzigen, dauernden Königthum ihn, den Denker, allein bekleidet. So finden wir, als eine naturgemäße Reaction des subjectiven Lebens des handelnden Amerikaners, die objective Speculation des amerikanischen Denkers; aus der Schwierigkeit, die Natur und den Menschen in Einklang zu setzen, entspringt das Verlangen nach dem Absoluten, in das beide untergetaucht und nicht mehr einzeln gesehen werden." — —

(Schluß folgt.)

Spanische Legenden von Jose Joaquin de Mora.

(Fortsetzung.)

12) Der Bastard. Unter Don Pedro dem Grausamen wird Donna Leonor de Guzman, die ihrem Vater in ungesetzlicher Verbindung mehrere Kinder geboren, ermordet. Jedoch ein Sohn derselben gelangt fliehend zu dem mächtigen Villena, der ihn seines Schutzes versichert. Er bewirbt sich um die schöne Juana, Villena's Tochter, deren Hand auch Don Pedro verlangt hatte. Seine Liebeserklärung wird günstig aufgenommen, und der hinzutretende Vater gibt seine Einwilligung unter der Bedingung, daß Don Enrique, so heißt der Bastard, nicht ruhen wolle, bis das Land befreit sey von dem Tyrannen Don Pedro. Dieser schickt Leute, den Don Enrique zu tödten oder zu fangen. Letzterem gelingt es der Gefahr zu entgehen. Er begibt sich nach Frankreich, und zeichnet sich in dem französischen Heere durch Tapferkeit aus. Hier vernimmt er, daß Aragoniens König mit Don Pedro kriege, und eilt zu den aragonischen Fahnen. Don Pedro hat durch seine Gewaltthätigkeiten die meisten Großen von sich entfremdet; diese fallen in dem ausgebrochenen Kriege von ihm ab, und er erliegt, da die Heere zusammentreffen. Don Enrique wird König.

13) Die beiden Male. Der König Don Enrique, zu dessen Zeit Zwietracht das Reich zerreißt, und die Gewalt der Großen keine Schranken kennt, kehrt ermüdet von der Jagd zurück. Sechs Wachteln sind seine Beute. Hungrig begehrt er Speise, aber Küche und Keller ist leer. Er will seine Wachteln bereiten lassen, doch Holz und Kohlen fehlen, und kein Maravedi ist in der Casse. Der König muß seinen Mantel verpfänden. Dann aber führt ihn sein getreuer Hausmeister heimlich in die Gemächer eines Großen, des mächtigen Lara, wo er ein sehr prächtiges und üppiges Gelage sieht, wobei seiner oft spöttisch und verächtlich erwähnt wird. Am folgenden Tage beruft er alle Großen zur Versammlung. Sie treten in den Saal, und sehen sich plötzlich von Bewaffneten rings umgeben. Zwei Stunden bleiben sie in Unruhe, da erscheint Don Enrique, der sie wegen ihrer Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten heftig anfährt, und hierauf Herausgabe bedeutender, mit Unrecht von ihnen besessener Ländereien an die Krone erwirkt.

14) Pedro Niño. Don Juan, der Infant von Portugal, kommt mit seiner reizenden Tochter Beatriz, um welche sich viele Könige und Fürsten fruchtlos beworben, an den Hof des Königs Don Enrique. Große Festlichkeiten werden zu Valladolid bereitet. In den Kampfspielen tritt ein portugiesischer Ritter auf, mit der Devise auf seinem Schilde: „Naõ faz pouco quem me bote." Nichts Geringes thut wer mich besteht. Keck und übermüthig fordert er Castiliens gesammte Ritterschaft zum Kampfe. Die Ritter, die gegen ihn anrennen, streckt er nieder, aber ein edler Castilianer erscheint, der ihn selbst auf den Sand wirft. Die schöne Infantin preist den Sieger, welches ein Page diesem wieder erzählt. Er schickt der edeln Dame ein Briefchen, in welchem er sich als ihren Ritter andietet. Er ist Pedro Niño. Die Infantin zürnt, und hört nun von einem Pagen des Ritters Ruhm und Heldenthaten. Sie vermuthet ein anderes Liebesverhältniß des Helden, den sie verschmäht. Nun geschieht es, daß die Infantin eines Tages bei einem Spazierritte sich von ihrem Gefolge trennt, wo in einem stillen Haine sie der Ritter trifft, und durch süße Reden ihren Stolz zu besiegen und ihr Herz zu gewinnen weiß. Beide geloben sich Liebe und Treue, und bald nachher verbindet sie ein Priester. Der Infant dringt immer heftiger in seine Tochter, daß sie endlich unter den um sie werbenden Fürsten einen Gatten wähle. Sie weigert sich, und jetzt erfährt ihr Vater, daß sie bereits heimlich vermählt sey. Erzürnt läßt er sie in einen Thurm einsperren, von woher sie zärtliche Briefe mit ihrem Gatten wechselt. Indessen fällt ein gewaltiges feindliches Heer in Portugal ein. Der Infant ruft Don Enrique um Hülfe an. Dieser bezeichnet Pedro Niño als einzigen Retter. Endlich wird der Zorn des Infanten durch den Gedanken an seine Gefahr und durch die besänftigenden Reden des Königs beschwichtet, und sein Schwiegersohn, der die Mauren besiegt, wird zu Gunsten aufgenommen.

15) Don Policarpo. Ein Charaktergemälde, mit stetem Rückblick auf die verschiedenen Elemente, die bei dem jetzigen Zustande Spaniens zu bemerken sind. Unter alterthümlichem Hausgeräthe, auf einem Landsitz, dessen ganzes Aeußere auf vergangene Zeiten zurückdeutet, lebt Don Policarpo, zwar zufrieden mit seinen Umgebungen, doch in seinem Innern der neuern Zeit oft den Vorzug vor der ältern zugestehend. Er heirathet, und jetzt tritt alsbald eine gänzliche Umgestaltung aller seiner Verhältnisse ein. Unter Leitung seiner Frau erscheint sein Haus in schönster moderner Pracht. Eine Bibliothek wird auch angeschafft, in der vorzüglich französische Autoren nicht fehlen dürfen. Don Policarpo liest und studirt nun Vieles, aber in der verworrensten Unordnung. Die verschiedensten Theorien kreuzen sich in seinem Kopfe; er wird unruhig, krank und lebenssatt. Leicht wird sein Zorn gegen die französischen Autoren rege gemacht, die feierlich dem Feuer sämmtlich übergeben werden. Da tritt seine Frau ein. Scheidung begehrt sie sogleich

bei dem Anblicke der sich ihr darbietet. Er gibt sehr gerne seine Zustimmung dazu, und stirbt hernach in einem Kloster.

16) Der erste Graf von Castilien. Don Garcia, der finstere König von Navarra, erhält von seiner Schwester, der Königin Therese von Leons ein Schreiben, in welchem sie sagt, auf ihren Antrieb werde Fernan Gonzalez, Graf von Castilien, durch dessen Hand Don Sancho, Garcia's Vater, gefallen war, zu ihm kommen, und um die Hand seiner sanften und liebenswürdigen Tochter Sancha werben; nicht solle er die Gelegenheit zur Rache unbeachtet lassen. Indessen entdeckt Sancha ihrer mütterlichen Freundin, der Gräfin Mathilde, wie Don Gonzalez ihr Herz gewonnen habe. Diese verschweigt ihr nicht, daß Gonzalez Sancha's Großvater erschlagen, und daher als Feind ihres Hauses betrachtet werde. Aber ein Briefchen, welches Sancha erhält, in welchem ihr Gonzalez meldet, daß durch die Königin Therese ihre beiderseitige Verbindung eingeleitet werde, erfüllt sie mit neuem Muthe und mit Freude. Jetzt bringt Don Garcia einen Gefangenen, der in einen tiefen Kerker geworfen wird. Sancha erfahrt, daß es Gonzalez ist, und eilt bei nächtlicher Weile zu ihm. Der Graf erzählt ihr, wie er mit Navarra gekriegt, und als Sieger das Anerbieten jährlichen Tributes angenommen habe. Jedoch schon nach dem ersten Jahre sey der Tribut verweigert worden. Hierauf sey er mit Heeresmacht herangezogen, doch sey, um Blutvergießen zu vermeiden, ein Zweikampf der beiden Fürsten beliebt worden. Don Sancho fiel in ehrlichem Kampfe gegen Gonzalez. Diesem heuchelten nun Sacho's Angehörige Versöhnung und Freundschaft, der er leichtgläubig Vertrauen schenkte, und nun hinterlistig bewältigt und gefangen ward. Don Garcia beschließt den Tod seines Gefangenen, den Sancha fortwährend liebevoll in seinem Kerker besucht. Plötzlich erschallt der Ruf „Feuer." Don Garcia, der verloren schien, wird durch einen fremden Krieger gerettet, der alsbald spurlos verschwindet. Der Thurm, in welchem der gefangene Graf saß, wird von den Flammen ergriffen. Die Gemächer der Infantin brennen; sie selbst fehlt. Da wird dem König ein Brief gebracht, in welchem ihm Sancha sagt, daß der Unbekannte, der den König aus den Flammen gerettet, Fernan Gonzalez gewesen, mit welchem sie zu dessen Lande entflohen sey.

17) Skizze. Ein Bild des Jammers und Entsetzens bietet sich unsern Augen dar. Kaum erkennen wir in ihm einen Jüngling, der einst als der Erste glänzte in der Krieger Reihen, als der Erste bei den stolzen Festen des Hofes. Liebe besiegte ihn. Ein treuer, zärtlicher Freund stand ihm zur Seite. Eifersucht entflammt ihn gegen seinen Freund, und schnell fliegen die Schwerter aus der Scheide. Er wird im Zweikampf besiegt, und verschont. Aber sein Stolz ist verletzt, und laßt ihm keine Ruhe mehr. Er sinnt Rache und Mord. In der Nähe der Wohnung der Geliebten lauert er im heimlichen Dunkel auf seinen Nebenbuhler. Er wähnt diesen zu treffen, und hat die Geliebte erschlagen. Verzweifelnd, mit dem Fluche Aller beladen, entflieht er, und birgt sich in eine elende Hütte einer entlegenen, rauhen Schlucht. Ein Schreckbild jedem Begegnenden lebt er einen Monat dort, und stirbt in furchtbaren innern Peinen.

18) Der Falke. Herzog Gottfried von der Bretagne wird von Feinden hart bedrängt, und zieht als Pilger nach Rom, um Hülfe von dorther zu erhalten. Seinen Liedlingsfalken nimmt er mit sich, und trägt ihn sorgfältig auf seiner Hand. Einst aber, während der Herzog in Schlummee versunken daliegt, zerreißt sein Falke die Henne einer Bäuerin, die denselben nun tödtet. Der Herzog erblickt erwachend seines geliebten Falken noch zuckende Reste, und stürzt sich auf die Mörderin, indem er vor Schmerz und Wuth heiße Zähren vergießt, sie zu erwürgen. Doch über den Kampf eilen die Bauern mit Knitteln und Stangen hinzu, und erschlagen den Herzog.

(Schluß folgt.)

Victor Hugo's Strahlen und Schatten.

(Fortsetzung.)

V.

Am Morgen singt sie erst; dann mit geschäft'ger Rechte,
Genft, aufgestellt den Fuß auf einem Sleohgeflechte,
Näht sie, oder sie stickt Zeichnungen rein und frisch;
Und während in Andacht, harmlos, zu Gott gewendet
Die Jungfrau ihr Tagwerk, ihr endliches, vollendet,
Sitzt da an ihrer Thür das Schweigen träumerisch.

So ist in deiner Hand die Clause, Herr! geboegen!
Im schweigsamen Asyl, von Kummer frei und Sorgen,
Ist nichts unrein, nichts, was nicht süßen Zauber übt;
Wenn im Gebet zu dir sich diese Seele schwinget:
Kein Schatten dann empor mit ihr am Abend dringet,
Der deines Fiemaments glanzvolle Bläue trübt.

Keine Gefahr! und doch im Grase schau die Schlange!
Ach, ach! ein Wurm ist drin, wie hold die Frucht auch prange!
Ein einz'ger Blick genügt ein Daseyn zu entweihn!
Das Uebel wird sichtbar wohl selbst beim Schein der Keezen!
Die Neugier, welche wohnt in einer Jungfrau Heezen,
Bohrt später in die Brust des Weibs die Wunde ein.

Von schmutz'gen Liedern voll, zum Schmachdenkmal erhalten,
Ist doch ein altes Buch auf jenem Schrank, dem alten,
Das ein Elender einst in dem Gemach vergaß.
Aus jener Zeit ist's ein Roman, wo er war mächtig:
Voltaire, Aff' des Genie's, welchen verderbenlächlig
Der Teufel selber zum Apostel sich erlas.

VI.

Jahrhundert, das du trugst, von Wein und Blut geröthet,
Der Orgie Stempel noch, als du hinsankst getödtet,
Achtzehntes, du dem Fluch, der Züchtigung dann geweiht!
Volk ohne Gott, das Gott sucht' heim mit schweren Schlägen,
Das mit dem Beil zerschlug den Scepter und den Degen,
Jung — sprach der Liebe Hohn, alt — der Baarbeezigkeit!

Du langes Festmahlstisch der auslief zum Schaffotte!
Welt, blind für Christ! erhellt von Satans fernem Spotte!
Schmach vor den Völkern, Schmach deiner Schriftsteller Schaar!
Auf ihrem Rufe ruht der Schatten deiner Sünden;
Wie Rauch und Qualm sich aus des Ofens Schlunde winden
Ihren unholden Ruhm die Umwälzung gebar!

VII.

O schwache Barke, die so nah dem Strudel gleitet!
O hüt' dich Kind, deß Herz so rein noch ist besaitet,
Du armer junger Geist in teufer Erdennacht!
Voltaire, die Schlangenbrut, die Ironie, der Zweifel —
In deinem heiligen Gemach lauscht er — der Teufel!
Mit seinem Flammenblick späht er dich aus und lacht!

O zittre! der Sophist spürt wohl aus Blöß' und Mängel!
Zittre! der Spöttrei hat helhöret schon manchen Engel!
Auf fromme Herzen stürzt der schwarze Geyer hervor,
Zermalmt sie — und oft sah ich unter seinen Krallen
Vom weißen Flügelpaar Feder um Feder fallen,
Drauf eine Seele sich zum Himmel schwingt empor.

Nach zählt er deiner Brust zahllosen, leisen Schlägen,
Im Dunkel deines Geists ein unvermerkbares Regen,
Wenn es zu ihm sich neigt, entflammt sein Aug' zur Gier.
Dem Wolf, dem Tiger gleich, wenn auf den Raub sie gehen,
Erscheint, jedoch vom Aug' des Dichters nur gesehen,
Manchmal des Satans Haupt, grausvoll, vor deiner Thür.

VIII.

Ha! schlüge deine Hand das Buch auf voll Verderben:
Du fühltest plötzlich Gott in deiner Seele sterben;
Heut Abend senktest du dein Haupt in zorn'gem Gram,
Um in der Fern' zu schaun in grünem Gang die Wagen,
Die schimmernden, dahin auf goldnem Rad getragen,
Verlachen würdest du mögen die heil'ge Scham!

Von deinem Bett verscheucht durch wilde Phantasien,
Würde bei Nacht der Schlaf, der Engel schen'ster, fliehen;
Nicht schummern könntest du und auch nicht singen mehr;
Dein Geist, gesunken in den Ocean der Träume,
Schwankte, der Pflanze gleich ein Spiel der Wellenschäume,
Zwischen Genuß und Schmach entwurzelt hin und her.

IX.

Oh! deines Vaters Kreuz ist hier, auf dich zu achten!
Des alten Gardemanns, gefall'n in Frankreichs Schlachten;
Verfluchter Engel, laß' von dem die rathen du!
Nimm zur Verath'rin, die vielleicht den Feind besieget,
Die Schwesterlilie, die sich an dein Fenster schmieget,
Die ihren Duft gesellt dem deiner Reinheit zu!

Von allen Schatten, die sittsam vorübergehen,
Den alten Heil'gen, die am Steinportale stehen,
Der weißen Taube, die so rasch sich schwingt von hier,
Laß von der Orgel, die den Hymnus hehr im mächt'gen
Schluchzen austönen läßt, der Kirche der andächt'gen,
Vom Himmel, der so reich an Glanz, laß rathen dir!

Von deiner Nabel selbst den Rath du nicht verschmähe!
Die beim Geschäft und beim Gebet in deiner Nähe,
Die dich zum Fleiße mahnt. O glaub' ihr! ja, Gott ließ
Erwachsen aus dem Fleiß, von dem der Thor sich wendet,
Zwei Töchter: Freudigkeit, die Reiz der Tugend spendet,
Und Tugend, welche erst die Freudigkeit macht süß.

Die tausend Stimmen hör', ein flammend Liebeslallen,
Die rauschen in dem Wind, die aus der Wolke fallen,
Die von der Straße leis steigen zu dir herein;
Welche die zu des Thau's unschuld'ge Tropfen beugen,
Und die dir wiederholt der munteren Vögel Singen,
Die all dir rufen zu: sey unter'm Himmel rein!

Sey unter'm Himmel rein! wie Morgenroth und Welle,
Wie das harmlose Nest, der Thurm in Aethers Helle,
Wie goldne Garben, drauf vergnügt der Schnitter ruht;
Wie im Azur der Stern, wie die gesenkte Blume,
Wie Alles, was da jauchzt, was singt im Heiligthume,
Wie Alles, was da schläft sanft unter Gottes Hut.

Die Ruh im Antlitz lass' des Herzens Frieden preisen;
Der Herzensfriede macht die Majestät der Weisen.
Sey froh! Das Glaubens Licht schön ohne Murrsinn brennt!
Des Weibes Lächeln soll vom Himmel uns erzählen;
Die Freude ist die Gluth, die wirft in unsre Seelen
Den goldnen Himmelsglanz, den man die Wahrheit nennt.

Ein reicher Güterl ist dem Menschengeist die Freude;
Alles verschönert sie im weiten Weltgebäude;
Gott schmückt den alten Thurm mit dem anmuth'gen Nest;
Er läßt im dichten Gras bunt das Gesträuche blühen,
Selbst die Ruine will mit Jugend noch umziehen
Und mit des Lebens Glanz ihren trübsel'gen Rest.

Sey gut! das Andre all enthält in sich die Güte;
Der Gnaden Heer, dem sich ergeben dein Gemüthe,
Dem, der die Güte hat, der Weisheit Schatz verleiht!
Die Güte ist der Keim der höchstbegabten Geister;
Aus Einer Tugend schafft das voll'ge Herz der Meister,
Wie er des Himmels Dach aus Einem Saphir baut.

Dann, wie die Lilie weist und wie der Schwan du bleiben;
Auf deine weiße Stirn wird Gott sein Zeichen schreiben,
Von denen weist du seyn, die eine reiche Fracht
Von heil'gen Handlungen, furchtlos und harmlos, häufen,
Dem Hafen steuern zu, der Weisheit Wort ergreifen,
Beten allabendlich, schlummern die ganze Nacht!

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 114 u. 115.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

7 October 1840.

Neugriechische Dichtungen.

Nach Maaß und Reim der Ueberseist in das Deutschr übertragen.

I. Volkslieder. *)

Befreiung der Gattin des Liakos. **)

Ha, welch ein Schrecken, den ich sah an des Liakos' Gattin!
Fünf Albanesrn halten sie, drei andre sie mißhandeln. —
Weeh' einr Türkin, Liákäna, zum Mann nimm' einen Türken! —
Viel lieber säh' ich doch mein Blut die Erde überschwemmen,
Als daß ich einen Türken säh' mich auf dir Augen küssen. —
Noch hat sie nicht das Wort vollbracht, kein andres noch gesprochen,
Und sieh, Liakos stürzt hervor, den Säbel in den Händen;
Der Türken Köpfe schlägt er ab, der Albanesrn Köpfe,
Faßt seine Gattin und enteilt mit ihr zu den Gebirgen.

Die Erkennung. ***)

Ein Webestuhl von klarem Gold, ein Kamm von Elfenbeinr,
Und einr englischr Gestalt, die sitzt daran und webet,
Sie webet viezig Winden ab mit zwei und sechzig Teilten.
Ha, welch ein Schall! welch lauter Klang von ihren zarten Liedern!
Da zog ein Handelsmann vorbei, auf einem Rappen reitend;
Gleich hält er seinen Rappen an und beut ihr guten Morgen:
Schön guten Morgen dir, mein Kind! — Gegrüßet seyst du, Fremdling! —
Magst du nicht Hochzeit halten, Kind, mit einem schmucken Jüngling? —
O, ging doch eh' dein Rapp' zu Grund, eh' du dieß Wort gesprochen!
Im fremden Lande lebt mein Mann; es sind nunmehr zwölf Jahre.
Drei Jahre noch erwart' ich ihn, drei Jahre haer' ich seiner;
Und kommt er nicht, erscheint er nicht, so will ich Nonne werden,
Verschließen in die Zelle mich, und will den Schleier nehmen. —
Gestorben ist dein Mann, o Kind, dein Mann, Kind, ging zu Grunde.
Hier meine Hände hielten ihn, sie haben ihn begraben;
Ich theilte Brod und Licht mit ihm; du, sprach er, wirst's erstatten. —
Du hieltest ihn, du grubst ihn ein? Gott mög' es dir vergelten;
Du theiltest Brod und Licht mit ihm? das will dir ich vergelten. —
Ich lieh ihm einen Kuß; er sprach, du werdest mich bezahlen. —
Hast du ihm einen Kuß geliehn, so laufe denn und such' ihn! —
Mein Kind, ich selbst, ich bin dein Mann; sieh her, ich bin dein Liebster!
Ei! wenn du denn mein Gatte bist, und bist du denn mein Liebster:
Gib Zeichen unsres Hauses an, dann will ich dir es öffnen. —
Am Eingang steht ein Apfelbaum, in deinem Hof ein Weinstock;
Der trägt wohl Trauben, süß von Duft; sein Wein ist gleich dem Honig.
Ihn trinkt die Janitscharen-Schaar und gehet hin, zu kriegen;
Ihn trinket auch die Bettlerschaar und denkt nicht mehr der Schulden. —
Das Alles weiß die Nachbarschaft, das wissen alle Leute;
Gib Zeichen meines Hauses an, alsdann will ich dir öffnen. —
Du hast auf deiner Wang' ein Mahl, ein Mahl auf deiner Schulter,
Du hast auf deiner rechten Brust von einem Biß die Narbe. —
Ihr Mägde, lauft und öffnet ihm! Er ist's, es ist mein Liebster.

*) Die Originale der folgenden sechs Gedichte sind sämmtlich abgedruckt in den von Dr. Kind herausgegebenen „Neugriechischen Poesien" (Leipzig, 1833), wo der Leser auch nähere Aufklärung über Bedeutung und Motive derselben findet. Hier können nur so viele Bemerkungen beigegeben werden, als zum bessern Verständniß oder zur Rechtfertigung der vorliegenden Uebersetzungen nöthig scheinen.

**) Befreiung der Gattin des Liakos. Liakos war um den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts einer der berühmtesten Klephten: Anführer auf dem Agraphagebirge in Aetolien und auf dem thessalischen Olymp, berühmt besonders durch den edlen Trotz, mit welchem er Ali Pascha's Aufforderung, sich zu unterwerfen, trotz der lockendsten Versprechen, von denen sie begleitet war, zurückwies. Diese Zurückweisung nebst ihren Folgen ist in einem der schönsten Klephtenlieder bei Fauriel (Tom. I., pag. 131; bei Müller Thl. 1, S. 50) geschildert.

***) Die Erkennung. Durch die vollständige Mittheilung dieses Gedichtes hat sich Hr. Dr. Kind ein wahres Verdienst um die neugriechische Volkspoesie erworben. Fauriel gibt davon (T. II., p. 422; bei Müller Thl. 2, S. 111) nur den Schluß, diesen jedoch, trotz einiger Abkürzungen, besser abgerundet durch die Erzählung der Wahrzeichen, welche der Gatte dort angeben muß. Das ganze Benehmen der Frau erinnert übrigens an Penelope, besonders an die sinnreiche Art, womit diese (Odyssee, XXIII, 117 ff.) ihren heimgekehrten Gatten auf die Probe stellte, um sich von der Aechtheit seiner Person zu überzeugen.

Die Schöne des Schlosses. *)

So viel ich jemals Schlösser sah und mir erträumt,
So, wie das Schloß der Schönen, träumt ich keines je.
Es fasset vierzig Thürme, ganz von purem Gold,
Dazu noch fünf und vierzig andre für den Krieg.
Der Sultan hält's belagert, schon zwölf Jahre lang,
Doch kann er's nicht gewinnen, jenes schöne Schloß.
Da kommt ein schnöder Türke aus Ikonium,
Er kommt und geht zum Sultan, wirft sich vor ihn hin;
Mein Herr und Sultan, spricht er, was verheißest du? —
Ich geb' dir tausend Goldstück' und ein gutes Pferd,
Dazu zwei silberblanke Schwerter für den Krieg. —
Ich wünsche nicht dein Silber, noch die Goldstück auch,
Noch auch dein Pferd verlang' ich, auch die Schwerter nicht.
Nein, nur das Mägdlein will ich, im krystall'nen Haus. —
Wenn du das Schloß gewinnest, sey sie dein Geschenk. —
Er machte sich zum Mönche, zog die Kutte an,
Er kömmt zur Thür und weinet, wirft sich hin und fleht,
Er weint und kniet nieder und erhebt den Ruf:
Geh' auf, geh' auf, o Thüre, Thür' der schönen Maid,
Der mit den schwarzen Augen, Thür' der Sultanin. —
Gewiß, du bist ein Türke, ein Ikonier;
Entfleh', sonst wirst du sterben; flieh', sonst hängt man dich! —
Nein, bei der heil'gen Jungfrau, Herrin, bei dem Kreuz,
Nein, weder Türke bin ich, noch Ikonier;
Ich bin ein Klosterbruder aus der Klause dort.
Vor Hunger muß ich sterben, drum erbarm dich mein! —
Auf, gebt ihm Brod! dann aber zieh in Frieden hin! —
Ach, Herrin, in die Kirche laß mich beten gehn!
Geh' auf, geh' auf, o Thüre, Thür' der schönen Maid,
Der mit den schwarzen Augen, Thür' der Sultanin!
Auf, werfet aus die Hacken, sauget ihn mir ein! —
Verfault ist meine Kutte, leicht zerreißt sie ja! —
Auf, werfet aus die Schlinge, sauget ihn mir ein!
Ach Herrin, keine Schlinge, Schwindel faßt mich ja! —
Halb öffnet sich die Thüre, voll ist gleich der Hof.
Die stürzen nach dem Silber, jene nach dem Gold,
Doch er grad nach dem Mägdlein im krystall'nen Haus.
Doch kaum ersah ihn jene, warf sie sich ins Meer.

Lechner.

*) Die Schöne des Schlosses. Dieses Gedicht, auch ausgezeichnet durch sein Maaß, den alten Trimeter Jambicus mit einer unerläßlichen weiblichen Cäsur im vierten Fuß (ein Maaß, welches in der Fauriel'schen Sammlung nur dreimal, T. I, p. 123, T. I, p. 203 und T. II, p. 162, vorkommt), bietet im Original, besonders gegen den Schluß zu, manche Schwierigkeiten und Dunkelheiten im Einzelnen, vielleicht auch einige Lücken, ist aber im Ganzen höchst klar und voll dramatischen Lebens. Ein Türke aus Ikonium (die aus dieser Stadt abstammenden Türken gehören nach gleichlichem Urtheil zu den Grausamsten ihrer Nation), bedingt sich vom Sultan den Besitz einer Schönen, wogegen er diesem das feste Schloß, das sie bewohnt, in die Hände zu liefern verspricht. Als Mönch verkleidet dringt er in das Schloß und mit ihm eine bewaffnete Schaar; das Schloß ist erobert, aber die Schöne, deren Besitz der Gegenstand seiner List und Kühnheit ist, stürzt sich bei seinem Anblick in das Meer. V. 18 und 37 spricht das Original nur von einem gläsernen Haus (γυαλεῖ). Die hier gewählte Uebersetzung aber scheint durch die feenhafte Pracht des übrigen Schlosses, so wie durch die Bedeutung des altgriechischen ὕαλος gerechtfertigt.

Amerikanische Philosophie.

(Schluß.)

„Der hervorstehendste Zug in den Schriften Emersons ist des Verfassers schmerzliches Bewußtseyn des Mangels an Originalität in der amerikanischen Literatur und Philosophie. Er ist tief betrübt, daß der amerikanische Geist im besten Fall ein Conglomerat von sinnreichen und fleißigen Nachahmungen ist. Er sagt: „dieß Land hat nicht geleistet, was die Menschen mit Grund von ihm erwarten zu dürfen schienen. Die Menschen hofften, wenn einmal alle feudalen Ketten und Bande gesprengt wären, würde die Natur zu lange nur die Mutter von Zwergen, sich schadlos halten durch ein Geschlecht von Titanen, welche dem Continent ins Antlitz lachen, und die Gebirge des Westens hinaneilen würden mit der Sendung und Botschaft des Genius und der Liebe. Aber das Maaß des amerikanischen Verdienstes in Malerei, Skulptur, Poesie, Fiction und Beredsamkeit scheint eine gewisse Anmuth ohne Größe zu seyn, nicht neu, sondern nur abgeleitet; ein Gefäß von schönen Umrissen, aber leer, das Jeder, der es sieht, anfüllen kann mit so viel Witz und Charakter als er hat, das aber nicht wie die geladene Wolke von schrecklicher Schönheit überströmt und Blitze auf alle Zuschauer wirft; eine Muse, die uns nicht anfaßt mit der Faust eines despotischen Genius, und ein Zeitalter an ihre Ideen und Gefühle kettet." In prophetischem Schwung schaut er hinaus in die Zeit, „wo die schläfrige Intelligenz dieses Landes aufblicken wird unter ihren ehernen Augenliedern, und die verzögerte Erwartung der Welt mit etwas Besserem befriedigen als mit den Erfindungen mechanischen Geschicks; der Tag unserer Abhängigkeit, unsrer langen Lehrlingsschaft in der Schule fremder Länder neigt sich zum Ende; die Millionen, die sich um uns her ins Leben drängen, werden sich nicht immer abspeisen lassen mit den ärmlichen Ueberbleibseln fremder Ernten; Ereignisse, Thaten kommen, welche besungen werden, welche sich selbst besingen müssen." — —

„In dem dermaligen historischen Zustand Amerika's liegen gewisse Umstände, welche der Kraft der Speculation, der Originalität des Denkens im Wege zu stehen scheinen. Dahin gehört die Schwierigkeit für den Amerikaner, Originelles von Entlehntem und Abgeleitetem zu unterscheiden. Anderwärts prüft die literarische Kritik bald Farbe und Geschmack der literarischen Producte und sondert Neues und Altes; aber schon in England wäre es für einen fleißigen Kenner deutscher Literatur nicht schwer, durch Zusammentragung deutscher Ideen das englische Publicum eine Zeitlang mit dem Schein von Originalität zu blenden, und vollends in Amerika ist dieß ganz leicht; denn nicht nur muß mancher Schriftsteller in solchen localen Verhältnissen als ein Triton unter Eidexen erscheinen, sondern es ist auch gewiß, daß manche englische Schmerle zu einem statt-

lichen Triton geworden ist, einfach dadurch, daß sie über das atlantische Meer schwamm. Mr. Emerson macht keine Ausnahme von dieser Regel; Vieles, was seine Landsleute vermuthlich als sein Eigenthum ansprechen werden, ist schon gedacht, besprochen, geschrieben worden von Fichte, oder Goethe, oder Novalis, oder Coleridge oder Carlyle." — —

„Im Herzen von Emersons Philosophie finden sich zwei Principien, als deren Mutter und Amme man vielleicht ohne Eitelkeit unsre Zeit bezeichnen darf, deren Entwicklung vermuthlich die Aufgabe für die Weisheit und Thätigkeit künftiger Generationen seyn wird: die Poesie des gewöhnlichen Lebens, und die Würde der Arbeit. „Nicht Waffen und der Mann, sondern Arbeitszeug und der Mann — das wäre jetzt unser Epos," sagt Carlyle, und Emerson sagt: „Feudalismus und Orientalismus hatten es lang genug für majestätisch gehalten, nichts zu thun. Die moderne Größe und Majestät besteht im Wirken und Schaffen. Der tüchtige Gelehrte wird sich nicht weigern, in seiner Jugend das Joch zu tragen, die tiefsten Geheimnisse der Arbeit und der Ausdauer kennen zu lernen; seine Hand bekannt zu machen mit dem Boden, der ihn ernährt, und mit dem Schweiß, welcher dem Luxus und der Behaglichkeit vorhergeht. Möge er auch seinen Zehnten bezahlen und der Welt dienen als ein ächter und edler Mann, nie vergessend, die unsterblichen Gottheiten anzubeten, welche dem Dichter zuflüstern und ihm Melodien in den Mund legen, welche in Ewigkeit die Herzen rühren. Wenn er diese zwiefache Trefflichkeit hat, die Tüchtigkeit zur Arbeit und die Begeisterung, dann hat er volle Gesundheit, dann ist er ein Ganzes und nicht ein Bruchstück, und diese Vollkommenheit wird sich in seinen Productionen offenbaren." Verwandt mit dem Fortschritt dieses Princips war die Anerkennung der poetischen Elemente in den Verhältnissen des gewöhnlichen, niedern Lebens. Als man einmal erkannte, daß das Leben wie der Boden nicht müßig bleiben wolle, sondern daß Unkraut aufkeime, wo kein Korn gesäet werde, daß der Mensch sich mühen und streben müsse nach dem Guten, oder daß er sonst streben werde nach dem Bösen, da wurden die arbeitenden Classen, als solche, mehr Gegenstand des Neides als der Verachtung, und ihre Lebensweise und Gefühle Gegenstände des Interesses und der Wißbegierde. Da erkannte man, daß es eine andre Poesie gebe, als die phantastische Idylle, in der Hütte und im Feld; da fand man, daß die „Hütten wo die Armen wohnen" eben so reich seyen an Lehren der Schönheit und Weisheit, als

> Das Schweigen das am Sternenhimmel waltet,
> Der Schlaf, der auf einsamen Hügeln ruht;

da empfand man, daß die Natur, welche vom Dichter am meisten studirt und genossen werden sollte, das menschliche Herz ist, während der Sieg Wordsworths über ein Heer von Vorurtheilen die Zerstörung des alten Monopols gestelzter Empfindsamkeit und vornehmen Aufputzes und die poetische Emancipation der Humanität verkündigte. Die amerikanische Literatur hatte keine solche künstlichen Hindernisse zu überwinden; und so sprach die Wahrheit, die den Griechen eine Thorheit war, ohne Weiteres Alles an, was gesund und gut war in den Herzen der neuen Welt. Und die Praxis Amerika's ist ein schönes Compliment gewesen für die Theorie Wordsworths. Denn alles, was er für die Poesie, das hat Washington für die Geschichte gethan. Seit Washington in der Achtung und Bewunderung der Menschheit herrscht, seitdem ist der Maaßstab für heroische Größe geändert; die ächte That ist an die Stelle der theatralischen getreten." — —

„Die Philosophie Emersons ist ein idealistischer Pantheismus. Es wäre wohl kaum gerecht, sie als oberflächlich anzusprechen auf bloß negative Beweise hin, denn die uns vorliegenden Schriften tragen keinen streng wissenschaftlichen Charakter, und die Auseinandersetzung seines Systems, so weit sie gegeben, ist so ernst und aufrichtig, als läge die Seele des Mannes selbst nackt vor uns. Aber dabei können wir doch nicht umhin, die Zuversicht, womit er seine Lehre vorträgt, den axiomatischen Charakter, den er seinen Sätzen leiht, und die Feierlichkeit, mit der er in seine Zuhörer dringt, sofort in ihrem ganzen Umfang sie zu bethätigen, als Beweise anzusehen, daß er die Tiefe des Grundes, worauf er steht, doch nicht ganz geprüft habe; daß er vielmehr, weil er sah, daß er stark genug sey, um ihn im Augenblick zu tragen, darum meinte, er könne auch die ganze Welt tragen. Alle religiöse Philosophie hat vielleicht eine pantheistische Basis, aber hier ist wenig oder kein Ueberbau. Die Identität des Menschen mit der Natur, die erste Pflicht einer „weisen Hingebung" an den waltenden Geist; die verborgene Beziehung zwischen dem Menschen und dem vegetativen Leben, der Glaube: „Ich bin Nichts, ich sehe Alles, die Strömungen des Allwesens gehen durch mich hindurch — ich bin ein Theil Gottes," alles das ist schon oft und in vielfach verschiednem Sinn ausgesprochen worden; aber hier sind diese Sätze Alles in Allem, und sie sind aufgestellt, als wenn sie auf der Oberfläche der Wahrheit und im Bereich aller Menschen lägen, und nicht Probleme oder Theile von Problemen enthielten, über deren Lösung das ganze Leben von Denkern hingegangen ist.

„Der erste Blick auf ein solches System, wie das Emersons, hat gewiß viel Anziehendes für Anhänger des demokratischen Princips überhaupt, und besonders für ein Volk in der Lage der Amerikaner. Das Vox populi vox Dei nimmt eine ganz besondere Wichtigkeit an, wenn die vox populi nicht bloß ein historisches Aussprechen bedeutet, sondern der Ausdruck ist für den allgemeinen Geist, der zugleich der Gedanke Gottes und der Instinct des Menschen ist; die Gesinnung der Mehrheit ist nicht mehr nur die Summe von Einzelnwillen und Einzelnleidenschaften, sondern eine absolute, überschwängliche Macht, nur darum nicht übernatürlich, weil sie die vollkommenste Entwicklung der Natur ist. Einem Amerikaner können Sätze wie folgende nur schmeicheln: „Wesentlich in unsern Wünschen liegt die rastlose Behauptung geistiger Unabhängigkeit, wie die ganze Geschichte der Literatur dieß lehrt; der neue Mensch muß fühlen daß er neu ist, und daß er nicht in die Welt getreten ist, anheimgefallen den Ansichten und Gebräuchen Europa's, Asiens und Aegyptens. Eine falsche Demuth, eine Nachgiebigkeit ge-

gen herrschende Schulen, darf mich nicht um den absoluten Besitz der jetzigen Stunde betrügen. Wenn Jemand weniger Liebe zur Freiheit hat, weniger eifersüchtig ist, seine Unbefangenheit und Reinheit zu bewahren: soll er darum mir und dir befehlen?... Es gibt eine bessere Art und Weise als das träge Lernen von einem Andern. Laßt mich allein; lehrt mich nichts von Leibnitz oder Schelling, und ich finde alles aus mir selbst... Ihr müßt zu der Erkenntniß kommen, daß jeder herrliche Genius nur ein glücklicher Taucher in jene See ist, deren Perlengrund ganz euer ist. Die verarmende Philosophie der Jahrhunderte hat ein Gewicht gelegt auf die Unterscheidung der individuellen und nicht der universellen Attribute der Menschen. Der Jüngling, berauscht von Bewunderung für einen Helden, sieht nicht, daß es nur eine Projection seiner eignen Seele ist, was er bewundert... Wir pflegen zu glauben, alles Denken sey längst in adäquater Form in Büchern niedergelegt, alle Phantasie in Gedichten, und was wir sagen, sey nur eine weitere Bestätigung des vermeintlich vollständigen Ganzen der Literatur. Eine sehr seichte Annahme! Der ächte Mensch wird vielmehr glauben: die ganze Literatur sey erst noch zu schreiben. Die Poesie hat kaum ihren ersten Gesang gesungen. Die beständige Mahnung der Natur an uns ist: die Welt ist neu, ungekostet; glaubt nicht an die Vergangenheit; ich gebe euch heute das noch jungfräuliche Universum." Wenn dieß die ganze Wahrheit ist, so ist die neue Welt in Wahrheit eine neue! Der Ocean liegt zwischen ihr und den östlichen Nationen wie der Aether zwischen ihr und Saturn; vergeblich sind für sie gewesen die aufeinander folgenden Generationen, die Eroberungen der Krieger, die Gesichte der Poeten, die Stimmen der Propheten und die Forschungen der Philosophen, vergeblich Arbeit, Bestreben, Aufopferung, Märtyrthum, vergebens die thatkräftige Begeisterung, die realisirten Ideale anderer Menschen. Aber kann Jemand, im Angesicht der Geschichte, behaupten: Amerika sey der europäischen Welt nichts schuldig von ererbter und mitgetheilter Bildung und Intelligenz? Ist Emerson selbst Goethe und Carlyle nichts schuldig? Gewiß, viele von den citirten Worten sind die eines Gott-trunknen Menschen, wie Novalis den Spinoza nannte!" —

„Eine auch gewissermaßen idealistische, aber keineswegs anstößige Stelle ist folgende: „Jeder Geist baut sich selbst ein Haus, und außer diesem Haus eine Welt, und außer seiner Welt einen Himmel. Was wir sind, nur das können wir sehen. Alles was Adam hatte, Alles was Cäsar vermochte, das hast und kannst du. Adam nannte sein Haus: Himmel und Erde. Cäsar nannte sein Haus: Rom; du nennst vielleicht das deinige eine Schuhflickersbude, hundert Morgen Ackerland, oder das Studirzimmer eines Gelehrten. Aber Linie für Linie, Punkt für Punkt ist dein Gebiet und Besitzthum so groß wie ihres, obwohl ohne die schönen Namen. Daher baue dir deine eigne Welt." — —

„Die Klagen Emersons in Bezug auf Religion sind nur eine Note des großen Miserere der Gläubigen, das in mancherlei Tönen aus manchen Ländern aufsteigt: „Nie war das Bedürfniß einer neuen Offenbarung größer als jetzt. Die traurige Ueberzeugung, die ich, glaube ich, mit Vielen theile, von dem allgemeinen Verfall, beinahe dem Erstorbenseyn des Glaubens in der Gesellschaft — die Seele des Christenthums wird nicht gepredigt — die Kirche scheint ihrem Fall entgegenzuwanken, beinahe alles Leben ist erloschen... Ich glaube kein Mensch mit rechtem Nachdenken kann in eine unserer Kirchen gehen, ohne zu empfinden, daß die Macht des öffentlichen Cultus über die Menschen schwindet. In den ländlichen Bezirken bleiben halbe Ortschaften von den kirchlichen Zusammenkünften weg; es zeigt nachgerade schon Charakter und Religiosität an, wenn man sich davon entfernt hält. Und der Beweggrund, der die Besten noch zurückhält, ist jetzt nur die Hoffnung und Erwartung. Was einst ein bloß zufälliger Umstand war, daß die Besten und Schlimmsten in einem Kirchspiel, die Armen und die Reichen, die Gelehrten und die Unwissenden, Junge und Alte an Einem Tag als Brüder in Einem Hause zusammenkamen, zum Zeichen eines gleichen geistlichen Anspruchs und Rechts, das ist jetzt zum Hauptmotiv geworden, hinzugehen." Zwei Fehler scheinen dem Mr. Emerson diesem Zustand der Dinge zu Grund zu liegen, 1) die historische Ansicht und Auffassung des Christenthums, welche „nicht die Lehre der Seele ist, sondern eine Uebertreibung des Persönlichen, des Positiven und Rituellen;" 2) „die Gewohnheit, die Offenbarung als etwas längst Gegebenes und Abgethanes zu betrachten, als ob Gott todt wäre." — „Der Geist allein kann lehren. Kein profaner, kein sinnlicher Mensch, kein Lügner, kein Sklave kann lehren, sondern nur der kann geben, der da hat; nur der kann schaffen, der da ist. Der Mann, auf den die Seele herabsteigt, durch den die Seele spricht — nur der kann lehren: Muth, Frömmigkeit, Liebe, Weisheit; und jeder Mensch kann seine Thüre diesen Engeln öffnen, und sie werden ihm die Gabe der Sprachen bringen. Aber der Mann der darnach trachtet, zu sprechen wie Bücher es lehren, wie Synoden es im Brauch haben, wie die Mode Anleitung gibt und das Interesse gebietet, der schwatzt nur. Laßt ihn schweigen!" — Edle Gedanken schön ausgesprochen, aber nur bevorwortend solche gefährliche Sätze wie folgende: „Laß mich dich ermahnen, vor Allem allein zu wandeln, zu verschmähen die guten Verdilber, selbst diejenigen, die am meisten geheiligt sind in der Phantasie der Menschen, und kühnlich Gott zu lieben ohne Mittler und Schleier. Freunde genug wirst du finden, die dir einen Wesley und Oberlin, Heilige und Propheten zur Nacheiferung vorhalten werden; danke Gott für diese guten Männer, aber sprich: ich bin auch ein Mensch!" — „Du selbst auch ein neugeborner Sänger des heiligen Geistes, wirf hinter dich alle Gleichförmigkeit und mache die Menschen unmittelbar mit Gott bekannt. Sey ihnen ein Mensch. Sieh zuerst und einzig darauf, daß du das seyest; daß Mode, Gewohnheit, Autorität, Lust und Geld dir nichts gelten, keine Binden seyen vor deinem Auge, sondern lebe mit dem Vorrecht des Geistes der sich nicht ermessen läßt." Wie können solche Sätze, an junge Leute gerichtet, von empfänglichen, feurigen, phantasievollen Gemüthern aufgefaßt und mißdeutet werden!" — —

Spanische Legenden von Jose Joaquin de Mora.

(Schluß.)

19) Die Normannen in Galizien. Recaredo, der furchtbare König der Normannen, rüstet sich zu Raubzügen, während Graf Gonzalo Sanchez in Galizien herrscht. Des letztern Tochter ist Hermura, die der Page Ulrico liebt. Beide finden sich eines Tages allein; Ulrico erklärt seine Liebe, und will Hermura's Hand küssen. Da tritt der Graf hinzu, von dem er einen heftigen Schlag empfängt. Wüthend nach Rache eilt Ulrico hinweg, und steht bald an der Spitze einer Bande Gesinbels, mit welcher er der Schrecken des Landes wird. Doch bald wird seine Rotte zerstreut und aufgerieben, und einsam geächtet, von Gewissensbissen gepeinigt, irrt Ulrico umher. Er stößt zum Normannenkönig, und beide schwören dem Lande Unheil und Zerstörung. Von Ulrico geführt, dringen die Normannen zur Burg des Grafen vor. Ulrico trifft die schöne Hermura allein, die, vor seiner Umarmung fliehend, sich in einen Abgrund stürzt. Schreckliche Gefühle durchdringen den Bösewicht, aber mit verdoppelter Wuth stürzt er sich in den Kampf, da das Heer des Grafen heranrückt. Er eilt auf den Grafen los, sinkt aber, von diesem besiegt, sterbend zu Boden, indem er ausruft: (S. 333.)

Schändlicher Greis, ward Rache dir vom Glücke,
Sterb' ich entehrt, geächtet, doch zurück
Laß' ich was wandelt dein Daseyn zum Fluche:
Geächt sterb' ich auch; — deine Tochter suche.

20) Don Opas. Das größte und bedeutendste Gedicht der ganzen Sammlung, das für sich allein schon einen Band ausfüllen könnte. Es handelt von der Eroberung Spaniens durch die Mauren, von dem Grafen Julian und dem Könige Rodrigo, und die Ereignisse geben dem Dichter Gelegenheit, sein ganzes politisches Glaubensbekenntniß ausführlich zu besprechen. Deßhalb scheint er auch den Bischof von Toledo, Don Opas, zum Helden seines Gedichtes gemacht zu haben, um gelegentlich seinem Eifer gegen die Geistlichkeit Luft zu machen. Wenn auch nicht den Handlungen, doch den Rathschlägen des Don Opas wird alles Unheil zugeschrieben, und ihn trifft des Dichters ganzer Zorn. Die Handlung selbst rückt nur sehr langsam voran, da die Reflexion die Hauptsache ist. Das Gedicht zerfällt in vier Abtheilungen.

I. Das folgenreichste Ereigniß in der Geschichte Spaniens sind die Schicksale der Cava, Don Julians Tochter, die bereits Leon und Saavedra besungen haben. Aus einem edeln Hause entsprossen war Don Julian, und sorgsam bewahrte er den Glanz desselben. Dieses hatte der König Don Rodrigo geschändet. In Schmerz und Zorn geht er umher; da tritt zu ihm der starke Tarif, der Maurenfeldherr. Mit seinen Reden stachelt dieser die wunde Brust des Grafen. Julian, dem der Sieg des Halbmondes verhaßt, will zuerst Don Opas um Rath fragen, ehe er sich den Mauren anschließen mag. Don Opas, in dessen Augen Rodrigo ein Usurpator gegen die Familie des frühern Königes Witiza ist, haßt den Gothenkönig und sinnt fortwährend auf dessen Sturz. Daher redet er dem Grafen zu, mit Hülfe der Mauren Rodrigo's Thron umzuwerfen, wozu Julian nunmehr entschlossen ist.

II. Die Anhänger des Islam überschwemmen, von Fanatismus beseelt, Asien und Afrika, überall ihre Lehre verbreitend, siegreich, verheerend mit Feuer und Schwert. Sie lagern vor Tripolis, wo Gregorio befehligt, dessen Tochter die Heldin Zoe ist. Sie werden geschlagen, doch ein glühender Jüngling, Zobeir, führt sie zur Schlacht zurück, wo Gregorio fällt und Zoe gefangen wird. Weniger Widerstand gewähren andere Städte, und die ganze Nordküste Afrika's ist bald von einem kriegerischen, siegreichen Volke eingenommen. Die Mauren verschmähen Pracht und Luxus, mit Ausnahme des berühmten Musa, der in Tanger herrscht. Zu ihm dem Gewaltigen kommt Graf Julian, und der Zug nach Spanien wird zwischen ihnen verabredet, wobei auf Don Opas vorzüglich gerechnet wird.

III. Ein Ungeheuer war der Gothenkönig Witiza, welchen Don Rodrigo erlegte, und hierauf selbst König ward. Aber vor der Gewaltthätigkeit und Wollust Rodrigo's war nichts heilig. Seine Späher durchzogen das ganze Land, um Weiber und Jungfrauen zu rauben. Julians Tochter, Floinba oder die Cava, erlitt Gewalt von ihm. Don Julian bespricht sich mit Don Opas über Plane der Rache. Eine Versammlung der Großen des Reiches findet statt, wo beide den König bewegen, sein Heer über das Meer gegen die Mauren, die sonst mit einem Einfall in Spanien drohten, zu entsenden. Julian entflieht alsdann mit seiner Tochter nach Afrika. Tarif landet mit einer kleinen Schaar, und durchzieht, ohne irgendwo auf Widerstand zu stoßen, einen Theil Spaniens. Viele, die in ihm einen Befreier von Tyrannei sehen, schließen sich ihm an.

IV. Ein großes maurisches Heer, dem Julian sich zugesellt, erscheint in Spanien. Sevilla fällt. Rodrigo erfährt, daß ein alter verschlossener Thurm bei Toledo sich befinde, wo er sein Schicksal erfahren könne. Er betritt den Thurm, und gräßlicher Spuk verkündet ihm seinen nahen Untergang. Die Mauren rücken heran, ein prächtiges Heer, in dessen Reihen berühmte Namen glänzen, die Ahnen jener Heldengeschlechter, deren Ruhm die spanische Geschichte oftmals wiederholt. Julian führt eine besondere Schaar den Mauren zu. Rodrigo naht mit großen Heeresmassen, von welchen Don Opas eine Abtheilung anführt. Fünf Tage währt die heiße Schlacht; da ersieht Don Opas Gelegenheit mit zehntausend Kriegern zu den Mauren überzugehen. Bestürzt stehen die Gothen. Die Schlacht ist entschieden. Und welchen Lohn erhielt Don Opas für seinen Verrath? Die Geschichte hat es nicht berichtet.

Dieses ist eine kurze Inhaltsanzeige sämmtlicher Gedichte vorliegender Sammlung, die einen interessanten und charakteristischen Beitrag zur neuern spanischen Literatur bildet. Die eigenthümliche Darstellungsweise Mora's bei ernsten Gegenstän-

den, das Blühende seiner Schilderungen, seine Vergleiche, die in der Regel originell und neu sind, mag folgendes Gedicht noch besonders als ein Beispiel darstellen. Wir heben dieses um so lieber hervor, als es durch Reflexionen kaum gestört, doch das Anschauliche des Dichters zeiget, und frei ist von politischen Beziehungen. Es ist das siebenzehnte der Sammlung, und wir theilen es vollständig mit. (S. 293 — 298.)

Skizze.

Ist er es, der dereinst mit kecken Sinnen,
Von Ehrbegier, von Durst nach Ruhm entbrannt,
Voll Kraft aufstürmte, dort, wo glänzend rinnen
Des Nils feuchtbare Fluthen durch den Sand?
Der, tretend Schwert und Feuer, auf den Zinnen
Der höchsten Mauern hob mit kühner Hand
Des Kreuzes Fahne? Kann ich ihn entdecken;
Ihn, dessen Stahl rinst war des Islams Schrecken?

Ist er es, dessen Antlitz einst erglühte
In frischer Jugend Pracht, in Schönheit ganz,
Gleich stolzer, unberührter Frühlingsblüthe,
Dir ihren Kelch erschließt des Tages Glanz?
Er, dessen Brust von heißen Flammen sprühte
Verweg'ner Lust in wildem Waffentanz,
Als ob zur Freud' ihm die Gefahr geschaffen,
Und Jupiters Blitzstrahle seine Waffen.

Wo ist der bunte Schild? Von weißen Schwingen
Geziert der edle Helm? Das Panzerhemd,
Wo brachen, wie fruchtlos Sturmfluthen dringen
Zum Felsblock, der sich starr entgegen stemmt,
Libyscher Pfeil' und Damascenerklingen?
Das muntre Roß, blutfliegend ungehemmt,
Mit freud'gem Wiehern, das im schrillen Jagen
Ihn in der Feinde Mitt' oftmals getragen?

Sind diese Augen, die schon niedersinken,
Verdüstert von der Trauer trübem Schein,
Sind es dieselben, deren kühnes Blinken
Einst schien des Aethers Abbild, klar und rein,
Da Siegesglorien in ihrem Winken,
In ihrem Blick erfuhr der Krieger Reihn,
Wie sich in hehrem Sonnenlicht erhebet
Der Berg, zu dem der müde Wand'rer strebet?

Schaut ihn! Die Furchen inn're Qual bekunden,
Dir zeigt die wüste Stirn, verwelkt und blaß,
Wo sich zu gräßlichem Verein verbunden
Argwohn und Wuth mit banger Furcht und Haß;
In festen Schlingen hat sein Herz umwunden
Unsichtbar eine Schlang', ohn' Unterlaß
Erdrückend, nagend; vor ihr sind zerronnen,
Verstegt des Lebens und der Freude Bronnen.

So wie aus tiefer, finstrer Höhl' entweichen
Die raschen Blick'; es schauert kalt und grau
Dem Frommen. Das ist nicht das sanfte Zeichen
Gewall'gen Schmerzes, der auf Gott vertraut
In heißem Flehen zum Erbarmungsreichen;
Hingebung nicht, die klagend nimmer laut,
Erduldet; das ist grausnvolles Grollen,
Das ist ein unbefriedigt wildes Wollen.

Der Hölle schwarzem, nächt'gem Schlund entraffen
Dunstbilder sich, voll Lügen, räthselhaft,
Vor denen in fieb'rischem Traum erschlaffen
Empfindung und Verstand. In Kerkers Haft,
Den er in leerem Irrwahn selbst erschaffen,
Zu sprengen seine Ketten ohne Kraft,
Seufzt er, und will sich nicht zum Mitleid richten,
Das kann das Uebel, das ihn drängt, vernichten.

Er war geliebt und glücklich. Ihm ergossen
Sich Lob und Achtung, wie sie ihm gebührt;
In lauter Schlacht, bei des Zweikampfs Genossen,
Sein Namen war von Tadel unberührt;
Ihm hatte holden Schicksals Gunst erschlossen
Den Pfad, der zu der steilen Höhe führt;
Ihm lächelnd öffnete die Macht die Pforte,
Und bot ihm Sitz an prachtvoll stolzem Orte.

Mit strahlendem Demant, in reichem Prangen
Der Pracht am Hofe, der laut lärmend schallt,
Wo Seufzer steigen, glühend voll Verlangen,
Gewall'ger als im still verschwieg'nen Wald,
Schmückt' Amor seine Schläfe. Während klangen,
Von freudig rauschender Musik durchhallt,
Die edeln Säle, zitternd bei'm Getriebe
Der Tänz', umwand mit Zauberband ihn Liebe.

Jetzt folgt ihm Haß, und er haßt Alle wieder;
In seiner Brust weilt Gram, in Furcht stets wach.
Schmutzige Lumpen decken seine Glieder;
Ein elend Hüttchen mit zerriss'nem Dach.
Durch das rauscht schonungslos Platzregen nieder,
Schließt seine Schritt' in ein beschränkt Gemach.
In seinem Blick glaubt Unheil zu entdecken
Der Bauer, und flieht ihn in leerem Schrecken.

Einst hatt' er einen Freund, in Lieb' und Kriegen,
In kühner That und Lust getern und gut;
Jünglinge beide, beide stolz von Siegen;
Doch nicht, den trauten Bund zerstörend, ruht
Niedriger Argwohn. Schnell die Schwerter fliegen
Zur Nach' hervor; den Armen blendet Wuth;
Erstaunt ihn der Zuschauer Haufen sehen
Verheld'gungslos, entwaffnet, blutig stehen.

Die Herr'n und Krieger, die in weiten Kreiſen
Schau'n, wie im Zweikampf der mit jenem eingt,
Mit lauten Beifallsrufen ſchmeichelnd preiſen
Ihn, der des Gegners wilden Stolz bezwingt.
Nicht will der Sieger grauſam ſich erweiſen,
Und ſeinen Buſen nicht das Gift durchdringt
Des Haſſes; da des Zornes Wolken fliehen,
Speicht er: nimm hin dein Schwert, dir ſey verziehen.

So wie hölliſcher Zauber, der beſchwöret
Ein ſcheußlich Heer aus dem Gebiet der Nacht,
Das des Verwerf'nen Stimme folgſam höret,
Die ſchwarzen Flügel ſchlägt, zur Wuth entfacht,
Durch ſtille Lüfte ſtürmend hin, zerſtöret
Der Pflanzen Grün, die Bäume welken macht,
Zu dürren Faſern kehrt die friſchen Halme,
Und deckt die Au'n mit wilden Unkrauts Qualme:

Alſo der Seele des Beſiegten bringet
Zerſtörungsgrau'n, Vernichtung edlem Muth
Und jede Tugend, jenes Wort, das klinget:
Die ſey verziehn, durchſtrömt mit ſchnöder Gluth
Das Herz, zu welchem rein'res Streben dringet
Nun nimmermehr. Feindſchaft, die lechzt nach Blut,
Glimt zu verborg'ner Mine, tiefer Lache,
Die Kräfte düſt'rer Wuth und ſchwarzer Rache.

Dir ſey verziehn! in ſeinen Ohren dröhnet
Durch Tag und Nacht, im Wald und im Gezelt:
So wie des Tigers wildes Heulen tönet,
Würgt er das Opfer, dem er nachgeſtellt:
So wie der Sturm, wenn jeden Zwangs entwöhnet
Zu heft'gen Stößen er die Backen ſchwellt:
Wie wenn die Erd' in ihren Feſten zittert,
Und hohe Burgen ſtürzet hin zerſplittert.

Nicht mehr! rief er, er ſterb'! In ſchnödem Streben
Hält er bereit den ſichern, ſcharfen Stahl.
Die nächt'gen Schatten dunkeln Schleier weben
Schon über des Nilſtroms einſames Thal.
Hier will den Sieger er erſpähn, wenn eben
Beglückt er heimkehrt von dem trauten Saal
Der Heißgeliebten. Hier bethört er glaubet
Die Schmach zu rächen, die Ehr' ihm geraubet.

Er ſieht ihn, ſtürzt auf ihn, hat ihn erſchlagen,
Und — nicht der Feind — die Schöne beut ſich dar.
Sie ſinkt mit heitrem Blick, erblaſſend ſagen
Kann ſie noch: deine Hand großmüthig war,
Wenn ihm ich, deſſen Ruhm und Tugend ragen
So weit, als Schand' und Schmach iſt offenbar
An dir, mein Tod bringt Heil vom Mördeſtreiche.
Sie ſprach es, und war kalte, ſtaere Leiche.

Der neue Tag erſcheinet, und die Kunde
Der That verbreitet ſich. Aufbraust das Heer
Unwillig und mit lautem Schrei'n zur Stunde,
Das, ſich in Felſen bergen höret er.
Auf ſeinen Namen häuft ſich, aus dem Munde
Der zorn'gen Edeln, Fluch um Fluch, wohl ſchwer.
Zur Rache! donnernd Echo widerhallet,
Zur Rache! Schwur des armen Bräut'gams ſchallet.

Wohin ſoll fliehn er, daß ihn nicht ereile
Sein grauſes Ruf, zornbrohend? Von ſich ſtreift
Er Rüſtung, Wehr und Mantel; ſonder Weile
Entſtellt er ſein Geſicht; in Irr' er ſchweift;
Mühn, Krankheit, Hunger werden ihm zu Theile;
Nicht mehr die alte Kraft und Stärk' ihm reift;
Wenn Menſchenſtimmen ſeinen Ohren klingen,
Von ſeiner Unthat ſie ihm Kunde bringen.

Das Brod erbettelt er ſich an den Thüren;
Er flieht der Städte Lärm, wo Wuth erregt
Der Frevel, den gewagt er zu vollführen,
Im Volk, von des Unwillens Zorn bewegt.
Durch Länder, wo er kann als Herrſcher ſpüren
Der Moslim Rotten, er zu ſchleichen pflegt,
Wie ein Inſect, das birgt ſich vor dem Lichte
Scheu in Ruinen und in Trümmerſchichte.

In weitem, ſchwier'gem Kreis langſam ſich windet
Zu ödem Dorf er, wo in rauher Schluft
Der dürft'ge Hirt ein elend Obdach findet,
Hier beut ſich Wohnung ihm zugleich und Gruft,
Wo die Natur im Sterbekleid hinſchwindet,
Und nur in matten Seufzern Antwort ruft
Entfeſſelter Oceane wildem Dröhnen
Und ſchäumender Gießbäche ſchaur'gem Stöhnen.

Ein Monat war ihm Jahr voll Höllenpeinen,
Voll Furcht und Angſt, die Schreckgeſtalten weckt,
Die nagendem Gewiſſen nur erſcheinen,
Das dadurch die unſichren Sinne ſchreckt,
Ein Jahr, wo Qual ſich und Erſchütt'rung einen,
Die, furchtbar ruhig jetzt, dann hingeſtreckt
Krampfhaft in Wuth zerreißen ſeine Glieder;
Des Lebens Band' ihm knüpfen nie ſich wieder.

Victor Hugo's Strahlen und Schatten.

(Fortſetzung.)

Als eine Probe der Gedichte in reflectirend grübelnder Weiſe laſſen wir nun noch das Gedicht: **Weisheit** folgen, das letzte in der vorliegenden Sammlung; von welchem Magnin

sagt: „Wir hatten geglaubt, vielleicht habe der Dichter das lösende Wort der von ihm so oft und in verschiednem Sinn angeregten Probleme und Räthsel auf dieß letzte Gedicht aufgespart. Es ist in der That sehr dogmatisch; der Dichter läßt darin drei große Stimmen sprechen, die er alle als seine Führerinnen anerkennt; die des orthodoxen und starren Christenthums, die des philosophischen, toleranten Deismus und die des reinen Pantheismus; bis ans Ende hofften wir, der Dichter werde den Schleier zerreißen und uns belehren, wie diese drei Stimmen zusammen Eine gemeinsame Idee, eine neue Wahrheit ins Licht setzen — aber diese Hoffnung wurde getäuscht, und wir müssen mit Karl X ausrufen: „O Dichter!“ (s. S. 37 dieser Sammlung.)

Weisheit.

An Fräulein Louise B.

I.

So wird also nichts Großes, Heil'ges, Reines,
Nichts deines blauen Blicks, o Himmel, Werthes,
Nichts, was könnt' allein unsre schnöde Zeit,
Dem Herzen eines Menschenkinds entkeimen!
Mensch! Geist, versenkt in leibliches Bedürfniß!
Also genießen! tappend zu den Todten
Hinuntersteigen — angehören Allem
Was kriecht, und Allem was treulos und flüchtig,
Der schmutz'gen Habgier, toller Eitelkeit;
Nichts wissen als — gewissenlos — anfüllen
Mit Worten das Papier, den Schrank mit Thalern;
Nie aufschaun zu der Wölbung, der gestirnten;
Spotten der Andacht und der stillen Tugend —
Das ist dein Leben, ach! und Tag und Nacht
Ist Hoffnung, Ziel, Cultus und Liebe dir
Unsaubres Geld, geschleppt durch alle Gassen,
Das an der Hand den gift'gen Rost dir läßt!
Und du begreifst nicht was dein Loos sollt' seyn:
Ein Denker seyn, ein Magier und ein König;
Ein Alchymist, die Flamme schürend unter
Dem Destillirgefäße — deiner Seele,
In diesem Feuertiegel lassend glühen
Natur und Welt — um Gott daraus zu ziehen!

Wie! hat das Thier doch seine Sphäre, sein
Gesetz das Element, der Schnee gehört
Dem Adler und die Woge dem Seeraben.
Alles hat seinen Kreis, Beruf und Zweck.
Des Meeres Schaum ist nicht ein bloßer Auswurf;
Die Fluth weiß was sie thut, der Wind weiß, wer
Ihn treibt; wie einen Tempel, worin immer
Ein mildes Licht ist wach, also erhellt
Das folgsame Gestirn den blauen Himmel;
Zu Gottes Ruhm entfaltet sich die Lilie;
Allmorgens singt, wie eine heil'ge Leyer
Erzitternd, uns der Vogel vor den Namen,
Den uns die Morgenröthe lesen läßt.
Wie! ist das ganze Daseyn doch voll Liebe,
Die Welt voll Glauben! Alles, was hienieden,
Folgt ernst seinem Gesetz, und weiß nichts Andres
Als, in göttlichem Trotz, folgsam zu seyn
Der Vogel — dem Instinct, der Baum — der Wurzel —
Wie! das gewaltge Meer, sein Ufer stürmend:
Die Schwalbe die nach Süden, der Magnet
Der nordwärts strebt — der Same, der beschwingte,
Der in der Ferne seine Stätte sucht,
Die Wolke, über Eisinseln sich ballend,
Die, plötzlich durch des Himmels Höhe fahrend,
Aprilshauch jagt vom Pole zum Aequator,
Der Gletscher der von weißen Gipfeln schmilzt,
Der Saft, der in der Zweige Fibern quillt,
Alle geschaffnen Wesen, einem ernsten
Ziele zustrebend, in der Luft die Strahlen,
Im Aetherraum Weltkugeln — Ströme durch
Felsen und Meilen — all' unwandelbar
Gehn sie dahin auf ihren stolzen Bahnen!
Der Mensch allein ist abgeirrt! — Ha, wie!
Alles im Weltall, alle Wesen, Beete,
Wälder und grüne Triften, und der Tag
Welcher mit Gold das Firmament besäumt,
Das Wasser, das die tiefe Schlucht bespühlt,
Sie haben noch, wie an dem Tage, wo
Jehovah mit den Götterhänden Adam
Aufdrückte seiner Größ' und Hoheit Siegel,
All ihre Unschuld, ihre Lauterkeit!
Der Mensch nur ist gefallen! — Er, geschaffen
Das Herrlichste in dem erhabnen Reich
Zu werden, ward das Aermste, Schlechteste.
Der blühen sollt' als der erwählte Baum,
Ist nur ein schnöder Stamm mit schwarzen Aesten,
Entwurzelt durch das Alter, und vom Laster
Entblättert, dessen Zweige keine Frucht
Mehr tragen, welche Gott noch sammeln möchte,
Auf den man nicht gefahrlos sich kann stützen,
Geimpft mit der Gesellschaft Leidenschaften!
O ungeheurer Fall! O Vorsehung!
Er läugnet und verkennt, indeß um ihn
Die Schöpfung denkt! O Schmach! der Sinne Raub,
Kriecht hin in ihrem Joch, der Mensch am Staub,
Und führt ein dumpf unwürdig Daseyn neben
Den unvernünft'gen Wesen, welche leben!

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literaeisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 116.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

10 October 1840.

Rosmonda d'Inghilterra.

Von G. B. Niccolini.

Bei der geringen Fruchtbarkeit der italienischen Poesie in den neuesten Zeiten dürfen wir wohl die Aufmerksamkeit unsrer Leser auf ein Drama Niccolini's hinlenken, eines der namhaftesten Dichter der neuesten Zeit, von welchem vor ein paar Jahren schon die öffentlichen Blätter rühmend sprachen und das uns jetzt im Druck vorliegt. Ueber den Dichter haben wir früher schon berichtet; er schließt sich mehr an die classische als an die romantische Partei an, macht aber doch auch in dem vorliegenden Drama den neueren Grundsätzen einige Zugeständnisse, indem er die Einheit des Orts, jene beschwerliche Fessel des dramatischen Dichters, unbedenklich opfert. Der Gegenstand, das Schicksal der schönen und unglücklichen Rosamunde, der Geliebten Heinrichs II von England, ist sonst schon mehrfach behandelt worden, namentlich auch von Th. Körner; die classischen Poeten scheinen überhaupt gern nicht nur die hergebrachten Formen und Gesetze, sondern auch die durch Vorgänger gleichsam sanctionirten Vorwürfe aufzunehmen. Wir wollen den Verlauf des sehr kurzen Drama's verfolgen und einige Proben in der Uebersetzung mittheilen; die italienische Form der Namen wollen wir beibehalten.

Erster Act. Die Scene ist in diesem, im zweiten und fünften Act im Schloß von Woodstock, das Arrigo wie eine Art Labyrinth hat einrichten lassen.

Erste Scene. König Arrigo und Tebaldo, sein (treuloser und verrätherischer) Vertrauter — die unerläßliche Person des classischen Drama's! Der König hat einen Boten, Odoardo, nach Frankreich abgeschickt, um das von dem britannischen Gesandten daselbst bereits so gut wie abgeschlossene Eheverlöbniß des Königs mit der reichen Fürstin Eleonora von Guienne, der geschiedenen Gemahlin des Königs Ludwig VII von Frankreich, die ihm ein Königreich mitbringen würde, wieder vor dem völligen Abschluß rückgängig zu machen, weil er über ihre Sittenlosigkeit inzwischen genauer unterrichtet worden; das eigentliche Motiv aber dieses geänderten Entschlusses ist, wie ihm Tebaldo vorrückt, seine Liebe zu Rosmonda, deren sich denn auch der König freudig und triumphirend rühmt, gegen das Glück der Liebe alle Freuden der Herrschaft und Macht gering schätzend. Tebaldo's Vorstellungen, daß ihm der Verlust der französischen Provinzen drohe, weist er mit der Versicherung zurück, daß die Liebe zu der, ihn nicht als König, sondern nur unter dem angenommenen Namen Alfredo kennenden Rosmonda, seinen jugendlichen Heldenmuth und seine Tapferkeit nicht geschwächt habe, sondern sie nur mehr entzünden werde. Er gibt zu verstehen, daß er sich später ganz mit Rosmonda zu verbinden gedenke, um das ihr angethane Unrecht zu vergüten, an das ihn selbst sein Gewissen lebhaft gemahnt, als er ihren nach Frankreich geflüchteten Bruder, Edmondo Clifford, der einer ihm feindlichen, aber besiegten Partei angehört, daselbst gesehen und erkannt, und dessen zorniger Blick ihn mit Beben und Reue erfüllt habe. Vor der Hand will er Rosmonda nur allmählich mit der Wahrheit bekannt machen, sich ihr als König entdecken, und fürchtet nur, die allzugroße Freude möchte sie tödten.

Zweite Scene. Tebaldo, allein zurückbleibend, spricht, da er seines Theils nicht wieder einen Vertrauten hat, seine Gedanken und Absichten in einem Monologe aus. Er betrachtet den König als durch seine Leidenschaft ganz wahnsinnig, aber er hat nicht im Sinne, diese Leidenschaft ruhig gewähren zu lassen. Schon hat er Maaßregeln getroffen, daß der von Arrigo nach Frankreich gesandte Bote getödtet worden, und so die beabsichtigte Wiederauflösung des Verlöbnisses vereitelt, der Bund unwiderruflich geworden ist. Er hat dabei ein wichtiges Interesse, weil ihm Eleonora große Herrschaften verheißen hat. Rosmonda hat er mit der falschen Nachricht vom Tode ihres Vaters, Gualtiero Clifford, getäuscht, in der Hoffnung, sie durch Gram und Reue ihrer Schönheit zu berauben oder zu tödten, aber diese Hoffnung ist fehlgeschlagen:

— — ich habe glauben sie gemacht,
Todt sey ihr Vater; durch Gewissensbisse

Ihre unsel'ge Schönheit zu vernichten;
Doch schmachtender nur ward des Antlitz Rose,
Und nur verliebter er; so muß ich wachen
Bis, wie ein wankelmüthig Kind, Arrigo
Vergißt sein Spielzeug und es dann zerbeicht.
Ich, mit dem kühlen Herzen, grauen Haaren,
Ich schaue schon das Grab, in welches mündet
Auf diesem Lebenswege jeder Pfad.
Ein Augenblick ward unsrem Stolz gegeben,
Gleichwie des Staubes Flug, und dann ins Grab
Steigen, getäuscht, die Hoffnungen der Menschen.

Dritte Scene. Tebald entfernt sich, als er Rosmonda kommen sieht. Diese stellt eine schmerzliche Vergleichung an zwischen frühern Zeiten und jetzt:

Hier macht' ich mir aus heitern Blumen,
Die der April ins Leben ruft, sonst Kränze;
Unter sie setzt' ich mich und mein Geliebter,
Mit raschem, leichtem Fuß das junge Gras
Berührend kaum, liebt' er, sich unversehens
Zu nähern mir, und weckte aus der Liebe
Verzückung mich... auf meinem traur'gen Haupt,
Ruhst du, o Blatt! vom väterlichen Baum
Schied dich der Herbst.. verweist und stumm sinkst du
Zu meinen Füßen!.. wohin wirst du gehn,
Du jedes Windes blindes Spiel?.. Auch ich
Kenne nicht das Geheimniß meines Schicksals.
Verwaiste Tochter!.. unterm kahlen Fels
Dort will ich niederliegen meinen Leib,
Erschöpft von Reue, Schatten geben da
Cypress' und Myrte... Euch ja nahm noch nicht
Des Laubes Schmuck der Jahreszeiten Wechsel,
Bäume, geweiht der Liebe und dem Tode!
Beschützet ihr mein Haupt! ich sitz' und weine.
Sonst weint' ich nicht.. wenn der verlass'ne Vater
Wie in den Sinn kam; so gewaltig war
Der Liebe Rausch, daß nur auf Augenblicke
Bei dem Gedanken weilte meine Seele.
Wie bin ich jetzt verändert! Grausee Zweifel.
Wohin jetzt im kranken Geist; ich mag ihn kaum
Dem eignen Herzen zu gestehn. Bin ich
Allein hier? Dieses Zögern...

Vierte Scene. In diesem Augenblick kommt Arrigo und wird von Rosmonda mit der größten Zärtlichkeit, mit Reue über ihre Traurigkeit, empfangen:

Rosmonda.

Mein Herr!

Arrigo.

Wie sprichst du denn?
O meines Herzens Herrin du, geboren
Zur Herrschaft über jeden, der dich schaut?
O bei dem Zauber der dein Aug erfüllte
Das erstemal als du mich angeschaut,
Nenn' immer mich Alfredo... mit dem Namen
Gefiel ich dir... du siehst mich an und weinst?

Rosmonda.

Ich sprech' zu dir wie zu mir selbst. Alfredo
Ich wein' und bet' dich an; stets war ich schuldig,
Doch wuchs die Schuld noch seitdem starb...

Arrigo.

Dem Vater
Hofft' ich schon heimzuführen seine Tochter,
Seiner Verzeihung froh, als meine Gattin
Sah ruhen schon den heil'gen Vaterkuß
Auf deinem Augenlied und trocknen drauf
Die süßen Thränen, von der Reu' um einen
Verziehnen Fehl entlockt, und alles Leid
Verkehrt in Freud'.

Rosmonda.

Weß mahnst du mich, Alfredo?
Zu solcher Hoffnung hobst du mir das Herz,
Daß bis dahin jeder Gedanke ruhte,
An solcher frohen Hoffnung sich erlabend.
Jetzt herrscht des abgeschiednen Vaters Bild
In meinen Nächten, und entsetzlich ist es,
Wie in der Todesstund' die Reu'! Ich sehe
Lang weinend irren den gramvollen Alten
Durch jene Zimmer dir durch mich verödet, u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Neugriechische Dichtungen.

Nach Maaß und Reim der Urschrift in das Deutsche übertragen.

I. Volkslieder.

Schwalbenlied. *)

Eine Schwalbe, klein und zahm,
Kommt vom weißen Meere her.
Als sie von dem Meer kam
Und im Korn Wohnung nahm,
Setzt sie sich und sprach sofort,
Ruhend auf dem Steine dort:
März, mein guter März, fürwahr,
Du auch, schlimmer Februar,
Magst du stürmen jetzt und schneien,
Bringst uns doch bald Duft des Maien.

. . . . . .

Dieß sang mir der Lehrer auf:
Fünf der Eier gib mir du,

*) Schwalbenlied. Dieß Liedchen, leider nur Fragment, wiewohl hier viel vollständiger als bei Fauriel, wird in ganz Griechenland am ersten März, dem dortigen Frühlingsfeste, durch schaarenweis herumziehende Kinder (namentlich Schulkinder, nach V. 11), von Haus zu Haus abgesungen, während sie unter dem Gesang das hölzerne Bild einer Schwalbe an einer Art Haspel umdrehen. Am Schluß sammeln sie Eier, Käse u. a. kleine Festgeschenke ein. V. 6, wage ich die Conjectur „εἰς πέραν καταλύσε," wodurch zugleich der Reim hergestellt wird, während die bisherige Lesart „πέραν καταλύσαι" keinen Sinn gibt. Nach dem zehnten Vers scheint eine Lücke zu sein.

Fünf, und eine Henn' dazu,
Ueberdieß noch einen Hahn,
Im nächsten Jahr und heuer!

Pyrpiruna. *)

Pyrpiruna zieht umher,
Ruft zu Gott und fleht sehr:
Schick uns Regen, Gott, geschwind,
Einen Regen, sanft und lind,
Daß entkeim' und blüh' vom Regen
Und erfüll' die Welt mit Segen
Baumwollstaude und Getreide
Und das Gräschen auf der Heide! —
Wasser, reichlich, wie ein Born!
Haufen, ganze Haufen Korn,
Jede Aehr' ein Schäffel geb',
Einen Eimer jede Reb'!

Gesang von Parga. **)

Ihr Berge, Schluchten voller Thau, ihr zartbegrünte Auen!
Ihr schöne Bäume, dichtbelaubt, viriherrliche Gefilde,
Ach unter Thränen nehm' ich jetzt von euch auf ewig Abschied!
O Parga, weltberühmte Stadt, du Nachbarin des Türken,
Parga, mein schönes Vaterland, mein inniglich geliebtes,
An der Tyrannen härtesten verkaufen dich die Briten!
„Entweihet, ihr, Abkömmlinge des alten Lands Epirus,
„Des Christenvolkes Schlechteste, ungläub'ge Pargioten!"
So sprach zu uns voll Wuth und Gift der übermüth'ge Haman.
„Die Tempel lasset mir zurück und alle eure Habe!
„Daniedre stürzen soll das Kreuz, das überall sich brüstet;
„Es soll fortan der heilige Koran den Sieg behaupten!
„Und ihr, ohnmächt'ge Griechen, mögt ununterbrochen irren
„Und nimmer einen König mehr, noch Tempel je besitzen!" —
So rief uns zu der grausame, der alte Volksbedrücker,
Der stets die Christen hat verhöhnt und ihre heil'gen Bräuche.
O möchte dieser mein Gesang ihm in die Ohren dröhnen,
Gleich einem Blitz vom Himmel her, der jeglichen verruchten
Tyrannen aus dem Schlafe weckt, so ruhig er auch schlumm're!
Ihr Blitze der Gerechtigkeit,
Du Blitz des hohen Himmels,
Zerschmettert den Ali Pascha
Und die verworfnen Britten,
Daß die Tyrannen es erfahn,
Wir Gott die Bösen strafe!

Und du, der unsern Untergang gesehen, Schein der Sonne,
Du, der du Zeuge warst, wie wir hervor aus ihren Grüften
Die heil'ge Asch' und das Gebein von unsern Ahnen rafften,
Lösch' deinen Schimmer aus alsbald, zeig', wie du uns betrauerst!
Und ihr, des Himmels Kinder dort, du Mond mit den Gestirnen,
Umhüllet euer Angesicht mit einem dichten Flore,
Mit einem dichten schwarzen Flor der allgewalt'gen Trauer,
Und weint ob des unseligen Geschicks der Pargioten,
Und weinet viel, und weinet oft, ihr und das ganze Weltall!

Lechner.

---

*) Pyrpiruna. Bei anhaltender Dürre veranstalten die Kinder in den griechischen Dörfern eine Art Umzug, um Regen zu erflehen. Dabei wird eines von ihnen (meist ein armes Waisenkind) von Kopf bis zu den Füßen ganz mit Feldblumen und Kräutern verhüllt, und dieses Kind nenne man Pyrpiruna. So ziehen sie vor jedes Haus und singen das hier mitgetheilte Lied; der Herr oder die Frau des Hauses aber gießt ein Gefäß mit Wasser über den Kopf der Pyrpiruna aus und beschenkt die Kinder mit einem Para (einer türkischen Münze, etwa einen halben Pfennig werth).

**) Gesang von Parga. Die Auswanderung der Pargioten aus ihrer Stadt, nachdem diese im Jahre 1819 von den Engländern, unter deren Schutz sie sich gestellt hatten, an Ali Pascha war übergeben worden, veranlaßte nebst vielen andern auch dieses Lied.

Victor Hugo's Strahlen und Schatten.

(Fortsetzung.)

II.

Als ich so rief, da hört'st du meine Worte;
Und du, die du in Alles, was du sagst,
Legst deiner holden Seele Wiederschein,
Wandtest dich sanft mit deinem unsagbarn
Trüben und ruhigen Lächeln gegen mich:

„Die Menschheit hebt sich, taumelt sie auch noch,
Und, ihre Stirn vom Schatten noch umspielt,
Geht sie dem lichten Morgenroth entgegen.
Zwei Angriffer hat jedweder Mensch
Auf Erden — eins vom Guten, eins vom Bösen,
Und Alles schelten heißt: begreifen nichts.
Am Gold und Blei befleht der Menschen Streben.
Des Weisen Geist ist ernst und schleudert nicht
Den Blitz aufs Ungefähr auf alle Häupter.
Für das Jahrhundert, drin man lebt, ist man
Stets ungerecht, weil man zu leiden hat,
Und Alles trägt die Farbe des Verbrechens.
Auch unsre Zeit, die hartgescholtne, hat
Ihre erhabne Seite; und du selbst,
Zürnender Dichter, hast das ausgesprochen.
In deinem Zimmer, einem achtbaren,
Ehrwürdigen Asyl, hast also du,
Gesprochen in besonnen hitzer Mildr,
Dein Antlitz leuchtete im Wiederschein
Scharlachener Tapeten, und für mich
Machte in jenem hehren Augenblick
Dein aufwärtsschauend Aug' zum Himmel die Decke."
Der Ton der hehren, friedlichen Vernunft,
Mitleid und Billigkeit und Engelsgüte
Vergessen fremder Fehler, jene Tugend,
Die unbewußte Majestät verleiht —
All das gab deinen klaren, holden Worten
Die ruhige Größe einfacher Natur;

Manchmal glaubt' ich in deiner Stimm' zu hören
Süßen Gesang von Waldesvögelchören.

III.

Warum kehrt stets ihr meinem Auge wieder,
O meiner Kindheit, meines Frohsinns Tage?
Wer öffnet stets im halberloschnen Herzen
Dich, ältester Erinnrung lichte Blume?
Oh! wie ich glücklich war und offnen Herzens!
Als Schüler — eine eichne Bank, verbraucht,
Glänzend und glatt gerieben, eine Tafel,
Ein Pult, ein schweres schwarzes Tintenfaß,
Des Abendsternes Schwester — eine Lampe,
Begrüßten ernst und milde mich. Mein Lehrer
War, wie ich euch schon oft erzählt, ein Priester,
Mit ruhig güt'gem Ton und warmem Blick,
Naiv wie ein Gelehrter, boshaft wie
Ein Kind, der mich zu küssen pflegte, sagend:
(Denn Lob sporni an!) „obgleich neun Jahr erst alt,
Erklärt er schon den Tacitus!" Bei Nacht
Mit Eugen, einem Geist, den Gott, ach! unter
Ließ gehn! arbeitet' ich — und träumte schon.
Indeß ich schrieb, furchtlos, ohne System,
Stromweis' auf das Papier goß Barbarismen,
Manch neuen Sinn entdeckt' in den Autoren,
Gekrümmten Rückens, mit der Stirne fast
Berührend meinen Gradus — glaubte ich,
— Denn immer ist der Geist des Kindes wach! —
Verworren zwar, nah' meinem Ohr zu hören
Die griechischen und die latein'schen Wörter,
Geschwätzig und vertraut, beschmiert mit Tinte
Und fröhlich so wie Schüler, zwitschern, jauchzen
Wie Vögelein im Nest, zwischen den schwarzen
Blättern eines schwerfäll'gen Wörterbuchs;
Ein Summen, süßer selbst als das Geschwirr
Von einem fliehnden Bienenschwarm — ein Rauschen
Gedämpfter als des Nachtwinds leises Seufzen,
Daß oft, unter dem Kupferschloß, die Blätter
Des alten Buches zu erheben schienen.
Der Pflicht genügt, leicht wie die jungen Rehe,
Flogen wir durch die riesenhaften Säeten,
An hundert Orten fast zumal auftauchend.
Ungleichen Schritts folgt' ich den großen Brüdern;
Am Himmel glommen an die heitern Sterne,
Die Fliegen schwirrten durch die stille Luft,
Die Nachtigall, im Schattendunkel singend,
Lehrte Musik der Schöpfung ganzes Reich,
Indeß ich, ein geschwätzig Kind, leichtsinnig
Und unbedacht, nach allen Seiten weisend
Mein kecks, frisches Auge, d'raus die Freude
Sprang in lebhaften Funken, unterm Arme,
Von drei Bindfäden nur umwunden, trug
Horaz und die Gastmahle, den Virgil,
Die Wälder, den Olymp und Hercules,
Theseus und Ceres, die grausame Juno,
Die Hyder, deren Rachen Flammen speien,
Und des nemeischen Felsen Riesenleuen.

Doch kam ich an bei meiner Mutter: oft,
Durch Zufalls Tücke der mit Kindern spielt,
Hatt' ich großen Verdruß und großen Zorn.
Ich fand nicht bei den Taxusbäumen mehr
Das schöne Gärtchen, das ich selbst geordnet.
Ein großer Hund hatte verwüstet Alles.
Oder es hatte mir in meinem Zimmer
Die Käfige Jemand offen gelassen,
Die Vögel waren in den Wald geflohn
Zur Freiheit, oder in des Vogtes Hände.
Wie rannt' ich da heebei vom Zorne roth,
Ganz außer mir, fluchend dem großen Hund,
Dem dummen Gärtner, dem nichtswürd'gen Vogter
Und seinen Dohnen! Wie glüht' ich vor Wuth! —
Alles macht' Ein Blick meiner Mutter gut.

IV.

Heut — ist es nicht um einen leeren Käfig,
Nicht um die Vögel, die der Dohnen Raub,
Um Blumen nicht, von einem Hund verwüstet,
Daß sich mein Zorn erhebt. Solch kleines Unglück
Erbittert wohl ein Kind — in großen Leiden
Wird ruhig, wie in einer Kirch' der Mensch.
Nach heft'gem Unmuth, gleich dem glühnden Tag,
Kommt Ruh ins Herz, gleichwie der Schlaf ins Auge.
Die Summe unsrer Uebel, schwarzer Ziffern,
Ist Weisheit. Stets ihn prüfend scheint zum Menschen
Gott so zu sprechen: „Deinen Geist lass' wandern
Durchs Unglück; so wie aus dem Sieb das Korn
Wird er daraus geläuterter hervorgehn. —
Ich lebt' und litt; ich denke und bin still.
Oder wenn manchmal noch der schlimme Zorn
In meiner Seele mit siegreichem Finger
Die Schale niederzieht, in der die Welt
Ich wäge und mein Herz; wenn ich, Ein Auge
Nur öffnend, tadeln und verdammen will,
Mit ein paar reinen Worten führst dann du,
O heil'ges, edles Weib! meine gereizte
Und bittre Stimme zu der Ruh zurück,
Zu welcher sich mein Geist entschieden hat;
Ja, deine Strahlen stillen meinen Sturm,
Und du thust für den finstern, trüben Mann,
Was für den Knaben that sanft, schön und gut
Das Mutterherz, das unterm Grabe ruht!

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 117 u. 118.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

15 October 1840.

Samuel Taylor Coleridge.

Einer der Männer, welche auf den Zustand, oder vielleicht richtiger, auf die Entwicklung der höhern geistigen und philosophischen Bildung in England den bedeutendsten, von beinahe allen Parteien anerkannten Einfluß ausüben, ist der vor einigen Jahren verstorbene, dem deutschen Publicum hauptsächlich nur als Dichter und als Uebersetzer von Schillers Wallenstein bekannte Coleridge. Auch in England selbst wird erst seit neuern Zeiten sein philosophischer oder allgemeiner Einfluß allgemeiner gewürdigt und anerkannt; er selbst äußerte noch in seinen spätern Jahren: „In England bin ich nur ein armer Dichter, aber ich bin ein großer Philosoph jenseits des atlantischen Meeres;" dafür aber liest man jetzt selten einen Aufsatz, welcher die geistigen Entwicklungen und Strebungen Englands in neuern Zeiten zum Gegenstand hat, worin nicht Coleridge als einer der wichtigsten Agitatoren im philosophischen Sinn, als Vater einer Menge neuer Ideen und Impulse rühmend genannt, und dem Studium empfohlen würde. Ein streng ausgeführtes metaphysisches System hat Coleridge, hierin dem englischen Genius treu, nicht gegründet; er blieb Synkretist und Eklektiker, jedoch mit so viel Scharfsinn, Tiefsinn, Gemüth und Phantasie, daß er manchem Sohne Altenglands, der zur Fahne des gemeinen Menschenverstandes geschworen, als ein nicht minder transscendenter Mystiker und Phantast erscheint, als nur irgend ein deutscher Philosoph einem Deutschen. Unter den Deutschen wäre er vielleicht einem Lessing, Hamann und Herder zu vergleichen, von welchen allen er jedoch auch wieder sehr verschieden ist. Wir geben im Nachstehenden einige Auszüge aus einem größern Artikel über Coleridge in der London and Westminster Review, dem Organ der philosophischen Radicalen, worin der merkwürdige Mann nicht minder als von den Wortführern anderer Parteien und Farben gepriesen wird, obgleich er, früher ein schwärmerischer Anhänger der französischen Revolution, und der enthusiastische Verkündiger einer Pantisokratie, nachmals zu ganz conservativen Grundsätzen überging und im Interesse der Tories schrieb. Dem Aufsatz ist ein Verzeichniß von verschiednen Schriften Coleridge's vorgesetzt, aus deren Titel man schon die Vielseitigkeit seiner Empfänglichkeit und seiner Studien ersehen kann. Außer einem „literarischen Nachlaß," in vier Bänden von seinem Sohn herausgegeben, „Proben aus seinen Tischgesprächen," einer „Biographia literaria, oder biographische Skizzen meines literarischen Lebens und meiner Ansichten," sind verzeichnet: „Ueber Verfassung von Kirche und Staat, nach der Grundidee beider;" „Laienpredigten. 1. Des Staatsmanns Handbuch." 2. „Selig seyd ihr, die ihr an allen Wassern säet." Ferner: „Winke zur Beherzigung bei Bildung eines männlichen Charakters, auf die Grundlagen der Klugheit, der Moral und der Religion; veranschaulicht durch Auszüge aus unsern ältern Theologen." Endlich: „Der Freund; eine Reihe von Aufsätzen, zum Behuf der Bildung fester Grundsätze in der Politik, der Moral und Religion, mit eingestreuten literarischen Belustigungen."

Wir lassen nunmehr die Auszüge folgen.

„Der Name Coleridge's ist einer von den wenigen englischen Namen aus der Gegenwart, die wahrscheinlich immer öfter werden genannt und die Symbole wichtigerer Dinge werden, im Verhältniß als das innerliche Treiben und Streben des Zeitalters sich mehr und mehr in äußerlichen Thatsachen bethätigt. Bentham ausgenommen, hat kein Engländer neuerer Zeit eine so tiefe Spur seines Einflusses auf die Ansichten und geistigen Strebungen derjenigen unter uns zurückgelassen, welche ihr praktisches Leben und Handeln durch philosophisches Nachdenken zu erleuchten und aufzuklären bestrebt sind. Wenn es wahr ist, wie Lord Bacon behauptet, daß die Kenntniß der speculativen Ansichten der jungen Männer zwischen zwanzig und dreißig Jahren die Hauptquelle politischer Prophezeyung ist, so wird die Erscheinung Coleridge's sich durch nicht unbedeutende noch zweifelhafte Spuren in der künftigen Geschichte unsers Vaterlands manifestiren; denn Niemand hat mehr als er zur Bildung

der Ansichten derjenigen jüngern Männer beigetragen, von welchen man überhaupt sagen kann, daß sie Ansichten haben.

Der Einfluß Coleridge's, so wie der Benthams, erstreckt sich viel weiter als nur auf solche, welche die Eigenthümlichkeiten seiner religiösen oder philosophischen Ueberzeugung theilen. Er ist der große Erwecker des Geists der Philosophie in diesem Lande innerhalb der Gränzen traditioneller Ansichten gewesen. Er war, beinahe in eben dem Grade wie Bentham, der große „Infragesteller alles Bestehenden;" denn einer, der etwas in Frage stellt, muß nicht nothwendig ein Feind seyn. Durch Bentham mehr als irgend einen sind die Menschen dazu geführet worden, sich selbst bei jeder alten oder angenommenen Meinung zu befragen: ist sie wahr? und durch Coleridge: was ist der Sinn und die Bedeutung davon? Der eine nahm seinen Standpunkt **außerhalb** der hergebrachten Meinung, und überschaute sie als ein ihr völlig Fremder; der andere betrachtete sie gleichsam von innen, und suchte sie mit den Augen eines daran Gläubigen anzuschauen, zu entdecken, durch welche augenfällige Thatsachen sie zuerst erzeugt, und durch welche Umstände sie bisher immer glaubhaft erhalten worden sey und sich den aufeinanderfolgenden Geistern als eine treue Auslegung ihrer Erfahrung dargestellt habe. Bentham sprach einen Satz als wahr oder falsch an, je nachdem er mit den Resultaten seiner Forschungen übereinstimmte oder nicht, und fragte nicht sehr sorgfältig darnach, was mit einem Satze gemeint seyn sollte, wenn er augenscheinlich das nicht enthielt, was ihm als Wahrheit erschien. Bei Coleridge dagegen galt schon der Umstand, daß eine Lehre von denkenden Menschen geglaubt, von ganzen Nationen oder Generationen angenommen worden war, als ein Theil des zu lösenden Problems, als ein zu erklärendes Phänomen. Und da Benthams kurze und bequeme Methode, Alles auf selbstsüchtige Motive von Aristokratien oder Priestern oder Gesetzgebern oder sonst einer Classe von Betrügern zurückzuführen, einen Mann nicht befriedigen konnte, der so viel tiefer in das Verwickelte menschlicher Intelligenz und Gesinnungen blickte, betrachtete Coleridge die lange oder umfassende Geltung irgend einer Ansicht schon als ein Argument, welches dafür spreche, daß sie nicht gänzlich falsch seyn könne; daß sie, für ihre ersten Urheber wenigstens, das Ergebniß eines Bestrebens seyn müsse, etwas in Worten auszusprechen, was für sie mindestens eine Realität hatte, wenn auch nicht für die Masse derer, welche seitdem die Lehre als eine Tradition angenommen. Gemäß dieser Verschiedenheit in den Gesichtspunkten der beiden Philosophen und der starren Anhänglichkeit eines jeden an den seinigen, war zu erwarten, daß Bentham immerdar die Wahrheit verfehlte, welche in den traditionellen Ansichten liegt, und Coleridge diejenige, welche außerhalb derselben liegt und ihnen widerspricht. Aber es war auch zu erwarten, daß jeder viel finden, oder finden lehren werde, was der andere verfehlte.

Es ist kaum möglich von Coleridge und seiner Stellung unter seinen Zeitgenossen zu sprechen, ohne auf Bentham zurückzukommen; sie stehen mit einander im Verhältniß durch zwei der stärksten Beziehungen: durch Aehnlichkeit und Contrast. Es wäre schwer, zwei Männer von hervorragendem philosophischem Talent zu finden, die einen schärfern Gegensatz zu einander bildeten. Man vergleiche ihre Art und Weise, einen Gegenstand zu behandeln, und man möchte sie für Bewohner verschiedener Welten halten. Sie scheinen kaum Einen Grundsatz, kaum Eine Prämisse gemeinsam zu haben. Jeder sieht kaum etwas anderes, als was der andere **nicht** sieht. Bentham würde Coleridge mit einem eigenthümlichen Grad jener gutmüthigen und launigen Verachtung betrachtet haben, womit er alle von der seinigen abweichenden Arten zu philosophiren ansah. Coleridge würde wahrscheinlich bei Bentham eine Ausnahme gemacht haben von der umfassenden und freisinnigen Würdigung, die er (sehr zur Empfehlung seiner Weise zu philosophiren) den meisten ausgezeichneten Denkern angedeihen ließ, von welchen er abwich. Aber die Gegentheile sind, wie die Logiker sagen, nur: quae in eodem genere maxime distant; was in derselben Gattung am weitesten von einander absteht. Die beiden Genannten trafen darin zusammen, daß sie die Männer waren, welche am meisten in ihrem Zeitalter und in ihrem Lande durch Beispiel und Lehre die Nothwendigkeit einer Philosophie einschärften. Beide machten es zu ihrer Aufgabe, Meinungen und Ansichten auf Grundsätze zurückzuführen; beide nahmen keinen Satz für wahr, ohne seine Basis zu untersuchen und sich zu vergewissern, daß er die seinem Wesen gemäße Art und Stufe von Klarheit und Deutlichkeit besitze. Beide anerkannten, daß die gesunde Theorie das einzige Fundament für gesunde Praxis ist, und daß, wer die Theorie verachtet, mag er sich welche Miene von Weisheit geben als er will, doch nur ein Quacksalber ist. Wenn man ein Buch zusammenstellte, enthaltend das Beste, was je gesagt wurde über die handwerksmäßige Schule in der Politik und über die Unzulänglichkeit dessen zu praktischen Zwecken, was die rein praktischen Leute Erfahrung nennen, so ist schwer zu entscheiden, ob eine solche Sammlung mehr von Bentham oder von Coleridge aufzunehmen hatte. Auch stimmten sie zusammen in der Erkenntniß, daß die Grundlage aller andern Philosophie in der Geistesphilosophie zu suchen ist. Diese Grundlage tief und stark zu legen, und einen entsprechenden Bau darüber aufzuführen, war die Aufgabe, der sie ihr Leben widmeten. Zwar gebrauchten sie meist verschiedne Materialien; aber da das Material beider wirkliche Beobachtungen, das ächte Product von Erfahrungen war, so wird sich am Ende finden, daß die Resultate beider nicht einander feindlich entgegengesetzt sind, sondern einander ergänzen. Wer die Prämissen beider bewältigen, und die Methoden beider verbinden könnte, der wäre im Besitz der gesammten englischen Philosophie seiner Zeit. Coleridge pflegte zu sagen: jeder sey ein geborener Platoniker oder Aristoteliker; in ähnlicher Weise kann man behaupten: jeder Engländer der jetzigen Zeit sey implicite ein Benthamist oder ein Coleridgeianer; er habe eine Anschauungsweise der menschlichen Dinge, die als wahr erwiesen werden könne nur nach den Grundsätzen Benthams oder Coleridge's. In Einer Beziehung freilich ist die Parallele mangelhaft. Bentham verbesserte das von ihm angenommene philosophische System so und führte es so aus, daß er seinen Nachfolgern beinahe als dessen Begründer galt,

während Coleridge, obgleich er dem von ihm gelehrten System solche Spuren seiner Eigenthümlichkeit aufdrückte, wie man nicht anders es erwarten kann von einem Mann von so originellem Geiste, doch in allem Wesentlichen seiner Lehre nur der spätere Nachfolger der großen Deutschen der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war, und ihm die ausgezeichnete Reihe ihrer französischen Schüler und Erklärer zur Seite ging. Daher ist Coleridge, obgleich für den Engländer der Typus und die Hauptquelle dieser Doctrine, doch mehr nur der Schöpfer der Gestalt, worin sie unter uns auftrat, als der Lehre selbst.

Die Zeit ist noch fern, wo bei Würdigung Coleridge's und seines Einflusses auf die Geistesbildung unsrer Zeit irgend Einstimmigkeit erwartet werden dürfte. Als Dichter hat er bereits die ihm gebührende Stelle eingenommen, unter den großen, ja, wenn man mehr die Kraft als die wirklichen Leistungen in Anschlag nimmt, unter den größten Dichtern Englands. Aber als Philosoph — kaum erst ist die Classe von Denkern aufgetreten, von welchen er beurtheilt werden kann. Das beschränkte philosophische Publicum dieses Landes ist noch zu ausschließlich getheilt in solche, denen Coleridge und die von ihm verkündigten oder vertheidigten Ansichten Alles, und solchen, denen sie nichts gelten. Ein großer Denker kann erst richtig gewürdigt werden, wenn seine Gedanken in Geister eingedrungen sind, die sich in einer verschiednen Schule gebildet; wenn sie in Einklang und Berührung gebracht sind mit andern wahren und wichtigen Gedanken; wenn der lärmende Conflict von Halbwahrheiten, die einander mit Erbitterung auszuschließen suchen, zur Ruhe gekommen, und wenn man gefunden hat, daß Ideen, welche unvereinbar mit einander schienen, nur gegenseitiger Einschränkungen bedürfen. Diese Zeit ist für Coleridge noch nicht gekommen. Der Geist der Philosophie in England, wie der der Religion, ist noch seiner tiefsten Wurzel nach sectirerisch; conservative Denker und Liberale, Transscendentalphilosophen und Bewunderer von Hobbes und Locke betrachten einander als außerhalb des Bereichs philosophischen Verkehrs stehend, und sehen beiderseits die Speculationen der Gegner als behaftet mit einem Grundfehler an, der alles Studium derselben, ausgenommen zum Behuf der Polemik, nutzlos wo nicht schädlich und verderblich macht. Ganz verkannt wird die große Wahrheit, welche von den Philosophen auf dem Continent eingesehen wird, von der Wichtigkeit sich bekämpfender Denkweisen, bei dem dermaligen unvollkommnen Zustand der socialen und der Geistes-Wissenschaft, die doch, wie man dereinst fühlen wird, in der Speculation, als einander gegenseitig beschränkende Kräfte und Factoren ebenso nothwendig sind wie in der Politik."

„Jeder, der die Menschen und die Gesellschaft studirt, und der das erste Erforderniß zu einem so schwierigen Studium: das lebhafte Bewußtseyn von dessen Schwierigkeiten, besitzt, weiß wohl, daß die hauptsächlichste Gefahr nicht so sehr darin besteht, daß man das Falsche für das Wahre, als darin, daß man einen Theil der Wahrheit für die ganze Wahrheit nimmt. Bei allen wichtigen Controoersen haben meist beide Theile Recht in dem, was sie Positives behaupten, aber Unrecht in dem, was sie läugnen; es gibt immer zwei sich bekämpfende Denkweisen, die eine bestrebt, der theilweisen Wahrheit einen zu großen, die andre, ihr einen zu kleinen Raum zuzugestehen; und die Geschichte der Meinungen ist in der Regel ein Schwanken zwischen diesen Extremen. Jedes Uebermaaß in der einen Richtung zieht eine entsprechende Gegenwirkung hervor, und der Fortschritt besteht nur darin, daß die Oscillation jedesmal weniger weit vom Mittelpunkt sich entfernt, und eine immer steigende Tendenz sich kund gibt, endlich in der richtigen versöhnenden Mitte zur Ruhe zu kommen. Nun ist, nach unserer Ansicht von der Sache, die deutsch-Coleridge'sche Lehre das Resultat einer solchen Reaction. Sie bezeichnet die Empörung des menschlichen Geistes gegen die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts. Sie ist ontologisch, weil die letztere erfahrungssüchtig; conservativ, weil jene neuerungssüchtig war; religiös, weil jene in so vieler Beziehung ungläubig; concret und historisch, weil jene abstract und metaphysisch; poetisch, weil jene handgreiflich und prosaisch war. In jeder Beziehung ist sie das gerade Gegentheil von ihrer Vorgängerin; aber gemäß dem oben bezeichneten Gesetz des Fortschrittes ist sie weniger extrem in ihrer Opposition, läugnet sie weniger das Wahre in der von ihr bekämpften Lehre, als dieß bei früheren philosophischen Reactionen der Fall war, und namentlich weit weniger als die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, die bei ihrem Triumph über das ihr vorangegangene System, ihren Sieg auf eine so merkwürdige Weise mißbrauchte."

Der Verfasser geht sodann über zur Charakterisirung der zwei vornehmsten Erkenntnißsysteme, desjenigen, welches alle Erkenntnisse aus sinnlichen Wahrnehmungen, aus der Erfahrung ableitet, und desjenigen, welches angeborne Ideen behauptet; „von dem ersten System," fährt er fort, „weicht Coleridge mit den deutschen Philosophen seit Kant, und den meisten englischen seit Reid, lebhaft und entschieden ab. Er nimmt für den menschlichen Geist ein Vermögen in Anspruch, innerhalb gewisser Gränzen das Wesen und die Eigenschaften der „Dinge an sich" zu erkennen. Er unterscheidet im menschlichen Geist zwei Vermögen, die er in der von den Deutschen entlehnten technischen Sprache: Verstand und Vernunft nennt. Jener urtheilt über die Phänomene, oder das Erscheinende an den Dingen, und bildet daraus Generalisationen; der letztern kommt es zu durch unmittelbare Anschauung Dinge wahrzunehmen und Wahrheiten zu erkennen, welche für die Sinne nicht zugänglich sind. Diese Perceptionen sind zwar nicht angeboren und hätten ohne Erfahrung nie in uns geweckt werden können, aber sie sind keine Copien von dieser; die Erfahrung ist nicht ihr Prototyp, sondern nur die Gelegenheit, wodurch sie unwiderstehlich dem Geist zum Bewußtseyn gebracht werden. Die Erscheinungen in der Natur erwecken in uns, vermöge eines inhärenten Gesetzes, Ideen von jenen unsichtbaren Dingen, welche die Ursachen der sichtbaren Erscheinungen sind, und von deren Gesetzen diese Erscheinungen bedingt sind; und wir erkennen dann, daß jene Dinge vorher existirt haben müssen, um die Erscheinungen möglich zu machen; gerade wie wir (nach

einer von Coleridge häufig gebrauchten Veranschaulichung) sehen, ehe wir wissen, daß wir Augen haben; aber wenn wir dieß einmal wissen, dann erkennen wir auch, daß das Auge vorher vorhanden seyn mußte, um uns das Sehen möglich zu machen. Unter die Wahrheiten, die so a priori erkannt werden durch Vermittlung und aus Gelegenheit der Erfahrung, aber nicht selbst Gegenstände der Erfahrung, rechnet Coleridge die Fundamentallehren der Religion und Moral, die Grundsätze der Mathematik, und selbst die letzten Gesetze der physischen Natur; diese können, seiner Behauptung nach, nicht durch Erfahrung bewiesen werden, obgleich sie nothwendig mit ihr übereinstimmen müssen; und sie würden uns, wenn wir sie vollständig kennten, in Stand setzen, alle Beobachtungen zu erklären, und alle noch unbeobachteten Erscheinungen vorauszusagen."

(Fortsetzung folgt.)

Rosmonda d'Inghilterra.

(Fortsetzung.)

Der König beklagt, das Unglück nicht ungeschehen machen zu können, aber die Stunde sey gekommen, wo er sie mit dem heiligsten Namen nennen werde, wo sie erfahren solle, wer er sey. Erstaunt fragt sie, ob er sich denn nicht Alfredo nenne? „Was gilt ein Name Liebenden?" versetzt er, und sucht sie auf die Entdeckung eines Geheimnisses vorzubereiten, dessen Ahnung schon sie mit Angst erfüllt, während er zugleich von ihr die süßesten Versicherungen vernimmt, daß sie ihn ganz um seiner selbst willen gewählt und geliebt, weil er dem Traum ihrer Seele entsprochen habe. Im Augenblick wo Arrigo entzückt über ihre Betheurungen ihr zuruft: „Komm' und umarme deinen..." tritt (Scene 5) Tebaldo auf mit den Worten: „Was machst du?" zieht ihn bei Seite, und gibt ihm den Brief des englischen Gesandten zu lesen, die Nachricht enthaltend, daß er bereits im Namen des Königs Hand und Treue Eleonoren zugesagt; in Orford könne sie der König sofort sehen. Arrigo ahnt Verrath, weil sein Bote nicht zu rechter Zeit angekommen; Tebaldo aber sucht ihm dieß auszureden, heißt ihn sich fassen und seine Gemüthsbewegung vor der ihn beobachtenden Rosmonda verbergen. Diese nähert sich, ängstlich fragend, was dem Geliebten zugestoßen. Arrigo, bleich, ohne sie anzusehen, antwortet, daß er sogleich nach Orford abreisen müsse, aber bald zurückkehren werde. Rosmonda bittet ihn, die Aufklärung ihres Schicksals, die er begonnen, zu vollenden, aber er beschwört sie, ihn nicht weiter darum zu fragen. Auf sein „Lebewohl!" versetzt sie, in der bangsten Ahnung:

Grausames Wort,
Mit Schau'r erfüllst du mich. Geh! fliege! kehre!..
Du bist nicht mehr bei mir.. ich sieh' vor dir...
Du siehst mich nicht... fern schweift schon dein Gedanke,
Der meine muß dir folgen stets. Alfredo,
Wünschst du mein Glück: verbieg den bösen Namen,
Werd' ich nur dein! doch nicht vergiß, daß immer
Spät deine Rückkehr war für meine Sehnsucht.
Sag' dir dein Herz, wie ich dich hier erwarte.

Zweiter Act. Erste Scene. Tebaldo, allein zurückbleibend, liest jetzt den Brief, welchen ihm Eleonora zugeschickt. Sie mahnt ihn darin an die Wohlthaten, die er von ihr empfangen, und fordert ihn, zur Bethätigung seiner Dankbarkeit, auf, dem Ueberbringer des Briefs Einlaß in das Schloß zu verschaffen, damit er mit der bereuenden Rosmonda sprechen könne. Sie hege Hoffnung, daß er ihre Wünsche und Plane fördern und die Tochter zu ihrem Vater zurückführen werde; Tebaldo aber solle versteckt die Unterredung belauschen und ihnen keine Hindernisse in den Weg legen. Tebaldo bedenkt sich über dieß Ansinnen; der fremde Krieger hat in seinem Wesen eine geheime Traurigkeit, einen drohenden Schmerz... Arrigo würde einen Verrath seines Vertrauens aufs furchtbarste rächen. Endlich beschließt er: der Fremde solle mit dem trauernden Mädchen sprechen; wenn er in seinen Reden etwas Gefährliches finde, wolle er ihn von seinen Kriegern niederhauen lassen, und dem eifersüchtigen Liebhaber seinen Verrath als eine That der Treue darstellen.

Zweite Scene. Rosmonda, allein, hängt ihren ängstlichen Zweifeln und Ahnungen nach in Bezug auf den wahren Namen ihres Geliebten, der in der Offenbarung seines Geheimnisses unterbrochen worden. Da sieht sie einen Fremden, in französischer Tracht, sich ihr in dem streng verbotenen Garten nähern... eine Vermuthung steigt in ihr auf, daß sie vielleicht durch ihn etwas von ihrem Bruder erfahren könnte, über dessen Schicksal sie seit langem nichts mehr gehöret.

Dritte Scene. Edmondo Clifford und Rosmonda. In dieser umfangreichen Scene erforscht Edmondo die Gesinnungen seiner Schwester, der er sich erst am Ende zu erkennen gibt, indem er ihr, die er nicht zu kennen sich anstellt, zuerst den Tod ihres Bruders erzählt, der von Arrigo's Hand in Frankreich gefallen seyn soll. Rosmonda reißt auf diese entsetzliche Nachricht hin den Geliebten aus ihrem Herzen; aber wie sie dann von dem Fremden erfährt, daß ihr Vater, daß ihr Bruder noch lebe, wie sie in ihm selbst diesen Bruder erkennt, da wird ihr Herz wieder umgewandelt, sie besinnt sich, daß ihr Geliebter (dessen wahrer Name noch nicht ausgesprochen worden) eben im Begriffe gestanden, ihr seinen Namen zu bekennen und sich mit ihr zu vermählen, und nur schwer entschließt sie sich, dem Zureden des Bruders Gehör zu geben und ihm zu ihrem Vater zu folgen. So bereiten sie sich zur Flucht, Edmondo entschlossen, falls man ihre Flucht verhindern wollte, zuerst sie und dann sich mit einem Dolch, den er bei sich führt, zu tödten. Tebaldo läßt sie fliehen, will ihnen aber ungesehen folgen, ihnen einen Hinterhalt legen, und verläßt sich auf den Zufall, den Schutzgeist der Frevler. Einige Stellen aus dem Gespräch Rosmonda's und Edmondo's mögen hier folgen. Der Fremde staunt über die Pracht des Gartens; doch:

Wo Andere bewundern, heg' Verdacht ich
Und kurfche.

Rosmonda.

Und aus welchem Grund? Vielleicht
Haßt hier..

Edmondo.

Die unglückſel'gen Sachſen hat
Hinweggebannt aus den luſtvollen Thälern
Normann'ſche Grauſamkeit; dir flücht'ge Klagr
Findet kein Echo im unfruchtbarn Wald,
Denn an die Stelle niederer Hütten drängt
Sich der Paläſte Schmach. Und einer wohl
Liegt hier in dieſer ſtolzen Einſamkeit
Die Opfer ſeiner ſünd'gen Luſt.

Rosmonda.

Was ſagſt du?

Edmondo.

Die Wahrheit, Mädchen; doch ſie ſchauet Gott,
Die Rache findet ſie, und dann waſcht Blut
Dir Schande ab; du zitterſt?

Rosmonda.

Allzufeindlich
Biſt du fürwahr den Mächtigen geſinnt.

Edmondo.

Ach! laſſe deines Weſens trübr Milder
Mich hoffen, daß du voll Erbarmen Thränen
Habeſt für die Beſiegten; daß du oft
Verlaſſend deinen ſtolzen Wohnſitz, eilteſt
Verſchleiert, tröſtend, dahin wo man weint.

Rosmonda.

Ein Sachſe biſt du wohl?

Edmondo.

Nein! Eines Feinds
War ich, der vor des ſtolzen Unterdrückers
Grauſamem Uebermuthe floh.

Rosmonda.

Und der?

Edmondo.

War ein vornehmer Britte, doch unglücklich;
In mancher Schlacht des Bürgerkrieges folgt' er
Der blut'gen Fahn', bevor die Stunde kam,
Welche den Sieg entſchied; Arrigo's Sache
Begünſtigte der Himmel... Du lebſt, Mädchen,
Gemächlich hier, und er, der flücht'ge Freund,
Mußt' oft abkämpfen einen kalten Stein
Den wilden Thieren, ſein geächtet Haupt
Daraus zu legen.

Rosmonda.

Hatte keinen Vater
Denn der Unglückliche?

Edmondo.

Verbündet war
Der Grauſame mit den Normannen; doch
Des Vaters Haupt ſoll keine Schmähung treffen!
Veſteaſt ward, hart genug, er.

Rosmonda.

Und der Sohn?

Edmondo.

Vom Haus, wo er geboren, ausgeſchloſſen!

Rosmonda.

Himmel, was hör' ich! Lebt der Vater?

Edmondo.

Ja!

Rosmonda.

Ich athme wieder! ſo kann es nicht ſeyn!
Unglückliche, die ich mich freuen muß,
Daß ich verloren habe meinen Vater!
Wo iſt dein Freund?

Edmondo.

Was fragſt du?

Rosmonda.

Gaſtlich nahm
Frankreich auf die Beſiegten.

Edmondo.

Leben müßt'
Er dort, hätt' er nicht eine Schweſter.

Rosmonda.

Wie?
Von neuem muß ich zittern —

Edmondo.

Eine Schweſter,
Eine grauſame... ach! nicht weiter frag' mich!
Dem Unglück, das mit Scham gemiſcht, muß man
Nachforſchen nicht; doch ſeh' auf deinem Antlitz
Die Röthe ich; fremd iſt die Schuld dir, roth
Macht der Gedanke ſchon dich — laß mich ſchweigen!

Rosmonda.

Zu viel ſchon ſagteſt du.

Edmondo.

Britannien iſt
Voll ihres Fehls.. es gnügt der Sünd'rin Name.

Rosmonda.

Ihn nenn' noch nicht! von ihrem Bruder ſpreich mir.

Edmondo.

Du machſt mich ſtaunen! Wie doch fragſt du ſo
Nach einem Unbekannten? deinem Auge
Entſprüht der Ueberraſchung Blick; die Wolke
Des Leids bedeckt dein Antlitz.

Rosmonda.

Ich bin ruhig.

Edmondo.

Du kannſt mich täuſchen nicht mit dieſem Lächeln,
Das ſich mit Seufzern miſcht, und das ein Lächeln
Doch möchte ſeyn!... Wohin bringt nicht die Liebe?
Zu gut nur weiß ich, daß in Wäldern ſich
Umſonſt die unheilvolle Schönheit birgt..
Wenn dich geheime Leidenſchaft entflammt,

So offenbare du sie deinem Vater!
Glücklich ist sie, die zum Altare tritt
Mit Vatersegen... O mein Gott, du weinst?

Rosmonda.

Ich weine, ja, ich weine.

Edmondo.

Ich verstehe,
Entgegen ist dein Vater deinem Wunsch...
Hör' an das Schicksal der Unglücklichen
Und reiß' vom Herzen die verbotne Liebe!
Verführet ward und geraubt dann ward die Schwester
Des Kriegers, des Geächteten... Von ihr
Sprech' ich jetzt, weil die schnöde Noth mich zwingt;
Denn wär' ich so verhaßt dem Himmel, daß er
Mich ihren Bruder ließ geboren werden,
Und stände hier vor meinen Augen sie,
Glaub mir: vom Tod, den sie verdient, befreite
Meine Verachtung sie!

Rosmonda (für sich).

Wo berg' ich mich?
Vielleicht von einem andern Mädchen doch
Spricht er u. s. w.

Edmondo erzählt weiter, wie der gekränkte Bruder den Entführer eines Tags in Frankreich gesehen und sich auf ihn gestürzt habe, um Rache zu nehmen.

Rosmonda.

Wie konnt' er unter solcher Krieger Menge
Erkennen seinen Feind?

Edmondo.

Er wußte, daß
Der Bösewicht, gleich als Trophäen der Liebe,
Trug die bekannten Farben noch, worin
Er der Unglücklichen zuerst gefallen;
Er sah, erkannt' ihn, stürzte sich auf ihn
Wie auf die Klipp' im wilden Meer die Woge.
Doch so sehr dürstete er nach dem Blut
Des Feinds, sein selbst vergessend, daß er nur
Den Tod erwarb, nicht Rache.. du erblassest,
Und ich, o Mädchen! ich beneide ihn!
Nicht irrt verbannt er durch das fremde Land;
Nicht schlägt ans Ohr ihm das Geschrei des Opfers,
Des Unterdrückers Drohung, nicht verhöhnen
Muß er (verschweigen sollt' ich's, doch das Herz
Drängt auf die Lippen diese Worte mir),
Wenn den ehrlosen Namen er vernimmt
Rosmonda's.

Rosmonda.

O mein Bruder! ich erliege!..
Ach! warum hältst du mich? auf deinem Antlitz
Las ich die Spur der Zärtlichkeit! O laß
Mich fallen auf die Erde... daß sie sich
Aus Zorn oder aus Mitleid unter mir
Aufthäte... selbst nicht weiß ich, ob ich mehr
Bin schuldig oder elend.. Grausamer!
Du triebst den Frevel nicht aufs Aeußerste!
Du wagtest nicht die Rechte mir zu reichen,
Die Rechte von des Bruders Blut bespeitzt...
So hab' ich mindstens nicht dir ew'ge Schmach:
Dein Weib zu seyn! Was sag' ich? Zu der Seinen
Macht' er mich, weil er mich verachtet, nicht...
Ja ich verdien's, daß nur die Schuld an ihn
Mich kett'. O Gott, du wendest ab dein Auge?
O wer, wer wird von hier befreien mich wollen?
Könnt' ein'ge Gnade hoffen meine Reue
Von dir, so sagt' ich: führe mich nach Frankreich,
Daß ich die theuren Reste meines Bruders
Bring' in die Gruft, der nur noch die unsel'ge
Rosmonda fehlt; auch ist sie würdig nicht
Daß sie sich schließe über ihr. Hier wache
Sie immerdar und bete, und ihr Bett
Sey kalter Stein! Ich, ich allein, ich habe
Voll jenes Grab gemacht, tödtend die Mutter
Bei der Geburt; dann küßte meine Flucht
Des Vaters Tage; nur der Bruder fehlte
Zu meiner Schuld.

Edmondo.

Sprich jetzt, bereuest du
Wahrhaft, und bist den grausamen Entführer
Zu hassen du gemeint?

Rosmonda.

Vom Herzen reiß' ich,
Ob zwar vom blut'gen Herzen ihn.

Edmondo.

Und kannst du
Beharren in dem Haß?

Rosmonda.

Ich hoff's.

Edmondo.

Bedenk' es!
Du zweifelst?

Rosmonda.

Nein, wenn er schlug meinen Bruder.

Edmondo.

Entdecken muß ich mich... wiss' denn, es lebt
Dein Vater.

Rosmonda.

Nein, du lügst.

Edmondo.

Nimm' an, Rosmonda,
Die frohe, sichre Kund'.

Rosmonda.

Er lebt! er lebt!
Verzeihen kann er mir.. ach nein! was hoff' ich?
Ich bin ja Schuld an meines Bruders Blut...
Wie dürft' ich wagen, ihm mich vorzustellen?

Edmondo.

Wenn den ehrlosen Ort du wollt'st verlassen,
Verzeihung könntest du vielleicht erlangen.
Du seufzst, Unselige!...

Nachdem Edmondo erzählt, wie der Verbannte von seinem eignen Vater nicht aufgenommen worden, fährt er fort:

Verstohlen nur
Drang in sein Schloß er ein; verschlossen war
Ihm Alles; nur der todten Mutter Grab
War zu umarmen ihm vergönnt; nur sie
Allein liebt' ihn.

Rosmonda.

Du weinst? Ha, dieses Weinen
Ruft es nicht laut, daß du mein Bruder bist?

Edmondo.

Dein Bruder ich? O mach' dich fort!

Rosmonda.

Herr, dir
Zu Füßen fall' ich, trete mich, doch nenne,
O nenn' mich Schwester!

Edmondo.

Des erschlagnen Freunds
Schicksal kenn' ich, und mich zu Thränen zwingt
Sein Unglück; aber Schwester ist mir nicht
Sie, die verlor die Ehre.

Rosmonda.

Hör' mich an...
Ich kann... Unschuldig ist jetzt mein Getreuer...

Edmondo.

Unsinnige! unschuldig der Entführer!

Rosmonda.

Mein war die Schuld, mein, doch nicht schuldig mehr
Bin ich, wenn sein auf immer...

Edmondo.

Ein Verführer!
Was hoffst du?

Rosmonda.

Lästr' ihn nicht!

Edmondo.

Du liebst ihn noch?

Rosmonda.

Mein ganzes Herz brennt von der alten Flamme;
Nicht lügen kann ich, und du würdst's nicht glauben,
Hör' an: fein wird Rosmonda, oder ist
Der Tod ihr Theil.

Edmondo.

Den du verdienst, und ich
(legt die Hand ans Schwert).

Rosmonda.

Ha! dieser Zorn verräth dich mir. Edmondo,
Mein süßer Bruder! o ersehnter Anblick,
O theure Stimme... höre deine Schwester,
Dann tödte sie.....

(Fortsetzung folgt.)

Victor Hugo's Strahlen und Schatten.

(Schluß.)

V.

Jetzt hört! In meiner schwankenden Vernunft
Flüstern, manchmal zugleich und manchmal nach
Einander große Stimmen deet. Die erste:
„Begrimm' nur Dichter. Ja, die Hölle klascht
Allem dem zu, was dieß Zeitalter schafft,
Entwirft oder versucht. Bleib' nur entrüstet!
Denn dieß Jahrhundert ist ein schmachvoll Zelt,
Wo Abends zu sich lädt der Mensch die Wollust,
Das Fleisch, das nackte und ruchlose Laster.
Die Wahrheit, die einst Rom erhellt, ist stets
Im Himmel; Lieb' ist nicht im Menschen mehr.
Der Stahl der speiht, trifft jedes Aug' geschlossen.
O weise nicht zurück die Muse mit
Bewehrtem Arm, die einst als strenge Freundin
Die düstern Riesen: Amos, Jeremias,
Besucht hat. Undankbar und lügenhaft,
Boshaft und eifersüchtig sind die Menschen,
Verbrecher sind die meisten, eitel alle;
Vergifteter Abkunft mehr oder minder,
Sind Alle Eva's, viele Kains Kinder!

Dein Kreuz, o Herr, wankt und die Ehrfurcht flieht,
Und das Gebet verschwindet, o Jehovah!
Vornehm spricht man von dir in deinem Tempel;
Das Buch war einst Gesetz, der Priester Vorbild;
Priester und Buch sind todt. Der Glaube, der
An deinem Heerd einst feurig angezündet,
Bezeichnete deinem Gesalbten die,
So er erkoren vor den andern Allen,
Und reinigte die Lippe der Apostel,
Ist todte Kohle jetzt womit die Kleinen
Dein Heiligthum hohnlachend verunreinen!"

Die zweite Stimme sagt: „Verzeihe! liebe!
Gott, den man betet an, Gott für den Menschen.
So gnädig, wird kein strenger Richter seyn.
Nimm, wie den Leu'n, die Ameis' auch in Acht.
O Träumer! in der Schöpfung ist nichts klein!
Das Seyn das All ist, ist auch der Atom;
Ein wenig lebt in Allem Gott, und nichts
Ist wenig. Pfleg' die Liebe, das Erbarmen,

Die Sehnsucht in dir. Zwingt das Schicksal dich
Den Menschen, der leichtsinnig, blind und frech
Oft ist, ganz nah zu prüfen: mildre dann
Des Richters Auge mit des Bruders Thränen.
Und Alles in der Welt, Luft, Blume, Rasen,
Die Gruppe an deines Hauses Schwelle spielend,
Ein Bettler der bei einer Garbe sitzt,
Ein Vogel der die Mück' im Gras betrachtet,
Die alten Bücher auf dem Quai, vom Wind
Durchblättert, draus der Geist der Alten, fein,
Frei und lebendig weht, und als ein Hauch,
Ein flüchtiger, sich deinem Denken mischt,
Der Anblick jener vielgeprüften Frau'n,
Die nur in Thränen leben, wie das Rohr
Im Wasser — das Gemälde: Welt, der Mensch
Dessen Beschaune — dieses hehre Ganze,
Welches den Unverständ'gen macht verdrossen,
Lenk' mehr und mehr dein Leben und dein Trachten
Zu dem geheimnißvollen Auge hin,
Das auf uns Alle schaut! ein unsichtbarer
Wächter, ein trauter und verschwiegner Zeuge,
Kraft, Klarheit, Mitte, Ziel, Wärme und Heil,
Das Allgeheimniß, Ahnung jeder Seele!
Du schüre keine Hölle an mit Flammen!
Erschwere keine Last! Enthüll' die Seele
Und Gott! des Geistes Unvergänglichkeit,
Des Grabs Unwiderruflichkeit bezeuge!
Mach' unserm Haupt leicht die oft schwere Hand,
Die schreibt mit Zeichen, ewig, wunderbar:
Nie! auf das Grab; Immer! auf den Altar."

Die dritte Stimme sprach so: „Lieben? Hassen?
Was trägt das aus? Man singe oder fluche,
Man geh' ein oder aus — Gut oder Bös,
Der Tod, die Laster und die falschen Götter —
Was gilt das Alles dem glanzvollen Himmel?
Das grüne Wachsthum, lebend, blind und dumpf,
Bedeckt es minder mit zahllosen Blättern,
Bäumen und Moosen und mit Gras und Flechten
Wiesen und Feld, Fels, Wasser und Gebirg?
Ist minder blau die Fluth, klangreich der Wald?
Sendet der Aether minder aus, im Schatten
Und Morgenroth, am klaren Horizont
Und über die betrügerischen Wellen
Die seel'gen Wolken aus nach den vier Winden?
Die Sonn', die auf der Flur den Blumen lacht,
Im Schloß den König'n, Sklaven im Gefängniß,
Verliert sie einen Strahl vom Glanz, drein sie
Gehüllt, wenn eine Tugend fehlt der Erde?
Nein! Nun bedarf nicht des Gebets, der Liebe,
O Weisheit! reiner Geist und höchste Freude!
Zeus, Iruan, Wischnu, Jupiter, Jehovah!
Gott, den Sokrates suchte, Jesus fand!
Einiger, wahrer Gott! einzig Geheimniß!
Einzige Seele! der du, fallen lassend
Worauf der Tod ein Recht hat, schaust den Himmel,
Den gränzenlosen, für die Ewigkeit!
Der du den Aether, voll von festlichem
Gebraus, das Zelt, deß riesenhafte Wände
Dein Athem zittern macht, bevölkert hast
Mit Millionen Vögeln und Gestirnen!
Was gelten, Hoher, dir die thör'gen Menschen,
Die blind einander drängen in die Nacht,
Phantome, plötzlich deinem Aug' entschwommen,
Schatten, entschwindend wieder, wir sie kommen!"

VII.

In meinem heimlichen Versteck, wo mir
Unter dem grünen Vorhang glänzt, halb offen,
Manch altes Buch gleichwie ein Freundesauge;
Wo meine Bibel den Virgil anlächelt,
Da hör' ich die drei Stimmen. Wenn auch staunt
Mein schwach Gehirn, halt' ich doch aus; und furchtlos
Laß' ich in meinem Innern sie gewähren.
Die Menschen, scheuend solche Metamorphosen,
Bau'n aus zu wenig Stoffen ihre Weisheit.
Sie leben all' im Wahn: zu schaun die Wahrheit
Von ihrem Fenster aus, von Einer Seite,
Und keiner strebt den Felsen zu umgehn
Von allen Seiten und hoch drauf zu stehn!

Aus dieser dreifachen Anschauungsart
Der ird'schen Dinge, diesem dreifachen
Rath, dem der Mensch verschmäht sein Ohr zu leihen,
Entkeimet für mein Herz, in dem Gott lebt,
In dem der Haß sich abstumpft, ein Wohlwollen,
Das Alles faßt in seiner Milde Kreis,
Das sänftigt und vergoldet das Gedicht,
Das ich halb fertig trag' in meinem Geist,
Um es im Feld zu schmücken mit den Düften
Der Teist, mit Quellgerieseln, Sommerlüften.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 119.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

18 October 1840.

Samuel Taylor Coleridge.

(Fortsetzung.)

Der Verfasser erinnert sodann an die gehässigen Consequenzen, welche die Anhänger der beiden Systeme ihren Gegnern zuschieben, und welche von diesen zurückgewiesen werden, als aus einem Mißverstehen ihrer Ansichten abgeleitet, und führt einen Satz von Coleridge an, aus welchem erhelle, wie wenig dieser klare und hohe Geist, der allerdings auf der conservativen Seite gestanden, durch Anhänglichkeit an das Positive sich habe Fesseln anlegen lassen: „Wer damit anfängt, das Christenthum mehr zu lieben als die Wahrheit, wird hernach seine Secte oder Kirche mehr lieben als das Christenthum, und am Ende sich selbst mehr als Alles.“ Dann erklärt der Verfasser, daß er für seine Person es mit der Schule von Locke und Bentham halte, in Betreff der Erkenntnißtheorie: „Das Wesen und die Gesetze der Dinge an sich, oder die verborgenen Ursachen der Erscheinungen, welche die Gegenstände der Erfahrung sind, scheinen uns für die menschlichen Geisteskräfte gänzlich unzugänglich. Wir sehen keinen Grund zu glauben, daß irgend etwas Gegenstand unsrer Erkenntniß werden kann, außer unsrer Erfahrung, und was aus dieser durch die Gesetze der Erfahrung selbst erschlossen werden kann, und wir glauben, daß keine Idee, kein Gefühl, kein Vermögen im menschlichen Geist ist, die zu ihrer Erklärung die Zurückführung ihrer Entstehung auf eine andre Quelle erheischten. Wir sind daher verschiedner Meinung mit Coleridge über die Centralidee seiner Philosophie, und wir bedürfen nicht, wir können nicht gebrauchen die neue Terminologie, die er und seine Lehrer, die Deutschen, in der Philosophie eingeführt haben zu dem doppelten Behufe, logische Präcision Lehren zu geben, die wir nicht anerkennen, und ein Verhältniß zu bezeichnen zwischen jenen abstracten Lehren und vielen concreten Erfahrungswahrheiten, welche diese Sprache, nach unserem Dafürhalten, nicht ins Licht zu setzen, sondern zu verhüllen und zu verdunkeln dient. In der That, ohne diese Eigenthümlichkeiten der Sprache wäre es schwer zu begreifen, wie der Vorwurf des Mysticismus (worunter in gewöhnlicher Redeweise nichts Anderes gemeint ist als Unverständlichkeit), Coleridge nnd den Deutschen von gar manchen zur Last gelegt wird, welchen Lehren, die im Wesentlichen dieselben sind, wenn in oberflächlicherer Weise gelehrt, und weniger gegen Einwürfe geschützt, bei Reid und Dugald Stewart, als die einfachen Ergebnisse des gesunden Menschenverstandes erschienen, mit Erfolg behauptet gegen die Spitzfindigkeiten der Metaphysik.

Indeß, obgleich wir die Lehren von Coleridge und den Deutschen in der reinen Geisteswissenschaft für irrig halten, und keinen Geschmack an ihrer eigenthümlichen Terminologie finden, sind wir doch weit entfernt zu glauben, daß diese Denker selbst in dieser Beziehung, dem vielleicht am mindesten hoch anzuschlagenden Theil ihrer Leistungen, umsonst gelebt haben. Die Doctrinen der Schule Locke's waren einer völligen Erneuerung bedürftig; um eine physiologische Veranschaulichung von Coleridge zu entlehnen, sie mußten, wie gewisse Ausonderungen des menschlichen Körpers in das System wieder absorbirt und neu abgesondert werden. In welcher Form herrschte jene Philosophie in beinahe ganz Europa? In der der seichtesten Lehren, die vielleicht je einem gebildeten Zeitalter als ein vollständiges psychologisches System geboten wurden — in der Ideologie Condillacs und seiner Schule; ein System, das alle Phänomene des menschlichen Geists in die Sinnesempfindung (sensation) aufzulösen suchte, einfach dadurch, daß es alle Zustände des Geistes mit jenem Namen benannte; eine Philosophie, die, wie jetzt anerkannt wird, nur aus einer Reihe von Generalisationen in Worten bestand, welche nichts erklärten, nichts unterschieden und zu nichts führten. In England stand die Sache nicht viel besser. Hartley, der einzige welcher das System Locke's ausgebildet und vervollkommnet hatte, wurde beinahe ganz ignorirt, und erst als Reid und die deutsche Schule Locke's Grundsätze so heftig angriffen, nahm man wieder auch zu Hartley seine Zuflucht. Coleridge war, ehe er seine spätern philosophischen Ansichten annahm, ein enthusiastischer Hartleyaner, so daß sein Abfall von Locke's Philosophie nicht auf Rechnung seiner Unbekanntschaft mit der höchsten Form und Ausbildung dieser Phi-

losophie geschrieben werden kann. Daß er diese höchste Form durchstudirte, ohne sich damit zufrieden zu geben, ist ein starker Beweis davon, daß in der Frage mehr Schwierigkeiten lagen, als Hartley gelöst hat. Daß seitdem etwas Weiteres zur Lösung geschehen ist, verdanken wir dem Umschwung in der öffentlichen Ansicht, welchem Coleridge als eines der Hauptorgane diente; und selbst in der abstracten Metaphysik sind seine Schriften und die seiner Schule die reichsten Schachte, woraus die entgegengesetzte Schule die Materialien schöpfen kann zu allem, was noch zur Vervollkommnung ihrer Theorie geschehen muß."

Der Verfasser zeigt sodann, welche Ansichten die französischen Philosophen über Geschichte und Staatsverfassung verbreitet, wie sie hierin den größten Irrthümern gehuldigt und die vornehmsten Principien des Staats verkannt haben. Zu diesen rechnet er ein festes Erziehungssystem; das Vorhandenseyn von Gehorsam und Unterwürfigkeit gegen Institutionen, Sitten, Gesetze oder Personen, und ein lebendiges Nationalgefühl. „Diese wesentlichen Erfordernisse der bürgerlichen Gesellschaft übersahen leider die französischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts. Freilich fanden sie alle drei mehr oder minder schon untergraben durch die Fehler der Institutionen und der Menschen, die als Hüter und Bollwerke derselben aufgestellt waren. Wenn die Neuerer in ihren Theorien die Elementarprincipien des gesellschaftlichen Zusammenlebens verkannten, so hatten die Conservativen in ihrer Praxis hiezu das erste Beispiel gegeben, und so kam es, daß nicht nur die Uebelstände und Corruptionen, sondern die Einrichtungen selbst von den Philosophen auf den Tod bekämpft wurden. Die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts warfen die Schale weg, ohne den Kern zu behalten, und indem sie die Gesellschaft neu zu gestalten suchten, ohne die bindenden Kräfte, welche die Gesellschaft zusammenhalten, war ihr Erfolg von der Art, wie es vorauszusehen war. Und nun nehmen wir für die Philosophen der reactionären Schule, der Schule, zu welcher Coleridge gehört, das Lob in Anspruch, daß sie gerade das thaten, wegen dessen Unterlassung wir die des achtzehnten Jahrhunderts getadelt haben.

„Jede Reaction in den Ansichten bringt natürlich den zuvor verkannten Theil der Wahrheit zum Bewußtseyn und zur Anschauung. Es war natürlich, daß auch eine Philosophie, welche alles anathematisirte, was in Europa von Constantin bis Luther, oder gar bis Voltaire, geschehen war, eine andre folgte, welche zugleich eine strenge Beurtheilerin der neuen Tendenzen der Gesellschaft, und eine leidenschaftliche Verfechterin alles Guten an der Vergangenheit war. Das ist das nicht sehr schwere Verdienst aller torystischen und royalistischen Schriftsteller. Die Eigenthümlichkeit der deutsch-Coleridge'schen Schule aber ist, daß sie über die unmittelbare Controverse hinaus sah auf die Grundprincipien, welche in allen solchen Controversen verborgen liegen. Sie waren die ersten, welche systematisch die Inductionsgesetze der Existenz und des Wachsthums der menschlichen Gesellschaft erforschten; die ersten, welche die drei oben genannten Erfordernisse laut hervorhoben als wesentliche Principien aller dauernden Gestaltungen socialer Existenz. So schufen sie nicht ein Stück Advocatenberedsamkeit für eine Partei, sondern eine Philosophie der Gesellschaft, in der einzigen noch möglichen Form: der einer Philosophie der Geschichte; nicht eine Vertheidigung besonderer ethischer oder religiöser Lehren, sondern einen Beitrag, den größten, den je eine Classe von Denkern leistete, zur Philosophie der menschlichen Cultur.

„Das glänzende Licht, das während des letzten halben Jahrhunderts auf die Geschichte geworfen worden, kam beinahe ganz von dieser Schule. Die Mißachtung, in welcher die Geschichte bei den Philosophen stand, ist alldekannt; einer der Nüchternsten unter ihnen, d'Alembert glauben wir, wünschte, daß alle Kunden früherer Ereignisse ausgelöscht werden könnten! Ganz anders mußten natürlich Männer denken, welche die Erhaltung der Gesellschaft überhaupt, und namentlich ihre Erhaltung in einem Zustand fortwährenden Fortschritts, als eine sehr schwierige Aufgabe betrachteten, die auch wirklich, wenn auch unvollkommen, eine Reihe von Jahrhunderten hindurch, trotz den stärksten Hindernissen, gelöst oder gefördert worden. Sie fühlten natürlich ein lebhaftes Interesse, zu erforschen, wie dieß geleistet worden, und mußten auf die Forschung geführt werden: was die Erfordernisse der dauernden Existenz des gesellschaftlichen Ganzen seyen, und was die Bedingungen, welche die Erhaltung und Wahrung dieser bleibenden Erfordernisse vereinbar und verträglich machten mit beständig fortschreitender Verbesserung. Und daher jene Reihe von großen Schriftstellern und Denkern, von Herder bis auf Michelet, durch welche die Geschichte, die dahin „ein Mährchen, von einem Blödsinnigen erzählt, voll hohlen Klangs und Wahnsinns, nichts bedeutend," zu einer Wissenschaft von Ursachen und Folgen wurde. Dieselben Gründe bewogen natürlich auch dieselben Denker für die Philosophie der menschlichen Cultur zu thun, was ihre Vorgänger nie hätten thun können. Die Ansichten von den verschiednen Elementen menschlicher Cultur, und den, die Bildung des Nationalcharakters bestimmenden und influenzirenden Ursachen, welche durch alle Schriften der deutsch-Coleridge'schen Schule sich hindurchziehen, stellen alles in Schatten, was vorher oder gleichzeitig von einer andern Schule geleistet oder angestrebt wurde. Solche Ansichten und Betrachtungsweisen sind, mehr als irgend etwas Anderes, der charakteristische Zug der Goethe'schen Periode der deutschen Literatur; und sie sind reichlich verbreitet in den historischen und kritischen Schriften der neuen französischen Schule, wie in denen Coleridge's und seiner Anhänger. In diesem Excurs über die Philosophie des Festlands vor der Reaction und die Art dieser, gegen die frühere Philosophie gerichteten Reaction, haben wir nothwendig mehr von der Bewegung selbst, als von Coleridge's Antheil daran, sprechen müssen; und dieser war deßwegen minder bedeutend, weil er erst später kam. Auch wäre es überflüssig, aus den zerstreuten Schriften eines Mannes, der kein systematisches Werk producirte, Fragmente zusammenzusetzen, die er zu einem noch unvollendeten Gebäude beigetragen haben mag. Unsre Absicht ist, zum Studium der Originalquellen einzuladen, nicht, ein solches Studium entbehrlich zu machen. Was Coleridge eigenthümlich war, wird besser erkannt werden, wenn wir den Zustand unsrer Philosophie unmittelbar vor ihm besprechen.

„In England hatten die philosophischen Speculationen des Zeitalters, ausgenommen einige wenige hochmetaphysische Geister (deren Beispiel Andere eher abschrecken als aufmuntern mochte), keinen so kühnen Flug genommen, keinen so vollständigen Sieg über die entgegengesetzten Einflüsse gewonnen, wie auf dem Continent. Im englischen Geist, in der Speculation wie in der Praxis, liegt eine in hohem Grad wohlthätige Scheu vor allen Extremen. Aber da diese Scheu mehr ein Instinct der Vorsicht als das Ergebniß der Einsicht ist, so ist sie zu leicht bereit, sich mit irgend einem Mittleren zu begnügen, bloß weil es ein Mittleres ist, und sich bei einer Verbindung der Nachtheile beider Extreme, statt ihrer Vortheile, zu beruhigen. Auch waren die Zeitumstände entschiedenen Ansichten nicht günstig. Nach den vorangegangenen großen Kämpfen befiel alle Gemüther eine Art Lethargie. Das Zeitalter schien behaftet mit dem Unvermögen, tiefe und starke Gefühle zu erzeugen, wenigstens keine solche, welche sich mit der Speculation vermählen konnten. Es war ein Zeitalter ohne Ernst, die natürliche Aera der Halbheit und des Vergleichs.

„Die natürliche Tendenz der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, überall außer in England, war: die feudalistischen und kirchlichen Institutionen zu beseitigen, welche, obwohl ursprünglich auf vernünftiger und wohl zu rechtfertigender Basis beruhend, im Verlauf der Zeit ihre Bedeutung und ihren Werth verloren hatten, und in der Theorie nur durch Principien zu retten waren, welche sie in der Praxis verdammten. In England hätte die Philosophie ohne Zweifel dasselbe gethan, wäre sie stark genug gewesen; da sie aber dieß nicht war, kam es zu einem Vergleich. Das, wornach Niemand fragte und sich kümmerte, die Zwecke der bestehenden Institutionen, die Arbeit, welche Lehrer und Regenten hätten leisten sollen, ward kurz und gut über Bord geworfen. Der Lohn und Gewinn von dieser Arbeit lag den Lehrern und Beherrschern am Herzen, und dieser wurde ihnen denn gesichert. Die bestehenden Institutionen in Staat und Kirche sollten wenigstens dem äußern Schein nach unverletzt beibehalten, aber praktisch so viel als möglich entleert und vernichtet werden. Die Kirche erhob fortwährend ihr mitrageschmücktes Haupt in Höfen und Palästen, aber nicht, wie in den Tagen Hildebrands oder Beckets, als die Beschützerin der Künste gegen die Waffen, des Leibeignen gegen den Herrn, des Friedens gegen den Krieg, oder geistlicher Principien und Macht gegen die Herrschaft roher Gewalt. Nicht einmal, (wie in den Zeiten eines Latimer und Knox) als eine göttliche beauftragte Körperschaft zur Herandildung der Nation in der Erkenntniß Gottes und zum Gehorsam gegen seine Gebote. Nein! sondern das Volk Englands hatte eine Freude am Alten, und Niemand wußte, wie die Lücke ausgefüllt werden könnte, welche das Hinwegräumen einer so ansehnlichen Institution verursachen würde; daher ward, unter der Bedingung, nicht zu viel Lärmen mit der Religion zu machen, sie nicht allzu ernstlich zu nehmen, die Kirche vertheidigt und aufrecht erhalten selbst von Philosophen, als „ein Bollwerk gegen den Fanatismus," als ein Temperirmittel für den religiösen Geist, um ihn zu hindern, die Harmonie der Gesellschaft oder die Ruhe der Staaten zu stören. Der Clerus der bestehenden Kirche sah dieß als einen guten Handel an, und hielt die Bedingungen getreulich.

„Der Staat seinerseits ward nicht mehr, nach der alten Idee, als die Concentrirung der Kräfte aller Individuen der Nation in der Hand bestimmter einzelner Mitglieder betrachtet, zum Behuf der Vollführung alles dessen, was am besten durch systematisches Zusammenwirken vollführt werden konnte. Man fand, daß der Staat ein schlechtes Urtheil hatte über die Bedürfnisse der Gesellschaft; daß er in der Wirklichkeit sich sehr wenig darum kümmerte, und daß wenn er irgend etwas unternahm außer dem polizeilichen Einschreiten gegen Verbrechen, außer der Entscheidung von Streitigkeiten, was nun einmal zur Existenz der Gesellschaft unerläßlich ist, er gewöhnlich von dem unheilvollen Privatinteresse einer Classe oder eines Individuums sich leiten und bestimmen ließ. Die natürliche Schlußfolgerung wäre gewesen: daß die bestehende Constitution irgendwie den Bedürfnissen der Gesellschaft nicht entspreche, da sie auch wirklich, ohne bedeutende Modificationen, aus einer Zeit herrührte, wo die Bedürfnisse der Gesellschaft wesentlich verschieden waren. Aber vor dieser Schlußfolgerung scheute man zurück; und es bedurfte der Eigenthümlichkeit neuerer Zeiten und der Speculationen der Bentham'schen Schule, um eine bedeutende Tendenz dieser Art zu bewirken. Die bestehende Constitution und alle Einrichtungen der bestehenden Gesellschaft wurden fortwährend als die bestmöglichen gepriesen. Die berühmte Theorie von den drei Gewalten kam in Schwung, nach welcher die Vortrefflichkeit unsrer Verfassung darin bestand, daß sie weniger Unheil anrichtete, als sonst eine andere Regierungsform. Die Regierung überhaupt ward als ein nothwendiges Uebel betrachtet, und man stellte die Forderung, sie solle sich so viel als möglich verbergen und sich nicht fühlbar machen. Das Geschrei des Volkes war nicht: „Helft uns!" „Führt uns!" „Thut für uns das, was wir einzeln nicht thun können, und zeigt uns den Weg, das zu thun, was wir können" — und in der That wären solche Anforderungen an solche Beherrscher wie damals ein bittrer Spott gewesen — das Geschrei war das: „Laßt uns gehen!"

(Schluß folgt.)

Rosmonda d'Inghilterra.

(Fortsetzung.)

Dritter Act. Vor Gualtiero Cliffords Schloß. Früher Morgen. Erste Scene. Die Geschwister haben ihre Flucht glücklich so weit bewerkstelligt, und sie haben jetzt das väterliche Schloß im Auge, das Edmondo, der es als Kind schon verlassen, kaum mehr erkennt, an dem er aber doch noch mit inniger Sehnsucht hängt, wie an einem entflohenen, süßen Traume. Zweite Scene. Ein Knappe kommt, den sie nach ihrem Vater fragen. Sie erfahren, daß er dem Tode nahe gewesen, aber durch die treue Sorgfalt seines vertrauten Eldredo körperlich wieder genesen, jedoch sehr schwach und bekümmert sey. Noch schlummre er, aber mit der Morgenröthe pflege er aufzustehen. Edmondo entscheidet, sie müßten sich verstecken bis die gelegene Stunde komme, den Zorn des Vaters zu beschwichtigen und

zu versöhnen. Rosmonda wünscht, daß die Nacht mitleidig wieder die Welt bedeckte, um sie des Vaters Blicken zu entziehen.

Dritte Scene. Gualtiero und Eldredo. Der alte kranke Gualtiero Clifford klagt seinem Vertrauten sein Unglück, seine Verlassenheit, die Schmach, welche seine Tochter Rosmonda über sein Haus und über sein graues Haupt gebracht, seine Sehnsucht nach der Verlornen, seine vergeblichen Bemühungen, die immer noch Geliebte aufzufinden, seine Wanderungen durch das ganze Land, seine Hoffnungen, bei der Rückkehr in sein Schloß sie daselbst wieder zu finden, seine Verzweiflung, wenn er diese Hoffnungen getäuscht, und sich in den stummen Sälen allein sehe. Auf die Bemerkung Eldredo's, daß er minder unglücklich sich fühlen würde, wenn ihm seine verstorbene Gattin einen Sohn hinterlassen hätte, erzählt er seinem Vertrauten (zum erstenmale?), daß er einen Sohn gehabt, daß aber dieser empört über die Mißhandlungen, welche die Normannischen Edeln sich gegen die Britten erlaubt, die Partei der letztern, seinem Verbote zum Trotz, ergriffen, sich dadurch seinen Zorn zugezogen und die väterlichen Güter verwirkt habe. Einmal habe er von einem Thurme herab einen Krieger bei dem Grabmal seiner Gattin beten, und mit verzweiflungsvollen Gebärden sein Schwert an die Brust drücken sehen; wahrscheinlich sey dieß sein Sohn gewesen, aber er habe ihn unaufgehalten, ohne ein freundliches Wort, ziehen lassen, und jetzt lebe derselbe wahrscheinlich in der Verbannung in Frankreich.

Vierte Scene. Ein Diener meldet einen Krieger an, welcher nach Gualtiero frage. Der Alte beklagt, daß er je Fremde gastlich bei sich beherbergt, wodurch er seine Tochter verloren, heißt aber doch den Krieger herbeiführen. Eldredo will denselben in einiger Entfernung beobachten.

Fünfte Scene. Gualtiero und Edmondo. Letzter gibt sich nicht sogleich zu erkennen; er begehrt nur als ein erschöpfter Wanderer einige Erfrischung. Gualtiero ruft, nach alter Gewohnheit, seiner Tochter Rosmonda, den Gast zu versorgen, besinnt sich dann auf seinen Verlust, bricht in Klagen aus, und bittet den Fremden, nicht lange bei ihm sich zu verweilen. Daraus daß Edmondo ihn nicht erkennt, schließt er, daß er ein Fremder seyn müsse. In halben Worten sagt er ihm, daß er nicht bloß unglücklich sey (wie der Fremde dieß auch von sich aussagt), sondern daß sein Unglück auch mit Schande gepaart sey. Edmondo's Frage: ob er denn keine Söhne habe, sein Unglück zu rächen, leitet die Erkennung ein, welche vollständig dadurch wird, daß der Sohn das Grabmal seiner Mutter umarmt. Der Vater, tief erschüttert, das Recht der von Edmondo verfochtenen Sache einsehend, bittet den Sohn, ihm zu Füßen fallend, um Verzeihung... Edmondo hält ihn zurück und die herzlichste Versöhnung erfolgt. Gualtiero fühlt jetzt an seines Sohnes Seite neue Kraft in sich zur Rache, und wünscht nur den Tod des Entführers. Edmondo erzählt dem Vater, der zuerst mit Zorn von Rosmonda gesprochen, daß er sie aufgefunden, gesehen, gesprochen habe, worauf alsobald der Zorn des Vaters in überraschter Freude sich auflöst:

Gualtiero.

Was sagst du, o Himmel!
Sprich... nichts will wissen ich von ihr.. den Namen
Ihres Verführers.. wo verbirgt sie sich?
Gewalt sey angethan dem Herzen endlich!
Doch fandst du, fandst du wirklich sie? und wo,
Und wie, und wann? Ach nein! es täuschte Jemand
Dein nichtig Hoffen, dir ein Mädchen zeigend
In einem Thurm, und sagte: die dort ist
Rosmonda, die Geraubte! O wie oft
Irrte der Blick, und mehr das Herz noch, als
Der Blick ihres unsel'gen Vaters... Du
Kennst nicht die Schwester.

Edmondo.

Leer ist all dein Zweifeln,
Ich sprach mit ihr.

Gualtiero.

Wahrhaftig? sprachst mit ihr?
Was sagte sie von mir? denkt mein sie? weint sie?
Bereut sie? Oh! hätt' sie den Sitz der Schmach
Verlassen können... doch sie blieb.. gewiß.
Ja, ja sie blieb! dem grausamen Verführer
Liebt noch sie.. mehr als mich ihn!.. ach, vielleicht
Wollte sie fliehn, und der Unmensch bewacht
Wie einen Raub sie... Besser war's zu schweigen!
Du hast sie nicht befreit!

Edmondo.

Rosmonda, komm!

Sechste Scene. Rosmonda zu den Vorigen. Wie sie sich nähert, empfängt sie der Vater mit den bittersten Vorwürfen und Drohungen: sie habe seine Tage verkürzt, sein Leben vergiftet, seinen Namen geschändet; der Tod sey ihrem Verführer geschworen; sie selbst solle ein Kloster aufnehmen — er ruft die Dienerinnen herbei, um sie in die düstre Nonnentracht zu kleiden. Im Kloster werde sie die Kunde hören vom Tod ihres Verführers, oder ihres Vaters, und im letztern Fall der Abscheu ewiger Zeiten seyn. Edmondo bittet den Vater, der Unglücklichen, welcher sein Zorn die Sprache geraubt, Erbarmen zu beweisen. Rosmonda stammelt einige Worte.. Der Vater wird weich und heißt sie sprechen, heißt sie den Namen des Verführers nennen, heißt sie bekennen wo er sey. Sie gibt an, daß er sich nach Orford begeben. Dahin hat auch der König Gualtiero beschieden, um ihm den Lehenseid zu erneuen; aber er ist nicht gesonnen, ihn zu leisten, weil der König nichts gethan hat, um sein Unglück zu rächen, weil er ihm sogar den Zutritt verweigert. Rosmonda bittet den Vater ihn begleiten zu dürfen, wo sie dann hofft, der Geliebte werde durch Erfüllung seines Worts die Verzeihung des Vaters erlangen. Dieser verlangt nur seinen Namen. — Rosmonda weiß ihn nicht, erzählt aber, daß jener Krieger, der sie zur Flucht bewogen, eines Tages, von widerstreitenden Leidenschaften ganz verstört, sich ihr genähert und ihr zugeredet habe zu fliehen; wenn sie es nicht thue, gefährde sie das Leben ihres Vaters . . . ein Mann sey in wahnsinniger Liebe zu ihr entbrannt, der alles zu thun vermöge . . . der König! Ein entsetzliches Licht geht jetzt dem Vater und dem Bruder auf; sie schwören Herstellung ihrer Ehre oder Rache.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ch. Bidermann.

Nr. 120 u. 121.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

22 October 1840.

Die Fregatte la Sérieuse oder die Klage des Capitäns.

Nach Alfred de Vigny.

La Sérieuse.

1.

Wie so schön war die Fregatte,
Wenn sie unterm Winde lief,
Und uns aus der Hängematte
Schrill des Bootmanns Pfeife rief:
Beächtig war der Segel Wehn,
Schien wie Atlaß anzusehn!
Ueber scharlachrothes Latte
Zeug der Rumpf, der lange, platte,
Vierundzwanzig Stück Geschütze.
Müde wohl auf ihrem Sitze
Bog sich tief der Masten Spitze.
Kein Piratenschiff noch hatte
Je sie eingeholt, die glatte
Fluth, wie sie durchschneidend schief.
— Wie so schön war die Fregatte,
Wenn sie unterm Winde lief!

2.

Den Hafen preiset Brest und die berühmte Rhede,
Die tief und groß genug für eine Flottenfehde;
Boulogne seiner Stadt Ringmauern, und Calais
Sein Fort, an's Meer gelehnt so stolz, wie ein Palais;
Dieppe hat sein Schloß, geschützet durch die Dünen,
Die badenden Jungfraun, vom bleichen Mond beschienen,
Die Schiffe auch geschickt aus Elfenbein geschnitzt;
Den Leuchtthurm hat Cherbourg, der durch die Nacht weit blitzt,
Um seinen Hafen steht Saint-Malo mit Vergnügen
Die Felsenketten, eines vor Sturm ihn schirmend, liegen;
Auf seinem Ankergrund mit schroffem, jähem Fall
Hält Lorient das Schiff mit Gold vom Senegal,
Bordeaux schickt von den Quais, die prächt'ge Häuser schmücken,
In alle Welt den Wein auf zweier Ströme Rücken;
Marseille könnt' mit Recht beneiden jede Stadt,
Die nicht so schön, wie sie, Olivenwälder hat;
Bayonne hat Ueberfluß an Silber und an Eisen;
La Rochelle kann den Damm, Toulon die Festung weisen:
Die Häfen zählen all' preiswürd'ge Dinge her —
Doch Havre hat geschickt La Sérieuse in's Meer.

Die Ueberfahrt.

3.

Als die schöne Sérieuse
Auf nun nach Aegypten brach,
War mit lieblichem Getöse
Sie schon vor der Sonne wach.
Und noch naß vom nächt'gen Thaue
Gab dem Winde sie die graue
Segelmasse und die Taue,
Wie ein Fischernetz verwirrt,
Mit den Tönen, die durcheingen
Leis die Luft und dann verklingen,
Als wenn mit den schnellen Schwingen
Auf ein Zug von Vögeln schwirrt.

4.

Als der Anker nun gelichtet,
Aufgewunden war an Bord,
Wurde schnell das Schiff gerichtet
Nach dem Compaß und dem Nord.
Wer die Schnelle sehen könnte,
Die sie von der Nachbut trennte,

Bis sie bei dem Oriente
Für ein Weilchen aus sich ruht!
Und die weißen Segel wehen,
Die sich in dem Winde blähen,
Jeder Mast berühret im Drehen
Leicht die glatte Meeresfluth!

5.

Rasch getrieben von dem Weste
Gleitet sie und fängt den Wind;
Läßt zurück dann die Aleeste,
Bis sie freies Meer gewinnt.
Ihre Wimpel sind die Zeichen,
Denen nach die Schiffe streichen,
Thun sie, um sie zu erreichen,
Einhalt nicht der Segel Fliehn;
Doch die Mannschaft, sah man eben
Nur die weißen Segel schweben,
Läßt die Raaen schnell sich heben,
Und sie schießt, wie ein Delphin.

6.

Und wie ein Delphin, ein scheuer,
Steigt und sinkt sie mit der Fluth,
Darauf jetzt Sanct Elmos Feuer
Ausgießt seine feuchte Gluth.
Züngelnd spielt's wie eine Schlange,
Packt das Steu'r in wildem Drange,
Seine Spur verfolgend lange
Wie ein Blitz in toller Flucht,
Die, uns nicht erreichen könnend,
In die Fluth sich stürzte brennend,
Hastig immer nach uns rennend,
Glühend uns zu packen sucht.

7.

Wie ein dunkler Wald von Masten,
Kam die Flotte hintreverein,
Daß des Tauwerks Schatten fassten
Ganz die blaue Fläche ein.
Wie wir sahn die Galeoten,
Und den Franklin mit den Booten,
Mit den blauen, weißen, rothen
Wimpeln von der Masten Höh',
All' die Lager aufgeschlagen,
Die bei Artemisium lagen,
Sprachen wir: daheergetragen
Kommt Venedig auf der See!

(Schluß folgt.)

Samuel Taylor Coleridge.

(Schluß.)

Das war der vorherrschende Ton englischer Ansichten in weltlichen Dingen; und wie stände es mit den geistlichen? Auch hier war ein ähnliches Vergleichssystem im Schwang. Solche, welche die philosophische Speculation bis zur Läugnung des hergebrachten religiösen Glaubens trieben, ob sie nun bis zum Unglauben oder nur bis zur Heterodoxie fortschritten, fanden wenig Aufmunterung; weder die Religion selbst noch ihre hergebrachten Formen wurden im Ganzen erschüttert durch die wenigen Angriffe darauf von außen. Aber die Philosophie der Zeit machte sich auf eine andre Weise eben so fühlbar; sie drängte sich in die Religion ein. Die aprioriischen Beweise von Gottes Daseyn ließ man zuerst schwinden. Das war freilich unvermeidlich. Die innern Beweise des Christenthums theilten beinahe dasselbe Schicksal; wenn auch nicht absolut verworfen, traten sie doch in den Hintergrund und wurden wenig beachtet. Die Lehre Locke's: daß wir kein angebornes moralisches Gefühl haben, verkehrt in den Satz: daß wir überhaupt kein moralisches Gefühl haben, verbreitete den Schein als ob wir durchaus nicht im Stande wären, aus der Lehre selbst zu beurtheilen, ob sie sich des Ursprungs von einem heiligen Wesen würdig erweise. Man ließ den Glauben an das Christenthum auf den Wundern beruhen; in der Auslegung des Christenthums herrschte die gröbste Bibliolatrie, wenn wir mit Coleridge so die abergläubische Verehrung einzelner Textesworte nennen dürfen, welche den Galliei verfolgte, und in unsern Tagen die Entdeckungen der Geologie anathematisirte.

So hatte im Ganzen England weder die relativen Wohlthaten der neuen Ideen, noch auch die der alten. Wir standen gerade so weit unter dem Einflusse beider, daß sie sich gegenseitig die Macht benahmen. Wir hatten eine Regierung, welche wir zu hoch achteten, um den Versuch einer Aenderung zu machen, aber nicht genug um ihr irgend eine Macht anzuvertrauen, oder von ihr andre als erzwungene Dienste zu erwarten. Wir hatten eine Kirche, welche aufgehört hatte die edeln Zwecke einer Kirche zu erfüllen, aber die wir uns zur Ehrensache machten aufrecht zu erhalten als das Schattenbild und simulacrum einer solchen. Wir hatten eine höchst geistliche Religion, welcher aus selbstsüchtigen Motiven zu gehorchen man uns anwies, und daneben die mechanischsten und weltlichsten Begriffe von allen andern Dingen; und wir fürchteten so sehr, es an Ehrfurcht von jeder einzelnen Sylbe des Buchs fehlen zu lassen, das unsere Religion enthielt, daß wir seine wichtigsten Sprüche uns durch die Finger schlüpfen ließen, und hegten die ärmlichsten Ansichten von seinem Geist und seinem Wesen überhaupt. Das war kein Stand der Dinge, der sich einem ernsten Geist empfehlen konnte. Er mußte sicherlich binnen kurzer Zeit zwei Arten von Männern hervorrufen; die einen, welche verlangten, daß die bisherigen Institutionen und Glaubenssätze abgeschafft werden, die andern, daß sie eine Wahrheit und Realität werden sollten; die einen, welche die neuen Lehren zu ihren äußersten Consequenzen verfolgten, die andern,

welche den bessern Sinn und Zweck der alten verfochten. Der erstere Typus erreichte seine höchste Vollkommenheit in Bentham, der letztere in Coleridge."

„Wir haben hier nicht Raum, Coleridge's konservative Philosophie (über die sich jeder ächte Liberale oder Radicale als über eine Bundesgenossin freuen sollte), nach allen Seiten, oder in Bezug auf alle die Parteien zu betrachten, von welchen Einwendungen dagegen erhoben werden können. Wir wollen sie betrachten in ihrem Verhältniß zu Reformern, und insbesondere zu Benthamisten. Wir wollen ihnen behülflich seyn sich zu entscheiden, ob sie es lieber mit conservativen Philosophen oder mit conservativen Narren zu thun haben würden, und ob, weil es ja nun einmal Tories gibt, es besser ist, wenn sie ihren Torysmus von Lord Roden, oder auch von Sir Robert Peel, oder von Coleridge lernen.

„Nehmen wir z. B. Coleridge's Ansicht von einer Staatskirche. Seine Art und Weise, eine Institution zu erörtern, besteht darin, ihrer Idee, wie er es nennt, oder was man in gemeiner Sprache das darin enthaltene Princip nennen würde, nachzuforschen. Die Idee oder das Princip einer Nationalkirche und der Kirche von England, in dieser Eigenschaft, ist, nach ihm, die Zurücklegung eines Theils der Ländereien, oder des Rechts auf einen Theil ihrer Erträgnisse als ein Fonds — zu welchem Zweck? Zur Verehrung Gottes? Zur Erfüllung religiöser Ceremonien? Nein! sondern zum Behuf der Förderung des Wissens, der Civilisation und Cultur der Gesammtheit. Diesen Fonds nennt er nicht Kircheneigenthum, sondern Nationaleigenthum. Er betrachtet ihn als bestimmt „zur Unterstützung und Erhaltung einer bestehenden Classe oder eines Ordens mit folgenden Pflichten. Eine bestimmte kleinere Zahl sollte an den Hauptsitzen und Quellen der Humaniora verbleiben, pflegend und mehrend die bis jetzt gewonnenen Kenntnisse, und die Interessen der physischen und moralischen Wissenschaften bewachend; daneben sollten sie die Lehrer seyn derjenigen, welche die übrigen, zahlreicheren Classen des Ordens bilden, oder einst bilden sollen. Die Mitglieder dieser letztern, weit zahlreicheren Körperschaft sollten durch das ganze Land vertheilt seyn, so daß nicht der kleinste Platz ohne einen an Ort und Stelle sich aufhaltenden Führer, Beschützer und Lehrer wäre; die Zwecke aber und letzte Bestimmung des Ordens wäre die: die erworbenen Vorräthe und Schätze früherer Civilisation zu erhalten und zu bewachen; sie zu vermehren und zu vervollkommnen, und so die Gegenwart mit der Vergangenheit zu verknüpfen; besonders aber, unter der ganzen Gesammtheit, bis auf jedes Individium hinaus, das auf ihre Gesetze und Rechte Ansprüche hat, die Masse und Art von Kenntnissen und Einsicht zu verbreiten, welche erforderlich sind zum Verständniß der Rechte, und zur Erfüllung der entsprechenden Pflichten; endlich, der Nation, wenn auch nicht die Ueberlegenheit gegenüber den benachbarten Staaten, so doch wenigstens die Gleichheit zu sichern hinsichtlich jener allgemeinen Civilisation, welche ebenso sehr oder mehr als Flotten, Heere und Einkünfte, die Grundlage ihrer Macht in Angriff und Vertheidigung ausmacht."

Diese organisirte Körperschaft, abgesondert und ausgestattet zum Behuf der Pflege und Verbreitung von Erkenntnissen und Wissenschaft, ist nach Coleridge's Ansicht nicht eben nothwendig eine religiöse Corporation. „Die Religion," sagt er, „mag eine unerläßliche Bundesgenossin dieses Nationalinstituts seyn, das ungücklicher, mindestens unpassender Weise, eine Kirche genannt wird, aber sie ist nicht dessen wesentlicher, constitutiver Zweck. Die Clerisey der Nation, oder die Nationalkirche in ihrem ursprünglichen Sinn und nach dem ersten Plane begriff in sich die Gelehrten aller Arten, die Weisen und die Lehrer des Gesetzes und der Jurisprudenz, der Medicin und Physiologie, der Musik, der Kriegs- und der bürgerlichen Baukunst, nebst denen der Mathematik, als gemeinsamen Organs der vorhergenannten, kurz alle so genannten freien Künste und Wissenschaften, deren Besitz und Ausübung die Civilisation eines Landes begründet, so gut als die theologischen. Die Theologie ward freilich oben an gestellt, und mit gutem Recht sprach sie den Vorrang an. Aber warum? Weil unter dem Namen Theologie oder Gottesgelahrtheit begriffen waren die gelehrten Sprachen, die Aufbewahrung und Ueberlieferung der Ereignisse der Vorzeit, die wichtigen Epochen und Revolutionen des ganzen Geschlechts und der Nation, die Fortsetzung der Ueberlieferungen, Logik, Ethik, und endlich die Grunderkenntniß, die *prima scientia* wie man sie nannte — die Philosophie oder die Lehre und Unterweisung in den Ideen. Die Theologie machte nur einen Theil der Zwecke aus, die Theologen bildeten nur einen Theil des Clerus der Nationalkirche. Die theologische Classe hatte den Vortritt, und mit Recht; aber nicht weil ihre Mitglieder Priester waren, deren Beruf es war, die unsichtbaren Mächte zu versöhnen, und über die Interessen zu wachen, welche über das Grab hinaus reichen; nein! die Theologen hatten den Vortritt, weil die Wissenschaft der Theologie die Wurzel und der Stamm der Wissenschaft civilisirter Menschen war, weil sie allen Wissenschaften die Einheit und den circulirenden Lebenssaft gab, wodurch sie allein als zusammen den lebendigen Baum des Wissens bildend konnten angesehen werden. Sie hatte den Vortritt, weil unter dem Namen Theologie zusammengefaßt waren alle die Haupthülfsmittel, Instrumente und Materialien einer Nationalerziehung, der *nisus formativus* des politischen Körpers, der gestaltende und bildende Geist, der den verborgnen Menschen in allen Eingedornen des Bodens emporhebend oder hervorlockend, sie zu Bürgern des Landes, zu freien Unterthanen des Reiches erzieht. Und endlich weil der Theologie jene Fundamentalwahrheiten angehören, welche der gemeinsame Boden unsrer bürgerlichen und religiösen Pflichten sind, nicht minder unerläßlich zu einer richtigen Auffassung unsrer weltlichen Verhältnisse, als zu einem vernünftigen Glauben in Bezug auf unsre ewige Wohlfahrt. Ohne Beobachtungen des Himmels können auch unsre Erdkarten nicht richtig entworfen werden." Kirche und Staat. 5 Cap.

Das Nationaleigenthum kann, nach Coleridge, nicht ohne schmähliches Unrecht seinen ursprünglichen Zwecken entfremdet werden, nämlich der Förderung stetig wachsender Civilisation, um dafür Einzelne zu begünstigen, oder öffentliche Zwecke von

nur ökonomischem, materiellem Interesse zu fördern. Aber der Staat kann den Fonds seinen jetzigen Inhabern entziehen, zu besserer Erreichung seiner wahren Zwecke. „Ich behaupte nicht," sagt er, „daß die Einkünfte von dem Nationaleigenthum auf keine andre Weise rechtmäßig verwendet werden können, außer für den jetzt sogenannten Klerus und die bestehende Kirche. Ich habe überall das Gegentheil behauptet.... Im Verhältniß zu der Nationalkirche ist das Christenthum, oder die Kirche Christi, ein segensvoller Zufall, eine providentielle Wohlthat, eine Gnade Gottes... Wie man vom Oelbaum sagt, daß er in seinem Wachsthum den Boden umher fruchtbar mache, die Wurzeln der Reben in seiner unmittelbaren Nähe kräftige, und die Stärke und den Wohlgeschmack der Weine vermehre: so ist auch das Verhältniß der christlichen und der National-Kirche. Aber wie der Oelbaum nicht dasselbe Gewächs ist wie die Rebe oder die Ulme, oder die Pappel (d. h. der Staat) mit welchen sich die Rede vermählt; und wie die Rede mit ihren Stützen bestehen kann, wenn schon in geringerer Vollkommenheit, ohne den Oelbaum oder vor dessen Pflanzung: eben so ist das Christenthum und irgend eine bestimmte Theologie, kein wesentlicher Theil des Bestandes der Nationalkirche, wie wohlthätig ja unerläßlich es auch zu deren Gedeihen seyn mag." Cap. 6.

„Coleridge's Verdienst besteht in dieser Hinsicht nach unserem Dafürhalten in zweierlei: erstens darin, daß er durch eine klare Auseinandersetzung, was eine Nationalkirche seyn sollte und auf was gedrungen werden müsse, sobald sie einmal vorhanden ist, die härteste Satyre auf ihren dermaligen Zustand ausgesprochen. Fürs zweite ehren wir ihn darum, daß er den Miscredit bekämpft, in welchen die Verderbnisse der englischen Kirche alles mit ihr Zusammenhängende gebracht, und daß er gegen Bentham und Adam Smith und das gesammte achtzehnte Jahrhundert vertheidigt hat das Princip einer eigens ausgestatteten und begabten Classe, zum Behuf der Pflege der Gelehrsamkeit, und der Verbreitung der Resultate der Wissenschaft unter dem Volk. Daß eine solche Classe muthmaßlich eher hinter dem Gang der Wissenschaft zurückbleiben, als an ihrer Spitze stehen werde, ist eine Schlußfolge, die man irrthümlicherweise aus den eigenthümlichen Verhältnissen der zwei letzten Jahrhunderte abgeleitet hat, und die mit aller übrigen neuern Geschichte im Widerspruch steht.

„Coleridge's Theorie von der Constitution ist nicht minder beachtenswerth als die von der Kirche. Er erklärt, daß er der Lehre Delolme's und Blackstone's, von dem Gleichgewicht der drei Gewalten, nie auch nur einen Funken gesunden Menschenverstands habe abgewinnen können, so wenig als der Lehre von der Handelsbilanz. Indeß stellt er doch eine Idee der Constitution auf, und sagt: „Weil unsre ganze Geschichte, von Alfred an, den ununterbrochenen Einfluß einer solchen Idee oder eines Endziels zeigt in den Gemüthern unsrer Ahnen, in ihren Charakteren und Functionen als Staatsmänner, in dem wo sie Widerstand leisteten, wie in ihren Anforderungen; in den politischen Institutionen und Formen welche sie einführten und in ihren Kriegen nach außen und weil das Resultat ein progressives, obgleich nicht immer gleiches oder directes Vorschreiten in der allmahlichen Realisirung der Idee war; und weil sie in der Wirklichkeit, zwar, eben als Idee, nicht adäquat, aber doch dargestellt ist in einer entsprechenden factisch existirenden Gestalt: darum sprechen wir, und sprechen mit Recht, von der Idee selbst als wirklich existirend, d. h. als von einem Princip, existirend in der für ein solches einzig möglichen Art und Weise, in dem Geist und Bewußtseyn nämlich derjenigen Personen, deren Pflichten es vorschreibt und deren Rechte es festsetzt." Diese Fundamentalidee „ist zugleich das Hauptkriterium, nach welchem alle besondern Regierungsformen geprüft werden müssen denn darin allein können wir die großen organisirenden Principien unsers Repräsentativsystems finden — jene Principien, in deren Licht allein ermittelt werden kann, was Auswüchse, Symptome von Verstimmung und Anzeichen von Ausartung, was dagegen natürliche Schößlinge sind, oder Veränderungen, welche nothwendig die fortschreitende Entwicklung des ursprünglichen Keimes begleiten, Symptome von Unreife vielleicht, aber nicht von Krankheit, oder im schlimmsten Fall Modificationen des Gewächses durch die mangelhaften oder schlechten, aber einmal nicht, oder nur allmählich zu ändernden Eigenschaften des Bodens und der sonst einwirkenden Elemente."

Diese Principien erläutert er weiter folgendermaßen:

„Es ist die wichtigste unter vielen Wohlthaten, die aus dem insularischen Charakter und den Verhältnissen unsers Landes entspringen, daß unsre socialen Institutionen sich aus unsern eigenen Bedürfnissen und Interessen gestaltet haben; daß, so lange und gewaltsam auch die Geburtswehen und die Entwicklungskrankheiten waren, doch die feindlichen Mächte unserm eignen System angehörten, und sich mit weniger Störung von außenher ins endliche Gleichgewicht setzen durften, als dieß bei den Staaten des Festlands möglich war... Nun sind in jedem civilisirten Lande, wo man die Eigenthumsrechte anerkennt und wo durch festgesetzte Gränzen und gemeinschaftliche Gesetze Ein Volk oder Eine Nation sich gebildet hat, die zwei sich bekämpfenden Mächte oder entgegengesetzten Interessen des Staats, unter welchen alle übrigen Staatsinteressen begriffen sind, die des Bestandes und des Fortschrittes."

Das Interesse des Bestandes (der Stabilität), oder das conservative Interesse betrachtet er als natürlich verknüpft mit dem Grund und Boden, mit dem Landeigenthum. Diese Lehre, unsrer Ansicht nach falsch als allgemeines Princip, ist wahr bei England und bei allen Ländern, wo das Landeigenthum in großen Massen aufgehäuft ist.

„Andrerseits," sagt er, „ist der Fortschritt eines Staats in den Künsten und Bequemlichkeiten des Lebens, in der Verbreitung von für Alle nützlichen oder nöthigen Kenntnissen, kurz alle Förderungen in Civilisation und Rechten und Befugnissen der Bürger ganz besonders verknüpft mit, und abgeleitet von den vier Classen der Kaufleute, der Manufacturisten, der Kleinhändler und der einen gelehrten Beruf Ausübenden. Diese vier Classen bezeichne ich mit dem Namen des persönlichen Interesses, als Exponent alles beweglichen und persönlichen Be-

sitzes, in sich schließend Talente und erworbene Kenntnisse, den moralischen und intellectuellen Satz des Gelehrten und Künstlers, nicht minder als die rohen Stoffe und die Mittel sie zu bearbeiten, zu verstätten und zu verdreiten."

Das Interesse der Stabilität ist gewahrt durch eine Repräsentation der Landeigenthümer; das des Fortschritts durch die Repräsentation des persönlichen Eigenthums und intellectuellen Besitzes; und während ein Zweig der Gesetzgebung, das Haus der Peers, in seiner Zusammensetzung wesentlich jenem Interesse angehört, sieht es Coleridge als von der Theorie sowohl wie von der wirklichen englischen Verfassung geboten an, daß die Repräsentanten des letztern „die entschiedene und wirksame Majorität des Unterhauses ausmachen;" oder wenn auch dieß nicht, daß sie wenigstens durch den hinzutretenden Einfluß der öffentlichen Meinung darin ein wirksames Uebergewicht ausüben. Ein wie viel besserer Reformer ist doch Coleridge als Lord John Russell! — —

„Im Einzelnen von Coleridge's politischen Meinungen ist vieles gut, vieles aber auch bestreitbar oder verwerflich. Ueber politische Oekonomie besonders schreibt er wie ein Träumer und Blinder. In andern Punkten finden wir weitreichende Bemerkungen, und im Ganzen einen Ton und eine Gesinnung, die einem Tory die Haare zu Berge steigen machen dürften. So nennt er irgendwo die Staatspolitik des letzten halben Jahrhunderts „einen Cyklopen mit Einem Auge, das dazu noch hinten im Kopf saß;" und die Maaßregeln derselben: „entweder eine Reihe von Anachronismen, oder ein Sichunterwerfen gegenüber den Ereignissen, statt der Einsicht, welche sie zu beherrschen wissen sollte." Die großen Männer der Republik nennt er „die Sterne jenes kleinen Stücks blauen Himmels zwischen den schwarzen Wolken von des ersten und zweiten Carls Regierung." Die literarischen Reliquien sind voll von mißbilligenden Aeußerungen über viele der Heroen des Torysmus und des Kirchenthums. Als Probe seiner praktischen Ansichten führen wir seinen Vorschlag an, daß die Parochialgeistlichen damit anfangen sollten, Schulmeister zu seyn. Der wichtigste Dienst vielleicht, welchen Coleridge der Politik geleistet hat in seiner Eigenschaft als conservativer Philosoph, obgleich die Früchte davon erst noch kommen sollen, besteht darin, daß er die Idee wieder auffrischte, daß dem Landbesitz eine gewisse Verpflichtung anhafte. Das Land, die Gabe der Natur, die Quelle des Unterhalts für Alle, und die Grundlage von allem was auf unser physisches Wohlseyn Einfluß hat, kann nicht als Gegenstand des Besitzes in demselben absoluten Sinne betrachtet werden, wie man die Menschen als Eigenthümer dessen betrachtet, woran niemand außer ihnen selbst ein Interesse hat, was sie selbst durch ihre Bemühungen ins Leben gerufen haben! —

„Coleridge's wichtigstes Anliegen war: Religion und Philosophie in Uebereinstimmung zu bringen. Er war unablässig bestrebt darzuthun, „daß der christliche Glaube, worunter ich," sagt er, „alle Artikel des Glaubens und der Lehre begreife, welche von den ersten Reformatoren gemeinsam bekannt wurden," nicht nur göttliche Wahrheit sey, sondern auch: „die Vollendung der menschlichen Erkenntniß." Alles was das Christenthum geoffenbart, kann nach ihm die Philosophie beweisen, obgleich vieles ist, was sie nie entdeckt hätte; die menschliche Vernunft einmal durch's Christenthum gestärkt, kann aus ihren eigenen Quellen alle christlichen Lehren entwickeln. Ja, „wenn nicht der Unglauben England eben so überziehen soll, wie Frankreich, muß die Schrift und jede Stelle der Schrift, dieser Probe unterworfen werden, sofern „die Vereindarkeit einer Urkunde mit den Sätzen der erleuchteten Vernunft und mit den Gesetzen des Bewußtseyns eine apriorische Bedingung jedes Satzes ist, von dem bewiesen werden soll, daß er von Gott geoffenbart worden;" und das, sagt er, sey keine philosophische Neuerung, sondern ein von Moses und Paulus selbst gelehrter Grundsatz. Hiemit geht er so weit als die Unitarier darin, daß er die menschliche Vernunft und das moralische Bewußtseyn zum Prüfstein der Offenbarung macht; aber er ist von ihnen himmelweit geschieden darin, daß sie ihre Geheimnisse verwerfen, die er als die höchsten philosophischen Wahrheiten betrachtet, und sagt: „der Christ, dem nach langem Bekenntniß des Christenthums die Mysterien immer gleiche Mysterien bleiben, ist in demselben Fall und Zustand wie ein Schulknabe mit seiner Rechenkunst, dem die Summa unter seinen Rechenexempeln in seinem Heft der ganze Grund seines Glaubens ist, daß solche und solche Figuren ein solches Facit geben."

Diese Ansichten werden freilich schwerlich populär werden in der religiösen Welt, und Coleridge selbst wußte das wohl: „Ich mache mich darauf gefaßt," sagte er einmal, „von manchen Christen dereinst schlimmer angesehen zu werden als die Unitarier und selbst als die Ungläubigen. Dem muß jeder sich aussetzen, der die Wahrheit um ihrer selbst willen mehr liebt, als alles andere." Wir unsers Theils haben nicht die Obliegenheit Coleridge zu vertheidigen, und wir gestehen, daß wir in seinem Bestreben, auf dem Wege der Philosophie bei der Theologie anzukommen, viel Erzwungenes und häufige Mißgriffe finden. Indeß die Frage ist nicht, ob Coleridge immer das Rechte traf, sondern ob es wünschenswerth ist oder nicht, daß solche Versuche gemacht werden. Was auch manche Religiöse denken, die Philosophie wird und muß fortschreiten, muß immer streben zu verstehen, was verständlich gemacht werden kann; und was auch manche Philosophen denken, es ist vor der Hand wenig Aussicht, daß die Philosophie an die Stelle der Religion in unserm Lande treten, oder daß irgend eine Philosophie allgemein angenommen werden wird, sofern man nicht von ihr annimmt, daß sie mit dem Christenthum nicht nur vereinbar, sondern auch eine Stütze desselben sey. Und warum will man denn die Idee einer religiösen Philosophie mit Verachtung behandeln? Wir müssen eine solche erwarten und wünschen, und unsere Haupthoffnung sollte seyn, es werde eine solche seyn, daß sie den Bedingungen der Philosophie entspricht — worunter die vornehmste: ungehinderte Freiheit des Denkens. Keine Philosophie ist möglich, wo die Furcht vor den Consequenzen ein stärkeres Motiv ist als die Liebe zur Wahrheit; wo die Speculation gelähmt wird entweder durch den Wahn: ehrlich erworbene Ueberzeugungen würden von einem

heiligen und gerechten Wesen mit ewiger Verdammniß bestraft werden, oder dadurch, daß man in jedem Text der Schrift einen ausgemachten Satz erblickt, mit welchem die Ergebnisse der Forschung übereinstimmend gemacht werden müssen, welche Sophismen und Selbsttäuschungen es auch koste. Von diesen beiden Einflüssen, welche so oft die hellsten Geister zu Schwachheiten und Abgeschmacktheiten verleiteten, die sie zum Spott späterer Generationen machten, war Coleridge frei. Der Glaube, derjenige Glaube, der eine religiöse Pflicht ist, war ihm eine Affection des Willens und Gemüths, nicht des Verstandes. Ketzerei ist ihm: „boshafter, wissentlicher Irrthum, oder ein Glaube, der in einer Verkehrtheit des Willens seinen Grund hat. Daher sagte er: es gebe auch orthodoxe Ketzer; „die ächte Lutherische Lehre," sagt er, „ist die, daß weder die Wahrheit, als bloße Verstandesüberzeugung, selig machen, noch der Irrthum verdammen werde. Die Wahrheit aufrichtig lieben, heißt geistlich die Wahrheit haben; und ein Irrthum wird ein persönlicher Irrthum — nicht durch Abirrung von Logik oder Geschichte, sondern sofern die Ursachen eines solchen Irrthums im Herzen liegen, oder in einem frühern unchristlichen Wunsch oder Hang zu suchen sind." In Beziehung auf die Autorität der Schrift machte er eine scharfe Unterscheidung zwischen der Inspiration, die er den einzelnen Schriftstellern zugestand, und einer ausdrücklichen (dictirenden) Eingebung jedes Worts durch den Allmächtigen. Gott, glaubte er, erfüllte den Geist der Schreiber mit den Wahrheiten die er offenbaren wollte, und überließ das übrige ihren menschlichen Fähigkeiten. „Oh," ruft er aus, „wenn ich nur so lang lebte, um alle meine Betrachtungen und Gedanken über diesen höchst wichtigen Punkt, in welchem Sinn die Bibel das Wort Gottes zu nennen ist, auszusprechen, und wie und unter welchen Bedingungen der Geist hindurchschimmert durch den Buchstaben, der, bloß als Buchstabe gelesen, nur das Wort dieses und jenes frommen, aber immer unvollkommnen, dem Irrthum ausgesetzten Menschen ist!"

Rosmonda d'Inghilterra.

(Schluß.)

Vierter Act. Erste Scene. Halle der Residenz in Orford. Eleonora, in England angekommen, spricht ihren Entschluß zur Rache aus. Zweite Scene. Tebaldo kommt, meldet ihr, daß sie den König bald sehen werde, daß Rosmonda zu ihrem Vater zrrückgekehrt, und nicht mehr von Wäldern, Wachen und vom Geheimniß geschützt sey, und ermahnt sie, gegen Heinrich nichts von ihrer Nebenbuhlerin zu erwähnen. Dritte Scene. Eleonora, allein, nimmt sich vor, all ihre Verstellungskunst, dem König gegenüber, aufzubieten. Vierte Scene. Arrigo tritt auf:

Arrigo.

Unerwartet
Kommst du, o Kön'gin!

Eleonora.

Doch nicht spät; Arrigo,
Mein Gatte, denn also muß ich dich nennen,
Nicht hartest du mein hier, daß ich gesehn
Hätt' Albion entgegenströmend mir,
Und all die Wege, die ich öd' und stumm fand,
Vom Volke wimmelnd und ertönend vom
Tumult des Fests, und als den Ersten dich
Unter dem Volksgewühl, der Königin
Als sie vom Schiff stieg, die verlobte Hand
Vom Ufer reichen und die Arme öffnen
Zum innigen Empfang.., du schweigst?

Arrigo.

Gedrückt
Ist von der Ueberraschung meine Seele.

Eleonora.

Wohl kenn' ich dein Gemüth; Arrigo wählt' ich
Mir unter vielen, und nicht täuscht' ich mich..
Wenn sie, die du betheuertest zu lieben,
Du kalt' empfängst, wenn ich nicht höre jetzt,
Wie einst in Aquitanien, Liebesreden
Und sanfte Schmeichelworte: klag' ich dessen
Die Wolken an und diesen strengen Himmel,
Der mir so traur'ger scheint, je heitrer, milder
Das Land meiner Geburt ist; dennoch tauschen
Wollt' ich mit deinem Reich. Thöricht, wer im
Gesicht die Spur veränderten Gefühls sucht.
Ich bin dieselbe noch, doch wenn du mich
Ansiehst, so müßtest du vielleicht...

Arrigo.

Und was
Könnt' ich, o Königin, von dir befürchten?

Eleonora.

Nichts, was Arrigo selbst sich nicht erlaubt.
Und ich, Herr, kann argwohnen nichts von dir,
Was meiner Hoheit könnt' nachtheilig seyn.
Doch denk' an die Gefahren, welche dir
Beliebte zu vergessen unter andern
Viel süßern Sorgen, jugendlicher König!
Sey unter uns jetzt nur vom Staat die Rede,
Ich seh hier Krieger, doch wo ist das Volk?

Und nun verbreitet sich Eleonora über den Zustand der unterdrückten Sachsen, gegenüber der normännischen Bevölkerung, und schildert dem König die Gefahren, womit der Haß und die Verzweiflung der Bedrückten ihn bedrohe, und andrerseits der Stolz und Hochmuth der Normannen, die ihn nicht als König, sondern nur als Herzog anerkennen, die das Schwert eben so leicht gegen ihn als für ihn brauchen können, und bietet ihm ihre Macht zu seinem Beistand an. Der König spricht seinen Vorsatz aus, das Recht wiederherzustellen:

Arrigo.

In meinem Herzen redet laut genug
Der Unterdrückten Recht; den Tag ersehn' ich

Wo ich erobre wieder, was dem Volk,
Dem König ward entrissen... Oh! könnt' ich
Nach meinem Sinn hier herrschen: hörtest du
Vom Thron mich rufen bald: den Schlössern Krieg,
Friede den Hütten!

Am Ende ermahnt Eleonora ihn noch einmal, ernstlich sich der Pflichten des Königs wieder anzunehmen; in Frankreich habe sie gehört, jedoch nicht geglaubt, daß er auf einem verborgnen Schloß, des Reichs und seiner selbst vergessend, gelebt habe; sie, auf dem Thron geboren, habe dieß Geschwätz des Pöbels verachtet. Sie erwartet, daß er bald das von dem Gesandten abgeschlossene Verlöbniß vollziehe, denn ein meineidiger König sey der verächtlichste unter allen Sterblichen. Der König führt sie in ihre Zimmer; und dann treten ein, fünfte Scene, die Barone, zur Huldigung, unter ihnen Gualtiero, Edmondo und Rosmonda, in der Rüstung eines Kriegers. Die Genannten treten beiseite, und Gualtiero fragt seine Tochter, warum sie sie hieher begleite. Bis jetzt sey unter den versammelten Kriegern ihr Entführer nicht gefunden worden; noch habe sich keiner, um Verzeihung flehend, dem Vater zu Füßen geworfen. Edmondo sieht den König kommen und sagt: jetzt sey sein Verdacht zur Gewißheit geworden. Rosmonda kann nicht glauben, daß ihr Alfredo der König sey; sie zittert und doch verlangt es sie zu bleiben. Du zitterst? sagt ihr Bruder. Edmondo zittert nicht; sein Entschluß steht fest. — Er führt sie weg; der König kommt.

Sechste Scene. Arrigo, der von den Großen des Reichs begleitet kommt, fordert die ihn mit Jubel empfangenden Barone zur Versöhnung, zur Einigkeit, zur Verschmelzung in Ein Volk, und zu neuer Huldigung auf. Die Barone leisten knieend den Eid; nur Gualtiero weigert sich, indem er zuvor vom König Gerechtigkeit fordert; Arrigo kennt ihn nicht, und stutzt über seine kecken Antworten. Gualtiero gibt sich als Rosmonda's Vater zu erkennen. Arrigo staunt, er hatte selbst Rosmonda's Vater todt geglaubt; er sucht Gualtiero zu begütigen, zu vertrösten, aber dieser läßt sich nicht abweisen; er dringt auf Gerechtigkeit und die sächsischen Barone erklären sich für ihn. Arrigo sucht sie einzuschüchtern, beschuldigt den Alten des Wahnsinns.. während dessen hört man ein lautes Getöse, und Gualtiero ahnt sogleich, daß sein Sohn den Kampf begonnen.

Siebente Scene. Eleonora, mit Soldaten kommend, meldet, daß die Sachsen einen Aufstand begonnen, und fordert die Normannen auf, ihres Königs Krone zu vertheidigen. „Rettet mir den Gemahl!" ruft sie, und diese Worte hört noch die (achte Scene) eintretende Rosmonda. Sie ruft: O Himmel, was höre ich! und eilt auf den König zu. Dieser erkennt sie sogleich an der Stimme. Sie sieht alle Hoffnungen vernichtet, sich mit ewiger Schande gebrandmarkt; sie nennt ihren Namen, und bittet sie in ein fernes Land führen zu lassen, damit kein Blutvergießen ihrethalb entstehe. Der König ist außer sich, sich verrathen zu sehen; doch verwehrt er sowohl Gualtiero als Eleonoren, Rosmonda's sich zu bemächtigen; sein sey die Gerechtigkeit und die Rache. Scene neun und zehn. Nachdem Rosmonda weggeführt, der König weggegangen ist, schwören der Vater, der Bruder und die sächsischen Barone dem König Rache.

Fünfter Act. Es ist Nacht, nahe beim Thurm des Schlosses von Woodstock. Erste Scene. Gualtiero und Rosmonda. Jener hat sich in der Nacht, während der Verwirrung des Kampfs, umgesehen, in den Aufenthaltsort seiner Tochter eingeschlichen. Die Sachsen unter Edmondo liefern dem König eine Schlacht; die Zugänge des Schlosses sind besetzt; Gualtiero kann seine Tochter nicht mit sich nehmen, aber er selbst will sich nicht länger dem Kampfe entziehen; er heißt sie wieder in den Thurm zurückkehren, und auf das erste Zeichen, das sie höre, herabkommen.

Zweite Scene. Eleonora und Tedaldo mit Fackeln. Der letztere hat jene auf geheimen Wegen hieher geführt, um ihre Rache an Rosmonda zu kühlen. Sie zittert vor Wuth, daß der König seine Beute aufs neue gerettet haben solle, da sie gehofft, er werde seine Liebe ihr zuwenden. Tedaldo hat den neuen Wächter Rosmonda's mittelst Goldes entfernt, so daß Eleonora freie Hand hat, mit ihrer verhaßten Nebenbuhlerin nach Lust zu verfahren. Tebald entfernt sich, um auf dem Schlachtfeld seine Schuld gut zu machen, oder als Krieger zu fallen.

Dritte Scene. Eleonora allein, bleibt in schauerlicher Stille zurück; die Fackel ist dem Erlöschen nahe; der Schimmer eines Dolchs soll ihr helfen Rosmonda zu finden. Der Himmel ist dunkel, nur ein blutrother Stern glänzt. Schauerliche Bilder gehen durch ihre Seele, aber die Eifersucht ist mächtiger als alle andern Gefühle, und erwacht doppelt, wie sie ein Geräusch hört... Rosmonda, herabkommend um den König zu erwarten. Vierte Scene. Rosmonda kommt, die Königin tritt vor; die Arme sinkt ihr zu Füßen und betheuert, sie sey nicht so schuldig als sie scheine; Arrigo habe seinen Namen verschwiegen; umsonst; Eleonora bleibt unerbittlich:

Eleonora.

O schnöde Thörin!
Um Mitleid flehst du, und du sprichst von Liebe
Die übers Grab soll leben, deine Asche
Soll meine Nebenbuhlerin noch seyn?
Hab' ich etwa nicht genug durch dich gelitten?
Hier schuf Arrigo königliche Lust,
Allnächtlich in unsel'gem Rausche schwelgend.
Der Sonne, welche deinen Sünden schien,
Mußt' ich verbergen mich, und in dem Schauer
Der stummen Säle, in durchwachten Nächt
In langen Tagen, mußte mein Gedanke
Abmatten sich, die Buhlerin, die mir
Noch unbekannt, sich zu vergegenwärtgen,
Dich schön zu machen, tausend Bilder
Zu schaffen, und bei jedem Bild vor Wuth
Wahnsinnig werden, dich zu tödten lechzen.
Endlich erwach' ich aus des Zornes Träumen,

Und deiner mächtig ist jetzt meine Rache.
Das ist Rosmonda! jene Reize such' ich
Umsonst in deinem Antlitz, die dee Name,
Dee prächtige, verheißt. Die Rose wäeest
Dee Welt du? Eine Blume bist du wohl,
Doch eine niedrige, die jedem Blick
Sich hingibt, jede Hand einladet, die
Zu pflücken man sich einen Augenblick
Nur bücken darf.

Rosmonde.

Auch ich könnt' meine Lippe
Waffnen mit Schmähungen, und leicht könnt' ich
Vertheid'gen mich, wollt' ich, dem Echo gleich,
Die Worte, wovon widerhallt die Welt,
Gegen dich brauchen. Gott hat mich gegeben
In deine Hand; an bet' ich seine Ruthe
Die meinen Irrthum züchtigt. Duldend, stumm
Kannst du durchbohren mich...

Eleonora heißt sie beten und schweigen; sie glaubt in ihrem Gesicht noch einen Strahl der Hoffnung zu sehen; sie hört Waffengeklirr; aber sie ruft ihr zu: du hofft vergebens! Du bist mein! und reißt sie mit sich fort hinter ein Gebüsch. Fünfte Scene. Gualtiero kommt und ruft Rosmonden zu, herabzukommen; ein Weg zur Flucht stehe noch offen; aber in dem Augenblick kommt Arrigo. Sechste Scene. Er rühmt sich des Siegs über die Rebellen; du hast mir den Sohn erschlagen! ruft Gualtiero, und Eleonora stößt Rosmonden nieder mit den Worten: hast du es gehört? die beiden Männer hören was vorgeht; der König ruft nach Rosmonden, Eleonora höhnt: Nimm sie, Arrigo, so verdienst du sie! Rosmonda flieht in die Arme ihres Vaters, in welchen sie stirbt. Eleonora erklärt dem König, sie habe ihm den Thron gegen die Rebellen, habe ihm das Leben vor Schande gerettet. „Mit welchem Blut!" ruft der König aus, „ich muß dich verabscheuen, strafen kann ich dich nicht; grausame Nothwendigkeit!" Gualtiero beschließt das Stück mit den Worten:

Endlich bist du bezahlt?
Leer ist mein Haus jetzt, und ich geh der Erde
Es gleich zu machen; aber deine Schuld —
Läßt Gott sie ungestraft? Eleonora
Uebt, sitzend auf dem Thron, der Rache Amt!

In der Beurtheilung dieser Tragödie können wir uns kurz fassen; sie theilt die Vorzüge und die Mängel der andern Dramen Niccolini's, welche schon früher besprochen wurden. Der Plan ist in seiner Art geschickt und kunstreich angelegt, die Verwicklungen und Entwicklungen mit gutem Bedacht motivirt, der Dialog, besonders in einigen der wichtigsten Scenen, glücklich behandelt und die rasche Aufeinanderfolge der Ereignisse muß bei der scenischen Darstellung einen sehr lebendigen und ergreifenden Effect machen. Diesem kommt nun auch die Sprache zu Hülfe, welche durchaus rein, edel und pathetisch ist, und bei dem den Italienern eigenthümlichen, höchst lebhaften, ja leidenschaftlichen Vortrag, begleitet von der energischsten Mimik, die Hände des gerührten Publicums in beständigem Feuer des lärmendsten Beifallklatschens erhalten, die Thränendrüsen in fortwährende Contribution setzen mag. Aber gerade diese pathetische Spache ist die gefährlichste Klippe des italienischen Drama's, und namentlich Niccolini's. In dieser allgemeinen, ziemlich gleichmäßig durch das ganze Stück verbreiteten Schönheit (wenn man es so nennen will), geht das Charakteristische gar zu sehr unter. Vier der Hauptpersonen dieses Stücks fließen von diesem Pathos, das freilich mit verschiednen Empfindungen, den individuellen Situationen gemäß, sich verbindet, fast in allen ihren Reden über, und die einzige Eleonora zeigt mehr ihren Charakter als ihre Stimmung. Wohl sind nun die einzelnen Stellen rührend, es sind ansprechende, oft treffende Schilderungen gewisser Gefühle und Affecte, aber wenn sie auch den gewöhnlichen sentimentalen Leser und noch mehr den so gearteten Zuschauer befriedigen und rühren, befriedigen sie doch einen gebildeteren Geschmack nicht, und müssen in die Länge ermüden. Es fehlt nicht nur die schärfere Ausprägung der dargestellten Gefühle durch den tiefer erfaßten Charakter der einzelnen Personen, sondern auch beinahe alle tiefere und innerliche Färbung durch Berücksichtigung und Benützung des historischen und nationalen Hintergrunds. Engländer, alte Griechen, moderne Italiener — Alle sprechen in jenen Dramen die gleiche Sprache; es sind ganz abstracte Personen oder Typen; Gualtiero ist der gebeugte Vater, der in seiner erlittenen Schmach zwischen Sehnsucht und Zorn, Zärtlichkeit und Haß schwankt. Edmondo der großmüthige Ritter, dessen Herz doch von brüderlicher Zärtlichkeit schmilzt; Rosmonda ist das schwache, liebende Weib — aber nichts weiter, und mit Arrigo steht es noch schlimmer, denn er spielt wirklich eine klägliche Rolle, und zwar, wie uns bedünken will, nicht weil ihm der Dichter absichtlich eine solche geben wollte, sondern weil er ihm keine entschiedenere geben konnte. Eleonora hätte ein dankbarer Charakter werden können, aber es ist eben der Fehler der classischen Tragödie, daß immer viel zu wenig genetische Charakteristik, zu wenig Perspective darin ist, und die Menschen nach einer prästabilirten Nothwendigkeit ihres Typus handeln. Das Stück hat zu wenig ruhige Haltung und zu wenig Idee, um in eigentlich tragischer Weise „durch Furcht und Mitleid auf Reinigung der Leidenschaften" zu wirken; der Effect ist vielmehr nur pathologisch und melodramatisch. Für den Leser hat es eine auffallende Magerkeit und Kahlheit, und man fühlt sich versucht, das was der Dichter sich vielleicht als lobenswürdige Strenge und Enthaltsamkeit, als keusche dramatische Zucht anrechnet, doch für Armuth an Gedanken, für Mangel an sprudelnder Lebens- und Productionskraft zu halten.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 122 u. 123.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

25 October 1840.

Gedichte von Felicia Dorothea Hemans.

(Geboren zu Liverpool, am 25 September 1793; gestorben zu Redesdale bei Dublin, am 16 Mai 1835.)

1. Weit entfernt.

Weit entfernt! — O meine Seel' ist fern,
Wo ins Meer die schroffen Felsen springen;
In den Blumen, o wie gern, wie gern
Hör' ich wieder meiner Schwester Singen —
Weit entfernt!

Weit entfernt! — Mein Träumen, es ist fern,
Wenn die Sterne Nachts am Himmel scheinen!
Meine Mutter ruft: o, kehre gern,
O, komm wieder, Kind, komm zu den Deinen —
Weit entfernt!

Weit entfernt! — Mein Hoffen, es ist fern,
Wo sich Lust und Liebe neu verbinden!
O, du Taube, zieh'nd von Stern zu Stern,
Leih' mir Flügel, jenen Strand zu finden —
Weit entfernt!

---

2. Grablied zur See.

Schlaf! — Wir geben dich der Finth,
Roth von der Gefallnen Blut;
Ehre dem, der also ruht, —
O, leb' wohl!

Schlaf! — Du nahmst dein wogig Feld!
Meer und Himmel sind dein Zelt;
Deine Leichensalve fällt
Dumpf und hohl!

Einsam in des Meeres Schooß,
Unbeweint und grabsteinlos,
Ruhst du, den sein Todesloos
Jählings traf'

Doch dein Mal, mit blut'gem Schein
Flatternd durch der Seeschlacht Drän'n,
Soll die Rothkreuzflagge seyn —
Schlaf, o schlaf!

---

3. I dream of all things free.

Was da frei, das ist mein Traum!
Eine Barke, fluthgewiegt,
Die sich Bahn macht durch den Schaum,
Wie ein Pfeil zum Ziele fliegt!
Dann ein Hirsch im grünen Wald;
O, wie wirft er sein Geweih!
Tausend Bäche, klar und kalt —
Alles, alles, was da frei!

Dann ein Aar, der trotzig kreis't
Um der schroffsten Berge Zug;
Ich erblick' ihn jüngst im Geist,
Hörte rauschen seinen Flug.
Einen Strom schritt ich hinan,
Dicht umweht von Busch und Baum,
Ohne Segel, ohne Kahn —
Was da frei, das ist mein Traum!

Ein beglücktes Kind im Hain,
Das mit Blumen spielt und Reh'n;
Indier, die bei Sternenschein
Durch des Urwalds Dickicht gehn;

Jauchzend Voll auf Siegesstätten,
Vogenschütz am grünen Baum: —
— O, mein Herz liegt wund in Ketten,
Und was frei, das ist mein Traum!

---

4. Der Engel Ruf.

Flüstern, horch, und Engelwort:
Schwestergeist, zieh' mir und fort!

Komm in des Friedens Land!
Komm, wo des Sturmes rauhr Stimme schweigt,
Komm, wo der Schatten von der Seele weicht,
Komm, wo das Leid gebannt!

Da drückt dich keine Furcht!
O, komm hinüber! Liebe nur und Ruh'
Weht dir der Taube weißer Fittig zu,
Die still die Luft durchfurcht!

Komm zu der Sel'gen Schaar!
Bei den Gerechten, die des Lammes Stadt
Aus allen Landen sich berufen hat,
Ausruhst du immerdar!

O, lang waest du allein!
Zu deiner Mutter komm! — am Sabbathstrand
Siehst du nicht winken der Geliebten Hand?
O, komm! kehr' bei ihr ein!

In Schweigen ließ man dich!
Zu deinen Schwestern komm! — Du hörst sie schon:
Ihr jubelnd Lied, ein einz'ger süßer Ton,
Begrüßt dich freudiglich!

Auch deine Sonne scheint!
Sturm bog dein Haupt, als wär's ein Weidenast:
Zu deinem Vater komm! — Du hast nun Rast!
Du hast nun ausgeweint!

Jetzt wirst du selig seyn!
Kein Wechsel waltet, wo du weilst hinfort,
Und, ha! den Tod bezwang die Liebe dort!
Zu deinem Gott geh' ein!

---

5. Verwandte Herzen.

O, forsch' und frag' auf Erden nicht
Zu warm nach Mitgefühle! —
Denn sprudelnd eine Quelle bricht,
Der Herzen gibt's nicht viele;
Und die es gibt: — vereinigt sah
Sie nie noch eine Stelle;
Es wäre sonst das Leben ja
Zu schön für seine Schnelle!

Das Auge deines Bruders sieht
Vielleicht nicht, wie das deine,
Zum Himmel, wenn er brennend glüht
Im bint'gen Abendscheine;
Bei Veilchenduft und Lenzeswehn,
Und bei der Amsel Locken —
Dein Auge wird dir übergehn,
Sein Auge bleibt ihm trocken!

Ein Lied von Zeiten, die geflohn,
('S ist süß, ihm trüb zu lauschen!)
Entfernter Abendglocken Ton,
Bei Nacht der Wellen Rauschen;
Der Winde stürmischer Accord,
Ausschüttend unverdrossen: —
Dir ist das Alles Bild und Wort,
Ihm bleibt sein Seyn verschlossen!

Doch darum nicht weis' ihn zurück,
Der Jahre lang dich liebte,
Der ansah deiner Kindheit Glück,
Und den dein Schmerz betrübte!
Und wenn er weinend mit dir stand
An einem Todtenschreine;
Dich pflegte, warst du siech: — verwandt
Ist deiner Brust die seine!

Doch jene Kreise, licht und rein,
Dein sel'ge Geister schweben,
Wie Blumen wohl in einem Hain
In einem Lüftchen beben:
Doch jener gleiche süße Ton
Verwandten Fühlens Zeuge:
O, träume länger nicht davon —
Gen Himmel sieh' und schweige!

F. Freiligrath.

Zustand und Beruf der Frauen.

1. Das Weib und sein Herr.

Von Lady Morgan. 1840.

2. Des Weibes Beruf.

Von Miß Lewis. Siebente Auflage. 1840.

Die beiden Bücher, die wir oben zusammengestellt, sind in einem sehr verschiedenen Geist geschrieben, ja sie bilden gewissermaßen einen Gegensatz. Die Verfasserin des einen, die berühmte Romandichterin Lady Morgan, geht, als von einem unbestreitbaren Axiom, von der Voraussetzung aus, daß der Zustand des Weibes in der ganzen Welt und zu allen Zeiten ein Zustand der Unterdrückung, der Sklaverei, wenigstens nie ein normaler gewesen sey. Dieß wird historisch nachgewiesen in der bis jetzt erschie-

nenen ersten Hälfte ihres Werks, und die zweite Hälfte, welche die mittelalterlichen und neueren Zeiten umfassen soll, wird vermuthlich auch Vorschläge und Ideen bringen, wie diesem Mißverhältniß abgeholfen, wie das Weib in die ihm gebührenden Rechte eingesetzt werden soll. Das zweite Büchlein, das in kurzer Zeit sieben Auflagen erlebte, wendet sich dagegen den weiblichen Pflichten zu, in stillschweigender Voraussetzung, wie man sich denken kann, daß die Frauen sich in einem solchen Zustande befinden, daß ihrer Freiheit ein bedeutendes und wichtiges Feld der heilsamsten Thätigkeit, falls sie das Rechte wollen und wählen, offen stehe. Es könnte scheinen, als erwerbe sich die erstgenannte geistvolle Schriftstellerin ein größeres Verdienst um ihr Geschlecht, indem sie dessen Ansprüche und Rechte gegen die Anmaßungen des männlichen Geschlechts vertheidige und ihm eine würdigere Stellung und Existenz zu verschaffen suche; aber es wäre möglich, daß dennoch die zweite mehr im Interesse der Frauen, mehr für ihre wahre Würde geleistet hätte; denn die Natur der Sache bringt es hier mit sich, daß eine tiefe und verständige Auffassung der Pflicht zugleich auch auf das eigene Ansehen, die eigene Würde der Frauen zurückwirken muß; wenn die Frauen als Mütter und Erzieherinnen ihre Pflichten gewissenhaft zu erfüllen sich zur Aufgabe machen und vor Allem diesen Kreis ihrer Thätigkeit zu erkämpfen suchen, da kann es nicht fehlen, daß nicht die von ihnen herangebildeten Generationen ihnen mit Ehrfurcht und Liebe vergelten, während das Geltendmachen von Ansprüchen gar leicht den Stolz und Uebermuth der Männer reizt, und sie herausfordert, auf die weibliche Schwachheit und Untüchtigkeit höhnisch hinzuweisen. Ueberhaupt — auf dem Gebiete des Rechts, im Staat, können Rechte allenfalls erkämpft, aber auf dem Gebiete der Sittlichkeit, in der Familie, müssen sie moralisch erworben werden. Doch wir wollen unsre Leser durch Proben aus den beiden Büchern in Stand setzen, sich selbst ein Urtheil zu bilden über die Tendenz und den Werth derselben.

Lady Morgan schildert in ihrem ersten Capitel die intellectuellen und moralischen Fortschritte, welche die Menschheit in einem Zeitraum von sechstausend Jahren gemacht, klagt aber darüber, daß doch noch so viel zu thun übrig sey, daß so wichtige Wahrheiten noch verkannt, so heilige Rechte noch vorenthalten werden. „Noch immer sind unüberwältigt mancherlei große Hindernisse, welche der Wirksamkeit der gesellschaftlichen Maschinerie entgegenstehen; Unebenheiten und Mangel an Ineinandergreifen hemmen ihr Spiel und erschweren ihre Bewegungen, an die man doch kaum denkt. Die mißhelligen Bruchstücke älterer Systeme sind noch vorhanden, welche mit den neueren Federn und Principien der Thatigkeit nicht recht zusammenstimmen. Bei dem großen, allgemeinen Fortschritt der Erkenntniß und des Wissens ist vieles versäumt, vieles übersprungen worden; und unter den wohlthätigsten Reformen und einsichtsvollsten Verbesserungen sind noch große moralische Mißstände zurück, welche beseitigt werden müssen, ehe die Interessen der Menschheit auf ein der Natur gemäßes, zu allgemeinem Glück führendes System hart werden können. Aber worin liegt das Versehen? Kann es ein solches seyn, das ebenso erstaunlich augenfällig als in seinen Nachtheilen von unermeßlicher Wichtigkeit ist? Während man Gesetzbücher umarbeitete, Institutionen vernünftiger ordnete und die Interessen von Classen und Ständen sorgsam wahrnahm, hat man die eine Hälfte der Menschheit bis auf den jetzigen Augenblick auf dem Punkte gelassen, auf den die ersten rohen Einrichtungen einer barbarischen Gesellschaft und ihre barbarischen Gesetze sie stellten. Ist das Weib wirklich noch jetzt ein zum Dulden bestimmtes, ein rechtloses Geschöpf, wie zur Zeit der unwissenden Kindheit frühern ungeordneten Zusammenlebens, wo das Recht des Stärkern das einzig gültige Gesetz war? Und ist bei dem großen Drängen nach einer regenerirenden Reform das tüchtigste und geistigste Werkzeug socialer Verbesserung und nationaler Wohlfahrt, ist das Weib vergessen worden? Ist sogar jetzt noch, wo das Supremat von der Muskelstärke an den Geist übertragen worden, ist auch jetzt noch das Wesen vom feinsten Geist, mit den beweglichsten Fibern, mit der empfindlichsten und zartesten Organisation, das Gott, um die Genossin und Gehülfin des Mannes zu seyn, an die Spitze der Schöpfung gestellt, — die Gründerin der Nationen; die Verschönerin der Racen, ist das Weib allein zurückgeblieben auf dem Anfangspunkt der Civilisation, während Alles um sie der fortschreitet und sich verbessert? Und ist der Mann noch immer „der Herr," und verewigt er, in mißleiteter Eigenliebe, ihren Zustand der Unwissenheit und Abhängigkeit, während ihre Emancipation und bessere Stellung, als krönendes Element seines eignen Glücks, ein so höchst dringendes Bedurfniß ist? Wenn er im Fortschritt der feinern Bildung die Kette seiner Sklavin glänzender gemacht statt gebrochen hat, so hat er nur einen neuen, schimmernden Keim von Uebel an sein eignes Schicksal befestigt, und mit seinen edelsten Begriffen von nationaler und socialer Entwicklung ein Princip verknüpft, welches nur zu oft den Fortschritt seiner besten Reformen lähmt und ihre Resultate schwächt. Wenn in der frühesten Aera der Gesellschaft das Weib das Opfer der physischen Ueberlegenheit des Mannes war, so ist sie noch in der neuesten das Opfer von Gesetzen, bei deren Beschließung sie keine Stimme hatte, ist sie den Strafbestimmungen eines Codex unterworfen, der ihr doch nur wenig Schutz gewährt. Während der Mann bei seinen ersten rohen Bemühungen auf dem Gebiete der Rechtsbestimmung das weibliche Geschlecht durch Beschränkungen und Unfähigkeitserklärungen gefesselt, hat er dessen natürliche Rechte unbeachtet und unbeschützt gelassen, seine Freiheit nicht anerkannt. Die Existenz des Weibes ganz in die seinige verschlingend, hat er ihr kein besonderes, persönliches Interesse gestattet, ihr keinen unabhängigen Besitz zuerkannt, denn, sagt das Gesetz — ein Gesetz, das Männer gemacht haben — denn der Mann ist des Weibes Haupt, und alles was sie hat, gehört ihm. — Selbst die Frucht ihrer eignen Arbeit kann ihr entrissen werden. Die einzelne Frau und die verheirathete Frau ist gleicherweise das Opfer der Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit — dieser unwandelbaren, allgemeinen Attribute des Rechts des Stärkern. Aber noch ein schrecklicherer Frevel wird begangen gegen alles, was dem Weibe das Theuerste ist; sie kann beraubt werden des Besitzes ihres eigenen Kindes, des Kindes das noch vor einer

Stunde unter ihrem Herzen geborgen war, ein Theil ihres Selbsts, Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein — ihr Kind kann von ihr gerissen werden, während es noch seine Nahrung von ihrer Brust empfängt, während sie noch dem Himmel dankt für all ihre überstandenen Leiden, indem sie zärtlich auf seine Hülflosigkeit schaut.

Zwar sind im Verlauf des moralischen Fortschritts einige schwache Lichtstrahlen hervorgebrochen auf die Nacht dieser Unbilden; und Billigkeit, der gesunde Sinn fortschreitender Civilisation, hat durch ein System von Fictionen dem Gesetze zu trotzen gesucht. Schüchtern die mögliche Ungerechtigkeit früherer Institutionen zugebend, weicht sie zögernd den Consequenzen aus, und wagt nicht das Princip anzutasten. So ist das Schicksal des Weibes nur verwickelter und unsicherer geworden; und Rechte, über welche die Natur der Dinge längst entschieden hat, werden Jahre lang schwebend hingehalten vermöge des Unzusammenhängenden und Widersprechenden der Maschinerie, durch welche sie unterstützt worden sind, bis ein Leben hinausgeschobener Hoffnung sich verzehrt hat, ehe der Fleiß und die Einsicht ihrer Vertheidiger sich der Sache bemächtigen und sie zur Entscheidung reif machen können.

Aber umsonst hat die öffentliche Meinung, die neue Inhaberin der Macht, die Antagonistin der physischen Gewalt, ihre Tribunale für die Beschwerden der Unterdrückten geöffnet! Selbst hier tritt ihr Herr ihr entgegen und beruft sich gegen sie auf das, was er Philosophie und Wissenschaft nennt; und wenn gerade, während diese Zeilen geschrieben werden, eine ärmliche Maaßregel theilweiser und widerstrebender Verbesserung der Gesetzgebung abgedrungen worden, so ist dieser Ausnahmsfall nur eine Gelegenheit geworden zu um so trotzigerer Behauptung des empörenden Princips. Die natürliche Abhängigkeit des weiblichen Geschlechts von seinem Herrn, die angebliche Unfähigkeit zu den höhern intellectuellen Bestrebungen und die vorausgesetzte Untüchtigkeit zur Concentration werden noch immer behauptet; und während man der Frau erlaubt, die Künste zu üben, welche bloß ergötzen und häufig corrumpiren, wird sie geschmäht als ein geschlechtsloses Wesen, als ein lusus naturæ, wenn sie ihren Sinn auf Bestrebungen richtet, welche nützlich werden möchten, und welche unfehlbar den Geist erheben. Indem er sie für den Harem erzieht, aber von ihr die Eigenschaften und Tugenden des Portikus fordert, erwartet der Mann von seiner Odaliske die Festigkeit des Stoikers und verlangt von seiner Sklavin die Uebung der Tugenden, welche dem Herrn Unsterblichkeit verleihen. Er sagt ihr: Dunkelheit sey ihr wahrer Ruhm, Unbedeutenheit ihre Auszeichnung, Unwissenheit ihr Loos, und duldender Gehorsam die Vollendung ihrer Natur; und doch erwartet er von ihr, als tägliche und stündliche Lebensgewohnheit, jene Herrschaft über die Leidenschaften durch die Stärke der Vernunft, jenen Triumph der moralischen Energie über die Sinne und Triebe, jene Erduldung persönlicher Entbehrungen und Selbstverläugnungen, welche bei ihm Eigenschaften seltener Ausnahmen, mühsam errungene Tugenden sind.

Dieß ist das Loos der Frau gewesen unter den edelst organisirten und geistigsten Völkern der Menschheit und in den ihrer moralischen Entwicklung günstigsten Ländern. Bei den niedriger stehenden Racen und unter minder gemäßigten Himmelsstrichen ist sie noch entwürdigter und hülfloser Gegenstand und Opfer brutaler Sinnlichkeit, vergeht ihr Leben in erniedrigender Beschränkung und entwürdigender Unwissenheit, während ihr Tod nicht selten die Folge mörderischer Gewaltthätigkeit oder raffinirter Martern ist.

Aber wie hat nun diese Pariakaste des menschlichen Geschlechts, mißhandelt vom Gesetz, geäfft mit Fictionen und Gegenstand der rohen Gewalt — wie hat das Weib das ihr angewiesene Geschick empfunden, ertragen, wie sich benommen? Hat sie mit zahmer Erhebung das Haupt unter das Joch gebeugt, als wäre ihre Natur dafür geeignet und geschaffen? oder hat sie als Sklavin, Concubine oder Frau gefühlt und protestirt? Hat sie nicht manchmal unter dem corrumpirenden Einfluß der Unterdrückung, jene Eigenschaften ihres Geschlechts, welche bestimmt waren zu einer Ergänzung des intellectuellen Systems der Gattung, zur Unterstützung des Mannes in seinem Krieg mit den Elementen, zu Waffen gegen ihn verwandelt? Ist nicht unter seiner Mißherrschaft ihre rasche Fassungskraft oft zur Schlauheit entartet? Hat sie nicht inne geworden, wie wenig von seiner Gerechtigkeit zu hoffen, die Herrschaft über seine Leidenschaften sich zu gewinnen gewußt? Und hat nicht der Mann, der jedes Recht läugnet, das seiner Oberherrschaft Abbruch zu thun droht, sich dem Zauber gefügt, welcher dieselbe untergräbt; und hat er nicht, wenn er so mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß zuließ, wo er Kenntniß und Einsicht versagte und Rechte verweigerte, eine hinterlistige, unwissende Tyrannei gegründet, die beständig seine eignen Plane durchkreuzt, den besten Interessen der Gesellschaft schadet, und ihr Vorschreiten zur Reform verzögert?

Trotz ihrer falschen Stellung hat das Weib sich hindurchgekämpft durch alle Herabwürdigungen und Rechtsvorenthaltungen, hat die Absichten der Natur zu ihren Gunsten gerechtfertigt, und ihre Ansprüche, an den moralischen Bewegkräften der Welt Theil zu haben, bewiesen. Bei allen Ausbrüchen des Geistes, bei jedem Vordringen auf der großen Bahn der Besserung hat sie ihren Antheil gehabt; und sie ließ sich dabei gebrauchen als Werkzeug, ohne Hoffnung auf Lohn; sie erfüllte getreulich ihren Beruf, ohne Aussicht auf Anerkennung. Sie hat in verschiedenen Zeitaltern ihre geheimen Dienste ihrem Meister und Gebieter geliehen, ohne seinen Triumph, seinen Erfolg mitzugenießen. Ihre Feinheit hat Ansichten Eingang verschafft, welche aufzustellen der Mann sich scheute, und ihre Gewandtheit Gunst für Lehren gewonnen, welche sein Genius zwar gefunden, aber welche zu verbreiten ihm die Kunst fehlte. Priesterin, Prophetin, das Orakel des Dreifußes, die Sibylle der Höhle, das verschleierte Idol des Tempels, die verhüllte Lehrerin der Akademie, die Märtyrerin oder Missionarin einer geistigen Wahrheit, die gewaffnete Verfechterin einer politischen Sache, ist sie gebraucht worden für jeden Zweck, wo der Mann, wenn er seine Gattung nicht durch die Kraft der Wahrheit überzeugen konnte, sie zu einem guten Zweck zu fanatisiren suchte, so oft der Geist durch indirecte Mittel über die Trägheit der Massen triumphirt hat.

Bei allen moralischen Impulsen hat das Weib geholfen und ist beigezogen worden; aber nachdem sie ihre Rolle gespielt und das Ihrige geleistet, ist sie immer wieder in ihre natürliche Dunkelheit, in ihre hergebrachte Unbedeutendheit zurückgeschleudert worden; kein Gesetz gegen sie ist widerrufen, kein Unrecht gut gemacht, kein Recht anerkannt worden. Wenn man ihres nicht zu läugnenden Einflusses mehr wie eines Zufalles denn als einer Hauptsache in den Chroniken der Nationen erwähnte, so machte man ihr einen Vorwurf daraus; ihr Genius, der nicht verhehlt werden konnte, wurde als ein Phänomen behandelt, wenn nicht gar als eine Monstrosität betrachtet.

Aber wo existiren die Zeugnisse von diesen nicht anerkannten Verdiensten, von den nicht widerrufenen Mißhandlungen? Sie finden sich nachlässig zerstreut in Allem was bekannt ist von geschriebener Geschichte der Menschheit, von den ersten bis zu den letzten Blättern. Man kann sie entdecken in den Gewohnheiten des ungezähmten Wilden, in den Traditionen des halbcivilisirten Barbaren, und in jenen Fragmenten des Alterthums, zerstreut durch Epochen ohne Datum — Monumente einer großen moralischen Zerstörung, die, wie die fossilen Reste längst untergegangner und unbekannter Thiergattungen, zur Begründung einer Theorie oder zur Herstellung eines Factums dienen.

Wo immer das Weib lebte, da hinterließ es die Spur der Humanität als Zeichen ihrer Wanderung, gelegentlich mit ausprägend das Siegel ihrer empfindenden Natur und ihrer Leiden jeder Phase der Gesellschaft und in jedem Lande, vom Indus bis zum Pol.

Bescheiden aber furchtlos ihre Sache zu verfechten und ihre Wirksamkeit durch mehr anschauliche als belehrende Züge zu beleuchten, ist der Zweck dieses Buchs."

In diesem Vorwort sind Sätze verschiedener Art zusammengestellt, und so sind auch die folgenden Darstellungen nicht eben geeignet, Einen Grundgedanken zu veranschaulichen und zu erweisen; denn sie handeln bald von wirklicher Unterdrückung und Mißhandlung und von der Ungerechtigkeit, womit Mitwelt oder Nachwelt hervorragende Frauen beurtheilte, bald aber auch von weiblicher Entartung, deren Schuld dann freilich meist wieder auf das männliche Geschlecht zurückgewalzt wird. Allerdings zieht sich aber durch das Ganze der Ton und das Interesse einer warmen Advocatin des weiblichen Geschlechts, der weiblichen Natur, durch, und ohne Zweifel enthalten sowohl die historischen Zusammenstellungen viel Interessantes und Verdienstliches, als auch die Reflexionen und Klagen der Verfasserin viel Beherzigenswerthes. Wir lassen einige Proben folgen. Das zweite Capitel handelt von den Frauen bei den Wilden und bei den halbcivilisirten Stämmen. Die Bewohner von Australien werden geschildert als ein entsetzlicher Stamm: „Der Herr eines Bodens, der geschaffen schien von einer andern Macht, als diejenige, welche die zierliche Gestalt der Antilope bildete und das Auge der Gazelle mit Glanz erfüllte, glich keineswegs jenen göttlichen Geschöpfen, deren kühnes Trachten sie aus Eden verbannte, um ein kaum minder paradiesisches Land mit Geschlechtern von engelhafter Gestalt und herrlichem Geist zu bevölkern; er schien von einer andern Schöpfung, ein anderes Wesen als ein Mensch zu seyn. In seinem körperlichen Wesen war er ganz Mißgestalt und Häßlichkeit; in seinem intellektuellen Wesen ganz Stumpfsinn und Gefühllosigkeit . . . Die menschliche Natur konnte nicht tiefer sinken; und doch hatte dieß unvollständige und übelgeschaffene Geschöpf, dieß unausgewachte, unideale Wesen Eine lebhafte moralische Ueberzeugung: die von seiner Ueberlegenheit gegenüber dem weiblichen Theile seiner Gattung! Er glaubte, das Weib sey von anderm Wesen als er, und er dessen geborner Herr! sie seine Sklavin nach dem göttlichen Recht des Stärkern. Er bezeichnete sie in der Stunde ihrer Geburt als seine Sklavin, indem er ihr die Gelenke der Vorderfinger brach; er erneute den Vertrag seiner Oberhoheit in ihrer frühsten Jugend, indem er ihr die Vorderzähne einschlug, und wenn er diese Leibeigne zum Gegenstand seiner Leidenschaften erkor, legte er seine Neigung dadurch an den Tag, daß er ihr ins Gesicht spie und sie in seine Höhle schleppte. „Und doch," erzählt ein neuerer Reisender, „ist bei den Weibern von Neuholland jenes weibliche Zartgefühl, das sich bei weißen Völkern findet, auf den bräunlichen Wangen zu erkennen; und obgleich man die Weiber wie die Männer in den Straßen von Sydney und Paramatta beinahe so wenig mit Hüllen von der Hand der Sittsamkeit ausgestattet sieht, als die erste Mutter im Paradiese, hat doch ihr wilder Zustand noch nicht allen Instinct des moralischen Gefühls ausgelöscht, denn sie erröthen." So haben also diese Opfer der Gewaltthätigkeit ein moralisches Gefühl; sie haben auch, wie alle Schriftsteller, die von ihnen erzählen, versichern, eine zärtliche Hingebung, den charakteristischen Zug ihres Geschlechts unter allen Racen; und bei all ihren Leiden und Mißhandlungen sind sie die Trägerinnen und Bewahrerinnen des bißchen Tugend, das ihre Gattung von den Thieren des Feldes unterscheidet. Dieß ist das Verhältniß der Geschlechter bei den zuletzt entdeckten Exemplaren der Menschheit, bei der noch nicht classificirten Race einer unbekannten Schöpfung, das Verhältniß des „Weibs und ihres Herrn" in den südlichen Himmelsstrichen."

Dann geht die Verf. über zu den rothen Menschen Amerika's: „Die kurze und blutige Geschichte des rothen Mannes der nördlichen Hemisphäre, des Vernichters und des Vernichteten, ist bald erzählt. Aber auch er, so wild er ist, hat in sich, so scheint es, das Bewußtseyn eines göttlichen Gesetzes, das ihn ermächtigt, eine despotische Oberherrschaft über die weibliche Hälfte seiner Gattung anzunehmen. Im Müßiggang schweigend, wenn er nicht im Blute schweigt, überläßt er dem Weib, seiner Sklavin, alle Arbeit, Umsicht und Vorsorge, welche erforderlich sind für die Bedürfnisse seines wilden Lebens; und liegt sich sonnend da vor seinen stolzen Fasanenbüschen, oder beschattet von seinem breiten Büffelschild, während sein Weib die Mühen eines Lastthiers auf sich nimmt, im Bewußtseyn ihrer Ohnmacht, der Gewaltthätigkeit und Tyrannei ihres Herrn zu widerstehen. Und doch wird die duldende Sklavin des rothen Mannes im Norden, wie die Sklavin des dunkeln Australiens, von

allen Schriftstellern, und neuestens wieder von einem der ausgezeichnetsten (Chappell) als ein in hohem Grad mit moralischem Gefühl begabtes Geschöpf geschildert. Sie zeichnet den Tapfern aus vor dem Feigen, und liebt und ahmt nach die einzige Tugend welche ihren Herrn ziert, denn sie ist eine Bewunderin des Ruhms, und hat eine rohe Ahnung von geschichtlicher Größe. Sie hat auch moralischen Muth, der sie bei den härtesten Prüfungen aufrecht erhält. Sie ist beseelt von tiefer, hingebungsvoller Zärtlichkeit für das Kind an ihrer Brust; sie zeigt bei seiner Erziehung und Pflege eine Umsicht, eine Vorsorge, eine Selbstverläugnung, die man häufig bei Müttern gesitteter Staaten vermißt." — „Der Neger, mit seiner niedrigen, schmalen Stirne, dem charakteristischen Zug geistiger Armuth und Unentwickeltheit, mit der brutalen Sinnlichkeit des Wilden und mit den niedrigsten Lastern der Civilisation, fühlt sich eben so zufrieden und stolz im Gefühl seiner Ueberlegenheit gegen das Weib, wie der Amerikaner oder Siberier. Aber der Afrikaner, wie der Siberier, fühlt, während er unterdrückt, doch auch Furcht, und bei seiner Furcht glaubt er das Weib zu verachten. Kaum theilt er mit ihr seine Hütte und nie seinen Tisch. Selbst das gemeinsame Unglück westindischer Sklaverei hebt diese Absonderung nicht auf; denn auf den Zuckerinseln wie in ihrer afrikanischen Heimath reicht die Negerin auf den Knieen den Tabak und den Trank dar, welche ihr Fleiß und ihre Einsicht für den indolenten Ehemann bereitet haben. Der Neger als Herr in seiner Heimath jagt und fischt, macht und bessert aus die Hütte, bereitet seine Waffen und verfertigt manchmal Kleider und Werkzeuge für seine Familie. Aber den größten Theil seiner Zeit bringt er in Müßigang und mit Rauchen zu, während er dem Weibe all die Mühen und Arbeiten des Ackerbaues und der Haushaltung anweist. Die geduldige fleißige Negerin pflügt und säet und erntet (oft mit einem Kind auf dem Rücken und einem zweiten an der Brust), sammelt und webt die Baumwolle und macht den Mais und Tabak zurecht. Selbst die Frauen der barbarischen Häuptlinge und Könige sind nicht immer von diesen Arbeiten ausgenommen; und wenn die Zeit ihre Kräfte erschöpft, oder die Uebersättigung sie verschmäht, werden sie auf dem europäischen Sklavenmarkt verkauft, oder durch gesteigerte Brutalität und Mißhandlung in ein frühes Grab gestürzt. Bei all diesen Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten wird doch der moralische Einfluß des Weibes immer empfunden und gefürchtet; denn der Neger wie auch der Mongole und der Amerikaner hegt eine eifersüchtige Scheue und Angst vor dem andern Geschlecht, die er sich nicht zu erklären sucht; eine ängstliche Ahnung von Kräften, welche zu überwältigen oder welchen zu widerstehen nicht im Bereich seiner physischen Stärke liegt. Für den Neger ist der Geist, oder vielmehr der Charakter und das Temperament des Weibes ein furchtbares Geheimniß; und durch ein furchtbares Geheimniß suchen sie sich auch dagegen zu schützen. Zu diesem Behuf schließen die Männer einen schrecklichen geheimen Bund der Rache und bilden ein Tribunal, nicht unwerth des argwöhnischen Despotismus einer civilisirteren, obwohl kaum verdorbenern Gesellschaft. Sie haben eine Geheimsprache erfunden, welche kennen zu lernen für das andere Geschlecht tödtlich ist, und die dazu benützt wird, die beabsichtigte Rache zu verhehlen, welche sonst vom weiblichen Scharfblick könnte entdeckt und vereitelt werden."

(Fortsetzung folgt.)

Die Fregatte la Sérieuse oder die Klage des Capitäns.

(Schluß.)

8.

Schnell zu segeln — zum Beneiden
Ist es! — sehn der Wimpel fliehn
Fern von Küsten, die wir meiden,
Eine edle Furche ziehn!
Besser sieht man auf dem Meere
Das Gesicht der Welt, das kehre,
Das sie neigt, als ob sie kehre
Zornig ab sich von der Schmach,
Die der Mensch ihr zugefüget,
Der das Element besieget
Und die wilde Fluth durchpflüget
Hat mit Kiel und Ruderschlag.

9.

Durch die traurig kalten Wellen —
Welch Vergnügen, welcher Stolz! —
Die sich dräuend aufrecht stellen,
Gehn auf einem Boot von Holz!
In der Nacht, der sternbedeckten,
Flattern Tausend von Insecten
Mit den prächt'gen, buntgefleckten
Schwingen auf der feuchten Bahn;
Und sie scherzen, und sie necken
Sich, bis matt die Flügeldecken
Ein sie ziehn, an allen Ecken
Setzend sich auf Mast und Raa'n.

10.

Und die Sérieuse vor Allen
War so schön und schmuck genug,
Daß die See an ihr Gefallen
Fand und sie mit Liebe trug;
Wie ein alter Leu sich leget,
Wedelnd seinen Schweif beweget
Und dran, nie zum Zorn erreget,
Seine Jungen spielen läßt;
Wie auf ihrem Haupt mit Neigen
Eine Frau hält unter Schweigen
Ihre Wieg' aus Weidenzweigen,
Drin ein Knäbchen schlummert fest.

11.

Auf dem hohen Deck spazierte
Täglich ich, verließ sie nie,
Die als Capitön ich führte,
Wie ein Kind so liebt' ich sie,
Wär' vielleicht den eignen Kindern
Zugethan mit einer mindern
Liebe — kann das Herz man hindern?
Ich — ein ächter Seemann, der
Nicht 'mal weiß wo er geboren,
Der sich früh die See erkoren
Hat zur Heimath, der verloren
Ist, wenn man ihn trennt vom Meer.

12.

Auf mein Quarterdeck hin tret' ich,
Wie zum Thron, ein König hier;
Zur Sanct Barbara fromm bet' ich,
Scepter ist mein Tubus mir.
Meine Kron' ist die Gewarde,
Offiziere meine Garde,
Der Franzose, Spanier, Horde —
Wer mir als Matrose dient —
Sind mein Volk, das ohne Zagen
Sich in jeden Sturm wird wagen,
Ohne daß sich wer zu fragen:
Warum ich es will? erkühnt.

13.

Sehet! die Familie hatte
Ich um mich zu meiner Zeit,
Und mein Kind war die Fregatte,
Sprach ich: geh! — sie war bereit,
Schloß dahin mit ihrem schlanken
Leib, den wohlgefügten Planken,
Wie ein Roß durch seine Schranken;
Und man hat mir jüngst erzählt,
('S war an der sicil'schen Küste.)
Es sey doch, als wenn sie wüßte,
Wessen Wort sie folgen müßte,
Sie sey traurig, hätt' ich gefehlt.

14.

Für bereit sollt' man sie halten!
Und auch ganz Aegypten nahm
Mit der Segel weißen Falten
Sie für einen Geist, der kam
Von den Schiffen der Franzosen,
Als die rüstigen Matrosen,
Trotzend kühn der Brandung Tosen
Fuhren um des Thurmes Rund.

Wie sie ließ die Anker fallen,
Hörte man der Hurrahs Schallen
In dem Hafen wiederhallen,
Der Abou-Mandour*) genannt.

Die Ruhe.

15.

War't ihr von Ungefähr, wie ich, einmal gelandet,
Vielleicht, daß ihr dann auch 'nen stillen Landsee fandet,
In Büschen tief versteckt, drauf schimmernd sich ein Schwan
Läßt treiben, von dem Wind umspielt auf feuchter Bahn.
Er biegt sein stolzes Haupt, es lässig rückwärts biegend
In des Gefieders Schnee, still in der Sonne liegend;
An seiner vollen Brust zertheilen sich die Wellen
So wie an einem Riff, denn wirbelnd sie zerschellen;
Der lose Wind entführt oft seiner Federn Flaum,
Die ihn umfliegen, und sich mischen mit dem Schaum;
Als Fächer dient die ein', als Pfühl die andre Schwinge;
Er schläft; sein breiter Fuß ist Ruder; weite Ringe
Entstehen auf der Fluth, sonst still und regungslos,
Indeß sich um ihn wölbt ein weiches Bett von Moos,
Von faulen Blättern, die im Schilfe hängen blieben,
Und die in seine Näh' geheime Wirbel trieben.

Der Kampf.

16.

So lag bei Abukir vor Anker die Fregatte,
Sie war voran; nicht fern der andern Schiffe Schaar.
Weit sah man, wie den Rumpf die See, die stille, glatte
Abspiegelte so klar.

Es standen blank geputzt die Stücke an den Plätzen,
Man war in Sicherheit, die Segel eingerefft,
Glich fast das Tackelwerk weitmasch'gen Fischernetzen.
Für jetzt gab's kein Geschäft.

Wir waren Seeleut' all, denn die Soldaten schieden,
Die schwanken Schritte am Bord kaum konnten gehn allein,
Sie waren auf dem Land und nahmen Pyramiden
Auf Elephanten ein.

Der Tag war schön. Das Meer, an dessen Strande bunte
Gesteine flimmerten, glich einem Blumenflor.
Die Sonne schien auf dich, gleich einer blut'gen Lunte,
Fünfzehnter Thermidor!

Die Sérieuse erbebt' in ihrer kleinsten Planke.
Wenn sich ein Kampf erhob, so klang sie stets so hohl,
Ich konnte es recht gut und sprach zu ihr: ich danke,
Mein Kind, ich hör' es wohl!

---

*) Der Thurm der Araber bei Alexandrien.

Das beste Fernrohr, das ich damals hatte, wählt' ich,
Hielt's auf den Horizont, den fest ins Aug ich nahm. —
Sieh da; eins — zwei — drei — vier — ha! vierzehn Schiffe zählt' ich,
Kurz, Nelson war's der kam.

Er rannte gegen uns, mit halbem Wind laviernd;
Die Sérieuse, die ruhig vor Anker lag,
Empfing den ersten Choc, sich nicht vom Flecke rührend,
So wie ein Fels den Bach.

Sie segelten vorbei, ihr eine Lage gebend,
Und vierzehnmale stolz lößt sie auch jedes Stück,
Die andern zogen ab, die weißen Segel hebend,
Doch blieben drei zurück.

Drei Hochbordschiffe woll'n bekämpfen die Fregatte?
Ist das noch Seemannskunst? Thut das ein Admiral?
Kein Schmuggler, kein Pirat, ja wahrlich nie Landratte
Machte den Streich nicht mal!

Was thut's? Sie fuhr empor, aus ihrer Ruh' entsetzet,
Sie wandte dreimal sich und lößte jedes Stück,
Vergalt jedweden Schuß, der ihren Rumpf zersetzet —
Es war nur Dampf und Blitz.

Die Masten stürzten jäh durch ihrer Kugeln Stöhr,
Die Pulver, Theer und Blut weit in die Luft geschnellt —
So stürzt die Eiche stolz in einer Waldesblöße,
Von scharfer Axt gefällt.

Ein dichter Pulverdampf, worin die Flamme züngelt,
Umgab sie, doch verbrannt, zerstückt der schlanke Rumpf,
Wand sich rund herum, wie sich die Schlange ringelt
Um eines Baumes Stumpf.

In diesem dicken Qualm erlosch der Sonne Glühen;
Es ward der ganze Tag in wildem Kampf verbracht,
Und als es Abend ward, sah vor des Feuers Sprühen
Man nicht nicht einmal die Nacht.

Wir waren gleichsam im Gewitter eingeschlossen,
Die Kugeln flogen rings von beiden Seiten dicht,
Es ward auf's Ungefähr durch dicken Dampf geschossen,
Das Meer erglänzte licht.

Doch als der Tag erschien, sah Jeder, was geschehen,
Die Schiffe alle drei entmastet und so schwach,
Daß sie kaum folgten noch des Steuerruders Drehen,
Doch die Fregatte, ach!

Sie schien nicht meinem Wort gehorchen mehr zu können,
Sie war verstimmelt ganz, sie schwankte hin und her;
Wer könnte sie noch mast- und steuerlos erkennen,
Die Zier von jedem Meer!

Der Raum war schon gefüllt, der Rumpf war voller Lecke,
Sie sank langsam, es drang die Fluth in jedes Loch;
Mit mir, dem Capitän, zählt' ich auf dem Verdecke
Nur zwölf Matrosen noch.

Ich schickte sie vom Schiff in eins der großen Boote,
Und hieß sie rudern fort aus dieser Wirbel Drehn,
Ich legte mich dann selbst, ließ über mir die rothe
Kriegsflagge lustig wehn.

Da sah ich, wie umsonst die englischen Matrosen
Sich nähern wollten auf des Capitäns Gebot,
Die Schiffe schwankten in der Wellen wildem Tosen,
Besiegt durch unsern Tod!

Die Sérieuse schien im Todeskampf zu schweben,
Das Wasser rauschte laut in ihrem weiten Rumpf.
Und da sie jetzo sah zu Ende gehn ihr Leben,
So seufzte sie noch dumpf.

Ich fühlte, wie mir heiß herab die Thränen rannen,
Das war ein Wunder, und ich hemmte sie geschwind:
Wir thaten unsre Pflicht, sprach ich zu ihr, von dannen
Ziehn wir, leb' wohl mein Kind.

Sie sank; das Flaggentuch erst, und hinterdrein der Spiegel,
Mein Wimpel fiel mit mir hinab ins tiefe Meer;
Dann ging sie unter, dreh'nd sich wie ein Mühlenflügel —
Die See floß drüber her.

17.

Weh' zwei englische Matrosen
Retteten mich, wie man spricht —
Jetzt seht ihr mich Heimathlosen
Hier auf dem Ponton; — 's ist nicht
Besser wie das Land, doch hören
Wir doch hier den Seewind wehn;
Ihr war't auch auf vielen Meeren;
Wir erzählen, was geschehn
Uns vor Zeiten, rauchen und
Blicken in des Meeres Grund.
Ihr gebt Acht, wenn ich euch hatte
Dann erzählt und freudig rief:
— Wie so schön war die Fregatte,
Wenn sie unterm Winde lief!

F. W. Dralle.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 124.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

29 October 1840.

Der englische didaktische Dichter Cowper und sein Hauptwerk „die Aufgabe" (the task).

Die englische Literatur hat sich erst im Anfange dieses Jahrhunderts wiedergehoben und durch Moore, Southey, Coleridge, Wordsworth, Wilson und mehrere andre, besonders aber durch Byron und die Novellisten, namentlich W. Scott und Lady Morgan, Bulwer u. s. w., und die Amerikaner Cooper und Irving, einen europäischen Ruf erworben, scheint aber jetzt abermals herabzusinken. Die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts ist dagegen arm und fast nur durch zwei Dichter ausgezeichnet, von denen der eine, der Schotte Burns, in den letzten Jahren durch Ausgaben und ganz neulich durch Uebersetzungen in Deutschland bekannter geworden, der zweite aber gänzlich vergessen ist, wenn man überhaupt jemals bei uns nähere Kenntniß von ihm genommen hat. Und doch verdient er nicht minder als jener beachtet zu werden, obgleich beide Dichter wenig Aehnlichkeit haben, indem Burns durchaus ein Lyriker, Cowper (aus Beckhamstead in Hertford, geboren 1731, gestorben 1801) ein Didaktiker ist. Das Conversationslexikon charakterisirte ihn als denjenigen, der zuerst „entschieden die Fesseln der französischen Kritik und der erkünstelten Verfeinerung abwarf, und die vermeinten Erfordernisse poetischer Sprache, überlieferten Bilderschmuck und herkömmliche Redeweisen verschmähend, wieder mit der Kraft und Freiheit, welche zu den Eigenheiten der altenglischen Dichterschule gehört hatten, und aus vollem Herzen sang, weßhalb denn auch seine Dichtungen von den kräftigeren und gebildeteren Weisen späterer Sänger nicht verdrängt worden sind." Dieß Urtheil ist gewiß richtig; und der Grund, warum er doch selbst in England weniger genannt und gelesen wird, liegt theils wohl darin, daß man immer geneigt ist, das Neueste vorzuziehen, nach Homers Ausspruch:

> Hören die Sterblichen doch den Gesang vor allen am liebsten,
> Welchen der Horchenden Ohr bisher noch nimmer vernahmen —

theils aber auch und vorzüglich in der Gattung der Dichtkunst, worin Cowper dichtete. Gilt doch die didaktische Poesie noch immer vielen Aesthetikern für eine Afterpoesie, und muß ihr vom Lehren hergenommener Name allerdings auch Zweifel und Abneigung gegen sie einflößen, wiewohl sie keineswegs lehren soll, sondern nur den Begriff, den Gedanken, oder, wenn man will, den Lehrstoff zum Gegenstande der Poesie nimmt. Daß dieß große Schwierigkeiten verursache, ist nicht zu läugnen, und schon daraus abzunehmen, daß die meisten didaktischen Gedichte, besonders die zahlreichen deutschen des vorigen Jahrhunderts, verunglückt sind, dagegen gerade die Engländer schon früher manches Gute darin geleistet, und insbesondre niedre Stoffe dieser Art, z. B. Dyer die Schafschur, glücklich bearbeitet haben. Zu diesen glücklichen poetischen Didaktikern darf man Cowper mit vollem Recht zählen. Er ist vorzugsweise Didaktiker, denn seine lyrischen Gedichte machen bei weitem den kleineren und unwichtigeren Theil seiner Sammlung aus, die zuletzt 1828 de Fleischer in Leipzig in Einem Bande erschienen ist, den größern die didaktischen, namentlich Tischgespräch, Fortschritt des Irrthums, Wahrheit, Hader (expostulation), Hoffnung, Menschenliebe, Unterhaltung, Zurückgezogenheit, die Aufgabe, Tirocinium. Unter diesen ist die Aufgabe (the task) das längste und vielleicht das beste, gewissermaßen ein Gelegenheitsgedicht, wenigstens gibt der Verfasser folgenden prosaischen Vorbericht darüber: „Die Geschichte des folgenden Erzeugnisses ist kürzlich diese: eine Freundin von reimlosen Versen bat den Verfasser um ein Gedicht dieser Art und gab ihm das Sofa zum Gegenstand. Er gehorchte, und da es ihm nicht an Muße fehlte, verband er einen andern Gegenstand damit, und den Gedankengang verfolgend, zu welchem Lage und Gemüthsrichtung ihn antrieb, brachte er zuletzt statt der zuerst beabsichtigten Kleinigkeit ein ernstes Werk hervor — einen Band." Er vertheidigt sich dann noch gegen den Verdacht bei seinen Herzensergießungen besondere Personen im Auge gehabt zu haben, zumal da wo er über die jetzige Erziehung sich verbreitet, und schließt mit der Erklärung, daß sich sein Kampf ge-

gen das Uebel im Allgemeinen, und nicht gegen irgend eine einzelne Aeußerung desselben richte.

Das Gedicht besteht aus sechs Büchern, jedes mit besonderer Ueberschrift, das Sofa, der Zeitmesser (time-piece), der Garten, der Winterabend, der Morgenspaziergang im Winter und der Mittagsspaziergang im Winter, zusammen aus etwa 5 — 6000 Versen. Hievon will ich denn nähere Nachricht geben, indem ich der Entwicklung des Gedankenganges längere und kürzere übersetzte Stellen einmische, und gleich mit den ersten hundert Versen den Anfang mache.

Das Sofa sing' ich, der ich jüngst die Wahrheit,
Hoffnung und Menschenliebe sang, voll Ehrfurcht
Die heil'ge Harfe schlug, und kaum vor Beben
Der Finger den zu kühnen Flug bestand;
Ich suche Ruhe nun bei niederem Werk,
Zu niederem fast, doch die Veranlassung
Ist hoch und hehr — Wink einer holden Frau.

Einst gab's nicht Kleidung, schöne nicht, noch nütze,
Nur daß der Urahn sich den Leib bemalte,
Nicht schwarzes Unterkleid, nicht glatten Atlaß,
Nicht weichen Sammt, nicht Plüsch mit zottigem Haare.
Der tapfre Häuptling ruhte seine müde Kraft
Auf schroffem meergewaschnem Felsen, oder
Auf tiefgem Ufer, das des Winters laute
Windsbraut gehäuft, nichts Arges sich versehend.
Die wilden Zeiten sind vorbei; geboren
Ward die Erfindung, schwach erst, im Entwurf
Geschmacklos, und in Planausführung plump.
Man machte Schemel; auf drei Beinen hoben
Sie sich empor, drei Beine hielten fest
Ein rundes Brett, rund oder viereckt auch.
Auf solchem Schemel saß Alfred der Große,
Das Scepter seiner jungen Reiche schwingend;
Dergleichen hat man noch in alten Hallen
Und staub'gen Buden; aber tief durchlöchert,
Zerbohrt sieht man das feste Holz der Eiche,
Und von gefräß'gen Würmern ganz zernagt.

Drauf beseelte ein feineres Geschlecht
Die erste Einfachheit, schuf vier der Beine,
Gab ihnen kommne, schlängliche Gestalt,
Und breitet' über den gefütterten
Sitz einen grünen, blauen, gelben, rothen
Prächtigen, reich mit Webereien und
Mit Stickereien verzierten Ueberzug.
Da sah man üppige Päonien
Und Rosen sammt dem Schäfer und der Schäfrin,
Schooßhund und Lamm mit schwarzen, grellen Augen,
Und Papagein, im Schnabel Zwillingskirschen.

(Fortsetzung folgt.)

Zustand und Beruf der Frauen.

(Fortsetzung.)

Nicht tröstlicher schildert Lady Morgan das Loos der Frauen des Orients in frühern wie in neuern Zeiten; überhaupt ist ja im Morgenland so Vieles stationär geblieben.

„Die Stellung der Frauen im wilden Leben, so elend sie immer seyn mag, ist doch noch minder empörend und entwürdigend als die der Frauen in den unermeßlichen Reichen des Ostens, welche sich eines hohen Alterthums rühmen und wo das Licht der Halbcivilisation wenigstens einen kleinen Theil der Gattung mit den üppigen Genüssen des Reichthums umgeben, und etwas einer socialen Organisation Aehnliches hervorgebracht hat. So weit einzelne geschichtliche Kunde reicht, sehen wir physischen Druck von andrer Art und Ursache die Knechtschaft des Weibes bestimmen, und sie unter einer wo möglich noch empörenderen Sklaverei als bei den einfachen Wilden zermalmen. Die allzufrühe Entwicklung der weiblichen Organisation, welche in einigen Ländern des Orients die Zeit der Kindheit mit der des Mutterwerdens zusammenfallen läßt und die vollständige Ausbildung der höhern Organe hemmt, während die Gefühle und Leidenschaften schon gereift sind, kann als der Entstehungsgrund der Polygamie bezeichnet werden — dieses Instituts, das am meisten den Fortschritt der Gesellschaft gehemmt hat, wo immer es dauernd eingeführt wurde.

Es ist etwas Entsetzliches, Herzzerreißendes, den Vorhang aufzuheben, welcher „vor dem Allerheiligsten der Frauen" hängt in jenem ganzen großen Continent Asiens, und einen Blick zu werfen in das häusliche Leben jener eitelu Völker, die sich den Vorrang in der Schöpfung zuschreiben und ihre Macht und Staatseinrichtung von Zeitaltern her datiren, in welche keine geschichtliche Erinnerung reicht. In diesen Staaten kann man die anschaulichsten Darstellungen von der Tyrannei des Mannes und von der Entwürdigung des Weibes finden. Hier befinden sich die Geschlechter in ihrem gegenseitigen Verhältniß noch auf dem Punkt, auf den die frühesten Bedürfnisse der Gattung sie im Anfang gestellt, und verewigen durch ihre falsche Stellung die barbarischen Elemente der frühesten Gesellschaftsstufe. Die Sünde der Polygamie, noch nicht getilgt und versühnt im Morgenland, macht die Quellen der menschlichen Empfindung vertrocknen, und zerstört jeden bessern Impuls des Gefühls; sie vernichtet selbst die Hoffnung auf politische Freiheit und macht den weisesten gesetzgebenden Reformator im besten Fall nur zu einem glücklichen Zufall, wenn nicht zu einer Anomalie und einem Mißklang.

Bei den modernen Hindus wird zum Theil das Weib noch als die Sklavin des gräßlichsten Aberglaubens, als das Opfer der selbstsüchtigsten Einrichtungen, welche der Mann ersonnen, aufgezogen. Die Untreue des schwachen Geschöpfs gegen seinen Herrn wird mit Lebendigbegraben bestraft; ihre Treue und Standhaftigkeit durch einen Platz auf seinem Leichenholzstoß belohnt; ihr Leben und Tod sind gleicherweise eine Gewaltthat gegen die Natur, ein Hohn gegen die Gesellschaft, und ein schmerzliches Zeugniß von der Unfähigkeit gewisser Racen zum Fortschritt, zur Besserung.

Im perſiſchen Harem, im türkiſchen Serail iſt die Geſchichte der Opfer, die den Altären der männlichen Sinnlichkeit und Grauſamkeit dargebracht werden, eben ſo kurz als bitter: Unwiſſenheit, Verdorbenheit, Einſperrung; die Kinder ermordet, die Mütter wahnſinnig; für die Untreuen der Sack, die Bogenſehne, der Thurm; für die Treuen Ueberdruß, Vernachläſſigung und früher Tod. Und für dieß Leben voll Leiden, Entbehrungen und Quälereien — was iſt der Erſatz? ein Spielzeug, eine Blume, Leckereien, und vor Allem ein Lächeln von dem Munde, welcher der Geliebteſten den Tod, der Schönſten und Glänzendſten Beraubung des Augenlichts ankündigen kann!"

Sofort wird das nicht reizendere Loos der Frauen in China geſchildert, und von der Sage, daß daſelbſt einmal die Weiber eine Verſchwörung angezettelt, um ſich die Oberherrſchaft zuzueignen, nimmt die Verfaſſerin Anlaß zu folgender Betrachtung:

„Als wirkliches Factum oder als mythologiſche Fabel ſcheint die Vorſtellung von einem Verſuch der Weiber, ſich durch Anwendung ihrer Geiſteskräfte und ihrer einſchmeichelnden, gewinnenden Künſte der Knechtſchaft zu entziehen und eine ihnen verſagte Herrſchaft auf überlegenen Verſtand und Einſicht zu gründen, im ganzen Orient von den frühſten Zeiten an geherrſcht zu haben; und dieß ſchließt in ſich die Anerkennung der dem Geſchlecht zugefügten Leiden, ſo wie der demſelben inwohnenden Talente und Kräfte, welchen nur durch ſo rohe und brutale Maaßregeln, wie die in der Regel gegen ſie ergriffenen, das Gegengewicht gehalten werden konnte. Daß eine ſolche allgemeine Vereinigung der Weiber gegen die Männer wirklich ſtatt hatte, iſt mehr als problematiſch; aber abgeſehen von dieſer Hypotheſe, iſt gewiß, daß die früheſte Geſchichte des Orients, die heroiſche genannt, die Erinnerung glänzender und merkwürdiger Beiſpiele von der geiſtigen Ueberlegenheit des Weibes zurückgelaſſen hat — Beiſpiele, wie Frauen das Schickſal von Reichen beſtimmt, den Gang der Civiliſation gefördert, und mehr als genug geleiſtet haben, um Eiferſucht und Widerſpruch gegen das in dieſer Annahme Enthaltene hervorzurufen. In Allem was bekannt iſt von Aſſyrien, dem älteſten Reich der Welt, legt jedes noch vorhandene, materielle oder geiſtige Urkundenbruchſtück Zeugniß ab zu Gunſten eines Geſchlechts, welchem dieß Land der Wunder die Unſterblichkeit ſeiner Größe verdankt. Der Name Semiramis hat bewahrt die Erinnerung (welche Sardanapal und Cyrus unter den Trümmern Babylons nicht begraben und zerſtören konnten), die Erinnerung an die gewaltigſte Vereinigung von Reichthum, Macht, Kunſt und Pracht, welche die Welt bis dahin geſehen, oder wovon ſie ſeither eine Vorſtellung gehabt. Denn die größten Hauptſtädte der mächtigſten und ausgebildetſten modernen Staaten, von denen man annimmt, daß ſie den höchſten Gipfel der Civiliſation erreicht, haben nur Ein Epitheton zur Bezeichnung ihrer hervorragenden Größe: und Rom und London ſind beide (als Lob oder Vorwurf) das Babylon ihrer ſtolzeſten Zeiten genannt worden. Babylon, mit ſeinen hundert Thoren und Thürmen, ward von einer Frau gegründet von niedriger Herkunft, verlaſſen und dürftig in ihrer Jugend, welche allein durch ihr Genie zur höchſten Macht gelangte; und obgleich nicht alles buchſtäblich wahr ſeyn mag, was man von ihr erzählt, ſo iſt doch kein Raum für den Zweifel daran, daß eine ſolche Frau in Aſſyrien lebte und herrſchte, daß ſie deſſen Hauptſtadt gründete, durch ihre Werke und Talente Einfluß auf ihre Zeit übte, daß ſie Städte baute, Waſſerleitungen führte, Straßen herſtellte, große Heere perſönlich befehligte, und als Eroberin und Geſetzgeberin zu den früheſten Beförderern aſiatiſcher Civiliſation gehörte. Ihr Uebergang über den Indus, ihre Eroberungen an deſſen Küſten, die glänzenden Triumphe die ſie im Feld erfocht, die ſchlaue Weisheit mit der ſie Verſchwörungen im Innern entgegen trat, und die kühne Zuverſicht mit der ſie auf die Entſcheidungen der Nachwelt vertraute, ſind unabläugbare Facta. Sie gewannen ihr die Vorliebe des größten Charakters und Eroberers, des uns näher liegenden Alterthums; aber Alexander, welcher Semiramis zu ſeinem Vorbild nahm, verſuchte es umſonſt, ihre prächtige Stadt nach ihren Planen und Abſichten wiederherzuſtellen. Die Nachwelt hat in edler Weiſe dem Vertrauen der Semiramis zu ihrem Ausſpruch entſprochen: nach Verfluß von dreitauſend Jahren iſt ihr Leben und Charakter Quelle und Gegenſtand der Inſpiration eines hohen Genius geworden. Aber Semiramis hat auch gebüßt für die Ueberlegenheit ihres Geſchlechts und iſt der Gegenſtand verleumderiſcher Pedanterie während vieler Jahrhunderte geworden."

Artemiſia, Caſſandra, Mandane werden ſofort genannt, ferner die verſchiedenen Cleopatra's: „durch die ganze fragmentariſche Geſchichte der am früheſten bevölkerten Länder der Erde zieht ſich in myſtiſcher Dämmerung das eine große Dogma hindurch, daß in einer gewiſſen Periode der dunkeln Vergangenheit die geiſtige Natur des Weibes mit der phyſiſchen Ueberlegenheit des Mannes rang! (ein ungleicher Kampf, und immer am ungleichſten da, wo brutale Gewalt am mächtigſten, die Unwiſſenheit am dichteſten!) daß ihre Leiden ſchmerzlich und ihre Anſprüche oder ihr Ungehorſam für ihr Glück und ihre Freiheit verderblich waren."

Im Gegenſatz gegen die profane Geſchichte wird auch an die heilige Geſchichte erinnert: „dieſe Urkunde, indem ſie die Geſchichte einer einzelnen Familie gibt (eine Geſchichte die in ihrem Einfluß auf die Meinungen und Intereſſen der Gattung die auffallendſte und wunderbarſte iſt, die man kennt), ſöhnt aus mit dem ſo ſchrecklich geſtraften Fehltritt des erſten erſchaffenen Weibes, dadurch, daß ſie ihrem Geſchlecht die große geiſtliche Sendung beilegt, welche dem Weibe eine ſo erhabene Rolle in der Erlöſung der Menſchheit verleiht." In der Geneſis findet die Verfaſſerin Andeutungen, daß das Weib von höherer geiſtiger Natur ſey; dieß ſoll unter Anderm auch daraus erhellen, daß ſich die verſuchende Schlange im Paradieſe vorzugsweiſe an ſie, nicht an den Mann wandte, „weil ſie *ſchwerer* zu bereden ſeyn mochte;" womit der Schlange gewiß eine ſehr ritterliche, den leichten Sieg verſchmähende Geſinnung zugeſchrieben wird!

Lady Morgan beſpricht dann ausführlich die Frauen der Juden von den früheſten patriarchialiſchen Zeiten an bis zur griechiſchen und römiſchen Herrſchaft. Sie macht bemerklich, daß

dieselben in der Familie in einer Art Knechtschaft lebten, daß die Väter, Gatten und Brüder über sie geboten und schalteten, daß ihnen aber doch auch eine gewisse Würde und Heiligkeit inwohnte, daß sie Organe der Inspiration wurden und so einen großen Einfluß behaupteten. Indeß gelingt es der Verfasserin unseres Bedünkens doch nicht ganz, die Berichte und Erzählungen von jüdischen Frauen, und überhaupt den Inhalt ihres Buchs, unter Einen gemeinschaftlichen Gesichtspunkt zu bringen, und ihr Werk wäre ohne Zweifel dankenswerther, wenn sie sich ganz unbefangen darauf beschränkt hätte, eine Geschichte des Zustands der Frauen in verschiedenen Ländern und bei verschiednen Völkern, nebst Schilderungen einzelner merkwürdiger Persönlichkeiten, zu schreiben, die Ziehung der Resultate aber dem Leser überlassen hätte, statt einige Sätze an die Spitze zu stellen, unter deren Einfluß und zu deren Bestätigung nun das Buch geschrieben scheint. Vielleicht fühlte sie dieß selbst, wenn sie in einer Anmerkung am Schluß sagt: „Die Verfasserin trägt, wenn sie als Anwaltin für die Sache der Frauen auftritt, kein Verlangen das Siegel abzureißen vom Bande der Natur und beide Geschlechter zu einer mannweiblichen, politischen Identität umzuschaffen. Noch weniger findet sie die Emancipation des Weibes in einer Entbindung von dem heiligsten Gesetze der Natur, das man mit Recht, neben dem Eigenthum, als eine der zwei Hauptgrundlagen der Gesellschaft immer angesehen hat. Im Gegentheil, sie betrachtet die Heiligkeit der Ehe als die einzig mögliche Grundlage einer gleichen und gemeinsamen Gerechtigkeit für das schwächere Geschlecht, und vernünftigen Glücks und der Sicherheit für das stärkere.

Das dritte Buch des Werkes handelt von den griechischen Frauen, besonders von der berühmten Aspasia; das vierte von den römischen, und hier sind eine Menge Namen aufgezählt, theils die Zierden, theils die Schande ihres Geschlechts. Ueberall zeigt Lady Morgan eine reiche Belesenheit, eine feine Auffassung, einen geübten psychologischen Blick und ein schönes Advocatentalent, wo es gilt, die ihren Clientinnen günstigen Züge in ein vortheilhaftes Licht zu stellen, Ungünstiges zurücktreten zu lassen, eine angebliche Schuld in ein Verdienst zu verwandeln oder eine Schuldige mehr als ein Opfer darzustellen.

(Fortsetzung folgt.)

Tippo Saibs letzter Tag.

Von Barry Cornwall.

Ein Sultan noch des halben Orients
Erhob er sich; — die Wachen fuhren auf,
Aus seinem Fiebertraume jeder Krieger
Voll Furcht und voll Eroberung; — weithin
Durch Schloß und Schloßhof klagte die Trompete,
Und Tausende, Soldat und Sklav' und Führer,
Gehorsam ihrer Trauermelodie,
Kamen heran. — Er unterdessen schritt
Durch seine Bogen, und, den dunklen Arm
Aus durch die Halle streckend, scharfen Blicks
Auf die bewehrte Menge blitzt' er Schweigen
Und stumme Ehrfurcht; Wort der Rache floß
Von seiner Zunge: Ruhm und Gold dem Tapfern,
Doch dem Verräther Tod und Schmach verhieß er. —
So stand er dort, ein Asiatenfürst,
Von seiner braunen Ritterschaft umhalbkreist;
Von Ansehn wie ein indisch Götzenbild,
Oder wie Satan, der die Cherubim
Antreten heißt im Pandämonium,
Und zu den Waffen ruft die ganze Hölle.
In lichten Tag anbarst die Sonne nun;
Da sah man viel Geschäftigkeit, und Töne
Des Krieges brausten dicht heran: zuerst
Des Rosses Wiehern; dann die Trommel, rollend
In Zwischenräumen; dann des Hornes Schrei
Und rauh Befehlwort; dann im Tact sich nähernd,
Des Kriegers stiller, fester, gleicher Schritt;
Geklirr von Schwertern; Hufgevoch; das Rad,
Das mit Geraffel das Geschütz einherträgt. —
Wie grimm den Tag zog aus der finstre König!
Wie tapfer focht er! — Einem Sklaven gleich,
Gab er sich Preis, und machte Muth den Seinen; —
Die Kugeln schlugen tief in seine Brust,
Doch er hielt aus, und das war edel, das
War königlich! — Mit seinem Leben kauft' er
Sich einen Namen heut' und Feindes Achtung! —
Am Abend ward er schwach, sehr schwach; — zurück
Trug ihn sein Volk; sie weinten laut: er war
Ihr aller Feldherr; und, wie auch sein Leben,
Erobern hatt' er sie gelehrt; — sie setzten
Auf seinen Thron ihn: also war sein Wunsch! —
Da saß er nun, ein dunkel Marmorbild;
Sein Auge gläsern, krampfig aufgerissen,
Wie eines Todten! — Inn're Qual verrieth
Der Lippe Zucken, doch entschlossen schien er,
Zu sterben als ein König nur! — Ein Feind
Will ihm der Stirne Diadem entreißen;
Doch er schaut um, steht auf — Ein Zornerröthen
Färbt seine Wange — flieht dann! — Nackt sein Schwert! —
Er schwingt es hoch, er führet den letzten Streich; —
Dann steht er wehrlos! — Ha — ein Blitz! und dann
Die Todeskugel! Grade durchs Gehirn
Des Stolzen fährt sie; ach, und Alles, was
Von dem gewalt'gen Herrscher übrig bleibt,
Der weit und breit des Ganges Bord erschüttert,
Und bis nach Persien hin die Wüstenei
Mit seinen Donnern aufgeschreckt: — ein Name!

F. Freiligrath.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 125 u. 126.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

29 October 1840.

Das Ehepaar aus der alten Zeit auf dem Lande
oder
Philemon und Baucis unter den Kosaken.

Nach Gogol *). von Woltoff.

Ich liebe sehr das bescheidene Stillleben jener einsamen Gutsherren, deren abgelegene Besitzungen — in Klein-Rußland gemeiniglich „altväterische" genannt — wie baufallige malerische Häuschen so hübsch dastehen in ihrer Einfachheit und im vollkommenen Abstich von dem wohlgeglätteten neuen Gebaude, dessen Mauern noch kein Regenguß gewaschen, dessen Dach der grüne Schimmel noch nicht überzogen und deren Freitreppe noch nicht kalkberaubt ihre rothen Ziegeln zeigt.

Ich steige gern bisweilen auf einen Augenblick hinab in den Kreis dieses ungewöhnlich einsamen Lebens, aus welchem kein Wunsch den Stangenzaum, der das winzige Höfchen einhegt, das Flechtwerk des Gartens voll Aepfelbäume und Pflaumen, die bäuerische Stube, die nach der einen Seite hängt, von Salweiden, Hollunder und Birnbäumen rings beschattet, überfliegt. Das Leben dieser anspruchlosen Hausherren ist so still, so still, daß man sich bei ihnen augenblicklich ganz vergißt, und meint: Leidenschaften und Begierden, diese unruhvollen Ausgeburten des bösen Geistes, welche allen Frieden stören, seyen sammt und sonders gar nicht wirklich vorhanden, sondern nur in irgend einem flimmerzaukelnden Traumgesichte früher einmal uns erschienen. Noch sehe ich das niedrige Häuschen vor mir mit seiner Galerie von kleinen, schon ziemlich schwarz gewordenen Holzpfeilern rings um das Haus herumlaufend, zum Schutze vor dem Regen, wenn bei einem Donner- oder Hagelwetter die Fensterläden geschlossen werden müssen. Dabei die wohlriechenden Traubelkirschen, ganze Reihen niedriger Obstbäume, überschwemmt mit einer Purpurfluth von Kirschen und einem rubinfarbenen See von Pflaumen, gehüllt in bleifarbigen Huflattich, ein Ahorn mit weithin überhangenden Aesten, in dessen Schatten zur Ruhe eine Matte ausgebreitet. Vor dem Hause: der geräumige Hof voll frischen niedern Grases mit einem schmal ausgetretenen Pfade von der Scheune zur Küche und von der Küche zur Herrenstube; die langhalsige Gans, Wasser schlürfend mit ihren jungen Gänschen, noch zart wie die Flaumfederchen, die sie schmücken; der Stangenzaun, mit Büscheln getrockneter Birnen und Aepfel, und mit Decken zum Auslüften behangen; das Fuder Melonen vor der Scheune stehend; der ausgespannte Stier, faul davor hingestreckt — alles dieses hat für mich einen ganz unerklärlichen Reiz; vielleicht deßhalb, weil ich's jetzt nicht mehr sehe, und weil uns gewöhnlich alles das besonders lieb ist, wovon wir gerade getrennt sind.

Wie dem nun aber auch sey — so oft früher meine Britschka an der Freitreppe dieses Häuschens vorfuhr, überkam die Seele eine wunderbar angenehme und friedliche Stimmung. Meine Thiere wälzten sich ausgelassen unter der Treppe, mein Kutscher — die gute Haut! — weinte, während er seine Pfeife stopfte, bitterlich, als ob er in seinem eigenen Hause ausgespannt hätte; *) selbst das Gebell, welches die phlegmatischen Hofhunde erhoben, klang lieblich in meinen Ohren. Mehr jedoch als alles dieses gefielen mir die Inhaber dieser heimlichen Plätzchen: der gute Alte und sein Mütterchen, die immer gleich eilfertig zur Bewillkommnung mir entgegentrippelten. Die lieben Züge beider schweben mir noch jetzt ganz deutlich, in unverändert freundlicher Erinnerung vor der Seele; ja zuweilen im Geräusch und Gedränge mitten unter modischen Fracks überkommt mich ein Halbschlummer und flimmert mir wie im Traume das Vergangene vor Augen. Auf ihrem Antlitze stand eine solche Gutmüthigkeit, Freundlichkeit und Treuherzigkeit ge-

*) Aus dessen Mirgorod, oder Erzählungen, als Fortsetzung der „Abende in der Maierei von Dikanka." (Dikanka, das Dorf, wo der eben so unermeßlich unglückliche, als reiche Kotschubei, des noch schändlichern, als mächtigen Masepa beklagenswerthes Opfer — wohnte.)

*) Oft sind solche Dienstleute von ihrer Heimath und ihrer Familie so lange und so völlig getrennt, daß ihr Gutsherr sogar ihre Frauen anderen Männern überläßt, um nicht am Zuwachse der Bevölkerung zu verlieren.

schrieben, daß man unwillkürlich, mindestens für eine Zeitlang, allen kühnen Ideen entsagte und unbewußt mit ganzer Seele in das bescheidene bukolische Leben einging.

Noch immer nicht kann ich die beiden Alten aus dem vergangenen Jahrhundert vergessen, die, ach! schon nicht mehr sind. Noch immer erfüllt Wehmuth mein Herz, befängt mich ein seltsames Gefühl von Beklemmung, wenn ich mir vorstelle, daß ich mit der Zeit noch einmal in die frühere, jetzt verödete Wohnstätte kommen könnte und dann das Häuschen im Schutt zerfallen fände, den Teich verschüttet, und einen verwilderten Graben und weiter nichts... Schon im voraus befällt mich Schwermuth! — Doch, kehren wir jetzt zur Erzählung zurück: Aphanaßj Iwanowitsch Tofstogub und sein Eheweib Pulcheria Iwanofsna Tofstogubia (nach der Ausdrucksweise der nachbarlichen Bauern) waren jene Alten, von welchen ich zu erzählen angefangen habe. Wenn ich ein Maler wäre und Philemon und Baucis auf die Leinwand zeichnen wollte, so wählte ich gewiß kein anderes Original dazu, als dieses Paar: Aphanaßj war 60 Jahre alt, Pulcheria zählte 55, als ich beide kennen lernte. Er war von hohem Wuchse, ging jahraus jahrein in seinem Widder-Schlafpelze mit Kamelotüberzuge, saß etwas zusammengekauert und lächelte fast beständig, gleichviel ob er erzählte oder nur schlechtweg zuhörte. Sie war ein wenig seriös, sie lachte fast niemals, doch las man in ihren Zügen und Augen so viel Güte, so viel Bereitwilligkeit, jeden mit dem Besten was vorhanden war, zu bewirthen, daß man ein stehendes Lächeln in ihrem gutmüthigen Gesichte gewißlich über die Maßen widerlich gefunden haben würde. Die leichten Runzeln in diesen beiden Gesichtern waren so voll Anmuth, daß der Künstler bestimmt alle getreu mitgezeichnet hätte: darin konnte man, so schien es, ihr ganzes Leben lesen, ein heiteres, ruhiges Leben, wie es die alten, ächten, biederherzigen und zugleich wohlhabenden Familien führten, welche stets den Gegensatz zu den niedrigen Klein-Russen bildeten, die sich von den Theerbrennern und Köhlern absondern, Paläste und Gerichtshöfe wie Heuschrecken füllen, ihren Landsleuten auch die letzte Kopeke abnehmen, St. Petersburg mit verläumderischen Zungendreschern überschwemmen, endlich ein Capital erwuchern und hochmüthig ihren auf O ausgehenden Familiennamen ein prahlerisches ff anhängen. — Nein, jene beiden waren diesen verächtlichen und erbärmlichen Geschöpfen eben so wenig ähnlich, als überhaupt alle alten und ächt kleinrussischen Geschlechter. Ihre gegenseitige liebevolle Anhänglichkeit konnte man unmöglich ohne Theilnahme wahrnehmen. Du sagten sie niemals zu einander, sondern immer Ihr: „Habt Ihr den Stuhl hier durchgesessen, Aph. Iw.?" — „Es thut nichts, seyd nur nicht bös, Pulch. Iw., ich bin's gewesen." — Sie hatten niemals Kinder gehabt, und eben deßhalb traf all' ihre Anhänglichkeit in gegenseitiger Liebe für einander zusammen.

Als Aphanaßj in seiner Jugend Militärdienste gethan, war er Rottenführer geworden; doch das war schon sehr lange her, längst vorbei; schon erinnert sich dessen Aphanaßj selber fast nicht mehr. Mit 30 Jahren nahm er sein Weib, als er ein alter Jüngling war und ein gesticktes Camisol trug. Er führte übrigens seine Pulcheria ziemlich schlau heim, da deren Verwandten sie ihm nicht geben wollten. Aber auch dieß schwebte ihm nur noch ganz dunkel vor, wenigstens sprach er niemals davon. Alle jene alten ungewöhnlichen Vorkommenheiten haben sich nun schon lange geändert oder ersetzt durch ein ruhiges und einsames Leben, durch die schläferigen und gewissermaßen zugleich harmonischen Träume, welchen ihr nachhängt, sitzt ihr auf dem Altane nach dem Garten hinaus, wenn ein herrlich schöner Regen üppig in den Baumblättern braust, in rieselnden Bächen herabrinnend und den Schlummer auf eure Glieder herabplaudernd, während der Regenbogen hinter den Bäumen emporsteigt und im Angesichte des halbverfallenen Gemäuers siebenfarbig am Himmel matt erglänzt — oder, wenn euer Wagen dahin rollt, zwischen den grünen Büschen untertauchend, und die Haidewachtel laut wird, und das duftende Gras abwechselnd mit den körnerreichen Aehren und mit den freundlichen Feldblumen über das Thürchen des Wagens hereingucken und sanft streichelnd euch über Hand und Wange gleitet. — Aphanaßj hörte den bei ihm einsprechenden Gästen immer mit freundlichem Lächeln zu; nur bisweilen erzählte er selber, mehr aber fragte er. Er gehörte nicht zur Zahl derjenigen Alten, welche Jedermann mit unaufhörlich wiederholtem Lobpsalme der „guten alten Zeit," oder mit den abgedroschensten Schmähungen gegen die „junge Welt" langweilen. Im Gegentheil, er bezeigte durch seine Fragen an euch die freundlichste Wißbegierde und Theilnahme für die geringfügigsten Umstände in euerm Leben, wie für Glücks- und Unglücksfälle, wofür die guten Alten gemeiniglich alle sich interessiren — was freilich wohl meistens der Neugier des Kindes ein wenig ähnelt, welches, während ihr mit ihm plaudert, das Petschaft an eurer Uhrkette beguckt. — Dann athmete, so zu sagen, sein Antlitz lauter Gutherzigkeit.

Die Stuben, welche unsere beiden Alten bewohnten, waren ganz klein und niedrig, wie bei den Leuten der damaligen Zeit gewöhnlich, und in jeder derselben ragte ein Ofen von so gewaltigem Umfange, daß er fast den dritten Theil von ihr einnahm. In diesen Stuben war es immer entsetzlich warm; denn Aphanaßj und Pulcheria liebten beide die Wärme gleich sehr. Die Ofenlöcher gingen alle auf den Flur hinaus, der immer fast bis oben an die Decke mit Stroh angefüllt war, welches man in Kleinrußland gemeiniglich anstatt des Brennholzes gebraucht. Das Geknister dieses brennenden Strohes und das Leuchten desselben machen an Winterabenden solche Häuschen ungemein traulich, wenn man, durchgefroren, auf der Jagd nach irgend einer kleinen Brünette etwa, die flachen Hände aneinanderschlagend*) ihnen naht. — Die Wände der Stuben waren mit einigen Gemälden und Bildern in ganz schmalen Rahmen ausgeputzt. Ich bin überzeugt, die Besitzer selber hatten deren Bedeutung schon lange vergessen, und würden, wenn etwa das eine oder das andere davon einmal weggenommen worden wäre, nichts vermißt haben. Zwei Bildnisse waren groß, in Oel gemalt: das eine stellte irgend einen Archiereus (Erzbischof), das andere Peter III vor. Aus einem kleinen Rahmen dar-

*) Händereibend — sich zu erwärmen.

unter blickte die schöne Herzogin La Valliere, durch einen gar häßlichen Fliegenfirniß überfudelt, wie verschämt hervor. Neben den Fenstern und über der Thüre hing eine Menge noch kleinerer Bilderchen, so verschwärzt, daß man einige davon leicht für Flecke an der Wand halten konnte, und bei andern füglich voraussetzen durfte, daß binnen kurzem gar nichts mehr von ihnen zu sehen seyn werde. Der Fußboden war fast in allen Stuben von Lehm, aber so rein und glatt gestrichen, mit solcher Sorgfalt sauber gehalten, wie gewiß nicht ein Parquet im prachtvollsten Palaste, träge gefegt von den verschlafenen „Herren in der Livorei." — Pulcheria's Stübchen war allenthalben mit Kisten und Kasten und Kästchen und Kistchen besetzt. An den Wänden hing eine Menge Bündel und Säckchen mit Sämereien von Wassermelonen, so wie für den Blumen- und für den Küchengarten, sorglich geordnet. Viele Knäuel von Wolle im buntesten Farbengewirr und unzählige Läppchen von alten, vor beiläufig einem halben Jahrhunderte genähten und gestickten Kleidern lagen in den Ecken in und zwischen den Kistchen aufgestapelt. Pulcheria war eine gewaltig gute Wirthin, sie hob Alles auf, obwohl sie bisweilen selber nicht wußte, ob und wozu sie dieses oder jenes jemals werde gebrauchen können. Aber das Bemerkenswertheste im Hause waren die singenden Thüren. Sobald nur der Morgen heraufstieg, erhob sich auch der Gesang dieser Thüren im ganzen Hause. Ich weiß nicht zu sagen weßhalb sie sangen: ob verrostete Thürangeln die Ursache davon, oder ob wohl gar ein Mechanismus bei ihnen angebracht war, irgend ein im Innern verborgenes Geheimniß? Nur merkwürdig war, daß jede dieser Thüren ihre besondere Stimme sang: die zur Schlafstube führende Thür nämlich flötete im allerdünnsten Discant; die Thür, welche zur Eßstube leitete, murrte im rauhesten Basse, und diejenige endlich, welche im Vorhause war, gab einen gar wunderlich dröhnenden und zugleich stöhnenden Laut von sich, so daß man, genau darauf achtgebend, zuletzt ganz deutlich sie klagen hörte: „Väterchen, mich friert!" — Ich weiß auch, daß Vielen dieser Laut sehr unangenehm war; ich aber hatte ihn sehr gern; daher, wenn ich nun hier bisweilen eine Thür knarren höre, gemahnt es mich auch sogleich wie ein Dörfchen, wie ein niedriges Stübchen, durch ein Talglicht auf einem altväterischen Leuchter erhellt; an ein Abendbrod, schon auf dem Tische stehend; an eine dunkle Mainacht, aus dem Garten durch das offene Fenster nach dem gedeckten Tische hereinschauend; an eine Nachtigall, die den Garten, das Haus und den fernen Fluß mit ihren Trillern erfüllt; an ein Brausen und Rauschen von Baumzweigen und Gott weiß, welches zahllose Volk durcheinander schwirrender Erinnerungen mir alsdann immer zugescheucht wird! — Die Stühle in den Stuben waren massiv von Holz, wie sie gewöhnlich die Vorzeit bezeichnen; sie hatten sämmtlich hohe gedrechselte Rücklehnen im natürlichen Zustande, roh, ohne Firniß und Farbe; sie waren auch nicht etwa mit einem Stoff überzogen, sondern den Stühlen nicht unähnlich, worauf noch heutzutage die Bischöfe öffentlich Platz zu nehmen pflegen. Dreieckige Tischchen in den Winkeln, viereckige vor dem Divan und dem Spiegel in schmalen Goldrahmen mit gedrechselten Leisten, von den Fliegen mit Millionen schwarzen Pünktchen übersäet — und vor dem Divan der Teppich mit Vögeln wie Blumen und Blumen wie Vögeln: dieß bildet fast den ganzen Putz des genügsamen Häuschens, in welchem meine lieben Alten wohnten. — Die Gesindestube war vollgepfropft von jungen und nicht jungen Mägden in gestreiften Unterröcken, denen Pulcheria zwar manchmal eine Kleinigkeit zu nähen oder auch Beeren zu lesen gab, die indeß meistentheils in der Küche müßig sich umhertrieben, oder vor lauter Trägheit geradezu schliefen. Pulcheria hielt es für eine Nothwendigkeit, dieselben in der Wirthschaft zu haben, und wachte übrigens streng über deren Sittlichkeit. Dennoch vergingen zu ihrem ungemeinen Erstaunen selten einige Monate, ohne daß wieder einmal bei einem von den Mädchen der Leib auffallend vollkommener als gewöhnlich wurde, was ihr um so wunderbarer vorkam, als im ganzen Hause von ledigen Mannspersonen fast nichts war, den Knecht allein etwa ausgenommen, welcher in grauem Halbfracke barfüßig einherschritt, und, wenn etwa augenblicklich nicht mit seinem Essen, ganz gewiß immer mit Schlafen beschäftigt war. In solchem Falle schalt Pulcheria gewöhnlich die Schuldige und züchtigte sie auch streng, damit es künftig nicht wieder vorkomme. — An den Fensterscheiben summte eine ganz entsetzliche Menge der mehrgedachten Punktirkünstler ihre harmlosen Weisen, welche aber alle der tiefe Baß einer feisten Hummel deckte und zuweilen das durchdringende Geschwirre einiger Wespen begleitet, — bis Licht gebracht wurde, worauf diese ganze Wataga *) zum Nachtlager abzog, indem sie die Stubendecke wie eine schwarze Gewitterwolke verhüllte.

(Fortsetzung folgt.)

Der englische didaktische Dichter Cowper und sein Hauptwerk „die Aufgabe" (the task).

(Fortsetzung.)

Nun kam das Rohr aus Indien, glatt und glänzend
Gefärbt von der Natur; zertheilt in Streifen,
Die sich durchschnüezten, war es ein Ersatz
Des festen Gitterwerks, und hielt das neue
Gerüth zusammen, und es ward ein Stuhl.
Doch Ruh gewährt' er nicht; der steife Rücken
War mißbehaglich für die müden Lenden.
Auf glattem Sitze glitt der Theil, der doch
Ausruhn wollt', und die Beine baumelten,
Nach dem entfernten Boden ängstlich tastend.
So ging's den Reichen; die vom Schicksal minder
Bedachten saßen, sich an schlechtrem Stoff
Vergnügend, auf gegerbten Fellen, nicht
Nachgebenden, nein harten, gläsernglatten.
Auch war das Kissen hin und wieder noch

*) An der Wolga eine Gesellschaft Fischer; ein Fischerdorf — daher überhaupt eine Schaar, ein Haufe.

Mit Knopf und Quaft von Scharlachgarn verfehn,
So fern man Kiffen nennt, was härtee als
Das Eichholz ſchien, draus das Geſtell gemacht war.
Des Zimmerholzes Mangel fühlt' und ſcheute
Man damals nicht auf Englands fel'gee Inſel.
Das Hausgeräth ſtand feſt duech eigne Schweee.
Noch fehlten Aerme, dieſe, wie man ſagt,
Efaud ein Krüppelsthorer Buegemeiſter,
Nach Anderen jedoch ein Peedigee,
Ein dicker, ungeſchlachter und begnemer.
Sie waren roh erſt ohne leichte, weit
Geſchweifte Biegung, preßten, klemmten, ſchunden
Die Seit' und Rippen, oder hocherhoben
Bis zu den Schulteen drohten ſie den Oheen.
Manch Jahr veelief, bevoe ſich unſee eauhen
Ahnherr'n beklagten, faß es ſich daein
Auch nicht behaglich und bequem. Die Damen
Muerten zueerſt, wie's zaetern Weſen ziemt,
Erfindungsreiche Phantaſie, nie froher,
Als wenn ſie huld'gen darf den holden Frau'n,
Veenahm den Klageruf mitleidig, ſchuf
Den fanften Zweiſitz, links mit einem Arm
Und rechts, und einem Mittelaem, der ſo
Zwei Sitze ſchied und doch zugleich verband.
So nehmen Einen Thron zwei Könige
Von Brentford ein, zwei Bürgee gleicheeweiſe,
Luftſchöpfend nicht zuſammen, Einen Stuhl.
Erquickung doch das ganzen Knochgeeüſtes
Duech fanftes Ruhn dee ausgeſtreckten Glieder,
Das Glück war ſchönern Jahren aufgeſpart.
Langſam gedeiht das Trefflichſte; 's iſt ſchwee,
Vollkommenheit hienieden zu erzielen.
So ward die Noth Erfinderin des Schemels,
Darauf des Aemſtuhls die Bequemlichkeit,
Der Luxus endlich des vollſtänd'gen Sofa's.

Süß ſchläft die Kraukenwärteein und ſtört
Den Kranken duech ihe Schnarchen; ſüß nicht minder
Der Kutſchee, welcher Nachts den Beck verläßt,
Um in dee Kutſche ſicheee zu ſchlafen,
Zue offnen Thür die Beine hängen laſſend;
Süß ſchläft dee Pfarrgehülf' am Schreibepult,
Der läſ'ge Paſtor nickend übee ihm,
Und ſüß der Küſter unten. Doch kein Schlaf
Der müden Wärt'rin, die den Kranken tottſchuaecht,
Des Kutſchees, welcher Nachts den Beck verläßt,
Um ſicherer im Kutſcheneaum zu ſchlafen,
Kein Schlaf des Pfarrgehülfen an dem Pult,
Noch ſelbſt des Küſters Schlummee iſt zu gleichen
Der Ruhe, die das Sofa uns gewährt.

O bleib' ich ewig frei (ſo lang' ich mich
Nicht ſchuldig mache ſchnödee Eßbegier)
Vom Gliederſchmerze, dee die Zehn dee wüſten
Unmäßigkeit ergreift. Gichtiſchen Körpern
Gejlemt das Sofa freilich; aber Gicht,
Selbſt auf dem Sofa, mag ich nimmee fühlen!
Ich liebte ſtets den Feldweg durch das dichte
Graereiche Schwad, das Schafesſippen weidet,
Und eingefaßt iſt von verwohnen, feſten
Doenſteäuchen, liebte ſtets ländliche Pfad'
Ob Berg und Thal und an des Baches Ufer,
Als ich ein Tagdieb überſchritt die Geänzen,
Und mich umhertrieb an dem Strand der Themſe.
Und ich gedenke noch, nicht ohne Sehnſucht,
Der Stunden, die ſeitdem das Leid verthenert,
Wo ich, den Taſchenvorrath aufgezehrt,
Noch hungeig, ſonder Geld und fern vom Hauſe
Schaeſachne Butt' und ſtein'ge Doenfrucht ſpeiſte,
Rothbäckige Holzäpfel, Beombeern, ſchwaez
Wie Pech, und Schlehe, mundzuſammenziehend,
Kein Leckeebiſſen, doch auch nicht verſchmäht
Vom Knabenhungee, ja nicht übelſchmeckend
Dem Küchenkunſt noch unoerdoebnen Gaumen.
Kein Sofa harrte damals meiner Heimkehe,
Kein Sofa braucht' ich auch.

Nun erinnert er ſich weiter an die kleinen Begebenheiten ſeiner Streifereien, ruft einen Zeugen derſelben auf, gibt eine Schilderung ſeiner heimathlichen Flur am Ufer des kleinen Fluſſes Ouſe, zuerſt der ſichtbaren Reize, dann auch der Genüſſe für das Ohr, ſowohl der lauten und heftigen, des waldburchſauſenden Sturms, des wogenden Oceans, als auch der ſanften, des flüſternden Zephyrs, des plaudernden Bachs, des tauſendſtimmigen Vögelgeſangs, ja ſelbſt auch der unangenehmen, z. B. des Geheuls der Eule, da auch dieſes Reiz habe, ſchon deßwegen, weil man es an Orten und in Stunden höre, wo Friede und Ruhe herrſche. Er nimmt nun den Leſer mit auf einen Spaziergang durch ſeine Heimathgefilde und führt ihn zuerſt zu einem in der Vertiefung eines Hügels liegenden Hauſe, dem Bauernneſt (the peasants nest), das ihm aber doch nicht als Wohnort gefällt, weil kein Quellwaſſer in der Nähe ſey, ſodann durch den Reſt eines Schattenganges, den er als Schutz gegen die Sonnenhitze lobt, wogegen man jetzt den Schatten, nämlich durch Sonnenſchirme, mit ſich trage, von da über einen bebrückten Teich eine Höhe hinauf, um einer weiten Ausſicht auf die Gegend und die ländlichen Geſchäfte zu genießen, ſodann zurück und zu einem ſolchen Geſchäfte ſelbſt, zum Dreſchen, wobei er Gelegenheit nimmt, ſich über die Anſtrengungen, aber auch über den Appetit und die Geſundheit des fleißigen Landmanns, ſo wie über die Thätigkeit als Panacee des menſchlichen und als Bedingung alles Lebens, als Triebfeder der ganzen Schöpfung auszulaſſen und den in unausgeſetzter mühevoller Beſchäftigung alternden Landmann glücklich preist als einen, der ſelbſt als Greis wenig von den Beſchwerden des Alters fühle, und „fröhlich, und faſt unverfallen dem Grabe zuwallen.“ Hiebei ein Seitenblick auf das Leben des verweichlichten Städters, der durch Kunſt die Genüſſe der Natur er-

setzen wolle, seine Zimmer mit schönen Landschaften schmücke, statt selbst in die schöne freie Natur hinauszugehen, die Allen offen stehe, für Alle Erheiterung und Freude bereit halte. Denn, wo Flora herrsche, könne der Spleen nicht festen Fuß fassen, der lieber zu Hause bleibe, sich langweile und härme. Dann wird die Frage aufgeworfen:

Wen nennt man fröhlich? Dieses Namens Ehre
Anmaßten Prahler sich seit langer Zeit.
Unschuldige sind fröhlich; auch die Leech' ist's,
Die thiergesättigt ihre Federn trocknet
Am rosigen Wolkenlicht, indeß der Strahl
Des Ostes ihr niedrig Bett noch nicht berührt.
Der Landmann auch, der ihre Lieder hört,
Ist selbst ein Sänger, fröhlich so wie sie.
Doch rette mich vor dessen Fröhlichkeit,
Den Kopfweh Mittags an sein Bette fesselt,
Und dessen auch, dem aus dem stieren Aug
Verzweiflung leuchtet, weil treulos das Glück
Ihn mit Verlust des Eigenthums durchbohrt. —
Vor Fröhlichkeit, die Mark und Bein durchgellt,
Mit Pein das Herz, den Mund mit Lästrung füllt.

Die Erde biete so mannichfache Genüsse, auch abwechselnde; und Abwechselung müsse man suchen, um den Genuß zu erhöhen, und daher auch wohl eine Weile das Minderangenehme, z. B. einen wilden, öden Ort besuchen, den gewöhnlich nur der mit der Welt Zerfallene vorziehe, wobei er eines verzweifelnden und wahnsinnigen Mädchens erwähnt. Plötzlich macht er uns auf einen ungewöhnlichen Anblick aufmerksam, auf eine Zigeunerhorde, deren Rohheit und Laster er freilich nicht verschweigt, aber doch ihr freies, gesundes, fröhliches Leben anerkennt. Er fährt fort:

Heil ihm, der, zwar vom Haufen nicht gesondert
Durch Stand' und Güter und Reichthum, sorglos lebt
Da, wo der Mensch, roh von Natur, die Rohheit
Ablegt, und, langsam lernend, doch gelernt hat
Des bürgerlichen Lebens Sitt' und Art.
Viel ist's, was er bedarf; Befried'gung doch
Steht ihm vor Augen hier, liegt im Bereich
Von mäß'gen Wünschen und von fleiß'gen Händen.
Tugend gedeiht hier wie im reinen Boden,
Nicht roh und finster, und umhegt von Doenen,
Und schrecklich anzusehn, wie sie entspringt,
Wenn je von selber sie entspringt, in fernen
Und wilden Zonen, wo Gewaltthat herrscht,
Wo Stärke die Gebieterin ist; nein, sanft,
Durch Bildung mild, durch Freiheit frisch, gereift
All' ihre Frucht am hellen Strahl der Wahrheit.

Von der Bildung kommt er auf die Rohheit wilder Völker, die sich im Kriegs- und Jagdleben zeige. Er bedauert sie, zumal den Omai, der, nachdem er in England die Gemächlichkeiten des gebildeten Lebens kennen gelernt habe, auf seine vaterländische Insel im stillen Ocean zurückgekehrt sey, sich dort aber nun wohl nicht mehr glücklich fühlen könne. Freilich sey das gebildete Leben in großen Städten nicht zu empfehlen, und neben aller Bildung in England, wobei der Maler Reynolds, der Bildhauer Bacon und der Redner Chatham angeführt werden, herrsche Luxus, Laster und Elend; London sey ein Babylon; selbst die englischen Gesetze seyen nicht durchaus löblich. Der Schluß des ersten Gesangs enthält eine Vergleichung des Stadt- und Landlebens.

Das Land ist Gottes Werk, die Stadt des Menschen.
Was Wunder, daß Gesundheit und daß Tugend,
Sie, die allein den bittern Trank versüßen,
Den uns das Leben braut, in Feld und Hain
Am ungefährdetsten und reichsten blühn?
Bleibt denn, bleibt, die in Kutschen ihr und Sänften
Euch tragen lassend keine Mühe kennt
Als die der Lässigkeit, kein Schauspiel achtet
Als das die Kunst erfindet, bleibet nur
In eurem Element! Ihr glänzt nur dort,
Nur dort sind Sterne, wie die euren, harmlos. —
Hier pflanzten Haine wir, den müden Wandrer
Mittags zu schatten und zu kühlen. Abends
Genügt das Licht des Mondenstrahles, der
Sich zwischen müde Blätter sanft hineinschleicht,
Genügt's an der Vögel Lied; wir brauchen nicht
Den Glanz von euern Lampen; sie verdunkeln
Den sanften Fackelträger. Eure Sänger
Verwelken unsre Harmonien; die Drossel
Flieht, und gekränkt verstummt die Nachtigall.
Mit eurer Luft tödet ihr des Volkes Freude,
Vergiftet euer Land. Und eure Thorheit,
Verschönt durchs Schwert, doch würd'ge eines Fächers,
Sie machte, was kein Feind zu thun vermocht,
Die Arche unsres Reichs fest — nur für euch,
Ein morsch verstümmelt Bauwerk, nah' dem Sturz.

(Fortsetzung folgt.)

Zustand und Beruf der Frauen.

(Fortsetzung.)

Als eine weitere Probe lassen wir noch eine Stelle folgen, welche den Sieg und Triumph Aurelians über die Königin Zenobia, die Herrscherin von Palmyra, schildert, der ein großes Capitel gewidmet ist:

„Die Königin des Ostens hätte den Ruf ihrer Wachsamkeit und Vorsicht schlecht bewährt, hätte sie den Imperator des Westens sich auf hundert Meilen ihrer Hauptstadt nähern lassen, ohne Maaßregeln zu treffen, wie sie die Klugheit eines Feld-

herrn und Staatsmannes erheischte. Ein Theil ihres Heers ward alsbald an den Küsten des Orontes, in der Nähe von Antiochien aufgestellt. Aurelian griff dieß Heer an und schlug es in die Flucht mittelst einer Kriegslist, die seiner großen Kriegserfahrung würdig war; und Zenobia, unentmuthigt, erwartete sein Anrücken in den Ebenen von Emesa an der Spitze von siebzigtausend Bewaffneten. Diese Streitmacht beseelte sie durch ihre Gegenwart und Beredsamkeit, während sie die Ausführung ihrer Befehle ihrem obersten Feldherrn, Zabdas, übertrug, welcher bei der Eroberung Aegyptens seine Tapferkeit bewährt hatte.

„Auffallend durch den Glanz ihres Stabes (um im militärischen Sprachgebrauch der neuesten Zeit zu reden), noch ausgezeichneter aber durch ihre herrliche Haltung und unvergleichliche Schönheit, erschien die Königin des Ostens auf einem arabischen Pferd, in ihrer Person und ihrem Anzug alles vereinigend, was am charakteristischsten an ihr als Frau, als Fürstin und Kriegerin war. Ueber ihr reiches Gewand trug sie eine Rüstung von gediegenem Gold, mit Juwelen besetzt; ihr Helm mit Federn war eingefaßt mit einem Diadem von köstlichen Edelsteinen, und ihr rechter Arm war bis zum Ellbogen entblößt, daß sie ungehindert die schimmernde Lanze schwingen konnte, die sie festen Griffs gefaßt hielt. So zeigte sie sich dem furchtbarsten ihrer Feinde (der aber zugleich ihr leidenschaftlichster Bewunderer und Lobredner war). Ihr glänzendes Heer bestand größtentheils aus leichten Bogenschützen und einer Reiterei, ganz in polirten Stahl gehüllt. Arabische Truppen aber, leicht, rasch und intelligent, umschwebten beständig in aufgelösten Schaaren die Königin ihrer Wüste. So waren sie im Stande, die disciplinirteren und festeren Legionen des römischen Heeres auf dem Marsch durch die Wüste zu necken.

Aurelian rückte auf der Ebene von Emesa heran mit einem mächtigen Heere, meist aus Veteranen bestehend; eine tüchtige Schaar mauritischer und illyrischer Reiterei begleitete ihn. Die ganze Herrlichkeit eines römischen Heers, geführt von seinem Kaiser, dem Sieger über die halbe Erde, trug bei zu dem Effect des glänzendsten Schlachtfelds, das die Sonne je beschienen. Vor dieser Scene, ihren Massen, Gruppen und den Gestalten im Vorgrund verweilt die Einbildungskraft, die hier einen ihrer höchsten Genüsse feiert; und bevor die feindlichen Heere sich im entfesselten Kampfe maßen, mögen wohl auch die beiden, welche an ihrer Spitze standen, einander mit prüfenden Blicken gemessen haben, mit einem Interesse, dessen Ausdruck keine Kunst, keine Poesie erreichen und erschöpfen kann! Aurelian und Zenobia mögen sich hier zum erstenmal Antlitz gegen Antlitz begegnet seyn, Augustus und Augusta der bestrittenen Welt, die sie bisher zwischen sich getheilt hatten. Sie begegneten einander in dem herrlichen Lande, wo nach der Sage Gott zuerst den Menschen erschuf, und ihm das Weib zur Genossin gab; und sie stellten in ihrer Person und in ihrer Organisation die verschiednen Attribute dar, durch welche die Geschlechter fünftausend Jahre lang sichtlich charakterisirt und beherrscht worden waren.

Zenobia in ihrem hochstrebenden Geist und ihren mütterlichen Gefühlen und Strebungen war die Verfechterin der moralischen Kraft und der menschlichen Gefühle — sie kämpfte den Kampf für Geist und Vaterland, für ihre Kinder und für die Philosophie; Aurelian führte Krieg, um das Recht der Macht zu gründen, die Gewalt auf die breiteste Basis zu setzen, die Tyrannei auf die äußerste Spitze zu treiben, und die innere Reform durch den Widerstand soldatischer Kühnheit zu hemmen! Das Schicksal eines Reichs, und durch dieß Reich der Welt, hing so am Ausgang einer einzigen Schlacht, welche lang, blutig und schrecklich war. Der Angriff Zenobia's war der eines Weibes; leichtsinnig und glänzend; die Reiterei des Imperators wich; aber Aurelian, zürnend über den Erfolg des weiblichen Feldherrn, griff die Palmyrer wüthend an; Zenobia ermuthigte ihre Truppen mit ihrem Geist und ihrer Beredsamkeit. Das kaiserliche Fußvolk hatte schon seine Pfeile verschossen, und floh in wirklicher oder verstellter Flucht; aber die unvorsichtigen Sieger wurden, erschöpft vom Nachsetzen, plötzlich wieder angegriffen und in Unordnung gebracht; der Tag gehörte den Römern. Zenobia, geschlagen, doch nicht entmuthigt, bewerkstelligte einen geschickten Rückzug nach Palmyra und brachte ihre noch übrigen Truppen innerhalb seiner Mauern in Sicherheit." — Erst nach hartnäckigem Widerstande ergab sich die Königin und wurde im Triumph in Rom aufgeführt:

„Der Pomp ward eröffnet mit einem ungestümen Aufzug von vier Königstigern, zwanzig Elephanten, und zweihundert wilden und seltnen Thieren, den Geschöpfen aller Klimate und Länder des Nordens, Ostens und Südens. Auf diese furchtbaren Repräsentanten brutaler Kraft in ihrer zügellosen Wildheit folgten sechzehnhundert Männer, der Stolz der bildenden Natur, die, wegen ihrer Stärke und Schönheit unter den Gefangenen ausgewählt, den Triumph zu zieren, am andern Morgen von den Bestien in Stücke gerissen werden sollten. Nach diesen, deren Anblick wohl geeignet gewesen wäre, jedes Herz mit Schauer und Mitleid zu erfüllen, kamen die Wagen mit den spolia opima, diese Beute bestand in den geplünderten Schätzen Asiens, in den Waffen und Fahnen der besiegten Nationen; unter dieser Kriegsbeute aber befand sich auch ein Wagen, beladen mit Hausschmuck, mit Gegenständen königlicher, friedlicher Pracht, Gold- und Silbergeschirr von griechischer und indischer Arbeit, persische Tapeten, ägyptische Gefäße, Stühle von Elfenbein und Kannen mit kostbaren Steinen besetzt. All dieß war in kunstvoller Unordnung aufeinander gethürmt. Das römische Volk muß auf diese Zeugnisse barbarischer Civilisation mit Neid und Staunen geschaut haben; während die Augen des weiblichen Theils der versammelten Menge wohl dürsten feucht geworden seyn, als sie unter den glänzenden Prachtstücken aus dem Hofhalt der Königin des Ostens sogar ihre eigene Garderobe erblickten, ihre reichen syrischen Tuniken, ihr persisches Diadem und ihren kaiserlichen Mantel, denn so klein dachte der Sieger, daß er selbst die geringsten Bestandtheile von Zenobia's Toilette dem Gaffen der Menge preis gab! Hierauf kamen die Gesandten aus den entlegensten Theilen der Erde, von Aethiopien, China, Persien, Arabien, Indien und Baktrien. Goldene

Kronen, die Geschenke dankbarer Städte, welche Aurelian geplündert und entvölkert, zogen dann das Auge an. Dann kam der Zug der Gefangenen, welche am kräftigsten zeugten von den großen Siegen Aurelians im Norden. Es waren Franken, Gallier, Sarmaten und Vandalen, jeder Stamm unterschieden durch eigenthümliche Fahnen und Inschriften. Auf einem dieser Banner war die Inschrift: „Die Amazonen," ein aus Ironie oder Politik einer kleinen Schaar von Weibern gegebener Name, welche sich durch ihre heroenmäßige Schönheit auszeichneten, und an der Seite ihrer Gatten fechtend, mit den Waffen in der Hand waren gefangen worden; „denn unter barbarischen Völkern findet man dieß manchmal;" freilich eine der Natur angethane Gewaltthat, aber verübt von der Natur selbst und durch die Umstände geheiligt.

Dann folgte der unglückliche Kaiser Tetrikus — der Stellvertreter von ihr, die ihn zum Imperator gemacht, von Victoria, der Heldin des Westens. Aber jedes Auge, die übrigen Gefangenen alle übersehend, strengte sich an, um einen Blick zu werfen auf sie, die Größte unter allen, die römische Augusta, die Nebenbuhlerin Aurelians, die Königin des Ostens. Sie erschien zuletzt, zu Fuß, vor ihrem eignen prächtigen Wagen hergehend, dem Triumphwagen, auf welchem sie einst hoffte durch die Thore Roms als Kaiserin Mutter einzuziehen. Ihre schöne Gestalt war gefesselt mit schweren goldenen Fesseln, und die Ketten um ihren Hals waren so schwer, daß ein Sklave neben ihr her ging, um sie ihr zu erleichtern, während sie daherschritt in der Majestät ihres Unglücks und ihrer Erniedrigung. Sie schien beinahe zu erliegen unter der Last ihrer Juwelen, womit ihr geschwachter aber königlicher Leib geschmückt und überhäuft war. In einem Triumphwagen, von vier Elephanten gezogen, folgte in schmuckloser Tracht ihr Sieger. Senat, Volk und Heer schlossen den Zug; aber unter dem Freudejauchzen wurden einige Zeichen des Mißvergnügens von Seiten der Patres conscripti laut, welche in ihrem esprit de corps, als Männer und Magistrate, ein Murren nicht unterdrücken konnten, als der stolze Imperator, in der Person des Eximperators Tetrikus einen Römer, eine Magistratsperson, der Schmach preis gab. Für die römische Imperatorin aber, welche diese Schmach mehr als theilte, herrschte kein Mitgefühl! wenigstens ward keines an den Tag gelegt, obgleich unter den Frauen sich manches stolze Herz in Unmuth und Mitleid mag gehoben haben beim Anblick dieses edeln Wesens, dieses treuen Weibes, dieser zärtlichen Mutter und geistvollen Königin, welche in Ketten den schmerzlichen Gang nach dem Capitol machte, wo sie so sehr verdient hätte gekrönt zu werden! Wohl mögen sie bei ihren Unbilden sich des Unrechts bewußt geworden seyn, das sie selbst erduldeten, und geweint haben beim Anblick der gefallenen Größe dieser Zierde ihres Geschlechts! bei dieser großen Gelegenheit war der moralische Triumph auf Seiten des Weibes, wenn auch der schimmernde, theatralische Glanz des Gepränges ihrem Herrn und Gebieter zufiel! Die Nachwelt muß jetzt richten zwischen ihnen; aber es ist ein merkwürdiger Zug dieses einem Helden bewilligten Triumphes, daß er mit Tigern eröffnet ward und mit Sklaven schloß!"

Nunmehr gehen wir zu der zweiten Schrift, über den Beruf des Weibes, über. Diese stellt keine historischen Untersuchungen an, sondern geht aus von den in den civilisirten Ländern bestehenden Verhältnissen, und zwar hat sie es hauptsächlich, was freilich nicht ausdrücklich gesagt ist, mit den Frauen der höhern und mittleren Stände zu thun. Allerdings aber finden die aufgestellten Grundsätze, mit den nöthigen Modificationen, ihre Anwendung auch auf die niedern Volksclassen. Der Grundgedanke des Büchleins ist, daß die Frauen hauptsächlich auf den moralischen Einfluß angewiesen seyen, und in diesem, nicht in der Ausübung und Handhabung der Macht, ihren Ruhm zu suchen haben. Es ist, wie die Verfasserin in der Vorrede sagt, ursprünglich hervorgegangen aus dem Vorsatz, die Schrift von Aimé Martin: Sur l'éducation des mères ins Englische zu übertragen. Später wurde aus der Uebertragung ein mehr selbstständiges Werkchen, das jedoch die wichtigsten Ideen der französischen Schrift und manche einzelne Ausführungen in sich aufnahm. Dem einleitenden Capitel entnehmen wir Folgendes: „Unser Zeitalter ist ein Zeitalter der Neuheit, ein Zeitalter neuer Plane, neuer Entdeckungen, neuer Wahrheiten, oder wenigstens neuer Meinungen. Von diesen beziehen sich auch einige auf die politische und sociale Stellung der Frauen, deren Bedeutung im Reiche der Humanität kein Vernünftiger, zumal kein Christ, bezweifelt. Daß das weibliche Geschlecht, ausgezeichnet oft durch edle moralische Entwicklung, bestimmt ist, einen wichtigen Einfluß auf den politischen und socialen Zustand der Menschheit zu üben, müssen wir Alle glauben; das übereinstimmende Zeugniß der Jahrhunderte erhebt dieß über jeden Zweifel. Man erhebt häufig ein Geschrei über Ungerechtigkeit und Unterdrückung, welche sich das andre Geschlecht erlaube. Aber zu allen Zeiten haben die Männer sich bereitwillig genug gezeigt, den Frauen Einfluß, und zwar oft in ungebührlichem Maaß, zu gestatten. Es liegt keine Uebertreibung in dem Wort: „Siegerinnen der Sieger der Welt!" und dieser Einfluß ist so mächtig, so allgemein empfunden und anerkannt, daß sich die Frage erhebt, ob er so gebraucht wird, wie er sollte — zu guten Zwecken. Aber, sagt man, es ist entwürdigend durch Einfluß zu wirken, statt durch Macht — mittelbar statt unmittelbar — in der Eigenschaft von Untergeordneten statt von Hauptpersonen. Hier liegt die Hauptstreitfrage. Würde der Menschheit eine Wohlthat zu Theil, wenn der Einfluß der Frauen mit Macht vertauscht würde? Würde das größtmögliche Gute erreicht dadurch, daß man das Weib aus seiner jetzigen Sphäre in die Arena des öffentlichen Lebens brächte, daß man in unsre Häuser, an unsre Herde die gewaltsamen Streitigkeiten und Fehden, die harten, erbitterten Gefühle einführte, welche durch politischen Kampf erzeugt werden? Es ist in der That schwer, diesem Gegenstand in der Form, wie er von einigen Schriftstellern behandelt worden, mit einiger Ernsthaftigkeit nahe zu treten; und es gereicht dem andern Geschlecht zur Ehre, daß er nicht häufiger mit der scharfen und unzarten Satyre behandelt worden ist, die er verdient. Indeß stehen wir um kein Jota hinter jenen heftigen und feurigen Anwalten des weiblichen Geschlechts zurück, was hohe Begriffe von dessen

Würde nnd Beruf anbelangt. Uns liegt es mindestens so sehr als jenen am Herzen, daß die Frauen zum Bewußtseyn ihrer Bedeutung emporgehoben werden; aber wir behaupten: nicht so sehr liegt die Schuld an den socialen Institutionen, als an den Frauen selbst, wenn der Zustand der Frauen nicht ist wie er seyn sollte. Wir nehmen für sie ein nicht geringeres Amt in Anspruch, als das: Werkzeuge (unter göttlicher Leitung) zu seyn, zur Regeneration der Welt — Wiederherstellerinnen vom Bild Gottes in der menschlichen Seele. Können die wärmsten Verfechter der politischen Rechte der Frauen einen erhabeneren Beruf für sie aussprechen, ein würdigeres Loos? Daß das Weib diesen Beruf am besten erfüllt, wenn sie sich in der Sphäre bewegt, welche Gott und die Natur ihr angewiesen, und nicht, wenn sie diese Sphäre mit einer andern vertauscht, dieß zu zeigen ist die Aufgabe dieser Blatter."

Das nächste Capitel setzt den Unterschied von Macht und von Einfluß auseinander, zeigt, daß der letztere das tiefere, bedeutendere, nachhaltigere Princip sey, und daß im Besitze desselben vorzugsweise die Frauen seyen. Das folgende behauptet, daß ein Princip der socialen Regenerationen, nach der doch so viele Stimmen verlangen, fehle, daß es nicht in einer Veränderung der äußern, rechtlichen Institutionen liegen konne, daß der moralische Fortschritt der Menschheit auch nicht vom intelleetnellen Fortschreiten bedingt sey, vielmehr oft mit diesem im umgekehrten Verhältniß stehe, daß das Besser- und Glücklicherwerden der Menschen abhänge von der Pflege und Bildung des religiösen und sittlichen Elements ihrer Natur, und daß diese Pflege und Bildung in der einflußreichsten Zeit des Lebens, in der Kindheit und Jugend, hauptsachlich den Frauen, den Müttern anheimfalle. „Napoleon sagte einmal zu Madame Campan: die alten Unterrichts- und Erziehungssysteme taugen nichts; was haben wir denn nöthig, damit die Jugend Frankreichs gut erzogen werde? — Mütter! antwortete Madame Campan. Ueber diese Antwort wurde der Kaiser betroffen. Das ist, sagte er, ein ganzes Erziehungssystem in Einem Wort. Man muß sich angelegen seyn lassen, Mütter heranzubilden, welche ihre Kinder zu erziehen wissen."

Vom mütterlichen Einfluß handelt ein weiteres Capitel. „Das Schicksal der Welt in moralischer Hinsicht beruht nicht sowohl auf Institutionen, oder auf Erziehung, als auf moralischem Einflusse. Der machtigste unter allen moralischen Einflüssen ist der mütterliche. Von dem Charakter der Mütter hangen der Geist, die Vorurtheile, die Tugenden der Nationen, mit andern Worten, die Wiedergeburt der Menschheit ab. Sind mithin die zu Gunsten der Frauen hier geltend gemachten Ansprüche übertrieben? . . . Es ist von der höchsten Wichtigkeit sich einzuprägen, daß bei den Kindern die Empfindung der Intelligenz vorangeht; die erste Erwiederung auf das Lächeln der Mutter ist das erste Dämmern der Intelligenz; die erste Empfindung ist die erwiedernde Liebkosung. Das Verständniß fängt an im Gefühl; daher müssen derjenigen, welche zuerst die Gefühle weckt, zuerst die Zärtlichkeit anregt, die wohlthätigsten Einflüsse zukommen. Aber nicht lehren soll sie die Tugend, sondern sie einflößen. Dieß ist ganz besonders die Sphäre des Weibes. Wenn sie wünscht, daß wir etwas seyen und werden, so fängt sie damit an, uns Liebe einzuflößen zu dem, was wir werden sollen, und die Liebe erzeugt unbewußterweise die Nachahmung. Was ist ein Kind im Verhältniß zu einem Lehrmeister? Ein unwissendes Geschöpf, das er berufen ist zu unterrichten. Was ist ein Kind im Verhältniß zur Mutter? Ein unsterbliches Geschöpf, dessen Seele zur Unsterblichkeit zu bilden und zu leiten ihre Aufgabe ist. Gute Lehrer machen gute Schüler und Gelehrte — gute Mütter machen gute Menschen — das ist der Unterschied ihres Berufs. Daraus folgt, daß die Erziehung des Kindes im engern Sinne beinahe ganz von den Müttern abhängig ist, und wenn sie zu bereitwillig gewesen sind, fremden Händen diese Obliegenheit anzuvertrauen, so war es darum, weil sie Erziehung mit Unterricht verwechselt haben — zwei wesentlich verschiedne Dinge, welche zu unterscheiden sehr wichtig ist: denn der Unterricht kann unterbrochen werden und von einer Hand in die andre übergehen, aber die Erziehung soll aus Einem Stück seyn; was sie unterbricht, das hindert sie; welche Mutter sie, einmal begonnen, wieder aufgibt, die wird erleben, daß ihr Kind sich verirrt, oder völlig gleichgültig wird gegen die Tugend. . . Dieser mütterliche Einfluß ist überall vorhanden, in der Hütte des Armen wie im Palast des Reichen. Ueberall bestimmt er unsre Empfindungen, unsre Meinungen und unsern Geschmack. Das Schicksal eines Kinds, sagte Napoleon, ist immer das Werk seiner Mutter; und dieser außerordentliche Mann wiederholte es oft und gern, daß er seine Größe seiner Mutter verdanke."

Ueber die den Männern oft vorgeworfene Selbstsucht sagt die Verfasserin: „Man sagt, die Männer seyen selbstsüchtiger als die Frauen. Wie könnten sie anders? gibt man sich doch bei ihrer Erziehung keine Mühe, sie anders zu machen. Jene Streitfertigkeit, die man so bewundert als ein Zeichen von Feuer und Geist — ist die wahre Verkörperung des selbstsüchtigen Princips — ein Fechten für ihre Rechte, eine Behauptung ihrer Ueberlegenheit. Man lehrt sie in der Schule die Schwachen verachten, und das Gelernte bringen sie zu Hause in Ausübung in kleinen Quälereien gegenüber den Schwachen ihres Familienkreises — ihren Schwestern, und daneben empfangen sie von eben diesen Schwestern tausend kleine Dienstleistungen ohne Erkenntlichkeit und Dank. Ist es ein Wunder, wenn diese Knaben nachher selbstsüchtige Gatten und tyrannische Väter werden? Wenn man bedenkt, wie wenig die moralische Bildung der Knaben einen Theil ihrer Erziehung ausmacht, so ist nur das zum Verwundern, daß Einzelne den schlimmen Folgen eines solchen Systems entgehen, nicht, daß viele Opfer desselben werden."

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an **Dr. Gustav Pfizer** in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 127.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

4 November 1840.

Boadicea.

Von Cowper.

Albions Heldenkönigin,
Die der Römer nieder trat,
Sucht mit unmuthsvollem Sinn
Bei den Heimathgötteen Rath.

In der Eiche Schatten dort
Eisgrau der Druide ruht;
Flamm' ist seines Mundes Wort,
Voll von Gram und voll von Wuth.

„Fürstin, wenn mein alter Blick
Weint um dein unendlich Leid,
Ist's, weil Zorn noch hält zurück
Meiner Worte Fruchtbarkeit.

Rom muß fallen, — schreib dieß Wort
In das Blut, das sie vergoß,
Fallen, tiefgehaßt, verdorrt,
Ihre Schuld, ihr Umfang groß.

Rom, die, ihrer Herrschsucht Raub,
Tausend Völker frech zertritt,
Küßt, die Stolze, bald den Staub;
Horch! am Thor des Deutschen Scheitt!

Ein Geschlecht, das hier entspringt
Unsern Forsten, es durchzieht,
Donnertragend, raschbeschwingt
Ein noch größ'res Heeresgebiet.

Land, das Cäsar nie gekannt,
Deinen Enkeln beugt's das Knie,
Wo sein Adler niemals stand,
Der nicht unbesiegt, wie sie."

Also rief der Liedessohn
Ahnend mit des Himmels Feu'r,
So durchzitterte der Ton
Seine süße, heil'ge Leyr.

Sie im Stolz der Herrscherin
Fühlt' in sich der Worte Gluth,
Stürzt' in Kampf, focht, sank dahin,
Warf es zu dem Feind mit Wuth:

„Mörder, stolz und schonungslos,
Himmel zuckt den Rachestreich;
Herrschaft wird einst unser Loos,
Schmach und Umsturz harret auf euch!"

Julius Krais.

Das Ehepaar aus der alten Zeit auf dem Lande

oder

Philemon und Baucis unter den Kosaken.

(Fortsetzung.)

Aphanasij bekümmerte sich nur sehr wenig um die Wirthschaft, doch fuhr er bisweilen zu den Mähern und Schnittern hinaus und beaufsichtigte dann ihre Arbeit ziemlich scharf; während der ganzen Einfahrt lag jene auf Pulcherien. Dieser letztern Wirthschaften bestand in einem unaufhörlichen Oeffnen und Schließen der Vorrathskammer, nebst Einsalzen, Trocknen und Einkochen einer unzählbaren Menge von Früchten und Kräutern. Ihr Haus glich vollkommen einem chemischen Laboratorium. Unter einem Apfelbaume wurde beständig ein Feuer unterhalten, und nie fast kam von dem eisernen Dreifuße der Kessel oder das kupferne Becken mit Gekochtem, Eingemachtem,

Marmelade, *) mit Meth in Zucker angemacht, und, ich weiß nicht, womit sonst noch.... Unter einem anderen Baume destillirte dann immer der Kutscher in einem kupfernen Bottich **) den Branntwein von Pfirsichblättern, Elzbeerbaumblüthen, Tausendguldenkraut und Kirschkernen, bis er am Ende dieses Processes, fast außer Stande die Zunge zu rühren, so erzalbernes Zeug schwatzte, daß Pulcheria durchaus nichts davon verstehen konnte und ihn eben in die Küche schicken mußte, damit er seinen Rausch verschlief. — Von allen jenen Sachen wurde eine solche Menge gesotten, eingemacht und getrocknet, daß sie gewiß den ganzen Hof überschwemmt haben würden, da Pulcheria immer gern außer dem zum Verbrauche Bestimmten noch etwas als Vorrath besorgte — wenn nicht die größere Hälfte davon durch die Mägde aufgezehrt worden wäre, welche sich in die Vorrathskammer schlichen und dort so entsetzlich einladen, daß sie nachher den ganzen Tag stöhnten und über Magendrücken zu klagen hatten. — Mit dem Feldbaue und den andern Wirthschaftsangelegenheiten sich zu befassen, hatte Pulcheria wenig Gelegenheit, denn, da der Verwalter hierin mit den Uebrigen gemeinsame Sache machte, stahlen sie unbarmherzig alles weg. Eben so war es alltäglich, daß sie in das herrschaftliche Holz gingen, als ob es ihr eignes wäre und daraus Schlitten fertigten, welche sie dann auf dem nächsten Markte verkauften. Außerdem aber verkauften sie auch alles starke Eichenholz an die benachbarten Kosaken zu Bohlenwänden für die Mühlen. Einmal nur wünschte Pulcheria ihr Holz zu besichtigen: die Droschke wurde daher angespannt, mit den prächtigen Schneedecken, von welchen, wenn der Kutscher die Zügel schüttelte, nicht sodald die Pferde, die noch in der Landwehr dienten, berührt wurden, als die Luft mit so seltsamen Tönen erfüllt ward, wie wenn plötzlich eine Flöte, Trommeln und eine Pauke erklängen. Jedes Nägelchen und eiserne Hufeisen ertönte, so daß es bei den Mühlen selbst vernommen werden konnte, wenn die Herrschaft vom Hofe abfuhr, obgleich die Entfernung nicht weniger als zwei Werst betrug. Pulcheria aber konnte nicht umhin, die entsetzliche Verwüstung im Holze und das Verschwinden der Eichen gewahr zu werden, die sie schon seit ihrer Kindheit als hundertjährige gekannt hatte, und wandte sich deßhalb zu ihrem Verwalter, welcher sich auch schon dort befand, mit der Frage: „Woher kommt es denn, Nitschipor, daß bei dir die Eichen so selten geworden sind? Nimm dich nur in Acht, daß bei dir nicht auch die Haare so selten werden!" — Woher die so selten geworden? (erwiederte dann gewöhnlich der Verwalter) sie haben sich eben verloren. Nach und nach sind alle ausgegangen, theils von den Gewittern niedergeschlagen, theils von den Würmern zernagt, sind sie alle geworden, Herrin, meiner Treu', ganz alle geworden. — Durch diese Rechtfertigung vollkommen zufriedengestellt, gab Pulcheria, nach Hause zurückgekehrt, den Befehl, die Wächter im Garten bei den spanischen Kirschen und großen gelben Winterbirnen zu verdoppeln. — Ferner fanden es die würdigen Aufseher, der Verwalter und der Vogt, gänzlich überflüssig in das herrschaftliche Magazin alles dahingehörige Mehl zu schaffen; damit es aber an der Hälfte auch genug sey, brachten sie dieses bespritzt und angefeuchtet dahin, so daß sie dann auf dem Jahrmarkte als Ausschuß verkauft werden mußte. Wie viel aber auch der Verwalter und der Vogt wegstahlen — wie abscheulich auch im Hofe alles gefräßig zuschlang, von der Wirthschafterin bis zu den Schweinen, die eine entsetzliche Menge Pflaumen und Aepfel verwüsteten, und oft, mit den Rüsseln an die Bäume stoßend, einen ganzen Regen von Früchten herunterschüttelten — wie viel auch die Spatzen und Krähen wegpickten — wie viel das ganze Gesinde an Naschgeschenken für die Gevattern in andere Dörfer wegtrug und sogar an alter Leinwand und Garn aus den Scheunen fortschleppte, welches alles der Allerweltsquelle, d. h. der Schenke zuströmte — wie viel auch die Gäste, phlegmatische Kutscher und Diener mitnahmen — so brachte doch die gesegnete Erde jedwedes in solcher Menge hervor und bedurften Aphanasij und Pulcheria für sich selber so wenig, daß all' diese entsetzlichen Plünderungen in ihrer Wirthschaft ganz unmerklich schienen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Naemucoso —? Posstiloju —? Pulcherions Küche und Vorrathskammer sind so reichhaltig, daß nicht nur Uebersetzer, sondern auch die russischen Landsleute selbst dir Unbekanntschaft, sogar mit dem bloßen Namen der Delicatessen offen eingestehen und die Leser daher schon Nachsicht üben müssen, zumal der einzige Kleinrusse, der hier hätte aushelfen können, zugleich der Einzige klinlich genug war, dieß zu verfagen. — Die große Schwierigkeit, welche dieses Idiom überhaupt bietet, mag wohl der Grund seyn, warum der treffliche Gogol uns noch so unbekannt geblieben, dessen Verbreitung bei uns doch sicher nicht wenig zur Ehrenrettung der vielfach verschrieenen und verkleinerten russischen Novelle beitragen müßte; denn eigenthümlicher, lebendiger, wahrhafter und gefühlsinniger als Gogols Erzählungen sind kaum die brillirtesten aller andern jetzt lebenden europäischen Novellenerzähler mit Recht zu nennen. — —

**) Remdikel? lembikae?

Der englische didaktische Dichter Cowper und sein Hauptwerk „die Aufgabe" (the task).

(Fortsetzung.)

Der zweite Gesang beginnt mit dem Wunsche, fern von der Welt zu leben, um nichts von ihren Zwisten und Grausamkeiten zu hören, zumal von der Sklaverei, die zwar in England nicht geduldet werde, „Sklaven dürfen in England nicht athmen; in demselben Augenblick, wo ihre Lungen englische Luft füllt, sind sie frei;" aber sie sollte auch nicht seyn, so weit Englands Macht reiche. Die Fortdauer der Sklaverei und die Zertretung der Menschenrechte seyen auch wohl die Ursache, weßhalb sich jetzt alle Elemente empörten, Stürme, Ueberschwemmungen, schreckliche Meteore, Erdbeben, vulkanische Ausbrüche herrschten, und weßhalb die Erde ein trübes trauerndes Auge habe (mit Rücksicht auf den Nebel, der Europa und Asien im ganzen Sommer 1783 bedeckte), Gott nahe in seiner Macht und mit seinen Schrecknissen, um die Sünden der Menschen zu strafen, was die Philosophie oft fälschlich übersehe und läugne. Auch England sey nicht schuldlos. Dennoch:

England! Mit allen deinen Fehlern, Heimath,
Doch lieb' ich dich, und muß dich lieben, muß,
So lange noch ein Winkel übrig, wo
Sich Englands Sitt' und Heerzen finden. Sey
Dein Wetter unbeständig, eisgrauisch
Das Jahr zumeist, wenn nicht von Frost erstarrt, —
Ich tausche deinen düsteren Himmel nicht
Noch blumenlose Au'n um Frankreichs Wärme
Und Rebenhügel, nicht um Welschlands Haine
Mit goldnen Früchten und mit Myrtenlauben. —
Zu schrecken deine Rathsherrn, und die Blitze
Der patriotischen Beredsamkeit
Auf deinen Feind zu schleudern, ist mein Werk nicht.
Doch fühlen kann ich dein Geschick, kann theilen
Dein Leid und deine Lust so wahr und herzlich
Wie jene Donner. Ja, ich kann auch deine
Thorheiten fühlen und den Weichlingen
Gerechten Unmuths zürnen, deren Blicken
Schand' ausstrahlt auf mein Land, das heißgeliebte.

Er wünscht, daß Männer wie der Redner Chatham und der Krieger Wolf wieder aufstehen mögen, und beklagt spottend die Täuschungen, welche England von Frankreich erlitten habe. Scheinbar verbindungslos fangt der folgende Abschnitt an:

'S gibt eine Lust auch in des Dichters Mühen,
Die nur der Dichter kennt. Die tausend Listen,
Schlingungen, Wendungen, Versuche, die
Der Geist erspäht, nachjagend den gemäßen
Ausdrücken, spröden und entweichenden,
Die Hemmung flücht'ger Bilder, die den Spiegel
Der Seele füllen, ihr Ergreifen, Fesseln,
Bis die Gestalten, die sein Auge sah,
Er nachgezeichnet hat in treuem Abriß,
Die künstliche Vertheilung aller Züge,
Daß sie in günst'gem Licht auffindet jeder,
Und strahlen sieht durch die Umgebung mehr noch
Als durch den angewandten Fleiß und Eifer —
Das sind Beschäftigungen, Dichters Geist
Anmuthend, und ob Angelegenheiten
Betrübter Art so hold hinüberziehend,
Daß er in sich verliebt, der Glückliche,
Des Lebens Aengsten, weil bei ihm sie keine
Freistätte finden, von sich weichen sieht —
Das sind des Sängers Feinden, aber auch nicht,
Nicht oder selten denen, die ihn hören.
Verächtlich und gleichgültig, nichts bemerkend
Von Schwierigkeit in Werken, die sie nie
Selbst übten, haben sie nicht Sinn für seine
Gefahr und Rettung, und, wo er das meiste
Vergnügen fand, vielleicht das mind'ste findend.
Doch nur Vergnügen? sag' ich. Sangbefliffen,
Voll Ehrliebs doch, erfolglos nicht zu singen,
Möcht' ich nicht scherzen bloß, wenn gleich die Welt
Am lau'sten die preist, die nichts weiter thun.
Doch was vermag Spott, ernster oder heitrer?
Vielleicht den Schwächling bessern, züchtigen
Die Modenarrheit, Kleiderordnung machen,
Schönpflästerchen verleiden, Klingen hüten.
Doch wo sind seine höheren Trophäen?
Welch Laster unterdrückt' er? O wen lachte,
Wen schalt er auf die Tugendbahn zurück?
So leicht ist Leviathan nicht zu zähmen.
Des Lachers lacht der, und dem Züchtiger
Streckt seine ehernen Schuppen er entgegen,
Die keinen Streich von Menschenhänden fürchten.

Hiemit hat er an das Frühere angeknüpft: der Poet vermöge durch Spott wenig auf sittliche Besserung zu wirken; das müsse er der geistlichen Beredsamkeit überlassen, wiewohl wenige Prediger wahre Religionslehrer wären und durch ihr Leben ihren Lehren widersprächen. Ein Prediger müsse dem Apostel Paulus gleichen, kein Heuchler, kein Schauspieler seyn, nicht nach Beifall haschen. Daher wirke denn auch die englische Geistlichkeit so wenig. Thorheit und Verderbniß sey an der Tagesordnung, ehemals habe Zucht auf den Lehranstalten geherrscht, damals hätten auch die Theologen sich durch Gelehrsamkeit, Wahrheitsliebe, Tugend und Frömmigkeit ausgezeichnet; jetzt sey wenig davon zu finden, doch gäbe es Ausnahmen, z. B. einen Bruder des Dichters.

(Fortsetzung folgt.)

Zustand und Beruf der Frauen.

(Schluß.)

Aus Aimé Martin führt sie dann im vierten Capitel, das vom Einfluß der Frauen auf die Gesellschaft handelt, Folgendes an: „Was auch immer die Gebräuche und Gesetze eines Landes seyn mögen, die Frauen geben immer den Sitten ihren Ton und ihre Farbe. Ob nun Sklavinnen oder frei, herrschen sie, weil ihre Herrschaft auf den Gefühlen und Neigungen des Herzens beruht. Dieser Einfluß indessen ist mehr oder weniger wohlthätig, je nach dem Grad der Achtung, womit sie behandelt werden. Sie machen die Männer zu dem was sie sind. Es ist als ob die Natur die Intelligenz des Mannes abhängig gemacht habe von ihrer Würde, so wie sie sein Glück abhängig gemacht hat von ihrer Tugend. Und dieß ist dann auch das Gesetz der ewigen Gerechtigkeit; der Mann kann die Frau nicht herabwürdigen, ohne selbst auch in Herabwürdigung zu versinken; er kann sie nicht emporheben, ohne daß er selbst auch eine höhere Stufe erstiege. Werfen wir unsern Blick über den Erdkreis! Betrachten wir die zwei großen Theile des menschlichen Geschlechts, den östlichen und den westlichen. Die halbe Welt bleibt in einem Zustand der Schwäche unter dem Gepräge einer rohen Civilisation; dort sind die Weiber Sklavinnen; die andre macht Fortschritte in der Gleichheit und Intelligenz; hier sind die Frauen frei und geehrt. Wenn wir also den politischen und moralischen Zustand eines Staats kennen lernen

wollen, so müssen wie fragen, welche Stellung die Feauen in ihm einnehmen. Ihr Einfluß umfaßt das ganze Leben. Weib — Mutter — zwei magische Worte, die süßesten Quellen des männlichen Glückes in sich begreifend. Ihnen gehört das Reich der Schönheit, der Liebe, der Vernunft. Immer ein Reich, eine Herrschaft! Die Realität dieser Macht wird nun nicht bestritten; aber man kann einwenden, daß sich ihre Wirkung auf den Familienkreis beschränke; als ob nicht die Gesammtheit der Familien die Nation ausmachte! Der Mann nimmt aufs Forum mit die Ideen, die er am häuslichen Herde mit der Frau besprochen. Seine Kraft und Stärke macht dort ihre sanften Eingebungen ins Leben treten. Oft klagt man darüber, daß das Geschäft der Frauen sich auf die Leitung und Führung des Haushalts beschränke, und man bedenkt nicht, daß von dem Haushalt der einzelnen Bürger die Vorurtheile und Irrthümer ausgehen, welche die Welt beherrschen." — „Es wäre nicht uninteressant, die Wirkungen und Gegenwirkungen zu verfolgen, durch welche die Weiber entwürdigt wurden und entwürdigten — abwechselnd Quelle und Opfer mißverstandener politischer Grundsätze."

Die Verfasserin rühmt die Zeiten des Ritterthums als diejenigen, wo die Frau dem Mann geistig gleich gestanden, und von ihm mit ausgezeichneter Achtung, mit einer phantastischen Verehrung behandelt worden sey: aber „auf die Ritterzeit folgte die Zeit der Wiederbelebung der Wissenschaften, und, seltsam! diese Wiedererstehung war für die Sache der Frauen nichts weniger als vortheilhaft. Die Männer fanden andere Pfade zum Ruhm, als Uebung der Kraft und Tapferkeit, Pfade auf welchen ihnen zu folgen den Frauen versagt war. In die neu entdeckten Regionen durften die Frauen nicht eindringen, und die Männer kehrten daraus zurück mit wirklicher oder erheuchelter Verachtung ihrer unintelligenten Genossinnen, ohne genug wahre Weisheit gewonnen zu haben, um zu erkennen, wie viel sie durch ihre Aufklärung gewinnen könnten. Da dem Fortschritt der Intelligenz bei den Männern kein ähnlicher Fortschritt bei den Frauen entsprach, verloren die letztern das Gleichgewicht in ihrer socialen Stellung. Ehre und Ruhm knüpften sich nicht mehr an das Lächeln der Schönheit. Die entthronten Herrscherinnen wurden, weil sie noch immer herrschen wollten, gemein, und suchten durch schnöde Künste die Herrschaft zu behaupten, die ihnen nicht mehr als Recht zugestanden wurde. Einfluß besaßen sie noch immer, aber Einfluß von minder würdiger Ar Sie wurden nicht mehr geachtet und verehrt, und daher war auch ihr Einfluß nicht mehr wohlthätig. Die endlichen Folgen dieser traurigen Verirrungen entwickelten sich an den Höfen eines Louis XIV und Karl II, wo sie ihren Gipfel erreichten. Der schlimme Einfluß war da auf seiner höchsten Höhe und die Entwürdigung der Frauen führte als unausbleibliche Folge auch die Entwürdigung der Männer herbei. Lange bereitete sich ein Wechsel in den Ansichten und in den socialen Einrichtungen, welcher diese Uebel ganz beseitigen sollte. Daß dieß nicht geschehen, rührt von einem großen Mißverständniß her. Nachdem die Frauen ihre moralischen und intellectuellen Rechte wieder erlangt, haben sie auch ihre Bedeutung in den Augen der Vernunft wieder gewonnen; längst sind sie die Zierden der Gesellschaft gewesen, welche von ihnen ihren Ton annimmt, und es ist zu sehr der Hauptzweck bei ihrer Bildung geworden, die Talente an ihnen zu pflegen, welche sie zu solchen Zierden machen. Ein zweifaches Uebel ist daraus hervorgegangen; die Frauen haben sich verblendet über die eigentliche Natur und den Zweck ihrer Existenz und es ist in ihnen ein Geist weltlicher Ehrsucht rege geworden, zuwiderlaufend der hingebenden Selbstsuchtlosigkeit, welche ihnen wesentlich ist. Dieß war der Irrthum der Gedankenloseren — die Nachdenkenderen sind in einen andern nicht minder ernsten verfallen. Weil man einsah, daß die Frauen mehr Würde und Werth besitzen, als die Gesellschaft und sie selbst an ihnen erkannten; weil ihre Talente und Tugenden sie auf gleiche Stufe mit den Männern stellen, behauptet man, ihr gegenwärtiger Wirkungskreis sey zu eng, und sie sollten an den öffentlichen Berufspflichten und Functionen des andern Geschlechts Theil haben. Gleichheit, geistige und *physische* Gleichheit, wurde proclamirt!" — —

Aus dem Schlußwort heben wir noch Folgendes aus:

„Die Bestimmung des Weibes ist, wie wir sehen, keine geringfügige; der Beruf des Weibs ist kein geringfügiger, der Einfluß, den das Weib besitzt und ausübt, ist nicht klein und armselig. Dürfen nun die Frauen kleinlich und auf Armseliges gerichtet seyn? Darf ihre Bildung und ihre Beschäftigung nur einen Kreis eleganter Armseligkeiten umfassen? Sollte die Pflege und Ausbildung äußerer angenehmer Eigenschaften der Hauptzweck seyn bei der Erziehung so einflußreicher, so großer Verantwortlichkeit ausgesetzter Wesen? Eine solche Erziehung steigert ihren Einfluß, aber benimmt ihnen das Vermögen, ihn zu beherrschen, vermehrt ihre Verantwortlichkeit, ohne ihnen die zu Erfüllung ihrer Pflichten erforderliche Tüchtigkeit zu geben. Nichts ist gefährlicher als der Besitz von Einfluß, der nicht durch Gewissenhaftigkeit beherrscht wird, und es heißt mit dem Schicksal der Gesellschaft spielen, wenn man eine solche Macht in Händen läßt, welche sie so wenig zu bewältigen vermögen. Der Einfluß der Frauen ist, oder soll seyn, ein moralischer; und damit er ganz seinen Zweck erreiche, sollte der Hauptzweck bei ihrer Erziehung seyn: ihre moralische Natur zu erweitern und zu vervollkommnen, und ihnen das Bewußte ihres Einflusses, aber auch der damit verknüpften Verantwortlichkeit tief einzuprägen."

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 128 u. 129.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

7 November 1840.

Balladen.

Von Robert Southey.

I. Rüdiger.

Hell fiel auf heid'gen Bergeshang
Des Tages letzter Schein
Und schwamm in reichem Faebenstrahl
Gar luftig auf dem Rhein.

Und mancher Mann aus Waldhorsts Thor
Ging wohl dem Fluß entlang,
Als kräuselnd durch die lichte Fluth
Der Hauch des Abends drang.

Und wie sie gingen still und stark,
Ein Schwan den Strom durchbrach,
Der zog an einem Silberband
Ein kleines Schifflein nach.

Sein Wimpel in der sanften Luft
Flog flatternd weit hinaus
Und unter einem Scharlachdeck
Ein Ritter ruhte aus.

Gebognen Halses, hoher Brust
Zog hin der stolze Schwan,
Und mühlos auf der raschen Fluth
Das kleine Boot kam an.

Und vor das Ufer legte sich's
Und ließ den Mann ans Land,
Und schnell dann abwärts mit dem Strom
Es jedem Aug' entschwand.

Dem fremden Gast in Waldhorsts Burg
Kein Ritter gleich es that,
Kein Jüngling hatte Glück und Ruhm,
Wo Rüd'ger zu ihm trat.

Der Mädchen keins in Waldhorsts Burg
Gleich Margareten war:
So hell die Wang', so schwarz das Aug',
So voll das seidne Haar!

Und mancher Jüngling reich und stolz
Um sie zu freien kam,
Doch keiner, noch so reich und stolz,
Mit Rüd'ger auf es nahm.

Bei jedem Stechen und Turnier
Der erste Dank ihm ward,
Dem Meister jeden Ritterspiels
Und seiner Ritterart.

Sein Schwert, sein Blick, sein Liebeston
Die Schöne schnell gewann,
Und Rüd'ger war in kurzer Zeit
Der jungen Margret Mann.

Ein Morgentraum voll Seligkeit
Floß Mond um Mond dahin,
Denn lieblich waren er und sie,
Und wer von frohem Sinn?

Mitunter doch faß Rüdiger
Von stillem Traum erfaßt
Und im gesenkten Auge schien
Zu ruhn geheime Last.

Doch bald hob er den Blick und schlug
Den Gram sich aus der Brust,
Und keiner war dann fröhlicher
Im Saale voller Lust.

Und weiter rollte Mond um Mond,
Und zu der rechten Frist
Ward Rüdiger von Margaret
Als Vater froh gegrüßt.

Doch wortlos schaute Rüdiger
Das kleine Knäblein an,
Und finster sah er's noch einmal —
Er blieb ein düsirer Mann.

Und als zur Weihe für das Kind
Der heil'ge Priester kam,
Zu waschen ihm die Sünden ab
In des Erlösers Nam',

Da flog die Wange Rüdigers
Wohl Todtenblässe an
Und von der schweißbedeckten Stirn
Der Fieberthau ihm rann.

Und mit gebrochner Stimme bat
Den Abt er um Verzug,
Bis zum Genuß des Freudentags
Er Kräfte hab' genug.

Und als am rosigen Himmelszelt
Herab der Abend drang,
Rief Margret er, zu wandeln noch
Des Rheines Strom entlang.

„Und nehmen wir das Knäblein mit,
Sanft weht der laue Wind,
Der Wogen leise Stimme lullt
In Schlummer es geschwind."

Und mit einander gingen sie,
Der Abendhauch war lind
Und Rüdiger machte seinen Arm
Zum Pfühle seinem Kind.

Wohl Mancher ging aus Waldhoefs Burg
Aus Ufer jetzt hinaus,
Doch bald kam kühl der Abendwind
Und Jeder ging nach Haus.

Nur Rüdiger schritt in trübem Muth
Am Ufer stets hinaus,
Und Margrets Mund bewog ihn nicht
Zur Wiederkehr nach Haus.

„Kehr um, kehr um, mein Rüdiger,
Sieh wie der Nebel wallt!
Der Abendwind ist feucht und rauh,
Dem Knäblein wird's so kalt!"

„„Sey still, sey still, lieb Gretchen mein,
Im Nebel ist kein Harm,
Und vor dem Winde liegt geschützt
Das Kind in meinem Arm.""

„O wende um, mein Rüdiger,
Wo willst du noch hinaus?
Der Mond ging auf, die Nacht ist kalt,
Und wir sind weit von Haus!"

Er sagte nichts, denn still und stark
Ein Schwan den Strom durchbrach,
Der zog an einem Silberband
Ein kleines Schifflein nach.

Es stieß ans Land und in das Boot
Schnell mit dem Kind er sprang,
Und nach sprang Gretchen athemlos;
Ihr war so wirr und bang.

Gebognen Halses, hoher Brust
Zog hin der stolze Schwan
Und mühlos durch die rasche Fluth
Das Schifflein brach sich Bahn.

Der volle Mond goß bleich ringsum
Die Strahlen durch die Nacht,
Und warf durch's Scharlachdeck sein Licht
In dämmeriger Pracht.

Und wortlos ging's den schnellen Strom
Hinunter, pfeilgeschwind;
Der lange Wimpel schwankte schwer
Herab im scharfen Wind.

Und sie war stumm ans Herzensangst,
Stumm in Gedanken er,
Nichts als der Laut der raschen Fluth
Kam ihnen zu Gehör.

Der Kleine fing zu weinen an,
Da wurde Margret wach,
Und schnell, mit hohlem Schreckenston:
„Gib mir das Kind!" sie sprach.

„Sey still, sey still, lieb Gretchen mein,
Mach mir das Herz nicht bang,
Gezwungen nur zahl' ich den Preis
Für frühern Glücks Empfang.

Und stille sey auch du, mein Kind,
Und wimmre mir nicht so,
Sey still, sey still — nur kurze Zeit
Und du bist wieder froh!"

So sprach er und das Schiff stand still,
Er sprang rasch ans Gestad,
Und Margarete hinter ihm
Verfolgte seinen Pfad.

Es war ein wüster öder Ort,
Nicht Haus noch Baum war da,
Ein Felsenberg nur, kahl und bleich
Und freudlos auf sie sah.

Am Fuße gähnte ihm ein Schlund,
Ungründlich jedem Blick,
Denn dieses Dunkel warf der Mond
Noch dunkelnder zurück.

Kalt schlich die Angst durch Gretchens Blut,
Der Herzschlag stand ihr schier,
Als Rüdiger zur Höhle trat
Und rief: „sieh, ich bin hier!“

Tief wie ein Grab die Höhle scholl
Zurück: „Sieh! ich bin hier!
Und dunkel kam aus ihrer Nacht
Ein Riesenarm herfür.

Und Rüd'ger trat hinzu und bot
Das Kindlein keck ihm an;
Da schrie Margret und alle Kraft
Der Todesangst gewann.

Und um das Knäblein fest und eng
Den Arm sie zitternd wand
Und krampfig, mit gewaltig'er Macht
Das Kindlein hielt umspannt.

„Hilf mir, Herr Jesu!“ schrie sie laut
Und rief zu Gottes Thron,
Und aus dem Arm des Rüdiger
Entglitt sein kleiner Sohn.

Und laut schrie sie als Rüdigern
Der Riesenarm umschloß
Und mit sich fort den Sünder zog
Tief in der Höhle Schoß.

F. Notter.

Das Ehepaar aus der alten Zeit auf dem Lande

oder

Philemon und Baucis unter den Kosaken.

(Fortsetzung.)

Beide Alten waren, wie jene Gutsherrschaften der alten Zeit gewöhnlich, große Liebhaber vom Essen und Trinken: kaum war die Morgenröthe heraufgetaucht — sie standen immer sehr früh auf — kaum hatten die Thüren ihr unharmonisches Terzett begonnen, so saßen jene schon hinter ihrem Tischchen, beim Kaffee. Nach dem Kaffee trat Aphanaßj in das Vorhaus und rief, indem er sein Schnupftuch dazu schüttelte: „kisch, kisch! fort, Gänse, zur Treppe!“ Dann kam ihm im Hofe gewöhnlich der Verwalter entgegen, mit dem er meist sogleich ein Gespräch anfing, indem er mit größter Umständlichkeit nach den Arbeiten fragte und ihm solche Beobachtungen mittheilte und Weisungen gab, wie sie gewiß jeden durch die ungewöhnlichen Wirthschaftkenntniß in Erstaunen gesetzt hätten, so daß ein Neuling wohl kaum gewagt haben würde, auch nur von weitem daran zu denken, daß es möglich sey, einen so scharfsichtigen Wirth zu bestehlen. Sein Verwalter aber war ein ausgewitzter Vogel; er wußte, wie man antworten, und noch viel besser, wie man wirthschaften müsse. — Hieranf ging Aphanaßj in die Stube zurück und sagte zu seiner Frau, indem er sich vor sie hinstellte: was meint Ihr, Pulcheria Iwanoffna, wär's nicht jetzt an der Zeit, einen kleinen Imbiß zu nehmen? — Ja, was wollt Ihr denn zum Imbiß, Aphanaßj Iwanowitsch, vielleicht Brezelchen mit Fett — oder Pastetchen mit Mohn — oder lieber eingesalzene Brätlinge? — Und kaum hatte dann Aphanaßj ihr geantwortet: gut, gebt mir nur Brätlinge oder Pastetchen — so erschienen auch schon mit dem Tischtuche zugleich Brätlinge und Pastetchen. Eine Stunde vor dem Mittage nahm er wieder etwas zu sich, womit er gewöhnlich ein Schlückchen Branntwein aus einem altmodischen, silbernen Schälchen, und ein Gericht Pilze verband, so wie allerlei Dörrfischchen und dergleichen mehr. Um 12 Uhr setzte man sich zum Mittagsessen. Dabei kam außer den jedesmal erforderlichen Schüsseln, Tellern und Näpfen mit Brühe, eine Menge Töpfchen auf den Tisch, deren Deckel sorglichst verschmiert waren, damit ja nichts von den appetitlichen Erzeugnissen der so schmackhaften als altbewährten Kochkunst sich verriechen möge. Das Mahl begleitete in der Regel ein Gespräch über lauter Gegenstände, die eben einer Mahlzeit zunächst liegen. So sagte wohl Aphanaßj: mir scheint, als wäre der Grützbrei ein wenig angebrannt. Scheint's Euch nicht auch so, Pulcheria Iwanoffna? — und erhielt dann meist zur Antwort: „Nein, Aphanaßj Iwanowitsch, nehmt nur etwas mehr Butter dazu, so wird er euch auch nicht mehr angebrannt vorkommen. Oder, da, nehmt von der Pilzbrühe hier und gießt sie Euch drüber.“ — Nun, so seyd Ihr wohl so gut — erwiederte Aphanaßj, seinen Teller dazu hinhaltend — und laßt mich einmal versuchen, wie das seyn wird. — Nach dem Mahle richtete er sich gemeiniglich zu einem Stündchen Mittagsruhe ein, und dann brachte Pulcheria nicht selten etwa eine zierlich zerlegte Wassermelone und sprach freundlich einladend zu ihm: „Hier, Aphanaßj Iwanowitsch, kostet einmal, ob die Melone nicht prächtig schmeckt.“ — Aphanaßj aber bemerkte ihr darauf, indem er sich eine tüchtige Schnitte davon nahm, belehrend: glaubt das nur nicht deßhalb, weil sie inwendig roth ist; denn es kommt oft genug vor, daß dergleichen zwar roth, aber doch gar nicht gut sind. — Indeß verschwand die Melone unglaublich geschwind, und ihr folgten noch etliche Birnen, ehe er sich zu einem kleinen Spaziergange im Garten mit seiner Frau aufschickte. Von diesem ins Haus zurückgekommen, ging sie an ihre Verrichtun-

gen, während er sich unter dem Wetterdache nach dem Hofe hinaus niedersetzte und zusah, wie die Vorrathskammer in unaufhörlichem Wechsel ihr Inneres zeigte und verschloß, und die Mägde, jeden Augenblick einander stoßend, allerlei Abhub und Abfall in hölzernen Kästen, Sieben, Schwingen und andern Fruchtbehältern hinein- und herausbrachten. Gar bald jedoch schickte er nach seiner Frau, oder machte sich selber zu ihr auf und fragte sie: was könnt' ich denn wohl jetzt essen, Pulcheria Iwanoffna? — „Ja, was möchtet Ihr denn eigentlich essen? Soll ich vielleicht gehen und sagen, daß man Euch die Quarkpastetchen mit Beeren bringe, die ich für Euch besonders habe aufheben lassen?" — Ja, gut, Mütterchen. — Oder — fuhr die Unermüdliche fort — kann seyn, ißt Ihr lieber Mehlbrei? — Auch gut das — antwortete der Fügsame; — vor dem auf der Stelle alles dieses zusammen hingestellt wurde und in der Regel nichts wieder weggebracht zu werden brauchte. Trotz dem pflegte er auch vor dem Abendessen noch etwas zu sich zu nehmen, denn dieses erfolgte erst um halb zehn Uhr. Nach demselben machte sich aber alles sogleich wieder zum Schlafengehen zurecht, und eine allgemeine Stille senkte sich in dieses rege und doch auch so ruhige Winkelchen herniedet. Die Stube, in welcher das Ehepaar schlief, war immer so warm, daß nur selten jemand Andres im Stande war, einige Stunden in derselben auszuhalten. Aphanaßj aber schlief obendrein, um noch etwas wärmer zu liegen, gern auf dem Ofen,*) obgleich die starke Hitze dort ihn nicht selten nöthigte, mitten in der Nacht manchmal aufzustehen und in der Stube umherzugehen. Bei diesen Nachtwandler-Gängen geschah es auch bisweilen, daß er gar vernehmlich seufzte und stöhnte; und wenn dann die aufmerksame Gattin besorglich fragte: „Aphanaßj Iwanowitsch, was seufzt Ihr denn so sehr?" — so erhielt sie meist die Antwort: Gott weiß es, Pulcheria Iwanoffna, mir ist gerade als hätt' ich Leibweh. — „Möchtet Ihr vielleicht etwas essen?" forschte die Heilkundige weiter. — Ja, ich weiß nur nicht, ob mir das gut wäre. Und übrigens, was soll' ich denn auch wohl essen? — „Nun, etwas saure Milch, oder halbflüssige Fleischbrühe mit getrockneten Birnen." — Meinetwegen, laßt mich's wenigstens versuchen. — Die schläfrige Magd wird beauftragt, im Küchenschränkchen nachzusuchen, und Aphanaßj läßt sich regelmäßig ohne alle Widerrede ein recht hübsches Tellerchen voll der empfohlenen Medicin gefallen und beruhigt dann seinen Arzt gemeiniglich, indem er sich mit den Worten wieder hinlegt: jetzt ist mir, als ob mir etwas leichter geworden wäre.

Zuweilen wenn das Wetter hübsch und in den Stuben gehörig eingeheizt war, gerieth derselbe in so heitere Laune, daß er muthwillig genug war, die gute Pulcheria ein wenig zu necken, indem er eine Zeitlang ganz seltsame Reden verführte. So sagte er z. B. manchmal: Pulcheria Iwanoffna, wenn nun plötzlich unser Haus zu brennen anfinge — wohin würden wir uns wohl retten? — „Behüt' uns Gott davor!" — gab die fromme Pulcheria zur Antwort und schlug andächtiglich ihr Kreuz. Recht schön das, Pulcheria Iwanoffna! Aber ich setze nun den Fall, unser Haus brennte doch ab — wohin möchten wir uns dann wohl flüchten? — „Gott mag wissen, was Ihr da sagt, Aphanaßj Iwanowitsch! wie wär's denn nur möglich, daß unser Haus abbrennen sollte? Das ließe der liebe Gott ja nimmermehr zu." — Ja, ja, ganz gut; aber wenn's nun doch einmal abbrennte? — „Nun dann flüchteten wir uns gewiß in die Küche, und Ihr müßtet freilich eine Zeit lang die Stube nehmen, die jetzt die Ausgeberin hat." — Und wenn nun auch die Küche wegbrennte? — neckte der böse Mann weiter. — „Der liebe Gott wird uns davor bewahren, daß er mit einemmale Haus und Küche abbrennen ließe! Oder wir müßten eben in die Vorrathskammer, während ein neues Haus gebaut würde." — Wenn aber auch die Vorrathskammer mit verbrennte? — „Weiß doch der liebe Gott, was Ihr da alles vorbringt! Jetzt werd' ich aber auch nicht länger auf Euch hören. Es ist sündhaft, solche Reden zu führen, und Gott straft den Vorwitz." — Durch diesen Erfolg seiner Neckerei schien Aphanaßj endlich befriedigt, denn er verhielt sich nun ruhig in seinem Stuhle und lächelte.

Am beachtenswerthesten erschien mir das gute Paar immer, wenn es Besuch hatte; dann bekam in seinem Hause alles ein ganz besonderes Ansehen: die wackern Leute, kann man sagen, lebten nur für ihre Gäste. Alles, was nicht ihr Bestes war, wurde gleich von vorn herein über Seite gebracht. Sie waren um die Wette bemüht, euch mit allem zu bewirthen, was ihre Wirthschaft nur irgend vermochte. Am angenehmsten jedoch war mir das, daß in all' ihrer Dienstfertigkeit durchaus niemals etwas Widriges lag. Treuherzigkeit und Bereitwilligkeit, die schönen Folgen der heitern Einfalt ihrer guten arglosen Herzen, drückten sich in ihren Zügen so ansprechend aus und standen ihnen so hübsch, daß man ihren Einladungen unwillkürlich nachgab. Diese Treuherzigkeit war himmelweit verschieden von derjenigen, mit welcher euch wohl der Beamte des Kronpalastes tractirt, den eure Bemühungen erst zum Menschen und zum Mann gemacht haben, der euch seinen Wohlthäter — seinen huldreichen Gönner nennt und jeden Augenblick bereit ist, eure Knie zu umfassen und euch zu Füßen zu kriechen. — Bei unserm Ehepaar wurde kein Gast am Tage seiner Ankunft wieder fortgelassen; über Nacht mußte jeder da bleiben: „Ihr nähmt uns ja sonst die Ruhe mit! Und wie wär's denn auch möglich, so spät zu einem so weiten Wege sich aufzumachen?" sagte Pulcheria immer, wenn gleich ihre Gäste alle meist nur drei bis vier Werste weit wohnten. Fügte dann aber Aphanaßj zu ihrer Unterstützung etwa noch hinzu: „Ja, freilich, man kann nicht alles vorhersehen: wie leicht wird man nicht z. B. von Räubern angefallen, oder von einem andern bösen Menschen — so nöthigte dieß die gute Pulcheria wiederum zu ihrem frommen Ausrufe: „Gott behüt' uns doch gnädig vor allen Räubern!" und sog

*) Ein Ruheplätzchen, zu dem die, den deutschen Landbacköfen nicht unähnlichen, niedriglanggestreckten Oefen der gemeinen Leute so wohl geeignet sind, daß selbst Personen höhern Ranges dasselbe keineswegs immer verschmähen. So sah z. B. Uebersetzer in St. Petersburg, einmal nicht nur einen kaiserlichen Hauptmann, sondern auch eine junge Hauptmännin solchen Lagerplatz, aus gleichem Grunde wie der harmlose Aphanaßj, beziehen.

dem gutmeinenden Warner obendrein den Vorwurf zu: „Warum sprecht Ihr aber auch von dergleichen bei Nacht! — Ach was, Räuber, Räuber — die Dunkelheit nur paßt durchaus nicht zum Reisen. Ja, und Euer Kutscher noch dazu — o, ich kenne Euren Kutscher; der ist ja ein so schwächlicher, kleiner Knirps, jede armselige Stute schlägt den ja. Uebrigens hat er auch schon gehörig geladen und schnarcht längst in irgend einer Ecke. — So mußte der Gast ohne weitere Widerrede da bleiben; doch wurde er dafür auch durch einen Abend im warmen Stübchen, bei traulichem, erwärmendem und Schlummer bringendem Geplauder im emporsteigenden Dufte des aufgetragenen, immer nahrhaften und meisterlich zubereiteten Mahles reichlich belohnt. Ich sehe noch, als wär's heute, Aphanaßj behaglich in sich zusammengekrochen, in dem Großstuhle sitzen, wie er mit seinem stehenden Lächeln aufmerksam, ja zu höchlichem Ergötzen, dem Gaste zuhörte. Kam dann, wie natürlich, auch die Politik aufs Tapet und trug der Gast, obschon er selber wohl nur sehr selten aus seinem Dorf gekommen seyn mochte, dabei mit wichtig verzogenen Mienen und geheimnißkündendem Ausdrucke im Gesicht seine Muthmaßungen, Conjecturen und unfehlbaren Combinationen vor, indem er wohl erzählte: daß er aus sicherer Quelle wisse und sich darauf todtschlagen lassen wolle, wie der schlechte Franzos mit dem treulosen Engländer übereingekommen, den Bonaparte, den Gott verdammen möge! wieder auf Rußland loszulassen — oder von sonst einem bevorstehenden Kriege schlechtweg sprach: dann sagt Aphanaßj oft scheimisch, als ob er Pulcheriens Anwesenheit nicht bemerkte: ich gedenke, auch mit in den Krieg zu gehen. Warum auch sollt' ich denn das nicht? — Das konnte aber Pulcheria, die gute Seele, nie mit anhören, ohne ihm ins Wort zu fallen: „Ach, geht doch weg, Aphanaßj Iwanowitsch! Und Ihr, lieber Herr, glaubt ihm nur ja nicht! Wie sollt' er, ein so alter Mann, noch mit in den Krieg ziehen? Der erste beste Soldat — daß Gott erbarm'! schöss' ihn ja gleich todt! Ach Gott, mausetodt schöss' er ihn! Seht nur selber, wie er da zielt und mir meinen armen Aphanaßj niederschießt." — O! (prahlte dann Aphanaßj noch weiter) ich schöss' ihn dann aber auch nieder! — „Da hört nur einmal, wie er spricht! (eiferte die treue Einfalt dagegen) Wie sollt er denn in den Krieg ziehen? Seine Pistolen sind ja schon lange verrostet und liegen längst in der Rumpelkammer. Wenn Ihr sie nur sehen solltet: wie sie da sind, möchten sie wahrlich eher vom Pulver zerspringen, als losgehen. Die Hände würde er sich abstoßen und das Gesicht zerreißen, zeitlebens sich unglücklich machen!" — Aphanaßj aber, noch immer nicht aus dem Felde geschlagen, entgegnete ihr mit wohlgetroffen kecker Windbeutelei eines ächten Hans Hasenfuß: o, ich kaufe mir neue Waffen! Ich schnalle mir einen Säbel um, oder mach' mir eine Kosacken-Pike. — „Welche Possen! (nahm Pulcheria, nun ärgerlich, das Wort) da kommt ihm plötzlich etwas in den Kopf, und da fängt er an, drauf los zu schwatzen. Ich weiß wohl, daß er nur scherzt; aber alles das ist doch unangenehm anzuhören. So macht er's aber auch immer! So hört man ihn manchmal, daß Einem darüber ordentlich ganz grauslich wird." — Aphanaßj aber, zufrieden damit, Pulcherien doch ein wenig bange gemacht zu haben, kauerte sich in seinem Stuhle noch mehr zusammen als gewöhnlich, und lächelte.

Pulcheria erschien mir am eigenthümlichsten dann, wenn sie den Gast zum Imbiß nöthigte: „Hier ist — sagte sie dann z. B., indem sie den Stöpsel von der Karaffe nahm — hier ist ein Kirschen- und Salbei-Aufguß: wenn Jemanden die Schultern oder das Kreuz schmerzen, so hilft dieß außerordentlich. — Das hier ist Tausendguldenkraut: wenn Ihr Ohrenklingen, oder im Gesicht Flechten bekommt, so ist dieses ganz vortrefflich. — Und dieß hier ist auf Pfirsichkernen doppelt destillirt. Nehmen Sie nun einmal ein Gläschen davon — wie schön das riecht! Stoß' ich mich etwa beim Aufstehen aus dem Bette an eine Tisch- oder Schrank-Ecke auf der Stirn eine Bräusche, so brauch' ich nur ein einziges kleines Spitzglaschen hiervon vor dem Mittage auszutrinken, und alles ist wie mit der Hand weggewischt — ja, ja, noch in derselben Minute ist alles vorbei, als ob gar nichts gewesen wäre!" Hierauf folgte eine gleiche Aufzählung für die übrigen Karaffinen, welche fast immer auch mit irgend einer heilsamen Eigenschaft ausgestattet waren. Hatte sie den Gast endlich mit der ganzen Apotheke beladen, so führte sie ihn zu einer Menge von aufgestellten Tellern und sagte: „Hier sind Pilze mit Thimian, hier mit Gewürznägelein und Wolaer Nüssen; die hat mich eine Türkin einlegen gelehrt, zu der Zeit, als die Türken noch bei uns in Gefangenschaft gewesen sind. Das war eine so gute Türkin, daß man's rein gar nicht merkte, daß sie den türkischen Heidenglauben hatte. Sie ging auch schon ganz und gar so, wie Unsereine; nur Schweinefleisch aß sie durchaus nicht. Sie sagte: das wäre bei ihnen — als wie dort, in ihrem Lande — verboten. — Hier diese Pilze sind mit Johannisbeerblättern und Muskatennuß angemacht. Und hier habe ich auch größere Fischchen; die habe ich aber zum erstenmale marinirt. Ich weiß dieserhalb auch noch nicht, wie sie etwa ausgefallen seyn mögen. Das Recept dazu ist ein Geheimniß, ich habe es von Vater Iwan. Ihnen kann ich's aber wohl sagen: man nehme ein kleines Fäßchen und lege zuerst eine Schicht Eichenblätter; die bestreut man mit Pfeffer und Salpeter; dann thut man noch Mitschuiwiter-Blüthe daran, und zwar diese Blüthe so, daß die Schwänzchen (Stiele) nach oben kommen. Und darauf legt man die Fischchen. — Hier sind auch Pastetchen: die hier mit Käse, und jene dort, Aphanaßj's Lieblinge, von Kohl und Buchweizenbrei." — Dieß bestätigte Aphanaßj immer sehr bereitwillig: „Ja, die ess' ich ganz erschrecklich gern; sie sind so mürbe und hübsch säuerlich!" — So war Pulcheria jederzeit recht eigentlich in ihrem Elemente, wenn sie Besuch hatte. Das gute Mütterchen! für ihre Gäste lebte und webte sie ordentlich. Wie so gern doch war ich immer bei euch! Obgleich ich mich gewöhnlich eben so gut, wie all' eure anderen Gäste toll und voll, ja manchmal geradezu krank gegessen, immer doch war ich wieder gleich bereit, zu euch zurückzukehren. Fast aber möchte ich glauben, daß in Klein-Rußland die Luft selbst irgend eine besondere Eigenschaft zur Beförderung der Verdauung besitze, denn, wollte man sich etwa *hier* einmal einfallen lassen, so entsetzlich, wie dort, darauf los zu essen — gewiß, man

würde bald, anstatt am Tische, auf dem Tische seinen Platz haben. *)

Ihr guten Alten! Jetzt nähert sich meine Erzählung von euch einem schmerzlich betrübenden Vorfalle, welcher das Leben dieses harmlosen Asyls für immer aufs bitterste veränderte, und um so erschütternder erscheint, als er durch einen ganz kleinlichen Zufall herbeigeführt wurde. Nach dem wunderlichen Laufe unserer Welt erzeugen sich immer aus den nichtigsten Ursachen die verhängnißvollsten Begebenheiten, so wie umgekehrt auch gerade die gewaltigsten Unternehmungen auf die unbedeutendsten Folgen hinauslaufen: ein Eroberer, der durch eisernen Willen und weltstürmende Gewalt, über die Reiche hinweg, von Sieg zu Sieg, durchs Leben getragen, selbst seine untersten Krieger bis auf die Throne der unterjochten Völker erhoben, behält am Ende kaum ein Fleckchen Erde, das hinreichte, nur für einen Einzigen seiner tausend und aber tausend Invaliden den nöthigen Kartoffelbedarf zu erzeugen — brauchte es auch der Weltherrscher nicht selber . . . zu seinem Grabe. — Dagegen zausen sich vielleicht einmal ein paar Wurststopfer aus zwei verschiedenen Städten, irgend einer erbarmlichen Albernheit wegen, hin und her — und der Hader ergreift ihre Städte selber, und diese ziehen die Dörfer und Weiler, zuletzt das ganze Land mit hinein. — — Doch lassen wir jetzt diese Betrachtungen, die nicht weiter hieher gehören. Ueberdieß lieb' ich auch die Betrachtungen gar nicht, wenn es bei den bloßen Betrachtungen bleibt.

(Fortsetzung folgt.)

Der englische didaktische Dichter Cowper und sein Hauptwerk „die Aufgabe" (the task).

(Fortsetzung.)

Im dritter Gesang tadelt der Verfasser sich selbst zu Anfange wegen seines Eifers am Schlusse des zweiten; satyrisch zu werden passe sich für den Säuger des Sofa's nicht, eher das häusliche Glück zu besingen.

Häusliches Glück, du einz'ge Seligkeit
Des Paradieses, die uns übrig blieb,
Wiewohl nur Wenige dich rein genießen,
Und den Genuß sich sichern, weil sie schwach
Und unvorsichtig deine Süßigkeit
Nicht schirmen vor dem Wermuth, den Gereiztheit
Und Lasterheit dem krystallnen Tranke zumischt.
Du bist der Tugend Amme, welche lächelt
In deinem Arm, erscheinend, wie sie ist,
Als Himmelskind, und dorthin wiederkehrend.
Dich kennen nicht, die dem Vergnügen huld'gen,
Der gürtellosen Göttin auf dem Rade
Mit irrem Blick, die stets dem Arm sich anklehnt
Der Neuheit, ihrer schwachen, morschen Stütze;
Denn du bist sanft, beständig, hassest Wechsel,
Suchst Freuden in der Ruh' erprobter Liebe,
Die nie der Stachel der Leidenschaft gewährt.
Dich lassend, welchen Schiffbruch litten wir
An Ehr' und Würdigkeit und goldenem Ruf!

Hiebei geräth er denn doch wieder in gerechten Unmuth, kommt auf sich selbst, auf seine früheren Entwürfe, und auf die eitlen Entwürfe der Menschen überhaupt, selbst der sich weise dünkenden, und vertheidigt sich wegen seiner scheinbaren Tadelsucht. Der Philosoph müsse nie stolz auf seine Weisheit seyn, sondern Gott die Ehre geben. Solch ein frommer und kindlicher Weiser sey Newton gewesen. Hierauf wendet er sich mit neuem Preise an das häusliche Leben:

O du, des Menschen bestem Streben hold,
Der Tugend, der Betrachtung und dem Frieden,
Du Häuslichkeit, vereint mit Ländlichkeit,
Nur Wen'ge kennen deinen Werth und Reiz,
Obwohl mit deinen Freuden Manche prahlen,
Als hätten sie aus Kenntniß dich gewählt.
Der thör'ge Mensch vergißt sein eignes Wohl,
Gleichwie sein Urahn, und verläßt, wiewohl
Ins Paradies gesetzt, (denn stets behielt
Die Erde Spuren ihrer Jugendschönheit)
Um flücht'ge Freuden wesenhaftes Glück.

Zu den ländlichen Vergnügungen rechnet er aber nicht die Jagd, wovor er wenigstens einen Hasen gerettet habe (den er jung aufzog und auf den er auch ein paar besondere kleine Gedichte gemacht hat).

Wie mannichfach sind deß Genüsse, den
Müßig die Welt nennt, der dann zur Vergeltung
Die so geschäft'ge Welt für müßig hält.
Buch, Garten, Freund, vielleicht auch eine Feder,
Beflissenheit, mit Lust daheim genossen,
Natur in ihrer Bildung Schmuck, nach seinem
Geschmack gekleidet, ihn ins Freie lockend —
Wer dieß hat, kann's dem an Beschäftigung fehlen?
Wie, wem so viel Genüsse freistehn, müßig seyn?
Mich drum, der ich nach thät'ger Muße strebe,
Nicht nach dem trägen Glück, die Zeit zu täuschen
Und zu verschwenden, wissend, Menschenlieben
Sey nur ein Pfand, mit Zinsen rückzuzahlen,
Wenn er zur Rechnung seine Schuldner ruft,
Dem alles Heil entspringt, mich findet hier auch
Die Arbeit. Emsig such' ich zu verbessern,
Zum mindesten nicht unbenutzt zu lassen
Den mir verliehnen Geist, ihn spornend, zwar
Oft schlaff, und viel in meinem Werk gehindert
Durch Gründe, nicht vergebens auszuplaudern,
Zu seinem rechten Ziel — dem Dienst der Menschen.
Wer auf sein eignes Innres achtsam ist,
Ein Herz hat und es wahrt, und einen Geist hat,

*) d. h. als Leiche — nach Landessitte.

Der hungert und sich sättigt, wer ein nicht
Zerstreutes, doch gesell'ges Leben führt,
Der hat zu thun und fühlt zu einem stillen,
Doch nicht geringen Werke sich verpflichtet.
Ein Leben voll Geräusch und Wiewar mag
Dem, der es leitet, weis' und löblich scheinen;
Doch eine Perl' ist Weisheit, die man findet
Im stillen Wasser und bei klarem Himmel.
Wer sich im Sturm stets umtreibt, taucht danach
Hinab nicht, oder bringt statt ihrer, eitel
Geschäftig schlechte Muscheln nur herauf.

Nun werden besonders die gärtnerischen Geschäfte gepriesen, wobei man selbst Hand anlegen müsse, das Beschneiden, Pflanzen u. s. w. nebst einer Entschuldigung, daß er auch von Mistbeeten sprechen müsse. Die Gewächshäuser werden nicht vergessen. Auch im Winter habe die Natur ihre Reize, obgleich sie dann meist verlassen und die Stadt vorgezogen werde, wo man leider dem Eigennutze, der Ehrsucht und unedlen Vergnügungen huldige. Der Gesang schließt mit einer Anrede an die Hauptstadt, wo der Dichter manches sieht, das er liebt, mehr, was er bewundert, aber alles, was er verabscheut; die er belacht und beweint, und in welchem Sodom er doch zur Rettung desselben noch mehr als zehn Gerechte kennt.

Der gegen das Ende des dritten Gesanges vorkommende Gedanke, daß auch der Winter auf dem Lande seine Reize habe, wird in den letzten drei Gesängen, obgleich mit vielen Abschweifungen, ausgeführt. Der vierte beginnt mit der Ankunft der Post im Dorfe, welche die Zeitungen mitbringt, zu deren ruhigem Genuß der Landbewohner sich auf das Sofa setzt (damit doch auch dessen einmal wieder gedacht werde), die Vorhänge heradläßt und das Feuer im Ofen anschürt. Die Zeitungen veranlassen zu einer Betrachtung der Welt, oder der weltlichen geschäftigen Unruhe, und zu einer Begrüßung des Winters, besonders des ländlichen.

O Winter, Heerscher umgewandten Jahres,
Dein aschengleich von Schlossen rauhes Haar,
Dein dir am Mund vereister Hauch, und deine
Mit nicht von Alleesschnee geweißtem Bart
Umstarrten Wangen, deine Wolkenstirn,
Ein trockner Zweig dein Scepter, und dein Thron
Ein gleitend Fuhrwerk, Rädern unverschnitten,
Vom Sturm den glatten Weg entlang getrieben. —
Ich liebe dich trotz unlieblichem Schein,
Trotz deinem Grau'n! Du hältst die Sonne fest
Im dämmerlosen Ost, verkürzest zwischen
Morgen und Mittag ihren Weg, und ihrem
Verweilen nimmer hold beschleunigst du
Sie zu dem rosigen West, doch den Verlust
Aufwägend freundlich durch die größre Zahl
Gesell'ger und belehrungsvoller Stunden,
Und die zerstreute Hausgenossenschaft
Unschwer versammelnd, auch dem Denker hold,
Den dann nicht Tag noch Tagessorgen stören.
Ich preis als König dich der innigsten
Der süßen Freuden am Kamin im Zimmer,
Aller Behaglichkeiten, die die Hütte
Der ruhigen Zurückgezogenheit
Und abendliche Feierstunden kennen.
Kein rasselnd Rad hält still vor dieser Thür u. s. w.

Nun werden die ländlichen Vergnügungen dieser Jahrszeit, die weiblichen häuslichen Beschäftigungen des Nähens und Stickens, die männlichen des Lesens und Vorlesens, und die gemeinschaftlichen des Singens und der Unterhaltung durchgegangen, und das einfache Mahl mit dem des Städters zum Nachtheil des letztern verglichen. Selbst das wehmüthige Insichversinken zur Zeit der Abenddämmerung wird gepriesen, während es draußen friert und schneit, und am nächsten Morgen die Oberfläche der Erde weiß bedeckt erscheint, zugleich aber auch theilnehmend des Wandrers und des Fuhrmanns und der winterlichen Strapatzen derselben gedacht, so wie des armen Landmanns, der freilich mit Noth und Elend zu kämpfen hat; wie denn auch die Winterabende und Nächte dem Diebe, dem Trunkenbolde und dem Tanzlustigen und Ueppigen unter den gemeinen Leuten willkommen seyen. Hiebei gehen besonders die weibliche Sittsamkeit und Keuschheit zu Grunde, so daß diese Tugenden auf dem Lande nachgerade selten würden. Der Soldatenstand habe viel dazu beigetragen, wobei ein Recrut und seine Umwandelung beschrieben wird. Trotz dieser zunehmenden Verderbniß kennt der Dichter nichts Süßeres als das Landleben und ergießt sich am Schluß des Gesanges in die Worte:

Heil, Pflegrin des Gesundheit und des Wohlseyns
Und der Betrachtung, herzerquickender
Harmlosee Freuden, unbekannt im drangen
Gewirr der Menge, Heil dir, ländlich Leben!
Mag, wem's beliebt, nachjagen Ehr' und Würden,
Dem Geld und Gut, dem Beifall und dem Ruhm!
Ich werde dieser Jagd mich nicht gesellen,
Doch nicht sie stören, nicht ihr Glück beneiden,
Es muß auch Große geben. Großes Werk braucht
Große Talente. Und Gott gibt Jedwedem
Die Tugend, den Verstand, Geschmack, die Gabe,
Die ihn ins Leben hebt, und fallen läßt
In den von Gott ihm angewiesnen Kreis.
Befreiern eines unterdrückten Landes
Gibt er Beredsamkeit, ein fühlend Herz,
Muth abzuwehren Unbild und Gewalt,
Monarchen Würdigkeit, Verstand den Richtern,
Den Künstlern Urgedanken und Geschick,
Mir einen ehrsuchtlosen Geist, der hier
Im niedren Thal des Lebens genügsam früh
Muß' und Gemächlichkeit sich wünscht' und längst
Holde Gemächlichkeit und Muße fand.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schnee.

Von Alfred de Vigny.

1.

Wie süß, wie süß ist es, Geschichten anzuhören,
Geschichten der Vergangenheit,
Wenn schwarz im Walde stehn die Tannen und die Föhren,
Wenn starr der Boden ist, und rings das Land verschneit!
Wenn sich vom Sturm umtost die schlanke Pappel bieget,
Wenn so mit Schnee bedeckt, daß ihr ihn kaum noch seht,
Der Rabe schläfrig sich auf schwankem Zweige wieget,
Wie auf dem Kirchenthurm der Wetterhahn sich dreht!

Gar klein und einsam sind die beiden Füß' im Schnee
Im Erker dort versteckt, daß ihn kein Aug' erspähe,
Wir gerne wär' es blind — gibt doch der Kaiser Acht,
Und fürchtet seinen Zorn und mehr noch seine Macht.

Unter der Kron' hervor die weißen Locken quellen
Um seine braune Stirn, darin die Adern schwellen;
Des Mantels Purpursammt, der auf die Füß' ihm fällt,
Ein mächtig Bärenfell in dichte Falten hält.

Den Kopf weit vorgestreckt, daß auf die Fensterscheiben
Die Seufzer, die der Beust entfliehen, Wolken treiben,
Stampft er wohl zwanzigmal den Boden mit Gewalt,
Daß von dem eis'nen Schuh der Marmor wiederhallt.

Du fränk'sches Königskind, o Emma, schöne Maid,
Welch' wundersame Last drückt deine Schultern leis'?
'S ist Eginhard der Knab, den vor die auf den Knie'n
Im heimlichen Gemach der junge Tag beschien.

Den Schwanenhals umschlingt er sanft mit seiner Rechten,
Drückt einen heißen Kuß auf ihre schwarzen Flechten,
Auf die gesenkte Wang', die Brust, die weißer ist,
Als selbst der Hermelin, der blendend sie umfließt.

Sein ängstlich Athmen sucht er ganz zu unterdrücken,
Und denkt, er presse dann, nicht so den zarten Rücken,
Klagt über sein Gewicht und über ihren Fuß,
Der diesen Abend noch belohnen soll sein Kuß.

Jetzt nur steht Emma still, um ihre Kraft zu loben,
Hebt ihre weiße Stirn, blickt schelmisch bös nach oben
Und schließt mit einem Kuß des lieben Schwätzers Mund,
Eilt schwankend weiter dann über den schnee'gen Grund.

Doch rauher Stimmen Ton dringt plötzlich durch die Hallen,
Wohin sie wenden sich, hör'n sie ein „Halt" erschallen,
Und Eginhard, der schnell von seinem Sitze springt,
Entzieht sich Emma's Arm, die in den seinen sinkt.

2.

Ein reicher Wappenschmuck prangt an dem Baldachine,
Darunter Kaiser Karl sich setzt; die Paladine
Umgaben rings den Thron, und ihrer Mäntel Pracht
Erhöhet noch den Glanz, indem hier Alles lacht.

Ein breit und langes Schwert stützt ihre starke Rechte,
Das oft der Sachsen Blut geröthet im Gefechte;
Auf ihrem Schilde, der besiegte Kön'ge nennt,
Die gothische Devis' in dreien Farben brennt.

Gelehnt an Säulenreihn mit goth'schem Capitale
Stehn Krieger, groß und stark, rings in dem weiten Saale.
Durch den geschlossnen Helm, darauf die Feder nickt,
Sieht man das Auge kaum, das kühn und trotzig blickt.

Die beiden, auf den Knie'n in demuthvoller Haltung,
Sie beten jeder um des Andern Erhaltung.
Die Stirne sich gesenkt, erzitterte das Paar,
Das jetzt roth vor Scham, jetzt bleich vor Schrecken war.

Ein jeder war verstummt; es herrschte tiefe Stille.
Im Innern hocherfreut ob seiner Lockenfülle,
Versuchte Eginhard, die Augen wendend scheu,
Ob ihm nicht auf sein Lieb ein Blick gestattet sey.

Schön Emma barg ihr Haupt in ihren weißen Händen,
Und lauschte weinend, wie der Sturm sich möchte wenden;
Doch da man immer schweigt, versucht sie endlich kühn
Die Finger vom Gesicht allmählich wegzuziehn

Der Kaiser lächelte, still eine Thräne weinend,
Und dadurch jedem Aug' nur schöner noch erscheinend;
Er rief Turpin herbei, der Hausrapian ihm war,
Und sprach so sanft er konnt': „Nun segne nur das Paar!"

Wie süß, wie süß ist es, Geschichten anzuhören,
Geschichten der Vergangenheit,
Wenn schwarz im Walde stehn die Tannen und die Föhren,
Wenn starr der Boden ist und eins das Land verschneit!

F. W. Deelle.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 130 u. 131.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

11 November 1840.

Beatrix.

Von H. de Balsac.

Zu den gelungensten Gebilden der neuesten französischen Roman-Literatur gehört unstreitig: Beatrix ou les amours forcés von Balsac. Wir geben dem Leser davon einige Auszüge, die wir mit der eigenthümlichen Beschreibung einer altadeligen Familie in der Bretagne, ihrem einfachen Leben, Wünschen und Hoffen, das sich wie Epheu treu und fest um das Stammschloß rankt, während dicht daneben die Giftpflanzen der Pariser Cultur aufsprossen, beginnen wollen, weil dieß die ersten Perlen an dem Faden dieser Geschichte sind, der zu fein, zu künstlich gesponnen und mit seinen Verzierungen zu fest verwebt ist, um seinen Ablauf dem Auge bei raschem Darüberhinschauen zeigen zu können.

Nachdem die alterthümliche Stadt Guérande in der Bretagne und das Haus der Familie du Guénic mit seinen Thürmen und Spitzbogen, seinen Wappenschildern und Heiligenbildern treu ausgemalt ist, eine versteinerte Poesie des Mittelalters, werden wir ins Innere der Familie geführt und uns in dem Baron du Guénic, Mademoiselle Zephirine du Guénic, seiner älteren Schwester, seiner jugendlichen Gattin und seinem einzigen Sohn Gaudebert-Calyst-Louis die interessantesten lebenden Bilder gezeigt.

„Der Baron war einer der kühnsten Chouans gewesen; 1802 mußte er fliehen und wählte Irland zu seinem Exil, treu dem altbretagnischen Hasse gegen England. Während seines Aufenthalts in Dublin verliebte er sich trotz seiner fünfzig Jahre in eine reizende ein und zwanzig jährige Irländerin, Miß Fanny O'Brien, mit der er sich vermählte und 1814 nach seiner Heimath zurückkehrte, wo ihm seine Gattin an demselben Tage einen Sohn schenkte, an welchem Louis XVIII in Calais landete, weßhalb das Kind zu den üblichen Familiennamen: Gaudebert-Calyst noch den Namen Louis erhielt.

Zu der Zeit, wo diese Geschichte beginnt, in den letzten Tagen des August 1836, war der Baron dreiundsiebenzig Jahr alt, aber die Strapatzen seines Kriegerlebens hatten sein Haupt gebeugt, als wenn schon ein Jahrhundert darüber hergezogen wäre. Er war von hoher, grader, dürrer und muskulöser Gestalt; sein länglichtes Gesicht war mit tausend Falten überzogen, die wie Franzen die Backenknochen und Augenbrauen umschweiften und ihm Aehnlichkeit mit den Greisen verliehen, die Van Ostade, Rembrandt, Mieris und Gerard Dow so wundervoll zu malen verstanden, und die man durch eine Loupe sehen muß, um sie gehörig zu würdigen. Die festen Umrisse des Ovals, die Zeichnung der Stirn, die ernstgebogene Nase, die strengen Linien des Knochenbaues, die nur durch Blessuren zerstört werden können, bezeugten seine Unerschrockenheit ohne Ueberlegung, seinen Glauben ohne Gränzen, seinen Gehorsam ohne Widerwort, seine Treue ohne Berechnung und seine Liebe ohne Unbeständigkeit. Der unerschütterliche Granit der Bretagne war in ihm verkörpert. Der Mund ist zahnlos, die früher rothen, jetzt bläulichen Lippen werden nur durch sein hartes Zahnfleisch gehalten, mit dem er noch Brod essen kann, weil seine Frau es sorgfältig für ihn in einer feuchten Serviette erweicht. Das Kinn strebt die Nase zu erreichen. Seine Haut, die röthlich marmorirt durch die Runzeln schimmert, deutet auf ein sanguinisches, heftiges Temperament, das den Strapatzen Trotz bieten konnte und den Baron vor Schlaganfällen schützte. Der Kopf war mit schneeweißen Haaren geschmückt, die lockig auf die Schultern fielen. Das schon zum Theil erloschene Gesicht empfing sein einziges Leben aus zwei schwarzen Augen, die in ihren dunklen Höhlen die letzten Flammen einer großmüthigen treuen Seele ausstrahlten. Die Wimpern und Brauen fehlten ganz, der Bart wuchs sägerartig um das Gesicht. Ein Maler würde aber mehr als alles Andere an diesem alten Löwen der Bretagne, mit breiten Schultern und nervichter Brust, die prachtigen Soldatenhände bewundert haben; Hände, wie sie ein du Guénic haben mußte, breit, kräftig, rauh behaart; Hände, die den Säbelgriff umfaßten und ihn nicht wieder los ließen, wie Jeanne d'Arc bis zu dem Tage, wo das königliche Banner von der Kathedrale zu Rheims wehte; Hände, die von Dornen blutig geritzt waren in den Nächten der Flucht, die das Ruder

führten auf offenem Meere, um die Landung George's zu beschützen. Die Hände waren zwar jetzt weiß und unthätig, obwohl die ältern Bourbons im Exil lebten, aber wenn man genauer zusah, konnte man noch frische Spuren bemerken, die bezeugten, daß der Baron kürzlich erst zu „Madame" in der Vendee gestoßen war: jetzt braucht man die Sache nicht mehr zu verheimlichen, diese Hände waren die lebendigen Commentare zu der Devise der du Guénic's: Fac! —

Die Stirn zog die Aufmerksamkeit an durch einen Anflug von Goldfarbe an den Schläfen, wodurch sie merkwürdig abstachen gegen diese harte, zusammengedrückte, braune Stirn, die jedoch durch das Ausfallen der Haare groß genug erschien, um dieser schönen Ruine noch mehr Würde zu verleihen. Die ganze Physiognomie trug jedoch den Stempel von Wildheit, die den Bretagnern eigen ist, und jene fast thierische Ruhe oder Stumpfheit, die vielleicht eine Folge zu großer Anstrengungen ist. Das Denken schien hier selten und schwierig zu seyn, der Verstand lag mehr im Herzen als im Kopfe und richtete sich mehr auf die That als auf die Idee. Aber wenn man diesen schönen Greis genauer betrachtete, so erkannte man den Grund seiner auffallenden Verschiedenheit mit dem Geiste der Zeit. Seine Religion war ihm gleichsam angeboren und machte das Nachdenken überflüssig. Seine Pflichten hatte er auswendig gelernt vom ersten Athemzuge an. Die Gesetze und die Religion dachten für ihn. Er bewahrte seinen Verstand für seine Handlungen und zersplitterte ihn nicht für die unnützen Dinge, womit sich andere beschäftigen. Zur rechten Zeit aber weiß er seinen Scharfsinn aus dem Herzen, wie sein Schwert aus der Scheide zu ziehen, seine Entschlüsse sind durchdacht, rein und fleckenlos wie der Hermelin seines Wappens. Die Charakterschönheit beider Alten — denn die Schwester lebt nur durch und für den Bruder — kann fast nicht mehr gehörig verstanden werden von uns, die wir durch die Unbeständigkeit und Ungewißheit unserer Zeit so egoistisch geworden sind. — Seit einem Jahre war der Baron von einem Halbschlummer befallen, der ein Vorläufer des Todes zu seyn pflegt, dessenungeachtet wurden weder seine Frau noch seine blinde Schwester oder seine Freunde davon beunruhigt, die sich sämmtlich sehr wenig auf medicinische Kenntnisse verstanden. Sie fanden dieß ehrfurchtgebietende Ausruhen seiner fleckenlosen, aber müden Seele ganz natürlich: der Baron hatte immer für seine Pflicht gelebt, das war hinreichend, um alle zu beruhigen. — In diesem Hause waren die einzigen Interessen des Tages: das Schicksal der entthronten Bourbons, ihre Zukunft, die katholische Religion und die Einflüsse der neuen Politik auf die Bretagne. Alles Uebrige ward vergessen über der Zärtlichkeit Aller für den einzigen Sohn, für Calyst, den Erben und die letzte Hoffnung des alten Namens du Guénic. Der alte Vendeer hatte noch einmal seine Jugendkraft belebt gefühlt, als er seinen Sohn selbst in den Waffenübungen eines Edelmannes unterrichtete und ihn lehrte so wenig die Gefahr zu scheuen, als hätte er zehn Söhne daran zu wagen. Er hatte sein einziges Kind ins Feuer geführt wie zu einem Feste, als für „Madame" der unnütze Kampf geschlagen wurde.

Gegen sechs Uhr Abends war der Baron über dem Lesen der Quotidienne eingeschlafen, sein Kopf ruhte auf der Sessellehne neben dem Kamine. Diese Pause verstattet uns Fanny O'Brien und die alte Zephirine du Guénic zu zeichnen.

Neben diesem knotigen Stamme des adeligen Hauses saß die Baronin auf einem hochlehnigen Sessel vor dem Kamine und stellte den Grundtypus jener reizenden Geschöpfe dar, wie sie nur in England oder Schottland und Irland zu finden sind. Dort allein werden diese Mädchen geboren, aus Milch und Blut, mit goldenem Haar, das von Engelhänden gelockt zu seyn scheint, denn das Licht des Himmels zittert durch diese Ringeln, wenn die Luft damit spielt. Fanny O'Brien war eine Sylphide, aber stark durch Zärtlichkeit, unüberwindlich im Unglück, sanft wie die Musik ihrer Stimme, rein wie das Blau ihrer Augen; eine zarte, elegante, liebliche Schönheit noch in ihrem zwei und vierzigsten Jahre. Viele Männer würden es für ein Glück halten sie noch zu heirathen, beim Anblick dieses reichen Herbstes voller Blumen und Früchte von himmlischem Thau, ewigen Jugendschimmers erfrischt. Die Baronin hielt die Quotidienne in der Hand, die von Grübchen und schlanken Fingern geziert war. Halbausgestreckt lag sie mit natürlicher Anmuth im Stuhle und wärmte sich die kleinen Füße. Sie trug ein schwarzes Sammtkleid, das die köstlich gebildeten Schultern und den reichen Busen verhüllte, der durch das Stillen ihres einzigen Sohnes nicht entstellt worden war. Sie trug das Haar nach englischer Mode in langen Ringeln an der Wange hinab und oben mit einem einfachen Schildplattkamm festgehalten; diese schönen Haare waren nicht von unbestimmter Farbe, sondern glänzten im Sonnenschein wie droncirte Goldfäden. Die kleinen krausen Haare im Genick, die ein Zeichen der Race sind, ließ die Baronin besonders einflechten und in der Masse ihrer sorgfältig gekämmten Haare sich verlieren, wodurch die Wellenlinie des schönen Nackens vollkommen sichtbar wurde, auch bewies dieser einzige Zug, wie viel Sorge sie auf ihren Anzug verwendete, sie wollte die Augen dieses Greises ergötzen. Welche reizende, zarte Aufmerksamkeit! Ueberhaupt könnt ihr immer überzeugt seyn, daß eine Frau, die ihre Koketterie darein setzt, das häusliche Leben zu verschönern, eine ebenso gute Mutter als edle Gattin ist, die Blume und Freude des Hauses, denn sie hat ihre weiblichen Pflichten vollkommen begriffen. Die Eleganz ihres Aeußern erstreckt sich bis auf ihre Seele und ihre Neigungen, sie thut das Gute im Stillen, sie achtet und liebt ohne Berechnung, sie liebt die Ihrigen, wie Gott, um ihrer selbst willen. Auch war es, als wenn eine Himmelsjungfrau das heilige Leben, die keusche Jugend dieser Frau neben dem edlen Greise mit einer Glorie umgeben hätte, sie vor den Verwüstungen der Zeit zu beschützen. Die Veränderungen ihres Aeußern würde Plato vielleicht als neue Schönheiten gefeiert haben. Ihre früher so weiße Haut hat jene warme röthliche Farbe angenommen, die die Maler entzückt; ihre hohe schöngeschnittene Stirn überzog das Tageslicht mit einem Atlasschimmer; ihr Augapfel, blau wie ächter Türkis, glänzte unter hellen Sammtwimpern mit unendlicher Sanftmuth. Die gebogene kleine Nase erinnerte an die fürstliche Abkunft des edlen

irischen Mädchens; ihr Mund, rein und schöngeschnitten wurde durch ein ruhiges Lächeln verschönt, das von dem reinsten unerschöpflichsten Wohlwollen zeugte. Von den weißen kleinen Zähnen hat sie noch keinen einzigen verloren. Die klare, offene, rosig angehauchte Physiognomie drückte vollkommen ihren Charakter aus, die Sanftmuth und Zärtlichkeit eines Engels.

Ihr gegenüber am Kamine saß die alte achtzigjährige Schwester des Barons, außer der Kleidung ihrem Bruder in Allem ähnlich, und hörte dem Vorlesen der Quotidienne zu, während sie Strümpfe strickte — eine Beschäftigung, bei der das Augenlicht überflüssig ist. Sie hatte sich immer standhaft geweigert, sich operiren zu lassen, trotz den Bitten ihrer Schwägerin. Den geheimen Grund ihres Widerstandes gab sie nicht an, sie sagte nur es fehle ihr an Muth dazu, aber sie wollte nur dadurch verhindern, daß zehn Louisd'or für sie ausgegeben wurden, um sie dem Hause nicht zu entziehen. Diese beiden Alten hoben die Schönheit der Baronin doppelt hervor; welche Frau würde nicht jung und hübsch scheinen zwischen ihnen? Die blinde Zephirine ahnte nichts von den Veränderungen, die achtzig Jahre in dem Gesichte bewirken. Ihr bleiches, gefurchtes Antlitz erschien durch die lichtlosen Augen wie eine Todtenmaske, drei oder vier hervorstehende Zähne gaben dem Munde etwas Drohendes und am Kinn sproßten einzelne schneeweiße Zeichen der Männlichkeit. Dieß ruhige, kalte Antlitz war von einem braunen Häubchen, mit weißen Strichen besetzt, umschlossen, die Bänder waren unter dem Kinn zugebunden und immer etwas alt und schmutzig, die gefältelte Halskrause, welche sie trug, war nebst den Mützenbändern der einzige Gegenstand des Streites mit ihrer Schwägerin, die darauf drang, öfter damit zu wechseln. Die Hände der Mademoiselle du Guénic waren gekrümmt von unaufhörlichem Stricken; es wäre ein Wunder gewesen, wenn sie jemals sich ausgeruht hätte von dieser Strumpfmaschinerie. Sie hielt sich grade wie ein Thurm und war stolz auf ihre Haltung; dergleichen gehört zu den letzten Koketterien des Greisenalters und beweist, daß der Hochmuth nothwendig für das Leben ist. Heiterkeit lag auch auf ihrem Angesicht, denn auch sie hatte ihre Pflicht gethan. — Die Baronin hatte aufgehört zu lesen als der Baron eingeschlafen war, sie versank in tiefes Nachsinnen während der melancholischen Abenddämmerung, die blinde Schwägerin belauschte sie ängstlich; schon seit vierzehn Tagen hatte sie keine Frage darüber an Fanny gewagt, aber sie las wie alle Blinden auf dunklem Grunde mit leuchtenden Buchstaben die Seelenzustände Anderer. Die Blinde fuhr fort eifrig zu stricken, sie merkte nicht, daß es dunkel geworden war, und daß Mariette die alterthümliche Lampe anzündete, sie auf den viereckigen Tisch vor den Kamin hinsetzte und dann mit ihrem Spinnrocken in einer Fensternische Platz nahm, wie gewöhnlich jeden Abend zu spinnen. Gasselin, der Diener, war noch im Stall, um nach den Pferden zu sehen und die beiden schönen Jagdhunde zu füttern. Das freudige Geheul der beiden Thiere war das letzte Geräusch, das in diesen dunklen alten Mauern widerhallte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ehepaar aus der alten Zeit auf dem Lande

oder

Philemon und Baucis unter den Kosaken.

(Fortsetzung.)

Pulcheria hatte ein graues Kätzchen, das fast immer in ein Knäulchen zusammengerollt zu ihren Füßen lag. Sie streichelte es bisweilen und krauete es mit der Fußspitze an dem Hälschen, welches das verzogene Kätzchen nach Möglichkeit ihr entgegen in die Höhe reckte. Indeß kann man nicht gerade sagen, daß Pulcheria das Thierchen förmlich liebte, nur eben zugethan war sie ihm, weil sie gewohnt geworden, es beständig um sich zu sehen. Ueber diese Anhänglichkeit machte sich aber Aphanaßi oft lustig, indem er sagte: ich weiß gar nicht, Pulcheria Iwanoffna, was Ihr an der Katze da findet. Wozu nützt sie denn? — Ja, wenn Ihr noch einen Hund hättet, das wär' ein Anderes: den kann man doch mit zur Jagd nehmen — so 'ne Katze aber, wozu ist die wohl gut? — Pulcheria dagegen vertheidigte sich: „Ach, seyd nur still, Aphanaßi Iwanowitsch! Ihr wollt nur immer etwas zu reden haben, und weiter ist's nichts! Der Hund ist nicht reinlich, der Hund besudelt, der Hund zerschlägt alles. Mein Kätzchen dagegen ist ein stilles, sanftes Geschöpf und thut Niemanden was zu Leide." — Im Grunde war es Aphanaßi übrigens alles eins — Katz' oder Hund — er pflegte auch nur deßhalb solche Reden zu führen, damit er sich mit seiner Frau wieder einmal ein wenig necken könnte. — Hinter ihrem Garten nun befand sich ein großer Wald, der von dem dreisten Verwalter noch immer völlig verschont geblieben war — vielleicht, weil aus diesem der Klang der Axtschläge leicht bis in Pulcheriens Ohren gelangen konnte. Der Forst war ganz finster und vernachlässigt, alte Baumstämme staken da, durch dicht verwachsene Haselbüsche versteckt, wie rauhe Taubenpfoten: darin hausten wilde Kater. Solche wilde Buschkater sind nicht mit den Wagehälsen zu verwechseln, welche auf den Dächern der Häuser zu lustwandeln pflegen; diese in Städten befindlichen sind, abgesehen von ihrer heimtückischen Gemüthsart, weit civilisirter als ihre Waldbrüder, die vielmehr ein finsteres, unbändiges Geschlecht sind. Sie bleiben stets mager und dürr und mianen rauher, heiserer, mit durchaus uncultivirten Stimmen. Bisweilen untergraben sie mit unterirdischen Gängen sogar die Scheunen, und stehlen dort den Speck; selbst in die Küche wagen sie sich, mit einem kühnen, unvermutheten Sprunge durch das unvorsichtig offen gelassene Fenster hereinschlüpfend, sobald sie merken, daß der Koch etwa hinter einen Strauch gegangen. Edlere Gefühle sind ihnen überhaupt völlig fremd: sie leben vom Raube und erwürgen die kleinen Sperlinge in ihren eignen Nestchen. — Solche Kater beschnüffelten sich schon lange durch ein Loch unter der Scheune mit Pulcheriens sanftem Kätzchen und lockten es durch ihre Verführungskünste endlich an sich, wie ein Detaschement Soldaten eine unerfahrene, einfältige Bauerndirne verlockt. Als Pulcheria den Verlust ihres Kätzchens gewahrte, ließ sie es aller Orten suchen; aber Minzchen war nirgend zu finden. So

vergingen drei Tage; Pulcheria betrübte sich zwar darüber, allmählich indeß dachte sie nicht mehr daran. Da wurde eines Tages, gerade als sie von der Besichtigung ihres Küchengartens mit einer Hand voll junger grüner Gurken, die sie für Aphanaßj abgenommen hatte, nach dem Hause zurückkehrte, ihr Ohr von einem höchst kläglichen Miauen getroffen. Wie instinctmäßig rief sie: kiß! kiß! — und im Nu sprang hinter einem Strauche ihr graues Kätzchen hervor — aber so abgezehrt und abgemagert, daß es augenscheinlich schon mehrere Tage keinen Bissen mehr in den Mund bekommen haben mußte. Pulcheria fuhr fort, es herbei zu locken, das Thierchen blieb aber vor ihr stehen, miaute, und wagte nicht, ihr näher zu kommen: offenbar war es inzwischen äußerst verwildert und scheu geworden. Als nun Pulcheria ihm sich näherte, fortwährend es anlockend, lief es furchtsam vor ihr davon, bis zum Plankenzaune. Hier indeß mochte es wohl die alten wohlbekannten Stellen wiedererkannt haben, denn es schoß plötzlich in eine der Stuben hinein. Dort ließ ihm Pulcheria sogleich Milch und Fleisch hinsetzen und ergötzte sich herzlich, neben ihm hingekauert, an dem Heißhunger, mit welchem ihr verkümmerter Liebling Bissen auf Bissen hinunterschlang und die Milch gierig anleckte, so daß derselbe fast zusehends dicker und immer dicker wurde und auch bald nicht mehr so heißgierig wie anfangs sich zeigte. Doch, als nun Pulcheria die Hand ausstreckte, den lieben Flüchtling wieder einmal ein wenig zu streicheln und zu krauen, da sprang das undankbare Geschöpf — das sich schon ganz nach Art seiner wilden Brüderschaft gewöhnt, oder auch weil es von der romantischen Schule den Grundsatz angenommen: daß Armuth bei Liebe besser, denn Füll' im Palaste — (die Kater waren ja auch kahl, wie die Pater) — *) mit Einem Satze zum Fenster wieder hinaus, und war im Fluge spurlos verschwunden: Niemand im ganzen Hause hat das wilde Kätzchen jemals wieder zu sehen bekommen! . . . .

Da dachte die gute Pulcheria bei sich: das ist mein nahes Ende — und sprach zu sich selber: „der Tod ist mir über's Grad gelaufen!" — Hiervon war sie nicht wieder abzubringen.

Diesen ganzen Tag über blieb sie schwermüthig ernst. Vergebens scherzte Aphanaßj mit ihr und fragte, warum sie sich plötzlich so sehr grämе. Pulcheria schwieg, oder antwortete so, daß es ihren Gatten unmöglich zufrieden stellen konnte. Am nächsten Tage erschien sie schon merklich abgefallen. Nun fragte Aphanaßj: aber was ist Euch denn, Pulcheria Iwanoffna? Ihr seyd mir doch nicht etwa gar krank? — Er bekam zur Antwort: „Nein, krank bin ich nicht, Aphanaßj Iwanowitsch. Ich will Euch aber jetzt ein besonderes Ereigniß mittheilen: ich weiß, daß ich in diesem Jahre sterben werde. Ich habe meinen Tod gesehen: mein Ende ist mir schon ganz nahe." — Mit schmerzlich verzogenem Munde, und doch, um die Wehmuth seines Herzens zu beschwichtigen und zu demänteln, lächelnd, sagte Aphanaßj: Gott weiß, was für Einbildungen Ihr habt, Pulcheria Iwanoffna! Gewiß habt Ihr anstatt Eures gewöhnlichen Tränkchens vom Perßko getrunken. — „O nein, Aphanaßj Iwanowitsch, ich habe nicht vom Perßko getrunken" — war Pulcheriens ganze Erwiederung. Da blickte der gute Alte, dem es schon leid geworden, daß er sich diesen Scherz gegen sein Mütterchen erlaubt hatte, die in ihr Schicksal demüthig still Ergebne an, und von seinen Augenwimpern hingen ein paar große Thränen herab, während die Gattin weiter zu ihm sagte: „Aphanaßj Iwanowitsch, ich bitte Euch, daß Ihr meinen Willen erfüllet: wenn ich todt seyn werde, begrabt mich im Kirchengarten, und zieht mir hübsch das graue Kleid an, das mit den kleinen niedlichen Blümchen auf zimmetfarbenem Grunde, in dem Ihr mich immer so gern gesehen habt. Das Atlaßkleid mit den himbeercarmoisinrothen Streifchen müßt Ihr mir nicht anziehen. Die Todte braucht kein solches Kleid mehr: wozu soll's ihr denn? Euch aber wird es schon noch zu Statten kommen: laßt Euch daraus ein Feierkleid machen, für den Fall, daß Gäste kommen, damit Ihr geziemend erscheinen möget und Ihr sie mit Ehren gebührend empfangen könnet."

So mag doch der liebe Gott wissen, was Ihr da wieder einmal sprecht, Pulcheria Iwanoffna! Wer weiß, wenn Ihr sterben werdet; und Ihr macht einem nur bange mit solchen Reden! — „Nein, Aphanaßj Iwanowitsch, ich weiß schon recht gut, wann ich sterben werde. Ihr müßt aber meinetwegen nicht bekümmert seyn: ich bin ja schon alt, und habe lange genug gelebt. Ja, und Ihr seyd auch alt — wir werden uns gewiß recht bald wiedersehen, in jener Welt." — Aber Aphanaßj schluchzte und weinte bitterlich in einem fort, wie ein Kind. Da schalt ihn Pulcheria: „Es ist Sünde, Aphanaßj Iwanowitsch, so zu jammern! Versündigt Euch doch nicht und erzürnt nicht den lieben Gott durch Wehklagen. Seht, ich bedaure ja auch gar nicht, daß ich jetzt sterben soll, nur das thut mir weh, daß ich gar nicht weiß, warum ich Euch verlassen soll, und wer Euch pflegen wird, wenn ich todt bin. Ihr seyd wie ein kleines Kind: Euch muß lieb haben, wer Euch pflegen soll." — Bei diesen Worten zeigte sich auf ihrem Gesichte eine so tiefe, herzinnige Betrübniß, daß ich Niemand wüßte, der sie damals mit Gleichgültigkeit hätte ansehen können. — Dann sprach sie zu ihrer Dienerin gewendet, die sie deßhalb ausdrücklich herbeirufen ließ: „Gib Acht, Awdocha, wenn ich sterbe, daß du hübsch für den Herrn sorgest. Du mußt ihn bewahren wie deinen Augapfel, wie dein eigen leiblich Kind. Sieh auch immer darauf, daß in der Küche gekocht werde, was er gern hat — du weißt ja: Brätlinge, Pilze, Klöß mit Kohl und Buchweizengrütze und alles das Andere.... Halt' ihn auch immer hübsch rein in Wäsche und Kleidern, hörst du, Awdocha? damit, wenn ja Gäste kommen, du ihn anständig putzest, wie sich's gehört. Und das, bitt' ich dich, nimm auch recht in Acht: Er geht mitunter in seinem alten Rocke aus, weil er jetzt manchmal vergißt, wenn's Feiertag ist, und wenn ein Werktag ist. Verlaß mir ihn mit keinem Auge, Awdocha! Ich werde auch in der andern Welt für dich beten, und Gott wird dir's ganz gewiß vergelten. Awdocha, vergiß nicht, du bist auch schon alt, du wirst nicht lange mehr leben und darfst keine Sünde auf deine Seele laden! Wenn du ihn nicht recht pflegen wirst, so wirst du auch kein Glück in der Welt haben. Ich selber müßte dann Gott bitten, daß er dir

*) Wörtlich: kahl, wie die Falken — hier geändert, um den Reim wiederzugeben.

kein seliges Ende schenke. Und du wirst nicht glücklich seyn und deine Kinder werden es auch nicht seyn, und deine ganze Familie wird nimmermehr des göttlichen Segens theilhaftig werden!" —

(Fortsetzung folgt.)

Der englische didaktische Dichter Cowper und sein Hauptwerk „die Aufgabe" (the task).

(Fortsetzung.)

Im fünften Gesang wird zuerst ein kalter Wintermorgen, das Füttern des vierfüßigen Stallviehes, der Gang des Holzschlägers mit seinem Hund in den Wald durch den tiefen Schnee, und das Füttern des häuslichen Federviehes beschrieben. Zu dem letzteren gesellen sich auch ungebetene Gäste, z. B. die Sperlinge, denn die Natur gewährt ihnen dann keine oder wenige Nahrung, der Frost hat die Erde und auch die Gewässer erstarrt. Die Flüsse sind mit Eis belegt, selbst der Wasserfall stockt und bietet Eisgebilde dar in seltsamen Formen. Die Erwähnung des Eises erinnert den Dichter an den Eispalast der russischen Kaiserin, und hiemit an die Einfälle und kostspieligen Lustbarkeiten der Großen und Reichen, deren schlimmste der Krieg sey. Durch Kriege wird Alleinherrschaft begründet mit allen ihren Uebeln, besonders die Sklaverei; denn

Weß Freiheit nur geduldet wird nach Willen
Von einem Obern, der ist nimmer frei.
Wer lebt, und Ekel nicht am Leben fühlt,
Das Kett' und Banden lassen, der verdient sie.
Der Staat, der Freiheit anringt, sinkt er auch,
Verlier' er auch, was edel er gesucht,
Verdienet Beifall schon für den Versuch,
Und Mitleid sein Mißlingen. Solch Bestreben
Glückt aber meistens. Anmaßung wird feig,
Wenn man sie angreift; Unrechts sich bewußt
Neigt sie sich leicht zum Kleinmuth und zur Flucht.
Doch Sklaven, die der Freiheit Gluthgedanken
Einmal erfaßt, besitzen in der Hoffnung
Jedwede Widerstandskraft, Geist und Dauer,
Verachtung der Gefahr, Herzeinigkeit,
Ein sichres Pfand des Guten, das sie suchen.

Sodann eine Vergleichung Frankreichs mit seiner Bastille und den Gefangenen darin mit der englischen Freiheit. Denn:

Freiheit allein ist's, welche Glanz und Würzduft
Der schnellverwelkten Lebensblüthe gibt,
Und Unkraut sind wir ohne sie. Der Zwang,
Nur der nicht, den die Weisheit Bösen auflegt,
Ist übel, schadet dem Talent, verhindert
Den Fortschritt auf der Bahn des Wissens, blendet
Den Scharfblick der Entdeckung, und erzeugt
Bei dem, der ihn erduldet, Schmutzigkeit,
Thierische, hagere Verstand, nicht fähig,
Des Menschen edle Wohnung zu verwalten.
Dich drum, so tadelhaft du seyst, bei allem
Verlust der Herrschaft, und wenn gleich bedrängt
Durch öffentlichen Mangel, daß dem Hunger
Des Staates fehlt der Jahresunterhalt,
Dich preis' ich dennoch glücklich als das Haupt
Von allen Völkern, weil ich frei dich sehe,
Mein Heimathwinkel! Deine Luft ist rauh,
Voll Dunst und Nebel, Aller Herzen leicht
Zum Mißmuth stimmend, und zumal das meine,
Und deiner Sitten Aechtheit minder sanft
Und scheinend, als Geselligkeit es heischt,
Und du bedarfst der Zucht und Kunst, um dir
Zu geben, was dem feinern Frankreich günst'ge
Natur verleiht, die milde Freundlichkeit
Und Anmuth, ohne die die Unterhaltung
Nicht froh macht, durch Zurückhaltung erstickt,
Durch Streitlust flammend, sinnberaubt Geschrei —
Doch lieb' ich dich als frei! Zufriedenheit
Kann dieser einz'ge Zug dir leihn, wie unschön
Du sonst auch seyn magst, oder arm, um nicht
Hier unterm Monde volle Ruh zu suchen.
Doch einmal Sklav' — leb wohl dann! — Ketten könnt'
Ich nirgends ruhig dulden, doch daheim,
Wo Freiheit mein Geburtsrecht ist, am mindsten.

Doch sey England nicht mehr das alte, und die besten menschlichen Einrichtungen könnten leider wanken und weichen. Es gebe aber eine unvergängliche Freiheit.

Doch gibt's noch eine Freiheit, unbesungen
Von Dichtern, unbelobt von Senatoren,
Die kein Monarch zu leihen, und der Bund
Der Eid' und Hölle nicht vermag zu rauben,
Die Freiheit, der Gefängniß, Unterdrückung,
Verfolgung, List zu schaden viel zu schwach ist,
Die, wer sie schmeckt, nie mehr einbüßen kann;
Des Herzens Freiheit, die vom Himmel kommt,
Erkauft mit deß Blut, der sie gab der Menschheit,
Und sie besiegelt mit demselben Zeichen.
Sie ist verbrieft, und dieser Brief geheiligt
Durch eines Gottes hocherhabnen Eid
Und sein Versprechen. Seine andern Gaben,
Sie tragen alle seines königlichen
Besitzes Stempel, all' obzwar doch diese.
All seine andern Werk, als wahrnehmbare
Entwicklung seiner schöpferischen Macht,
Sind groß fürwahr und würdig jenes Worts,
Das sonder Inhalt findend unbegränzte
Raumweiten, diese Leere füllt', und was
Einst dunkel war, glanzhell erleuchtete;
Doch das ist seine Glorie nicht. Der Mensch,
Berauscht von solcher Schönheit, möchte leicht
Vermeinen, daß der hohe Künstler sie
Für ew'ge Dauer schuf, hätt' er nicht selbst sie
Trotz ihrer Pracht bezeichnet als vergänglich,
Und unsern Blick zuwendend höhrer Pracht

Verurtheilt sie, als seinem Preis nicht gnügend.
Zufällig und vergänglich denn sind jene Schätze,
Der Widerlegung dargereicht des Thoren,
Deß trugvoll Herz sich auflehnt wider Gott:
Sie werden weggeschwemmt durch solch Bemühn.
Nicht so die Thaten seiner Liebe, die
In andern Himmeln glänzen, als wir schaun,
Und nimmer schwinden, in dem Paradies,
Das nimmer welkt, und von deß Leuchten er
Oft seinen Heiligen hier Vorschmack sendet.
Von diesen ist die höchst' an Rang und aller
Der andern zuverlässig Pfand die Freiheit,
Ein Flug ist sie in seinen Arm, noch eh
Die Fäden reißen dieser Sterblichkeit;
Flucht ist sie aus der Tyrannei der Lust,
Befreiung, völlige, vom Schmerz der Strafe.

Von Natur neige sich der Mensch der Sinnlichkeit, und also der Sklaverei zu; nur die göttliche Gnade mache ihn wahrhaft frei. Vergleichung der Hingabe für das Vaterland mit der für den Glauben. Der religiöse, der durch Gott begnadigte, der an Gottes Werken Freude und Genuß findende Mensch ist der Freie. Der Gesang schließt mit einer Anrede an Gott.

Der sechste Gesang beschreibt zu Anfang die Wirkung sanfter Töne auf das Gemüth, wozu ein ländliches Glockengeläute aus der Ferne Veranlassung gibt. Ein winterlicher Mittagsspaziergang an einem geschützten Orte wird beschrieben, wo man sich dem stillen Nachdenken überlassen könne, das wohl den Büchern vorzuziehen sey; denn Kenntnisse und Weisheit seyen nicht eins.

Kenntniß und Weisheit, anstatt eins zu seyn,
Sind oft ganz unverbunden. Kenntniß wohnt
In Köpfen, voll von anderen Gedanken,
Weisheit in Geistern, die auf eigne merken.
Kenntniß, als rohe und unnütze Masse
Als bloßer Stoff, mit dem die Weisheit baut,
Hemmt, ungegliedert, ungeordnet, unrecht
Vertheilt, den, der dadurch bereichert scheint.
Kenntniß ist stolz, daß sie so viel gelernt hat,
Weisheit bescheiden, daß nicht mehr sie weiß.
Ein Buch ist oft ein Talisman und Zauber,
Wodurch böswill'ger Witzlinge Magie
In Fesseln schlägt leichtgläub'ge Pöbelmenge.
Vor eines Namens Blendung gibt sein Urtheil
Mancher gefangen. Andere bethört
Der Styl, und führt sie irr durch Labyrinthe
Und Wüsten, hingerissen von dem Ton.
Laßheit verführt noch mehrere, sie fühlen
Zu schwach sich für die Anstrengung des Denkens,
Und schlingen deßhalb ohn' Anstand und Wahl
Den ganzen Brei sammt Hülsen ungesiebt.

Bekanntschaft mit der Natur führt auf eine richtigere Betrachtung derselben.

Es heißt, daß in dem Anbeginn der Dinge,
Als alle Schöpfung ausbrach in Gebuet,
Die jungen Stoffe ein Gesetz empfingen,
Von dem seitdem sie nicht abwichen, daß
Kraft dieses Ordnungszwangs sie sich bewegen,
Nicht der unmittelbaren Hand bedürftig
Für ihren Lauf deß, der ihn einmal vorschrieb.
So träumen sie spitzfindig, um die Mühr
Der eignen Arbeit Gott zu sparen, und
Dem großen Meister jeglicher Bewegung
Der steten Sorge zu entledigen
Und unaufhörlich ew'ger Wirksamkeit,
Als ob ihn die zu sehr anstreng' und mühe.
So scheut der Mensch nicht, wie es scheint, die Motte,
Die Allmacht zu umspannen mit dem eignen
Armsel'gen Nichtmaaß, er, das Eintagswesen,
Das, eh die Sonne morgen sinkt, dahin ist. —
Doch wie soll ein Geschäft der Stoff verwalten,
Vernunftlos, wie er ist, nach solchem weit
Umfassenden Gesetz, wenn nicht getrieben
In stetem Dienst durch eine stete Kraft,
Und unterm Zwang von selbst bewußter Ursach?
Der Herr des Alls, durchs All verbreitet, hält
Und ist das Leben alles Lebenden.
Natur ist nur ein Name für die Wirkung,
Von der die Ursach Gott ist.

Statt solcher Betrachtungen liebe der Städter Spiele, Schachspiel, Billard, oder treibe sich bei Händlern und auf Auctionen umher. Ein Spaziergang sey vorzuziehen; man könne sich dabei mit der Pflanzen- und mit der Thierwelt befreunden. Glückliche Thiere seyen ein erfreulicher Anblick, grausame Behandlung derselben Sünde. Bei dieser Gelegenheit flicht der Dichter eine sehr eigenthümliche Erzählung ein.

Wo England, schmal und eng zum Niedergang
Gestreckt, die Finth des Westens überschaut,
Dort lebte Misagathus, ein Verächter
Der Tugend, Atheist in Worten, Frevler
In Thaten, und an Sitten ein Barbar.
Einst reitt er, und durch Zufall unterweges
Traf einen Wandrer er, sein Gegenbild.
Evanders Frömmigkeit war weit berühmt,
Sein Seelenadel, gleich wie seine Weisheit.
Kund waren ihm die Sitten Misagaths,
Des Jünglings, sein Gesicht sogar nicht fremd.
Ihr Weg lief am Gestad' hin auf dem grünen
Vorsprung des Felsens, dessen Fuß die Woge
Laut anschwoll, wenn gleich oben kaum gehört.
Evanders warmes Herz ward bei dem Anblick
Des Wüterichs bewegt. Mit sanftem Lächeln,
Leutselig, anmuthreich und ängstlich sorgsam
Bei dem nicht anzustoßen, den zu rühren
Er sehnlich wünschte, richtet' er an ihn
Wahrheiten, nicht in' strafend rauhem Ton,

Nein, freundlich, hold und mild, dem Zweck gemäß.
Wie? Träumst du, rief der Störrige, daß dein,
Des kind'schen alten Mannes Eipopeia,
Daß Hiengespinste, wie die dein'gen, mich
Nur einen Augenblick erschrecken könnten?
Schau, zeigen will ich gleich dir, daß der Beave
Die Hülfe nicht des Aberglaubens braucht,
Um sich zu stählen gegen Todesfurcht. —
Er sprach's, und zu dem nahen Abgrund spornt' er
Das Pferd mit toller Wuth. Die Seel' erbebt,
Das Blut stockt und gerinnt schon beim Gedanken
Des Orts, den er zu seinem Grab bestimmte.
Doch, wenn der Grimme sich des Sprungs vermaß,
So scheut' ihn das vernünftigere Thier,
Auf dem er saß, und schnell sich drehend, eh
Sein Huf den morschen Rand berührte, spottet
Es sein, ihn wider seinen Willen rettend. —
Des Hienes Wahnsinn läßt durch Arzenei
Zur Zeit sich heilen; toller Will' indeß
Verstattet sonder Gnade keine Heilung. —
Noch rasender durch das, was zur Vernunft
Ihn hätte bringen sollen, sucht' aufs neu er
Sich zu vernichten, eifrig zu vernichten
Mit Peitschenhieb und blut'gem Stich des Sporns.
Umsonst jedoch. Das Auge Gottes, das
Dem edlern Thier das Leben fristen wollte,
Verschonte deßhalb den unedlen Reiter,
Der, als er seine Kühnheit, seinen ganzen
Unheilbartollen Eigensinn bewiesen,
Nun kühler ward, und auch vergnügt wohl, seine
Verwegenheit wohlfeil bewährt zu haben,
Mit selbstgefäll'gen Blicken seinen Weg
Fortsetzte, höhnischlachend, ob des guten
Evandres Schrecken, der bewegungslos
Auf selbem Flecke wie versteint noch stand. —
Sie reisten weiter, nun von Andrem sprechend,
Als ob sie, was geschehn, vergessen wollten,
Und zahmer nach so wilder Tollheitsäuß'rung,
Wie beruhende Gemüther sind, erschien
Der Wüthrich umgewandelt, lächelnd selbst.
Doch täuschte diese Ruh'. Ein Sturm war nah,
Ein unverhoffter. Seine Stunde schlug.
Der göttlichen Gewalt Ausfordrer sollte
Jetzt lernen, daß der Himmel, zwar voll Langmuth,
Doch nimmer ungestraft sich spotten läßt.
Sein Pferd, als führ' in dieß des Reiters Sinn,
Ergriffen plötzlich wie von Tollheit, schnob,
Und ungeheißen, nun nicht aufzuhalten,
Stürzt' es zur Kluft, und angekommen stand es,
Der Stillstand hob ihn aus dem Sattel, hin
Fliegt in den Abgrund er, und von der Fluth
Verschlungen fand er den vorhergesuchten,
Nun wohlverdienten Untergang — allein. —
So übte Gott zwiefach Gerechtigkeit,
Den Thoren seinem grimmen Vorsatz opfernd,
Und sichern Rachweg dem Thiere zeigend.

(Schluß folgt.)

Maurische Romanzen.

Von Don Joaquin de Mora.

Das Vergißmeinnicht.

Blümchen voller Sittsamkeit!
Das verschämt sich biegt dem Tageslichte,
Weil's der Vögel Blicke scheut,
Der verdammten räuberischen Wichte,
Blümchen, Trost in fremdem Land,
Das nie dient als Siegesband,
Das sich's macht zur Pflicht,
Nur zu zieren zarte Damen:
Sage Blümchen! deinen Namen —
Heiß' Vergißmeinnicht.

Blümchen, das an schöner Brust
Weckt der Liebe Götterlust,
Während ungerecht verbannt,
Von dem süßen Heimathsstrand verschlagen,
Zu dem fernen Vaterland
Der Geliebte sendet seine Klagen;
Das du schüchtern schaffst den Duft,
Den du schüttest in die Luft
Und in Waldes Dicht:
Sage, wie sie dich benamen,
Nenne, Blümchen, deinen Namen —
Heiß' Vergißmeinnicht.

Blümchen, das an süßes Glück
Mahnt geheimnißvoll zurück,
Wieder weckt der Hoffnung Strahl,
Und bei dessen Anblick wiederkehren
Wonnestunden ohne Zahl,
Welche nun das Schicksal läßt entbehren,
Schmerz und Freude, Lust und Leid,
Gluth und kalte Sprödigkeit,
Finsterniß und Licht,
Halb erloschne Liebesflammen:
Blümchen! sage deinen Namen —
Heiß' Vergißmeinnicht.

Der Fischer.

Seit mich deine Schönheit hat gefangen
Und dein spröder Unverstand,
Während diesem kummervollen Bangen
Liegt vertrocknet an dem Strand
Netz und Barke in dem Sand.

Nicht umwölke Himmel! deine Stirne
Mit der trüben Wolken Flucht;
Sturm genug erregt mir meine Diene,
Sturm genug die Eifersucht,
Von den Liebenden verflucht.

Nicht die Wunderklänge der Sirenen
Hab' ich wohl zu meinem Schmerz
Nicht den Sang der zaubrischen Schönen;
Schon dein Hohn, dein kalter Scherz,
Deine Schönheit bricht mein Herz.

Gab ich sonst der Wuth der grimmen Winde
Preis mein Fahrzeug, keck und kühn,
Blieb doch Eine Hoffnung mir am Ende;
Denn am Land mit heiterm Sinn
Traf ich meine Schäferin.

Doch vollkommen ist nun meine Plage,
Keine Hoffnung kenn' ich mehr,
Gram leid' ich bei Nacht und Gram bei Tage —
Hier gewisser Qualen Heer,
Dort Gefahren auf dem Meer.

Was wird wohl aus meiner Kühnheit werden,
Wenn zur See sie wieder geht?
Lachen wird mit höhnischen Gebärden,
Wie's im Meer mir immer geht,
Wer am Strand behaglich steht.

Bis ich dich in meinen Armen wiege,
Bis du mir dich gibst ins Band,
Bis ich deinen spröden Sinn besiege,
Liegt vertrocknet an dem Strand
Netz und Barke in dem Sand.

Der Schmetterling.

Wie in einem holden Munde
Sich erzeugt das süße Lächeln,
Welches den erfüllt mit Wonne,
Der ihm huldigt als ein Sklave,
So hast du im zarten Busen
Einer Maienrose, zwischen
Ihren Blättchen deine bunten
Schwingen zeitig ausgebreitet,
Aus dem unbewegten Sitze,
Wo, versenkt in Grabesstille,
Du den ungeschlachten Jänner
Ohne Sorg und Noth verschliefest,
Warest du nicht auszutreiben.
Doch, wie kommt es nun beim Himmel!
Daß du aus des Grabes Dunkel
Auf einmal erstehst zum Lichte?
Herrlich Wunder Eines Tages!
O Geheimniß ohne Gleichen!
Viel zu hoch dem schwachen Wissen,
Dessen sich die Menschen rühmen.
Welch ein Zauber! welch ein Wunder!
Kaum hat sich dein Leib entwunden
Der unförmlichen Behausung,
Deinem Ruhsitz für den Winter,
Stehen dir bevor Genüsse,
Ohne Zahl, von euger Dauer,
Auf dem schönsten Hochzeitbette,
Schillernd in den buntsten Farben.
Unversiegbar ist die Fülle
Deiner flüchtigen, leichten Wünsche
Deiner feurigen Liebesflammen.
Gehst auf nichts aus, als Genüße;
Die Gewährung deiner Wünsche
Reget in dir neue Sehnsucht,
Welche wiederum gekrönt wird
Von der glänzendsten Erhörung.
Schwimmst in Wonne und Entzücken,
Ledig aller Kümmernisse,
Die uns unser Glück entleiden
Bist du satt der Zärtlichkeiten,
Lockt zur wonnereichen Ruhe
Morpheus dich, so beut dir seinen
Purpurkelch die Tulipane,
Der Jasmin sein Morgewinde,
Ihrer Düfte Steom die Nelke.
Aber ach! schon wirft der Juli
Seine gluthentbrannten Strahlen,
Und beraubt die schönen Hügel
Ihres goldnen Farbenschmuckes.
Dich, o Schmetterling, erschreckt nicht
Der Gefahr entsetzlich Antlitz,
Faltest deine matten Flügel
Vor der Sonne glühnden Strahlen,
Läss't als Ruhesitz dich nieder
Auf dem Saume einer Rose.
Glücklich Ende! siehst doch mind'stens
Nicht entkleidet ihres Schmuckes,
Ihres Pompes Thal und Wiesen,
Siehst nicht grause Dürre herrschen,
Wo die schönsten Rosen blühten.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 132.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

14 November 1840.

Beatrix.

(Fortsetzung.)

Mariotte und Gaſſelin waren die beiden einzigen Dienſtboten des Hauſes, ächte Bretagner von ſo großer Aehnlichkeit, daß man ſie für Geſchwiſter hielt; ſeit fünfundzwanzig Jahren hatten beide im Hauſe gedient für einen geringen Lohn, aber ſie würden für nichts in der Welt ihren Dienſt verlaſſen haben, ſie gehörten zum Hauſe und liebten es ſo, als gehörte es ihnen an. Mademoiſelle du Guénic hatte beide eingelehrt, weil ſie immer das Hausweſen geführt; als ihr Bruder heirathete, gerieth ſie zwar in große Bewegung und fürchtete den Scepter des Hauſes niederlegen zu müſſen, um die erſte Untergebene der jungen Frau zu werden, aber ſie ward angenehm überraſcht durch die Bitte ihres Bruders, nach wie vor zu regieren, da Fanny, die hochgeborene Irländerin, lieber alles ertragen könne, als eine alltägliche niedrige Beſchäftigung, lieber trocknes Brod eſſen wolle, als ſich ſelbſt eine köſtliche Mahlzeit bereiten. Zephirine betrachtete von dieſem Augenblick an die junge Baronin mit der Zärtlichkeit einer Mutter, ſie betete ſie an, aus lauter Freude ihr Schlüſſelamt behalten zu können, dem ſie mit Strenge und unglaublicher Sparſamkeit vorſtand, nur bei höchſt wichtigen Fällen wich ſie davon ab; bei dem Wochenbett und dem Stillen ihrer Schwägerin und bei allem, was Calyſt betraf, das angebetete Schooßkind des ganzen Hauſes. — So gab es niemals mehr Einigkeit, mehr Frieden und mehr Uebereinſtimmung als in dieſer edlen frommen Familie. Herrſchaft und Diener waren für einander geſchaffen. Seit fünfundzwanzig Jahren hatte keine Unruhe oder Uneinigkeit ſie gequält, die einzigen Bekümmerniſſe waren durch die gewöhnlichen und ganz natürlichen Unpäßlichkeiten des Kindes entſtanden, die einzigen Unruhen durch die Ereigniſſe von 1814 und 1830. — Als es völlig dunkel geworden war draußen, trat Gaſſelin ein und fragte ehrfurchtsvoll ſeinen Herrn, ob er noch etwas zu befehlen habe: „Du kannſt ausgehen oder dich zu Bette legen nach dem Gebet," ſagte der Baron, „es wäre denn, daß meine Schweſter oder die Baronin...." Die beiden Frauen machten ein Zeichen der Zuſtimmung. Gaſſelin kniete nieder, als er ſah, daß ſeine Herrſchaft ſich von ihren Sitzen niedergeworfen hatte, Mariotte kniete ebenfalls in ihrer Fenſterecke. Die alte Blinde ſagte mit lauter Stimme das Gebet her. Als ſie geendet, hörte man an der Hofthüre klopfen, Gaſſelin ging um zu öffnen. „Das iſt gewiß der Herr Pfarrer, der kommt immer zuerſt," ſagte Mariotte. Und wirklich erkannten alle den Schritt des Pfarrers von Guérande in der Vorhalle. Herr Grimont, der Pfarrer, begrüßte die Anweſenden ehrfurchtsvoll und mit jener ſalbungsreichen Freundlichkeit, welche die Prieſter allein in ihre Rede zu legen wiſſen. Auf den zerſtreuten „guten Abend" der Baronin antwortete er mit dem forſchenden Blick eines Beichtvaters. Er war fünfzig Jahr alt, von mittlerer Größe, ſein Abtsgeſicht ſchwankte zwiſchen der Aehnlichkeit mit einem holländiſchen Bürgermeiſter durch die Fülle und den Glanz ſeines Fleiſches, oder mit einem Bauern aus der Bretagne durch die glatten ſchwarzen Haare und die feurigen braunen Augen, deren Lebhaftigkeit jedoch durch die prieſterliche Würde im Zaum gehalten wurde. Seine Heiterkeit ging oft in Scherz über, es war die dauerhafte Heiterkeit der Leute, deren Gewiſſen ſo rein und klar wie ein Spiegel iſt. Sein Benehmen war nicht ſauertöpfiſch oder peinlich wie bei jenen armen Prieſtern, die von ihren Pfarrkindern als Feinde behandelt und angefochten werden, ſtatt nach dem erhabenen Ausſpruch Napoleons ihr moraliſches Oberhaupt, ihr natürlicher Friedensrichter zu ſeyn. Auch der ungläubigſte Reiſende würde Hrn. Grimmont für den Beherrſcher dieſer katholiſchen Gegend anerkannt haben, wenn er ihm einmal in Guérande begegnet wäre; aber der Pfarrer beugte ſeine prieſterliche Oberherrſchaft vor der Feudalgewalt der du Guénics. Er war in ihrem Hauſe wie ein Caplan der alten Zeit. In der Kirche, wenn er den Segen ertheilte, ſtreckte er immer zuerſt die Hand nach der Capelle der Familie du Guénic aus, über deren Eiſengitter ihr Wappen und Wahlſpruch in Stein gehauen prangte. — „Ich glaubte, Mademoiſelle de Penhoël wäre ſchon hier," ſagte der Pfarrer ſich niederſetzend und der Baronin die Hand küſſend. „Sie wird zerſtreut, die Zerſtreuungsſucht nimmt überhand, denn ich ſehe, der junge Herr Chevalier iſt

wieder heute Abend in Touches." — „Sprechen Sie nicht von seinen dortigen Besuchen, wenn Mademoiselle de Penhoël hier ist," unterbrach ihn die Blinde, besorglich. — „Oh, Mademoiselle Zephirine," rief Mariotte, „können Sie der ganzen Stadt das Plaudern verbieten?" — „Und was sagt man denn?" fragte die Baronin. — „Die jungen Mädchen, die alten Basen, kurz alle Welt hält ihn für verliebt in Mademoiselle des Touches." — „Ein gewandter Junge, wie Calyst, übt sein Talent, wenn er den Frauen die Köpfe verdreht," sagte wohlgefällig der Baron. — „Da kommt Madmoiselle de Penhoël," rief Mariotte, dem Baron das Wort abschneidend. Der Sand in der Vorhalle knisterte wirklich unter den vorsichtigen Schritten dieser Dame, die von einem kleinen Bedienten mit einer Laterne begleitet wurde. Mariotte ging hinaus, um mit diesem zu plaudern und beim Schein seines Lichts, das auf Kosten der geizigen aber reichen Mademoiselle Penhoël brannte, das Licht ihrer eigenen Herrschaft zu ersparen. — Mademoiselle Jaqueline de Penhoël war klein und mager, etwas schief, vielleicht verwachsen, gelb wie Pergament und gefurcht wie ein See, den der Wind kräuselt; sie hatte graue Augen, große vorstehende Zähne und Männerhände. Gekleidet war sie im Geschmack ihrer Freundin Zephirine, nur trug sie statt des Häubchens einen grünseidenen Hut, mit dem sie in den Garten ging, um ihre Melonen zu besehen; er war gleich ihnen vom Grün zum Geld übergegangen, wovon sich Jaqueline nicht überzeugen wollte, denn er war erst kürzlich, vor zwei Jahren, mit neuem grünem Florence überzogen worden. — Sie und eine jüngere Schwester waren die letzten Zweige des alten Stammes Penhoël, einer der ältesten Familien der Bretagne, die jüngste Schwester hatte einen Kergarouët geheirathet, der trotz der Mißbilligung des Landes den Namen Penhoël an den seinigen hing und sich Vicomte de Kergarouët-Penhoël nannte — „Der Himmel hat ihn dafür bestraft, pflegte die alte Jungfer zu sagen, er hat nur Töchter und der Namen Kergarouët-Penhoël wird erlöschen." Mademoiselle de Penhoël war reich und wegen ihres Geizes in der ganzen Umgegend berühmt, aber nicht getadelt. Die Familie ihrer Schwester überhäufte sie mit Schmeichelei und Aufmerksamkeit, weil man wußte, sie würde einer ihrer Nichten ihr ganzes Vermögen vermachen. Die Sache verhielt sich so: Jaqueline war Zephirinens beste Freundin und war seit frühester Jugend von der Würde und dem Ansehen der du Guenics durchdrungen; als Calyst geboren wurde, beschloß sie gleich, ihm ihr ganzes Vermögen zu hinterlassen wenn er eine ihrer Nichten heirathete; dann wollte sie die bedeutendsten Güter der du Guénics einlösen. Wenn der Geiz einen Zweck hat, hört er auf ein Laster zu seyn, er kann das Mittel zu einer Tugend werden. Vielleicht war Zephirine die Bundesgenossin ihrer Freundin, vielleicht errieth die Baronin auch etwas von dem Plan, wenn sie sah mit welcher schlauen Ausdauer Mademoiselle de Penhoël ihre Nichten mitbrachte. Der Pfarrer war gewiß in das Geheimniß gezogen, er half der alten Jungfer schon lange ihr Geld gut anzulegen. Aber hätte Mademoiselle de Penhoël auch doppelt so viel besessen, als sie besaß, die Familie du Guénic würde sich nie zu Aufmerksamkeiten gegen sie herabgelassen haben, die auf die Vermuthung führen könnten, man rechne auf ihr Vermögen. Jedoch behandelte Jaqueline den jungen Chevalier, als hätte sie Rechte auf ihn, ihre Plane zu seinen Gunsten berechtigten sie über ihn zu wachen, nicht mit Engherzigkeit in Betreff seiner etwaigen galanten Abenteuer, nein, sie hatte noch die Nachsicht der Frauen des ancien régime, aber sie fühlte einen Abscheu gegen die Sitten der Neuerung; Calyst hätte in ihren Augen gewonnen durch Avanturen mit seinen jungen Landsmänninnen, sie würde ein Capital aufgenommen haben, um ein verführtes Mädchen zu beruhigen, aber sie würde außer sich gerathen, wenn Calyst sich ein Tilbury hielte oder nach Paris reisen wollte, und Gott weiß was sie sagen würde, wenn sie ihn bei der Lecture von Revuen oder raisonnirenden Journalen träfe. — „Wird heute Abend der Capitän du Halga kommen?" fragte Mademoiselle de Penhoël und zog ihre kurzen gestrickten Baumwollenhandschuhe aus, nachdem sie die üblichen Begrüßungen gewechselt hatte. — „Ja, Mademoiselle, er führte seinen Hund spazieren, als ich kam," antwortete der Pfarrer. — „Unsere mouche wird heute munter werden," sagte sie, „gestern waren wir nur vier." — Bei dem Worte mouche *) stand der Pfarrer auf, um aus einer Schublade ein altes vergilbtes Spiel Karten und von der Zeit gebräunte Würfel zu nehmen, er zählte jedem Mitspieler die nöthigen Würfel zu und stellte den panier neben die Lampe mitten auf den Tisch mit einer kindlichen Eilfertigkeit und den Bewegungen eines Mannes, der gewohnt ist diese kleinen Einrichtungen vorzunehmen. Ein militärisches Klopfen tönte durch die stille Hausflur, der kleine Bediente der Mademoiselle Penhoël eilte höflich zu öffnen, und alsbald erschien die lange dürre Gestalt des pedantisch nach der Mode früherer Zeit gekleideten Capitän du Halga in der dunklen Thüre. — „Nur näher, Capitän!" rief Mademoiselle de Penhoël. — „Der Altar ist bereit," sagte der Pfarrer. — Der Capitän hatte eine schwächliche Gesundheit, er trug Flanell gegen den Rheumatismus und ein schwarzseidenes Käppchen gegen die Kopfgicht und einen großen Stock mit goldenem Knopfe, um die Hunde zu verjagen, die seine Lieblingshündin Thisbe verfolgten. Dieser Mann, jetzt so ängstlich wie eine alte Jungfer, leise redend, um den Rest seiner Stimme zu schonen, wie auf Eiern gehend, war früher der kühnste und gebildetste Marineofficier; er hatte sich die Achtung des Bailli du Souffren und die Freundschaft des Grafen d'Estaing zu erwerben gewußt, und das Zeugniß seiner tapfern Führung war deutlich in den zahlreichen Säbelhieben zu lesen, die sein Antlitz durchzogen. Jetzt sprach er nie von seinen Heldenthaten, er rauchte nicht und fluchte nicht, er klagte nur über seine Gesundheit und über das Wetter, das es ihm nie recht machen konnte; wenn man aber seine weißen Zähne in dem rothen Zahnfleisch sah, so beruhigte man sich über seine Krankheit, die jedoch etwas kostbar war, denn sie erforderte täglich vier Mahlzeiten mit mönchischer Ueppigkeit bereitet. Sein Knochenbau war, wie der des Barons, unzerstörbar und die Haut wie Pergament so straff über die Sehnen gespannt, wie die Haut eines arabischen Pferdes. Seine Hautfarbe war noch schwarzbraun von seinen Expeditionen nach Indien, von denen

*) la mouche, ein veraltetes Kartenspiel in Frankreich.

er weder einen Gedanken noch eine Erzählung mitgebracht hatte. Seit zwanzig Jahren hatten diese drei Personen jeden Abend im Hôtel du Guénic zugebracht, wo auch zuweilen einige adelige Familien aus der Nachbarschaft sich einfanden. Jeder wird errathen, daß dieser Kreis ein kleiner Fanbourg-Saint-Germain war, der keine Mitglieder aus dem Beamtenstande der neuen Regierung zuließ.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ehepaar aus der alten Zeit auf dem Lande

oder

Philemon und Baucis unter den Kosaken.

(Fortsetzung.)

Das arme Weib! Nicht an den großen Augenblick, der ihrer harrte, nicht an ihr eigenes Seelenheil im künftigen Leben, dachte sie damals; nur für ihren trostlosen Gefährten war sie besorgt, mit welchem sie durch das Leben gegangen und den sie nun verwaist und hülflos zurücklassen sollte. Mit ungewöhnlicher Gewandtheit ordnete sie alles so an, daß Aphanasij ihre Abwesenheit nachher nicht empfinden möchte. Die Ueberzeugung von dem Herannahen ihres Endes war bei ihr so stark, und ihre ganze Seele dazu so gestimmt, daß sie wirklich mehrere Tage hindurch im Bette liegen blieb und es nicht über sich vermochte, irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen. Aphanasij war wie verwandelt, die Aufmerksamkeit selbst für sie, und kam von ihrem Lager nicht weg. Voll Beklemmung und Unruhe in ihr Auge blickend, fragte er: Pulcheria Iwanoffna, hättet Ihr vielleicht etwas genossen? — Aber er bekam keine Antwort. Endlich, nach einem langen Schweigen, wie wenn sie etwas sagen wollte, bewegte sie die Lippen — da entschwebte ihre Seele im letzten Athemzug.....

Ihr Gatte war völlig zu Boden geschlagen. Ihm schien das so fremd, daß er auch nicht Eine Thräne mehr vergoß. Mit trüben Augen blickte er auf sie nieder, als wüßte er gar nicht, was eine Leiche sey.

Die Entschlafene ward auf einen Tisch gelegt, in das nämliche Kleid gehüllt, welches sie selber dazu bezeichnet hatte, und ihr in die übers Kreuz zusammengelegten Hände eine Wachskerze gegeben; — er aber sah alles dieses regungslos mit an. Eine Menge Leute aus allen Ständen erfüllte den Hof; eine Menge Gäste kam zur Beerdigung herbei; lange Tische wurden im Hofe aufgestellt und gekochtes Fleisch, Beeren, Liqueur, Pasteten in Ueberfluß aufgetragen; die Gäste sprachen unter einander, weinten, sahen sich die Seilige an, gedachten ihrer Eigenschaften und blickten dann nach ihm hin; — er aber sah dem Allen, wie befremdet zu. Endlich wurde die Leiche herausgetragen; schaarenweis folgte das Volk, und er ging dicht hinter dem Sarge; die Priester waren in vollem Ornate; die Sonne leuchtete in vollem Glanze; die Säuglinge weinten in den Armen ihrer weinenden Mütter; die jungen Lerchen sangen; die Kinder in ihren Hemdchen liefen und schäkerten unschuldig am Wege. Jetzt setzen sie den Sarg über dem Grabe nieder, jetzt führen sie Aphanasij an ihn hinan, damit er der Hingeschiedenen den letzten Kuß auf die bleichen Lippen drücken könne: da tritt er hinzu und küßt sie; und in seinen Augen perlen wieder Thränen — aber es sind Thränen wie ohne alle Empfindung. — Jetzt senken sie den Sarg hinab; der Priester nimmt die Schaufel und wirft die erste Erdscholle hinunter; der tiefe, langgedehnte Chor des Vorsängers und der beiden Küster singt das ewige Gedächtniß unter dem unbewölkt heiteren Himmelsdome; die Todtengräber greifen nach ihren Schaufeln; und jetzt ist das Grab schon mit Erde gefüllt und geebnet. — In diesem Augenblicke drängte er sich vor; betroffen machten Alle ihm Platz. Da erhob er seine Augen und sprach mit einem Ausdrucke des tiefsten Seelenkummers im feuchten Blicke: „So, da habt ihr sie also schon eingescharrt! Warum denn?....“ Hier brach er ab, ohne seine Rede zu enden. — Als er aber wieder nach Hause gekommen war und nun sah, wie es in seiner Stube ganz leer war, und daß sogar schon der Stuhl, auf welchem sie immer neben ihm gesessen hatte, weggenommen worden war — da weinte er bitterlich, laut schluchzend und jammernd, und stromweis rannten ihm die Thränen aus den matten Augen.

Doch, welchen Schmerz nähme die Zeit nicht mit sich hinweg — welches Leid blieb ganz ungeschwächt in dem so ungleichen Kampfe mit ihr? Ich kannte einst einen Mann in höchster Blüthe der Jugendkraft, voll des wahrsten Adels und Verdienstes; ich sah ihn zärtlich, leidenschaftlich, rasend, kühn, bescheiden verliebt; und vor mir, fast unmittelbar vor meinen Augen wurde der Gegenstand seiner Leidenschaft: ein Engel an Lieblichkeit, Schönheit und Zärtlichkeit — vom unersättlichen Tode hinweggerafft! — Nie vorher und nie wieder sah ich so fürchterliche Stürme eines Seelenschmerzes, so wild glühender Qual und Angst, so verzehrender Verzweiflung, wie sie diesen unglücklich Liebenden durchtobten. Nie hätte ich's für möglich gehalten, daß sich ein Mensch solch' eine Hölle schaffen könne, in der auch nicht der Schatten von einem Bilde oder sonst etwas, das einer Hoffnung nur im Geringsten ähnlich gewesen wäre, auftauchen durfte!.... Man war daher aufmerksam darauf bedacht, den Leidenden nicht einen Augenblick lang unbedachtet zu lassen; sorgfältigst verbarg man vor ihm jedes Werkzeug, mit dem er sich etwa hätte umbringen können. Da überwand er sich, nach Verlauf von zwei Wochen, ganz unvermuthet. Er begann wieder zu lächeln — selbst zu scherzen, so daß man ihm unbedenklich seine Freiheit wieder gab. Das erste, wozu er diese benutzte, war, daß er sich eine Pistole kaufte. Eines Tages erschreckte die Seinigen urplötzlich ein Schuß, der in seinem Zimmer fiel. Sie stürzten hinzu und fanden ihn dort mit zerschmettertem Hirnschädel am Boden hingestreckt. Ein zufällig herbeigekommener Arzt von großem Rufe bemerkte noch Lebenszeichen an ihm, fand auch die Verletzung überhaupt nicht tödtlich und stellte, zur höchsten Verwunderung und Freude Aller, den Kranken völlig wieder her. Die Aufsicht über diesen wurde nun noch vermehrt: nicht einmal ein Messer ließ man vor ihn auf den Tisch kommen, indem man aufs ängstlichste Sorge trug, Alles von ihm fern zu halten, womit er sich nur hätte verwunden können. Alles dessen ungeachtet fand der Unglück-

selige nur zu bald eine neue Gelegenheit für sein entsetzliches Vorhaben: er warf sich unter die Räder eines vorüberrollenden Wagens. Ihm wurden Hand und Fuß zermalmt, doch wurde er abermals vollkommen geheilt. — Zum letztenmale sah ich, ein Jahr später, diesen unerschütterlichen Märtyrer der verzweifeltsten Liebe in einem zahlreich gefüllten Saale: er saß an einem Tische mit drei andern Personen, und rief eben, als ich ihn erblickte, indem er ein Kartenblatt verdeckt weglegte, während hinter ihm, mit dem Ellbogen auf die Lehne seines Stuhles sich stützend, eine junge blühendschöne Dame seine Marken fortirte, ganz munter: „Petite misère ouverte!" und fragte dann traulich rückgewendet: „Meinst du nicht auch, Mütterchen?"

(Schluß folgt.)

Der englische didaktische Dichter Cowper und sein Hauptwerk „die Aufgabe" (the task).

(Schluß.)

Es folgt eine Vergleichung der erlaubten und unerlaubten Vertilgung der Thiere. Freilich ist der Mensch von Gott vor den Thieren ausgezeichnet, aber er preist sich zu sehr, und zwar wegen falscher Verdienste. Es wird eine Zeit kommen, die den Seufzern der Schöpfung ein Ende macht, wo Gott erscheint, wo die Herrschaft der Genußsucht, Ehrsucht und Gewinnsucht aufhört.

Der ist der Glückliche, deß Leben jetzt schon
Von glücklicheren Künft'gen etwas zeigt,
Dem das ihm zugetheilte dunkele,
Doch stille Loos genügt; der, dürft' er wählen,
Sich dieses wählen würde; welchen Friede,
Der Tugend Frucht, und Tugend, Frucht des Glaubens,
Zum Glücke vorbereiten und bezeichnen,
Als einen, der zufrieden seine Zeit
Hier unten weilt, doch dort die Heimath weiß.
Ihn übersieht die Welt bei ihrer Jagd
Nach augenfälligern Gegenständen,
Und er, so ernstlich auch wir sie beschäftigt,
Jedoch erhabner, übersieht die Welt.
Sie mißschätzt aus Unkunde seine Freuden,
Er sucht die ihren nicht, er fand sie eitel.
Er kann am Boden nicht, gleich Sommervögeln,
Nachjagen goldnen Fliegen; dafür hält
Er ihre Güter, Ehren und Genüsse.
Denn fühlt er sich glückselig in Betrachtung
Der so gewalt'gen, die, wen sie erhebt,
Mit unsichtbarem Himmel ihn vertraut macht,
Und noch verhüllte Glorien ihm zeigt.
Nicht träg' ist er, wenn gleich geschäftlos scheinend,
Getadelt auch als thatlos. Stille Wasser
Bewässern oft die schönsten Wiesen; Vögel,
Die mindest flattern, haben stärkste Flügel.
Frag' ihn, was für Trophäen er erwarb,
Und welcher Thaten ew'gen Ruhmes er
Sich vorgesetzt; er wird antworten — keine.
Sein Thun ist innerlich. Dort unermüdet
Schafft sein entflammter Geist. Dort ficht, erkämpfte er
Ueber sich selbst stets neue Sieg' und nie
Welkende Stirnkränz' im Vergleich mit denen
Die Lorbeeren eines Cäsar Unkraut sind.
Dir selbstgefäll'ge stolze Welt, die ihm
Vorbei schwirret mit dem seidnen Prachtgewand,
Und kaum des Blicks ihn würdigt, oder doch
Ihn nur für eine Null der Schöpfung hält,
Empfängt von seinen stillen Stunden Vortheil,
Von dem ihr wenig träumt. Vielleicht verdankt
Sie Sonnenschein und Regen, Frühlingsblüthen
Und Herbstesfülle seinem Flehen, wenn
Der heil'ge Eremit gleich Isaak
Hinwandelt in Gedanken, abendlich
Gedenkend ihrer, die für sich nicht denkt.
Verzeih' ihm dann, du Läemer in Geschäften
Von wen'gem Werth, aufs best' ein Müßiggänger,
Wenn, von nichts Bösem und von ein'gem Guten
Urheber, er sein Glück durch Mittel sucht,
Dir deins befördern, nie es hindern können.

Das Gedicht schließt folgendermaßen:

So eilet hin mein Leben; so zuletzt,
Wenn ich geziemend meine Pflicht erfüllt,
Mag eine Krankheit eilen zu vollbringen
Ihr angewies'nes Amt, doch sanften Drucks
Mich Müden zu der sichern Zuflucht senden,
Dort unterm Rasen, den ich oft betrat.
Dann soll's mich trüben nicht, daß, einst ermuntert
Das Sofa mit des Verses Glanz zu schmücken,
Ich scherzt' ein Weilchen, Damenwink gefällig,
Mit jenem Spiel; doch, mehr ihr zu gefallen,
Da Binmenflor allein ihr kaum gefiele,
Bald fallen ließ den Kranz, nach Früchten strebend,
Und weiterstrebend viel einerntet' ein'ges
Rauhbittres von dem Dornenstrauch des Tadels.
Doch, wohlverdaut, Heilsames, ein'ges Holdes
Für Gaumen die erhabne Wahrheit lieben,
Für Andre Schaales und Verächtliches.
Doch Alles ist in deß Hand, den ich preise.
Vergebens singt der Dichter, hört die Welt ihn,
Wie heilig auch der Stoff, wenn Gott nicht mit ihm.
Nicht kunstgemess'nen Weisen, nicht dem eitlen
Geschwirr des Minstrelsangs, gelingt es, dessen
Ohr zu resonn, deß Ang' im Herzen ist,
Deß Runzeln auch das kühnste Lied verwirrt,
Durch dessen Beifall — meins sogar gedeiht.

Aus diesen Mittheilungen geht der Werth des Gedichtes schon einigermaßen hervor. Der Dichter nimmt die Aufgabe nur als eine Veranlassung, um seinen Gedanken freien Lauf zu geben, hin und wieder zwar auf das Thema zurückzukommen, eigentlich aber das Landleben, das häusliche Glück, die edle Muse zu preisen. Cowper ist von seinen Landsleuten der religiöse Dichter genannt; diesen Namen verdient er auch, doch vielleicht mehr noch den des patriotischen. England mit allen seinen Mängeln und Fehlern, die er gar nicht verschweigt, ist ihm theuer und werth — eine Tugend, mit welcher manche der jetzigen deutschen Dichter am wenigsten geschmückt sind, und schon deßwegen ist es also wohl nicht überflüssig, an den patriotischen Cowper zu erinnern.

K. L. Kannegießer.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 133 u. 134.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

18 November 1840.

Jack Sheppard.

Von Harrison Ainsworth.

Die große Popularität, welche in England seit einigen Jahren die Erzählungen von Dickens (Boz) sich erworben haben, theilt bis zu einem gewissen Grade das oben genannte Buch. Wie die Helden der Boz'schen Erzählungen aus dem Rahmen des Romans heraus und auf die Bretter, welche die Welt bedeuten, geschritten sind, so ist auch Jack Sheppard sofort für die Bühne eingerichtet worden und hat auch in dieser Metamorphose den Enthusiasmus des Publicums (von welcher Stufe der Bildung wissen wir freilich nicht anzugeben) erregt. Zwischen den Boz'schen Büchern und Ainsworths Jack Sheppard besteht indessen, außer der beiden zu Theil gewordenen Popularität, eine innere Verwandtschaft, und dieß ist hauptsächlich der Grund, warum wir sie zusammen genannt haben. Beide Autoren haben der Lesewelt durch ihre Bücher solche Gesellschaftsclassen und Individuen nahe gebracht, welche zuvor vom Roman, von der Kenntnißnahme der literarisch Producirenden und Genießenden beinahe ganz ausgeschlossen waren — wenigstens insoweit, daß man nur hin und wieder eine einzelne solche Person als einen Helfer und Retter in der Noth, als einen im rechten Augenblick auftauchenden Deus ex machina, gebrauchte, im Uebrigen war das Hauptinteresse vorzüglich auf reiche, vornehme, gebildete und angesehene Leute gerichtet. Walter Scott hatte es in seinen vielgelesenen und vielfach nachgeahmten Romanen mit Königen und Fürsten, mit Grafen und Lords, mit Edelleuten aller Abstufung, mit Rittern und Soldaten, und mit schönen, liebenswürdigen Frauen jeder Classe vorzugsweise zu thun, wozu gelegentlich auch ehrsame Bürger, tüchtige Bauern und treue Knechte, und überhaupt ein unendliches Personal, kommen; wenn er aber auch dann und wann Leute aus der Classe der Zigeuner, der Scheime, der halben oder ganzen Diebe und Spitzbuben vorführt, so ist es wohl nur in wenigen Fällen, ein großes Interesse auf sie zu lenken, da er die Hauptaufmerksamkeit für die vornehmen oder liebenswürdigen Personen seiner Erzählungen in Anspruch nimmt. Personen jener Art sind in seinen Romanen gleichsam Meteore, die sich aus einer fremden Sphäre in die seinige verirren, die allerdings Aufmerksamkeit und Verwunderung erregen, aber deren Wesen zu ergründen außer der Absicht des Autors liegt. Sie treten auf als seltsame Phänomene, die einen auffallenden Contrast bilden mit den übrigen Personen, die aber der Dichter sich mehr Mühe gibt bis ins Einzelnste ihrer Erscheinung nach zu schildern, als sie psychologisch zu erklären, was freilich mehr Sache des reflectirenden und philosophischen Erzählers, als des malerischen Poeten ist.

An die Stelle des Scott'schen, historischen, Romans traten dann bald, oder gingen wenigstens neben ihm her, die sogenannten fashionabeln Romane oder Novellen, wie Herbert Milton, Pelham, die Romane von Lord Mulgrave, Lady Blessington, Lady Charlotte Bury u. A., worin das Leben und Treiben, die Genüsse, die Freuden und Leiden, die Armseligkeiten und Thorheiten der vornehmen englischen Welt bald spöttisch, bald bewundernd geschildert wurden, und die Poesie einen guten Theil ihres Interesses von der Medisance und vom Skandal entlehnte. Eine Zeitlang fand dieß Genre viel Beifall und darum auch viele Bearbeiter; nachgerade aber erschöpfte sich doch das Interesse an den durch drei Bände oft mühsam und breit genug sich hinschleppenden aristokratischen Intriguen, Erbschaftsansprüchen, Klatschereien, Geburtsnachweisungen u. s. w. sowohl bei den höchsten Classen selbst als bei den Mittelclassen, und die Aufmerksamkeit lenkte sich mehr auf den lehrhaft-praktischen und socialen Roman hin. Cooper hatte ein glänzendes Beispiel im Seeroman gegeben; Marryat trat in seine Fußstapfen, mit der praktischen Absicht, wie er selbst versichert, auf die vielfachen Gebrechen im englischen Marinewesen hinzuweisen. Seine berühmte Geguerin aber, Miß Martineau, behandelte in ihren Erzählungen Gegenstände der Nationalökonomie. Damit war allerdings eine große Nüchternheit in den Roman gekommen, entsprechend dem herrschenden Geist der Zeit überhaupt, welche nach den von großem Aufschwung der Poesie be-

gleiteten Aufregungen des Kriegs sich mit Vorliebe den materiellen Interessen zuwendete. Der fashionable Roman sollte aber auch sein gerades Gegentheil hervorrufen; den reichlichen Schilderungen des englischen high life sollte ein geflissentliches Hinabsteigen in die untersten Tiefen des englischen Lebens, bis unter das Niveau der Gesellschaft sogar entsprechen. Die Extreme berühren sich und rufen einander hervor. Schon Bulwer in seinem Pelham hatte, von den schimmernden Höhen der vornehmsten Gesellschaft vom feinsten Ton und raffinirtester Frivolität herab, einige Blicke thun lassen in die finstersten Abgründe der mit Armuth und Elend gepaarten, in causalem Wechselverhältniß damit stehenden Verworfenheit und Ruchlosigkeit; aber Andern war es vorbehalten, diesen Schacht, von dem man freilich nicht viel poetisches Gold erwarten darf, förmlich auszubeuten.

Dickens eigentliche, seinem Talent am meisten zusagende Domäne scheint das Leben und Treiben der untern und untersten Volksclassen Englands, oder Londons (denn London für sich ist schon ein eigenes Volk), zu seyn. Zwar sind wir weit entfernt, ihm komisches Talent und Humor überhaupt nur in einer beschränkten Sphäre zugestehen zu wollen; aber er wird diese Gaben doch am ausgezeichnetsten nur in den Lebensgebieten bethätigen, deren er sonst schon vollkommen Meister, mit denen er durch Anschauung und lange Beobachtung vertraut ist. Gasthäuser, Kneipen, Armenhäuser, Schulkerker, Gefängnisse der Verbrecher und Schuldner, Werkstätten, Gäßchen und Winkel, Diebshöhlen u. s. w. mit all den Personen, welche an solchen Orten verkehren, welche daselbst thätig oder leidend auftreten, schildert er ganz vortrefflich, mit einer Lebendigkeit, einem individualisirenden Talent und einer liebenswürdigen Humanität, welche seine wenig vornehmen Helden sofort zu Lieblingen des Publicums gemacht haben. Zu beachten ist, daß seine Schriften entweder wirklich eine praktische philanthropische Absicht verfolgen, oder daß man wenigstens eine solche sehr leicht darin finden kann; daß es scheint, er habe sich, ungefähr wie Marryat in Bezug auf das englische Seewesen, vorgenommen, die Aufmerksamkeit des Publicums auf eine Menge Uebelstände und Gebrechen in den socialen Verhältnissen hinzulenken, die freilich leichter einzusehen als zu verbessern sind. Dem sey wie da wolle, gewiß ist, daß Dickens dem fashionablen Roman einen neuen Stoß versetzt, und den Erzählungen aus dem gemeinen Leben die Gunst des Publicums zugewendet hat. Doch wir haben es hier mit Ainsworths Jack Sheppard zu thun und wollen daher auf Boz' Schriften nicht weiter eingehen.

Ainsworth ist mit seinem Jack Sheppard noch einen Schritt weiter gegangen, noch eine Stufe tiefer hinabgestiegen, als Boz. Die Helden des letztern sind, wenn sie auch von niedriger Herkunft sind und in geringen, unglücklichen Verhältnissen aufwachsen oder leben, doch ehrliche und redliche Menschen, welche von bösgesinnten, von rohen, eigennützigen oder geradezu verbrecherischen Leuten mißhandelt und verfolgt werden, und die Bosheit und das Laster treten bei ihm jederzeit in abschreckender, wenn auch durch Komik und Humor einigermaßen gemilderter, Gestalt auf. Ainsworth dagegen hat zu seinem Helden, der dem Buch den Namen gibt, einen Dieb, Räuber, Hauseinbrecher gewählt, und nimmt für diesen das Interesse seiner Leser in Anspruch. Dieß erinnert an die, nunmehr freilich ziemlich vergessenen deutschen Räuberromane, welche einen Rinaldo Rinaldini, Abelino, Hannickel, Schinderhannes u. s. w. als ihre Helden feierten, und ihrer Zeit ein großes Publicum fanden. In England selbst ist der Patron dieser Menschenclasse der bekannte, romantische Robin Hood, der vielfach schon poetisch verherrlicht worden ist. Die Abenteuer eines kodein und unternehmenden Räuberhauptmannes und Highwayman machte Bulwer zum Thema seines Paul Clifford; James hat einen Roman: der Räuber, geschrieben, in welchem der Räuber zwar nicht die erste, aber doch eine wichtige Rolle spielt. An unsers Schillers Drama: die Räuber, brauchen wir kaum zu erinnern; machte sich in diesem berühmten Drama eine kühne Opposition gegen den gewöhnlichen Lauf der Dinge, ein gewaltsamer und zügelloser Weltverbesserungsdrang Luft, so ist dagegen Schillers: Verbrecher aus verlorner Ehre, das Ergebniß der Reflexion über den moralischen Zustand und über das Schicksal der unglücklichen Menschen, die, von der Gesellschaft ausgeschieden und ausgestoßen, uns so leicht als eine ganz andre Classe von Wesen erscheinen, die fast keinen Zug mehr mit uns gemein haben; Schiller faßte seinen Gegenstand als ein psychologisch-sociales Problem, das er mit viel Kunst und Scharfsinn löste; er verschmähte es aber, durch Erzählung und Ausmalung der einzelnen Thaten seines Sonnenwirths dem gewöhnlichen Lesepublicum ein ausgiebigeres Material zu liefern, da es ihm hauptsächlich um die Fortspinnung des psychologischen Fadens zu thun war, und deßwegen gehört seine Erzählung nicht in die Kategorie der eigentlichen Räubergeschichten. Die Lehren, welche Schiller einzuschärfen suchte, und die schon im Titel angedeutet sind, werden jedoch, wie wir beiläufig bemerken wollen, in seinem Vaterland selbst wenig beherzigt, und wir wollen Ainsworth wünschen, daß er, falls er auch Zwecke der Humanität bei seinem Buch im Auge hatte, dieselben glücklicher erreichen möge!

(Fortsetzung folgt.)

Beatrix.

(Fortsetzung und Schluß.)

Während nun der Pfarrer die Karten gab, wiederholte die Baronin die gestrigen Fragen über des Capitäns Gesundheit, wodurch das Signal zu einer allgemeinen, aber gutmüthigen Neckerei über seine eingebildeten Leiden gegeben wurde. Der Capitän vertheidigte sich so zierlich und warf so feine Blicke auf die Damen dabei, daß man auf die Vermuthung kam, er habe früher klug aussehen können und vielleicht viele Herzen erobert; wer weiß, wie viel lebenswarme Erinnerung unter seinem versteinerten Daseyn begraben liegt! — „Wie be-

findet sich Thisbe?" fragte Mademoiselle Penhoël den Capitän, als die Karten gegeben waren. — „Es geht dem armen kleinen Thiere wie mir," antwortete er, „es hat Nervenzucken: sehen Sie so!" und um seinen Hund nachzuahmen, hob er den Arm in die Höhe, wodurch seine kleine buckelichte Nachbarin in seine Karten sehen konnte, denn diese vortrefflichen Leute betrogen sich gern etwas und trauten sich gar nicht untereinander beim Spiel; sie wollte gar zu gern wissen, ob der Capitän Mistigris*) habe. — „Oh, sagte die Baronin, die Nasenspitze des Herren Pastors wird weiß: er hat Mistigris!" — Das Vergnügen Mistigris zu haben ist so lebhaft bei allen Spielern, daß der arme Pfarrer es nicht verbergen konnte; in jedem menschlichen Gesicht ist eine Stelle, wo sich die geheimsten Regungen des Herzens verrathen. Die Mitspieler hatten nach jahrelanger Beobachtung den schwachen Punkt des Pfarrers entdeckt: wenn seine Nasenspitze erblaßte, hütete sich jeder gegen ihn zu spielen. — „Sie haben Besuch gehabt?" fragte der Capitän Mademoiselle de Penhoël. — „Ja, einen Vetter meines Schwagers — der hat mir aber die wunderlichsten Dinge über unsere Nachbarin Mademoiselle des Touches erzählt, so wunderlich, daß ich sie nicht glauben kann. Calyst würde dann nicht so von ihr eingenommen seyn können, er ist doch zu klug um an solchem Ungeheuer Geschmack zu finden." — „Ungeheuer?" fragte der Baron, der bei diesem Worte erwachte. Die Baronin und der Pfarrer warfen sich einen Blick des Verständnisses zu. Die Karten waren gegeben, die alte Jungfer hatte Mistigris und war froh ihre Freude darüber der Gesellschaft verbergen zu können, die durch ihre Worte in Staunen gesetzt war. — „Sie müssen ausspielen, Herr Pastor," rief sie athemlos. — „Mein Neffe gehört nicht zu den jungen Leuten, die etwas Ungeheures lieben," sagte die alte Zephirine verweisend. — „Mistigris!" schrie Jaqueline, ohne ihrer Freundin zu antworten. Der Pfarrer schien von der Angelegenheit Calysts mit Mademoiselle des Touches genau unterrichtet zu seyn, er vermied den Wortstreit. — „Was thut Mademoiselle des Touches denn so Ungeheures?" fragte der Baron. — „Sie raucht." — „Das ist sehr gesund," sagte der Capitän. — „Und ihre Güter?" fragte der Baron wieder. — „Sie jagt sie durch die Gurgel," erwiederte die alte Jungfer. — „Sie haben alle verloren," unterbrach die Baronin das Gespräch, „ich habe den König, die Dame, den Buben und Mistigris, der ganze Einsatz gehört uns, liebe Schwester," sagte sie zu der Blinden, mit der sie gemeinschaftlich spielte und ihr unter dem Tische durch Fußtritte immer die Zahl der Stiche anzugeben pflegte. — Dieses gewonnene Spiel in der Hand machte die alte Jungfer ganz zerstreut, sie vergaß darüber Calyst und Mademoiselle des Touches.

Um neun Uhr war Niemand mehr im Saal, als die Baronin und der Pfarrer. Die vier Greise hatten sich zur Ruhe begeben. Der Capitän hatte Mademoiselle de Penhoël wie gewöhnlich bis zu ihrem Hause am Markt zu Guérande begleitet, wobei er sich mit ihr über das Glück und die Feindheit ihres Spiels unterhielt oder sich über die Gier lustig machte, womit die alte Blinde rücksichtslos ihren Gewinn in die Tasche gesteckt hatte. Dießmal aber drehte sich die Unterhaltung um die Zerstreutheit der Baronin; der Capitän hatte die Träumerei seiner schönen Inländerin besorglich bemerkt. Auf der Thürschwelle wendete sich die alte Jungfer nochmals vertraulich zu dem Capitän und sagte: „ich weiß die Ursache von dem Benehmen der Baronin!" —

Als sich kein Geräusch mehr hören ließ, sah die Baronin fragend auf den Pfarrer, der gedankenvoll mit den Würfeln spielte. „Ich habe bemerkt," sagte sie, „daß Sie endlich meine Sorge um Calyst theilen." — „Ja wohl, nur zu sehr," antwortete er, „ich fürchte Mademoiselle de Penhoël wird zurücktreten, diese gottlose Person in Touches wird unsere schönsten Plane verderben, die wir zu Calysts Glück ersonnen." — „Nun was haben Sie über Mademoiselle des Touches gehört?" fragte die Mutter Calysts, gespannt. — „O sie ist eine schlechte liederliche Person!" schrie der Pfarrer, „eine Frau von zweideutigen Sitten, die sich mit dem Theater und mit Schauspielern abgibt, ihr Vermögen mit Schreibern, Malern, Musikanten und Teufelsgesellschaften verpraßt. Sie nimmt einen Mannsnamen an auf ihren Büchern. Sie ist eine wahre Landstreicherin, die seit ihrer ersten Communion nur in die Kirche ging, um Gemälde und Bildsaulen zu besehen. Sie hat ihr Geld verschleudert um Touches, wie man sagt, auf die unanständigste Weise auszupußen. Es wird dort in einem Tage mehr feiner Wein getrunken als in einem ganzen Jahre in Guérande. Eine solche Person verehrt Calyst, unser junger Herr Chevalier! Sie wollte neulich eins jener gottlosen Bücher haben, worin heutigen Tages die Atheisten sich über Alles lustig machen, der Chevalier ließ sein Pferd satteln, um es ihr im Gallopp aus Nantes herzuholen. Ich weiß nicht ob Calyst sich eben so viel Mühe um die Kirche geben würde. Ganz Guérande ist außer sich über die Leidenschaft des jungen Chevalier für diese Amphibie, die nicht Mann nicht Weib ist, wie ein Husar raucht, wie ein Verrückter schreibt und diesen Augenblick den allergiftigsten, verdorbensten Schriftsteller beherbergt, der ein Liberaler ist und die Journale liest, wie mir der Postdirector gesagt hat. Man spricht schon in Nantes davon, die Verwandten der Mademoiselle de Penhoël haben sie schon gegen Calyst gewarnt. Jetzt schlagt es schon drei Viertel auf zehn und er kommt noch nicht zurück, er bleibt vielleicht bis gegen Morgen in Touches." — Die Baronin hörte stumm und bebend zu, Thranen standen in ihren schönen Augen und rührten den eifrigen Pfarrer. „Beruhigen Sie sich," sagte er mit tröstender Stimme, „das Uebel wird nicht so schlimm seyn, ich will morgen mit Mademoiselle de Penhoël reden, sie wird sich von mir sagen lassen, sie hat Vertrauen zu mir. Auch ist Calyst ja unser Zögling, der Dämon wird keine Gewalt über ihn haben, also weinen Sie nicht, Frau Baronin, es ist noch nicht Alles verloren, ein Fehler ist noch kein Laster." — „Oh Sie haben ja meine Vermuthungen nur bestätigt, ich war ja die erste, die Calysts Veränderung bemerkte, eine Mutter fühlt den Schmerz zu tief, nur den zweiten Rang im Herzen

*) Die höchste Karte in diesem Spiel.

ihres Sohnes zu besitzen; dieser Wendepunkt im Leben des Mannes ist der Kummer des Mutterherzens, ach ich dachte nicht, daß er schon so bald über mich kommen sollte. Und wenn es noch ein edles schönes Geschöpf wäre, aber solch eine Abenteurerin, Schauspielerin und Schriftstellerin, die gewohnt ist, ihre Gefühle zu heucheln, die ihn betrügen und unglücklich machen wird. Aber ist es denn auch wahr? Ach freilich, welche Frau würde meinem Calyst widerstehen können." — „Der sicherste Beweis ist, daß die Landstreicherin so lange in Touches bleibt," sagte der Pfarrer, „seit den vierundzwanzig Jahren, die sie mündig ist, war sie noch nie so lange Zeit in Touches." — „Was, eine Frau von vierzig Jahren!" rief die Baronin, „ich habe zwar in Irland sagen hören, das sey die gefährlichste Geliebte für einen jungen Mann." — „Ja, davon weiß ich nichts und werde auch wohl in meiner Unwissenheit sterben," antwortete der Pfarrer. — „Ich auch," sagte die Baronin naiv, „ich wollte jetzt, daß ich mit wirklicher Liebe geliebt hätte, damit ich meinen Calyst jetzt beobachten und trösten könnte." Der Pfarrer ging, die Baronin begleitete ihn bis auf den Hof, sie hoffte auf der Straße Calysts Schritte zu hören, aber sie vernahm nichts, als den schwerfälligen Schritt des Pfarrers, der sich nach und nach in der Entfernung verlor, bis die Baronin durch die Stille der Nacht noch die Thüre des Pfarrhauses zumachen hörte. Die arme Mutter kehrte tief betrübt zurück, sie hatte nun erfahren, daß die ganze Stadt von dem sprach, was sie allein zu wissen glaubte. Sie setzte sich, schnitt den Lampendocht mit der Scheere zurecht und nahm ihre Stickerei zur Hand, um ihren Sohn zu erwarten, sie hoffte ihn dadurch zum schnelleren Wiederkommen zu zwingen. Die Berechnung der mütterlichen Eifersucht war falsch. Die Baronin nähte eifrig, auf ihre Arbeit gebeugt in tiefes Nachsinnen verloren; wer sie so hätte sehen können, vom Schein der Lampe hell beleuchtet, von diesen dunklen vierhundertjährigen Mauern umgeben, der hätte dieß schöne stille Bild gewiß erhaben genannt. Fanny's Haut war so durchsichtig, daß man die Gedanken auf ihrer Stirn lesen zu können glaubte. Gereizt von der Neugier, die sich reiner Frauenseelen in solchen Fällen oft bemächtigt, dachte sie darüber nach, welche geheime Zauberkünste diese Baalstöchter wohl anwendeten, um die jungen Männer zu fesseln, daß sie Mütter und Verwandte, Vaterland und Wohlstand darüber vergessen. Dann wünschte sie wieder diese Frau kennen zu lernen, um sie richtig zu beurtheilen. Sie bangte vor den Zerstörungen der Neuerungssucht, die der Pfarrer so gefährlich geschildert hatte und denen ihr einziges Kind anheimfallen sollte, ihr Calyst, der bis dahin so arglos, so rein, wie ein unschuldiges junges Mädchen und eben so frisch und schön war. Für seine Erziehung war die ängstlichste Sorgfalt verwendet worden, Fanny hatte den Sohn, der aus ihrem Blute entsprossen, mit ihrer Milch genährt, ihm also zweimal ihr Herzblut eingeflößt; sie hatte ihn behütet, daß er ein fleckenloses Lamm war, als er dem guten Pfarrer übergeben wurde, unter dessen Aufsicht er in den Schulwissenschaften unterrichtet ward, in Latein und Griechisch, wie es die Seminaristen erlernen, Geschichte, wie sie in Mädchenpensionen gelehrt wird, Geographie und alter französischer Literatur. Natürlich blieb Calyst unerfahren in den Fortschritten der Wissenschaft und der Literatur. Die Kirche hatte eben so mütterlich über ihn gewacht wie seine leibliche Mutter, er war mit sechzehn Jahren noch eben so rein und fleckenlos als zehn Jahre früher. Ohne ein Frömmler zu seyn, war er ein eifriger Katholik geworden. Für diesen schönen und unschuldigen Sohn wollte die Baronin ein glückliches, wenn auch geräuschloses Leben gründen. Sie hatte einiges Vermögen zu erwarten und wollte für Calyst eine reiche Frau suchen, es war ihr gleichgültig, ob es eine kleine Kergarouët oder eine irländische Erbin sey, sie kannte die Liebe nicht und betrachtete die Ehe als ein Mittel zum Glück und zum Wohlstand, wie ihre ganze Umgebung dieß glaubte. Die Leidenschaft war diesen katholischen Seelen fremd, diesen alten Leuten, die nur mit ihrer Seligkeit, ihrem Könige und ihrem Vermögen beschäftigt waren. Niemand wird sich also wundern über den Ernst, womit das Mutterherz, das nur in der Zärtlichkeit für den Sohn lebte, diese Angelegenheit betrachtete. — Die Baronin hörte Mitternacht schlagen zu ihrem Schrecken, Calyst kam nicht: eine ganze Stunde brachte sie unter grausamer Angst hin, ein Uhr schlug langsam vom Thurm.

— „Wird er dort bleiben?" fragte sie sich, „es wäre das erstemal! — armes Kind!"

In demselben Augenblick tönte Calysts Schritt auf der Straße; die arme Mutter, in deren Herz die Freude auf die Angst folgte, flog die Treppe hinab, um ihrem Sohne zu öffnen. — „Oh meine Mutter, rief Calyst schmerzlich überrascht, warum mich erwarten? Ich habe ja den Hauptschlüssel und Feuerzeug." — „Du weißt wohl, mein liebes Kind, daß ich nicht schlafen kann, wenn du nicht zu Hause bist," sagte sie, ihn küssend. —

Als sie wieder im Zimmer waren, betrachtete die Baronin ihren Sohn, um nach dem Ausdruck seines Gesichts die Ereignisse des Abends zu errathen, aber sie empfand die Bewegung dabei, die nicht durch Gewohnheit abgestumpft wird und die alle Mütter empfinden, wenn sie das Meisterwerk der Natur, das ihnen gelungen ist, ansehen, es blendet sie für einen Augenglick. Außer den schwarzen Augen voll Energie und Sonnenstrahlen, hatte Calyst seine ganze Schönheit seiner Mutter zu verdanken, die schönen blonden Haare, die kleine Adlernase, den reizenden Mund, die feinen Hände und die weiße zarte Haut. Obwohl er einem verkleideten Mädchen glich, so hatte er doch herculische Jugendkraft. Sein Bart war noch nicht sichtbar, diese späte Entwickelung ist ein Zeichen langen Lebens. Seine schneeweiße Stirn schien die Spuren großer Ermüdung zu tragen oder das Gewicht trauriger Gedanken. Die Mutter war unfähig die Kümmernisse seines Herzens zu errathen und hielt diese flüchtige Veränderung seiner Züge für Folge seines Glücks. Calyst war schön wie ein griechischer Gott, aber schön ohne Geckenhaftigkeit, er machte sich nichts aus seiner Schönheit, die er für unnütz hielt. Diese reinen schönen Wangen, in die das reiche junge Blut aus tausend Quellen fließt, und die Mädchenstirne gehören also einer Andern? ach, ihre Leidenschaft kann Alles zerstören, diese schönen Augen trüben, die feucht und glänzend sind wie Kinderaugen. Dieser bittere Gedanke preßte

Fanny's Herz zusammen und störte ihre Freude über ihn. — „Du bist heute noch länger als gestern in Touches geblieben, mein theures Kind," sagte sie mit bewegter Stimme. — „Ja, Mutter," antwortete er, ohne die mindeste Entschuldigung hinzuzufügen.

Die Kürze dieser Antwort verdüsterte die Baronin, sie verschob eine Erklärung bis auf den andern Morgen. Wenn die Mütter solche Besorgnisse fühlen, wie die Baronin in diesem Augenblicke, so zittern sie fast vor ihren Söhnen, sie ahnen instinctmäßig die Wirkungen von jener großen Emancipation der Liebe, sie ahnen, was ihnen durch dieß einzige Gefühl geraubt werden wird, und zu gleicher Zeit empfinden sie eine Art von Freude ihre Söhne glücklich zu wissen, es ist ein Streiten der Gefühle in ihrem Mutterherzen.

— „Du bist müde, mein Kind, geh' zu Bett," sagte Fanny, ihre Thränen unterdrückend. — Eine Mutter, die nicht Alles weiß, was ihr Sohn thut, glaubt auch schon Alles verloren, wenn sie so liebt und geliebt wird wie Fanny.

Lewin Schücking.

Das Ehepaar aus der alten Zeit auf dem Lande

oder

Philemon und Baucis unter den Kosaken.

(Schluß.)

Seit Pulcheriens Tode waren fünf Jahre verstrichen, als ich zum erstenmale wieder in die Nähe ihres Wohnsitzes kam. Ob ich wohl säumte, meinen alten Nachbar wieder einmal zu besuchen, bei dem ich so manchen angenehmen Tag zugebracht und an den untadeligen Gerichten der trefflichen Hausfrau so oft mich übernommen hatte? — als ich in den Hof einfuhr, erschien mir das Haus noch einmal so alt, wie vorher: die Gesindestuben lagen auf der Seite, ohne Zweifel nach dem Beispiele ihrer Inhaber; — der Stangen und Ruthen-Zaun lag ganz zerstört im Hofe darnieder, und ich sah selbst, wie die Köchin Pflöcke davon zur Heizung verbrauchte, um nur den überflüssigen Weg bis zu den dazu zwei Schritte von ihr aufgeschichteten Reisigbündeln nicht machen zu müssen. Von Wehmuth durchdrungen fuhr ich unter der Treppe vor, wo noch dieselben Hofhunde, unterdeß aber freilich erblindet, mit gebrochenen Beinen, ihre zottigen, klettendehangenen Ruthen und zugleich ein heiseres Gebell erhoben. Da trat, mich zu bewillkommnen, der gute Alte mir entgegen. Ja, er war's! Ich erkannte ihn auf den Blick wieder, obschon er noch einmal so gebückt erschien, als früher. Als er auch mich erkannte, hieß er mich mit dem wohlbekannten Lächeln willkommen. Ich folgte ihm in die Wohnung, worin anscheinend noch alles beim Alten geblieben war; doch bemerkte ich durchgehends eine gewisse Unordnung, eine gewisse empfindliche Verlassenheit und Oede: kurz, es kam jenes ganz eigene Gefühl der Befremdung über mich, welches in uns aufzusteigen pflegt, wenn wir zum erstenmale die Wohnung eines Wittwers wieder betreten, nachdem wir denselben immer nur als unzertrennlich von seiner Ehehälfte, die ihn durch das Leben geleitete, gekannt haben. Diese Empfindungen sind denjenigen ähnlich, welche uns beim Anblick eines Menschen befallen, den wir bis dahin stets nur kerngesund kannten, wenn derselbe nun plötzlich seiner Beine beraubt vor uns liegt. Ueberall war die Abwesenheit der sorglichen Hausfrau wahrzunehmen: bei Tische wurde uns nur ein Messer, und ohne Bänkchen hingelegt, und auch die Gerichte waren lange nicht mehr so schmackhaft zubereitet, wie ehemals. Nach der Wirthschaftsverwaltung mochte ich mich gar nicht erst erkundigen, ich fürchtete mich geradezu nach den wirthschaftlichen Einrichtungen zu sehen.

Als wir uns zu Tisch gesetzt hatten, band Awdocha ihrem Herrn eine Serviette um, woran sie sehr wohl that, denn sonst hätte er sehr bald sein ganzes Kleid mit Brühe über und über beschmutzt. Um ihn durch etwas zu zerstreuen, erzählte ich ihm verschiedene Neuigkeiten. Da hörte er mir zwar wieder mit seinem gewöhnlichen Lacheln zu, dabei blieb aber sein Blick fast immer völlig gleichgültig, und seine Gedanken schienen, anstatt sich zu erheitern, vielmehr ihm ganz und gar auszugehen. Kaum hatte ihm Awdocha bemerklich gemacht, daß er mit dem erhobenen Löffel Grützbrei, anstatt ihn zum Munde zu bringen, an die Nase gerathen war, so mußte sie ihm schon wieder die Hand führen, welche mit der Gabel, anstatt sie in einen Bissen des kleinen Kuchens zu stechen, auf eine der Flaschen vor ihm losstach, als ob er diese anspießen wollte. Mehr als einmal mußten wir mehrere Minuten lang auf die nächste Schüssel warten; so daß selbst Aphanaßi es gewahr wurde und sagen mußte: „Warum wird denn so lange nichts zu essen gebracht?" — Sah ich dann etwa durch eine der Thürspalten, so konnte ich wohl gewahr werden, wie der Bursche, der uns die Schüssel bringen sollte, mit keinem Gedanken daran dachte, sondern vielmehr den Kopf auf seinen Schemel hinunterhängen ließ und nickte. — „Hier diese Speise — sagte Aphanaßi, als Pulcherlens Lieblingsgericht aufgetragen wurde, zu mir — diese Speise (wiederholte er, und ich merkte, wie seine Stimme zu zittern anfing und Thränen nahe daran waren, aus seinen bleifarbenen Augen herauszutreten, während er alle seine Kraft aufbot, sie zurückzudrängen) — diese Speise hier hat die Ent . . . Ent . . . Entschla . . . ." Aber, noch ehe er vollends auszusprechen vermochte, schossen die Thränen hervor, und seine Hand fiel auf den Teller, so daß dieser umschlug, ein Stück wegflog, zerbrach und Aphanaßi zugleich in seinen Thränen und in seiner Brühe, wie gebadet, übergossen vor mir saß. Empfindungslos blieb er sitzen, bewußtlos behielt er seinen Löffel in der Hand und die Thränen flossen wie ein Bach, wie eine unaufhörlich sich ergießende Quelle auf die ihm vorgebundene Serviette.

Gott! — dachte ich da, indem ich ihn betrachtete — nur fünf Jahre Zeit, und dieser Greis ist schon empfindungslos — dieser Greis, dessen Leben vorher kaum ein einzigesmal durch

ein allzustarkes Gefühl der Seele aufgeregt worden — dessen ganzes Leben vielleicht in seinem Großstuhle, nur getheilt zwischen den Mahlzeiten von gedörrten Fischen und Birnen, und zwischen harmlosem Geplauder verstrichen — jetzt in so entsetzlich lange, in so fürchterlich heiße Qual verkehrt! — — Was ist stärker über uns: Leidenschaft oder Gewohnheit? Oder all' die gewaltigen Stürme und hinreißenden Wirbel unserer gährenden Begierden und Leidenschaften sind nur Folgen unseres hellauflodernden Jugendmuthes und erscheinen uns nur deßhalb tief und erschütternd. — Wie dem nun aber auch sey, damals erschienen mir all' unsere Leiden und Leidenschaften, jener endlos langen, schleichenden, fast bewußtlosen Gewohnheit gegenüber, eitel und kindisch. Noch einigemale strengte er sich an, den Namen der Entschlafenen auszusprechen, schon in der Hälfte des Wortes aber verzog sich der sanfte, gewöhnliche Ausdruck seines Gesichts krampfhaft, und ein Weinen, wie klägliches Jammern eines Kindes, traf mich schneidend im Tiefinnersten meines Herzens. Nein, das waren nicht solche Thränen, wie die, womit alte Leute oft so freigebig sind, wenn sie euch ihre beklagenswerthe Lage und Trübsal vorstellen — nicht solche Thränen waren es, wie sie sie ins Punschglas fallen lassen. — Nein, das waren Zähren, die unwillkürlich flossen, Bitterkeit des Schmerzes eines schon absterbenden Herzens.

Nachher hat Aphanaßj nicht mehr lange gelebt: vor kurzem habe ich seinen Tod erfahren. Sonderbar war dabei das, daß die Umstände seines Ablebens eine gewisse Aehnlichkeit mit denen bei Pulcheriens Ende hatten: eines Tages nämlich entschloß er sich, ein wenig in den Garten zu gehen. Wie er nun so langsam mit seiner gewöhnlichen Gedankenlosigkeit durch den Garten schlenderte, trug sich ein ganz besonderes Ereigniß mit ihm zu: Er hörte nämlich unversehens hinter sich Jemand mit ganz lauter Stimme ihm zurufen: „Aphanaßj Iwanowitsch!" Als er sich aber umwandte, war Niemand zu sehen. Er blickte nach allen Seiten hin, und guckte sogar hinter die Sträucher — doch nirgend war Jemand zu finden. Der Tag war mild und still; die Sonne leuchtete unbewölkt. Da sann er einige Augenblicke lang nach, immer mehr belebten sich seine Züge, und endlich brach er in die Worte aus: „Pulcheria Iwanoffna hat mich gerufen!" —

Wem wohl wäre es nicht auch schon einmal so vorgekommen, als ob ihn eine Stimme so geisterhaft bei Namen gerufen — was der Volksglaube dahin auslegt: daß eine Seele um Jemand sich gräme und ihn rufe, wonach dessen Tod unvermeidlich bald erfolge. — Mir ist, die Wahrheit zu gestehen, diese geheimnißvolle Ladung stets gar schauerlich gewesen. Noch recht gut erinnere ich mich, wie ich in meiner Kindheit solche vernommen: mehr als einmal sprach es zu jener Zeit hinter mir plötzlich ganz deutlich meinen Namen aus — und das meist an einem recht hellen und sonnigen Tage, wenn kein Blättchen an den Bäumen im Garten sich regte, rings um mich weit und breit alles grabesstill war, selbst die Grashüpfer ruhten und außer mir keine menschliche Seele im ganzen Garten war. Ja, ich gestehe: ob die tollste Sturmnacht mit der ganzen Hölle aller Elemente, mitten in der Einsamkeit des unwegsamsten Walddickichts mich überfallen hätte — ich würde dadurch doch nicht so gewaltig erschreckt worden seyn, wie bei jener entsetzlich unheimlichen Stille am hellen lichten Mittage. In der allergrößten Bangigkeit und mit angehaltenem Athem lief ich dann immer sporenstreichs aus dem Garten hinaus und wurde nicht eher wieder ruhig, als bis mir irgend Jemand begegnete, dessen Erscheinen die Schreckniße der entsetzlichen Seeleneinöde rings um mich her verscheuchte.

Aphanaßj überließ sich voll Ergebung der Ueberzeugung seines Herzens, daß Pulcheria ihn zu sich gerufen; mit der Willigkeit eines folgsamen Kindes überließ er sich ihr. Er magerte ab, fing an zu husten, schmolz ein wie ein Licht und verlosch auch endlich so, als nichts mehr übrig war, was sein kümmerlich glimmendes Flämmchen hätte nähren können. „Legt mich neben Pulcheria Iwanoffna" — war der einzige Wunsch, den er vor seinem Ende noch aussprach.

Sein Verlangen wurde erfüllt; man beerdigte ihn an der Kirche, dicht neben seiner Gattin Grabhügel. Der Gäste waren weniger bei seinem Leichenbegängnisse, doch von armen Leuten und Bettlern fanden sich eben so viele ein, wie bei Pulcheriens Beerdigung.

Nun stand das Herrschaft-Häuschen ganz verödet. Der dreiste Verwalter und der Voigt schleppten alle noch hinterbliebenen Sachen und das Hausgeräth, so weit es die Ausgeberin noch nicht für sich hatte über Seite bringen können, in ihre Stuben. Bald nachher erschien irgend woher ein unbekannt gewesener weitläufiger Verwandter als Erbe des Vermögens. Er hatte, glaub' ich, früher als Porutschnik, ich weiß nicht in welchem Volk, gedient: ein erschreckbar gewaltiger Reformator! Er hatte nicht sobald die entsetzliche Verwirrung und Vernachlässigung der Wirthschaftsangelegenheiten erkannt, als er sich auch schon eifrigst bemühte, alles dieß mit der Wurzel auszurotten, zu „amelioriren" und völlig in Ordnung zu bringen. Dazu kaufte er auf der Stelle sechs Stück englische Sicheln, schlug an jeder Stube eine besondere Nummer an, und war zuletzt so vortrefflich in Ordnung, daß sein Vermögen richtig nach einem halben Jahre unter Sequestration gestellt war. Die weise Vormundschaft, aus einem Assessor und irgend einem Stabscapitäne in längst verschossener Montur bestehend, beseitigte in einer nichts weniger als ungebührlich langen Frist alle Hahne und Hennen nebst sämmtlichen Pertinenz-Eiern des Gutes. Die Stuben, fast alle zu ebener Erde belegen, verfielen gänzlich; die Gutsbauern wurden liederliche Trunkenbolde und kamen mit der Zeit mehrentheils in die Zahl der Deserteurs.

Der gegenwärtig regierende Herr, der übrigens ganz friedsamlich mit seinem Vormunde lebte, und einträchtiglichst mit ihm punschte, kam nur höchst selten auf sein Gut und verweilte niemals lange daselbst. Dafür bereist er noch heutzutage jeden Jahrmarkt in Klein-Rußland, um sich nach den Preisen der verschiedenen Haupterzeugnisse, wie sie im Großen verkauft werden, als da z. B. sind: Mehl, Hanf, Meth, Honig

u. a. m. sorgfältig zu erkundigen — immer indeß nur ganz unbedeutende Kleinigkeiten einkaufend, wie etwa: einen Feuerstein, einen Nagel zum Pfeifenräumer — und überhaupt lauter solche Dinge, die auch en gros gekauft den Betrag von 1 Rubel niemals übersteigen.

Wolkoff.

Lord Ronalds Kind.

Von John Wilson.

Drei Tage sind's — im Walde sprang
Lord Ronalds Kind noch frisch und krank
Durch Sonnenschein und Regen;
Dazwischen Regenbogenglanz,
Der Thau netzt' ihrer Füße Tanz
Auf blumenreichen Wegen.
Doch frösteind kam der Abendwind —
Der Thau ward eisig kalt geschwind —
Sie sprang nach Haus im Lauf;
Und von dem Bett, drin jetzt sie ruht,
Die Augen zu, in den Wangen kein Blut,
Steht nimmermehr sie auf.

Sie ist nun wie ein Bild von Stein —
In seiner Schöne liegt's allein;
Ein Lächeln spielt um seinen Mund —
Für immer ruht's auf heil'gem Grund
Im Chor an einer Marmorwand —
Auf weißer Brust die weiße Hand —
Ein ärmlich Bildniß, ohne Glanz,
Von Einem, der vergessen ganz!

Siehst du die zarten Füße nicht?
Sey still! es nahet ein Gesicht.
In Weiß gekleidet — lauschend späh! —
Von Waisenkindern kommt ein Zug
Mit Schritten leis wie fall'ndee Schuee,
Zu legen in das Leichentuch
Die schöne Maid, die lächeind sah
Zurück auf die, die sie umgeben —
Verlassen stehn die Waisen da,
Indeß um sie schon Engel schweben.

Ein Gaisblatt pflücket die zum Strauß,
Die füllt mit Blumenduft das Haus,
Die schmückt das Bett — die Rose lehnt,
Erglüh'nd in ihrer Schönheit Licht,
Das gelb'ne Köpfchen, thaubekränt.
Fest an des Todes bleich Gesicht,
Und weint wie ein verlassen Kind
Vor Augen, die geschlossen sind. —
Auf Aller Wangen Thränen glänzen;
Sie decken mit den Blumenkränzen
Den kalten, weißen Busen zu!
Da liegt sie! — Alles still und kalt —
Und welker Duft nur noch durchwallt
Den Platz der tiefsten Ruh.

Im hellen Morgenlichte trug
Den Sarg hinaus der schöne Zug,
Und bis ein leis Gebet man sprach,
Ruhn mit der Last sie aus am Haag,
Beschützt von dichtem Flieder.
Das Haupt gesenkt, den Hut herab,
Ob golden noch, ob greis das Haar,
Stehn All', dann lassen vor dem Grab
Lord Ronald und der Diener Schaar
Auf einem Knie sich nieder.
Und rings auf den Gebirgen ruht
Ein tiefes Schweigen, gleich der Schwüle
Van eines Sommertages Gluth —
Nur leise tönt aus Waldeskühle
Des Bergstroms schaumbedeckte Fluth, —
Sacht aus der Waisenschaar dann schleicht
Ein weinend Mädchen sich und neigt
Ihr Köpfchen auf des Sarges Rand.
Ein Trauerlied dem Mund entquoll,
Ihr Aug' ist starr und thränenvoll
Geheftet auf das Grabgewand.

O schön die Quellen, schön
In unserm Thal die Bronnen
Singen und springen sehn
Im Strahl der Sommersonnen!

Die schönste allzumal
Ging von dem grünen Rain,
Der murmelnde Wasserfall
Verließ den stummen Stein.

Da oben auf den Höhn
In weichen, moosigen Zellen,
Wo die Quellen und Bäche entstehn,
Die wilden Blumen schwellen.

Im Wald die Königin mehr
Die Ros' hat der Sturm gebrochen.
Und nimmer hat der Schäfer mehr
Der Blumen Duft gerochen.

Die Vögel gerne ziehn
Im Hain mit prächt'gen Schwingen,
Wenn sie in Lieb' erglühn,
Wie herrlich sie da singen!

Und eine Stimme immer sang
Die schönsten, tiefsten Lieder —
Doch verstummet ist der holde Klang,
Du hörst ihn nimmer wieder!

Hoch auf dem Ebenbaum
Da sah ich eine Taube;
Auf ihrer Federn Silberflaum
Die Sonne spielt' im Laube.

Es war, als wollt' der Hain
An die weiche Brust sich schmiegen —
Die Taub' ist fort; um's Nest allein
Nur weiße Federn fliegen.

Es lag im weiten Wald
Ein Rudel Rehe, scheue —
Wie schlank und prächtig die Gestalt,
Schalkheit im Aug' und Treue!

Der Jäger in der Nacht
Hat nachgespürt den Rehen,
Die sprangen vor der Jagd
Durch Thäler bald und Höhen.

Viel Scene scheinen schön
Mit reinen, feuchten Strahlen,
Bis Morgenlüfte wehn
Und roth die Berge malen.

Ach! eitel ist der Himmel ganz
Ist's dort auch noch so hell und klar —
Erloschen des Abendsternes Glanz,
Geschoren sein goldenes Haar!

Und leis verklingt der Trauersang —
Und plötzlich packt's die knieende Menge,
Sie klagen, weinen, schluchzen bang —
So treibt ein Wind des Gartens Gänge
Das fall'nde Laub entlang. —
Still! Still! der Sang beginnet wieder!
Und an der Todtenbahre nieder
Die jüngste Waise züchtig kniet,
Die Wang' ist roth, ihr Auge glüht
Gleich Sonnenschein an Sommertagen,
Wie Hoffnung auf des Kummers Klagen
Singt sie mit than'ger Stimm' ihr Lied:

Und ob der Strom verronnen,
Ob öd' und dürr der Rain:
Er murmelt mit lieblichern Bronnen
Jetzt in des Himmels Hain.

Und ob auch in die Gruft
Die Rose sank hinab:
Mit schön'rer Blüth' und süßrem Duft
Erstand sie aus dem Grab.

Und ob mit prächt'gem Gefieder
Auch todt der Vogel liegt,
Ich hört' seine Jubellieder,
Ich sah ihn im Himmelslicht.

Ob auch des Haines Lächeln
Mit der Taube Tod verschwand:
Jetzt fliegt bei des Westes Fächeln
Sie auf sonn'gem Inselland.

Ob auch das Reh gestorben
In Waldes Einsamkeit:
Den Himmel hat's erworben
Und liegt an Jesus' Seit'.

O Seele, zu früh gesunken,
Was weinen wir um dich!
Es spiegeln deine Funken
In andern Meeren sich!

F. W. Dralle.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 135.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

22 November 1840.

Frau von Soubise.

Von A. de Vigny.

„Den Haken ladet mir, Arkebusier!
Landsknechte ziehn vorbei! deckt endlich ihr
Harnisch' ein rothes Kreuz? Wie steht's so gut!
'S ist doppelt, glaub' ich, und so roth von Blut.
Zu spät ist's jetzt; bin ich bei dem Geläute
Von Notre Dame denn nur halb erwacht?
Bei Gott! wir zechten viel zu lange heute,
Doch gair's Bartholomäusnacht.

Mein Schweet mit goldnen Griffen
Gebt mir, doch scharf geschliffen,
Dann bringet mir Gewehr
Und Rosenkranz hieher.
Schon seh' ich's dämmern, tagen
Fern auf des Louvre's Dach.
Und Aufschluß bringt der Tag.
— Laßt's meiner Tochter sagen,
Daß schnell sie werde wach."

So hört man's aus des Schlosses Fenster tönen;
Wer kennt nicht seiner Stimme mächtig Drohnen?
Lauft Pagen, Schweizer, Schenken, lauft geschwind!
Ihr Armbrustschützen lauft! ruft das Gesind!
Schon seh' ich von des hohen Thurms Altane
Maria Anna nahn; sie geht vorbei;
Senkt bis aufs Pflaster eure Partisane,
Grüßt sie voll Ehrfurcht jeder nach der Reih'!

Das sanfteste der Rosse
Steht für sie vor dem Schlosse,
Da sie gefürchtet längst
Des Vaters schwarzen Hengst.
Die Linke an den Mähnen,
Schwingt der sich auf das Pferd,
Und seine Hand am Schwert,
Spricht er: „O Schande! Thränen?
Wer hat dich das gelehrt?

„Mein Kind, bedenk', du bist von hohem Adel;
In meinem Stamme trifft ein strenger Tadel
Ein Weib, das weint, und denk' ich, das mit Recht,
Sie könnt 'nen Feigling bringen ins Geschlecht.
Sey stark! Birg mit dem Schleier deine Thräne!
Vorwärts, Gesind! des Hornes Schmettern tön'!
In diesem Nebel hüllt vor mir die Seine
Die blut'gen Wellen..... Ich will mehr noch sehn.

Seht düster ihr sich heben
Des Klosters Thurm und Streben
Und dort vom Königsbau
Die Mauern hoch und grau?
Ins Louvre laß uns steigen:
Ich glaub', du zitterst schon
Bei dieser Glocken Ton?
Den König seh' sich neigen,
Grüß ihn! — spricht der Baron.

Und dann, bekreuzend sich mit frommer Miene,
Geht er hinein zur Königin Katharine,
Indeß im Hof die Tochter bleiben muß.
Sie setzt sich; einen Leib berührt ihr Fuß:
— „Ich lebe noch, ich lebe noch, Erbarmen!
O wartet, helft mir, neiget zu mir euch!
Mich rettend, rettet ihr den Geist mir Armen,
Denn morgen hör' ich eine Messe gleich."

— „Unheil'ger Hugenotte,
Beug' dich dem wahren Gotte!

Spricht für verlegnen Blicks,
Hier ist ein Crucifix,
Der Jungfrau gib dein Herze,
Den König bitte ich;
Hier ist ein Pferd für dich.
Vor Allem nimm die Kerze
Und dann begleite mich."

Drauf sagt sie dem Gefolge ihren Willen,
In eines Pagen Mäntel ihn zu hüllen,
Läßt lösen ihm des Panzers schwer Gewicht,
Deckt mit der Sammetkappe sein Gesicht.
Ein Tuch legt sie ihm dann auf seine Wunde
Mit einem Kreuz und spricht so fest sie kann
„Daß er kein Ketzer ist, wird euch zur Stunde
Hier in der Kirche zeigen dieser Mann."

Von Sanct Eustach ihr Hallen!
Wie sich die Haufen ballen,
Die in dem düstern Gang
Die Pfeiler ziehn entlang,
Die hier auf Karren schleppen
Leichname, sargesbar,
Die mit zerzaustem Haar
Schier bluten dichte Treppen
Vom Söller zum Altar!

O gnädig, gnädig sey Gott diesen Zeiten!
'S sind Menschen, welche solche Schmach bereiten!
Ein laut Tedeum brüllt der wilde Chor,
Und wühlt im Blut und holt ein Herz hervor;
Das Herz ist's des erdolchten Admirales,
Ein Herz, das nun Calvin erlitt den Tod;
Die Menge ißt's und trinkt, freut sich des Mahles,
Schickt's um und spricht: der Wein ist's und das Brod.

Ein Mönch, deß Stirn versteckt
Der Helm, der sie bedecket,
Liest von dem hohen Chor
Die heil'ge Messe vor.
Wie er am Pulte singet,
Daß durch den Dom es bebt,
Die Hand zum Segen hebt,
Da von den Fingern springet
Blut, das daran noch klebt.

„Platz! ruft er, damit wir nicht das Versprechen,
Die Kirchengänger zu verschonen, brechen;
Macht Platz! Zwei Kinder seh' ich nahn da vorn:
Ihr tödtet sie noch nicht, bei meinem Zorn!
In meinem Schutz sind die, so hier verweilen,
Für All' ist, sagt Sanct Paul, das Gotteshaus.
Wir müssen unsre Aemter strenge theilen,
Und euer sind sie, gehen sie heraus."

— „Ich komme ohne Vater,
Doch ihr seyd mir ein Rather:
(Spricht Anna zweimal schon
Mit zitternd leisem Ton)
Hinein zur Kön'gin schritt er,
Doch ich muß hieher gehn
Um Gnade zu erflehn
Für diesen jungen Ritter,
Den hier ihr sehet stehn.

„Nicht lange Zeit ist's mehr, spricht er im Sterben,
Ich sterbe, um den Himmel zu erwerben;
Wenn du die Hand mir gibst — du hast nicht Frist —
So sterbe ich als guter röm'scher Christ.
Vermähl' dich mit dem Herzog von Soubise,
Es soll dich nicht gereun, wirst du mein Weib:
Ein Tag ist's. Weh! es trugen meine Füße
In euer Kirche mich, daß ich drin bleib'.

Wie's vor den Augen grauet!
Bist du mir angetrauet?
— „O weh! spricht sie drauf, ja!
Und beugt sich zu ihm nah.
Ein Wort schließt ihre Ehe.
Die Augen, angestrengt
Zum letztenmale, lenkt
Er auf Marie, ehe
Er sie für immer senkt.

So kam's, daß Anna Herzogin geworden.
Ihr ganzes Leben gab sie dran dem Orden
Der Väter Jesu, dem sie auch verschrieb,
Was ihr noch sonst an eignen Gütern blieb.
Ein schwacher Leib von Kummer untergraben,
Er widersteht, doch er erlieget bald,
Im Kloster zu Saint-Onge liegt begraben
Die Frau und Jungfrau, zwanzig Jahre alt.

F. W. Dralle.

Jack Sheppard.

(Fortsetzung.)

Die Frage: woher das Interesse an Räubergeschichten, welches auch dem Jack Sheppard zum Theil seine Popularität gewann? läßt sich leicht beantworten. Nicht nur in den Büchern, auch im Leben selbst, machen Criminalfälle wichtiger Art ein großes Interesse rege; ein Mörder, ein Räuber ist immer eine wichtige Person; in London rissen sich vornehme Personen um die Haare des Meuchlers Edward Orford, der neulich erst die Königin von England und Prinz Albert hatte ermorden wollen.

Seltsamkeit der Schicksale, außerordentliche Leidenschaften, ungewöhnliche Kühnheit und Verwegenheit, nicht selten auch ausgezeichnete Intelligenz und eine gewaltige Willenskraft verleihen solchen Menschen ein Interesse, welches zunächst zwar mehr nur ein psychologisches ist oder seyn sollte, das aber in manchen Fällen, wenn dem betreffenden Individuum günstige Umstände, empfehlende Züge zu Statten kommen, sich zu einem romantischen und poetischen Interesse steigert, und den Missethäter beinahe im Licht eines Helden oder gar eines Märtyrers erscheinen läßt. Und gab es nicht Zeiten, wo der Räuber und der Held in der Person des Raubritters so ziemlich zusammenfielen? Ueberhaupt, sodald man sich den Uebertreter der gesellschaftlichen Ordnung und Gesetze in einer Art von Kriegszustand gegenüber den Gesetzen und der bürgerlichen Ordnung denkt, kann man sich auch geneigt fühlen, die im Krieg geltenden Regeln und Begriffe zu seinen Gunsten anzuwenden. Es läßt sich gar wohl denken, daß der glückliche Dieb und Einbrecher, dessen gesetzlose und kecke Unternehmungen doch hauptsächlich die Wohlhabenden und Reichen treffen, und welcher mit der nirgends sonderlich beliebten Polizei auf gespanntem Fuß lebt, bei dem gemeinen Volk eine Art von Popularität gewinnt, gleichsam als ein Bundesgenosse und Vertreter seiner Interessen. Es darf aber gewiß behauptet werden, daß eine solche, über das poetische Interesse hinausgehende, so zu sagen politisch-moralische Parteinahme für den Verbrecher (wohl zu unterscheiden von der humanen Theilnahme und dem Mitleiden!) auf bedeutende Fehler und Gebrechen in den Institutionen eines Staates schließen läßt. Man wird annehmen dürfen, daß die sittliche und religiöse Bildung in einem solchen Lande vernachlässigt sey; daß für die Armen und Verwahrlosten nicht gehörig gesorgt werde; daß die zur Wahrung und Aufrechthaltung der Ordnung bestimmten Behörden und Personen in geringer Achtung stehen, oder auch wohl, daß ein redlicher Erwerb des Lebensunterhalts erschwert sey. Am schlimmsten freilich ist es, wenn ein Räuber und Mörder nicht nur den Pöbel auf seine Seite bekommt, sondern auch unter den Vornehmen und Gebildeten Eroberungen macht und Gunst findet, wie dieß erst kürzlich bei dem berüchtigten Lacenaire in Paris der Fall gewesen.

Doch wir müssen jetzt auf Jack Sheppard kommen. Ob dieser Mensch eine historische Person ist, d. h. dem Namen nach, wissen wir zwar nicht mit Gewißheit zu sagen, doch ist es uns im höchsten Grade wahrscheinlich, da so viele Details über seine verschiedenen Entweichungen aus genau geschilderten Gefängnißlocalen mitgetheilt werden, und der Erfolg des Buches nur gesichert werden konnte, wenn es einen historischen Namen an der Stirne trug. Der Verfasser gibt sogar öfters Jahr und Tag einzelner Vorfälle, namentlich der Execution seines Helden (16 November 1724) an, was bei einer totalen Fiction lächerlich wäre. Der Verfasser scheint im Ganzen darnach zu streben, und sich etwas darauf zu Gute zu thun, Sitten und Zustände aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zu schildern, und man muß gestehen, daß es seinen Schilderungen meist nicht an Lebendigkeit und Anschaulichkeit fehlt.

Die Erzählung zerfällt in drei Abschnitte oder Epochen. Die erste führt die Ueberschrift: Jonathan Wild, und fällt in das Jahr 1703. Die zweite Abtheilung führt den Titel: Thames Darrell (dessen Schicksal mit dem Jack Sheppards eng verflochten ist), und das darin Erzählte fällt in das Jahr 1715. Die dritte Epoche, 1724, enthält endlich die merkwürdigen Ausbrüche Jack Sheppards aus verschiedenen Gefängnissen, die Aufklärung seiner Herkunft, seine letzte Verhaftung und seine Hinrichtung.

Erste Epoche. Der ehrliche, wohlhabende Schreinermeister Wood sucht die Wittwe Sheppard, deren Mann seiner Arbeiter bei Wood, kürzlich am Galgen gestorben, in ihrer erbärmlichen Wohnung, einem Loch in einem verrufenen Quartier, einem Asyl der Schuldner und schlechter Subjecte, in der sogenannten alten Münze, auf, mit dem Entschluß, sich ihrer und ihres Knaben hülfreich anzunehmen. Er will das Kind zu sich in sein Haus nehmen, aber die arme Mutter kann sich trotz ihres Elends nicht zu dieser Trennung entschließen und der gute Mann, gerührt über ihre Mutterliebe, tröstet sie und verspricht ihr, für beide sonst zu sorgen. Wie er gehen will, hält sie ihn zurück, um ihm einen Schlüssel zu holen, welchen ihr Mann vor längerer Zeit dem Meister entwendet hatte. Sie übergibt ihm ihr Kind, um auf dem obern Boden den Schlüssel zu suchen; Wood, dem die Zeit mit dem Kinde lang wird, tritt vor die Thüre hinaus; da hört er hastige Schritte, und ein Mann in verzweifelter Eile stürzt, in einen Mantel gehüllt, daher. Er wirft seinen Mantel über Wood, bittet ihn auf keine Fragen, die man an ihn richten würde, zu antworten, und eilt in das Haus davon. Alles dieß begibt sich spät in einer Novembernacht. Bald stürzen ein paar Männer daher; eine Kugel saust an Woods Ohr vorbei; sie glauben den Verfolgten ereilt zu haben, entdecken aber bald mit Verdruß, daß sie sich getäuscht. Das Kind jedoch, auf welches der Flüchtige seine Hoffnung gesetzt, erregt wieder ihren Verdacht; sie machen Anstalt es zu erdrosseln; die Frau Sheppard tritt, ganz verstört und mit einer Wunde am Kopf, aus dem Hause, und begreift gar nicht die Gefahr, in der das Kind schwebt; Wood aber wehrt sich für dasselbe, erhebt seine Stimme, und die Bewohner der „alten Münze," ihre Privilegien bedroht glaubend, eilen mit Fackeln und Waffen herbei. Auf dieß ziehen sich Sir Rowland und Sir Cecil (so reden sie einander an), mit ihrem Genossen Davies, der das Kind hatte erwürgen wollen, aber von Wood verhindert worden war, in das Haus zurück und schleppen die Wittwe mit sich hinein. Der ehrliche Wood wird von den durch seinen Hülferuf herbeigezogenen unholden Bewohnern der Münze arg mißhandelt, weil er ihre Geldforderungen nicht befriedigen will und entkommt endlich mit Mühe. Der Flüchtige, der sich Darrell genannt, hat eine Zuflucht auf dem Dach gefunden; dort spürt ihn, während unten Alles durcheinander geht, Jonathan Wild auf und gibt ihm Mittel zur Flucht; eine Frau hat sich eingefunden in großer Angst und Bestürzung, welche das Kind der Wittwe Sheppard aus den Händen eines der unholden Gesellen, Blueskin, gegen eine reiche

Belohnung erkauft, und es dann der Wittwe übergibt; hocherfreut, weil sie aus Wilds Worten, der sie in der Finsterniß für die Wittwe hält, entnimmt, daß Darrell mit seinem Kinde glücklich entkommen ist. Die Verfolger Darrells aber bedrohen jetzt die unbekannte Dame; sie will sich vor ihnen durch ein Fenster retten, verfehlt aber eine Leiter und stürzt hinunter. Sie wird besinnungslos und blutend weggetragen. Jonathan Wild entdeckt den Verfolgern Darrells, wohin dieser sich gewendet hat, und diese eilen ihm nach.

Nachdem sich der Tumult gelegt, hat die Wittwe Sheppard einen harten Kampf zu bestehen mit dem rohen, wilden Blueskin, welcher kommt, ihr seine Hand anzubieten; wie sie ihn abweist, droht er, ihr Kind zu ermorden, und wird an seinem Vorhaben, dem sich die Wittwe voll Verzweiflung aber vergebens zu widersetzen sucht, nur gehindert durch die Dazwischenkunft Jonathan Wilds, welcher den Blueskin mit einem Faustschlag zu Boden schlägt. Aber auch Wild hegt keine freundlichen Gesinnungen gegen sie und das Kind; er findet es nur seinem Vortheil angemessen, demselben das Leben zu fristen, und schwört, daß er es seiner Zeit doch an den Galgen bringen wolle, wie er dessen Vater daran gebracht habe, weil dieser seinen Groll sich zugezogen, ihn früher schon schwer beleidigt und später verrathen habe. Trostlos und verzweifelnd sinkt die arme Mutter, erschreckt schon durch eine andere Prophezeyung eines holländischen Schmugglers und Spitzbuben: daß ihr Kind am Galgen sterben werde, zu Boden nieder.

Der ehrliche Meister Wood und Darrell haben den gleichen Weg eingeschlagen; beide lassen sich in verschiednen Fahrzeugen über die Themse übersetzen. Aber in dieser Nacht bricht ein seit Menschengedenken unerhörter Sturm los, während sie und ein drittes Schiff auf dem Wasser sind. Dieß dritte Schiff noch trägt die Verfolger Sir Rowland und Sir Cecil. Sie ereilen Darrells Boot; dieser wird von ihnen erstochen und stürzt in den Strom, reicht aber sterbend das Kind, das er im Arme gehalten, dem Meister Wood, welcher mit seinem Schiff in der Nähe ist. Jetzt machen sie auf Woods Schiff Jagd, aber währenddem bricht die ärgste Wuth des Sturmes los und treibt beide Boote den Strom hinunter. Wood gelingt es, auf einen Vorsprung der Londoner Brücke mit einem Satz sich zu retten, während sein Schiffer bei demselben Versuch umkommt, auch das Kind rettet er so und bringt es nach unendlichen Mühen und Gefahren in Sicherheit. Weil er es aus der Themse (Thames) gerettet, nennt er es Thames Darell. Von dem Schicksal der Verfolger weiß Wood nichts; doch glaubt er auf der Brücke eine Gestalt neben ihm sich heraufschwingen gesehen zu haben. Erst am andern Tage jedoch erreichte Wood sein Haus, und überall in der Stadt begegnete er den Spuren der Zerstörung, die der Sturm angerichtet. Seiner Frau übergab er dann den kleinen Findling.

(Fortsetzung folgt.)

Feldblumen.

Von Campbell.

Feldblumen, den Garten beschämt ihr fürwahr,
Wildlinge der Schöpfung, entzückt ihr mich gar
Zu Sommern, die längst hingerollt,
Wenn dir Erde verhieß einst ein feenhaft Glück,
Schmelz- und Gänseblümchen erfreuten den Blick,
Gleich Schätzen von Silber und Gold.

Ich lieb' euch, ihr lullt mich zurück in den Traum
Von den Hügeln des Hochlands und Strömen voll Schaum,
Wo der Birkenhain Balsam ergießt,
Wo der Hirsch fern im Sonnenschein glänzend geirrt,
Die Waldtaube tiefschmachtende Töne girrt,
Musik, die dir Ruhe versüßt.

Kein Kirchengesang hat mit holderem Laut,
Als ihr Juniuswildlinge, je mich erbaut,
Auf alten Burgtrümmern, da spricht,
Wo ich gern gesucht eurer Lieblichkeit Spur,
Ihren Reiz mir zuerst angehaucht die Natur,
Euer Blühen bezaubrendes Licht.

Der Neigungen Spiel läßt das Veilchen entstehn,
Kleine liebliche Inseln, gespiegelt in Seen,
Zeigt die wilde Fluthlilie mir,
Landschaften das Auge der Primel so hell,
Gemäldr von kiesigem fischreichem Quell
Die Wicken des Uferrands Zier.

Wilde Knospen der Erde, mein Herz war euch gut,
Eh' die Kälte der Sorge, der Leidenschaft Gluth
Noch steeifte die Blüthe mir ab;
Willkommener, wenn nach der Leidenschaft Flucht
Ihr mit Träumen der Jugend mein Alter besucht,
Und einst sollt ihr schmücken mein Grab.

Julius Krais.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 136 u. 137.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

25 November 1840.

Cosima, oder der Haß in der Liebe.

Von George Sand.

Ueber den schlechten Erfolg dieses Drama's bei der Aufführung auf dem Théâtre Français, so wie über den Inhalt und Gang desselben im Allgemeinen haben vor einigen Monaten schon die öffentlichen Blätter berichtet. Die ungünstige Aufnahme wurde von allen Berichterstattern, in gröberen oder feineren Ausdrücken und Wendungen, ziemlich einstimmig zugestanden, aber die Gründe, welche sie dafür angaben, lauteten sehr verschieden. Der eine fand die Schuld davon im Stücke selbst, der andre in den Schauspielern, der dritte im Publicum; und innerhalb der ersten Erklärungsweise gab es wieder zwei Ansichten, indem man das Drama entweder für literarisch mangelhaft, besonders für undramatisch, oder indem man es für unmoralisch erklärte. Die Verfasserin protestirt in der Vorrede gegen gehässige, unschickliche Auslegungen einiger in dem Stücke vorkommenden Ausdrücke; aber hat sie nicht selbst durch Darstellungen und Behauptungen, die einer weiblichen Feder im höchsten Grad unwürdig sind, solche Auslegungen nnd Conjecturen einigermaßen berechtigt? Man erwartete allerdings wohl von vielen Seiten von der Verfasserin der Lelia und Indiana etwas Wilderes, Ungestümeres; man sah sich in seinen Erwartungen getäuscht, und nun suchte leicht der eine oder andre sich durch zweideutige Interpretationen schadlos zu halten. Trotz des ungünstigen Theatererfolgs läßt die Verfasserin ihr Stück nicht fallen; hinter den bescheidensten, anspruchslosesten Aeußerungen über den Werth ihres Stücks schimmert doch das Bewußtseyn hindurch, etwas Bedeutendes geschaffen zu haben, und sie scheint ganz geneigt, die Schuld des Durchfalls in dem Mangel an Sinn und Verständniß beim Publicum zu suchen. Sie thut sich etwas zu Gute auf die Einfachheit ihres Plans, der nur ein höheres psychologisches und moralisches Interesse zu erregen suche und keine Theatereffecte beabsichtige. Sie sagt: „Ein Theil des Publicums, der überall Anmaßung und Rivalität sieht, weist mit übereiltem Ungestüm Alles zurück, was seinen Gewohnheiten zuwiderläuft und nicht knechtische Nachahmung der Meister ist. Das Publicum wird mit der Zeit aufgeklärter werden, und wenn der Versuch mit Cosima zurückgewiesen worden ist, so wird er doch das Thor eröffnen zur Einführung der dem Theater nöthigen Freiheit." Und dann: „Die Verfasserin von Indiana und Jacques wollte das Innere einer Familie auf die Bühne bringen. Sie hat das oft gethan und wird es noch oft thun, einerlei unter welcher Form und vor welchem Publicum. Es liegt gar Vieles in diesem Sujet, es liegt darin etwas, das man sich nicht scheuen darf immer zu wiederholen, auf die Gefahr hin, der Unfruchtbarkeit oder Hartnäckigkeit angeklagt zu werden. Der Schriftstellerruhm ist wohl sehr leicht zu opfern, wenn man einen ernsten Gedanken und einen ruhigen Willen in der Seele hat." Sie sagt dann, sie habe außer den Mißbilligungen und den verdammenden Urtheilen auch günstige, aufmunternde Stimmen vernommen, welche sie über die Zukunft ihrer Ueberzeugungen beruhigt: „Nein, nicht alle Männer der jetzigen Zeit hegen despotische und grausame Gesinnungen! Nein, die Rache ist nicht das einzige Gefühl, die einzige Pflicht des in seinem häuslichen Glück, in seinen innersten, zärtlichen Gefühlen verwundeten und betrogenen Mannes! Nein! Geduld, Verzeihung und Güte sind nicht in Aller Augen lächerlich; und wenn in der Zeit, worin wir leben, das Weib noch schwach, leicht allerlei Eindrücken zugänglich und der Verirrung ausgesetzt ist, so ist der Mann, der sich als Beschützer, als Freund und Seelenarzt an ihre Seite stellt, weder niederträchtig noch strafbar; das ist die Immoralität, die ich soll gepredigt haben! Diese Idee ist nicht neu; die Religion Christi hat sie vor mir gepredigt, und wenn ich den Charakter eines wahrhaft apostolischen Gatten dargestellt hätte, so würde ich wohl ein ganz andres Murren erregt haben. Ich habe es nicht gethan, weil ich, ich gestehe es, nicht katholisch bin. Wäre ich es, so hätte ich auch wohl den Muth, es frei zu bekennen, selbst auf den Brettern des Theaters. Aber wenn ich auch auf die Zukunft begierigere Blicke geworfen habe, als die Kirche gestattet, so habe ich doch den schönsten Theil der evangelischen

Wahrheiten nie abgeschworen: denjenigen, der die berechtigten Gefühle veredelt und reinigt, und die ungestümen Antriebe der Natur bekämpft."

Die Intrigue des Stücks darf als ziemlich bekannt vorausgesetzt werden; es ist in der Kürze diese: Cosima, die Gattin des florentinischen Bürgers und Kaufmanns Alvise Petruccio, wird von dem reichen Venetianer Ordonio Eliel mit Liebesnachstellungen verfolgt, und er macht Eindruck auf sie, so wenig sie, die ihren Gatten nach strengster Pflicht zu achten und zu lieben glaubt, sich dessen bewußt ist. Er belauscht ihre Beichte, worin sie den Zustand ihres Herzens gesteht, und ist nun entschlossen, seine Beute nicht mehr loszulassen. Cosima's guter Genius ist Neri, den sie wie einen Bruder betrachtet, ein von Alvise gleichsam an Kindesstatt angenommener junger Mensch. Alvise merkt die Bewerbungen, aber sein Vertrauen bleibt fest. Ordonio reist nach Venedig, läßt aber seinen Pagen zurück, der in der Dämmerung seine Rolle spielt; eines Abends aber wird dieser von Banditen ermordet; man hält ihn für Ordonio, und der Verdacht fällt auf Alvise, welcher gefangen gesetzt wird; Neri gibt sich, um ihn zu retten, als Mörder an. Durch Ordonio's rechtzeitiges Erscheinen werden sie gerettet und die Familie strömt von Dank über. Er wird der tägliche Hausfreund, bleibt während einer Reise Alvise's in Florenz zurück, und quält die zwischen Liebe und Pflicht, Neigung und Abscheu vor dem Edelmann hin und her schwankende Cosima auf den Tod. Der rückkehrende Alvise belauscht eine Scene zwischen den beiden, die sein Vertrauen sehr erschüttert; nach einiger Zeit sucht er Ordonio in seinem Hause auf, von ihm Genugthuung zu verlangen; Cosima, die sich eben mit Abscheu und Haß von Ordonio losgerissen, hört ihre Unterredung und lernt jetzt erst den Edelmuth und Werth ihres Gatten recht schätzen. Sie bietet Allem auf, um das Duell zu hintertreiben, erbietet sich sogar dem Ordonio mit ihm zu fliehen, um nur das Leben ihres Gatten zu retten; Alvise, der mit dem zur Rettung von Cosima aufgerufenen Herzog gelauscht hat, erkennt jetzt die verhältnißmäßige Unschuld seiner Gattin und tritt hervor, aber zu spät — sie hat schon Gift verschluckt und stirbt in seinen Armen. Neri schwört sie zu rächen.

Was nun eigentlich der Gedanke, die Moral dieses Stücks seyn soll, will uns nicht so ganz leicht und ungesucht sich ergeben; etwa: daß eine Frau, ohne im strengsten Sinn zurechenbare Schuld, doch allen Schein der Schuld auf sich laden kann? oder: daß der Mann zur Nachsicht und Verzeihung gegen die Gattin verpflichtet ist? oder allgemeiner: die Verhältnisse sind stärker als der menschliche Wille? Aber diese Sätze sind eben alle ziemlich vag, durchaus nicht bündig und concludent, und das Ganze erscheint uns als eine Verkettung von unglücklichen Zufällen und Situationen, die wohl Mancherlei zu denken geben, aber zu keinem eigentlichen Ergebniß hindrängen; daß Cosima sich am Ende wirklich vergiftet, ist ein reiner Zufall, denn wären die Verstecken einen Augenblick früher hervorgetreten, so wäre es hintertrieben worden; und eine innere Nothwendigkeit ihres Todes kann nach der Intention der Verfasserin wohl schwerlich angenommen werden. So bleibt der Eindruck das ganze Stück hindurch ein unsicherer und peinlicher, das Ende aber durchaus unbefriedigend. So konnte es denn nicht wohl fehlen, daß das Drama mißfiel, wenn schon wohlwollende und milde Kritiker sich alle Mühe gaben, seine Vorzüge in Anlage und Motivirung des Einzelnen und in der allgemein als ausgezeichnet anerkannten Sprache der Verfasserin hervorzuheben.

Wir wollen nun ein paar Scenen aus dem Drama übersetzen, damit der Leser auch selbst über den Dialog sich ein Urtheil bilden kann. Aus dem ersten Act (dem ein Prolog in der Kirche vorangeht), wählen wir die dritte Scene.

Scene drei. Neri. Cosima.

Neri (bei Seite). Immer an diesem Fenster! (Laut.) Fürchtet Ihr nicht krank zu werden? Die Luft ist kalt diesen Abend, Madame.

Cosima (schrickt zusammen und verläßt plötzlich das Fenster, sobald sie Neri erblickt). Ihr beunruhigt Euch allzuleicht, Neri; ich fühle keine Kälte.

Neri. Doch sind Eure Züge verändert!

Cosima (ungeduldig). Was macht das?

Neri. Ich versichere Euch, Ihr seyd verändert seit einiger Zeit.

Cosima. Ha, dann ist es nicht besonders galant, es mir zu sagen.

Neri. Es ist wahr, ich bin freilich kein Höfling!

Cosima. Nun, Ihr, was denn?

Neri. Ihr grollt mir, Cosima, seit dem Abend wo ich so seltsam mich täuschen ließ von einer Frau, die ich für Euch nahm, und der ich den Arm gab, sie aus der Kirche herauszuführen.

Cosima. Wahrhaft, ich rathe Euch mich an das Stückchen zu mahnen! Es macht Eurem Scharfblick Ehre!

Neri. So wie Eure Art mir zu antworten unserer Freundschaft Ehre macht.

Cosima. Ei, Neri, Ihr wißt wohl, ich grolle Euch nicht darum, daß Ihr Euch so artig getäuscht habt. Aber ich kann nicht vergessen, welche bittre Laune Ihr mir bei jener Gelegenheit gezeigt habt, als wäre ich an Eurer Ungeschicklichkeit schuld, und als hätte nicht vielmehr ich Euch einen Vorwurf zu machen über eine so seltsame Zerstreutheit.

Neri. Bald werft Ihr mir Nachlässigkeit, bald zu viel Eifer vor.

Cosima. Weil Ihr mir bald folgt, wie ein Stallmeister, und bald Euch vor mich hinstellt wie ein Großsprecher.

Neri. Und immer bin ich lächerlich und mißfällig. Ach, was habe ich denn gethan? Ihr habt mich sonst geliebt wie einen Bruder und jetzt verachtet Ihr mich wie einen Wächter, wie einen Kerkermeister!...

Cosima. Aber warum übernimmst du auch ein solches Amt, mein armer Neri?

Neri (mit Schmerz). So bin ich also Euer Wächter!... ich bin Euer Kerkermeister ich! Mein Gott! (Cosima nimmt ihn bei der Hand.) Aber was sagt Ihr mir denn, Cosima? (Mit Thränen.) Was habt Ihr denn gegen mich?

Cosima. Ich habe nichts gegen dich, mein guter Neri, nichts, ich versichere dich... Ich bin ein wenig aufgeregt... Du hast es errathen, ich bin ein wenig unwohl, mein Freund!

Neri. Ach ja! ich sehe es wohl, sonst würdet Ihr Euch nicht so täuschen... Ich, der ich mein Leben hingäbe, um Euch einen langweiligen Augenblick zu ersparen...

Cosima (auf einen Stuhl hinsinkend). Langweilig? ach ja, du hast es gesagt! die Langeweile verzehrt mich und sie ist, das weiß ich jetzt, das ärgste unter allen Uebeln! Ich lebe hier nicht, ich ersticke... (Sie verbirgt das Antlitz in den Händen.)

Neri (sich ihr nähernd und mit Zärtlichkeit aber mit Ehrfurcht ihre Hände ergreifend). Theuerste Cosima! woher dieß plötzliche Leiden? Seit den zwei Jahren, die Ihr vermählt seyd, habe ich immer in Eurer Nähe gelebt und nie habe ich Euch so leiden sehen. Was kann denn zu Eurem Glück fehlen? Euch, der Gattin Alvise's, Euch, die Ihr angebetet seyd!

Cosima. Warum mich erinnern an die Liebe meines Gatten? Beklage ich mich über Alvise? Klage ich ihn an?

Neri. Kann es für Euch andere Arten des Kummers geben, als in Herzenssachen? Gibt es andre in unserm Alter, Cosima?

Cosima. Ich spreche dir von meiner Langweile, *) mein armer Neri! Wenn man die Ursache dieses Uebels kennte, würde man davon genesen, denn man würde ein Gegengift dafür finden.

Neri. Langeweile! ich weiß nicht was das ist! Mir scheint die Zeit immer nur zu kurz und zu wenig zur Arbeit.

Cosima. Ach, das ist eben deßwegen, weil du arbeitest! Ihr wißt nichts von der Pein und Qual des Müßiggangs, ihr Männer! Ihr habt Ehrgeiz, ihr habt Pflichten. Aber wir, mit was können wir die Leerheit unserer Tage anfüllen? Die Geschäfte des Hauswesens, sagt man? Aber die gehen klein zusammen, wenn wir nur ein wenig Ordnung in unsre Thätigkeit bringen. Wißt Ihr, daß ich, ohne irgend eine meiner Pflichten zu versäumen, täglich drei bis vier Stunden übrig habe, mit denen ich nichts anzufangen weiß? Wißt Ihr, wie unschmackhaft diese Art Arbeit ist (sie zeigt ihm ihr mit Seide umwickeltes Rad), und wie ich jede Minute Lust habe, dieß Rad zu zertrümmern? Ach die Seide, die ich da spinne, dient nur dazu, daran die Stunden meiner langsamen Todesqual zu messen. Ha! jeder dieser Stränge stellt eine Woche meines Todeskampfes dar!.. (Sie stößt den Haspel zurück, der zu Neri's Füßen fällt. Unter den herumrollenden Knäulen erscheint ein Brief, den er auffaßt.) Was macht Ihr da? Warum nehmt Ihr dieß Papier?

*) Ennui wird freilich mit Langeweile nicht ganz erschöpft; es liegt darin auch der Begriff des Verdrusses und Lebensüberdrusses, doch ist jene erste Bedeutung hier wenigstens die überwiegende, wie aus Neri's Antwort hervorgeht.

Neri. Es war in Eurem Seidenkörbchen; es ist ein Brief an Euch adressirt, Cosima, Ihr hattet ihn also noch nicht geöffnet?

Cosima. Ich weiß nur gar nicht was das seyn kann. Gebt!

Neri (immer den Brief betrachtend). Ihr wollt ihn lesen?

Cosima. Welches Interesse habt denn Ihr daran?

Neri. Und Ihr selbst — kann Euch dieser Brief von unbekannter Hand sehr interessiren? Vielleicht wäre es besser, ihn ungelesen zu verbrennen. (Er tritt damit an eine Kerze.)

Cosima (reißt ihm den Brief weg und zwingt sich zu lächeln). Warum denn? er kann mich wohl in einem müßigen Augenblick unterhalten. Man muß auch den geringsten Gegenstand der Zerstreuung nicht verschmähen, wenn man an Langeweile leidet. (Sie steckt den Brief in die Tasche.)

Neri (nach einem kurzen Schweigen). Ihr leidet also sehr an Langeweile?

Cosima. Zum Sterben!

Neri (traurig). Warum kann ich Euch doch nicht ein reizendes Daseyn verschaffen. Aber jedes Leben ist traurig, Cosima, jede Seele hat ihre Wunde! Indessen tragt mir auf, was Ihr nur wollt! Ihr wißt, um Euren geringsten Einfall zu befriedigen, würde ich Euch mein Herz zu Füßen legen. Ich kann mich aufopfern...

Cosima. Euch aufopfern! warum denn?

Neri. Mich aufopfern, ja! Aber Eine Person würde ich nie, selbst für Euch nicht opfern, Cosima!

Cosima. Wahrhaftig! Und darf man Euch um den Namen dieser Person fragen?

Neri. Mein Wohlthäter! der Mann, der mich auferzogen, unterrichtet, mich gewissermaßen an Kindesstatt angenommen hat, den ich wie einen Vater liebe, Alvise, Euer Gatte, Madame. Sein Glück ist mir nicht theurer als das Eurige, aber seine Ehre...

Cosima (bitter). Immer, wenn von mir die Rede ist, die Ehre meines Gatten!... Wahrhaftig, ich bewundre die Sorgfalt, welche Jedermann hier zeigt für diesen allem Anschein nach so zerbrechlichen Schatz. Aber ich fürchte, es ist damit wie mit allen den kostbaren Dingen, die man nur verderbt, wenn man sie mit unbescheidner, ungeschickter Hand anrührt.

Neri (bei Seite, niedergeschlagen). Sie haßt mich!

(Fortsetzung folgt.)

Jack Sheppard.

(Fortsetzung.)

Dieß sind die wichtigsten Facta der ersten Epoche; aber nicht die Facta, sondern die Schilderung der Personen und der Localitäten, zwischen welchen in diesem Buch eine enge Verknüpfung

statt findet, ist das Wesentlichste; und daher wollen wir auch sogleich einige Proben davon geben, und wählen hiezu Einiges aus dem ersten Capitel, das die Ueberschrift führt: die Wittwe und ihr Kind.

„In der Nacht des 26 Novembers 1703 an einem Freitag, um eilf Uhr, ging die Thüre einer elenden Wohnung in einem obscuren Quartier des Fleckens Southwark, bekannt unter dem Namen der alten Münze, auf, und ein Mann mit einer Laterne in der Hand zeigte sich am Eingang. Diese Person, etwa vierzig Jahre alt, war bekleidet mit einem braunen Friesrock mit doppelter Brust, mit weiten Schößen und einem sehr schmalen Kragen, einer hellen Drogettweste, mit Taschen die bis auf die Kniee reichten, schwarzen Plüsch-Hosen, grauen wollenen Strümpfen und Schuhen mit runden Zehen, hölzernen Absätzen und hohem Versenleder, befestigt mit kleinen silbernen Schnallen. Er trug einen dreispitzigen Hut, eine röthliche Stutzperücke und hatte um den Hals ein dickes wollenes Tuch. Seine Kleider hatten allem Anschein nach schon Dienste geleistet und waren reichlich bedeckt vom Staub der Werkstatt. Doch aber hatte er ein anständiges Aussehen, und das Wesen eines Mannes, dem es in der Welt gut geht. Von Statur war er kurz und untersetzt, wohlbeleibt, und sein Gesicht war glatt, ehrbar und mit einer Stumpfnase geziert.

„Unmittelbar hinter diesem Individuum kam ein blasses, von Armuth niedergedrücktes Weib, dessen verwahrlostes Aussehen einen scharfen Contrast bildete mit seiner derben und wohlhäbigen Physiognomie. Sie war bekleidet mit einem zerlumpten Rock von schwarzem Zeug, verfärbt durch verschiedentliche Flecken, und sollte, nach den Ueberresten von verschossenem Flor zu schließen, womit er da und dort besetzt war, ein Wittwentrauerkleid vorstellen; in den Armen trug sie ein schlafendes Kind, in die Falten eines halbwollenen Shawls gewickelt.

Trotz ihrer Magerkeit hatten ihre Züge doch noch einen bis auf einen gewissen Grad einnehmenden Ausdruck, und hätten sogar schön genannt werden können ohne jene widerliche Frische des Mundes, welche habitnirlichen Schnappstrinkern eigen zu seyn pflegt, und welche bei ihr sich um so schauerlicher ausnahm wegen der beinahe leichenfahlen Farbe des übrigen Gesichts. Sie konnte nicht über zwanzig Jahre alt seyn, und obgleich Mangel und anderes Leiden das Werk der Zeit ausgerichtet, ihren Körper verzehrt und ihre Wange der Blüthe und Rundung beraubt hatten, hatten sie doch nicht den Glanz ihrer Augen ausgelöscht, noch ihr Rabenhaar dünn gemacht. Einen bösartigen Husten unterdrückend, der sie von Zeit zu Zeit plagte, richtete die arme Frau zum Abschied ein paar Worte an ihren Begleiter, der vor der Thüre zögerte, als ob er etwas auf dem Herzen hätte, das er nicht recht vorzubringen wüßte.

„Nun, gute Nacht, Mr. Wood," sagte sie in dem tiefen, heisern Tone der Schwindsucht, „und möge Gott der Allmächtige Euch für Eure Güte segnen und belohnen! Ihr waret immer meinem armen Mann der beste Meister; und jetzt habt Ihr Euch als der beste Freund seiner Wittwe und seines verwaisten Kindes gezeigt."

„Pah, pah! sprecht nicht weiter davon," versetzte der Mann hastig. „Ich habe nicht mehr gethan als meine Pflicht, Mrs. Sheppard, und weder verdiene noch verlange ich Euern Dank Wer den Armen gibt, leiht dem Herrn! das ist mein Trost. Und das bißchen Hülfe, das ich Euch leisten kann, hätte ich Euch früher angeboten, hätte ich gewußt wo Ihr ein Unterkommen gefunden nach Eures unglücklichen Mannes — —"

„Hinrichtung, wollt Ihr sagen, Herr," fuhr Mrs. Sheppard fort, mit einem tiefen Seufzer, als sie merkte, wie ihr Wohlthäter bei dem Worte stockte. „Ihr zeigt mehr Rücksichten für die Gefühle der Wittwe eines Gehenkten, als zu zeigen nöthig ist Ich bin an Schimpf gewöhnt, wie an Unglück, und bin hart geworden gegen beides; aber ich bin nicht gewohnt an Mitleid, und weiß nicht, wie ich es zu nehmen habe. Mein Herz würde sprechen, wenn es könnte, denn es ist sehr voll. Es war eine Zeit, vor langen, langen Jahren, wo mir die Thränen aus dem Auge gestürzt wären bei der bloßen Erwähnung einer Großmuth wie die Eurige, Mr. Wood; aber jetzt kommen sie nicht mehr. Ich habe seitdem nicht mehr geweint."

„Und ich hoffe, Ihr werdet auch nie mehr Anlaß haben zu weinen, arme Seele," versetzte Wood, indem er seine Laterne niedersetzte und sich ein paar Tropfen aus den Augen wischte, „außer Freudethränen. Ha!" fuhr er fort und suchte seine Bewegung zu bemeistern, „ich kann Euch nicht in dieser Stimmung verlassen. Ich muß noch eine Minute bleiben, wenn auch nur, um Euch lächeln zu sehen."

Mit diesen Worten trat er wieder in das Haus, schloß die Thüre, und trat, von der Wittwe gefolgt, an den Herd, wo einige, dem Anschein nach eben erst angezündete Späne brannten.

Das Gemach, worin diese Unterredung statt fand, sah unsauber und armselig aus. Verfault und mit einem dicken Ueberzug von Schmutz bedeckt, boten die Dielen des Bodens dem Fuß einen unsichern Anhalt; die nackten Wände waren ganz mit grotesken Zeichnungen bedeckt, deren vornehmste die Strafe Nebukadnezars vorstellte. Das Uebrige waren hieroglyphische Charaktere, mit Röthel und Kohle ausgeführt. Die Decke war an vielen Orten zerrissen; die Latten waren weg, und wo noch die Bekleidung da war, war sie von der Feuchtigkeit angegriffen oder mit staubigen Spinngeweben bekränzt. Ueber eine alte, krachende Bettstelle war eine schmutzige, zusammengeflickte Bettdecke geworfen, und auf der Bettdecke lag eine schwarze Haube und ein Halstuch, eine Schnürbrust von jener gewaltig großen Art, wie sie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Sitte waren, und ein paar andere Artikel des weiblichen Anzuges. Auf einem schmalen Brett unten am Bett standen ein paar leere Phiolen, eine gebrochene Wasserkanne und Becken, ein brauner Krug ohne Handhabe, ein kleiner, zinnerner Kaffeetopf ohne Röhre, ein Schminknäpfchen, ein Bruchstück von einem Spiegel und eine Flasche mit der Aufschrift: Rosa Solis. Zerbrochene Pfeifen lagen auf dem Boden umher, der ohnehin schon eine Masse von Schmutz und Koth war.

Ueber dem Kamin war ein Zettel angeklebt, welcher enthalten sollte: „die letzten Reden und Beichte von Tom Sheppard, dem berüchtigten Einbrecher, der in Tyburn den Tod litt am 25 Februar 1703." Dieser Zettel war geschmückt mit einem rohen Holzschnitt, den unglücklichen Missethäter auf dem Richtplatz vorstellend. Auf der einen Seite dieses Zettels hing das Bild der regierenden Königin Anna, über das William des Dritten geklebt, und auf der andern ein elender Kupferstich des Chevalier de Saint George, oder wie er in der Unterschrift hieß: Jakob III, was vermuthen ließ, daß die Insassin des Hauses einigermaßen jakobitisch gesinnt seyn möchte.

Unter diesen Bildern formte eine Anzahl von Schuhnägeln, in die Wand eingeschlagen, einige Buchstaben, welche, gehörig entziffert, die Worte gaben: Paul Groves, Schuhflicker; und unter dem Namen erzählten folgende Worte, mit Kohle geschrieben, das Schicksal des armen Teufels: „Erhenkte sich in dieser Stube aus Liebe zum Schnapps," begleitet von einem anschaulichen Conterfei des unglücklichen Selbstmörders, wie er an einem Balken ding. Ein Pfennglicht, in einen Flaschenhals gesteckt, goß sein schwaches Licht auf den Tisch aus, der, Dank der freundlichen Fürsorge Meister Woods weit besser mit Eßwaaren besetzt war, als man hätte erwarten sollen." — —

Das Gespräch auf das Kind lenkend, sagte Meister Wood: „Es ist sündhaft, so zu jammern und zu verzweifeln, da Ihr doch dieses Kind zu Eurem Troste habt. Gott helfe ihm! es ist das wahre Abbild seines Vaters. Gleiche Schreiner, gleiche Späne!"

„Diese Aehnlichkeit ist die Hauptursache meines Jammers," versetzte die Wittwe schaudernd. „Wäre das nicht, so wäre das Kind in Wahrheit ein Trost und ein Segen für mich. Es schreit nie und ist nie unruhig, wie Kinder gewöhnlich, sondern liegt so sanft und ruhig an meiner Brust oder auf meinem Knie, wie es Ihr jetzt seht. Aber wenn ich sein unschuldiges Gesicht betrachte, und sehe wie er seinem Vater so ähnlich ist — wenn ich an dieses Vaters schimpfliches Ende denke, und mich erinnere, wie rein von Schuld er einst war — da, Mr. Wood, überkommt mich oft die Verzweiflung; und so theuer mir dieß Kind ist, viel theurer als mein eignes Leben, das ich jede Minute für es hingäbe, habe ich doch schon den Himmel gebeten, es mir lieber zu nehmen, als daß es heranwachse und auch seines Vaters Versuchungen ausgesetzt sey, als daß es so elend lebe und so schmachvoll sterbe wie sein Vater. Und wenn ich es vor meinen Augen dahin schwinden, und jeden Tag magerer und magerer werden sah, hab' ich oft gedacht, mein Gebet sey erhört worden."

„Heirathen und gehenkt werden geht nach dem Beschluß des Schicksals," bemerkte Wood nach einer Pause; „aber ich denke Euer Kind ist zu etwas Besserem bestimmt als zum einen oder andern." Die letztern Worte sprach er mit solcher Betonung, daß man leicht auf die Vermuthung hätte kommen können, Mr. Wood lebe nicht in den glücklichsten ehelichen Verhältnissen.

„Gott allein mag wissen, wozu er bestimmt ist," versetzte die Wittwe im Tone muthloser Niedergeschlagenheit; „aber wenn Mynheer van Galgebrok, dem ich vorige Nacht begegnete, die Wahrheit gesprochen, so wird der kleine Jack nie in seinem Bette sterben." — „Gott behüte uns!" rief Wood. „Und wer ist denn dieser van Gal — Gal — wie heißt der ausländische Name?" — „Van Galgebrok," versetzte die Wittwe. „Es ist der berühmte holländische Beschwörer, der König Wilhelms Unfall und Tod im vorletzten Februar vorausgesagt hat, einen Monat ehe es sich so begab, und prophezeyte, ein andrer Fürst über dem Wasser werde bald wieder zu dem Seinigen kommen; wofür er nach Newgate geschickt und durchgepeitscht wurde. Seine Mitgefangenen nannten ihn nur den Galgenschauer, wegen der Eigenschaft, die er hatte, alle diejenigen herauszufinden, welche für den Galgen bestimmt waren. Man wußte keinen Fall, wo er geirrt hätte, und man fürchtete ihn daher so arg wie das Gefangnißfieber. Er fand meinen armen Mann unter einem Haufen andrer Delinquenten heraus; und Ihr wißt, wie Recht er in diesem Fall hatte, Sir."

„Ja, wahrhaftig!" versetzte Wood mit einer Miene, welche seine Meinung auszudrücken schien: es habe wohl keine außerordentliche Kunst der Weissagung dazu gehört, um das Schicksal des fraglichen Individuums zu errathen; indeß fragte er nur: „Und aus was schloß denn der alte Kerl das, he, Joan?" — „Aus einem schwarzen Mal unter des Kindes rechtem Ohr, wie ein Sarg gestaltet, was ein böses Zeichen ist; und aus einer tiefen Linie gerade über die Mitte des linken Daumens hin, welche sich in Gestalt einer Schlinge windet, was ein noch schlimmeres Zeichen ist," versetzte Mrs. Sheppard. „Wahrhaftig es ist kein Wunder, wenn das arme kleine Wesen so gezeichnet ist; denn als ich in dem Gefängniß für Delinquentinnen in Newgate lag, wo er das Licht zuerst erblickte — das Licht wenigstens, das seinen Zugang zu einem so finstern Ort findet — da hatte ich im Schlafen und Wachen nichts als Stricke und Galgen und Särge und dergleichen schreckliche Gesichte immer um mich herum tanzen! Und dann wißt Ihr, Sir — oder vielleicht wißt Ihr es nicht, daß der kleine Jack einen Monat zu früh geboren ist, gerade an dem Tag, wo sein armer Vater den Tod litt."

„Gott tröste uns!" rief Wood aus, „wie gräßlich! Nein, das wußte ich nicht!"

„Ihr könnt die Zeichen an dem Kind selbst sehen, Sir, wenn Ihr wollt," fuhr die Wittwe eifrig fort. — „Sehe sie der Teufel, ich nicht!" schrie Wood unwillig; „ich hätte nicht geglaubt, daß Ihr euch so leicht narren ließet, Joan." — „Genärrt oder nicht," erwiederte das Weib geheimnißvoll; „der alte Van hat mir Eines gesagt, was schon eingetroffen ist." „Was denn," fragte Wood mit einiger Neugier. — „Er hat mir gesagt, um mich zu trösten, glaube ich, nach dem Schrecken, den er mir zuerst verursachte, das Kind würde binnen vier und zwanzig Stunden einen Freund finden, der sein langes Leben hindurch ihm beistehen würde." — „Ein Freund ist nicht so bald gewonnen als verloren," versetzte Wood; „aber wie ging

denn die Weissagung in Erfüllung, he?" — „Ich dachte, Ihr würdet es schon errathen haben, Sir," versetzte die Wittwe schüchtern. „Gewiß hat der kleine Jack außer mir nur Einen Freund auf der Welt, und das ist mehr, als ich noch gestern für ihn zu hoffen mir getraut hätte. Indeß ich habe Euch noch nicht Alles gesagt; der alte Van hat nämlich auch etwas davon gesagt: das Kind würde seinem neugefundnen Freund das Leben retten bei dem ersten Zusammentreffen, aber wie das geschehen soll, kann ich nicht errathen." — „Und gewiß kann es kein vernünftiger Mensch," versetzte Wood mit Lachen. — —

Nachdem Meister Wood der Wittwe den Vorschlag gemacht, ihr Kind von ihr zu nehmen, und sie sich mit der Beredsamkeit der mütterlichen Liebe dagegen gesträubt, und der ehrliche Owen Wood ihr die Versicherung gegeben, daß er nicht auf seinem Vorhaben bestehe: — „mit diesen Worten klopfte der Schreiner dem kleinen Gegenstand seiner wohlwollenden Betheuerungen auf die Wange und weckte hiedurch unabsichtlich das Kind aus seinem Schlummer. Ein paar große schwarze Augen aufschlagend, heftete das Kind sie einen Augenblick auf Wood; dann, erschreckt durch das Licht, stieß es einen leisen traurigen Schrei aus, der jedoch sogleich beschwichtigt ward durch die Liebkosungen seiner Mutter, gegen die es, wie schutzflehend, seine magern Aermchen ausstreckte. „Ich glaube, er würde mich nicht verlassen, auch wenn ich mich von ihm trennen könnte," sagte Mrs. Sheppard, durch ihre Thränen lächelnd. „Ich glaube auch so, Mrs. Sheppard," stimmte Wood bei. „Kein Freund wie eine Mutter, denn der Säugling weiß von keinen andern Freunden." — „Und das ist wahr," sagte die Wittwe, „denn wäre ich nicht Mutter gewesen, ich hätte den Tag nicht überlebt, an dem ich Wittwe wurde." — „Ihr müßt nicht daran denken, Mrs. Sheppard," sagte Wood in tröstendem Tone. „Ich kann nicht anders als daran denken," versetzte sie. „Ich kann mir den letzten Blick des armen Tom nie aus dem Sinn bringen, wie er im Steinsaal in Newgate stand, nachdem man ihm seine Eisen abgenommen, wenn ich mich nicht irgend wie betäube. Das unheilvolle Geläute der Armsünderglocke tönt mir immerfort in den Ohren — oh!" — „Wenn das ist," bemerkte Wood, „so wundert es mich, wie Ihr immer ein so entsetzliches Bild, wie das über dem Kamin, vor Augen haben mögt." — „Ich hatte gute Gründe, es hier aufzuhängen, Sir; aber fragt mich nicht weiter darüber, oder Ihr macht mich noch wahnsinnig," erwiederte sie in wildem Tone. „Gut, gut, wir wollen nicht mehr davon sprechen," antwortete Wood, „und um auf einen andern Gegenstand überzugehen: laßt mich Euch rathen, doch ja nicht Eure Zuflucht zu gebrannten Wassern zu nehmen, um daraus Trost zu schöpfen. Ein Nagel treibt zwar den andern heraus; aber der schlimmste Nagel, zu dem Ihr greifen könnt, ist der Sargnagel. Das Branntweingäßchen ist der nächste Weg zum Kirchhof." — „Das mag seyn; aber wenn es die Entfernung abkürzt und den Weg erleichtert, so kümmre ich mich um sonst nichts," versetzte die Wittwe, welche durch diesen Vorwurf zu plötzlicher Beredsamkeit aufgeregt zu werden schien. „Für solche, die, wie ich, nie aus den dunkeln und traurigen Lebensfaden haben heraus kommen können, ist das Grab in Wahrheit eine Zuflucht; und je bälder sie dahin gelangen, desto besser. Das geistige Getränke, das ich zu mir nehme, mag wohl Gift seyn — es mag mich wohl tödten — es tödtet mich vielleicht schon; aber das würde Hunger, Kälte, Elend — das würden meine eigenen Gedanken auch thun. Ohne dasselbe wäre ich schon wahnsinnig geworden. Branntwein ist der armen Leute Freund — das Einzige, was sie der Ueppigkeit der Reichen entgegen zu stellen haben. Er tröstet sie in ihrem größten Elend. Er mag verrätherisch und tücksch seyn, und den Grund legen zu einer Menge künftigen Leides; aber für den Augenblick gewährt er Glück, und das ist genug. Wenn ich die Straßen durchzog als eine heimathlose Flüchtige, mit Flüchen von jeder Thür weggewiesen, wo ich um Almosen bat, und mit Stößen und Schlägen von jedem Thor, wo ich um ein Obdach flehte; wenn ich in einen öde stehenden Bau kroch, und meinen müden Leib auf einen Haufen Holz oder Steine ausstreckte, in der nichtigen Hoffnung auf Ruhe, oder, noch schlimmer als Alles, wenn ich, wahnsinnig vor Entbehrung und Elend, fürchterlichen Versuchungen unterlag und auf die einzige nur mögliche Weise mir eine Mahlzeit erwarb, wenn ich zu solchen Zeiten mein Herz in mir verzagen fühlte, trank ich von diesem Getränke, und vergaß auf einmal meinen Kummer, meine Armuth, meine Schuld. Alte Gedanken, alte Empfindungen, alte Gesichter und alte Scenen kehrten mir zurück, und ich träumte mich glücklich — so glücklich wie ich jetzt bin." Und sie brach in ein wildes, krampfhaftes Gelächter aus.

„Armes Geschöpf!" rief Wood. „Nennt Ihr diese unsinnige Lustigkeit Glück?"

„Es ist alles Glück, das ich seit Jahren gekannt habe," versetzte die Wittwe, plötzlich ruhig werdend, „und es ist freilich von sehr kurzer Dauer, wie Ihr wohl einseht. Ich will Euch Etwas sagen, Mr. Wood," fuhr sie fort in hohlem Tone und mit einem geisterhaften Blick, „Branntwein mag Verderben bringen; aber so lange Armuth, Laster und Mißhandlung auf Erden existiren, wird man ihn trinken!" — —

(Fortsetzung folgt.)

Einige Dichtungen von S. T. Coleridge und von Mrs. Landon-Maclean,

übersetzt im Versmaaße der Originale von Krauß.

Danzig bei Gerhard, 1859.

Der Herr Uebersetzer hat sich die gewiß dankenswerthe Aufgabe gestellt, einige Poesien von zwei in England sehr geachteten und beliebten Dichtergenien in Deutschland bekannter, oder seiner Meinung nach eigentlich erst bekannt zu machen, denn er spricht im Vorwort sein Befremden darüber aus, daß Coleridge's Gedichte bisher nicht in unsrer Sprache abgespiegelt worden, und glaubt daß die Dichtungen der weiland Miß L. E.

Landon noch weniger bekannt bei uns seyen. Letzteres mag auch richtig seyn; doch wurden in diesen Blättern, Jahrgang 1839, Seite 93, 555, Proben aus ihren Gedichten mitgetheilt und auch ihr Roman, Ethel Churchill, im Jahrgang 1838, S. 289 und fig. besprochen. Von Coleridge aber wurden in diesen Blättern Uebersetzungen des: „Alten Matrosen" (welcher auch in vorliegender Sammlung aufgenommen ist), der „drei Gräber" und kleinerer Gedichte mitgetheilt. Indeß enthält Krantz's Sammlung immerhin gar manches in Deutschland noch nicht Bekannte, und namentlich das in England so viel besprochene größere Gedicht: „Christabel." Schon das muß dem Herrn Uebersetzer zum Verdienst angerechnet werden, daß er den Muth hatte, sich an eine gewiß nicht leichte Aufgabe zu wagen, denn man darf voraussetzen, daß er weder die Schwierigkeiten verkannte, noch die Größe und Strenge der Anforderungen an eine solche Uebersetzung sich verhehlte, da er ja in seinem Vorwort über alle bisher versuchten Uebertragungen Byrons so ziemlich den Stab bricht. Coleridge aber dürfte, wenigstens in manchen Gedichten und einzelnen Abschnitten, trotz mancher Geistesverwandtschaft mit den Deutschen, dem Dolmetscher nicht geringere Schwierigkeiten darbieten als Byron.

Vermuthlich würden wir die Leser schlecht unterhalten, wenn wir eine kritische Vergleichung der Uebersetzung mit dem Original anstellen wollten; wir begnügen uns daher mit der Erklärung, daß wir bei genauer Vergleichung vieler Abschnitte die Uebersetzung im Allgemeinen richtig, treu, fließend, dem Ton des Originals entsprechend, kurz mäßigen und vernünftigen Anforderungen genügend gefunden haben und sie mit gutem Gewissen den Liebhabern der englischen Poesie empfehlen können. Daß aber eine Uebersetzung von Poesie immer im Ganzen hinter dem Original zurücksteht, das hat sich der Verfasser ohne Zweifel selbst gesagt; er weiß es selbst, daß die Uebertragung „den zartesten und schönsten Farbenhauch" nicht immer zu retten vermag. Gleich das erste übersetzte Gedicht: „die Mähr vom alten Seemanne," enthält Schilderungen, die schwerlich in ihrer originellen und kecken Kürze wieder gegeben werden können. Die Strophe:

The ice was here, the ice was there,
The ice was all around:
It crack'd and growl'd, and roar'd and howl'd,
Like noises in a swound!

ist so übersetzt:

Das Eis war hier, das Eis war dort,
Das Eis war rings herum;
Es krachte und prasselt', und heulte und rasselt',
Wie Ohnmachts-Blut-Gesumm.

Tadeln ist freilich leichter als Bessermachen; indeß wird schwerlich Jemand diese Uebertragung als befriedigend loben; die zweimalige Unterdrückung des e ist gar zu hart, und das Wortungeheuer: Ohnmacht-Blut-Gesumm kann schwerlich einem seine Muttersprache sprechenden Matrosen in den Mund gelegt werden. Doch wir theilen jetzt lieber einige Stellen aus „Christabel" mit, worin der Leser gewiß das Geschick und die Sorgfalt des Uebersetzes anerkennen wird. Wir wählen gleich den viel besprochenen und vielverspotteten Anfang des Gedichts, das ganz eigentlich darauf berechnet scheint, die Gefühle des Schauerlichen und Unheimlichen in der Seele des Lesers zu erwecken.

'S ist Mitternacht, sagt die Schloßuhr an,
Und die Eulen weckten den Göckelhahn
Tu — whit! — Tu! whu!
Höret noch einmal dem Göckelhahn —
Wie kräht er schläfrig! — zu.

Herr Leoline, der reiche Baron,
Hat eine Dogge, zahnlos schon;
Doch unterm Fels, aus ihrem Stall,
Antwortet die dem Glockenschall;
Viermal bei Vieteln und zwölfmal bei Voll,
Heult sie, ob's regnen ob's klar seyn soll,
Sechzehnmal, kurz, nicht überlaut. —
Ob sie den Geist der Baronin erschaut?

Ist die Nacht frostig und schwarz?
Die Nacht ist frostig, doch nicht schwarz.
Dünn genn Gewölk dort oben deckt
Der Himmel, den es nicht versteckt;
Der Mond steht dahinter, und voll ist er;
Er schaut so klein, so matt daher,
Die Nachtkühle sagt's, der graue Flor:
Es ist der Monat dem Mai bevor,
Und langsam tritt der Lenz hervor.

Und Christabel, die holde Maid,
Ihres Vaters Lust und Freud' —
Was macht's, daß sie im Wald so spät
Viel Klafter fern vom Schloßthor geht?
Des verlobten Ritters dacht'
Viel im Traum sie gestern Nacht;
Nun will sie beten im nächtigen Wald
Fürs Wohl des Geliebten, der ferne ihr wallt. u. s. w.

Dann wird erzählt, wie sie eine Frauengestalt im Walde findet, welche wimmert und ächzt, ihr sagt, sie heiße Geraldine und sey ihrem edeln Vater von fünf Kriegsleuten geraubt worden, und sie um Hülfe bittet. Christabel nimmt sie mit ins Schloß, das sie selbst leise mit dem Schlüssel öffnet, um keinen Lärm zu machen, und ihren halb kranken Vater nicht zu wecken.

— Christabel rief andächtiglich
Der Dame zu, die neben ihr schlich:
„Pressen wollen Marien wir
Die dein Unglück gewendet hat." —

„Ach, ach!“ rief Geraldine hier,
„Ich kann nicht sprechen, ich bin so matt!“ —
Dir alte Dogge lag vor dem Stall,
Und schnarchte beim kühlen Mondlichtesfall;
Nicht ward die alte Dogge gestört,
Doch wohl ein mürrisch Winseln gehört.
Was mochte der alten Dogge seyn?
Sie ließ ja sonst Gehen, Gebell
Unterm Auge der Christabel,
Es war vielleicht der Eule Schrei'n —
Was mochte der alten Dogge seyn?

Sie schritten durch die Halle — dir schallt
Wenn ihr noch so leise wallt,
Das Feuer lag matt, dem Sterben nah,
In eigner, wißer Asche da;
Doch als die Dame vorbeischritt, da kam
Eine Zunge von Licht, der Zuck einer Flamme;
Und Christabel sah beim Blitze des Lichts
Das Auge der Dame und weiter nichts,
Als den Buckel von Herr Leoline's Schild,
Der eine düstere Wahrheit füllt.
„O bitte,“ sprach Christabel, „tritt doch recht leicht!
Des Vaters Schlaf ist schnell verscheucht.“

Die Fremde sinkt in Christabels Zimmer erschöpft nieder; Christabel sagt zu ihr:

„Trink', bitt' ich, diesen herzstärkenden Wein!
Aus wilden Blumen, die tugendsam sind,
Und kräftig macht ihn mein Mütterlein.“
„Und hätte dein Mütterlein wohl mit mir
Mitleiden — mit der Verlassenen Noth?“
„Ach!“ Christabel seufzt, ich brachte ihr,
Als sie mich eben geboren, den Tod.
Mir sagte der Vater mit grauem Gelock,
Wie auf dem Todbett sie noch sprach:
Vernehmen werd' sie zwölf Schläge der Glock'
Des Schlosses Uhr wann ich Hochzeit mach';
Ach, Mütterlein lieb, ach wärest du hier!“
„Das wünsch' ich,“ sprach Geraldine, „mit dir!“
Doch gleich mit veränderter Stimme rief sie:
„Fort, wandernde Mutter! mußt weichen und fliehn!
Ich habe die Macht und gebiete dir. Flieh!“
Was fehlt der armen Geraldinen?
Was irrt ihr Auge so unstät, voll Grauen?
Kann sie leibliche Todte schauen?
Was soll mit hohler Stimme ihr Schrei'n?
„Fort Weib! Jetzt ist mein Stündlein erschienen!
Und magst du auch ihr Schutzgeist seyn,
Jetzt fort, fort, Weib! Jetzt ist sie mein!“

Geraldine legt sich mit Christabel zu Bette und übt einen bösen Zauber an ihr aus, dessen sich aber letztere beim Erwachen nicht mehr bewußt ist. Am Morgen suchen sie Herrn Leoline auf, der in Geraldinen die Tochter seines ältesten Freundes erkennt, mit dem er sich aber längst entzweit hat. Die darauf bezügliche Stelle ist in England sehr berühmt; wir setzen daher die Uebersetzung her:

Ach! Freunde waren sie, als sie noch jung,
Doch auch Treue vergiftet die Flüsterzung';
Beständigkeit lebt ja nur droben allein,
Und Dornen hat's Leben, und Jugendsinn schwankt,
Und vom Geliebten verletzt zu seyn,
Macht oft daß unser Herz erkrankt! —
So ging's — falls recht mein Ahnen schirme,
Mit Roland und Herr Leoline.
Es kränkten beide, die besten der Brüder,
Mit bittern Worten das Herz sich schwer.
Sie schieden, und fanden nimmer sich wieder;
Doch keiner fand einen Zweiten mehr,
Durch den ihm die Oede vom Herzen vertrieben —
Sie standen vereinsamt — die Narben blieben!
Gleich Felsen, die von einander gespalten,
Nun schaurig durchströmt ein Fluthenmeer.
Doch ob Hitze, ob Frost, ob Donner mag walten —
All das vertilgt nicht — ich zweifle sehr —
Die Spur der Vergangenheit jemals mehr!

Das Gedicht blieb unvollendet; zu den zwei fertiggewordenen Gesängen sollten noch drei kommen; vielleicht macht es aber gerade in seiner räthselhaften Grauenhaftigkeit den größten Eindruck. Die Uebersetzung dieses Gedichts ist weniger gelungen als die des alten Seemanns; beim Schluß des ersten Gesangs ist der Verfasser seinem Grundsatz: Folge und Wechsel des Reims treu beizubehalten, nicht nachgekommen. Auch stößt man auf einzelne Flickreime.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 138 u. 139.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

29 November 1840.

Gedichte von Don Joaquin de Mora.

Aldina.

Höre, sprödes Maurenmädchen,
Was ein Liebender dir singt,
Welcher kommt aus fernen Landen,
Dir zu klagen seine Noth.

Bin ein Fürst von mächt'gen Reichen,
Jung und von erlauchtem Blut,
Hab Juwelen, dich zu schmücken,
Hab Gewande die zur Zier.

Tausend Araber, voll Kriegsmuth,
Folgen meinem Banner nach,
Und so lang ich war ihr Führer,
Wurden niemals sie besiegt.

Meine stolzen Thürme zieren
Kapitäle von Smaragd;
Goldne Pomeranzenhaine
Sind der Gärten reicher Schmuck.

Dein ist Alles, schöne Maurin,
Und wenn Alles nicht genügt,
So ist dein auch dieses Leben,
Das dein spröder Sinn mir raubt.

Sieh auf meine Qual, o Jungfrau!
Die dein hartes Herz mir schafft;
Nicht um Liebe fleh' ich jetzt dich,
Nur, daß du nicht Haß mir trägst.

Kehr' vor meinem Blick nicht ab dich,
Nicht vom Erker gehe weg,
Wenn auf meinem Andalusier
Ich stolzier' in deiner Straß'.

Nicht die Blumen wirf zu Boden,
Zeichen meiner Liebesqual,
Schüchtern, wie der Liebe Sprache,
Und vergänglich wie mein Glück.

Sende nicht zurück die Gaben,
Die in Körbchen, reich von Gold,
Mit den ausgesuchtsten Decken
Meine Pagen bringen dir.

Kenne den, den du mißachtest,
Weise nicht mit sprödem Trotz
Huldigungen ab, nicht wissend,
Wer es ist, der sie dir weiht.

In des Walds geheimstem Dickicht
Birgt die Nelke, tief versteckt,
Unter schatt'ger Aeste Laubdach,
Ihrer Düfte köstlichste.

In den tiefsten Felsengründen,
Unter Bergen heißen Sands,
Findet der gewandte Maure
Des kostbaren Demants Strahl.

Wenn du mir Gehör nicht weigerst,
Sieg ich über deinen Stolz;
Denn auch andre stolze Schönen
Zwingt der Liebe Ginth und Trau.

Also sang Aldemarino
Aus des Mauren Tarfe Stamm,
Vor Aldina's Gitterfenster,
Einer Maurin edeln Bluts,

Tochter eines wackren Kriegers,
Burghauptmanns von Astellon,
Weise in der Raths-Versammlung,
Furchtbar, wenn's den Feinden gilt.

„Kenne wohl dich, gibt sie Antwort,
„All dein Mühen hilft dir nichts,
„Denn Unmögliches verlangen,
„Heißt sich nähren von der Luft.

„Weiß wohl, daß du in Sevilla
„Ueber Alle ragst hervor,
„Weiß wohl, daß die Christen zittern,
„Wenn du deinen Säbel ziehst.

„Daß dich fürchten alle Jungfrau'n,
„Daß dir flucht der Mütter Schaar,
„Weil bei dir mit Heldensinne
„Feechheit sich und Wollust paart:

„Daß im ganzen Andalusien
„Niemand ist, der gleich dir kommt
„Im Turnier, treulosem Wesen,
„Heldenthaten, Liebelein.

„Daß du Schwüre brichst und Eide,
„Deine Rache nichts versöhnt,
„Daß du schmeichelst stolzen Mädchen,
„Dreist bist gegen schüchterne.

„Dieß erwiedr' ich deinem Sange:
„Eher wendet wiederum
„Der Keystall der klaren Wasser
„Sich zurück zu seinem Quell;

„Eher nisten Turteltauben
„Bei des Falken Brut sich ein,
„Als daß ich mich, dummer Weise,
„Fangen ließe in dein Netz."

Schlug das Fenster zu in Eile;
Wie des Abends schwacher Schein,
Wenn er hinterm Berg versinkt,
Schwand sie vor des Mauren Blick.

Cosima, oder der Haß in der Liebe.

(Fortsetzung.)

Aus dem zweiten Act wählen wir die erste und zweite Scene.

Cosima (allein, Seine haspelnd). Es war eine Zeit, wo ich mich für unglücklich hielt, weil mein Leben sich in friedlichem Müßiggang verzehrte, wo ich mitten in meiner Familie Vereinsamung, wo ich Furcht empfand unter dem Schutze der zärtlichsten Besorgnisse, Ungeduld in Betreff der Zukunft mitten in einer reinen und ruhigen Gegenwart. Wie haben sich die Zeiten geändert! An die Stelle der Langeweile ist der Kummer, an die der Familie die Einsamkeit, an die der Sicherheit die Angst und das Entsetzen getreten! O wie viel Unglück in wenigen Tagen! Mein Gatte im Gefängniß, Neri ein Verbrecher, beide auf dem Punkte, vielleicht ein entsetzliches Urtheil zu empfangen! Alle unsre Freunde bestürzt, fürchtend als Mitschuldige des Verbrechens angesehen zu werden, das auf uns lastet, oder mich im Herzen anklagend, die Ursache davon zu seyn!... Ich selbst verstört, entsetzt bis ins Heiligthum meines Gewissens hinein, nicht mehr wagend mir Kraft zu suchen in den heiligen Uebungen einer Religion, welche meine Gedanken verdammt, selbst noch ehe sie ans Licht getreten sind!.. Ist es denn so schwer, in seinem eignen Herzen zu lesen? — Ach, wenn sich nichts geändert hätte an dem Leben, das ich verfluchte, ich glaube ich hätte nie die Reue gekannt... Aber jetzt, wo sie ihn getödtet haben, diesen Mann, kann ich jetzt die Mörder lieben? Und wo wird meine Zuflucht seyn, wenn eine strafbare Sehnsucht sich zu dem Entsetzen in meinem Sinne gesellt? (Sie zieht einen Brief aus dem Busen.) Der einzige Fehler, den ich begangen, fällt in die Zeit, seit er nicht mehr ist.

(Ein in einen Mantel gehüllter Mann erscheint an der Tapetenthüre, die er geräuschlos aufhebt; er tritt vorsichtig näher, bis hinter den Stuhl Cosima's.)

Nie hätte ich diesen Brief geöffnet, ohne das Verbrechen des wahnsinnigen Neri! Alle andern hatte ich meinem Beichtiger ungelesen übergeben; aber jetzt wo ich keine mehr empfangen werde, kann ich mich nicht entschließen, das letzte Pfand einer so kurzen und so verhängnißvollen Neigung zu vernichten! (Sie öffnet den Brief und sieht ihn an). Sie sagen mir Alle, er sey ein schändlicher, gottloser Mensch gewesen! Es findet sich nichts dergleichen in seinen Ausdrücken. Im Gegentheil! wie edel, rührend und ehrfurchtsvoll sind sie!... und welche Gluth in dieser verschleierten Leidenschaft! Ach! wenn diese Liebe ein Verbrechen ist, warum hat Alvise die seinige nie mit der gleichen Beredsamkeit auszusprechen verstanden? und woher kommt es, daß die Sprache der Schmeicheiei gewinnender ist als die der Wahrheit? Mein Gott, vergib mir! das sind thörichte Gedanken; aber du hast ja gestraft, ehe du gerichtet!... Du hast ihn schwer gebüßt, unglücklicher Jüngling, diesen Traum eines strafbaren Glücks, und du hast die Strafe dafür erlitten, ohne daß ein Wort, ohne daß ein Blick von mir sie dir versüßt hätte! Du hast es gewollt, mein Gott! ich bin ohne Erbarmen gewesen, wie du; verlangst du jetzt, daß ich kein sehnsüchtiges Bedauern empfinde, so gib mir auch die Kraft eines Engels! (Sie verbirgt schluchzend das Gesicht in den Händen. Ordonio Eilsel wirft sich vor ihr auf die Knie nieder; sie sieht ihn, erhebt sich, und sinkt wieder zurück, halb betäubt vor Freude.) Oh! mein Gott!

Ordonio. Deine Thränen vermöchten die Todten aus den Gräbern zu erwecken... aber ich lebe, Cosima!

Cosima (sich ihm nähernd und seine Hände berührend). Du!..

Ordonio (ihre Hand mit Küssen bedeckend). Ich lebe um dich zu lieben, und die Zeit meines Lebens das Glück zu vergelten, das du mir in diesem Augenblick schenkst.

Cosima (sich seinen Armen entreißend und allmählich wieder ihre Zurückhaltung annehmend). Ihr am Leben! mein Gott.. sey dafür gepriesen!.. Ist es ein Traum? mein Gatte ist unschuldig?...

Ordonio. Ach! Ihr denkt nur immer an ihn!

Cosima. Ha! ich sollte an ihn denken, aber ich weiß nicht mehr, ob ich lebe oder träume; Ihr also, Ihr seyd es, Ordonio!

Ordonio. Oh! jetzt kann ich sterben!...

Cosima. Sterben! Mein Gott, vielleicht ist Euch ein Unglück zugestoßen! Ihr seyd von Mördern angefallen, seyd vielleicht gestochen worden! Sprecht! was ist Euch denn zugestoßen? Warum hat man Euch todt geglaubt? Oh! sprecht!

Ordonio. Ein Andrer ist statt meiner umgekommen; aber was liegt Euch daran? Es ist dieß ein Kummer nur für mich allein, und ein Kummer, für den ich jetzt mich versucht fühle dem Himmel zu danken!

Cosima. Alvise ist gerettet, nicht wahr?

Ordonio. Er wird es bald seyn; ich arbeite daran... Ich habe mich für einen Augenblick losgemacht, um es Euch zu sagen.

Cosima. Das hättet Ihr nicht sollen; Ihr hättet Euch bloß mit Alvise beschäftigen sollen. Euer Platz ist nicht hier, Herr, und ich bin strafbar, daß ich Euch nicht zurückweise!

Ordonio. Ach! ich werde bald genug zurückgewiesen werden durch die Gegenwart dessen, nach dem Ihr Euch so innig sehnt!

Cosima. Ha! schweigt, Herr! durch solche Thorheiten habt Ihr das Unglück auf mein Haupt herabgezogen! Ich weiß nicht, wer Ihr seyd, aber seit ich Euch das erstemal sah, ist das Unheil über meine Familie gekommen und hat das Entsetzen meine Seele ergriffen!.. Ach! rettet Alvisei Entfernt Euch von hier! laßt mich, seht mich nicht so an! Es ist mir, als wäre ich vor Gott verantwortlich für die Martern, welche Alvise geduldet hat und für die, die er noch duldet!

Ordonio. Seine Martern sind zu Ende, seine Ehre ist gerechtfertigt.

Cosima. Aber er ist noch immer im Gefängniß. Warum ist er noch nicht hier, da doch Ihr hier seyd?

Ordonio. Das fragt Ihr mich? Er wird hier seyn in einem Augenblick; und um Euch nie mehr zu verlassen; und ich, ich sehe Euch vielleicht nie mehr!... und Ihr macht mir Vorwürfe, daß ich heimlich Einmal gekommen, Eure Züge zu beschauen, Eure Hände mit meinen Lippen zu berühren, als ob das zu viel Glück wäre, nachdem ich so viel gelitten!

Cosima. So viel gelitten! Also habt Ihr auch gelitten?

Ordonio. Ich war fern von Euch, ich wußte nichts mehr von Euch; ich war wie nicht mehr am Leben, und jetzt, wenn ich Euch wieder verlieren soll, wollte ich lieber sterben!

Cosima. Ordonio, verliert den Muth nicht so; lebt — lebt für... um meinen Gatten zu retten!

Ordonio. Ich werde ihn retten, Madame, aber dann werdet Ihr mich doch wenigstens wie einen Freund behandeln?

Cosima. Wie einen Bruder, wenn Ihr Mitleid habt mit unsern frühern Leiden, und wenn Ihr hinfort die Ruhe meiner Familie, die Ehre meines Hauses achtet...

Ordonio. Immer Besorgnisse und Vorwürfe, während ich mich aufopfere, während ich an der Rettung Alvise's mit einem Eifer arbeite, als ob es sich um mein Glück, und nicht um meine Verzweiflung handelte!

Cosima. Ach nein! keine Vorwürfe! denn gewiß, Ihr seyd redlich, Ihr seyd edel, ich glaube das; so, geht denn und Gott..

Ordonio. Vollendet, Cosima.

Cosima. Gott hat mich verstanden. Geht, Ordonio. (Ordonio küßt ihr die Hand.)

Ordonio (allein). Sie hat Furcht! Die Furcht ist die Tugend der Frauen von dieser Gattung. Und Gott weiß, ob ihre Männer hellsehend sind! Dieser gute Alvise hat an meine Rechtfertigung geglaubt mit einer Gutmüthigkeit! und ich, ich habe gelogen mit einer Zuversicht! Nur zu, die Liebe entschuldigt Alles! (geht ab.)

Zweite Scene.

Cosima (durchschreitet die Bühne und schaut zum Fenster hinaus, indem sie sich hinter dem Vorhang versteckt). Nein! es ist kein Gespenst! er, ja er ist es! Mein Gott, verzeihe mir, daß ich gelästert!

Aus dem dritten Act, zweite und dritte Scene.

Cosima (nach dem Hintergrund der Bühne blickend). Er kommt nicht! Oh! mit welcher Ungeduld erwarte ich ihn! und wenn er hier ist, dann werde ich leiden, denn Reue und Entsetzen wohnen in meiner Seele! Das ist die Strafe für mein Verbrechen! — Wenn nur wenigstens Ordonio glücklich wäre! Aber er leidet auch und beklagt sich über mich! Meine Liebe ist für ihn nichts ohne völliges Vergessen meiner Pflichten... Ach, manchmal fühle ich mich versucht zu glauben, er liebe mich nicht! Und doch! wie er sich hastig losreißt von dem glänzenden Hofe, der ihn bewundert und ihm schmeichelt, um mich zu besuchen, mich, die arme Einsiedlerin... die niedrige, unbekannte, im Dunkel lebende Bürgerin, die Niemand kennt!.. Nicht Eitelkeit kann es seyn, was ihn hieher zieht! Und wie er sich, um mich zu besuchen, auf den gefährlichen Wegen des Nachts aussetzt!.. Aber woher denn doch jene Augenblicke voll Bitterkeit, Ironie, man möchte beinahe sagen Abneigung? Warum hat er dann Worte, die das Herz zu Eis verwandeln und Blicke, die einem Angst machen. Ach! warum läßt mich Alvise so allein? Er hat Vertrauen zu mir, er schätzt mich! Aber er hat meiner Stärke zu viel zugetraut! Und mein Oheim, warum hat er mich getäuscht? Er hat mir ja gesagt, die Verführung könne mich nicht erreichen! Er hat mich getäuscht! Ach, ich Unsinnige! ich klage sie an, und ich verhehle ihnen, was in mir vorgeht, ich vermeide ein Fragen meines Beichtigers, ich fliehe das Tribunal der Buße... Ich werde gottlos, ich werde toll!.. Ach, ich leide! es ist Zeit daß Alvise zurückkommt. Und wenn er jetzt schon zurückkäme? Die Schritte, die ich jetzt höre, wenn das die seinigen wären! (Ordonio tritt ein.) Ordonio! ach ich habe gezittert, er möchte es seyn!

(Schluß folgt.)

Jack Sheppard.

(Fortsetzung.)

Der zweite Abschnitt nimmt den Faden der Erzählung nach Verfluß von zwölf Jahren wieder auf. Jack Sheppard, dessen Mutter, von Mr. Wood unterstützt, in Willsdon, nahe bei London, zurückgezogen und anständig lebt, und Thames Darrell, sind beide bei dem ehrlichen Schreinermeister als Lehrlinge. Beide sind in ihrem Geschäft geschickt, aber in ihrem Aeußern, wie in ihrem Wesen und Charakter sehr verschieden. Thames Darrell ist schön, groß und hat in seiner ganzen Erscheinung etwas Vornehmes; seine Neigungen und Gesinnungen sind großmüthig, edel, ritterlich; Jack dagegen hat in seinem Wesen etwas Gemeines, Abgefeimtes und Verschlagenes, er ist unansehnlich von Gestalt, obgleich kräftig und gewandt; seine Lieblingslecture sind die Thaten und Schicksale von Dieben und Räubern; er ist faul und ist auch schon in sehr schlechte Gesellschaft gerathen. Diesem entspricht auch die Gunst, welche die beiden Knaben im Hause genießen; Thames hat bei weitem den Vorzug nicht bloß bei dem Meister, sondern auch bei der keineswegs als liebenswürdig und musterhaft geschilderten Frau Meisterin, die, während sie selbst mit dem stattlichen Tuchhändler Mr. Kneebone ein ziemlich zweideutiges Verhältniß pflegt, ihren Gatten immer mit Eifersucht plagt, und besonders auf Mrs. Sheppard, die sie übrigens noch nie gesehen hat, sehr schlimm zu sprechen ist; und besonders bei der lieblichen kleinen Winifred, einem etwa zehnjährigen Mädchen. Eine ziemlich lebhafte Scene, welche Mr. Wood mit seinem faulen und unordentlichen Lehrling Jack Sheppard hat, bringt dieß alles nach und nach zur Anschauung. Der unversehens eintretende Meister schilt den faulen Jungen, welcher statt zu arbeiten seinen Namen in die Wand schneidet und Spitzbubenlieder singt, und droht ihm. Jack antwortet mit Trotz, und Wood, der es gut mit ihm meint, zieht gelindere Saiten auf; das rührt den Knaben, und er liefert seinem Meister einen Schlüssel aus, den ihm Jonathan Wild gegeben, um ihn an den Schlössern seines Meisters zu probiren. So erfährt Wood, in welche saubere Gesellschaft der Knabe, der auch den Namen Blueskin nennt, kommt. Er warnt ihn und verzeiht ihm, wozu die Fürbitte des dazugekommnen Thames, des treuen Freundes von Jack, auch beiträgt. Jack, geheißen eine Arbeit, ein Kistchen für eine Dame zu fertigen, klettert unvorsichtig in der Werkstatt herum, hängt sich an einen Balken, welcher nachgibt, und hätte leicht großen Schaden genommen ohne das Dazwischentreten von Thames, dessen Arm dabei verletzt wird. Wood nimmt den geliebten Pflegesohn mit sich, damit Frau und Tochter seinen verletzten Arm behandeln, und hier zeigt sich die Gesinnung von diesen beiden gegen Thames, und der ersteren Abneigung gegen Jack, indem sie Reden von natürlichen Kindern ihres Mannes fallen läßt, welche den zuhörenden Thames bitter kränken, so daß er den Entschluß faßt, das Haus seines Meisters zu verlassen, was ihm jedoch die freundliche Winifred mit den schmeichelndsten Bitten wieder ausredet.

Der Friede zwischen den beiden Eheleuten wird um so leichter wieder hergestellt, als die Frau Wood für den Abend ihren Freund den Tuchhändler, Mr. William Kneedone, erwartet. Dieser ist ein rüstiger, hübscher, unternehmender Mann, in die Jakoditischen Intriguen verflochten, und schon mit einem Hauptmannspatent versehen, für den Fall, daß ein beabsichtigter Aufstand zu Gunsten der Stuarts ausbrechen würde. Er war auch schon sehr geschäftig, Leute anzuwerben; und jetzt erschien er im Hause des Meister Wood in Gesellschaft von zwei seltsam aussehenden, halbvermummten Individuen, welche er so eben für die Sache der Stuarts gewonnen hatte, und die er mit seiner Freundin, Mrs. Wood, bekannt machen wollte. Das ungenirte und kecke Benehmen dieser Herren Jackson und Smith, wie sie sich nannten, ihr plumpes Lachen und ihre kecken Reden mißfielen der Frau Wood nicht wenig, und sie äußerte auch ihr Mißfallen deutlich genug, bis Mr. Kneebone ihr leise zu verstehen gab', daß es vornehme französische Edelleute seyen, die herübergekommen, um die Sache der Stuarts zu unterstützen, worauf sie mit größtem Eifer Anstalten zu einer reichlichen Collation machte, der auch die Fremden alle Ehre anthaten. Auch der Schreinermeister stutzte über das Benehmen seiner Gäste und witterte Unrath. Mittlerweile treten auch die Lehrjungen ein; Jack hatte seine Arbeit vollendet und erhält Befehl, das Kistchen in das Haus von Sir Rowland Trenchard der Lady Trafford zu bringen. Mr. Kneedone gibt dem Jungen ein Glas Wein und fordert ihn auf, die Gesundheit König Jakobs III, dessen Geburtstag heute sey, zu trinken. Der Knabe thut es, ungeachtet der Protestationen seines Meisters gegen einen solchen Toast. Thames, erbittert über Jacks unloyale Gesinnungen, bringt die Gesundheit Georgs I aus. Jack hat indessen die beiden Gäste scharf beobachtet und fängt an zu zittern, was diesen auffällt. Er wendet sich an seinen Meister, mit der Bitte ihm einen Augenblick sein Ohr zu leihen; Mr. Wood, erbittert über das Vorgefallene, schlägt es ab. Thames, dem er jetzt ruft, wendet sich auch ab, und die Meisterin gibt dem zudringlichen Jungen eine derbe Ohrfeige. Der Junge entfernt sich, indem er vor sich hin drummt: „Ich will verdammt seyn, wenn ich je wieder versuche ehrlich zu seyn!"

Die Zurückbleibenden tranken indeß tüchtig und ließen dann auch noch Punsch holen. Die Rede kam auf den jungen Thames Darrell, dessen Rettungsgeschichte von der Frau Wood erwähnt worden war; Mr. Jackson erkundigte sich angelegentlich darnach und Mr. Wood erzählte die seltsamen und schrecklichen Abenteuer jener Sturmnacht. Mr. Jackson brach zuweilen in ein Gelächter aus, was dem Meister Wood auffiel, und er gestand dem Fremden, daß ihn sein Benehmen und besonders sein Gelächter an eine mit jenen Abenteuern verflochtene Person erinnere, welche seither eine schmachvolle Berühmtheit erlangt habe als Diebsfänger — an Jonathan Wild. Die Gäste fuhren auf — nahmen sich des Genannten an, ein Wort gab das andere, und Mr. Jackson erklärte, er habe Wild sein ganzes Leben lang schon gekannt; Mr. Kneedone erzählte, wie er gehört, daß der berüchtigte Diebsfänger Wild und sein Spießgeselle Blueskin einmal Verdruß bekommen, und der letztere geschworen habe, seinen Meister bei der geringsten Spur von Verrätherei ums

Leben zu bringen — worüber die beiden Gäste ziemlich verdutzt waren. Die Rede kam dann wieder auf Thames und seine Herkunft — Wood sprach von den Rechten und Ansprüchen des Knaben, in deren Besitz er wieder gesetzt werden sollte, und Jackson suchte ihn so viel als möglich auszuholen. Thames selbst ließ einen Wink fallen, daß er einen Mitschuldigen an jenem Meuchelmord zu nennen wüßte. Jackson machte Wood Hoffnung, ihn unter günstigen Bedingungen auf eine Spur zu bringen. Plötzlich aber stand er auf, rüttelte seinen eingeschlafenen Begleiter, beide zogen Pistolen aus der Tasche, und machten, einen Verhaftbefehl vorweisend, Anstalt, sich Mr. Kneedone's als eines Rebellen und Hochverräthers zu bemächtigen. Die Schreinerin kreischte laut auf; ihr Mann aber hatte zuvor schon seinen Constabelstock ergriffen; Kneedone hatte mit einem Schlag den Mr. Smith (der kein andrer war als Blueskin) zu Boden gestreckt und eine Pistole auf Jonathan Wild angelegt. Dieser forderte den Mr. Wood auf, ihm zur Verhaftung des Hochverräthers behülflich zu seyn; Mrs. Wood gab ihm Gegenbefehl; der ehrliche Schreiner war in großer Noth; da kam ihm, nachdem Mr. Jackson, von Thames und Wood gedrängt, sich selbst als Eine Person mit Jonathan Wild bekannt hatte, ein Gedanke; er rief ihm mit lauter Stimme zu, in seiner Eigenschaft als Constabel, Kneedone, den er mit Hülfe des wieder aufgestandenen Blueskin fesseln wollte, frei zu lassen, und als er sich dessen weigerte, kündigte er ihm an, daß er ihn und seinen Genossen wegen eines gemeinen Vergehens verhafte, und hieß Thames zum Fenster hinaus um Beistand rufen. Jonathan, der die Sache nicht zu weit zu treiben wünschte, erbat sich ein Wort mit Mr. Wood; dieser zeigte ihm einen Schlüssel; darüber ward der Diebsfänger verdutzt, gab nach einigem Besinnen seinem Gesellen Befehl, Kneedone frei zu lassen, und entfernte sich, nachdem sie dem ehrlichen Meister ein Päckchen Briefe von der Hand seiner Ehehälfte, die sie bei Mr. Kneebone gefunden, vorgelegt, unter der bald laut gemurmelten Drohung: „Vor morgen Nacht soll der Knabe das Schicksal seines Vaters theilen." — —

Thames Darrell entfernte sich bei der unangenehmen Scene zwischen seinen Pflegeeltern, die jedoch bald mit einer Versöhnung schloß, und zog sich auf sein und Jacks Zimmer zurück; hier traf er Winifred, welche eben eine Zeichnung von ihm zu entwerfen suchte, was ihr nicht ganz übel gelang. Er erbat sie sich von ihr und erhielt nicht nur sie, sondern auch eine Haarlocke. Es kam zu einer zärtlichen Ergießung zwischen den Kindern, während welcher Jack zurück kam, der seinem eifersüchtigen Verdruß in einem spöttischen Lied und in spitzigen Worten Luft machte. Ein Wort gab das andere und bald kam es zu einem Kampf zwischen den beiden Knaben, der mit Jacks Niederlage endete, worauf dieser drummte, es sey nicht angenehm, das Mädchen das man liebe, in den Armen eines Andern zu sehen. Dann fiel sein Blick auf Winifreds Zeichnung, die ihn von neuem mit Verdruß, aber auch mit Staunen erfüllte — mit Staunen darüber, wie ähnlich diese Zeichnung einem Miniaturbild sey, das er in der Tasche habe. Auf Thames Befragen gesteht er, daß er es der Lady Trafford entwendet; es ist ein reich in Diamanten gefaßtes Bild, das, wie Jack vermuthet, Thames Vater darstellen soll. Thames verlangt, er solle es zurückgeben; dessen weigert sich Jack; nun will Thames es der Dame wieder zustellen, aber Jack, von diesem Schritte das Schlimmste für sich besorgend, widersetzt sich ihm, das Messer in der Hand, und es hätte übel ablaufen können, hätte sich nicht Winifred, welche zuvor davongeeilt war, jetzt wieder eintretend zwischen die Knaben gestürzt, Jack auffordernd: lieber sie als Thames zu tödten. Auf ihre Frage, was denn zu dem Streit Anlaß gegeben, versetzt Jack: „Du!" was ihr jedoch Thames auszureden sucht. Er versichert sie, ihr Streit sey abgemacht, und auf ihre ängstliche Frage bestätigt ihr dieß auch Jack; Thames möge thun was ihm beliebe — sogar ihn (Jack) an den Galgen bringen, wenn sie es wünsche. Darauf entfernt sich das Mädchen; Thames bietet Jack die Hand, versichert ihn, daß er ihn gewiß nicht in Verlegenheit bringen werde, erklärt ihm aber seinen Entschluß, zu der Lady Trafford zu gehen, von der er zu erfahren hoffe, wen das Bild vorstelle. Dazu gibt Jack seine Zustimmung, und erzählt, wie er das Bild entwendet, das die Dame vor ihrem eben anwesenden Bruder, Sir Rowland Trenchard, zu verheimlichen gesucht habe. Die Dame, krank auf dem Sopha liegend, habe ihn mit ihrem blassen Gesicht und ihren schwarzen Augen sehr an seine Mutter erinnert, und deßwegen habe ihn auch seine That gleich hinterher gereut. So machen sich die zwei Knaben auf den Weg, obgleich Winifred sie zurückzuhalten sucht, welche gehört hat, wie Mr. Kneedone ihren Vater gewarnt, in Betreff des Thames vor Jonathan Wild auf der Hut zu seyn und den Knaben nicht aus dem Auge zu lassen. Als Wood herbeikommt, sind die Knaben schon aus dem Gesichte.

Als die Knaben im Hause des Sir Rowland Trenchard ankamen, hatte dieser eine sehr heftige Scene mit seiner sehr kranken und schwachen Schwester, Lady Trafford, gehabt. Aufs roheste und gewaltthätigste hatte er sie mißhandelt, sie über ihr Testament befragt und von ihr den Namen ihres frühern Geliebten zu erpressen gesucht. Sie hatte ihm geantwortet, ihr Testament sey zu Gunsten ihres Sohnes, des Sprößlings einer rechtmäßigen Verbindung, gemacht, dieser Sohn lebe vielleicht noch; den Namen ihres Gatten aber weigerte sie sich ihm zu nennen; in höchster Wuth suchte Sir Rowland sie hiezu zu zwingen; er versicherte sie, er habe Vater und Kind in der Themse ertrinken sehen, und zog endlich sein Schwert, worauf Lady Trafford in Ohnmacht fiel. Da entfernte sich Sir Rowland; und sobald die unglückliche Lady Trafford wieder zum Bewußtseyn kam, gab sie Befehl, unverzüglich Anstalten zur Reise nach ihren Gütern in Lancashire zu machen. Sir Rowland aber erhielt bald darauf einen unerwarteten Besuch von einem Unbekannten, der ihn mit widerlicher Vertraulichkeit anredete und ihn an die Nacht des 26 Novembers 1703 erinnerte, und daß sie sich in jener Nacht in der alten Münze getroffen hätten. Sir Rowland gab vor, damals gar nicht in London gewesen zu seyn, aber der Fremde lächelte ungläubig, fand sein Mißtrauen natürlich und erklärte ihm dann: er sey gekommen ihm zu dienen. Zum Beweis daß er dieß könne, nennt er ihm

seine Familienverhältnisse; er weiß daß Sir Rowland zwei Schwestern hatte, von welchen die ältere, Constance, durch die Nachlässigkeit einer Dienerin als Kind verloren ging; die jüngere ist die Lady Trafford, Wittwe. Der Vater enterbte den Sohn, dessen Jakobitische Gesinnung ihm mißfiel, zu Gunsten seiner Tochter Aliva; jetzt suchte Jener die Verbindung Sir Cecil Traffords mit seiner Schwester zu vereiteln, ohne doch dessen Freundschaft zu verlieren. Aliva aber knüpfte ein Liebesverhältniß hinter dem Rücken ihres Bruders an und verheirathete sich heimlich. Sir Rowland beredete den Sir Cecil, seine Schwester sey verführt, und beide eilten nach London. Sie erkundeten die verborgene Wohnung der jungen Gatten und erbrachen die Thüre. Aliva's Gatte empfing sie mit gezücktem Schwert; endlich aber raffte er ihr Kind auf und floh mit diesem, wie Aliva, mehr für das Leben des Kindes als das ihrige besorgt, ihm zu thun zurief. Sir Rowland und seine Leute verfolgten darauf die Flüchtigen in die Münze. Eine gewisse Person war zuerst dem verfolgten Gatten Aliva's zur Flucht behülflich und brachte dann seine Feinde auf seine Spur. Aliva stürzte aus einem Fenster und ward besinnungslos weggetragen, überlebte jedoch den Fall. Ihr Gatte ward auf der Themse von Rowland eingeholt und erstochen; Rowlands Leute kamen durch den Sturm um; er ward wie durch ein Wunder gerettet, und wußte nachmals seine Schwester zu einer Ehe mit Sir Cecil Rowland unter unerhörten Bedingungen zu bewegen.

Alles dieß hörte Sir Rowland mit Wuth und Entsetzen und wußte nicht, für was er den nehmen sollte, der ihm dieß so kaltblütig vorerzählte, und ihm erklärte, er wisse wohl, daß er, Sir Rowland, sich jetzt alle Hoffnung mache, das Vermögen seiner Schwester werde bald an ihn zurückfallen. Auf die Frage Sir Rowlands gestand der Fremde sehr unbefangen, er sey Jonathan Wild. Jetzt nahm Sir Rowland eine verächtliche, dann eine drohende Miene an und bezeigte Lust, sich des Diebsfängers, der um so gefährliche Geheimnisse wußte, mit Gewalt zu entledigen; aber Wild blieb kalt und unerschrocken, zeigte sich auf alles gefaßt und gerüstet als ein persönlich tapfrer und starker Mann, und außerdem von seinen Begleitern im Vorzimmer bewacht, und deutete dem Sir Rowland zuletzt darauf hin, daß er sogar ermächtigt sey, ihn als Jakobiten und Verschwörer zu verhaften. Doch dieß liege, fügte er kaltblütig hinzu, nicht in seinem Interesse, er habe vielmehr auch eine erlittene Unbill zu rächen, und ihr Vortheil gehe hier Hand in Hand; er verlange nur tausend Pfund dafür, daß er ihn des Sohns und Erben seiner Schwester, der noch am Leben sey, entledige. Sir Rowland war wie vom Blitz getroffen bei der Kunde, daß dieser Knabe noch lebe; eine Weile weigerte er sich, Befehl zu seiner Hinwegräumung zu geben — er fragte, wo er sey? Bei dem Schreiner Wood, antwortete Wild. Ein Junge aus seiner Werkstatt sey vor kurzem da gewesen; ob der es sey? fragte Sir Rowland. Nein, war Wilds Antwort; und in diesem Augenblick meldete ein Diener, daß wieder ein Lehrling von Mr. Wood draußen sey und nach Lady Trafford frage, nicht derjenige, der vor einer Weile dagewesen, sondern ein viel schönerer Knabe. Darüber jubelte Jonathan; leise fragte er Sir Rowland, ob er seine Bedingungen annehme, und leise antwortete Trenchard mit Ja! — Genug! rief Wild. Er soll nicht zurückkehren.

Thames Darrell wurde, nachdem sich Jonathan Wild mit Trenchard eilig besprochen und einen Plan entworfen hatte, hereingeführt, und Befehl gegeben, Jack Sheppard, der mitgekommen war, draußen festzuhalten. Der Knabe, der das Bild zurückgeben wollte, wurde nun ohne Weiteres, ohne daß man ihn nur anhörte, als dessen Dieb behandelt, und der später hereingeführte Jack Sheppard bestätigte, zu Thames größtem Erstaunen, die Anklage. Wie man gerade den seine Unschuld betheuernden Knaben weg und ins Gefängniß führen wollte, brachte man Lady Trafford sterbend zurück. Ueberrascht und erschüttert von dem Anblick der Sterbenden, welche nur noch ihr Kind zu sehen wünschte, dessen Tod Sir Rowland so eben verabredet hatte, entdeckt ihr der Bruder, daß der Knabe da sey und führte ihr Thames zu. Eine erschütternde Erkennungsscene folgte, Mutter und Sohn schwammen in Thränen. Da bereute aber Sir Rowland wieder was er gethan; er drang in seine Schwester, ihm den Vater des Knaben zu nennen, was sie beharrlich verweigerte. Jonathan flüsterte ihm Drohungen ins Ohr; der Knabe entdeckte jammernd seiner Mutter, daß man ihm nach dem Leben trachte. Alles stand für Sir Rowland auf dem Spiel, und er gab Jonathan Erlaubniß, mit Thames nach Gutdünken zu verfahren. Jonathan ergriff Thames, die Lady sah mit Entsetzen ihren Sohn bedroht — schon wollte sie das Geheimniß offenbaren, als der Tod sie ereilte. Vom Leichnam seiner Mutter, den Sir Rowland mit düsterm Zorn betrachtete, wurde Thames, und mit ihm Jack, fortgeschleppt und unter Obhut zweier Spießgesellen Jonathans in einem Wagen nach dem Gefängniß gebracht.

Unterwegs suchte Jack einmal zu entwischen, wurde aber daran gehindert, und Thames fand Mittel, einen Polizeidiener an seinen Pflegevater zu schicken, mit der Nachricht, daß er als Wilds Gefangener in St. Giles sey.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Dichtungen von S. T. Coleridge und von Mrs. Landon-Maclean,

übersetzt im Versmaaße der Originale von Kranz.

(Schluß.)

Von den Gedichten Coleridge's heben wir noch folgendes, komisch-satyrische aus, welches zugleich für den originellen Mann charakteristisch ist:

Des Teufels Gedanken.

Vom Schwefelbett hub der Teufel sich
Früh Morgens spazieren zu gehen;
Er wollte sein kleines Pachtgut, die Erd',
Den Stand seines Stocks besehen.

Er schritt durch Thäler, der Hügel Kranz,
Schritt durch die Ebene vor,
Und schlenkerte hin und her mit dem Schwanz —
So schlenkert ein Stutzer sein Rohr.

Und wie war der Teufel denn angethan?
Oh! besten Sonntagsstaat hatt' er an;
Die Jacke roth, blaue Unterkleider;
Drin ließ ein Loch für den Schwanz der Schneider.

Er sahe, wie ein Jurist erschlug
'Ne Viper auf dem Mist seines Stalles;
Da schmunzelt der Teufel; er denkt hiebei
Des Cain- und Abel-Falles.

Er sahe — ein Vater auf weißem Roß
Ritt nach seines Berufes Wahrung;
Und der Teufel gedachte des alten Freunds,
Des Tods in der Offenbarung.

Er sahe ein „Landhaus," zwei Säle dabei,
Solch „Hüttchen" wie oft ihr es treffet;
Da grinzte der Teufel; seine Lieblingssünd'
Ist Hochmuth, der Demuth nachäffet.

Er trat in ein Buchhändlergewölb',
Und rief: „Die Weisheit zu fressen
Hab' ich ja mit dir auf Einer Bank
Am Baum der Erkenntniß gesessen."

Stromab glitt geschwind, mit Fluth und dem Wind,
Ein Ferkel, Zeit schien ihm zu reuen;
Da machte der Teufel ein weises Gesicht —
Das Ferkel schnitt sich den Hals ab — Er spricht:
„Fahr wohl Englands Handelsgedeihen."

Er sahe, als er durch Cold-Bath-Field ging,
Eine ganz einsame Zelle,
Und die gefiel dem Teufel, als Wink
Zur Verbesserung der Kerker der Hölle.

Er sahe, ein Schließer entfesselte sie
Einen schlimmen, unruh'gen Gesellen;
„Wie rühren die Finger sich besten Schicks,
Steht ein Mann an der rechten Stellen!"

Der Schließer schloß los einen andern Mann,
Doch langsamer ging die Verrichtung;
Das mahnt ihn an Sklavenhandel und an
Die Debatte zu dessen Vernichtung.

Er sah eine alte Bekanntschaft stehn
Bei der Schule der Methodisten,
Die einen gewirbten Schlüssel hielt;
Se. Hoheit, der Teufel, grüßten.

Sie rümpft die 9
Religion, der
Blickt dann auf
Wie 'ne liebe

Nun sah er Gen
Das consternir
Und eilig zur Höl
Denn irrig glaubt
Ein Generalw

Von L. E. Landon
laden ein größeres Ge
ist dieß ein Cyklus von
ten durch den Rahmen

„Goldveilchen
Für provençal'
Es öffne sich
Von Harfen
Und Barden,
Geb' Minneliel
Aufs Siegerha
Mit eigner Ha

So spricht die Grä
und dieß ist die Losung
sten Minstrels Sang he

Der

Wo ist auf Erden
So stille und dan
Männer wohl liebt
Für die Geliebte,
Gab doch gar Ein
Für ein Paar Wei
Das ist die Lieb'
In Schmerzen, und
Ist nicht der Rege
Je trüber Gewölk
Die Treue der Fra
Was Kraft dem Le
Ihr schärfet die Tr
Weil dann sie vom
Klopft nicht das H
Vor Stolz und Fre
Wird trüber ihr A
Spricht beides nich
Dort sind erloschen
Zu brennen, zu ste
Ach! muß so oft d
Der Weibertreue S
. . . .
Ein schöner Garte
Streun silberne G

Und Lilien im weißen Brautgewand,
In deren Kelch ein Goldschatz sich fand,
Gleich Marmorschüsseln, wie Kön'ge sie han'n
Und vor der eignen Pracht scheint zu grau'n
Der Hyacinth die am Stengel sich neigt,
Lieblicher, weil sie schüchtern sich beugt;
Doch in der Mitte ein Rosenstock lacht,
Der Winde Liebling, des Gartens Pracht;
Kein Wunder, daß so viel Blüthen er hat,
Trägt deine Thränen doch jegliches Blatt.
Und, Miezala! dir sagt dein Herz:
Nur das währt, was sich nährt vom Schmerz!

Ein Rosenzweig war's, den des Liebsten Hand
Ihr in die Rabenlocken einst wand,
Als sie beim Scheiden mit zärtlichen Sorgen
Seufzend sich riefen: wie sehen uns morgen!
Doch das Mädchen weiß nicht, wenn die Thräne ihr quillt,
Ob sie dem Todten, dem Treulosen gilt;
Nie seit der Nacht sah sie sein Angesicht
Wo sein Schatten ihr schwand im Mondenlicht;
Und der Zweig, der theure, war Alles, was blieb
Als Erinnrung des Raubes von Hoffnung und Lieb'.

An einem Sommerabend hatten
Zur Ruh sie geladen des Tulpenbaums Schatten,
Als schwebend vom Lieblingsrosenstock nun
Ein Wölkchen gleich Morgenwölkchen brach;
Auf sieht sie die Silberblätter sich thun
Wo strahlend eine Gestalt drin lag.
Sanft, wie Abendhauchsgekose
Murmelt in des Sees Schooße,
Sprach zu ihr der Geist der Rose:
„Miezala, es liegt im Schlummer
Der, den du beweinst voll Kummer;
Starker Zauber ihn umflicht,
Den nur Frauentreue bricht.
Folg' mir! Deine Treue kann
Lösen seinen starken Bann!
Doch erwäg', ob ohne Grauen,
Was du sehn magst, du wirst schauen.
Laß nicht Hoffnung, Furcht dich wenden
Von des Marmorschlosses Wänden;
Dort zeigt dir dein Liebster sich
Todt fürs Leben, Lieb' und dich;
Treue nur so rein wie deine,
Darf sich nahn dem Zauberschreine;
Er erwacht, sobald dein Mund
Küßt den kalten Stein, zur Stund',
Gleicht der Lieb' dein muth'ger Glaube:
Folge dann der weißen Taube!"

Eine weiße Taube führt Miezala zu einem Nachen, er sie an eine fremde Küste bringt und ans Thor eines Schlosses.

Sie saß beim Baume, der verdorrt,
Und harrte ihres Schicksals dort;
Doch das Thor flog auf zur Mitternachtesstund
Dröhnend als spalte der innerste Grund,
Und sie schritt fürder; kaum genügte die Helle
Zu sehen die Kluft, das Dunkel der Stelle —
Ein Licht — so zuckt über Mörders Grab
Die Todtfackel bläulich hinauf und hinab.
Besetzt war der Weg mit gaukelnden Schemen
Die Beute im Dunkel gefangen zu nehmen,
Ein Blick, bei dem das Auge mehr litt,
Weil Licht und Zweifel sich hier stritt;
Doch Miezala suchtlos sich weiter wandt',
Bis der letzte gräuliche Spuk verschwand.

Plötzlich wird es wieder Tag und ein köstlicher Garten empfängt sie, aber auf Miezala macht seine Schönheit keinen Eindruck, hält sie nicht auf. Jetzt kommt sie an einen Marmortempel, worin zwei königliche Gestalten; der einen Lächeln schien zu sagen: nur Gold erzwinge den Einlaß. Die andre aber:

Aus der Lilienkrone reißt
Rasch ein Knöspchen hier der Geist,
Reizend wie's kein Sommer kannt'
Gab's dem Mädchen und verschwand.

Und Miezala stand am verschlossenen Thor,
Der Löwenkönig hielt Wache davor,
Die Knospe berührt ihn, sie zähmt ihn und schafft
Daß weit das verkettet Thor nun klafft,
Tiefdunkel war es im Zaubergebiete,
Doch holdes Licht schafft die Lilienblüthe;
Und Miezala schaute des Liebsten Gesicht,
Erweckt von dem Arme, der zart ihn umflicht;
Heil, Heil dir Mädchen! der Bann ist zerronnen,
Gethan ist dein Werk, dein Liebster gewonnen!

Bei viel Zartheit und Lebhaftigkeit der Schilderungen stehen doch diese Dichtungen der Lalla Rookh von Th. Moore, welche ohne Zweifel ihr Vorbild waren, bedeutend nach, und dieß Urtheil könnte auch durch eine noch glättere und kunstreichere Uebersetzung schwerlich umgestoßen oder modificirt werden.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 140 u. 141

Blätter
zur Kunde der L
des
Auslan

3 December 1840.

Ehrenrettung Sir Edward Lytton Bulwers gegen Lady Bulwer.

Im vorigen Jahrgang, Nro. 96 flg., besprachen wir das Buch der Lady Bulwer, Cheveley, oder der Mann von Ehre, als dessen Hauptmotiv, gleich bei seinem Erscheinen, die Herabsetzung ihres, von ihr getrennt lebenden, Gatten in der öffentlichen Meinung, von vielen Stimmen bezeichnet wurde, was sich auch vollkommen bestätigt hat. Wir bemerkten damals, im Widerspruch mit einem französischen Kritiker, daß das Buch für Bulwer schwerlich gleichgültig seyn, daß es ihn unangenehm und empfindlich berühren werde, und auch dieß ist uns von guter Hand bestätigt worden. Da Bulwer viele politische Gegner und Feinde, wohl auch viele literarische Widersacher und Neider hat, so ist der große Absatz, welchen das Werk seiner Gattin in dem skandalsüchtigen England hatte, keineswegs schon als eine Anerkennung der darin gegen ihn enthaltenen Anklagen, noch weniger als eine Billigung des Schriftes der Schriftstellerin selbst, anzusehen. Ein förmliches Lob von „Cheveley" ist uns in englischen Blättern nicht zu Gesicht gekommen. Dagegen aber erhoben sich stark mißbilligende Stimmen, theils das Unweibliche dieses Verfahrens rügend, theils Bulwer gegen die Anklage in Schutz nehmend, und schon im April 1839 schrieb ein junger Engländer von Paris aus ein, Bulwer von allen jenen Anklagen freisprechendes, die Handlungsweise der Lady Bulwer aufs schärfste rügendes und verdammendes Gedicht: „Lady Cheveley, oder die Frau von Ehre;" das so rasch verkauft wurde, daß augenblicklich eine zweite Auflage erforderlich wurde. Vielleicht kommt die Mittheilung des wesentlichen Inhalts dieses Schriftchens auch jetzt noch unsern Lesern nicht zu spät. Das Vorwort zur Uebersetzung sagt: „Die Uebertragung dieses Werkchens wurde veranlaßt durch eine dringende Aufforderung, hiedurch den ungünstigen Ansichten und Vorurtheilen zu begegnen, welche sich in Deutschland in Betreff des berühmten Romandichters, Sir Edward Lytton Bulwer, in Folge des Buchs seiner Gattin verbreitet haben möchten, da derselbe

auf das Urtheil und
legt. Gewiß ist es
Deutschland interes
berühmten Schriftst
stand legt ein wichti
er einen so enthusia
in Deutschland auch
der Parteien in jen
Urtheil zu bilden,
parteiische Einsicht n

Die Vorrede rü
und gegen das sittli
Buch begangen word
sagte, da das Wese
wird. Der Verfasse
veley äußerst gering
Tendenz zu gering
gegen Grammatik u
auch über die Schni
lant genug ist, für
position ist gewiß vi
ches, Verunglimpfu
und man kann sich
den Cheveley liest,
lich gemeinten Pers
den mag; aber viel
doch der Dame nicht

Daran hat der
tens, nicht ganz gu
Lady Bulwer ihren
dem Hasse preis zu
wer adoptirte; daß
fords versuchte, st
Bulwers, des recht
de Clifford, eines
Böswichts, zu läng

dienst Bulwers etwas zu hoch zu stellen, wenn er ihn als den Hauptstolz Englands, als einen Ebenbürtigen Shakspeare's bezeichnet.

Das Gedicht ist in gereimten Jamben geschrieben, in zwei Gesängen, welchen ein Gedicht an Bulwer voransteht.

An Sir — [E. L. Bulwer.]

Die Stimme eines Volks rauscht in der Luft,
Mit Flüstern, horch! spricht sie, verworren, lang;
Jetzt klagt sie, jetzt zur Freude sie dich ruft!
Ihr Widerhall sey dieser mein Gesang!

Sie sagt: du leertest aus den Kelch der Weh'n,
Und bitter war der Trank, den er dir bot!
Doch in den gift'gen Hefen ist zu seh'n
Die Liebe eines Volks — ein Prachtkleinod!

Ja, Millionen, dankbar daß durch dich
Der Erde grünste Lorbeern uns ersein'n,
Sammeln um dich voll Mitgefühles sich,
Dir Blumen auf den rauhen Pfad zu streu'n.

Den Menschen deines Geistes Schatz gabst du,
Reich wie ein König, mit neidloser Gunst,
Und holde Weisheit, himmlisch lächelnd zu,
Schmückt deiner Feder seltne Zauberkunst.

Wähn' uns undankbar nicht! wenn in dem Streit
Um Ruhm den Vorplatz unser Volk einnahm,
Wenn uns die Welt, besiegt, den Kranz hinbeut:
Unsres Triumphes Losung ist dein Nam'!

Fürst des Gedankenreichs! o sieh, es weint
Ein Volk, wenn Seufzer dir entlockt ein Schmerz!
Dem Leid der Kön'ge wird Mitleid verneint —
Doch, ha! des Dichters Reich ist ja das Herz;

Wer liebt den Dichter nicht, deß Himmelslied
Aus Jammers Tiefen das Gemüth erhöht?
Und wer entbrennt nicht, wenn ihm Leid geschieht,
Leid, das kaum ein alltäglich Herz versteht? —

Ja, Trost sey dir es, daß dich liebt dein Land!
Verschmäh dieß Lied nicht; für des Dichters Seele
Gilt die Waldrose in Hirtenknabens Hand
Gleich eines morgenländ'schen Schachts Juwele!

Die zwei Gesänge selbst lauten, mit einigen Abkürzungen, wie folgt:

Erster Gesang.

Ist dieß das Land, auf das die Völker schaun,
An unsrer Häuslichkeit sich zu erbaun?
Das Ruhmesland, wo mit Schönheit geziert
Das Weib ein fleckenloses Leben führt?
Wo es begabt mit heil'ger Engelsmacht
Der Armuth Bett, des Stolzes Pfühl bewacht,
Dem Sonnstrahl gleich, der tröstend sich drängt ein
In Klausen, wo das Elend wohnt, die Pein —
Oder der Blume, bunt der Erd' entsprungen,
Erheiternd des Einsamen Wanderungen?
Wo, wenn des Mannes Herz Leidenschaft verführt,
Sie, weinend, ihm das Herz zur Umkehr rührt;
Wo um den Hausherd Tugenden erblühn,
Die von des nähern Himmels Reife glühn;
Wo weltbefleckten Wandrern milde Hand
Verzeihung zuwinkt und gewähret Beistand?
Wo vor dem eitlen Lärm und Prunk Zuflucht
Der Mann bei Einem treuen Herzen sucht;
Wo er vom falschen Unbestand getrennt,
Kehrt zu der Liebe, welche rastlos brennt,
Die schützend, wo Schmähung und Tadel regnen,
Lehrt seine Kinder seinen Namen segnen?

Ist dieß das Land, wo's Frau'nherz treu sich gleich?
Erröthet Englands Töchter! denn auf Euch
Fällt auch ein Theil von Jener ew'ger Schmach,
Die von dem Ruf des Gatten Lügen sprach!
Ja! wenn ihr lächelt ob dem gift'gen Blatt,
Das unsre Zeit mit Schmutz geschändet hat;
Lächelt, wo die Verräth'rin, bösgesinnt,
Aus Hausesheimlichkeit Verleumdung spinnt,
Wo sie die stolze Zärtlichkeit des Sohns
Zu seiner Mutter macht zum Ziel des Hohns;
Der Mutter spottet, die er liebt so heiß,
Als sie's verdient, und er zu lieben weiß:
Oh! wenn ein Weib, das mit Mordwaffen spielt,
Durchs Herz der Mutter nach dem Gatten zielt,
Oh! wenn ihr nicht einmüthig da verdammt;
Theilt ihre Sünd' und Schmach ihr allgesammt!

Ihr Gatten, kehret mein Wort bei euch auch ein,
So viele schuldhaft, und so wen'ge rein?
Die ihr, sey's Neid nun, sey's der Thorheit Fluch,
Lächelt ob diesem frevelschwangern Buch,
Hoffend, zu schau'n den Mächt'gen schmachbedeckt,
Oder weil Weh des Andern süß Euch schmeckt,
Im besten Fall das Wahnbild eines Rechts
Vertheidigend, des schwächeren Geschlechts:
Seyd klug bei Zeit, weil die Vergeltung leicht
An Euern Herd sich unerwartet schleicht!

Zwar dieses Buch Beifall vielleicht entreißt
Dem ungebildeten, dem schwachen Geist,
Und leicht nimmt ein falschritterlicher Wahn
Sich einer Frau, ob sie auch irre, an!
Sie ist wohl schön! Ob euer Herz wohl rührt
Ein bunt Insect, das einen Stachel führt?

So schön von Farben ist's und schwach — Doch trifft
Tödtlich ein trauend Herz des Stachels Gift!
Oh! wenn den Stachel wiegt die Farbe auf:
Dann laßt den schnöden Thränen freien Lauf,
Doch hört: Ihr lächelt, wenn des Weibs Verrath
Zerfleischt ein größres Herz — beklatscht die That;
Lacht, wenn entweiht des Andern Haus ihr seht,
Den Vater ihres Kinds die Mutter schmäht, —
Ihr seht durch Jahre nicht, die weit sich dehnen,
Der Tochter Schamglut, ihre heißen Thränen,
Ihr wißt nicht, wie der Mehlthau solcher Lügen
Verderblich junger Schönheit holden Zügen!
Ha, wenn sie zum geschmähten Vater eilt,
Ihr Aug' voll töchterlichen Stolzes weilt
Auf ihm, deß Name wird mit Recht geehrt,
Wo man die Wahrheit hält, den Genius werth:
O dann, denkt euch, wie ihre Wange brennt,
Wenn ihr der Neid dieß traur'ge Denkmal nennt,
Wie sie dann weinend ihr Geschick klagt an,
Verdammend, die sie doch nicht hassen kann!
Bedenkt euch dieß, Empfindsamkeitsheroen,
Zur Unzeit aus Arkadien entflohen!
Und sticht ins Herz euch eine Busenschlange;
Lullt euch in Schlaf mit taumelndem Gesange,
Indeß am Hausaltar sich Nattern dehnen,
Dann sprecht im schwachen Wehesang' von Thränen.
. . . . . .
Doch wahr bleibt wahr! Dieß Mordgespinnst, — gesponnen
Ward's aus dem Gift, durch Weibes Tück' gewonnen;
Sie liebte nicht; für keinen Buhlen brannte
Sie, die sich mit so stolzem Namen nannte;
Sie war ganz Haß, doch wohl war ihr bewußt,
Wo zu verwunden seine stolze Brust!
Sie wußt': eh würd' ihr Herr sich schlafen legen
Dort, wo die Würmer ekeln Fraßes pflegen,
Als glauben, daß auch nur im Traum untreu
Sein Weib, die Mutter seines Kindes, sey.
Erdichtet so die Liebsgeschichte scheint,
Wie Julia lächelt und wie Cheveley weint;
Doch hört jetzt eine ungeschminkte Kunde,
Stark durch der Wahrheit Nerv, aus meinem Munde.

Ein altes Schloß ist, deß uralte Bäume
In stolzen Wipfeln säuseln Sommerträume;
Wie alte Krieger, ritterlich gesinnt,
Trotzen dem Sturm sie, schmeicheln lauem Wind.
Ein Sitz, ächt englisch, mit smaragdnen Matten,
Zierliche Reh' und Hirsche ruh'nd im Schatten;
Die alte Zeit an grauen Mauern wacht,
Doch freundlich jungem Reiz entgegen lacht;
Früchte aus jedem Himmelstrich hier glühn,
Blumen aus jedem Land balsamisch blühn;
Reichthum führt' aus, was der Geschmack erfand,
Kunst und Natur — sie gehn hier Hand in Hand!

Die, unwahr, Liebeskraft nie kann erfüllen!
O Loos, zu dem der Genius oft verdammt!
Kein solch Gefühl sein todt Idol entflammt!
Sein Ruf und sein Vermögen lockte sie,
Und eines Namens mächtige Magie;
Von edler Abkunft, aber arm, gedrückt,
Hält' gern sie mit siegreichem Hohn geblickt
Auf die, die lang zu kosten ihr gegeben
Die Peinigungen, die stets der Armuth Leben.
Ihr Leiden machte Cliffords Herz sie theuer;
Mit ihrem Druck stieg sein Vergötterungsfeuer;
Von edlem Jünglingsungestüm er glühend. —
Sie in der Frauenschönheit Reife blühend.

Schön war sie! ihre Schönheit von der Art,
Wo sich der Geist lebendig offenbart;
Spöttisch ihr Lächeln — das doch Grübchen schuf,
Wie sie zu bau'n der Grazien Beruf;
Manchem zu amazonenhaft vielleicht —
Doch der Musik nichts ihrer Stimme gleicht!
Ja, sie war schön und jeden Reiz sie zählte —
Nur eine Kleinigkeit — das Herz! — ihr fehlte.
Ihr junger Freund, der sie bestrahlte ganz
Mit seiner Feuerseele Wiederglanz,
Er, blind, bethört, verschmähend deren Rath
Die warnend seiner Wahl entgegentrat,
Reichthum nur schätzend, um ihr Glück zu schaffen,
Bezwungen von des mächt'gen Gottes Waffen,
Gewann sie — führte stolz sie in sein Haus —
Oh! daß ihm bald kroch eine Schlange aus!

(Zweiter Gesang folgt.)

Cosima, oder der Haß in der Liebe.

(Schluß.)

Dritte Scene. Cosima. Ordonio.

Ordonio. Ihr erwartetet mich! und doch hattet Ihr mir nicht erlaubt, heute zu kommen, Madame!

Cosima. Ich hatte es Euch sogar verboten; diese allzu häufigen Besuche gefährden meinen Ruf, Ordonio!

Ordonio. Ach, freilich. Das ist die einzige Gefahr, der sie Euch aussetzen; aber ich werde Euch nicht lange lästig fallen, Madame, denn ich komme heute in der ausdrücklichen Absicht, von Euch Abschied zu nehmen.

Cosima (bestürzt). Abschied!

Ordonio. Ja, Madame, ich verlasse Florenz.

Cosima. Nicht auf lange Zeit, hoffe ich?

Ordonio. Für immer!

Cosima. Welch grausames Spiel ist das, Ordonio? Welche Lust findet Ihr daran, mich so leiden zu machen?

Ordonio (bitter). Euch leiden zu machen? Gebt Ihr selbst dieß Spiel auf! Niemand hat Euch je leiden gemacht, Cosima, und... gewiß, Ihr werdet nie leiden!

Cosima. So hat mich noch Niemand beurtheilt!

Ordonio. Nun so beurtheile ich Euch jetzt so.

Cosima (unter Thränen). Oh! doch! ich leide!...

Ordonio. Sie leidet! Hört! ich verlange nur Ein Wort von Euch, und dieß Wort... es ist Zeit daß Ihr mir es sagt, wenn es wahr ist, daß Ihr mich liebt.

Cosima. Ihr zweifelt daran!

Ordonio. Oh! ich kann mich nicht mehr mit doppelsinnigen Worten begnügen. Wie liebt Ihr mich? So wie ich Euch liebe, oder wie Euch Euer Beichtiger mich zu lieben erlaubt hat?

Cosima. So wie Euer Gewissen und das meinige es vorschreiben, Ordonio.

Ordonio. Dann liebt Ihr mich eben nicht, und ich verlange nichts weiter von Euch!

Cosima. Ach, wenn Ihr mich liebtet, meine so reine und ergebene Neigung würde genügen, Euch glücklich zu machen!

Ordonio. Hätte ich glauben können, Ihr liebet mich, als lebend, so wie Ihr mich als todtgeglaubt geliebt, und Eure Freundschaft habe Eurer Liebe nichts benommen: so hätte ich fortwährend das Märtyrerthum ertragen, das ich mir auferlegt; aber ich sehe daß jene Liebe, so rein und schüchtern sie war, doch als verbrecherisch verdammt und unwiderruflich abgeschworen ist. Die Tugend hat, man muß gestehen, ohne allzu großen Kampf den Sieg in Eurer Seele davongetragen. Vielleicht hat die Liebe Neri's bei dem Kanonikus Gnade gefunden, und vielleicht erschien es auch Euch leichter, an ihm Barmherzigkeit zu üben. Wie dem sey, ich kann nicht länger die Rolle spielen, die Ihr mir zutheilt, und meine ehrliche Gesinnung sträubt sich dagegen einen Nebenbuhler zu quälen, der, wie mir scheint, besser behandelt wird als ich.

Cosima. Neri, ein Nebenbuhler! Ihr, der ihm so oft ungerechtes Mißtrauen vorwarft, seyd Ihr nicht ungerechter und mißtrauischer als er? Oh, mein Freund, kommt wieder zu Euch selbst. Seit einiger Zeit ist es mir, als wäret nicht Ihr es, der mit mir spricht. Wollt Ihr das Glück zerstören, das Ihr mir geschenkt? Ebenso gut könntet Ihr mir das Leben nehmen, denn erst seit dieser Zeit fühle ich mein Daseyn recht.

Ordonio. So sagt mir denn, daß Ihr mich anders liebt als ihn?

Cosima. Ich liebe Euch tausendmal mehr, das wißt Ihr.

Ordonio. Tausendmal mehr! aber in derselben Weise?

Cosima. Ich verstehe Euch nicht.

Ordonio. Ist Eure Neigung für mich Freundschaft? sprecht, nichts als Freundschaft?

Cosima. Ordonio, welchen Sinn sollen solche leere Unterscheidungen haben vor Gott, der im Innersten der Herzen liest?

Ordonio. Nun also, Eure Neigung für mich ist Liebe? (er sinkt sanft vor ihr auf die Knie.) Oh! du empfindest wirkliche Liebe

für mich! sag' es mir nicht, wenn du dich scheust, das schreckliche Wort auszusprechen, aber laß mich mein Glück in deinen Augen lesen! Wende dein Angesicht nicht von mir ab!

Cosima (will aufstehen). Scheiden wir, mein Freund! Solche Gemüthsbewegungen könnten uns der Versprechungen vergessen machen, die wir Gott gethan.

Ordonio (sie zurückhaltend und mit den Armen umfassend). Noch einen Augenblick so! Heißt denn das zu viel verlangen nach so vielen Leiden und Opfern?

Cosima (sucht sich loszumachen). Ja, es ist zu viel, es ist mehr als wir sollen.

Ordonio. Kind! Wer wird denn mit so strenger Hand die Gränze ziehen, wo unsre Rechte aufhören und unsre Pflichten anfangen? Worin läßt denn du die Tugend bestehen? Ein Blick, ein Wort, ein Kuß sollte sie beflecken können, während das Geschenk deines Herzens sie rein läßt?

Cosima (sich aus seinen Armen losmachend). O laßt mich, laßt mich, sage ich Euch! Habe ich nicht schon Reue genug in der Seele? Habe ich nicht schon meinen Gatten, meinen Oheim getäuscht? Wußte ich nicht, daß Ihr loget, als Ihr mir sagtet, daß Ihr mich wie eine Schwester liebet?

Ordonio. O du! sage du mir, daß du mich nicht wie einen Bruder liebst! (Er wird Neri's ansichtig.) Neri! verdammt seyst du, überlästiger Aufpasser!

Cosima. Er ist ein Schutzengel, den mir der Himmel sendet.

Ordonio. Seyd ruhig, Madame; dieser Engel hat nichts gesehen, was ihm die Hoffnung rauben könnte, den Himmel auf Erden zu finden.

Cosima. Oh, schweigt!

Aus dem vierten Act und dessen dritter Scene.

——Alvise. Alles um mich her schien glücklich; Ihr selbst schienet Euch glücklich zu fühlen, unter einem bescheidnen Dach eine Familie redlicher Menschen gefunden zu haben, die Euch die Ehre anthaten, Euch als Ihresgleichen zu behandeln. Ehrensachen, nicht Geschäftssachen, riefen mich in die Ferne. Ich dachte wohl, daß meine Abwesenheit nicht ohne Gefahr bleiben würde; aber ich wollte nicht den Anstrengungen der Reise und den Gefahren des Meeres ein Wesen aussetzen, das ich mehr liebe als meine Ruhe, als mein Leben! Nach drei Monaten kam ich zurück... Ihr waret an jenem Abend auf Besuch in meinem Landhaus... Ich durchschritt meinen Park, ich überschritt die Schwelle meines Hauses... dort sprachen in der Dunkelheit, unter den Kastanien der Terrasse, bei einer Bank zwei Personen lebhaft.. die eine dringend und drohend, die andere abweisend und abwehrend.. Ich sah, ich hörte Alles...

Ordonio. Genug, Messire! Es liegt mir jetzt ob, nicht mich zu rechtfertigen, sondern die Person zu reinigen...

Alvise. Erspart Euch die Mühe, sie bedarf dessen nicht. Ich habe Euch gesagt, ich wisse Alles. Ich weiß selbst mehr als Ihr, denn Ihr glaubt Euch geliebt und seyd es nicht.

wißt auch, daß dieß Opfer Eurer Verkehrtheit weder vom Himmel noch von den Menschen verlassen, und daß es nicht so leicht ist, unter dem wachen Auge der Vorsehung ein armes Herz zu zerbrechen! Ihr versteht mich jetzt! die Schwachheit muß geschützt, der Uebermuth muß gestraft werden!

Ordonio. Und die Beleidigung gerächt! Ich habe Euch, wie mich dünkt, geduldig angehört, und in Allem was mich persönlich betrifft, denke ich Euch nicht mit Worten zu antworten. Aber ich wiederhole, es liegt mir daran Signora Cosima zu rechtfertigen....

Alvise (heftig). Schweigt! Sprecht nicht einen Namen aus, den zu nennen ich mich in diesen Mauern enthielt. Eure Lakaien haben ihn vielleicht gehört.

(Man hört in dem verborgenen Gang ein Geräusch. Ordonio unterdrückt eine Regung der Unruhe. Beiseite). Wäre sie noch hier? (Laut.) So folgt mir denn in ein andres Gemach. Man übt dermalen gegen die Duelle hier eine so strenge Polizei, daß man nicht vorsichtig genug seyn kann bei der Verabredung... die kleinste Unvorsichtigkeit könnte unsre Begegnung unmöglich machen. (Führt ihn ab.)

Hiemit mögen es der Proben genug seyn, und sie werden das Urtheil begründen helfen, daß die Verfasserin im Roman ihr Talent weit glänzender entwickelt, als in der Form des Drama's. Ihre Erfindungskraft zeigt sich viel weniger reich; gar manche Motive sind aus ihren eigenen Erzählungen, z. B. aus Jacques und dem Uskoken entlehnt. Sollte es überhaupt den Frauen noch schwieriger seyn, das Drama zu bewältigen, als den Roman? oder geradezu unmöglich? Das letztere zu behaupten, wäre vielleicht allzu ungalant; und hieße die Leistungen einer Johanna Baillie z. B. unter den Zeitgenossinnen zu wenig würdigen. Das erstere wird sich wohl durchfechten lassen, aber es gilt auch von den Männern, weil es an sich schwerer ist, einem Ereigniß, einer Handlung das unmittelbare Leben der Wirklichkeit einzuflößen, als dieselbe lebendig und anschaulich erzählen.

Jack Sheppard.

(Fortsetzung.)

Als die beiden Knaben in ein dunkles Loch gebracht waren, erfolgte zuerst eine Aussöhnung zwischen ihnen, nachdem Jack Sheppard seinen Leidensgenossen versichert, daß er durchaus nicht gemeint gewesen sey, ihn zu verrathen, sondern daß er in seinem Interesse so gehandelt habe; er macht ihn näher mit den schlimmen Planen Wilds gegen ihn bekannt und entwarf einen Plan zur Flucht, welcher auch ausgeführt wurde. Jack entkam aus dem Gefängniß, Thames aber wurde wieder ergriffen, mißhandelt und zurückgeschleppt. Jonathan Wild übergab ihn dann einem holländischen Schmuggler, auf dessen Schiff er ihn selbst geleitete, mit dem Auftrag ihn unterwegs zu ertränken. Der ehrliche Wood, zu welchem gerade Jacks Mutter gekommen war, um sich nach der Aufführung ihres Sohns zu erkundigen und von Seiten der Meisterin eine sehr schlimme Aufnahme gefunden hatte, machte sich, als ihm die Nachricht zukam, sogleich mit der geängsteten Mutter auf den Weg. Sie erfuhren, daß Thames bei dem Versuch zur Flucht wieder ergriffen und ins Gefängniß geschleppt worden, Jack aber mit Blueskin der alten Münze zugeeilt sey. Wood verschaffte sich Einlaß in das Gefängniß, wurde aber, durch ein scheinbares Versehen, eingesperrt, bis Thames weggebracht war, und kehrte dann trostlos nach Haus. Frau Sheppard aber eilte nach der Münze, um dort ihren Sohn Jack den ihm drohenden Gefahren zu entreißen. Hier lassen wir den Verfasser selbst erzählen.

„In unglaublich kurzer Zeit, denn die Angst lieh ihr Flügel, erreichte Mrs. Sheppard das Schuldnerquartier. Von einer am nördlichen Eingang aufgestellten Schildwache, die sie in dem ihr aus frühern Zeiten geläufigen Rothwalsch des Platzes anwendete, erfuhr sie für gewiß, daß Blueskin von einem Jungen begleitet, in dem sie nach der Schilderung ihren Sohn erkannte, vor ungefähr drei Stunden hier angekommen und nach Erop Shovels gegangen sey. Das war genug für die arme Wittwe. Sie fühlte, daß sie jetzt in der Nähe ihres Kindes sey, und nicht zweifelnd daß sie im Stande seyn würde, ihn aus seiner gefährlichen Lage zu befreien, ergoß sie sich in einem brünstigen Gebet um seine Rettung. Sie wußte wohl, daß sie mit Vorsicht zu Werke gehen müßte. Daher begab sie sich nicht sogleich in das Hauptzimmer der genannten Schenke, welches von Leuten beiderlei Geschlechts voll war, sondern trat in ein kleines Gemach links vom Schenkzimmer und forderte etwas zu trinken. Von hier konnte sie unbeobachtet sehen, was in dem Hauptzimmer vorging, nur daß gerade der Gouverneur des Platzes, Baptist Kettleby, auf einen Stuhl gestiegen war, um eine Rede zu halten, und durch seine ansehnliche Person die Aussicht beschränkte. Wider Willen mußte Mrs. Sheppard diese Rede anhören, welche von den Bedrängnissen der Schuldner unter der dermaligen Regierung handelte, und endlich so schloß: „Inzwischen aber, bis der gefürchtete Tag kommt, der vielleicht entfernter ist, als wir glauben, ist es unsere Pflicht, die Gegenwart, so viel wir können, uns zu Nutze zu machen. Habt Acht auf euch, ihr Herren, und Euer Meister wird auch Acht auf euch haben. Ehe ich mich setze, habe ich einen Toast vorzuschlagen, der gewiß, wie er es verdient, mit Begeisterung aufgenommen worden. Es ist die Gesundheit eines Gastes — des Mr. John Sheppard. Sein Vater war einer meiner alten Kunden und Zechgäste, und ich sehe mit Freuden, daß sein Sohn in seine Fußstapfen tritt. Er könnte in keinen bessern Händen seyn, als in denjenigen, in welche er sich begeben. Ihr Herren — Mr. Sheppards Gesundheit und gutes Glück!"

Baptist's Toast wurde mit lautem Beifall aufgenommen, und als er sich unter dem zustimmenden Ruf der Gesellschaft und einem allgemeinen Klirren mit Krügen und Gläsern setzte, war die Aussicht der Wittwe nicht mehr versperrt. Ihr Auge wanderte rasch hin über diese lärmende, wüste Gesellschaft, bis es auf einer noch lärmenderen und unordentlicheren Gruppe

verweilte, deren Hauptfigur ihr Sohn war. Die geängstete Mutter konnte bei dem Schauspiel, das sich ihrem Auge darbot, kaum einen Schrei unterdrücken. Da saß Jack, offenbar im letzten Stadium der Betrunkenheit, den Kragen offen, seine Kleidung in Unordnung, eine Pfeife im Mund und eine Bowle Punsch und einen halb geleerten Becher vor sich — da saß er, die Schmeicheleien und Liebkosungen von ein Paar Weibspersonen annehmend und, so viel er im Stande war, erwiedernd — denn er war beinahe bewußtlos — deren eine ihren Arm um seinen Hals schlang, während die andre sich über die Lehne seines Stuhles beugte und nach ihren Gebärden zu schließen, ihm sanften Unsinn ins Ohr flüsterte.

Die beiden Frauenzimmer hießen Edgeworth Beß und Moll Maggot, und beide besaßen nicht geringe Reize, jedoch sehr verschiedner Art; die erstere war zierlich und fein, und war erst siebzehn Jahre alt; die zweite war eine wahre Amazone, beinahe sechs Fuß groß und verhältnißmäßig corpulent, verband aber mit der Statur einer Thalestris oder Trulla die regelmäßigen Züge einer mediceischen Venus. Beide waren auffallend glänzend gekleidet, und verschmähten die Hülfsmittel der Schminkbüchse nicht. Auf einem Schrank, der ihm als Stuhl diente, Jack Sheppard gegenüber, dessen rasche Fortschritte in der Schlechtigkeit ihn mit der größten Zufriedenheit erfüllten, saß Blueskin, die beiden Weiber aufmunternd in ihrer widrigen Geschäftigkeit, und sein Opfer zum Trinken nöthigend, so oft es ihm gut dünkte. Schon hatte er, allem Anschein nach, seine Zwecke vollkommen erreicht; denn er entzog die Flasche Jacks Bereich, eignete sie ganz sich zu, und überließ den Jungen ganz den beiden Weibern. Einige von den an andern Tischen sitzenden Personen schienen ein Interesse zu nehmen an dem Verfahren und Treiben Blueskins und seiner Gesellschaft, wie etwa die Umherstehenden einem Spiele zusehen; die meisten aber waren zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, um viel auf anderes zu merken. Die Versammlung bestand größtentheils, wo nicht ganz aus Personen, denen das Laster in allen seinen Gestalten zu vertraut war, um in irgend einer Form ihnen den Reiz der Neuheit zu bieten. Auch war Jack nicht der einzige Junge in dem Zimmer. Nicht weit entfernt von ihm war eine Gruppe von Buben, welche tranken, fluchten und Würfel spielten, so gut wie die Alten. Aber die Aufmerksamkeit der Mrs. Sheppard fesselte nur Ein Gegenstand; und sobald sie sich einigermaßen erholt hatte von dem Entsetzen über die Gesunkenheit ihres Sohns, rannte sie, an nichts mehr denkend, als an seine augenblickliche Befreiung aus der beflekkenden Gesellschaft die ihn umgab, und gänzlich der beabsichtigten Vorsicht vergessend, in das Zimmer, und forderte ihn auf mit ihr zu gehen. „Hollah!“ rief Jack, indem er sich umsah und sein trunkenes Auge auf die Sprechende zu heften suchte — „Wer ist da?“ — „Deine Mutter,“ versetzte Mrs. Sheppard; „komm heim im Augenblick, Junge.“ — „Mutter, geh — —!“ versetzte Jack; „wer ist es denn, Beß?“ — „Wie sollt' ich's wissen?“ antwortete Edgeworth Beß; „wenn es aber Eure Mutter ist, so schickt sie heim an ihr Geschäft.“ — „Das will ich, das will ich,“ lallte Jack. — „Das freut mich, Euch einmal

ward er auf eine Bank gelegt, um seinen Rausch auszuschlafen, während seine unglückselige Mutter trotz ihrer leidenschaftlichen Bitten und ihres Widerstands, auf Blueskins Befehl, mit Gewalt aus dem Hause geworfen und aus der Münze gejagt wurde."

Dann wird weiter erzählt wie die Wittwe noch einen Tag und eine Nacht trost- und rathlos herumirrte, und endlich, Sonntag in der Frühe, nach ihrem Hause in Willesden zurückkehrte. Sie schlief einige Stunden; als sie erwachte, läuteten die Glocken, und sie ging in die Kirche, um dort Trost zu sammeln. Zu ihrem Verdruß saß ihr gegenüber Mr. Kneedone, der sie mit zudringlichen Blicken verfolgte; aber peinlichere Gefühle erwachten in ihr, als sie hinter ihm einen Knaben herschleichen sah, in dem sie sogleich ihren Sohn erkannte; in einiger Entfernung, halb von einer Säule versteckt, stand Jonathan Wild. Während der Geistliche die Gebete sprach, sah sie Jack sich dem Tuchhändler nähern und ihm etwas wegnehmen; und sie sah den triumphirenden Blick Jonathans, welcher deutlich sagte: „Euer Sohn hat gestohlen! er ist mein für immer!" Sie sank mit einem herzzerreißenden Schrei ohnmächtig nieder. Dieser Schrei gerade führte zur Entdeckung des Thäters, der sofort festgenommen und in ein neuerbautes Gefängniß gebracht wurde. Aber nachdem er hier einen Tag zugebracht, bewährte sich schon sein Talent im Ausbrechen; und wie er schon so ziemlich los war, kam Jonathan Wild zu seiner Hülfe herbei. Ehe er Willesden verließ, bestand er jedoch darauf, noch seine Mutter zu sehen. Ungern gestattete es Jonathan, der ihm endlich unbemerkt folgte. Die arme Mutter wollte ihren Sinnen nicht trauen, als sie die Stimme ihres Sohns wieder hörte. Nachdem er ihr erzählt, wie er frei geworden, sagte sie, ihn mit einer vom Fieber brennenden Hand festhaltend: „Jack, ich bin krank gewesen — fürchterlich krank — ich glaube ich habe phantasirt — ich glaubte in der vorigen Nacht zu sterben — ich möchte dir nicht sagen, welche Todesqualen du mir verursacht hast — ich möchte dir keine Vorwürfe machen. Versprich mir nur dich zu bessern, deine heillose Gesellschaft zu verlassen — so will ich dir verzeihen, will dich segnen. Oh mein lieber, lieber Sohn, laß dich warnen für die Zukunft. Du bist in den Händen eines verruchten, eines schrecklichen Mannes, der nicht ruhen wird, bis er dich ganz zu Grunde gerichtet. Höre deiner Mutter Bitten und laß sie nicht gebrochenen Herzens sterben." — „Es ist zu spät," versetzte Jack trotzig; „ich kann nicht mehr ehrlich seyn, wenn ich auch wollte." — „O sage nicht so," antwortete seine unglückliche Mutter: „Es ist nie zu spät. Ich weiß, du bist in Jonathan Wilds Gewalt, denn ich sah ihn in der Kirche neben dir; und wenn je der Erzfeind menschliche Gestalt annehmen durfte, so sah ich ihn da. Hüte dich vor ihm, mein Sohn, hüte dich vor ihm! du weißt nicht, welcher Verruchtheit er fähig ist! Sey ehrlich, und du wirst glücklich seyn. Du bist noch ein Kind; und obgleich du vom rechten Weg dich verirrt hast, hat dich doch eine stärkere Hand als die deinige dazu verleitet. Kehre zurück, ich flehe dich, zu deinem Meister, Mr. Wood. Bekenne deine Fehler. Er ist ganz Güte, und wird sie deines Vaters und meinethalb übersehen. Kehre zu ihm zurück, sage ich —" — „Ich kann nicht," antwortete Jack finster. „Kannst nicht?" wiederholte seine Mutter; „warum nicht?" — „Ich will es Euch sagen," rief eine tiefe Stimme hinter dem Bette. Und gleich darauf ward der Vorhang weggezogen und zeigte sich das satanische Gesicht Jonathan Wilds, der unbemerkt sich in das Haus geschlichen. „Ich will Euch sagen, warum er nicht zurück kann zu seinem Meister," rief der Diebsfänger mit boshaftem Grinsen. „Er hat ihn bestohlen." — „Ihn bestohlen!" kreischte die Wittwe; „Jack!" — Ihr Sohn wandte sein Gesicht ab. „Ja, ihn bestohlen. Vorletzte Nacht wurde Mr. Woods Haus erbrochen und beraubt. Des Schreiners Weib sah Euren Sohn bei den Räubern. Kommt jetzt," fuhr Wild fort im herrischen Tone zu Jack sich wendend, „Ihr seyd schon zu lang hier." — „Geh nicht mit ihm Jack!" schrie seine Mutter, „geh — geh nicht nicht." — „Er muß!" donnerte Jonathan; „oder er muß ins Gefängniß." — „Wenn du ins Gefängniß mußt, will ich mit dir!" rief Mrs. Sheppard; „aber meide diesen Mann wie eine Schlange." — „Kommt fort!" donnerte Jonathan. „Höre mich, Jack!" jammerte seine Mutter. „Du weißt nicht, was du thust. Der Elende dem du vertraust, hat geschworen dich an den Galgen zu bringen. So wahr ich auf Gottes Gnade hoffe, ich spreche die Wahrheit. Er laugne es, wenn er kann!" —

„Pah!" sagte Wild, „ich könnte ihn jetzt hängen lassen wenn ich wollte. Aber er kann bei Euch bleiben wenn er Lust hat; ich will ihn nicht hindern." — „Hörst du, mein Sohn!" sagte die Wittwe lebhaft; „erwähle zwischen Gut und Uebel! zwischen ihm und mir! und bedenke, dein Leben, mehr als dein Leben, hängt von deiner Wahl ab." — „So ist es," sagte Wild. „Wähle Jack." Der Junge antwortete nicht, sondern verließ das Zimmer. „Er ist hin!" rief Mrs. Sheppard verzweifelnd. „Für immer," sagte der Diebsfänger, sich anschickend ihm zu folgen. „Teufel!" schrie die Wittwe, seinen Arm packend und mit wahnsinniger Heftigkeit ihm ins Gesicht stierend: „Wie viel Jahre wollt Ihr meinem Sohn geben, ehe Ihr eure gräßliche Drohung vollzieht?" — „Neun!" antwortete Jonathan finster.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 1

Blät

zur Kunde de

des

Ausla

5 December

Ehrenrettung Sir Edward Lytton Bulwers gegen Lady Bulwer.

Zweiter Gesang.

Wer höbe, ach! den Schleier ohne Schmerz
Zu schauen bloß ein mißgeartet Herz?
Wer bebte nicht, wenn er unter der Blende
Der Schönheit, des Gemüths Verkehrtheit fände?
Ach! unsers Herdes Prüfstein Zeugniß gibt
Zu oft nur, daß wir falsches Gold geliebt!
So thun jetzt Cliffords bleiche Wangen kund
Das Weh, das nicht ausspricht sein stolzer Mund.
Eis'ge Entfremdung schnürt das Herz zusammen,
Das lodert' einst in edler Liebe Flammen.
Gehörte sein Idol zu dem Gezücht,
Das auch noch schwärzt, wenn es blutgierig sticht?
Ja, ihrer nimmersatten Eitelkeit
That selbst verschmähter Liebe Theilung leid;
Sie trug's nicht, daß sich die getäuschte Liebe
Hielt an der Mutter Herz mit Kindestriebe;
Ihr Hohn traf jedes frühre Band mit Lust,
Nichts Heil'ges hatte Freundschaft ihrer Brust; *)
Die Schmeichelei der Welt hielt, tief bethört,
Sie mehr als ihres Gatten Liebe werth;
Der Ruhm selbst, der ihr Stolz hätt' sollen seyn,
Ward dem verkehrten Weib zum Fluch, zur Pein;
Der Neid sich fest an ihre Seele hing
Und spann die Schlinge, drin sie selbst sich fing.

*) Vergleiche den niederträchtigen und kindischen Angriff auf die geschätzten und schätzbaren Freunde de Cliffords, die hochbegabten Schriftsteller und achtungswerthen Männer, die in Cheveley als die Herren Fonnoir und Fuzboz figuriren. Eben so die feige, strafbare Verunglimpfung einer schönen Novellendichterin, deren makelloser Name dadurch so wenig gefährdet wird, als unsere junge Königin durch den Pfennig-Satyrist, oder der Herzog von Wellington durch eine bekannte Carricatur.

Des Schalksnarrn Hauptstolz: das Talent des Affen' *)
Lang hatt' sie nach des Gatten Herz gezielt,
Der mit der Sanftmuth Schild gedeckt sich hielt;
Zuletzt äfft sie mit herzlosen Gebärden
Die nach, die ihm das Heiligste auf Erden;
Sie selbst erschrack, denn er, aus Herzens Grunde
Sprach ernst das Wort: „Wir sind getrennt zur Stunde!"
In seinem Geist, nach Stolzes langem Schlaf,
Ward Zorn wach, als die Mutter Unbild traf.
Bestreut mit Asche, feucht von Thränen ganz,
Wer neidet jetzt des jungen Genius Kranz?

. . . . . .

Vergebens vor häuslichem Gram Zuflucht
Sein Geist jetzt in des Ruhmes Tempel sucht. —
Einst Abends in sein einsam Haus er kehrt,
Mit einem Kranz, wie Shakspear sonst geehrt,
Und zu dem Einsamen die Echos kamen
Lauten Triumphs, gemischt mit seinem Namen!
Sein Herz ist schwer, sein Aug' in Thränen schwimmt,
(Kalter Triumph, dran Liebe Theil nicht nimmt!)
Zu stolz zur Trauer, in erdichtetem Leid
Wollt' er vergessen trübe Wirklichkeit.
Er blättert — ha! traf ihn ein Natterstich?
Bleich wird die Wang', die Stirn' verdüstert sich;
Die Mutter seines Kindes warf, o gräßlich!
Auf seinen Namen Lügen schwarz und häßlich!
Ueber sein edles Herz die Trauer kam,
Nicht sein-, nein ihret-halb die tiefste Scham!
Die Witzelei, der Spaß der plumpsten Art,
Die Lüge, halb verdeckt, halb offenbart,
Verleumdungen im Uebermaaß, zu schwärzen
Die Mutter, die er betet an im Herzen!
Zu heilig ist sein Schmerz für ein Gedicht,
Doch stark ist Wahrheit und im Himmel Licht!
Fand er doch seine Mutter noch beseelt
Von Mitgefühl, wofür das Wort uns fehlt!
Noch ist sein reiner Name England theuer!
Freundschaft zollt seinem Herzen reiche Steuer!
Doch Kämpfe hatt' er, welche Keiner singt;
Die Natter schonen, die sich um ihn ringt!
Den Hausaltar mit Füßen sehn getreten!
Für sie, die Mutter seines Kinds, erröthen!
In stummem Stolz grausame Unbill tragen!
Ein Wort, das sie zermalmen könnt', nicht sagen!
Fühlend, daß er nur stummen Stolz dem Bellen
Der Lüge durfte gegenüber stellen!

O du, die aus dem Hinterhalt boshaft
Schoss'st in des Gatten Herz den gift'gen Schaft,
Die du zu Planen, die vom Teufel kamen,
Entweiht der Religion ehrwürd'gen Namen;
Die, während die Geschichte du erdacht,
Die, plump und frech, die Tugend schamroth macht,
Und, während dir die Hand vom Frevel raucht,
Den Namen unsers Heilands selbst mißbraucht:
Jetzt dringt bei dir kein Tugendwurfspeer ein,
Du mit der ehrnen Stirn, dem Herz von Stein:
Dennoch heb' warnend, Muse, Stimm' und Haupt,
Daß nicht der Neid frohlockt, der Schwache glaubt!
Ja! weil er einst aus warmem Edelmuth
Einem Dorfmädchen schenkt' ein Heirathgut, *)
Ward diese That, die seiner so ganz werth,
Zu einer Schmachgeschichte frech verkehrt;
Sie glimmt, wie Moderlicht, unholden Scheins,
In ihrem Buch, beflecken würd' sie mein's.

Von Rache satt, Verräth'rin find'st du Ruh?
Nein! schon verfallen bist dem Fluche du!
Die Reu' schon in der Einsamkeit dich plagt,
Als nimmer satter Geier am Herzen nagt.
Dem welken Reiz zieht mehr kein Schmeichler nach;
Im abgewandten Aug' lies deine Schmach!
Die Stunde trat, die kommen muß, jetzt ein,
Wo Häuslichkeit des Weibes Glück allein;
Zermalmt unter der Flüche Bergeslast
Wein' um das Haus, das du entweihet hast!
Doch horch! die Muse soll dich lehren, wo
Der schuld'ge Geist des Trosts kann werden froh!
Einer kann von der Sünden Angst befrei'n,
Er, der da sprach: „Bringt sie zu mir herein!"
Wasch', Falsche, du in der Bußthränen Pein
Von diesen Flecken, Jahre lang, dich rein;
Vorm Gatten knie' Dann, wenn er dir verzeiht,
Wohl auch ein Engel dir sein Fürwort leiht!

*) Man vergleiche Ebeveley's absurdes Lob der Nachäffung, und Lord de Clifford's gerechte Verdammung dieser gemeinen und verrätherischen Unart.

*) Man sehe die übertriebene und unwahrscheinliche Geschichte von der Mary Lee, der zu widersprechen überflüssig ist, da sie sich selbst so oft widerspricht.

Jack Sheppard.

(Schluß.)

Die dritte Abtheilung führt den Titel: der Gefängnißdurchbrecher und spielt im Jahr 1724. Die darin erzählten Ereignisse sind, laut den Ueberschriften der Capitel, kurz folgende. 1. Die Rückkehr — nämlich des wunderbar geretteten Thames Darrell aus Frankreich, wo er einen ehrenvollen Posten bekleidet, zu seinen Pflegeeltern und Winifred, die ihn mit offnen Armen aufnehmen in Dollis Hill, wo sich der reiche Schreinermeister zur Ruhe gesetzt hat; in der Nacht nach seiner Rückkehr begibt sich 2. der Einbruch in Dollis Hill durch Jack Sheppard und Blueskin, welcher letztere, dem ausdrücklichen Befehl Jacks zuwider, die Frau Wood, wie sie Lärm machen will, umbringt. Beide entkommen. 3. Jack Sheppards Ent-

zweiung mit Jonathan Wild, in Folge deren ihn der letztere verhaften und ins Gefängniß bringen läßt. 4. Jack Sheppards Flucht aus dem neuen Gefängniß. 5. Die Verkleidung. Hier wird erzählt, wie Jack einem Spießgesellen Wilds auflauert, ihn seiner Briefschaften beraubt und in seinen Kleidern zu Jonathan Wild geht, den er durch Nachahmung der Stimme täuscht, und daselbst Ohrenzeuge höchst wichtiger Verhandlungen Wilds mit Sir Rowland ist. Hier müssen wir die Verwicklung und den Knoten des Ganzen kurz angeben. Die Mutter Jacks ist die als Kind von einer Zigeunerin gestohlene Schwester Sir Rowlands und der Lady Trafford, Constance, welche ihr Vater zuerst zur Erbin eingesetzt. Wild hat eine Neigung für sie gefaßt, aber sie heirathet Tom Sheppard, den Wild dann aus Rachsucht zu Diebstahl und Raub verführt und an den Galgen bringt. Wilds Antheil an den Ereignissen jener stürmischen Novembernacht läßt ihn neue Blicke in die Verhältnisse der Familie Trenchard thun, wobei ihm jedoch der eigentliche Name und Stand des sich so nennenden Darrell noch verborgen bleibt, von dem er erst später ausmittelt, daß er der Marquis de Chatillon gewesen, ein Freund Sir Rowlands, der ihn, ohne ihn zu kennen, ermordete — und macht ihn, neben seinen sonstigen Kenntnissen als Spion und Diebsfänger, zum Meister von Sir Rowlands Schicksal. Von Thames' Rückkehr unterrichtet, erbietet er sich gegen Sir Rowland, seinen Neffen gegen ein Drittheil seines Vermögens aus dem Wege zu schaffen und Trenchard willigt ein. Dieß hört Jack aus Wilds Munde, wie auch daß seine Mutter wahnsinnig und in Bedlam sey, wo Jonathan Wild sie bald durch Schrecken und Angst zu tödten hofft. Nachdem er sich zu erkennen gegeben, entflieht Jack. 6. Winifred bekommt zwei Heirathsanträge, von Mr. Kneebone, der mit Schmach abgewiesen, und von Thames Darrell, der freudig erhört wird. 7. Jack Sheppard warnt Thames Darrell vor Jonathan Wild. 8. Alt-Bedlam; hier besucht Jack, verkleidet, seine unglückliche, wahnsinnige Mutter, die eben wieder zum Bewußtseyn erwacht, als ihr Sohn von Jonathan Wild überfallen und verhaftet wird. 9. 10. Alt-Newgate, und: wie Jack Sheppard aus dem Condemned Hold loskam. 11. Ein Blick auf Dollis Hill. Mrs. Sheppard ist aus Bedlam dahin gebracht worden, und ist wieder im Besitz ihrer Geisteskräfte, aber in tödtlicher Angst um ihren Sohn, der zum Tode verurtheilt ist; Thames kommt ohne Trost von London zurück; aber gleich darauf kommt der dem Gefängniß entsprungene Jack selbst. Aber Wild hat seine Spur verfolgt und erscheint gleich darauf, ihn zurückzuholen; unter Einer Bedingung will er ihn freilassen: wenn Mrs. Sheppard mit ihm gehe und seine Frau werde — (weil er dann Erbe des Vermögens der Trenchard wäre). Schon hat die verzweifelnde Mutter eingewilligt, als sie ein Abscheu vor dem satanischen Menschen erfaßt; Wood und Thames Darrell eilen zur Hülfe herbei und befreien die Wittwe und Jack; Jonathan entspringt durchs Fenster. 12. Die Brunnenhöhle. Diese ist in Jonathan Wilds unheimlichem Haus. Sir Rowland kommt zu ihm und bringt ihm das bedungene Blutgeld für Thames' Ermordung. Er ist im Begriff das Land zu verlassen; aber Wild hält

paed nach Newgate zurückgebracht wurde. 28. Was sich in Dollis Hill begab. Aufklärung der Familienverhältnisse von Thames durch Papiere, welche Blueskin ablieferte, Verheirathung der Liebenden. 29. Wie Jack Sheppard nach Westminstee-Hall gebeacht wurde — ins Verhöe. 30. Wie Jonathan Wilds Haus niedergebrannt wurde. 31. Die Proceffion nach Tyburn. 32. Schlußscene. Die Execution. Jack wird von Blueskin abgeschnitten, aber beide von den Soldaten erschossen. Jacks Leichnam wird von Thames in Sicherheit gebracht und in Willesden neben seiner Muttee beerdigt — Ein Halbjahr später folgte Jonathan Wild seinem Opfer auf dem Gang nach Tyburn.

Aus dem Bisherigen wird der Leser ersehen, daß es diese Erzählung nicht an spannendem Interesse noch an Abwechslung fehlt, obgleich wir natürlich die Erzählungen von dem listigen und gewandten Ausbrechen aus den Gefängnissen und von den genialen Streichen Jacks nur ganz flüchtig berühren konnten. Wir können uns wohl denken, daß diese Art von Spannung durch Gaunersabenteuer, durch Listen und Gegenlisten, durch Ueberfälle und Befreiungen, Mordversuche und Vereitlungen vielen Lesern vollkommen genügt, geben auch gern zu, daß immerhin eine Erfindungkraft und Darstellungsgabe erfordlich ist, um dergleichen anziehend zu schildern, aber wir gestehen auch, daß wir daran doch nichts eigentlich Poetisches und Künstlerisches finden können. Was dergleichen Erzählungen einem gebildeteren Geschmack annehmlich machen kann, ist eigentlich nur das psychologische und das sociale Interesse; die Wahrheit, die Möglichkeit, die Consequenz der Charaktere, und die Erklärung und Veranschaulichung der Stellung solcher Verbrecher und negativer Helden gegenüber von dee Gesellschaft. In psychologischer Hinsicht enthält der Charakter von Jack Sheppard ohne Zweifel manche richtige und gute Züge; so ist es gewiß sehr wahr, daß die Zurückweisung guter Gefühle und Regungen sehr leicht den Jüngling auf die Bahn des Lasters führen kann; auch die Liebe zu seiner Mutter scheint uns nicht unwahrscheinlich, nur ist sie vielleicht kaum vereinbar mit der Rohheit, welche Jack in der von uns mitgetheilten Scene, freilich im Rausch, an den Tag legt, und in Bezug auf das erstere dürfte es ein Mißgriff des Verfassers seyn, daß er seinen Helden so zu sagen durch ein Fatum zum Dieb und Räuber werden läßt. Freilich wirkt die absichtliche Verführung Wilds und Blueskins ein; aber wie diese Verführung begann, was sehr wichtig wäre zu wissen, erfährt man nichts, und eben so übergeht der Verfasser die neun Jahre, während welcher Jack zum Meister in seinem Geweebe sich heranbildete. So tritt das Psychologische hinter dem Factischen und Abenteuerlichen viel zu sehr zurück. Ja, während Jack in den neun Jahren nothwendig moralisch immee mehr sinken mußte, wird er in dee That während derselben bessee, menschlicher, nobler — sein edles Blut von mütterlicher Seite gewinnt, so scheint es, die Oberhand über das Spitzbubenblut von väterlicher Seite. Ist das wahrscheinlich?

Nicht billigen können wir auch das, was freilich bei einer derartigen Erzählung kaum zu vermeiden ist, daß Jack Sheppard in ein so gar günstiges Licht gestellt wird, und zumal neben dem teuflischen Jonathan Wild fast wie ein unschuldiges Kind, als ein muthiger Jüngling erscheint, dem man überall Rettung und Erfolg wünscht oder wünschen soll. Das ist freilich bei verständigen Lesern unverfänglich; aber das Buch ist sehr geeignet, in die Hände einer Menge, besonders junger Leute ohne viel Bildung und feste Grundsätze zu fallen, welche von der Schilderung Jacks leicht ungebührlich bestochen werden dürften. Doch muß man dem Verfasser zugeben, daß er durch Schilderung der Gesellschaft Jacks auch wieder dafür gesorgt hat, daß das Laster in seiner wahren Gestalt erscheine.

Der wahre Verbeecher und Bösewicht des Buchs ist Jonathan Wild, und Jack mehr nur sein Opfee. Die Schilderung der kaltblütigen, überlegten Bosheit, Tücke, Habgiee und Grausamkeit dieses Menschen ist wirklich grauenhaft, und bestärkt uns in der Ansicht, daß die Engländer die größten Meister darin sind, vollendete, verstockte, gewissenlose Bösewichte darzustellen. Trägt hiezu vielleicht die Charakterstärke und Energie bei, welche den Engländer überhaupt auszeichnet, so daß er es, wenn er sich aufs Laster wirft, auch hierin zu einer absoluten Virtuosität bringt? Die Kaltblütigkeit des englischen Charakters ist vielleicht der krönende Zug in der Schilderung der höchsten Verruchtheit. Zu loben ist es am Verfasser, daß er auch die Bosheit und Rachsucht Wilds aus einer unverwerflichen Leidenschaft, aus seiner Neigung für Jacks Mutter, entkeimen läßt; aber doch erfähet man auch von seiner Schule und seinen Lehrjahren zu wenig; man findet ihn schon als den ausgelernten Schueken. Wenn ein so verruchter Mensch möglich ist, so ist freilich wahr, daß das combinirte Gewerbe eines Räubers und eines im Dienst der Polizei stehenden Diebsfängers am ehesten zu solchem Gipfel der Verworfenheit führen kann. Bei Blueskin findet sich doch wenigstens noch der menschliche Zug der aufopfernden, treuen Anhänglichkeit an Jack Sheppard. Das übrige Gesindel, die Gefängnißdiener u. s. w. eingerechnet, ist mit grellen, aber, wir fürchten, nicht unwahren Farben gemalt, und dieß ist ein Verdienst des Buches. Der ehrliche Wood ist eine willkommne Erscheinung, aber seine Frau ist sehr störend. Das ganze Buch macht den Eindruck eines häßlichen und grauenvollen Nachtstücks; und die Ereignisse, wenn schon mit Geschick erfunden und verflochten, und eng zusammenhängend, haben doch beinahe die Unwahrscheinlichkeit eines Traumes. Da die Deutschen iheen Räubern so ziemlich den Abschied gegeben, werden sie wohl den englischen Jack Sheppard nicht nationalisieen wollen. *)

*) Wir lasen in den öffentlichen Blättern, daß Courvoisier, der Mörder von Lord Russell, ausgesagt habe: er sey zu seiner That auch durch die Lectüre des Jack Sheppard veranlaßt worden! „Ich bellage den Augenblick, wo das Buch Jack Sheppard in meine Hände fiel!"

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 143

Blä

zur Kunde d

de

Ausl

9 Decembe

Eugen Onegin.

Ein Roman in Verſen von Alexander Puſchkin.

Überſetzt von Roman Freih. Budberg-Beuninghauſen.

Erſtes Capitel.

Er eilt zu leben und beeilt ſich zu empfinden.
Wjaſemsky.

1.

Er bleibt ein Ehrenmann vor Allen
Mein Oheim, da er ernſtlich krank,
Er konnte nie auf Beſſres fallen,
Und zwingt mir Achtung ab und Dank.
Sein Beiſpiel ſey den andern Lehre!
Doch welche Langweil, Gott, auf Ehre,
Beim Kranken Tag und Nacht zu wachen
Und keinen freien Schritt zu machen!
Und dann — welch' kleinliches Bemühn:
Das Kiſſen wird zurecht gerückt,
Der Sterbende mit Witz erquickt,
Man reicht ihm traurig Medicin:
Und denkt im Herzen ganz verſtohlen,
Wenn wird denn dich der Teufel holen?

2.

So dacht', indeß die Pferde rannten,
Von Staub umhüllt, ein junger Fant,
Doch den zum Erben der Verwandten
Nach höchſtem Willen Zeus ernannt.
Ludmillens Freunde und Ruſlan's. *)
Laßt mich den Helden des Romans
Ohn' alles Vorwort, allſogleich
Bekannt, befreundet machen euch.

*) Eines der erſten Gedichte Puſchkin's, doch nicht weniger ſchon als ſeine ſpätern.

Sich auf französisch auszudrücken
Verstand er mit Vollkommenheit.
Er grüßte ohne Steifigkeit
Und tanzt Masurka zum Entzücken:
Sagt selbst, was wär' noch mehr nothwendig?
Er galt für hübsch und sehr verständig.

5.

Man lernt allmälich, ohn' Bemühung,
Doch was, auf irgend eine Art,
So daß, Gott Lob! durch die Erziehung
Zu glänzen keinem schwierig ward.
Eugen war nach der Richter Spruch
(Die schnell entschlossen streng und klug)
Zwar ganz gescheidt, jedoch Pedant,
Der bloß die schöne Kunst verstand:
Er konnt' auf jedem Feld sich zeigen
Mit ungezwungner Leichtigkeit,
Und wußt bei jedem wicht'gen Streit
Mit tiefgelehrtem Blick zu schweigen;
Auch sah man's seinem Witz gelingen
Bei Frauen Lächeln zu erzwingen.

6.

Latein ist längstens aus der Mode,
Doch wußt er, um ganz wahr zu seyn,
Für die Kritik zu mancher Ode
Doch immer noch genug Latein;
Sprach über Juvenal's Satyren,
Konnt' Epigraph analysiren,
Er fügte mit verständ'gem Sinn
Am Schluß des Briefes „vale" hin,
Und kannt', wenn auch nicht ganz gewiß
Zwei Verse aus der Aeneis;
In Schätzen, die die Sagen bieten
Den Stand umhüllt, wühlt er nicht gern,
Auch die Geschichte ließ er fern.
Doch wußt er alle Anekdoten
Von Romulus zu unsern Tagen,
Dir ohne Anstoß herzusagen.

7.

Er suchte jede Kunst zu meiden
Die störend wirket im Genuß,
So lernt er nimmer unterscheiden
Den Jambus von dem Dactylus.
Er schalt Homer und Theokrit
Und las dafür den Adam Smith
Und war als Staatswirth umsichtig,
Das heißt: er sprach mit Urtheilskraft,
Wie sich der Staat bereichern könne,
Wovon er lebt, warum und wie
Des Geldes er bedürfte nie,
Wenn er Naturprodukt' gewönne. —
Sein Vater konnt' dieß nicht verstehen
Und ließ sein Gut zu Wuchern gehen.

8.

Doch wenn ich Alles wollte nennen
Was er verstand, so fehlt die Zeit;
In einem noch, muß ich bekennen,
War er Genie, Vollkommenheit.
Was in der zarten Kinderbrust
Ihm Mühe, Qual und Schmerz und Lust,
Was ihn nicht rasten ließ noch ruhn
Im kummervollen Nichtsthun:
Es war die holde Kunst im Lieben,
Für die einst Naso's Lied erscholl,
Dess' Leben, glanz- und ruhmvoll,
Für sie als Märtyrer geblieben,
Dort in der Moldau Steppen-Oden
Wo fern Italia's Lüfte wehten. *)

9.

. . . . . .
. . . . . .

10.

Wie früh verstand er schon zu heucheln,
Bald hoffnungslos — und voller Gluth, —
Verstellung dann und süßes Schmeicheln —
Voll Wehmuth und voll Siegesmuth!
Bald wieder stolz, gehorsam bald,
Und aufmerksam und eisig kalt! —
So schmachtend blickt er, wenn er still
Und wenn er sprach: voll Gluth, Gefühl.
Wie lässig konnt' er, wie vermessen
In seinen Liebesbriefen seyn;
Durch sie nur athmend, sie allein
Schien er sich selber zu vergessen!
Sein Blick so kühn und schnell erbötig
Für Thränenglanz — wenn er ihm nöthig.

11.

Wie weiß den Neuling er zu spielen,
Die Unschuld staunt bei seinem Scherz,
Erbebt bei seinen Gramgefühlen
Und schenkt dem Schmeichelwort das Herz.
Er faßt der Gnade Augenblick,
Der Vorurtheile Unschuldsglück
Besiegt Vernunft, und Gluth erzwingt,
Daß sich der Liebe Wort enteingt.
Er tobt und fleht und will nicht weichen,
Belauscht des Herzens ersten Ton,
Verfolgt die Liebe, die entfloh'n,
Und wird ein Rendez-vous erreichen
Und gibt, wo keine Zeugen stören —
Im Stillen dann ihr gute Lehren.

*) Der Dichter Ovidius Naso wurde 7 Jahre n. Chr. vom Kaiser Augustus in das Land der Geten (Bessarabien) verbannt, wo er 10 Jahre lebte und 17 n. Chr. in Tomi starb. D. H.

12.

Selbst der Koketten Herzen beben,
Trotz längst bewährter Kunst und Kraft;
Doch galt es Kampf auf Tod und Leben
Mit einer Nebenbuhlerschaft:
Wie griff er dann sie beißend an,
Wie schlau sein Netz sie da umspann!
Ihr aber, sel'ge Ehemänner,
Ihr bleibt ihm immer Freund und Gönner!
Ihm schmeichelte der listige Gatte,
Der selbst im Dienst Faublas' ergraut,
Der schwache Greis, der keinem traut
Und stattlich seine Hörner hatte,
Der stets zufrieden unterdessen
Mit sich, der Frau und seinem Essen.

13. 14.

. . . . . .
. . . . . .

15.

Zuweilen liegt er noch im Bette,
So bringt man Karten schon herein;
Von dreien Seiten gar, ich wette,
Läd't man ihn heut zum Abend ein.
Hier ist ein Ball — dort thé dansant!
Sagt selbst, was fängt der Gute an?
Wohin zuerst? O seyd doch klug,
Man kommt noch immer früh genug.
Im Morgenrocke unterdessen
In einem breiten Bolivar, *)
So fährt Eugen auf's Boulevard
Und wandelt ruhig und gemessen
Bis ihn die Breguetuhr bedeutet,
Und ihn zur Mittagstafel läutet.

16.

Es dunkelt schon! — Die Rosse jagen —
„Vorweg," so ruft der Kutscher wild,
Wie Silber glänzt sein Biberkragen
Vom Staub des Reises eingehüllt.
Er eilet rastlos zu Talon, **)
Man wartet seiner sicher schon;
Zur Decke spritzt, kaum tritt er ein,
Hell strömend der Kometenwein.
Der Roast-beef winkt mit blut'ger Röthe,
Der Kochkunst Blüthe; Trüffeln, zart
Und theuer, nach der Jugend Art,
Und frische Straßburger Pastete
Und Limburger voll regem Leben,
Mit goldner Ananas daneben.

*) Ein Hut à la Bolivar.
**) Eine Restauration in Petersburg.

An Rußland's Terpsichorens Flug?
Doch war es nur des Wahnes Trug,
Seh ich Euch nimmer auf der Bühne:
Dann schau' die Fremden ich mit Haß
Durch mein entzaubert Opernglas! —
Man jauchzt! Ich steh mit kalter Miene
Und gähn', und will mich still versenken
In früh're Zeit und Eurer denken.

20.

Und des Theaters Logen prangen,
Parterre und Lehnstuhl sind besetzt,
Das Paradies klopft voll Verlangen
Und aufwärts rollt der Vorhang jetzt.
Da schwebt, wie eine Glanzgestalt
Des Bogens zaubrischer Gewalt
Gehorsam, in der Nymphen Schaar
Isthomena, *) so wunderbar.
Sie dreht sich langsam in die Runde,
Indeß ein Fuß die Erd berührt,
Und schwingt sich auf, vom Sturm entführt,
Wie Daunen vor des Aeols Munde,
Verstrickt sich im harmon'schen Schaukeln
Und läßt die Füßchen wirbelnd gaukeln.

21.

Da tritt Onegin zwischen Stühlen
Und über Füße lässig ein,
Und läßt sein doppelt Glas beschielen
Die Damen in den Logenreihn.
Er mustert rings mit strengem Blick
Und kehrt ihn mißvergnügt zurück:
Sie sind ihm gar nicht nach dem Sinn;
Er grüßt die Herr'n, spricht her und hin,
Schaut auf die Bühn', zerstreut und müssig
Sieht wieder weg und gähnt und spricht:
„Auf Ehre, ich begreif es nicht,
Wie man sie längst nicht überdrüssig?
Auch Didlo will mir nicht behagen,
'S ist Zeit, sie alle fortzujagen;

22.

Noch springen Amor, Teufel, Schlangen
Wild auf der Bühne, mit Gebraus.
Noch ruh'n die Diener, schlafumfangen,
Auf Pelzen bei der Einfahrt aus;
Noch währt das Stampfen lange Zeit,
Man hustet, zischt und klatscht und schreit;
Von innen, außen überall
Glänzt hell noch der Laternen Strahl.
Noch scharren Rosse, halb erfroren,
Im läst'gen Jah voll Uebermuth.

*) Die erste Balletränzerin zu dieser Zeit.

Der Kutscher schilt bei Feuersgluth
Den Herrn, und reibt sich Faust und Ohren:
Onegin nur sah längst man scheiden —
Er eilt nach Haus, sich anzukleiden.

23.

O könnt' ich das Gemach beschreiben
Mit treuester Genauigkeit,
Wo still der Freund vom Modetreiben,
Sich aus- und an- und wiederkleid't.
Ja Alles was uns London schafft
So knauserig und launenhaft,
Und uns für Holz, auf balt'scher Fluth,
Und Fett, zu bringen hat geruht,
Was in Paris nur Schönes immer
Der ewig hungrige Geschmack
Sich zum Erwerbszweig wählen mag
Für Müßiggang und Modeschimmer:
Das Alles zierte Tisch und Ofen
Des achtzehnjähr'gen Philosophen.

(Fortsetzung folgt.)

Louis Peisse,

über den Sensualismus in Frankreich.

In einer Vorrede, womit er die Uebersetzung „philosophischer Fragmente" des schottischen Professors William Hamilton begleitet, spricht sich L. Peisse über den Zustand der Philosophie in Frankreich und insbesondere auch über die sensualistische Schule daselbst aus. Seine Bemerkungen dürften nicht ohne Interesse gelesen werden.

„Die sensualistische Schule ist gewiß die zahlreichste, die populärste und gewissermassen die nationalste. Ihre Dogmen sind bekannt und haben im Wesentlichen nur wenige Modificationen erfahren. Sie herrscht in allen gelehrten Berufen. Die physikalischen und Natur-Wissenschaften, die physiologischen und selbst die ökonomischen und politischen Wissenschaften sind noch ganz von ihrem Geist getränkt. Und wenn man hauptsächlich nach dem Umfang der praktischen Anwendung, nach ihrem Einfluß auf die Richtung des intellectuellen Strebens und Wirkens, überhaupt nach den praktischen Resultaten die Wichtigkeit einer philosophischen Lehre schätzen muß, so stellen wir mit allem Recht diese Schule voran.

„Dennoch gilt diese Schule für eine aufgegebene und verlassene, und theilweise ist dieß wahr; ihr Geist ist noch vorhanden in latenter Form, aber ihre positiven Principien, ihre Psychologie, Moral und Politik haben keine offenen Vertheidiger mehr; die letzten ihrer Theoretiker sind gestorben, ohne nur den Versuch gemacht zu haben, sie zu vertheidigen; sie hat seit zwanzig Jahren kein bedeutendes Buch hervorgebracht, und unter ihren

erklärten Anhängern trifft man nicht Einen Geist, nicht Ein Talent, das sich über das Gewöhnliche erhöbe. Vertrieben von der Sorbonne, von der Universität und von der philosophischen Welt im eigentlichen Sinne, hat sie sich in die Medicin geflüchtet, welche sie nun als ihr Eigenthum anspricht. Da, immer mehr zusammenschrumpfend, ist sie nun ein bloßer Zweig der Physiologie geworden und, von Stufe zu Stufe herunterſinkend, hat sie sich endlich mit der Phrenologie identificirt; denn das ist heutzutage der wahre Name der Philosophie Locke's, Condillac's, d'Alemberts, Helvetius', Destutt de Tracy's. Die Phrenologie ist das letzte Wort und die letzte der Beurtheilung fähige Form der sogenennten sensualistischen Schule; wenn diese Schule irgendwo existirt, so ist es hier; anderswo würde man sie vergebens suchen. *) Bei dieser Umgestaltung hat sie alles verloren, was ihre Stärke, ihr Ansehen, ihre Größe und Autorität ausmachte; sie hat nichts behalten als ihre Zuversichtlichkeit und Heuchelei.

Es ist aber leicht zu sehen, daß in dieser letzten Verschanzung der Sensualismus, als philosophische Schule, nur einen sehr untergeordneten Rang einnimmt. Seit seinen letzten Häuptern, die selbst, wie ihr Landsmann Mesmer, nur eine Art wissenschaftliche Abenteurer waren, die jedoch, man muß es gestehen, mehr die Narren ihres eigenen Systems waren, als man zu glauben geneigt seyn möchte, nach der Art und Weise, wie sie es gelehrt und marktschreierisch angepriesen haben, kann man unter dieser Secte kaum mehr einen Namen von einiger Bedeutung, Autorität oder Glanz nennen. Man hat in den letzten Jahren einen, in andrer Beziehung mit Recht berühmten Mann die Phrenologie unter seinen Schutz nehmen sehen; aber ohne daß ich mir anmaße, nur so im Vorübergehen abzuurtheilen über eine so große Reputation, werde ich doch nur etwas behaupten, was jedem Urtheilsfähigen bekannt ist, wenn ich sage, daß Broussais durch und durch unfähig war zu der Rolle eines Philosophen, die er annahm; er hatte nur den Geschmack oder vielmehr die Manie für die Philosophie, ohne alles Talent dazu; seiner gänzlichen Unzulänglichkeit kam nichts gleich als seine unglaubliche Keckheit und die ebenso unfaßliche Toleranz des competenten Publicums. Was vorzüglich befremden darf, das ist nicht sowohl, daß die Phrenologie einigen Lärm gemacht und einiges Terrain gewonnen hat, denn die Gemeinheit ihrer Formen und ihrer Sprache, verbunden mit dem geheimen, bisher unerklärlichen Reiz ihrer Consequenzen, erwarben ihr Popularität, als vielmehr, daß ein als Theorie so absurd formulirtes System, vertheidigt mit einer so skandalösen Unwissenheit und einem so lächerlichen Mißverstehen der Hauptfragen, ein System, das sich unter Formen von so schmählicher Trivialität darstellte, sich in Akademien, Schulen, und in der denkenden und gebildeten Welt geltend machen konnte, ohne

*) Die Phrenologie läugnet zwar diese Abstammung und macht ihrer Mutter den Krieg. Aber das kommt häufig in der Philosophie vor. Es ist selten, daß ein System ganz klar weiß, woher es stammt und wohin es führt; aber die Ignoranz der Phrenologie in dieser Beziehung ist beispiellos.

wissenschaften und durch den Einfluß der schottischen Philosophie, deren Unentschiedenheit man für kluge Umsicht nahm. *)

Wenn ich ein Gewicht lege auf diese falsche Ansicht von dem Beruf und dem Wesen der Philosophie, so ist es darum, weil sie hauptsächlich dazu beigetragen hat, die Phrenologie in Aufnahme zu bringen, und gewissermaßen die unerhörte Toleranz begünstigt, deren sie sich zu erfreuen gehabt. Indem die Phrenologie sich darstellte als eine Sammlung von Thatsachen, die sich auf die intellectuelle und sittliche Natur des Menschen beziehen sollte, mit einem umfassenden Apparat materieller Erfahrungen und positiver Beobachtungen, wußten die Psychologen nicht, was sagen. Sie glaubten die sensualistische Schule mit ihren Metaphysikern ausgestorben, vergaßen aber, daß Gassendi, Hobbes, Locke, Condillac, Diderot, Helvetius, Destutt de Tracy zu Bundesgenossen hatten: Hartley, Priestley, Darwin, Bonnet, Cabanis, Gall, Beaufais, d. h. die Anatomen und Physiologen; und als diese auftraten, ließen die Philosophen sie ungestört, statt aller Gründe anführend: die Anatomie und die Physiologie gehörten nicht in ihren Bereich: cuique in sua arte credendum. Die Physiologie war, wie bekannt, weniger bescheiden und großmüthig. Sie erklärte: Alles was den Namen Philosophie trage (Psychologie, Ideologie, Metaphysik), gehöre von Rechtswegen ihr, und setzte sich sofort in Besitz.

Indeß darf man hieraus nicht schließen, daß die sensualistische Schule noch ihre alte Autorität behaupte. Sie ist im Gegentheil ziemlich gesunken. Seit langer Zeit hat kein ausgezeichnetes Talent, kein Mann von gründlichem Wissen ihre Sache verfechten. Sie recrutirt sich beinahe ausschließlich in den physischen und Natur-Wissenschaften, und besonders in der Medicin; und auch in diesen Kategorien ist sie mehr eine hergebrachte Angewöhnung des Geistes, als eine systematische, **) durchdachte Ansicht. Der alte Materialismus Holbach's, de Lamettrie's und Cabanis', einige verbrauchte Sätze aus Bacons Logik und Condillacs Phraseologie, großer Respect vor allem, was man betasten, zählen und wagen kann, und große Furcht vor dem Geiste — das ist bei vielen der allgemeine Fonds philosophischen Glaubens. Setzen wir noch hinzu, daß in Folge der von Tag zu Tag specieller und getheilter werdenden Richtung und Organisirung der wissenschaftlichen Studien die gelehrten Berufe heutzutage beinahe ganz jener hohen intellectuellen Bildung ermangeln, welche die Kenntniß der classischen Sprachen, der allgemeinen Literatur und Philosophie gibt. Unter diesem Gesichtspunkt steht die gelehrte Classe unsers Jahrhunderts weit zurück gegen die des siebzehnten und selbst des achtzehnten Jahrhunderts, deren Erziehung und Bildung weit literarischer, umfassender, encyklopädischer und überhaupt liberaler war. Die Philosophie, die sonst die erste Bildnerin und Amme der Intelligenz bei jeder Laufbahn der Gebildeten war, ist heutzutage in den Augen unserer meisten Gelehrten nur eine der übrigen analoge, aber natürlich weit untergeordnete, Specialität. Daher die Geringschätzung oder wenigstens Gleichgültigkeit, die sie in der Regel gegen metaphysische Speculationen an den Tag legen; daher besonders die auffallende Unwissenheit und Unzulänglichkeit, die sie kund geben, wenn sie sich je einmal darein mischen wollen.

Mithin ist die sensualistische Schule unstreitig vergleichungsweise in einem Zustand sehr fühlbarer Gesunkenheit. Aber dabei behauptet sie doch noch eine ziemlich starke Stellung. Der Sensualismus ist überhaupt seinem Wesen nach unvergänglich. Alle seine Lösungen und Consequenzen sind so zu sagen seit der Entstehung der Philosophie im Orient wie im Abendlande aufgestellt worden. Er ist eines der drei oder vier großen Systeme, zu welchen die Speculation nothwendig gelangt, wenn sie sich von der Logik führen und leiten läßt. Unaufhörlich bekämpft und geschlagen von den entgegengesetzten Schulen, erhebt er sich unaufhörlich wieder unter dieser oder jener Gestalt. Trotz der philosophischen Inferiorität seiner Lehren und seiner Meister zu allen Zeiten, trotz seiner traurigen Consequenzen, besitzt er eine Art oberflächliche Klarheit, einen Anstrich von derber Wissenschaftlichkeit, und ich weiß nicht was für einen Schein von Unabhängigkeit, welche mittelmäßigen Gemüthern und Geistern, d. h. der großen Mehrzahl der Menschen, unglaublich schmeicheln. Er ist und wird es noch lange seyn, die Philosophie aller Welt in einem Lande, das fünfzig Jahre lang zu seinem Lehrer — Voltaire gehabt hat!"

Ueber die socialistische Schule spricht sich Louis Peisse so aus:

„Es handelt sich hier von einer ziemlich gemischten Kategorie von Schriftstellern, welche eine Philosophie des Fortschritts ankündigen, und die sich viele Mühe geben, um ihr eine regelmäßige Verfassung zu geben. Bisher konnten die aus dieser heranwachsenden Schule hervorgegangenen Werke, obwohl ziemlich zahlreich, uns keine hinlänglich klare Idee geben von dem Ziel, der Methode und den Principien ihrer Lehre. Diese Schule ist im Allgemeinen außerordentlich streng gegen andere gleichzeitige philosophische Doctrinen, sie behandelt sie mit einer Vornehmheit, einer Miene der Autorität und der Verachtung, wodurch man sehr begierig werden muß, das System kennen

*) Es finde hier auch die Bemerkung Platz, daß wenn es unter den Anhängern dieser Meinung manche Aufrichtige gibt, auch viele Heuchler darunter sind. So z. B. geben sich die materialistische Schule und die Phrenologie insbesondere den Schein, als ließen sie die Fragen, deren Lösung doch insgesammt das Ziel aller ihrer Bestrebungen ist, als müßig und einer positiven Wissenschaft unwürdig bei Seite liegen. Das ist eine alte Sünde dieser Secte, von Epikur, ihrem Meister, an, bis auf die Encyklopädisten. Nur selten hat sie so viel Offenheit gehabt, ihre Absichten zu bekennen, und sie weigert sich immer die Consequenzen ihrer Prämissen zu ziehen, obgleich sie im Grund nur darum mit solchem Eifer ihre Prämissen aufstellt, weil sie diese Consequenzen selbst im Auge hat.

**) Die Phrenologie, welche das einzige materialistische System ist, das heutzutage in einer dogmatischen Gestalt gelehrt und bekannt wird, hat dennoch in den höhern Sphären der physischen und medicinischen Wissenschaften sehr wenige Anhänger gewonnen; sie ist selbst von allen namhaften Physiologen und Naturforschern verworfen oder verachtet worden, von Cuvier, Delamarck, de Blainville, Magendie, Geoffroi, Saint-Hilaire, Serres u. A. Sie bleibt der Ausbeutung der Mittelmäßigkeit, der Unwissenheit und der Marktschreierei überlassen.

zu lernen, das sie ersetzen soll. Aber diese Neugier ist nicht ganz leicht zu befriedigen; hier nur, was wir davon begriffen haben.

Diese Lehre scheint offenbar ein Absenker vom St. Simonismus zu seyn; ihr Grundcharakter, in ihrem Namen schon ausgesprochen, ist der, daß sie eine sociale Theorie seyn will, im umfassendsten Sinne des Worts. Für sie bestände das philosophische Problem wesentlich in der Fortsetzung der Bestimmung, nicht des Individuums, sondern der Menschheit, und diesem Gesichtspunkt alle psychologischen, metaphysischen und religiösen Fragen unterzuordnen, oder vielmehr sie damit zu identificiren. Die Menschheit als ein Individuum betrachtend, das sich successiv durch eine Art geistiger Ernährung entwickelt, und in stetiger Progression von einem Zustande relativer Vollkommenheit zu dem einer noch größeren übergeht, immer aber in gerader, in bestimmter Linie, verknüpft sie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft durch eine unauflösliche Kette. Alle großen Phänomene der moralischen Welt, wie die Religionen, die philosophischen Revolutionen und die großen bürgerlichen und politischen Einrichtungen der Völker, sind nur in gegebenen Momenten der Ausdruck des Standes der innern Entwicklung des Lebens der Menschheit. Jeder dieser Zustände ist gleichsam auf den vorhergehenden gepfropft. Das Resultat dieses stetigen aber unmerklichen Fortschritts im geistigen und materiellen Leben der Menschheit (denn diese beiden Ausdrücke verschmelzen in der Einheit des socialen Lebens) ist einestheils die immer reichere und klarere Entwicklung der Idee Gottes (Religion und Philosophie) im menschlichen Bewußtseyn; und andrerseits die immer vollständigere Realisation der socialen Bestimmung durch Sitten, Gesetze, Verfassungen. Nach dieser Vorstellung bezeichnet die Fortschrittsidee (l'idée-progrès) nicht bloß einen bestimmten Bezug zwischen bekannten äußersten Punkten, sondern sie wird ein absolutes Erklärungsprincip und gibt allen kosmologischen, metaphysischen, moralischen und religiösen Fragen ihre Lösung. Was aber die einzelnen Folgerungen betrifft, zu welchen die Anwendung dieser Formel ihre Entdecker geführt hat, so wäre es eine große Wagniß, eine befriedigende Aufzählung und Erklärung zu versuchen.

„Diese Schule, welche vom Socialen ausgeht, befindet sich übrigens allem Anschein nach auf der großen Bahn des Erfolgs und der Popularität, sie stützt sich auf das lebendigste Interesse unsrer Zeit — die Politik. In der That hat die Philosophie (welche Definition man von dem geben mochte, was diesen Namen trug) immer nur durch ihre Allianzen Wiederhall, Ansehen, Macht gewonnen. Im Alterthum trat sie aus den Schulen heraus, nur sofern sie durch ihren praktischen Einfluß auf die öffentliche und Privat-Moral einwirkte als Epikuräismus, Stoicismus, Mysticismus. (?) Im Mittelalter setzte sie die Welt in Bewegung durch ihre Verbindung mit der Religion und Theologie. Nach der Cartesianischen Reform identificirte sie sich mit der wissenschaftlichen Bewegung und ging darin fast auf; die Philosophen jener Zeit waren Copernicus, Descartes, Leibnitz, Newton, Galilei, Bacon, Gassendi, Huygenu, die Akademie der Wissenschaften in Paris und die königs-

Mein Herz läßt Blut zwar noch durch Adern fließen,
Doch ist's nicht mehr der Lebensflamme Herd,
Sein Segen ist zum Fluche mir verkehrt,
Und ach! nicht eine Thrän' kann ich vergießen!

Da stößt aus dunkler Höh' herab ein Weih',
Und trifft auf Villands Hand den Papagei,
Reißt ihn mit fort und sitzt auf sichern Zweigen.
Und Villand sieht von Krallen ihn gepackt,
Von gier'gem Schnabel grausam ihn zerhackt,
Er sieht's und starrt hinauf in bangem Schweigen.

Und als des todten Freundes buntes Kleid
Der Wind zu Villands Füßen hingestreut,
Hat ihn ein namenloses Weh durchdrungen;
Und seines Herzens finstre Bande sprang
Und aus dem Aug' ein Thränenstrom vordrang,
Sein Schluchzen ist im Wiederhall erklungen.

„O trautes Thier, du meine letzte Freud'!
Dir Welt mir armen Mann nichts weiter beut!
Doch du hast auch im Tod mir noch gedienet;
Du treues Thier, bei deinem Todesschmerz
Erquoll von Thränen neu mein kaltes Herz:
Nun will ich weinen, bis mein Thun gesühnet.

Courtois.

„Wieder hast du angezogen,
Schöne Blum', das weiße Kleid!
Daß die Biene kommt geflogen,
Sich der Falter um dich freut;
Und auch ich, den Kopf voll Fragen,
Bring' die meinen Gruß getragen,
Freu' mich deiner Blüthezeit."

„Daß dein Odem ist so süße
Und so feindlich herb dein Saft;
In der Blume Honig fließe,
Deren Blatt nur Wehe schafft:
Dieß der Pfarrer Wunder nennet,
Deren Grund er nicht erkennet,
Außer daß es Gottes Kraft."

„Wissen möcht' ich, ob der Erde,
Die den edlen Helmert speist,
Auch das Gift entflogen werde,
Das in deinen Adern fließt;
Wissen, wie dein stilles Leben
Dir Befriedigung mag geben,
Und wie in dir webt der Geist."

Und den Knaben rief ein Reiter
Daß er halte ihm das Roß;
Er zu Fuß schreitet weiter,
Auf den Helmert geht er los,
Und dabei die Anemone
Pflückt er mit der weißen Krone,
Und der Pulsatille Sproß.

Und der Knabe, froher Ahnung
Einem Kenner nah zu seyn,
Fühlt in sich des Geistes Mahnung,
Sich den Forschern anzureihn:
„Wißt, daß auf der Bergeswiese
Noch viel höh'rer Helmert sprieße,
Bleibt beim Pferd, ich bring' ihn ein!"

Und mit Staunen sieht der Reiter,
Wie den Knaben Freude schmückt;
Wie, die Arme voller Kräuter,
Er sich stets nach neuen bückt:
„Nimm dieß Geld für deine Mühe,
Und besorg' jetzt deine Kühe,
Weil die Sonn' hinunterrückt."

Aber den ergreift Entsetzen,
Als entflieht das nahe Glück;
Thränen ihm die Augen netzen,
Und das Geld gibt er zurück:
„Herr, nicht Geld ist's, was ich brauche,
Doch zu eurem Knecht ich tauge,
Hab' zu Kräutern gut Geschick."

Und mit Staunen sieht der Reiter
Wie der Schmerz das Kind verschönt:
„Nun wohlan, sey mein Begleiter!"
So sein güt'ger Ruf ertönt.
„Der Natur, die dich empfohlen,
Letzt Geheimniß auszuholen,
Sey dir mehr, als mir gegönnt!"

Fr. Ad.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 145

Blät

zur Kunde de

de

Ausl

13 December

Moses.

Von A. de Vigny.

Die Sonne sandte nach der weißen Zelte Spitze
Den schrägen, gelben Strahl, die grellen Flammenblitze,
Den breiten, goldnen Saum, der rings die Luft umzieht,
Wenn sie zum Wüstenrand — ihr sand'ges Bett — entflieht.
Nur Gold und Purpur sind, so weit die Augen sehen;
Da hält im Steigen auf des rauhen Nebo Höhen
Moses, der Gottesmann, und lenkt den Blick vergnügt
Hin auf den Horizont, der ihm vor Augen liegt.
Phogga sieht er zuerst, drin Feigen üppig reifen,
Dann hinter dem Gebirg, drauf seine Blicke schweifen,
Dehnt sich Manasse aus, Galaad, Ephraim,
Deß reiches Fruchtgefild jetzt liegt zur Rechten ihm.
Nach Mittag zeigt Juda die große, stein'ge Wüste,
Bis wo im Westen sich verliert des Meeres Küste.
Entfernt in einem Thal, das Dämmerung schon deckt,
Liegt Nephtali, fast im Olivenhain versteckt.
Aus reichem Blüthenmeer und goldner Aehren Halmen
Ragt Jericho hervor, die große Stadt der Palmen.
Von Phogors Ebenen sieht man, wie dichtbelaubt
Der Mastix bis Segor erhebt sein strupp'ges Haupt.
Und das gelobte Land sieht er in reichem Frieden,
Drin, wie verheißen einst, kein Grab ihm ist beschieden.
Er sieht's, hebt ernst empor die Hand auf Israel,
Steigt weiter dann bergauf durch Dickicht und Geröll.

* * *

Im Moabiterland, das sich im weiten Bogen
Lehnt an des heil'gen Bergs gewalt'gen Rücken, wogen
Die Kinder Israel geschäftig hin und her,
Wie wenn im Sturme wogt ein dichtes Aehrenmeer.
Seitdem der Abendthau den dürren Sand befeuchtet,
Und an dem Ahornbaum in klaren Perlen leuchtet,

Auf Königshäupter sandt' ich Feu'r und Blitz herab,
Verehren wird man spät Gesetze, die ich gab;
Der ältsten Gräber Nacht kann deutlich ich ergründen,
Des Todes Stimme wird in mir ein Echo finden;
Groß bin ich; meinem Fuß dient alles Volk als Knecht,
Mit meiner Hand zerstör' — erschaff' ich ein Geschlecht.
Weh! Wehe! Herr! ich bin so mächtig und verlassen,
Der Erde Schimmer laß mich endlich doch umfassen!

Des Himmels Heimlichkeit ist mir verborgen nicht,
Denn du hast mir verliehn, Herr, deiner Augen Licht.
Ich spreche zu der Nacht — sie öffnet mir ihr Dunkel,
Ich zähl' bei Namen hier jedweden Sterne Gefunkel,
Und wie am Firmament mein Finger auf sie zeigt,
Eilt jeder schnell heran, bis er mich hat erreicht;
Auf dunkler Wolken Stirn' leg' ich die beiden Hände,
Damit in ihrem Schooß der Wetter Keim verende;
Die Städte hüll' ich ein in gelben, wehnden Sand
Und kehr' in Stürmen um der höchsten Berge Wand;
Gewalt'ger, als der Raum sind meine starken Füße,
Es öffnen, wo ich geh', vor mir sich mächt'ge Flüsse,
Es schweiget selbst das Meer vor meines Rufs Gebot.
Ist in Gefahr mein Volk, ist weiser Rath ihm noth,
So heb' ich meinen Blick, und deine Näh' erfüllt mich,
Die Erde zittert dann, der Sonne Licht verhüllt sich,
Die Engel neiden's mir und achten mich sich gleich —
Und dennoch bin ich, Herr, an wahrem Glück nicht reich,
Du ließest allein mich so mächtig und verlassen,
Der Erde Schimmer laß mich endlich doch umfassen!

Als deines Geistes Hauch den Hirten angeweht,
Da sprach der Menschen Volk: wer ist's, der ihn versteht?
Sie senkten ihren Blick vor meinen Flammenblicken,
Sie mochten mehr wohl drin als meinen Geist erblicken.
Ich sah, wie Lieb' erlosch, wie Freundschaft war vorbei,
Die Jungfrau barg ihr Haupt und war voll Todesscheu.
Da hüllte ich mich dicht in eine schwarze Wolke,
Und ging in meinem Ruhm allein vor allem Volke,
Und sagte zu mir selbst: was willst du jetzt denn mehr?
An einer Brust zu ruhn ist doch dein Haupt zu schwer,
Die Hand, die du berührst, sie zieht zurück sich bloße,
Denn deine Stimm' ist Sturm und Blitz ist deine Rede.
So, statt zu lieben mich, erschrecken sie vor mir,
Und öffne ich den Arm, so knien sie, wie vor dir.
— Ich hab', o Herr, gelebt, so mächtig und verlassen,
Der Erde Schimmer laß mich endlich doch umfassen!

* * *

Das Volk, es harrt indeß, und mit geheimem Graun
Wagt, betend, es den Berg des Herrn nicht anzuschaun;
Denn, wenn's das Aug' erhob, sah man die Wolken ziehen,
Und toben hin und her voll Stürmen und Gewittern;
Es machte jedes Aug' der Blitze Zucken blind,
Es senkte jede Stirn zur Erde hin geschwind.

Bald ohne Moses sah des Berges Haupt man wieder.
Er ward beweint, zu dem verheißnen Lande nieder
Ging Josua entsetzt, erbleicht und halb entseelt,
Denn er war's, welchen der Allmächt'ge auserwählt. *)

F. W. Dralle.

Volupté.

Von Sainte-Beuve.

(Fortsetzung von Nro. 127, Jahrgang 1839.)

Amaury erzählt nun weiter, wie er in Augenblicken, wo er die Liebe zur Frau von Couaën mächtiger in sich aufkeimen fühlte, manchmal wirklich geflohen sey; wie der Gedanke an eine Heirath wieder in ihm rege geworden, aber er hiebei nicht an das Fräulein von Liniers gedacht habe, an die ihn doch stillschweigende Verpflichtungen beinahe gebunden, sondern an jegend eines der Mädchen, die er sonst gesehen, so daß sein Vorsatz eigentlich eine reine Phantasie geblieben. Dann sey er, sich nunmehr sicher und gegen alle Gefahren gewaffnet glaubend, wieder nach Couaën geeilt, um die heimlich Geliebte um ihr einsichtsvolles Urtheil zu bitten. „Sie gab sich gutwillig zur Besprechung dieser widersprechenden Plane, dieser tollen Entwürfe her, die ich hauptsächlich nur verfolgte, um mich ihrer Liebe desto näher und blinder anzuschmiegen, um mich mit ihr in tausend vertrauliche Details zu vertiefen und einzuweihen, deren Ziel und Gegenstand immer sie selbst war. Wenn wir zur Genüge von den ländlichen Schönheiten gesprochen, zwischen welchen meine Wahl schwankte, machte sie sich lachend daran, mir Gelegenheit zu verschaffen, ihnen zu begegnen. Diese schmeichelnden Freundschaften sind ihrer selbst so gewiß, daß sie nie eifersüchtig werden." Indeß habe er seine Liebe hauptsächlich empfunden, wo sie in Gegensatz geteeten mit andern Empfindungen, welche sie hätten durchkreuzen können, namentlich wie er einer lebhaften Frau von etwa sechsunddreißig Jahren, die sich sehr um ihn bemühte, fest widerstanden. In der Ungeduld, die ihn manchmal ergriff, faßte er den Plan, auf einer nahe liegenden kleinen Insel ganz als Einsiedler dem Gedanken seiner Liebe zu leben, und ihren lebendigen Gegenstand nur etwa einmal in der Woche zu sehen. Der Plan ward ausgeführt; aber die tödtlichste Langeweile zwang ihn nach zwei Tagen zur Rückkehr. Dann dachte er an eine Flucht nach Kildare, in Irland, zur Mutter der Frau von Couaën und schmeichelte sich mit der Vorstellung, als ihr Bote dahin zu reisen und an dem Aufenthaltsort ihrer Jugend zu verweilen, und nur der Gedanke an die Gefahr, worin er die Frau von Couaën, zurückließe, hielt ihn noch. Doch war er entschlossen, als unerwartete Ereignisse eintraten. Während einer Abwesenheit des Herrn v. Couaën landete ein Fahrzeug mit Depeschen an ihn, von England. Amaury verabredete mit den Matrosen, daß sie ihn mitnehmen sollten, und setzte in einem Brief, den er zurücklassen wollte, die beiden Gatten von seinem Plan in Kenntniß. Gegen Mitternacht begab er sich auf einen der Felsen am Meere,

*) Vergl. „Moses" von F. Freiligrath.

der Schiffsleute harrend, und versank in tiefe schwermüthige Gedanken. „Die Welle, der Schatten, meine Seele — Alles um mich her, wie in mir, gewann doppelte Tiefe und Unendlichkeit. Es war eine kalte und dunkle Nacht, ohne Wolken, die Sterne leuchteten schwach, die hüpfenden Wogen glichen einer schwarzen Heerde, und am Himmel drang wie ein magisches Zeichen der kleinste und blässeste Neumond hervor. In dieser Stunde eines feierlichen und beinahe zärtlichen Lebewohls enthüllte sich der Genius dieses Orts meinem Blick imposanter als je, und ohne an Strenge und Großartigkeit zu verlieren, personificirte er sich unvermerkt in der Gottheit meines Herzens. Entfernte Zeiten, die wunderbaren Priesterinnen, das beständige, heilige Band zwischen Armorika und Irland, jene heiligen Männer, die, wie man sagt, auf dem glatten Spiegel der Fluthen hin und her wanderten und sich kaum die Sandalen netzten — das Alles empfand ich wie etwas Gegenwärtiges, Vertrautes, wie etwas zu meiner Liebe Gehöriges. Unzählige neblige Kreise auf dem sichtbaren Ocean und auf dem Ocean der Jahrhunderte schwebten zitternd um einen einzigen Punkt meiner Gedanken und umschlossen mich mit einem mächtigen Zauber. Plötzlich schien es mir da, als ob aus den Lüften und Wassern eine Stimme sich erhöbe, die meinen Namen rief. Die Stimme kam näher und wurde mitunter ganz vernehmlich; dann folgte wieder tiefe Stille. Aber zuletzt ließ sich wieder ein Schrei hören, der mit Jammer meinen Namen nannte; es war ein wirklicher, menschlicher, herzzerreißender Ton. Ich stand entsetzt auf, und was sah ich?“ Es war die Frau von Couaën, die von einer traurigen Ahnung ergriffen, das versiegelte Packet an ihren Gatten geöffnet, darin die Nachricht von dem Tode ihrer Mutter gefunden hatte, und jetzt in ihrem Jammer instinctmäßig den Freund aufsuchte, um bei ihm Trost zu finden. „Ich suchte sie zu beruhigen: ihre Brust hob sich; ich entlockte ihr Antworten und Thränen. Nachdem ich sie genöthigt, sich eine Weile zu setzen, kehrten wir langsam zurück, wie wir so oft miteinander zurückgewandelt waren. Um ihren Schmerz eher zu ersättigen, um ihr zu zeigen, wie in dem Augenblick der traurigen Nachricht meine Gedanken ebenso wie die ihrigen ganz mit jenem Gegenstand beschäftigt gewesen, erzählte ich ihr den durch ihr Kommen vereitelten Vorsatz: sie las den Brief, den ich geschrieben; ihre Aufregung war groß, wir vermischten unsere Seelen. „Oh! versprechen Sie mir, daß Sie nie von uns gehen wollen!“ sagte sie; „Herr von Couaën liebt Sie so sehr. Sie sind uns unentbehrlich. Meine Mutter ist nicht mehr; ich bedarf Ihrer, um mit Ihnen von ihr zu sprechen und von den Dingen, die nur Sie anzuhören und zu verstehen vermögen.“ Am andern Tage, nach einer unerschöpflichen Unterhaltung über den geliebten Gegenstand, rief sie plötzlich, ohne einen sichtbaren Zusammenhang, indem sie mich mit jenem ihr so ganz eigenthümlichen langen Blick ansah: „Sagen Sie, Sie bleiben immer bei uns, Sie vermählen sich nie!“ Ich konnte nur mit heftigem Schluchzen antworten, und mit Thränen, womit ich ihre Hände, die ich küßte, überströmte.“

Einen Abschnitt, in welchem der Charakter und die Denkweise des Herrn von Couaën dargestellt werden in einem langen

gier, welche sich neuer Plätze und Ansichten erfreut, erspäht neue, frische Asyle, um in Gedanken ihr ein Schattenplätzchen zu bereiten. Beneidet, ersehnt, erträumt immer zu zwanzigjährige Herzen! erweitert euch! dehnt eure Horizonte aus! laßt eure Blicke in die Ferne schweifen! das Ende der Sehnsucht, Ziel und Palme der Bestrebung ist immer die Liebe. Hätte ich damals die Liede in ihrer Wahrheit und Gewißheit besessen; hätte mich das allzu reine Wesen, dem ich ein Feuer ohne Nahrung und ohne sichtbare Flamme widmete, nicht immer im Innersten zweifeln lassen an dem beseligenden Wort: Ich liebe dich! hätten doch in den Tuilerien ein paar verhängnißvolle Worte sich zu entzünden und hervorzubrechen gewagt! hätte ich doch, strafbar und glühend wie ich damals war, an mein Uebel fest geglaubt: wie hätte es alles Andre verdunkelt! der Mensch, der liebt und dessen gewiß ist, gleicht, wenn er durch eine berauschte und prächtige Menge dahinwandelt, dem geizigen Juden, der einen unschätzbaren Diamant auf seiner Brust eingenäht trägt, womit er hundertfach das Fest kaufen könnte, das er als ärmlich verschmäht, wie die, die es bewundern und die es geben, während er mittelst eines Blicks auf den magischen Krystall beliebig darin größere Eroberungen als die eines Cyrus, größere Pracht als die eines Salomo entdecken kann."

„Die Bewegungen, die meine Liebe erfuhr, und die verschiedenartigen Erschütterungen, verstärkten sie und gaben ihr mehr Körperhaftigkeit und Realität. Die Ortsveränderung zumal schlägt, wenn man anfängt zu lieben, zum Vortheil der Liebe aus. Die Aufregung der Sinne, die Erhitzung der Phantasie, wovor die Haine von Couaën mich nur schlecht bewahrt hatten, und welche durch die jetzigen täglichen Schauspiele, tödtlich für Gewissensbedenklichkeiten, in mir verdoppelt wurden, waren eine weitere, minder delicate Ursache leidenschaftlichen Ungestüms, die hauptsächlichste und ach! die blindeste. — Ich begleitete zuweilen Abends den Marquis an den Ort seiner politischen Zusammenkünfte, verließ ihn in der Nähe von Clichy und kehrte allein zurück. Von der Kirche de la Madelaine an durchschnitt ich, wie schwimmend, das unreine Meer. Ich stürzte mich zuerst in die tiefste Mitte, indem ich in meiner fesselloseu Neugier die wenigen freien Augenblicke zu vervielfachen bestissen war. Die Nacht ist dunkel, die Menschenmasse unbekannt; die trügerischen Lichter des Abends blenden ohne zu erhellen; kein Auge, das ich fürchten müßte, sieht mich, so sagte ich bei mir selbst und stürzte mich mit scheuer Wuth hinein. Ich verirrte mich und fand mich immer wieder. Die engsten Gäßchen, die gedrängtesten Plätze zogen mich am meisten an; ich entdeckte sie mit Sicherheit; ein verhängnißvoller Instinct leitete mich. Es waren seltsame, unerklärliche Kreise, ein sich drehendes Labyrinth. Ich kam mehrmals, keuchend, an denselben Straßenecken vorbei. Tausend honigsüße und widrige Einladungen kamen mir entgegen; tausend tödtliche Bilder berührten mich; ich trug sie in meinem zuckenden Körper mit mir fort, rennend wie ein gehetzter Hirsch, die Stirne in Schweiß gebadet, die Füße erlahmt, die Lippen lechzend. Kaum behielt ich Klarheit der Ideen und Kraft genug, mich der verpesteten Anziehung zu erwehren, um den verstrickenden Kreis zu durchbrechen. Als ich endlich, dem Schiffbruch entronnen, das Ufer erreicht hatte, und in dem Kloster ankam, wo die guten Schwestern und Frau von Couaën noch nicht zu Nacht gegessen, da fand sich's, daß mein erschöpfender Lauf durch jene Welt der Verderbniß nicht länger als eine Stunde gedauert hatte. Bei meinem Eintritt bot sich mir der friedlichste Anblick dar; aber keine wohlthätige Furcht ward in mir gewirkt, die heiligen Quellen öffneten sich nicht mehr. Es blieb in meinem Innern eine sträfliche Dürre zurück, eine ungestillte Erinnerung, die ich den ganzen Abend, selbst unter jenem keuschen und milden Blick nährte. Der Widerschein dieser sittsamen Lampe, welche nur ein von gewissenhaften Bedenken verhülltes Herz hätte beleuchten sollen, fiel ohne es zu wissen auf entweihte Regionen."

Er erzählt wie er mit der Familie des Marquis Paris wieder verlassen, zwar noch nicht besiegt von den Verlockungen, die sich an ihn drängten, doch ohne sich derselben kräftig zu erwehren. Sie kehrten nach Couaën zurück, aber bald wurde der Marquis wegen politischen Verdachts verhaftet, nach Paris gebracht, und Amaury folgte ihm bald mit der Marquisin dahin. Sie besuchten ihn täglich in seinem Gefängniß, und auch sonst war Amaury häufig in der Gesellschaft der verehrten Frau. Vor der Abreise von Couaën jedoch hatte er eine ziemlich peinliche Abschiedsscene mit Amelie, die er, bald mit Bewußtseyn, in falsche Hoffnungen wiegte.

„In Paris hatte ich eine Wohnung in der Nähe des Klosters genommen; ich ging regelmäßig dorthin gegen Mittag, das heißt gegen Ende der Morgenmahlzeit, die man daselbst hielt. Bei jeder Witterung begaben wir uns, meist zu Fuß, in das Gefängniß. Um drei Uhr waren wir zurück, und nach einem kleinen weitern Gespräch verließ ich sie gewöhnlich, um dann erst um sieben Uhr, gegen Ende des Abenddrods, wieder mich einzufinden. Frau von Cursy und einige der Schwestern leisteten uns während der ersten Hälfte des Abends Gesellschaft. Aber wenn sie sich zurückgezogen hatten und die Kinder schliefen, blieben wir sehr spät, bis weit in die Nacht hinein beisammen an der erloschenen Asche, unter tausenderlei Besprechungen, Erinnerungen und unendlichen Vermuthungen über das Loos, die seltsamen Begegnungen und Lagen, die Beweglichkeit des Drama's des Menschenlebens. Endlich mußte man doch ein Ende machen, und mit einem leichten, freundschaftlichen Gutenacht! brach ich das nicht erschöpfte Gespräch ab, wie man ein halb offnes Buch vor dem Schluß eines Blattes weglegt. Während meines kurzen Wegs von dem Kloster nach meiner Wohnung schlug es manchmal auf den Uhren der benachbarten Kirchen ein Uhr, ein noch feierlicherer und nächtlicherer Stundenschlag als selbst der um Mitternacht! Wie viele zusammengedrängte Empfindungen, welche Herzensfülle in mir während des Ganges von wenigen Minuten, oft bei Regen oder Eis! Ich war nicht hochmüthig prahlerisch, denn kein Auge eines Lebendigen sah mich; ich war vielmehr ruhig; zufrieden, daß ich sie allein ließ, vielleicht mit dem Gedanken an mich beschäftigt; innerlich ganz erfüllt von ihrem Wort, das mir in einem köstlichen Nachgeschmack immer wiederkehrte; im Gleichgewicht mit

mir selbst, und nicht begreifend, daß dieß Glück sich sollte ändern können, nichts darüber ersehnend. O! diese Augenblicke waren wohl die schönsten meines damaligen Lebens und die besten! Am Ende zählen die Herzen selbst der glücklichen Liebenden keine längeren, und diese Erinnerung macht mich wenigstens nicht allzusehr erröthen. Aber das begründete keinen bleibenden Zustand; diese zwei oder drei überströmenden Minuten, welche meinen Tag beschlossen, machten sich nicht bemerklich genug, um mein Leben im Ganzen zu bestimmen; mein trocknes Herz hatte diesen Thau bald wieder eingesogen. Und, wie stand es denn mit meinen Empfindungen? in welchem neuen Wechsel waren sie begriffen? unter welchem Widerschein meiner anwachsenden Wolke standen sie? dieß zu verfolgen wird mir immer schwerer."

Er erzählt weiter, wie die Freundin bald durch ihr Vertrauen und ihre Freundlichkeit ihn erfreut, bald aber auch durch anscheinende Zerstreutheit und Insichversunkenheit ihn verletzt; wie er sich dann selbst gesagt, daß er in ihrem Herzen nicht die erste, nicht die zweite, sondern nur eine untergeordnete Stelle einnehme, und wie ihn dieß verstimmt und gedemüthigt habe. Dann aber richtete ihn ein Besuch von ihr mit ihren Kindern in seinem Zimmer wieder auf — der Ort war ihm von nun an wie geheiligt; er schreibt darüber: „Kindisches Wesen! kleinliche Götzendienerei! Seufzer! störende Bilder, die mir wider Willen immer wieder kehren, die sich beim Schreiben um meine Feder drängen, wie nach dem Dichter das Heer der Schatten um den Nachen! Allzu leichte, allzu duftige Blumen, die unversehens auf mein unkluges Haupt herunter regnen auf jenen Pfaden früherer Zeiten, wo ich unter den Cypressen nur Warnungen im Staube und einige Gräber zu finden dachte! Erinnerungen, die beinahe meinem Zweck widerstreiten, mein Freund! Wo bin ich daran mit mir selbst? soll ich sie austilgen? soll ich trotz ihnen weiter schreiben und vollenden, und sollst du einst dieß lesen? . . . . Aber was, von ferne gesehen, in seiner Ganzheit, sich wie ein Rosengewölk darstellt, war damals, wie ich mitten darin lebte, so dünn gesäet und leer, daß ich Muße hatte, den wenigst schmeichelhaften Aussichten in die Zukunft nachzuhängen. Es war vorauszusehen, daß der Marquis des Kerkers ledig, sogleich Paris verlassen, und sich in Couaën oder sonst wo für immer begraben würde; seine Gattin, seine Kinder, eine Zeitlang allein und ohne Führer, kehrten dann für immer zu ihm zurück; sollte ich selbst dann auch bleiben? sollte ich mich ihm anschließen, ein beschämter und feigherziger Rival? In solchen Viertelstunden, wo mir diese Gedanken kamen, sprach ich das Gelübde aus, diesen erstickenden Banden zu entfliehen, mich auf eigne Faust in der Welt zu versuchen und unter dem weiten Himmel mir meine Jugend zu Nutze zu machen. Die ganze neue Thätigkeit, die sich in mir entwickelt, stachelte mich zu dieser halb hochmüthigen halb sinnlichen Emancipation. Oft in den Augenblicken ihrer größten Güte, wenn ich ihre Hände mit Thränen benetzt und mich glücklich gepriesen hatte, stand ich plötzlich auf — trocken, verstimmt; ich wünschte mir etwas Anderes, nicht etwas Andres von ihr, sondern etwas Anderes als sie . . . meine Freiheit zuerst . . . und ich weiß

gibt, bald bereut nachgegeben zu haben und Geist und Körper nicht mehr an gleichen Zügeln lenkt. Ich trat damals in die ganze Fülle der ersten ein. Mein doppeltes Leben gestaltete sich von jetzt an; auf der einen Seite ein niederes, versunkenes, der Materie verfallenes Leben, auf der andern ein kräftigeres Leben des Kopfes und des Herzens. Am Morgen suchte gewöhnlich der Geist die Intelligenz in mir durch lebhaftes, begieriges Studium Ersatz für die Erniedrigung des vorigen Tages. Selbst an den Abenden, wenn ich zurückkehrte, folgte das feinere Leben des Herzens, an der Seite meiner Freundin, unmittelbar auf die wüste Verstörung der vorangegangenen Stunde. Manchmal, wenn ich eben von der Sünde Abschied genommen, klärte sich, während ich die Sterne und den klaren Mond betrachtete, auch mein Denken auf; befangen von einem schmeichelischen, schwachenden Zauber sah ich, empfand ich besser die Natur, den Abendhimmel, das vorüberziehende Leben; ich ließ mich, wie die Heiden des Alterthums, auf der Oberfläche des Abgrunds im leichten Schaume wiegen, und ich brachte zu den Füßen derjenigen, deren Sinnen und Träumen immer heilig blieb, eine Schwermuth mit, deren Quelle nur strafbar war."

„Dieß Herz, dieß so unbeständige und widerspruchsvolle Menschenherz, von dem man sagen muß, was der Dichter vom Centauren sagt: daß die zwei Naturen sich darin verbinden, dieß beklagenswerthe Herz schüttelte in einem Augenblick die Schmach ab, wechselte seine Rolle und kehrte mit Einem Schlag von der gewaltsamen Aufregung zur platonischen Begeisterung zurück. Ich tödtete wie willkürlich meine Reue, und so fein und spitzfindig war ich in der Liebe! Verderbliche Leichtfertigkeit und Gewandtheit! tödtlich für alle Treu' und Glauben in uns, und für die wahre Liebe! Die menschliche Seele, unterworfen dieser unseligen Angewöhnung, wird bald, statt ein sich gleichbleibender, lebendiger Fokus zu seyn, so zu sagen eine sinnreich angelegte Maschine, welche in weniger als einem Augenblick, je nach der Verschiedenheit der Umstände, mit entgegengesetzter Elektricität sich lad:t. Das Centrum existirt, weil es von einem Pol zum andern eilt, nirgends; der Wille hat keinen Stützpunkt mehr. Unsre moralische Persönlichkeit bleibt nur noch ein aufgelöstes Compositum von Strömungen und Flüssigkeiten, ein beweglicher kreisender Haufen, eine Scene zu tausend Spielen tauglich — eine Art Natur, nicht eigentlich heuchlerisch, aber immer nur halb aufrichtig und halb hohl."

„Nachdem die erste Betäubung vorüber war, gewann ich sehr an Wissen, gewann ich eine feine Erkenntniß des Guten und Bösen auf dem doppelten Weg, den ich wandelte, bald in dem Gewühl der Straßen, bald in den Gewölken des Aethers. Eine geheimnißvolle, theuer genug bezahlte Analyse belehrte mich jeden Tag über irgend eine neue Eigenthümlichkeit unsrer doppelten Natur, über den Mißbrauch, den ich mit der einen wie mit der andern trieb, über das Geheimniß ihrer Einheit selbst. Unfruchtbare und für sich allein ohnmächtige Erkenntniß, die schon Mittel und Theil der Strafe war!! Ich begreife besser was der Mensch ist, was ich bin, was ich zurück lasse, im Verhältniß als ich vorschreite auf den Pfaden, die zum Tode führen!

(Fortsetzung folgt.)

Eugen Onegin.

Ein Roman in Versen von Alexander Puschkin.

(Fortsetzung.)

24.

Bernstein am türkschen Pfeifenstiele,
Bronz', Porcellane, überall
Der Troß verzäckelter Gefühle,
Parfüms im blinkenden Krystall,
Und Kamm und Feile, blank von Stahl,
Und Scheeren, grad und krumm zumal,
Und dreißig Arten Bürsten schlee,
Für Nägel dort, für Zähne hier.
Rousseau (ich hab's bloß sagen wollen),
War hoch erzürnt, weil einst sich Grimm *)
Die Nägel reinigte vor ihm,
Vor ihm, dem so beredten Tollen;
Der Freiheit Sprecher und der Rechte,
Hat Unrecht doch, wenn man's bedächte.

25.

Wohl mancher dient der Welt mit Nutzen,
Wohl mancher ist ein Ehrenmann,
Und mag sich gern — die Nägel putzen,
Gewohnheit bleibt nun mal Tyrann. —
Ein zweiter X war mein Eugen,
Aus Furcht vor eifersücht'gem Schmähn
War in der Kleidung er Pedant,
So was man Stutzer hat genannt.
Er mußte wenigstens drei Stunden
In seinem Spiegel sich beschau'n
Und trat heraus, so glänzend, traun,
So schön wie Venus man gefunden,
Wenn sie, in Männerkleidern g'rade,
Zu Leichtsinn fährt zur Maskerade.

26.

Nun eure Neugier ich mit Bildern
Der neuesten Toilett' ergötzt,
So könnt' ich seinen Anzug schildern
Der tiefgelehrten Welt anjetzt.
Ich wage viel und läugn' es nicht!
Beschreiben aber ist mir Pflicht:
Es hat sie Frack, Gilet jedoch
Der Russe keine Wörter noch.

*) Grimm ist seinem Jahrhundert zuvorgekommen; jetzt reinigt man überall die Nägel mit einer besondern Bürste.

Ob zwar ihr eure Stirne faltet,
Daß, ach mein sonst schon armer Styl
Durch fremder Wörter bunt Gewühl
Nur fleckiger sich stets gestaltet.
Und doch hab ich in frühern Tagen
Das Lexikon wohl aufgeschlagen.

27.

Das Alles läßt sich später sagen!
Wir eilen lieber zu dem Fest,
Wohin Eugen, im Fuhrmannswagen,
Hals über Kopf sich jagen läßt.
Vor dunklen Häusern, Thor und Gang,
Die schläfrigmüde Straß' entlang
Da stehen der Carrossen Reihn
Mit doppelter Laternen Schein,
Die farbig sich gespiegelt hatten
Im Schnee, und feenartig fast
Strahlt unter Lampen der Palast;
An Spiegelfenstern gleiten Schatten,
Und aus dem modischen Gewühle
Da tauchen Köpfe und Profile.

28.

Jetzt ist Onegin vorgefahren
Und fliegt wie eines Pfeiles Lauf
Die Marmortreppen rasch hinauf —
Wühlt mit der Hand noch in den Haaren —
Tritt ein; — Der Saal voll Menschen schon
Und müde klingt der Tänze Ton.
Man tanzte grade die Mazur
Und hörte Lärm und Drängen nur.
Es klirr'n der Leibgardisten Sporen,
Der Holden Fuß durchschwebt den Saal,
Verfolgt vom feur'gen Augesstrahl
Der in den Fesseln sich verloren,
Und die Malicen neid'scher Schönen
Verhallen in der Geige Tönen.

29.

In frührer Zeit — hört mein Bekenntniß! —
War durch die Bälle ich verrückt!
Kein Ort ist sichrer zum Geständniß,
Zu Briefen keiner so geschickt!
Du ehrenwerther Ehemann,
Ich biet' dir meine Dienste an,
Vernimm, was meine Stimme spricht,
Und spotte meiner Warnung nicht!
Ihr Mütter, wollt ihr Töchter hüten,
So hört auch ihr auf meinen Rath:
O haltet die Lorgnette grad!
Nicht daß — mich wolle Gott behüten,
Ich mag's nur deßhalb euch verkünden,
Weil ich schon lange frei von Sünden!

Nein, nie in wilder Jugend Tagen,
Selbst in den beauseudsten Gelagen
Fühlt nimmer ich ein gleich Verlangen,
Zu küssen der Armiden Schwaem,
Den festen, schwellend vollen Arm
Und junge Rosen glühnder Wangen,
Nie fühlt' ich solche Flammengluthen
Verzehrend durch die Seele fluthen!

34.

Ich seh's in der Erinn'rung Spiegel
Welch selig Glück ich einst gekannt!
Ich halte träumend ihr den Bügel —
Ich fühl' das Füßchen in der Hand: —
Und Phantasie wogt fesselos.
Ach einzig sein Berühren bloß
Entflammt das Blut in welker Brust,
Und Liebesgram und Liebeslust.
Doch laß sie schweigen, deine Leyer,
Die jene Stolzen rühmend singt,
Sie sind's nicht werth, daß sie verklingt,
Und der Begeistrung Liederfeier;
Der Zauberinnen Wort und Blicke
Wie ihre Füßchen, sind voll Tücke.

35.

Indessen hat Eugen vom Balle
Halb schlummernd sich ins Bett gestreckt.
Als längst schon von dem Trommetschalle
Das rege Petersburg geweckt.
Es schreit und rennt die Höckerin,
Der Fuhrmann fährt zur Börse hin,
Das Milchweib eilt mit ihrem Krug
Hin über'n Schnee, der's knarrend trug:
Des Morgens froh Geräusch beginnt,
Geöffnet wird die Fensterlade,
Der blaue Rauch steigt säulengrade,
Der Bäcker, Deutschland's fleißig Kind,
Schaut in der weißen Baumwollkappe
Schon oftmals durch die Fensterklappe.

36.

Doch von dem Ballgeräusch ermattet
Verwandelt Tag zur Mitternacht
Und schläft, von Dämm'rung mild umschattet,
Das Kind der Freude und der Pracht.
Als er nach Mittag sich erhebt,
Hat er bis Morgen abgelebt.

Denn einerlei und wechselreich
Ist Morgen seinem Gestern gleich.
Doch war Onegin auch zufrieden,
Er, in der Jugend Blüthenkranz,
Er, mitten in des Sieges Glanz,
Dem täglich neue Lust beschieden?
War er bei Bällen unvorsichtig?
War er gesund? was gleichfalls wichtig.

37.

Nein, es erstarb in frühen Jahren
Sein Herz, erschöpft vom Weltgewühl;
Die holden Frau'n — nicht lange waren
Sie des gewohnten Dankes Ziel.
Verrath verdroß ihn nachgerade,
Ihm dünkten Freund- und Feindschaft fade,
Und weil er's endlich auch verschmähte
Beef-steaks und Straßburger Pastete
Stets im Champagnerwein zu näßen,
Und ihm das Witzeln nicht behagt,
Zumal, wenn ihn das Kopfweh plagt,
So — wenn auch flüchtig und vermessen,
Versiegt auch diese Freudenquelle,
Das heißt: des Biel's und der Duelle.

38.

Ein böses Uebel, dessen Gründen
Uns längst schon Pflicht war, nachzugehn,
Lernt' ihn allmälich überwinden,
Ein Uebel, ähnlich England's Spleen:
Er lag an Rußland's „Chandre" krank,
Sich zu erschießen, Gott sey Dank,
Danach verlangt ihm nicht so bald,
Doch wurd' er für das Leben kalt;
Gleichwie Childe-Harold grimmig schmachtend,
So ging Eugen durch's Weltgewühl,
Nicht das Geschwätz und Bostenspiel
Und Blick und Seufzer nicht beachtend,
Und wenn er noch so unanständig; —
Er schien mehr todt doch als lebendig.

39. 40. 41.

. . . . . .
. . . . . .*)

*) Russische Censurstriche, wie man sagt, in Puschkin's Gedichten von Kaiser Nikolaus eigenhändig besorgt.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 147 u.

Blätt

zur Kunde der

des

Ausla

17 December 18

Eine Vertheidigung der modernen Poesie.

Von dem Korngesetzdichter Ebenezer Elliott.

Vor längerer Zeit schon übersetzten wir einen Theil einer Vorlesung über das eigentliche Wesen und die Wirkungsweise der Poesie von dem bekannten Corn-law-rhymer, E. Elliott, die er vor einem Kreise junger Handwerker in Hull hielt, und worin sich eine kräftige Originalität des Geistes und Unabhängigkeit von Autoritäten ansprechend kund gab. Es dürfte nicht unwillkommen seyn, wenn wir hier Einiges aus einem ähnlichen Vortrage desselben Mannes mittheilen, woraus ersichtlich ist, in welch engen Zusammenhang er, dem allgemeinen Geist der Combination folgend, der ein Hauptcharakter unsrer Zeit ist, Poesie und Leben, Fiction und Wirklichkeit, die Bedürfnisse der geistigen und die der physischen Natur zu setzen weiß. Auch wer seinen Ansichten entfernt nicht beistimmt, wird nicht ohne Interesse die Herzensergießungen des poetischen Radicalen lesen.

„Ich kann nichts lehren, denn ich weiß selbst nichts," war meine Antwort an den Ausschuß des Huller Arbeitervereins, als ich von ihm um eine Vorlesung angegangen wurde. „Was!" versetzten sie, „könnt Ihr uns nicht eine Vorlesung über die modernen Dichter halten?" — „Ja," antwortete ich, „das kann Jeder." Aber als ich mir meinen Gegenstand ernstlich ansah, fand ich, daß er Kenntnisse erfordert, die ich nicht besitze; denn nicht nur ist die Poesie einer Nation das Seelenmaaß dieser Nation, sondern sie ist auch aufs engste verflochten mit der wichtigsten Gattung von Geschichte, der des Fortschritts des menschlichen Geistes; eine Geschichte, die ich hätte studiren sollen, aber die ich nicht Zeit gehabt habe zu lesen. Nie hatte ich ein so schmerzliches Gefühl meiner Schwächen, und davon, was der Mangel einer bildenden Erziehung ist, „wenn die Zeit gesprochen hat, und der Mandelbaum Blüthen getrieben, und die große Zahl der Jahre nicht Weisheit gelehrt hat!"

Es gibt Gegenstände, über die ich etwas sagen könnte, das der Mühe werth wäre anzuhören, wenn eure Gesetze es gestat-

teten.
seyn
stehe,
hoffe
in uns
in Fol
A
setzen,
oder z
Crabbe,
unsre
Dichter
Belehr
eines
uns S
Aristokr
gäbe, so
nen Lan
die Nac
und En
welche
welche
die verw
Flecken,
diesem
mälde,
Wie wir
Reichthu
die etwa
im Ohr
fehlbar
sind ei
keinen L
in der G
setzgeber,
Wohlfahr

und Bodens (Gottes heilige Gabe an Alle!), sondern auf dessen Vertheilung unter die große Masse des Volks! Wenn ihr euch daher durch Crabbe's Text wollt belehren lassen, so leset die Bibel als Commentar dazu!

Und sollte es nicht interessant seyn, jenen großen schottischen Kritiker, der an der modernen Poesie kein Verdienst anerkennen will, zu fragen, ob das gesammte Alterthum ein halb so schönes beschreibendes Gedicht aufzuweisen habe, wie Wilsons Unimore? Ihr habt vielleicht nie davon gehört; denn der Professor ist als Poet zu poetisch um populär zu seyn; und wunderbar ist es in der That, daß ein Schriftsteller, als Satyriker unerreicht, und seinem Körper nach einer der stärksten Männer, uns in diesem und in andern Gedichten das Fleisch, das Blut und die Farbe der Poesie geben mußte, ohne die Knochen und Sehnen. Doch ist dieß nicht durchaus und immer sein Verfahren; dieß bezeugt der Charakter seiner Magdalena und ihre Begegnung mit Frankfort in der „Peststadt," und andre Stellen in jenem erhabnen Drama, welches von einem zweiten Händel in Musik gesetzt werden und um Mitternacht unter dem gestirnten Himmel gesungen werden sollte, wenn Gott die Wolken zu seinen Harfensaiten macht.

Und sollte ich nicht eine traurige und schöne Geschichte euch zu erzählen haben von Keats, der, wäre er am Leben geblieben, wohl der größte Dichter der Zeit geworden wäre? Gott, vergib denen, die ihn in sein zu frühes Grab stürzten. Als er die Kritik las, die ihn tödtete, sagte er: „Ich fühle schon die Maßlieden über mir wachsen;" und nach einer Pause: „Mein Name wird in Wasser geschrieben seyn!" Er irrte sich; sein Name wird nicht in Wasser geschrieben seyn! Er hat in seinem Hyperion ein seltsames und trauriges Denkmal hinterlassen — ein unsterbliches Fragment — unvollendet und eine Ruine!

Ich glaube wir können auch philosophische Lust und Belehrung schöpfen daraus, daß wir den Geist eines Scott, Wordsworth, Byron ihren Werken gegenüber stellen. Wie kommt es, daß Geister, dem Anschein nach Antipoden von einander, sich in ihren Resultaten einander nähern? Genauere Prüfung wird uns zeigen, daß die Ichsucht oder Selbstbespieglung Byrons oder Wordsworth's nicht selbstsüchtiger ist, als die Universalität eines Shakspeare oder Scott; es ist eine andre Gestalt derselben Kraft. Und ich denke unfehlbar seiner Zeit zu beweisen, daß diejenigen irren, welche die erzählenden Gedichte Scotts unter seine Novellen stellen. Vielleicht sind die Verse schlechter als die Prosa; und gewiß ist, daß Scott seine Poesie herabwürdigte, indem er Zeug nachahmte, das er hätte verachten sollen; aber, Blatt gegen Blatt, ich glaube bei Scott findet sich mehr von dem ächten Geist der Poesie, als bei Homer. Er mag kein Gedicht geschrieben haben, das, als einzelnes, der Ilias gleich stände; ich behaupte das nicht; aber wenn ihr euch ein Gedicht denken wollt, vorgetragen von der Person des letzten Minstrel, dieses ganz Shakspear'schen Charakters, enthaltend, als wesentliche Theile eines großen Ganzen, die schönsten Stellen aus Scotts gereimten Erzählungen: so werdet ihr mit mir glauben, daß kein alter oder neuer Dichter ein Werk geschaffen, das die Vergleichung mit jenem aushielte, denn die Literatur der ganzen Welt kann nichts Schöneres aufweisen, als die Verhörscene und Schlacht in „Marmion;" die plötzliche Erscheinung und das Verschwinden des Heers von Roderick Dhu und den Tod dieses Häuptlings in der „Jungfrau vom See;" als die Besprechung von Risingham und Wycliffe, den Brand von Rokeby-Hall und Bertrams Tod in „Rokeby."

Und welch einen belehrenden Commentar über unsre schlimmen Institutionen und ihre üdeln Tendenzen kann man aus dem Leben Byrons und Scotts heraus lesen! Byron war wider Willen bemüht, jene Tendenzen zu unterdrücken, Scott dagegen, sie zu ermuntern. Die Wahrheit ist über Byron noch nicht gesagt worden; Heuchelei, Tücke und Trug haben ihn bis jetzt nur in seinem schlimmsten Licht sehen lassen, als ob sie ängstlich bedacht wären, in seinem Grab den stummen Vorwurf ihres Opfers zu degraden. Aber an dem kürzlich erschienenen authentischen Leben Scotts haben wir wirklich einen Schatz! Es zeigt uns in ihrem wahren Lichte die häßlichen Götter, auf deren Altären er sich selbst opferte. Es läßt uns ganz hinter die Bühne schauen. Es zeigt uns, daß unsre großthuenden Armen — ja, und ihre Affen dazu! — sich mit dem Recht geboren glauben, unserm Fleiß Alles aufzuladen, und daß ihre Gesinnungen gegen uns genau die eines Sklaventreibers gegen seine Sklaven sind. Es zeigt uns auch, daß, was Handel und Gewerbe für unsre Unterdrücker gethan, der Ruin des Handels vernichten kann. Auf einem seiner Ausflüge in das Hochland als Knabe traf Scott die Frau und die erwachsenen Töchter eines großen Gutsherrn, wie sie einen Wagen mit Dünger beluden, während der Herr und seine Söhne unter einem Halbduzend Hunden schnarchten. Begebenheiten wie diese sind in Wahrheit voll philosophischer Belehrung und Lust! Wenn nur Ein Leser unter hundert recht nachdenkt über das was er liest, so wird Lockharts Lebensbeschreibung seines Schwiegervaters mehr zur Aufklärung des Volks beitragen, als irgend ein in den letzten zwanzig Jahren erschienenes Buch. Denn lieber wollte Scott sterben, als nicht ein großer Landbesitzer werden. Und warum das? Weil in unserm Land Landbesitz Alles ist, Armee, Flotte, Religion und Recht; Thron, Altar, Gerichtsbank und Galgen.

In meiner ersten Vorlesung suchte ich zu zeigen, daß die Poesie, in ihrem Ausdruck, Gemüthserregung, oder ein Ganzes von Gemüthsbewegungen ist, indem das Herz mit sich selbst Zwiesprache hält; daß die Poesie in der Wirklichkeit und im Leben ernste, selbstständige Redlichkeit und Tüchtigkeit ist; und daß Poesie, als geschrieben, ernste und wahre Composition, in Prosa oder in Versen, ist. Nun schreiben unsre modernen Dichter solche ernste, wahre Composition; und meine Aufgabe ist jetzt, die Ungerechtigkeit der Angriffe zu zeigen, welche auf die moderne Poesie von ihren Widersachern, besonders von den Kritikern Edinburgs gemacht werden.

(Schluß folgt.)

Kaiser Heinrich VI.

Nach dem Englischen.

Beim Dämmerlicht der Sterne
Stieg durch den Buchenhain
Aufwärts zu Trifels Wällen
Ein Rittersmann allein.

Und wo am dicksten Thurme
Ein Fenster auswärts sieht,
Da unten steht der Ritter
Und singt zur Laut' sein Lied:

„O Englands edle Blüthe!
Held Richard Löwenherz!
Schläfst du, des Kerkers müde?
Hält dich noch wach dein Schmerz?"

Und Richard: „Mit den Sternen
Wacht ein Gefangner gern;
Willkommen mir, o Sänger!
Sucht Blondel seinen Herrn?"

„„Mag Blondel deine Ketten
Zu lösen bald sich nahn!
Nicht komm' ich, dich zu retten,
Mein Lied nur biet' ich an.""

„Ich nehm' es an, sprach Richard,
Denn edel scheinst du mir —"
„„Das wolleſt du mir glauben,
Drum kam ich her zu dir.

Und wer ich sey, das sage
Dir ebenfalls mein Sang;
Und hab' ich ihn gesungen,
Lohn Beifall meinen Gang!"" —

Ich grüße mit Gesängen
Die Süße, die, entbehrt,
Mich bald zu solchen Klängen
Erregt, bald tief beschwert.

Wer meine Lieder hörte,
Wer mir sie je nachsang:
Rühm' mein Herz, das bethörte,
Bei ihr, um die ich rang.

Mir dienen alle Reiche
So lang ich bei ihr bin;
Und wenn ich von ihr weiche,
Ist alle Herrschaft hin.

So auf der Freuden Leiter
Steig' ich bald auf, bald ab;
Bald gramvoll und bald heiter,
So wechselt's bis zum Grab.

nie ein himmliſches Symbol iſt, die ſich nicht in dem idealen Ausdruck des Angeſichts, noch im Spiegel der Augen, noch im Liebreiz des Lächelns, noch in dem feinſchattirten Schleier der Augenlieder ausſpricht; das menſchliche Antlitz iſt nichts, beinahe nichts, bei dieſer Art Schönheit; das Auge und die Stimme, die, mit Milde und Sanftmuth ſich vermählend, der Seele ſo nahe ſind, gelten hier nichts; es iſt dieß eine reelle, aber eine niederſchlagende, ganz fleiſchliche Schönheit, welche in gerader Linie abzuſtammen ſcheint von den Töchtern der erſten, entarteten Geſchlechter; eine ſolche, die man nicht nach dem lebendigen Geſpräch, nach dem Antlitz beurtheilt, wie es ſich beim Menſchen gebührt, ſondern vielmehr von ferne, nach dem Nacken und der Gliederbewegung, etwa wie ein Jäger das Wild ſchätzt; oh! ich habe dieſe Schönheit begriffen! Ich habe auch gelernt, wie gar nicht dieſe Schönheit die wahre iſt; daß ſie dem Geiſte gerabezu widerſpricht; daß ſie tödtet, zermalmt, aber nicht an ſich bindet; daß ſie die verlockendſte für die Sinne, am wenigſten Bundesgenoſſen in der Seele findet.. Ich lernte, daß durch das Auge die Wunde eindringt, und die ſtrengen Regeln in dieſer Hinſicht offenbarten ſich mir in ihrer buchſtäblichen Wahrheit: beherrſche dein Auge! bewahre es wie mit einem Scheuleder, wie man den Maulthieren thut! Die Augen ſind die Fenſter der Seele, durch welche die Pfeile aus und einfliegen. Ich lernte, mein Freund, daß die wahreLiebe ganz und gar nicht in den Sinnen zu Hauſe iſt; denn wenn man eine reine Frau wahrhaft liebt, und wenn man dazwiſchen einer unwürdigen begegnet, ſo glaubt man wohl, dieſe letztere zu lieben, ſie drängt die andere in Schatten, verdunkelt ſie; aber wenn man der falſchen Verlockung gefolgt iſt, verſchwindet das, was die Unwürdige einem eingeflößt, ſogleich wieder wie ein Rauch, und nachdem die Sinnengluth erloſchen, zeigt ſich das Bild der erſten wieder ſchöner, herrlicher und glänzender.

„In Augenblicken, wo ich am meiſten einer unbeſiegbaren, blinden Nothwendigkeit zu weichen ſchien, erfuhr ich, daß der Menſch frei, und in welchem Sinne er es wahrhaft iſt; denn die Freiheit des Menſchen, das erfuhr ich damals in meinem Innerſten, beſteht hauptſächlich in dem Vermögen das er beſitzt, ſich mit den Gegenſtänden in Verhältniß zu ſetzen oder nicht, in den Bereich ihres Wirbels zu treten oder nicht, je nachdem er dafür zu ſehr oder zu wenig empfänglich iſt. Du fühlſt dich lau und kalt in Beziehung auf Menſchenliebe: gehe an Orte hin, wo Arme ſind! Du weißt, daß du verwundbar und ſchwach biſt: meide jeden gefährlichen Platz!

„Ich lernte, daß die unerlaubte Luſt bei aufrichtigen und zärtlichen Gemüthern der Uebergang, die Einweihung iſt zu Laſtern und andern gemeineu Leidenſchaften, an die ſie von Anfang nicht entfernt gedacht hätten. Sie hat mich die Völlerei, die Trunkſucht begreifen machen. Ich lernte, daß für den Menſchen jeder Morgen eine Wiederherſtellung, und jeder Tag ein fortwährendes Verderben iſt; aber die Wiederherſtellung wird immer unzureichender, und das Verderben nimmt immer zu. Ich verſtand den tiefen Sinn jenes Wortes, welches warnt: dem Weibe ſein Weſen hinzugeben; und das andre Wort eines Alten, das ich zuerſt ohne ſonderliche Beachtung geleſen, fiel mir lebhaft wieder ein: „Ich habe das wilde Thier in mir getödtet!" Ja, das wilde Thier iſt in uns; es triumphirt während der erſten ſchlimmen Jugend, es nagt einem an den Eingeweiden, wie der Fuchs dem jungen Spartaner, der ihn unter ſeinem Kleide trug. Ich lernte, daß wenn die Wolluſt gewöhnlich die Demüthigung zur Folge hat, ihre zeitweilige Abweſenheit leicht den Stolz erweckt. In Wahrheit, eine umgekehrte Wechſelwirknng, ein eigenthümliches Gleichgewicht der beiden menſchlichen Hauptſünden, der äußerlichen, thätigen, ehrgeizigen, ruhmſüchtigen und lärmenden, und der verborgenen, trägen, verſtohlenen, läſternen und geheimnißvollen Sünde! Haſt du ſchon dieß doppelte Spiel beobachtet, mein Freund? Wenn die Luſt in mir ſich mindert und es mir gelingt ſie abzuweiſen, ſo ſteigt um eben ſo viel der Stolz, die frohe und ſtolze Selbſtzufriedenheit; ſobald aber jene wieder die Oberhand gewinnt, ſo tritt allmählich wieder Niedergeſchlagenheit und Selbſtverachtung ein. Bei jedem Menſchen hat die eine oder die andre Sünde Ausſicht zu herrſchen, jedoch nicht mit völligem Ausſchluß der andern, obwohl es einige ſolche monſtröſe Fälle gibt, wo eine von beiden die Seele ganz erfüllt. Es ſind wie zwei Pole an den äußerſten Gränzen der bewohnbaren Erde; die Mehrheit der Menſchen ſchwankt in der Mitte, und neigt ſich mehr hier- oder dorthin. Die Seele, die auf die Dauer auf dem einen oder andern Extrem ſich anſiedelte, würde von moraliſchem Tode betroffen und gleichſam ſtumpf werden. Der Pol des Stolzes iſt der in unſern Tagen mehr bewohnte; ich habe mehr als Einen Nebukadnezar geſehen. Man hat ſelbſt verſucht, die Wolluſt auf die andere gewaltige Leidenſchaft zurückzuführen und ſie in einem chimäriſchen Ehebund zu vereinigen. Don Juan, das lügenhafte Idol, gehört einem Jahrhundert an, das noch weit mehr Stolz als Sucht zur Luſt hat.

„Wenn es wahr iſt, daß der Stolz ſehr häufig der Antagoniſt der Wolluſt iſt, ſo iſt die Eigenliebe noch viel mehr die Feindin der Liebe. Ich lernte jedoch, daß, wenn man nicht zum mächtigſten Bundesgenoſſen die reine, göttliche Liebe zu nehmen vermag, wenn man nicht genug den Leib als einen Tempel des heiligen Geiſtes, die Glieder als Glieder Chriſti betrachtet, es gut ſeyn dürfte, ſeine menſchliche Liebe nicht zu ſehr von aller menſchlichen Rückſicht und aller Eigenliebe zu reinigen. Denn wenn die Liebe zu der Geliebten zu demüthig, zu zerknirſcht, zu aufopfernd iſt, ſo kann ſie, in Ermanglung der göttlichen Liebe, die darbenden Sinne ganz ſich ſelbſt überlaſſen und dadurch unwiederbringlichen Schaden anrichten.

„Ich lernte endlich (und das, mein Freund, iſt der einzige Punkt in dieſer finſtern und traurigen Wiſſenſchaft, bei der ich ſo lange verweilen muß, der unmittelbar fruchtbar für mich geweſen), ich lernte abwägen und verbeſſern, was der alte Salomo in ſeiner königlichen Ueberſättigung von dem Weibe geſagt, lernte ſchätzen das milde Wort des unbekannten Philoſophen, dieſes neuen, unſichtbaren und ſanfteren Salomo; lernte, ſoll ich es geſtehen? begreifen und ausüben was Chriſtus an der Samariterin übte: nicht fluchen! Salomo, der das Weib

bittrer gefunden als den Tod, ruft aus: es gebe einen Mann unter Tausend, aber es gebe keine Frau unter allen! Der tiefsinnige Philosoph, der in verhülltem Dunkel lebte, schrieb auch in einem Augenblick heiligen Schauders: es gebe keine Frauen mehr; so sehr schien ihm das eigentliche Wesen des Weibes in noch höherem Grade als das des Mannes entartet und furchtbar. Aber bald sich besinnend, daß Christus in die Welt gekommen, daß Maria geboren, fügt er die tröstenden Worte hinzu: „Wenn Gott in seiner Liebe ein Maaß kennte, so würde er das Weib mehr lieben als den Mann. Was uns betrifft, wir können uns nicht entbrechen, sie mehr als uns selbst zu lieben und zu schätzen; denn das verdorbenste Weib ist leichter auf den rechten Weg zurückzuführen, als ein Mann, der auch nur Einen Schritt auf der Bahn des Bösen gemacht." Und ich habe euch auch nie geflucht, ihr armen Geschöpfe, die man niedertritt und die man nicht nennt. Ich habe euch nicht ausgestrichen aus der Liste der Menschheit, euch alle, die ihr ein zahlloses, zügelloses Volk bildet! Ich habe euch oft besser gefunden als mich selbst! Mein inneres Elend, meine unendlichen Ausflüchte und Sophismen halfen mir die eurigen erklären. Lachend, zerrissen oder bereuend — habe ich euch beklagt, habe mich in euch erkannt, und über mich geseufzt. Wie waren die Abgründe eurer Herzen, die Aegernisse eurer Sinne auch die meinigen! Aber nie werde das Mitleiden mit diesen Geschöpfen zur Nachsicht mit ihrem Thun! Die Art wie das Jahrhundert über diesen Punkt, wie über viele andre, urtheilt, hängt zusammen mit einer Gleichgültigkeit, die im Uebrigen sich nichts versagt, mit einer toleranten Verachtung, welche sich befriedigt und die Augen schließt. Die Materialisten (und in unsern Tagen sind es die meisten Menschen wenigstens praktisch) betrachten jenes Laster als beinahe unabhängig vom ganzen übrigen Lebenswandel, als nur physisch wirkend. Die Väter, die ältern Brüder, die Vormünder machen bei den Vorschriften, die sie in dieser Beziehung geben, in der Regel eine Sache der Gesundheitsrücksicht, der Sparsamkeit, der regelmäßigen Lebensart daraus. Bei all diesem zeigt sich eine tiefgehende Mißachtung der wesentlichsten und zartesten Seite. Der Kaiser, der in den Zwischenzeiten der Feldzüge nicht unzufrieden darüber war, daß unser Capua die überströmenden Ideen seiner Krieger verschlang, ahnte diese Wahrheit besser. Nicht in Bezug auf äußere, oberflächliche Thätigkeit machen sich die nachtheiligen Folgen einer untergeordneten, sinnlichen Lebensweise bemerklich. Soldaten, Beamte, Commis oder Höflinge werden immer noch tüchtig genug seyn zur Schlacht, zum Spaziergang auf dem Boulevard, zur Conversation, zu Finanz- und Bureaugeschäften. Aber tritt man in die Sphäre des höhern, geistigen Lebens, in die der Ideen, so ist hier jede Verirrung ein hemmendes Unglück, jede Vergeudung ein Verderben. Einer, der geboren war mit der Anlage, etwas Großes auszuführen, wird sein Denken zerstückeln und nur Fragmente in die Welt schleudern. Mancher, in dem eine erhabene Geistesschöpfung bei strenger Sammlung sich entwickelt hätte, wird die Stunde, den Aufgang des Gestirns, den begeisterten Augenblick, der nie wieder kommt, versäumen. Mancher, von Natur zur Güte, zur

des Lebens so klein und so elementarisch als nur immer möglich vorausgesetzt, nahm er an, daß es sich von selbst entwickle, sich mit der Zeit allmählich zusammensetze und bilde; das dumpfe Bedürfniß, die bloße Gewohnheit in verschiedenen Medien brachte in die Länge Organe hervor, ganz zuwiderlaufend dem beharrlichen, eigentlichen Streben der Natur, die sie wieder zerstörte; denn Lamarck trennte das Leben von der Natur. Die Natur war in seinen Augen Stein und Asche, der Granit des Grabes, der Tod! Das Leben kam dazu nur wie ein seltsames und besonders geschäftiges Accidens, als ein langer Kampf, mit mehr oder weniger Erfolg und Gleichgewicht herüber oder hinüber, wurde aber immer am Ende besiegt; die starre, kalte Unbeweglichkeit herrschte am Ende wie am Anfang." Außerdem wurde er auch mit andern Philosophen, Cabanis, Destutt-Tracy, Garat, Chenier bekannt und kam in ihre Gesellschaft; „wenn ich dann nach Auteuil oder in das Gesundheitshaus kam, frisch weg von diesen Studien und Vorlesungen, so war ich davon erfüllt, sprach davon oft der Frau von Conaën, selbst wenn wir allein waren; ich bezeichnete ihr das Haus der Madame Helvetius, an dem wir vorbei gingen. Sie lächelte über meine Vorurtheile, wie sie sie nannte, und schalt mich wegen meiner neuen Systeme. Wenn ich ihr die Bildung der Erdoberfläche durch den Regen und durch die Einwirkung der Meere zu erklären suchte, hörte sie lebhaft zu, gab sich zuerst Mühe mich zu verstehen, und schüttelte bald nachdenklich den Kopf als wollte sie sagen: „Wie können Sie an solche Mährchen glauben?"

Eine kleine Entzweiung und Verstimmung nebst darauf folgender Versöhnung wird so erzählt: „Es war ein schöner Abend, als wir einen unserer gewohnten Spaziergänge machten; statt aber glücklich zu seyn und uns der Schönheit der Natur zu erfreuen, wie dieß natürlich gewesen wäre, indem wir unser Herz ihnen hingegeben hätten, geriethen wir in einen kleinen Wortwechsel; Frau von Conaën setzte mir mehr zu, als sie je gethan, wegen der Anzeichen von Veränderlichkeit und unbeständigem Geschmack, die der neue Aufenthalt in Paris in mir entwickle; ich komme ihr seit kurzer Zeit ganz verändert vor, sagte sie; sie lese in dem Ungestüm meines Geistes und in meinem vielfachen Gewinn von Kenntnissen nur die traurige Möglichkeit einer Veränderung, die künftig mit mir vorgehen würde. Ob ich wohl, wenn wir morgen abreisen könnten, so leicht wieder ein Bewohner von Conaën, der bescheidene Pilger nach St. Pierre-de-Mer werden würde? Ich hatte Mühe ihr begreiflich zu machen, daß der Durst nach Wissen sehr verschieden ist von der Treue im Lieben; daß im Mann ein unruhiger Drang zu lernen wohnt, der in die Weite schweifen, der sich nach außen werfen muß, um nicht sein Inneres zu verzehren; daß ich bei meinem Mangel einer festen Ueberzeugung, bei der Offenheit meines Sinnes, da mir die Ideen zuerst von ihrer plausibeln und verständigen Seite sich darböten, die Miene hätte, als glaubte ich sie, als nehme ich sie blindlings und entschieden an, während ich sie in der That nur gründlich kennen zu lernen und sie lebhaft zu entwickeln suchte, wobei ich mir vorbehielte, sie, nachdem ich sie begriffen, zu beurtheilen und wegzuschleudern. Die Namen Lamarcks und der andern Philosophen kamen mir bei diesem Gespräch oft in den Mund, und sie wurde müde sie zu hören. Noch etwas muß ich aber erwähnen. Am Tage vorher war ich später als gewöhnlich in dem Gesundheitshaus angekommen, weil ich unterwegs einen Besuch bei der jungen Frau R. gemacht hatte, die von einer leichten Unpäßlichkeit in Paris zurückgehalten wurde. Dieser Besuch, den unter den obwaltenden Umständen Frau von Conaën unnöthig gefunden, lag dem allgemeinen Vorwurf, den sie mir machte, zu Grunde; ihre Reden hatten mehr auf dieß, als auf alles andre Bezug. War sie wirklich und eigentlich argwöhnisch? Hatte ich Unrecht? Was war wirklich daran? Es war gar nicht das Mindeste, was man mit irgend einem Namen benennen konnte, und doch, als sie, nachdem sie lange in den Lüften und im Allgemeinen mich bekämpft und gedrängt, plötzlich sich auf diese Beschwerde warf, beschämt selbst und verwirrt über das ihr entschlüpfte Wort: da verletzte sie der Ton, in dem ich mich darüber erklärte, durch eine gewisse Schärfe. Sie rief mir mit innerem Leiden ein: still! zu, als wollte sie noch bei Zeiten meine Worte hemmen: „Was für einen unerhörten Ton Sie annehmen!" sagte sie. Ich konnte mich nicht enthalten zu antworten: „Dem Inhalt dessen, was ich sagte, galt Ihr Still! weit mehr als dem Ton!" Wir brachen durch Verstummen ab. Einen Augenblick darauf fand ich noch einmal Gelegenheit hart zu seyn in Betreff der Kinder, von welchen sie mir sprach; in den Erziehungsregeln war ich gerne hart, streng wie einer der schon die Verderbniß des Herzens kennt; sie war nachsichtig und voll Vertrauen in die natürlich gute Anlage, wie die Unschuld es ist. Wir schieden nicht gut, oder wenigstens nahm ich keinen guten Abschied von ihr.

(Schluß folgt.)

Eugen Onegin.

Ein Roman in Versen von Alexander Puschkin.

(Schluß.)

12.

Euch Holden, die die Launen plagen,
Euch ist mein Held zuerst entflohn;
Und wahrlich ist in unsern Tagen
Recht ennuyant der große Ton.
Wenn eine Frau auch hochgelehrt
n Say und Bentham uns erklärt,
Es bleibt doch Unsinn, was sie spricht
Voll Unschuld zwar — erträglich nicht.
Dazu sind sie so frei von Sünden,
So stolz, so witzig, immer klug,
So voller Anstand, ohne Trug.

So voller Umsicht stets zu finden,
So für die Männer unzugänglich —
Daß schon ihr Blick zum Spleen hinlänglich. *)

43.

Auch euch, auch euch, hat er verlassen,
Euch Schönen, die bei dunkler Nacht
Schnell durch die Petersburger Gassen,
Von flücht'gen Droschken fortgebracht.
Die ihr so jung und hold und schön
Auch euch verließ mein Freund Eugen,
Und konnt' der Lust Verräther seyn;
Er schloß sich in sein Zimmer ein,
Und griff, der schlimmen Langweil' Beute,
Zur Feder, der kein Wort entfloß,
Weil ihn die arge Müh verdroß,
Und kam nicht in die Zunft der Leute
Voll Zank, von der ich nimmer schreibe,
Weil ich mich ihnen einverleibe.

44.

Und so ein Müßiggänger wieder,
Von geist'ger Leere tief gedrückt,
Setzt er sich in der Absicht nieder,
Daß fremde Weisheit ihn beglückt;
Stellt Bücher auf in Reih' und Glied,
Und liest sie durch ohn' Unterschied;
Doch Langweil' hier, dort Trugsgewinn,
Hier kein Gewissen, dort kein Sinn,
Fast aller Angeln sind verschieden,
Veraltet ist das Alterthum,
Das Neue wie das Alte dumm,
Und Frau'n und Bücher sind gemieden,
Und um der letztern staub'ge Glieder
Zieht einen Trauerflor er nieder.

45.

Gleich ihm war ich der Welt verfeindet,
Und hatt' dem läst'gen Joch entsagt;
So wurd' ich damals ihm befreundet;
Mir hatte sein Gesicht behagt,
Die willenlose Schwärmerei,
Die Eigenheiten all dabei;
Der kühle, prüfende Verstand,
Ich war erbost, er zornentbrannt,
Wir kannten beid' des Schicksals Spiele,
Das Leben hatte uns gedrückt
Und beider Herzen Gluth erstickt;
Der Bosheit dienten wir zum Ziele,

*) Diese ganze ironische Strophe ist nichts weiter als ein feines Lob unserer schönen Landsmänninnen. So lobt Boileau in Form eines Vorwurfes Ludwig XIV. Unsere Damen vereinigen Bildung mit Anmuth und strenge Sittenreinheit mit jener morgenländischen Schönheit, die Madame Staël so sehr bezauberte. (Siehe dix ans d'exil.)

(Wie sich der Dichter selbst beschrieb.) *)
Ringsum so still. — Der Ruf der Wacht
Erklang nur durch die Mitternacht
Und ferner Droschken dumpfer Ton
Erscholl noch aus der Million. **)
Ein Boot, sanft mit den Rudern schlagend,
Zog durch die Fluthen schlummermüd,
Von Ferne tönt ein munteres Lied,
Die Hirtenflöte wieder klagend —
Doch süßer, mitten in Orgien
Sind Tasso's weiche Melodien.

49.

O Adrial'sche Fluthen Rauschen!
Dich, Brenta, soll ich wiedersehn,
Und neu begeistert, wieder lauschen
Auf deine Stimme, zaubrisch schön,
Die heilig bleibt Apollo's Sohn,
Die mir bekannt, verwandt wie schon
Durch England's stolzer Leyer Klang! ***)
Italia's Nächte, weich und lang,
Ich darf mit Muße sie verscheezen
Mit ihm, Venedigs jungem Kind,
Das schwatzhaft bald, bald stumm gesinnt,
In stiller Gondel mir am Herzen,
Und lern' von ihm, in süßem Triebe,
Petrarca's Sprache und der Liebe.

50.

Wird meiner Freiheit Stunde schlagen?
O komme bald! Ich irr' am Meer,
Und harre günst'gen Wetters Tagen,
Und wink' der Schiffe Segel her!
Wann, unter wilder Stürme Kleid,
Die in der Wellen ewigem Streit,
Wann fang' den freien Lauf ich an
Hin auf des Meeres freier Bahn?
Wie flöh' ich diese Küsten gerne
Zu meiner Berge heißem Sand,
Wo Afrika, mein Vaterland,
Und dächte Rußlands, dämmernd ferne,
Wo ich geliebt, gelitten habe
Und wo ein Herz ich trug zu Grabe.

51.

Zu einer Reise in den Süden
Mit mir, war jetzt Eugen bereit,
Doch wurden leider wir geschieden
Durch das Geschick auf lange Zeit.
Sein Vater starb — und kaum geschehn,
Umringelte auch schon Eugen
Ein gieriger Schwarm der Gläubiger;
Ein jeder ist sein freier Herr:
Onegin, den Proceß verschmähend,
Gab jetzt, mit ganz zufriednem Sinn
Sein ganzes Erbtheil ihnen hin,
Grad keinen Schaden darin sehend; —
Auch möglich, daß schon in der Weite
Der Erbschaft Aussicht ihn erfreute.

52.

Und wirklich kam ihm bald die Kunde
Von dem Verwalter zu: nicht fern
Sey seines Oheims letzte Stunde
Und ihn noch sprechen möcht' er gern.
So bald Eugen das Trauerschreiben
Durchlesen, war für ihn kein Bleiben,
Er flog mit Extrapost davon
Und gleich im voraus gähnt' er schon,
Des Geldes halb auf lange Weile
Gefaßt, auf Seufzer und Betrug,
(Womit ich anfing dieses Buch; —)
Doch als das Dorf erreicht in Eile
Da lag, schon frei vom Erdenleide
Sein Oheim in dem Todtenkleide. *)

---

*) „Milde Göttin, klar erblicket
Der entzückte Sänger dich,
Welchem, am Granit gebücket,
Schlummerlos die Nacht entwich.

(S. Ode an die Newa von Murawiew; übersetzt in „Poetische Erzeugnisse der Russen von K. F. von der Borg." Erster Theil. S. 100.

**) Die Million heißt eine der Hauptstraßen Petersburgs.

***) Wenn auch Puschkin im Verlaufe dieses Gedichtes jeden Vergleich zwischen Lord Byron und sich ablehnt, so verräth sich seine Vorliebe für diesen großen Dichter und sein Stolz auf diesen Vergleich nur zu oft.

*) Zur Vollendung des ersten Capitels fehlen noch eigentlich acht Strophen, doch habe ich in der Uebersetzung als Probe diesen Schluß vorgezogen, weil es dem Ganzen ein mehr abgerundetes Aeußere gibt.
R. W.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 149 u. 150

Blätter

zur Kunde der L

des

Auslan

20 December 1840.

Gedichte von Don Francisco Iglesias de la Casa.

Volkslieder.

I.

Der Entschluß.

Nicht des schattenreichen Baumes
Erste goldne Frucht, geschmückt,
Bey der Morgenröthe Aufgang,
Mit des Reifes Perlenthau,
Kann mein Aug' erfreuen,
Kann mein Herz entzücken,
Wie mein Schäfer, wenn er mit mir
Traute Worte wechselt.
Sagt mir, ob ich auf den Frühling
Mich mit ihm vermählen wolle,
Daß ich seine Liebe sähe.
Sag' ich ja, so werd' ich roth
Von den Wangen bis zur Brust;
Sag' ich nein, so muß ich nachher
Mich beinah' zu Tode härmen.
Doch nun geb' ich tausend Ja
Ihm das erstemal zur Antwort,
Wenn er wieder mich befragt.

II.

Ländlich sittlich.

Ein Paar Turteltauben,
Die Alexis haschte
Bei der Sonne Aufgang,
Hat er mir verehrt,
Und ich mach' es wett
Durch ein Honignäpfchen,
Welches ich ihm sende;

Gerne
Reicher
Wenn
Doch d
Honigw
Wenn
Meinen
Und no
Er ein
Schenkt
Wo der
Wenn e
Hab' in
Lacht er
Aber nei

Am San
Morgens
Ich mich
An dem
Bächlein,
Rothen K
In der H
Mit der g
Da erschei
Mein geli
Und fängt
Weise mic
„Grimme
Welcher F
In die An
Um zu sterl
Süßen Tod
Nehm ich a

Sage: „willſt auch du?
Dieſer Fiſch wird mir
Sicher nicht entkommen.“

IV.

Liebesfeuer.

Schon vernehme ich
Den Geſang der Schäfer,
Unter ihnen auch
Meines Schäfers Stimme.
Müde kommen heim
Die erſchöpften Stiere,
Und die Pflugſchaar liegt
Auf dem krummen Joche.
Der verſchwundene
Phöbus läßt zurück
Ausgedehnten Schatten,
Der mit ſchnellem Schritt
Berg und Thalgrund deckt.
Doch nicht merke ich,
Doch nicht fühle ich,
Daß dir heiße Gluth
Meiner Lieb' ſich kühlet.

V.

Die Umarmung des Alexis.

Was that nicht, o Mutter,
O Mutter, ſag's mir,
Die Umarmung des Kleinen,
Des Alexis mir an?
Denn von ungefähr geſtern,
Als auf ſchmalem Pfad
Wir trafen einander,
Umarmte er mich.
Und von da an verzehret
Ein Feuer mein Herz.
Ob ich wohl weiß, der Gute
That es nur im Scherz.
Bald will ich am Kleinen
Mich rächen mit Wuth,
Bald erfüllt mich mit Mitleid
Der zärtliche Schelm;
Bald muß ich erliegen
Der vernichtenden Gluth,
Bald verzehret mich die Flamme,
Die im Buſen mir tobt.

VI.

Meine Ahne ſagt,
Wenn ich mich verliebe,
Werde mir zu Theil
Unluſt und Verdruß
In dem reichſten Maaß;
Lieber ſey ein Feuer,
Dem allein kein Menſch
Feſtes Ziel könn' ſetzen,
Feſter Gränze ſtecken.
Doch die gute Alte
Faſelt, wie im Fieber,
Ihr Geſchmack iſt ſtumpf
Vor der Jahre Zahl.
Denn wenn ich mit meinem
Zärtlichen Alexis
Mich beluſtige,
Froh den Feſtreihn tanze,
Fühle ich, daß Amors
Ganze Gluth ſich legt,
Merke, daß ſich kühlt
Meines Buſens Feuer.

VII.

Mein von mir gepflegter,
Blumenreicher Garten,
Pflegt zu ſeyn der Zeuge
Der verliebten Stunden
Zwiſchen mir und meinem
Schäfer, dem ich günſtig.
Und der erſte Apfel,
Kaum mit Roth bemalt,
Soll allein gehören
Meinem theuren Schatze,
Ob ich gleich dem Gaumen
Des verliebten Schäfers
Schöne Aepfel noch
Zärtlichſt aufbewahre.
Und mit ihnen lohnen,
Wett mit ihnen machen
Will ich ſein getreu
Artiges Bezeigen!

VIII.

Ein kleines Geſchenk.

Weiß nicht was ich ſoll
Meinem ſchönen Liebling
Zum Geſchenke geben,
Welches in die Arme
Mir ihn führen möchte.
Wohl wünſcht' ich für ihn
Etwas auszuleſen,
Das entſprechen möchte
Dem Geſchmacke deſſen,
Der mir ſo viel werthe
Liebesgaben ſchenkt.
Käſe, Honig, Sahne
Und dergleichen Dinge,
Die das Feld hervorbringt,

Regen ihm das Blut auf.
Doch jetzt fällt mir ein:
Zehn Citronen heute,
Morgen andre zehn,
Will ich alsobald
Ihm zur Kühlung geben.
Wenn er hie und da
Liebesfieber hat,
Sind sie ohne Zweifel
Sehr gut angelegt.

IX.

Das Täubchen.

„Eine weiße Taube,
Weißer als der Schnee,
Pickte mich ins Herz.
Tief schmerzt mich die Wunde."

Täubchen! sprich! warum
Schlägst du schwere Wunden
Dessen Seele, welcher
Dich von Herzen liebt?
Sonst gewährt dein holdes
Schnäbelchen Genuß,
Doch in meiner Brust
Läßt es Spuren nach
Wie vom Natternstich.
Sprich! warum vergiftst du
Gutes mir mit Bösem?
Wehe! traue Niemand
Losen Vögelchen,
Denn je mehr sie schmeicheln,
Desto tiefere
Wunden schlagen sie.

„Eine weiße Taube,
Weißer als der Schnee,
Pickte mich ins Herz,
Tief schmerzt mich die Wunde."

Eine Vertheidigung der modernen Poesie.

(Schluß.)

Wenn diese Kritiker unser Zurückstehen gegen die alten Classiker behaupten, so sind sie sehr befliſſen zu bemerken, daß die letztern für Jedermann, außer für die Gelehrten, ein versiegeltes Buch sind. „Die Schönheit von Homers Styl," sagen sie uns, „und die Anmuth von Horaz's Sprache sind unübersetzbar." Dieser Umstand, wenn er wahr ist, beweist weiter nichts, als daß Homer und Horaz nicht englisch dichteten. Aber warum sind Homer und Horaz unübersetzbar? Das ist ein elendes Bier, das das Verfüllen nicht ertragen kann. Und wie tief auch die Spießbürger Londons unter l
stehen mögen: die Fischweiber des
ich, waren nicht beredter als die

„Southey, Wordsworth, Col
sämmtlich alte Poeten copirt."
wir denn das Vorbild finden für
Matrosen?" Ich nehme kühnlich
das Verdienst absolunter, gänzliche

„Der größte Beweis von Ge
„ist ein großes Gedicht, in eine
cirt." Wenn dieß ist, so sind wi
gewesen, denn die Novellen Scott
dichten der Welt.

„Die Sprache," sagt ein Anl
ten" (und der Prosaisten auch) „
geeignet in ihrem rohesten Zustar
Kind dieß behauptete, so verdien
niß," fährt er fort," als die Men
machen sie bessere Theorien und
dieß wahr, so hätten Scott und
doch ist gewiß, daß sie gelebt habe

„In einem aufgeklärten Zeital
„können sich die Menschen kaum
dem Eindruck, den die Poesie auf
brachte." Aber welchen Beweis
rohen Voreltern überhaupt eine id
sie hatten? Man hört so viel vo
Balladen; aber wie kommt es de
Strophe oder Zeile daraus anführ
ehe Burns dichtete, sich einiger g
so sind doch die besten darunter ve

„Die Poesie," sagt der Kritik
vor für das Auge des Geistes, u
am besten in einem dunkeln Zeit
Auge des Geistes, außer dem leit
Poesie, wie die Religion, ein Pri
Wahrheit und Liebe zur Wahrheit
geistigen Wachsthum auch wachsen
der Erfahrung verwirklicht sehen,
alter am meisten blühen; und ich
in einem aufgeklärteren Zeitalter
zweiten Shakspeare hervorbringen
und Größeres leisten, als er kön
würde.

„Die frühern Poeten," sagt
ten sich der ausgesuchtesten Materi
tend ohne Furcht vor Vergleichu
natürlich einen freien und anmuth
ter aber konnten weder die natür
noch sie mit der ungesuchten Be
welche noch den ganzen unbenützte
hatten." — „Würmer und Insect
Gehirn;" und so scheint dieser Krit

davon, daß Aeschylus ein früherer Dichter war als Shakspeare und daß Shakspeare unendlich über Aeschylus steht. „Nie," versichert er uns, „wird England einen zweiten Hamlet hervorbringen!" Warum nicht? Hat doch Deutschland einen Faust und Wallenstein hervorgebracht. Wenn Halidon Hill ein mißlungenes Stück ist, so ist es dieß in nicht höherem Grade als Shakspeare's Perikles; und Shakspeare in seiner Jugend dichtete kein Stück, das sich mit Otway's gerettetem Venedig vergleichen ließe. Wenn die dramatische Kraft darin besteht, so zu sagen fremde Individualitäten zu beleben, uud die eigene zu vergessen, so haben wir an Scott einen Dramatiker, einen zweiten Shakspeare, dem ersten wenig nachstehend, dessen Werke, obgleich keine Dramen, beweisen, daß die Quellen des dramatischen Interesses, weit entfernt erschöpft zu seyn, vielmehr unerschöpflich sind. Wäre er nur ein Mann des Volks gewesen, wie viel hätte er uud hätten wir gewonnen! Seine Werke würden dann den Ruhm von Griechen und Römern uud von Allen überstrahlt haben! Er hätte seine armseligen aristokratischen Götzen verachtet!

Wenn die Edinburger Kritiker uns unser modernes Drama mit dem des Elisabethischen Zeitalters vergleichen heißen, so ist es nicht zu verwundern, wenn sie da im Ton des absolutesten Triumphs sprechen. Aber wenn ihr einen zweiten Shakspeare haben wollt, so müßt ihr eben warten, bis die Natur ihn hervor bringt: und wenn ihr dann Stücke haben wollt wie die seinigen, so müßt ihr ihnen einen freien Markt gönnen. Wie kann das Drama blühen, wo ihm ein Prohibitivsystem wehrt? Blüht etwa euer Handel? Nein! Warum nicht? Weil eure selbstmörderischen Gesetzgeber es nicht dulden wollen, sie hemmen gleicherweise, durch Parlamentsbeschluß, gute Schauspiele und guten Handel. Daß sie letzteres thun, wäre zum verwundern, wenn sie nicht wären was sie nun einmal sind; aber wenn das Drama das mächtigste Beförderungsmittel der öffentlichen Bildung ist, das je erfunden wurde, so dürfen wir uns nicht wundern, daß es von den Feinden der Menschheit mehr gefürchtet ist, als irgend ein anderes Beförderungsmittel, und daß es in dem Lande der Kasten unter specielle Aufsicht und Obhut gestellt wird. Der Despotismus machte dem Drama Griechenlands ein Ende; und der Despotismus hat in den Zeiten Karls II das englische Drama dadnrch vernichtet, daß er es corrumpirte; aber die zwei tödtlichsten Feinde des Drama's existiren in unsern Tagen: der eine ist das Monopol, und mit dem andern seyd ihr wohl bekannt: es ist der Steuereintreiber! Wenn ihr deren los seyd, werdet ihr so gedeihen, daß ich das nächstemal am Vormittag zu euch werde reden können, wenn ihr dann noch es der Mühe werth achtet, mich anzuhören. Aber wenn die Regierungen sich werden genöthigt sehen, weise zu seyn, wird man von den Dramen denselben Nutzen ziehen, wie jetzt von Vorlesungen; das heißt, sie werden nach dem Lancaster'schen Princip zur Belehrung der Massen dienen. Daher freue ich mich, wenn ich ein stattliches öffentliches Gebäude aufführen sehe. Welch prächtige Theater werden solche Gebäude abgeben in den spätern Tagen unsrer Kinder, wenn das Drama Millionen in einem Monat mehr nützliche Kenntnisse beibringen wird, als jetzt in einem Jahre Tausenden beigebracht werden! Wie leicht z. B. würde es seyn, dadurch, daß man in einem Schauspiel nicht bloß den Inhalt einer wichtigen Frage darstellte, sondern den Gegenstand selbst mit allen unheilvollen Folgen lebendig veranschaulichte, wenn das die siegreiche Gewalt bewegende Princip ein falsches ist; wie leicht, sage ich, würde es seyn, durch eine solche, an vielen Orten zugleich erfolgende Darstellung dem Geist und Gemüth von Millionen schnell die ernste Wahrheit einzuprägen, daß die Wohlfahrt, ja die sociale Existenz eines großen Handelsstaates in wenigen Jahren zu Grunde gerichtet werden kann durch die Wirkungen eines einzigen Gesetzes, das Wilde in seidnen Strümpfen, und alte Weiber in Hosen decretirt haben!

Alles was die Edinburger Kritiker gegen die moderne Poesie vorgebracht haben, würde einen großen Band füllen; aber um alles zu widerlegen, haben wir nur den Namen irgend eines unsrer großen modernen Dichter zu nennen, oder irgend eine der Productionen eines unserer Dichter zweiten Rangs, wie man sie nennt, zu recitiren. Der einzige Name Coleridge, der nicht einmal zu den größten neuern Dichtern gehört, oder irgend eines seiner Gedichte, genügt für diesen Zweck. Aber ihr habt den Mann gehört, der allein ganz würdig war, die Gedichte Coleridge's vorzutragen; dieser Mann ist jetzt fern weg, fliehend vor dem Tode, aber mit einem tüchtigen Herzen; wahrscheinlich seht ihr sein Antlitz nie mehr, und warum sollte ich euch an ihn mahnen durch meine, unendlich gegen sein Talent zurückstehende, Declamation? Aber Pemberton *) hat euch nicht die Gedichte von Nicoll, von Bamford oder Hemans vorgetragen. Was soll ich euch vortragen von Robert Nicoll? Robert Nicoll! Wer ist der? So ist er also schon vergessen, oder habt ihr gar nie von ihm gehört? Robert Nicoll ist ein neues Beispiel der Selbstaufopferung für die Pflicht, oder vielmehr in dem Todeskampf der Concurrenz, veranlaßt durch Gesetze, welche die Nahrung der Nation beschränken, deren Zahl sie nicht beschränken können. Rein und makellos starb, dreiundzwanzig Jahre alt, Schottlands zweiter Burns." (Es werden nun zwei Gedichte angeführt, welche wir nicht eben für vortrefflich und der Verdeutschung werth halten, obgleich dem einen, von Nicoll, eine ansprechende Naivetät, dem andern, von Bamford, eine männliche Kraft nicht abzusprechen ist, und dann geht Elliott über auf Felicia Hemans.) „Griechenland hatte seine Sappho; England hat deren viele. Aber wenn das ganze Alterthum sich einer Dichterin zu rühmen hat, welche den Vergleich mit Einer der unsrigen aushalten kann — wo ist sie? Warum zeigt sie sich nicht im Ring? Ich fordere die Verächter der modernen Poesie auf, aus irgend einer alten Dichterin eine gleiche Anzahl von Strophen zu citiren, an Verdienst gleich denen, welche unsre Landsmännin Hemans gedichtet hat: „Auf die Krönung des Leichnams der Inez de Castro." Die Fiction kann freilich nichts mehr hinzuthun zu einem solchen Gegenstand; denn welches erdichtete Schauspiel könnte schauerlicher seyn als jenes historische, wirk-

*) Scheint der Name eines flüchtigen (oder deportirten?) Chartisten zu seyn.

liche Factum, daß die schuldbewußten Mörder einer unschuldigen und schönen Frau von ihrem königlichen Gatten gezwungen wurden, ihrem Leichnam ihre Huldigung darzubringen und ihre leblose Hand zu küssen? Aber eben so wahr ist es, daß der Gegenstand ein solcher ist, dem nur wahrhaft Inspirirte ungestraft nahe treten können, und daß unsre Felicia nicht hinter der Größe und Würde desselben zurückgeblieben ist. Ich habe schon das Gedicht eines Mannes über den Tod vorgetragen [Bamfords Gedicht ist auf Cannings Tod], jetzt sollt ihr fühlen, wie verschieden, und mit welcher erschütternden Grazie ein weiblicher Genius den König der Schrecken verherrlicht; und ihr müßt nicht vergessen, daß dieß Weib nicht eine aus dem classischen Alterthum, keine Römerin oder Griechin, sondern eine moderne Brittin ist.

Die Krönung der Inez de Castro.

Um Mitternacht Musik tönt
Vom Königstempel her —
Dazwischen eine Glocke schallt,
Dröhnend so dumpf und schwer.
Seltsam ihre Mischung in der Luft!
Wer's hört, der athmet nicht;
Denn die Musik Triumph ausruft —
Von Tod die Glocke spricht!

Um Mitternacht Geräusch war
Von Schritten viel und gedrang;
Doch schollen sie von Scheu gedämpft
Die nächtliche Straß' entlang;
Und leiser, schwächer schallten sie,
Sich nähernd des Tempels Thor,
Wo auf die Königszeremonie
Brach festlich Licht hervor.

Es glühte ein rothes Glanzmeer
Inmitten von dem Dom;
In Falten der Purpurbaldachin
Geich wogte wie ein Strom;
Aufs Marmorpflaster er niederrollt
Mit schwerer, trüber Pracht;
Denn Etwas lag in dem starren Gold,
Wie ein Schatten aus Grabesnacht!

Im köstlichen Gezelte,
In greller Lichter Schein,
Saß schweigend eine Frau'ngestalt
Auf schimmerndem Thron allein.
Ihr Perlenkleid fiel so seltsam still;
Auf der Brust die Juwelenschnur
Von keinem Herzschlag sich heben will,
Als deckt' einen Stein sie nur.

Doch der Musik wild Schmettern
Jetzt selbst den Staub durchzückt;
Als das Diadem auf die blasse Stirn
Ward von brennendem Gold gedrückt!

Das starb hinweg das laute Getos'
Von plötzlicher Stille gebannt:
Fürst trat und Baron aus der Menge Schoß
Hervor und küßt' ihre Hand.

Warum packt kalter Schauer
Den unverzagtesten Mann,
Als ein Edler nach dem andern trat,
Die Hand berührend, heran?
Saß sie nicht würdevoll ganz und gar?
Zierte Fürstinnamuth nicht
Unter'm getheilten Rabenhaar
Das bleiche, stille Gesicht?

Tod! Tod! wie wärst du lieblich
Dem Auge des Lebens je?
Thut nicht dein kalter Anblick schon
Lebend'gem Pulsschlag weh?
Ein Anblick war es, grausig ganz,
Auf diesem Haupt die Kron',
Als Prachtgewand, der Lichter Glanz —
Um sie, die todt doch schon!

Stumm, mit gleich blasser Stirne,
Ein Mann zur Seit' ihr steht,
Die weißen Lippen fest gepreßt,
Daß ihn sein Herz nicht verräth —
König Pedro, der mit Eifersucht
Die Huldigung bewacht,
Daß sie vom Adel mit Ernst und Zucht
Seiner Martyrin werde gebracht.

Doch schaut' er nicht ins Antlitz,
Das einst gewesen sein Stern;
Sein irrer Blick, wie er auch schweift,
Bleibt der stillen Königin fern;
War auch von der Schönheit gerettet noch
Etwas, eh ganz sie zerbricht:
Ihre Farben verriethen den Grabhauch doch!
Er konnt' es ertragen nicht!

Die Krone, ach, und Scepter,
Der Erde Schätze gesammt,
Und die Liebe, die solche Gaben verlieh,
Zu gleichem nichts verdammt!
Aus ist das Amt — tragt die Todte nun
Hin in das Grabgezelt!
Das fürstliche Haupt laßt wieder ruhn!
Staub schlaf' dem Staub gesellt!

Um Mitternacht Musik tönt,
Ein Requiem traurig schön,
Wie die Traueruite durchs Kirchenschiff
In dunklem Zuge gehn;

Die Sternenkrone, den Goldring,
All die Schätze verschlang als Raub
Das stille Haus, das wieder empfing
Die Königin von Staub!

Voran dem Zug, fest, thränlos
Pedro die Schritte lenkt;
Doch birgt er im falt'gen Mantel 's Gesicht,
Als wieder der Staub wird versenkt.
Still wird's zuletzt — die Menge verschwand —
Der Sterbgesang sinkt zur Ruh —
Wer hat, Liebe! dich stark wie der Tod genannt?
Oh! mächtiger noch bist du!

Volupté.

(Schluß.)

„Morgen wird sie nicht mehr daran denken, sagte ich zu mir selbst auf dem Rückweg, um mich zu betäuben; und ich ging meines Wegs, bald mich kränkend, daß ich ihr vielleicht Schmerz verursacht, bald mich ärgernd bei dem Gedanken, wie leicht sie vergessen würde. Am andern Tage war ich, gegen meine Gewohnheit, schon am Morgen früh in Auteuil; als sie mich eintreten sah, kamen ihr die Thränen: „Ich habe Unrecht gehabt," sagte sie, „Ihnen solche Vorwürfe zu machen; aber Sie sind ein wenig hart in der Form gewesen. Aber doch habe ich sehr Unrecht gehabt;" und sie klagte sich selbst an wegen ihres Charakters, indem sie meine Freundschaft lodte; sie gab sich Schuld, die besten Augenblicke durch ihre teüfen Launen zu verbittern. „Ach nein!" rief ich jetzt, „ich allein habe Unrecht gehabt; versprechen Sie mir zu glauben, daß ich allein Unrecht gehabt!" Und nachdem sie Ja! gesagt, gingen wir hinaus in das Gehölz, wo noch überall der Thau glänzte, jedes noch mit einer Thräne an den Wimpern. Im Gehen drückte ich ihr die Hand und flüsterte ihr ins Ohr: „Wie gütig Sie sind!" „Oh," sagte sie mit einer milden Freude, „gegen Sie bin ich so; gegen Jemand anders, wissen Sie, wäre ich es nicht." Dann zog sie ihre Hand zurück, die Thränen in ihrem Auge trockneten, und sie kehrte zurück zu ihrem unschuldsvollen Frieden und ihrer anscheinenden Harmlosigkeit. Wir brachten diesen Tag zusammen zu; ich begleitete sie zu ihrem Gatten und führte sie bald nach dem Essen wieder zurück. Mehr als einmal im Laufe dieses Tags sah ich sie, da ich sie blaß und ihre Züge etwas verändert fand, aufmerksam und starr an; aber sie lächelte ganz ruhig bei meinem Blick, und beklagte sich nicht." — —

Einige Monate verflossen; da fand eines Tags Amaury bei dem Maronis in dem Garten des Gefängnisses den berühmten Georges Cadoudal, der sich mit dem Marquis über einen kühnen Plan gegen Napoleon besprach. Amaury, von dem Marquis ins Vertrauen gezogen, suchte Georges auf, fand ihn nach vielen vergeblichen Nachforschungen, und erbot sich gegen ihn zur Theilnahme an dem auszuführenden Schlag. Georges sagte es ihm zu, und dieser Schritt hatte auf sein Wesen einen großen Einfluß: „Zuerst trat in mir eine große Ruhe, eine völlige Zufriedenheit ein. Ich war von dem innern Gewicht befreit, das mich am meisten drückte, von der unbestimmten Sorge um die Zukunft. Eine Art Säule, glänzend oder düster, aber großartig und ruhig, begränzte meinen Horizont; es schien mir, daß ich von nun an das Recht hätte zu leben, mich zu tummeln und zu vervielfältigen. Alle Lebhaftigkeit meines Alters, alle Strahlen der Jugend glänzten von neuem auf. Meine Freunde sahen mich anschließender, offener, beflissener ihnen zu gefallen. Ich konnte von nun an die Paraden, die militärischen Schauspiele ohne Haß und Bitterkeit ansehen; mein Blick war der eines Rivals, der sich rüstet, und im Vorübergehen die Höhe des feindlichen Lagers mit einer Art von Stolz mißt. Als Vorspiel und Vorübung besuchte ich einen Fechtsaal und legte mich leidenschaftlich auf die Fechtkunst. Bei meiner Liebe zu Contrasten gewannen selbst meine Studien bei dieser neuen Ermannung; nie war meine Lecture so mannichfach und zahlreich, nie so fruchtbar an Betrachtungen und Erinnerungen gewesen. Ein zarteres, feineres Licht, so zu sagen, erleuchtete unter meinen Händen die Blätter. Um diese Zeit, glaube ich, war es, daß, gleich einem Traume Endymions, die Gemälde Bernardin de St. Pierre's mir die Milchsüße ihres Himmels, die weißlichen Haine ihrer Landschaften darboten, und jene melodische Monotonie unter dem Mondlicht in den Waldern, die dem Ton der Flöte gleicht. Die ganz neuen Schriften eines schon berühmten Mitbürgers, des Herrn von Chateaubriand, erschütterten mich noch mehr als die von St. Pierre, und zogen mich vielleicht anfangs weniger an, da ich oft von so vielen Blitzen wie betäubt und außer Fassung gebracht wurde. Aber als ich eines Abends die schöne Episode von René gelesen, schrieb ich auf mein Denkbuch ein ungestümes Urtheil, das, so viel ich mich erinnere, mit den Worten anfängt: „Ich habe René gelesen und habe gebebt und geschaudert, ich habe mich ganz in ihm erkannt;" u. s. w. Wie viele Andere haben seit zwanzig Jahren auch geschaudert und gebebt, und glaubten sich selbst gegenüber zu stehen bei diesem unsterblichen Bilde! Das ist das Eigenthümliche dieser magischen Spiegel, worin der Genius seinen wahren Schmerz concentrirt hat, daß Generationen hindurch alle diejenigen, die sich nähern um hineinzuschauen, darin der Reihe nach sich selbst erkennen. Und doch war mein Leiden ganz individuell, weniger unbestimmt, weniger erhaben und ideell als das, das ich bewunderte, und bezog sich in seinen verschiedenen Wandlungen auf ein entschiedeneres Motiv. Lieben, geliebt werden, den Genuß mit der Liebe verbinden, mich frei fühlen, indem ich treu blieb, meine verborgene Kette selbst bei vorübergehenden Untreuen bewahren, meinen Geist verfeinern, ihn mit Einsicht oder Anmuth schmücken, nur um mich als Liebender angenehmer und theurer zu machen, um dem geliebten Gegenstand mehr geben, ihm die Welt erklären zu können — das war der weichliche Lebensplan, an den ich am Ende alles Glück knüpfte; das war die kranke Genesung, die mir genügt hätte. Den Ruhm des Schriftstellers oder des Kriegers, der mir manchmal zuflüsterte, hätte ich, auf einem andern Gebiet ganz zufriedengestellt, bald überhört; jeder

Zephyr des Waldes hätte meine Sehnsucht darnach verscheucht. Die ehrgeizige Thätigkeit hätte ich leicht bemitleidet; vom Studium hätte ich nur die süße Blume abgepflückt. Für den Sklaven der Liebe ist es süß, das Vergessen zu pflegen. Die Religion, ach! ich hätte sie ohne Zweifel nach meinem Herzen und meinen Sinnen zurecht gemacht; ich hätte von ihr so viel entlehnt, um meine matte Reue zu nähren und zu wiegen; ich hätte sie zu einer profanen Krönung meiner Zärtlichkeit benützt. So weit war ich, von Traum zu Traum, damals gekommen. Außer der Lust, o mein Freund, habe ich während jener Zeit nichts um seiner selbstwillen gewollt; wenn ich in anderm Sinne zu wollen und zu handeln schien, so lag immer jene geheime Triebfeder zu Grunde. Was der Philosoph Helvetius gesagt hat von der einzigen, den Menschen überhaupt bestimmenden Triebfeder, war von mir individuell ganz wahr. Und das Alter, das so frühe kommt für die Liebenden, und die ernsten Jahre, und der Tod, was fing ich damit an? Welche Rolle sollte ich in meinen Gedanken diesen furchtbaren Boten anweisen? Oh, in meinem Plan eines irdischen Elysiums sah ich mein Idol und mich selbst nie lange die schmeichelnden Jahre überleben. Und es liegt in dem langsamen Zerfall einer Schönheit, die man liebt, in den tausend Erinnerungen, die sich an diesen halb gewelkten Glanz knüpfen, eine schwermüthige Süßigkeit, die ich hinlänglich ahnte, um sie bis aufs Aeußerste durchkosten zu wollen. Aber nachdem auch diese letzte Melancholie geschlürft war, und vor dem äußersten Ende dieses Herbstes der Jugend, dachte ich mir immer den sanften, langsamen Tod meiner Freundin erfolgend im Schooße der Religion, welche verzeiht — ich selbst, auf den Knieen liegend, Zeuge davon. Und nach wenigen Jahren, in schweifender Einsamkeit mit verwittwetem Herzen verlebt, dachte ich auch selbst fromm zu sterben, im dreiundvierzigsten Jahre spätestens. Dieß war ein Termin, über welchen hinaus ich nicht mehr auf der Erde zu seyn glaubte. Eine raffinirte Mischung, nicht wahr? von Epikuräismus und Glauben an die Seele, von Vergessen und Erkenntniß Gottes! ein treuloses Bild, das aber doch nicht ganz Lüge war, und auf dem sich ein unbegreifliches Licht der Zukunft abspiegelte. Ich hatte nicht nöthig, um diesen Roman von Glück zu nähren, ihn für irgend realisirbar zu halten, denn er schwebte fortwährend vor meinen Augen selbst in Stunden, wo ich einen ganz andern Ausgang hoffte."

Er erzählt, wie seine Stimmung ungleich und wechselnd gewesen, und seine Freundin dieß auch nicht selten empfunden habe; „wenn sie, die gewöhnlich mich ruhig gewähren ließ, solche Veränderungen an mir bemerkte, wenn sie darüber unruhig zu werden schien (was öfters geschah), daß sie mich anders sah, daß sie mich Drohungen ausstoßen oder den Wunsch fortzureisen oder zu sterben, aussprechen hörte, wenn sie mir dann sanfte Vorwürfe darüber machte, daß ich nicht genug, nicht über alles liebe, daß ich unbeständig sey und nach geringeren Gütern trachte, dann sagte ich wohl, mich ihrer Worte bemächtigend: „Aber Sie, würden Sie ohne gleichen lieben, wer Sie ohne Maaß liebte? Würden Sie über Alles lieben, selbst über Gatten und Kinder hinaus?" Gerade solche Tage, wo meine Sinne mich am meisten hinreißen, waren es, wo ich mich so egoistisch und hart zeigte. Dann verdroß mich ihre Anhänglichkeit an Gatten und Kinder; bei der geringsten Unpäßlichkeit der letztern, bei dem Gedanken an die bevorstehende Befreiung von jenem fand ich sie ganz erfüllt von einem Gegenstand, der nicht ich war. Der Thron, den ich in ihrem Herzen für mich begehrte, schien mir, soll ich es sagen? gröblich usurpirt von jenen. O! wie ist doch die menschliche Liebe so unduldsam, so ungerecht, sobald sie sich ganz die Zügel schießen läßt! In den Augenblicken wo sie nach Eroberung zielt, wo sie über Hindernissen erbittert wird, möchte ich sie mit jenen Despoten Asiens vergleichen, die, um sich den Weg zum Thron zu bahnen, all ihre nahen Angehörigen und Brüder erwürgen. So würde die brutale, despotische Liebe, wenn man sie ganz dem Instinct folgen ließe, wenn sie ganz barbarisch blieb in ihrer Eifersucht, und wenn das Christenthum sie nicht berührte, gern zum Vortheil ihres Altars jede andre Liebe erwürgen. Aber wenn ich mich in solch einem egoistischen, anspruchsvollen Sinn aussprach, mit einiger Schonung in den Ausdrücken, obgleich der Sache nach offen genug, so verstand sie mich nicht, sie konnte nicht diese erbitterte Ausschließlichkeit in meinem Gemüth gelten lassen, sie begriff nicht, daß das Lieben der Feind des Liebens seyn, daß aus verschiednen, verwandten Arten von Liebe etwas Anderes entspringen sollte als ein Wetteifer in Wärme und Zärtlichkeit. Alle Arten der wahren Liebe entkeimten, nach ihrer Art zu denken, aus Einem Stengel, wie die Arme des goldnen Leuchters. Ich sah sie so leiden durch meine heftigen Ansprüche und sich darüber beunruhigen.

„Zu andern Zeiten dann, wenn die Sinne und in Folge davon der Egoismus weniger laut sprachen, wenn die letzten Abende besser gewesen waren, und die wahrhafte Liebe sich ein wenig in mir läuterte, dann wurde ich wieder mild, duldsam in ihrer Gegenwart, dann opferte ich mich gerne auf, trat willig zurück. Und sie beeilte sich so, mich in dieser Stimmung zu erfassen, sie dehnte sich gleichsam aus in einer so leichten Lust, und wir verstanden uns mit solchem Einklang der Seelen! Einst traf ich sie eines Nachmittags, wie sie alte Briefe aus der Zeit ihrer ersten Bekanntschaft mit dem Marquis in tiefer Rührung durchlas; auch mir gab sie einige solche Briefe zu lesen und dann sagte sie: „Bald, wenn Hr. v. Conaën los seyn wird, dann werden wir friedlich, für lange Zeit vereinigt leben. Wir werden sein Unglück segnen, werden es mildern. Wir werden eines Tags Conaën wieder sehen, was sie auch dazu sagen; Sie werden dort mit uns seyn. Meine Kinder werden heranwachsen, und Sie werden sie bilden helfen; meine Kindheit wird neu erblühen. Wir werden fromm werden in lebendiger That, wir werden mit einander die Jahrestage des Todes meiner Mutter feiern; wir werden Gutes thun. Das ist das sicherste Mittel, aus dem Herzen den Haß zu verdrängen, der ein Gift in uns ist. Schon sind Sie ruhiger und ergebener, nicht wahr? so wird auch er werden; wir werden ihn zwingen, seine Leiden dankbar zu segnen. Wir werden alle an ein andres Leben glauben, denn das jetzige wird nie der Ausdehnung unserer Gefühle und unseres Glückes genügen." So

sprach das reine Weib, und ich hörte sie in stummer Entzückung an. Das reine Weib glaubt an solche Plane für die Zukunft, sie wäre im Stande, mit Glück bis ans Ende darnach zu leben, und deßwegen stelle ich die Frau über den Mann. Der Mann aber, der liebt, und der solche glückliche Einrichtungen von einem überredenden Mund in Aussicht stellen hört, daran glaubt und sich fähig wähnt, sein Leben dazu herzugeben, hat in der That dann doch nicht die Kraft dazu, wie er glaubt. Während das geliebte Weib, mit sittsamem Herzen, vertrauend und ohne Wunsch, völlig befriedigt ist, ihren Freund neben sich zu sehen, ihm höchstens einen Augenblick ihre Hand zu überlassen, und ihn zu behandeln wie eine Schwester ihre geliebte Schwester, leidet der Mann, wäre er auch ein zweiter Abel oder Johannes, insgeheim unausbleiblich in Folge seiner falschen Stellung; die anscheinend harmonischsten Augenblicke werden ihm bald ein Schmerz, eine Gefahr, eine Schmach, daher Anfälle von Reizbarkeit und Grausamkeit. Aber wenn die innere opfernde Hingebung mächtiger würde, wenn das, was der schwachen Natur angehört, allmählich verschwände und erlösche; wenn der Mann dazu gelangte, rein zu lieben, wie das reine Weib es vermag; wenn man sich die Bitterkeit, die Verderbtheit der Sinne, die neidische Dürftigkeit einer ausschließlichen Liebe allmählich bekämpft und besiegt, denkt durch Frömmigkeit, Wachsamkeit, Betrachtung des andern Lebens, durch großmüthige Thätigkeit, die man für das geliebte Wesen aufbietet, und durch Wohlthaten, die man zu jeder Stunde in ihrem Namen um sich her verbreitet; dann hätte man sicherlich auf Erden ein Schattenbild von der großen Liebe, welche droben waltet, und von jener Einmüthigkeit im Reiche Gottes, denn in jenem ersehnten Reiche erhalten sich, so hoffe ich, die individuellen Mittel- und Brennpunkte früherer Zärtlichkeit. Die Mutter, die Schwester, die Gattin, die heiligende Freundin hören nicht auf, unter dem Auge Gottes von uns erkannt, mit Namen genannt zu werden. Die entrückte Seele findet in schönern Verhältnissen alle ihre Gegenstände edler Liebe wieder, denn sie dienten alle einander als Ermunterung, als unerschöpflicher Aufschwung zu der Liebe, die sie krönt zugleich und rechtfertigt." —

Da es uns weniger darum zu thun ist, den Faden der Erzählung bis ans Ende zu verfolgen, als dem Leser die Gesinnung, die Darstellungsweise, den Ton dieses Buches zu veranschaulichen, brechen wir hier die Auszüge ab, und berichten nur noch in der Kürze, daß Amaury, in Folge eigenthümlicher Umstände, besonders weil er dem nahen Ausbruch der Verschwörung von Georges entgegensieht, wobei er fast mit Sicherheit darauf zählt den Tod zu finden, und weil er sich sehnt, vor seinem Tode doch noch das freie Bekenntniß aus dem Munde einer Frau zu vernehmen: „Ich liebe dich!" was er bei Madame R. eher als bei der Frau von Couaën hoffen kann, sich mehr und mehr der erstern zuwendet, nach und nach von der letztern, welche Paris verläßt und nach einiger Zeit ihren Sohn verliert, abkommt, und sich auch mit dem Marquis einigermaßen abwirft. Nach vielen Verwirrungen und Bedrängnissen wird Amaury — Priester; als solcher kommt er nach einigen Jahren einmal nach Couaën, wohin gerade auch die Familie des Marquis, die in Blois in einer Art Verbannung lebt, auf einige Zeit zurückzukehren Erlaubniß erhalten hat — in Folge eines sehnsüchtigen Wunsches der längst kränkelnden, jetzt sterbenden Marquisin. Amaury versieht sie mit den Sterbesacramenten und hört ihre letzte Beichte.

Gewiß ist dieß Buch eines der bedeutendsten und ernstesten unter den Erzeugnissen der neuern französischen Literatur. Ein reicher, gebildeter Geist, ein tiefer Ernst bezeichnet das ganze Gepräge dieses philosophischen Romans, dem man nur einen andern Titel wünschen möchte, da der von dem Verfasser gewählte, später von ihm selbst bereute, allzuleicht Vorurtheile gegen den Inhalt erwecken könnte, und wie er selbst erkennt, Unberufene anlocken und Andere dagegen zurückschrecken dürfte. Vielleicht hat sich der Verfasser auch durch den Titel seines Buchs den Horizont einigermaßen verengt, denn die von ihm mit so großer Kunst und Einsicht entwickelten psychologischen Phänomene lassen sich doch nicht unter jenen Einen Begriff subsumiren. So tief und scharf indeß Sainte-Beuve's Gedanken und Entwicklungen sind, so kann man doch zweifeln, ob eine so subtile Analyse und Dialektik eine erfreuliche Erscheinung auf dem Gebiete der Poesie zu nennen ist; es ist bekannt, daß Michel Angelo viele Jahre die Anatomie studirte, um der große plastische Künstler zu werden, als der er die Bewunderung der Welt ist; mögen immerhin auch die Dichter die Anatomie der Empfindungen, der Triebe, des Gemüths, der Leidenschaften studiren, aber wir wünschen doch, daß sie uns in ihren Werken vielmehr ihre plastische Kunst, als ihr anatomisches Wissen zeigen, welches verborgen bleiben und nur unsichtbar wirken sollte.

Die Charaktere im Einzelnen verdienen das größte Lob — besonders, außer Amaury, Frau von Couaën und Madame R., der mit kräftigen Zügen gezeichnete Marquis und der gewaltige Georges Cadoudal. Die Sprache ist äußerst gebildet und fein — vielleicht manchmal etwas zu studirt; der Verfasser mußte alle Hülfsquellen aufbieten, um für die feinen Distinctionen, Andeutungen, Nuancirungen, für seine leisen Hauche und Tinten die entsprechenden Ausdrücke zu finden. Je einfacher die Geschichte, desto reicher ist die innere Entwicklung und Darstellung, und das Buch enthält einen wahren Schatz von anziehenden oder anregenden Betrachtungen, Bemerkungen, Gedanken, Blicken.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 151.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

23 December 1840.

Ellen.

Von Crabbe (aus seinen Tales of the Hall).

Schwer war der Morgen — seufzend Richard sprach
„Ich muß nun geh'n!“ — „O, Bruder, nur gemach,“
Sagt' Georg — „Du kannst; doch warum mußt du? sag!“

Der Punkt ward oft zuvor besprochen, doch
Fügte sich stets der Gast dem Wirthe noch,
Doch jeder Tag rief Furcht und Zweifel auf,
Er hört jetzt nicht, daß Alles noch wohl auf,
Wie sonst geschehn! wie wenig auch geschrieben,
Schien ihm die Schreib'rei doch von Gram getrieben,
Beengt! Er sah gesuchtes Streben, zu erfreun;
— Mathildens Frohsinn nicht — nur Angst und Pein!
Der Liebe Sprache fand er auch nicht mehr
So treu wie sonst — An Deutung — o wie schwer!
„Einbildung!“ sprach Georg, „nur selbstgeschaffne Pein.“
Und da zu bleiben willigt Richard ein.

„Reit'st du?“ sagt Georg; „der Morgen ist so schön.
Thu's, nach 'nem Kauf hab' ich mich umgesehn,
Doch sind gefällig es im oceans schön:
Südlich zuerst, mein Richard, nimm den Weg.
Dann über Hilton Bridge, durch Beeken Clay,
Bei Dunham Wood dich fein nach Osten wende,
Und vor dir liegt der Ocean ohn' Ende;
Dann reit' den Berg hinauf, reit' unten hin,
Du wirst entzückt, ich kenne deinen Sinn;
'S ist eine Aussicht, daß ein Mann müht' stehn,
Und sollt' am Hochzeitag zur Braut er gehn.
Bei Tilbury Sluice steig nochmal auf und dann
Ein artig Haus, und einen Garten d'ran,
Groß, wohlbepflanzt, siehst du — ein freundlich Bild — alsdann;
Ein wenig Kunst, ein wenig Pracht dabei.
Ein trüber Mann, seines Gewerbes frei,
Zog sich dahin — er kam, als Landmann wohl bereit
Und Kosten waren's nicht, die er gescheut.
Viel Bücher kauft' er, las auch ein'ge wohl,
Und stand oft auf, den Kopf Projecte voll,
Von Enten, die im Laufe er erzielt,
Und Heerdenzucht, die er noch nicht erzielt.
Wie hatten eben den Humor gefunden,
Gesehn — er sah nicht — wie die Sachen stunden,
Als Nachbarn uns begrüßt, die gern sich sehn,
Gehört, wie es in Dowling-Street mag gehn,
Bedachten, was die Freundinnen gesagt,
„Wir wußten nicht, was wohl dem Mann behagt;
Der reich und herzlich gut“ — wahr mocht 's wohl seyn!
Er wünscht etwas, doch war die Zeit nicht fein.
Erkältung traf ihn noch vorm Herbst! gering
Im Anfang, doch ward tödtlich sie für ihn; —
Kurz war nun der Besitz des Hauses sein —
Geh, aber hüte dich vor'm Herbste fein.

Merk' auf die Zimmer, nimm ihr Maaß wohl Acht,
Sieh, ob verbraucht sie, ob sie schön gemacht,
Besuch' den Garten, die nutzbare Hecke,
Und finde etwas, das dir Beifall wecke,
Dann lobst du es mit einem Kenner Blick,
Es wär' mir lieb! — genug — komm froh zurück.
Doch, bei der Schleuße, geh' der Hütte nicht
Vorbei, bis sich dein Auge hingerichtet
Aufs kleine Geißblatt-Fenster und gesehn,
Ob du, durch Glückes Gunst den Geist magst sehn;
Doch nur ein Blick und du magst weiter gehn,
Er sieht die Fremden und er kennt dich nicht.“

Richard kehrt wieder, und trat zum Bruder hin,
Nicht nachdenklich, doch auch nicht froh sein Sinn;
Ein heftiges Gefühl hatt' ihn zur Ruh' gebracht
Als denk' er nichts oder hab' zu viel bedacht,

Gleich einem Mann auch, der gern sprechen möchte,
Doch wünscht, daß ihn der Hörer dazu beächte.

Drauf Georg — „Was mochtest du verbergen, wie?
Was mir gestehen, Bruder?“ — „Wer, fragt er, ist sie?
Der Engel, den ich sah, mit wem ist sie verwandt?
Mit diesem schönen Wesen mache mich bekannt,
Und gern lob' ich dir Kauf und Haus und Land.“

„Ihr wär das Landhaus auf der Höhe und
Westlich vom Meer, gerad jenseits dem Sund.
'S ist größer als das andre, das wohl ehr
Zur Wohnung einer Dame passend wär.
Doch ach! das Wesen, so weit mir bekannt,
Wird bald sich wenden in ein anderes Land.
Du zartes Kind! sagt ich, als mein Blick sie
Zuerst gesehn, breit'st du die Flügel aus zu fliehn?
Willst du verschwinden? schöner Geist, verweil' —
Denn wird er nicht (so fragte ich) verwehn?
Nein, er war sterblich — nahe ungesehn,
Seh' ich des Busens Schmerz, im Aug' die Thrän';
Sie dachte tief, denn lauschend blieb ich stehn;
Sie las anfangs, legte das Buch dann weg,
Stützt dann ihr schönes Haupt auf ihre Hand
Und unbewußt ihr Thrän' auf Thrän' entrann.

„Bist du,“ sagt' ich, „des Kummers Raub so sehr?“
Und ritt hinweg, das Herz von Mitleid schwer.

„Sag, Bruder, mir, ist's Furcht, die sie bewegt,
Vor jener Stunde, die zum Tod sie trägt?
Hat sie Verwandte? liebt sie? — Ich fühl' Schmerz
Und Mitleid, willst enthüllen mir ihr Herz?“

„Es wird nicht dauern, Richard, denn 's ist rein
Und sanft ihr Leid, sie singt's zur Ruhe ein;
Wo nicht, sie spricht ihm zu; und bleibt es doch,
Hat Mittel sie, die Keinem fehlten, noch.

Ob ihr aus Sehnsucht erst die Krankheit kam,
Ob von Natur sie schon den Keim entnahm,
Bleibt ungewiß; zu zart war die Gestalt,
Und dieser Schmerz — sie unterliegt wohl bald.

„Doch wenn auch willig aus der Welt zu gehn,
Kann ich bei ihr getäuschte Lieb' nicht sehn,
Und nicht behaupten möcht ich, daß das Herz,
Gebrochen einmal, nie besiegt den Schmerz.“

(Schluß folgt.)

Legende von der Schwester Beatrix.

Von Charles Nodier.

O meine Freunde, die das himmlische Feuer, das den Menschen am Tage seiner Schöpfung beseelte, noch nicht ganz verlassen; die ihr noch eine Seele habt um zu glauben, zu empfinden und zu lieben; die ihr noch nicht verzweifelt habt an euch und eurer Zukunft in diesem Chaos von Nationen, wo man an Allem verzweifelt: kommt und nehmt Theil mit mir an diesen Entzückungen des Worts, welche dem Gedanken wieder aufleben machen das glückliche Leben der Jahrhunderte der Unwissenheit und Tugend; aber verlieren wir keine Zeit, ich beschwöre euch! Morgen vielleicht wäre es zu spät! Der Fortschritt hat zu euch gesagt: ich setze mich in Bewegung, und wirklich setzt sich das Ungeheuer in Bewegung. Wie der physische Tod, von welchem der lateinische Dichter spricht, so pocht der Elementarunterricht, dieser häßliche Tod der Intelligenz und der Einbildungskraft, an den Schwellen der geringsten Hütten an. Alle die Plagen, welche die Schrift nach sich zieht, alle Plagen der Buchdruckerkunst, ihrer verkehrten, fruchtbaren Schwester, drohen die letzten Freistätten der alterthümlichen Ehrbarkeit, Unschuld und Frömmigkeit anzugreifen, unter einem Geleite finsterer Pedanten. Einige Tage noch, und diese erstehende Welt, welche die Wissenschaft des Uebels in der Wiege ergreifen wird, wird ein lächerliches Alphabet, aber keinen Gott mehr kennen; noch einige Tage, und was noch übrig ist von Kindern der Natur, ach! wird so dumm und boshaft seyn wie ihre Lehrmeister. Eilen wir ein Ohr zu leihen den köstlichen Geschichten des Volks, ehe es sie vergessen hat, ehe es darüber erröthet, und seine keusche Poesie, ihrer Nacktheit sich schämend, sich mit einer Hülle bedeckt sieht, wie die aus dem Paradies verbannte Eva.

Nicht weit vom höchsten Gipfel des Jura, an seinem westlichen Abhang sah man noch vor etwa einem halben Jahrhundert einen Haufen Ruinen, welche der Kirche und dem Kloster Notre-Dame des Epines fleuries angehörten, am Ende einer engen und tiefen Schlucht, die jedoch gegen Norden sehr geschützt ist, und alljährlich vermöge ihrer günstigen Lage die seltensten Blumen der Gegend hervorbringt. Eine halbe Stunde davon läßt das andre Ende der Schlucht ebenfalls Trümmer eines alten Herrenhauses sehen, das wie das Haus Gottes verschwunden ist. Man weiß nur, daß es bewohnt gewesen von einer Familie, die in den Waffen sehr berühmt gewesen seyn soll, und daß der letzte der edeln Ritter, von denen es den Namen hatte, bei der Eroberung des Grabes Jesu Christi umkam, ohne einen Erben zu hinterlassen zur Fortpflanzung seines Stammes. Die trostlose Wittwe wollte einen Ort nicht verlassen, der so ganz geeignet war ihre Schwermuth zu hegen, aber das Gerücht ihrer Frömmigkeit verbreitete sich weithin mit ihren Wohlthaten, und eine glorreiche Tradition weiht für immer ihr Gedächtniß der Verehrung der christlichen Generationen. Das Volk, das alle ihre andern Titel vergessen, nennt sie noch die Heilige.

An einem jener Tage, wo der Winter, seinem Ende nahe, plötzlich in seiner Strenge nachläßt unter den Einflüssen eines gemäßigten Himmels, wandelte die Heilige, wie sie pflegte, in dem langen Baumgang ihres Schlosses auf und ab, den Geist beschäftigt mit frommen Betrachtungen. So kam sie bis an die Dorngesträuche, welche noch jetzt den Ausgang desselben bilden, und war nicht wenig überrascht zu finden, daß einer dieser Sträuche schon in seinem vollen Frühlingsschmuck prangte. Sie trat eilends darauf zu, um sich zu versichern, daß es nicht eine Täuschung sey, bewirkt durch zurückgebliebene Reste wiederspenstigen Schnees, und entzückt, als sie sah, daß er wirklich von einer unzählbaren Menge schöner, weißer Sternchen mit rothen Strahlen übersäet war, pflückte sie vorsichtig einen Zweig ab, um ihn in ihrem Betsaal an einem Bild der heiligen Jungfrau aufzuhängen, der sie von Jugend an diese Verehrung weihte, und ging freudig zurück, daß sie ihr dieß unschuldige Opfer darbringen könne. Sey es nun, daß dieser schwache Tribut der göttlichen Mutter Jesu wirklich angenehm war, sey es daß eine ganz eigenthümliche Freude, die man nicht genau schildern kann, die kleinste Ergießung eines zärtlichen Herzens gegen den Gegenstand seiner Liebe begleite: nie hätte sich die Seele der Schloßfrau unaussprechlicheren Gefühlen und Rührungen geöffnet, als an diesem süßen Abend. Auch gelobte sie sich mit einer kindlich harmlosen Freude, jeden Tag zu dem blühenden Strauch zurückzukehren und alle Tage einen frischen Kranz davon mitzubringen. Man kann glauben, daß sie dieß Versprechen hielt.

Eines Tags jedoch, als die Pflege der Kranken und Armen sie länger als gewöhnlich zurückgehalten, kam ihr, wie sehr sie sich auch beeilte, ihr Blumenbeet in der Wildniß zu erreichen, doch die Nacht zuvor, und es heißt, sie habe schon angefangen zu bereuen, daß sie sich so weit in die Einsamkeit gewagt, als eine sanfte und reine Helle, ähnlich der des werdenden Tages, ihr plötzlich alle Sträuche in voller Blüthe zeigte. Sie blieb einen Augenblick stehen, weil sie dachte, dieß Licht könne von einem Räuberlager herkommen, denn es war unmöglich anzunehmen, es werde verursacht durch Myriaden von Leuchtkäfern, die vor ihrer Zeit ausgeschlüpft. Das Jahr war damals noch zu weit entfernt von den lauen, friedlichen Sommernächten. Indeß stellte sich ihr die Odliegenheit, welche sie übernommen, wieder dar und belebte wieder ein wenig ihren Muth, so daß sie leichten Schrittes weiter ging, den Athem anhaltend, auf das Gesträuch mit den weißen Blüthen zu, mit zitternder Hand einen Zweig faßte, der von selbst ihren Fingern zu folgen schien, so wenig leistete er Widerstand, und den Weg ins Herrenhaus wieder einschlug, ohne daß sie wagte sich umzusehen.

Während der ganzen nächsten Nacht sann die heilige Dame über diese Erscheinung nach, ohne daß sie sich dieselbe erklären konnte, und da es ihr am Herzen lag, das Geheimniß zu ergründen, begab sie sich am folgenden Tag zur gleichen Stunde des Abends zu den Sträuchen, in Begleitung eines treuen Dieners und ihres alten Caplans. Das sanfte Licht war daselbst ausgegossen wie am Tage zuvor, und schien, je näher sie kamen, um so lebhafter und strahlender zu werden. Jetzt blieben sie stehen und beugten die Kniee, weil ihnen das Licht vom Himmel zu kommen schien; sodann stand der gute Priester allein auf, machte ehrfurchtsvoll einige Schritte gegen die blühenden Sträuche hin, indem er eine Kirchenhymne sang, und bog sie ohne Mühe bei Seite, denn sie öffneten sich wie ein Schleier. Das Schauspiel, das sich in diesem Augenblick ihren Blicken darbot, erfüllte sie mit solchem Staunen, daß sie lange Zeit unbeweglich stehen blieben, ganz durchdrungen von Dankbarkeit und Freude. Es war ein Bild der heiligen Jungfrau, einfach und kunstlos aus grobem Holz geschnitzt, mit frischen Farben belebt durch einen nicht sehr kunstreichen Pinsel, und in Kleider gehüllt, welche nur einen naiven Luxus offenbarten; aber von diesem Bild ging der wunderbare Glanz aus, von dem der Ort erhellt war. „Ich grüße dich, Maria, Gnadenreiche!" sagte endlich der Caplan, sich zu Boden werfend, und bei dem harmonischen Geflüster, welches sich in allen Büschen erhob, als er diese Worte gesprochen, hätte man glauben können, sie würden von einem Chor von Engeln wiederholt. Er sprach dann mit feierlicher Stimme die wunderbaren Litaneien, worin der Glaube, ohne es zu wissen, die Sprache der erhabensten Poesie gesprochen, und nach neuen Handlungen der göttlichen Verehrung hob er das Bild mit seinen Händen empor, um es nach dem Schloß zu tragen, wo es ein seiner würdigeres Heiligthum finden sollte, während die Dame und der Diener, die Hände gefaltet und die Stirne gesenkt, ihm langsam folgten, in seine Gebete mit einstimmend.

Ich brauche nicht erst zu sagen, daß das wunderbare Bild in eine schöne Nische gestellt, daß es mit wohlriechenden Kerzen umstellt, mit Düften gebadet, mit einer reichen Krone geschmückt, und bis Mitternacht von dem Gesange der Andächtigen gefeiert wurde. Am Morgen aber fand man es nicht mehr und eine lebhafte Unruhe entstand unter den Christen, welche dessen Erlangung mit so reinem Glück erfüllt hatte. Welche unbekannte Sünde konnte diese Ungnade der Heiligen dem Herrenhaus zugezogen haben? Warum hatte die himmlische Jungfrau es verlassen? Welchen neuen Aufenthaltsort hatte sie gewählt? Man erräth es leicht. Die selige Mutter Jesu hatte den bescheidnen Schatten ihrer Lieblingssträuche dem Glanz einer weltlichen Wohnung vorgezogen. Sie war in die Frische des Waldes zurückgekehrt, um den Frieden ihrer Einsamkeit und die süßen Düfte ihrer Blumen zu genießen. Alle Bewohner des Schlosses begaben sich Abends dahin und fanden sie dort strahlender als am vorigen Tag. Sie fielen in ehrfurchtsvollem Schweigen auf die Kniee.

„Mächtige Königin der Engel!" sagte die Schloßfrau, „dieß ist der Aufenthaltsort, den du vorziehst. Dein Wille geschehe!"

Und bald darauf erhob sich wirklich ein Tempel, reich an all dem Schmuck, welchen in jenen Jahrhunderten der Phantasie und tiefer Empfindung der begeisterte Baumeister verschwendete um das angebetete Bild. Die Großen der Erde wetteiferten, es mit ihren Geschenken zu bereichern; die Könige begabten es mit einem Tabernakel von lauterm Gold. Das Gerücht seiner Wunder verbreitete sich weithin über die christliche Welt, und zog in das Thal eine Menge andächtiger Frauen, die sich dort einer Klosterregel unterwarfen. Die heilige Wittwe,

mehr als je ergriffen von dem Licht der Gnade, konnte den Titel einer Superiorin dieses Hauses nicht ablehnen. Sie starb darin hochbetagt, nach einem Leben, reich an guten Werken, Beispielen und Opfern, das sie wie einen Wohlgeruch zu den Füßen der Altäre der Jungfrau aushauchte. Das ist, nach den handschriftlichen Chroniken der Provinz, der Ursprung der Kirche und des Klosters Notre-Dame des Épines fleuries.

Zwei Jahrhunderte waren verstrichen seit dem Tode der Heiligen, und eine jugendliche Jungfrau aus ihrer Familie war noch, nach dem Gebrauch, Schwester Custodin des heiligen Tabernakels; d. h. sie hatte die Aufsicht darüber, und hatte das Tabernakel an den festlichen Tagen aufzuschließen, wo das wunderthätige Bild der andächtigen Menge gezeigt wurde. Sie hatte die Obliegenheit, dessen Anzug und Schmuck immer glänzend zu halten, Staub und Insecten davon zu verscheuchen; zum Kranze oder zum Schmuck des Altars die anmuthigst geformten und in der Farbe kenschesten Blumen zu pflücken, daraus Sträuße, Gewinde, Guirlanden zu fertigen, welche dann wieder durch das große nach Osten offene Fenster eine Menge purpur- und azurfarbigen Schmetterlinge, fliegende Blumen der Einsamkeit, herbeilockten. Unter diesen unschuldigen Tributen hatte die Weißdornblüthe in ihrer Zeit immer den Vorzug; und für die übrigen Jahreszeiten alle nachgemacht mit einer Kunst, deren Geheimniß die andächtigen Schwestern der Natur abgelauscht hatten, ruhten sie an der Brust der schönen Madonna in einem dichten Strauß mit einem Silberband umwunden. Die Schmetterlinge selbst hätten sich manchmal täuschen lassen können, aber sie wagten nicht auf diese himmlische Blumen sich niederzulassen, die nicht für sie gemacht waren.

Die Schwester Custodin nannte sich damals Beatrix. Höchstens achtzehn Jahre alt, hatte sie kaum je gehört, daß sie schön sey, denn sie war mit fünfzehn Jahren in das Haus der heiligen Jungfrau getreten, so rein wie ihre Blumen.

(Fortsetzung folgt.)

St. Trutbert.

Nach dem Englischen.

St. Trutbert strebte himmelan
Und kam, so weit man kommen kann.
Saß in der Klaus' in guter Ruh'.
Doch schel sah der Versucher zu.
Es hatte just am Firmament
Der Hund sein hitzig Regiment;
Der Tag war heiß, der Abend schwül,
Den Heiligen ein Durst befiel.
Er stieg hinab zum Quell gemach,
Doch rückwärts ihm der Krug zerbrach.
St. Trutbert sprach: ist so auch gut,
Die Hand dieselben Dienste thut.
Die Nacht blieb warm, der Durst nahm zu,
St. Trutherten floh Schlaf und Ruh.
Neunmal stieg er zum Quell hinab,
Der Stärkung für die Rückkehr gab;
War er aufs Lager hingestreckt,
Die trockne Zung' ihn bald erweckt.
Und als der kühle Morgen schien,
Da war des Hril'gen Muth dahin.
Da kam das Reßlein Tenta her
Mit einem Krug und bat ihn sehr:
Der Krug, den ich am Wege fand,
Wird Euch zur rechten Zeit gesandt!
St. Trutbert sprach: was Eva gab,
Den Adam bracht' es in das Grab.
Und müßig stand der Krug am Tag,
Doch wieder schwül die Nacht anbrach.
St. Trutbert sprach zum Krug gekehrt:
Der Durst mir Nachts die Andacht stört!
Er schöpft noch zwier mit hohler Faust,
Doch in der Fern' ein Wetter braust.
Er spricht: Noth kennet kein Gebot,
Ich brauch den Krug, das Wetter droht!
Er füllt den Krug mit kühlem Quell,
Er trägt ihn sicher in die Zell';
Doch kaum stellt er ihn an die Wand,
So taumelt er herab in Sand.
Der Klausner merkt, der Fuß sey lahm,
Und alsobald zu Hülfe kam.
Von neuem füllt er seinen Krug.
Von neuem in die Zell ihn trug.
Mit einem Scherben stützt er ihn
Und legt sich zuversichtlich hin.
Doch Stützen hier nicht helfen wollt'.
Das Wasser floß, das Krüglein rollt'.
Neunmal der Klausner sich bemüht
Und keine Frucht der Mühe sieht;
Vergaß Gebet, vergaß Kasteiu,
Fiel immer ihm das Krüglein ein,
Zuletzt zerriß er 's Scapulir
Und band den Krug an seine Thür.
Doch neckisch ihm der Krug entsprang
Und rollte jach die Zell entlang.
Da brach dem Klausner die Geduld,
Da fühlt' er das Gewicht der Schuld.
Er wirft das Krüglein auf das Feld,
In tausend Stücke es zerschellt:
Verfluchter Krug! zum Teufel fahr!
So bin ich aller Sorgen bar!
St. Trutbert strebte himmelan,
Er fing von vorn' die Büßung an.

Fr. Ad.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 152 u. 153.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

26 December 1840.

Gedichte von Don Francisco Iglesias de la Casa.

Romanzen.

I.

Am Johannestages-Morgen,
Wenn um Eisenkraut und Blumen
Sich zu pflücken, Liebende
Auf die luft'gen Auen ziehen;
Wenn voraus die Dämmerung
Der ersehnten Herrscherin
Der Auroen tanzt den Reihen,
Dann nimm Schäferein, gut auf
Meinen Baum, den ich dir setze,
Den ich spielend in dem Thale
Von Oseya gepflanzt.
Nimm gut auf ihn, meine Herrin,
Laß dir gnädigst ihn gefallen,
Deinen Blick heft' auf die Blätter,
Unter seinen Schatten setz' dich,
Meiner Liebe Erstlingsgabe,
Deiner hohen Schönheit Lorbeer,
Deiner Straße Pomp und Pracht,
Deines Fensters Schmuck und Zier.
Wenn dir's gut dünkt, kommt er leer
Von Guirlanden holder Blumen.
Halte ihn an deine Schönheit,
Höhern Reiz wird er gewinnen.
Deinem Mund entnehme er,
Wie auch ich thun würde, seine
Nelken, seine Lilien deiner
Stirne, deiner Hand Jasmin,
Sauge ein für seine Blätter
Deines Hauches Perlenthau,
Deines Busens süße Düfte.
Dann schwör ich dir, Schäferin,
Ist er König aller Bäume,
Welchem ihre Huldigung
Nachtigallen bringen werden.
Wer dich liebet mir zu Leide,
Wird dich mit Vergnügen anschaun;
Wer sich nicht um dich bewirbt,
Wird Bewunderung ihm zollen,
Und ich singe, holdes Mädchen,
Diese Strophe dir zum Gruß,
Die ich scheid am Fuß des Baumes,
Wenn du sie nicht hören solltest:
Wie blühend bist du!
Wie glücklich bist du!
O Bäumchen, voll Blüthen,
Das der Liebsten gehört.

Vermeide der Rose
Vom beglückten Baum
Meiner Liebe Traum;
Und Amor, der Lose,
Ruft aus Wald und aus Moose
Seinen Gruß zu entbieten:
O Bäumchen voll Blüthen,
Das der Liebsten gehört.

II.

Die Genugthuung der Liebe.

Schütze Gott dich, Schäferin,
Meiner Augen Morgenröthe,
Deines Schäfers holde Göttin,
Seiner Lämmer Königin.
Wie entzückend, wie bezaubernd
Bist du, Mädchen, meinem Auge!
Wohee kommst du so verfrent,
Mit der Venus Reiz geschmückt?

Deine Augen sprühen Blitze,
Süßen Honig schenkt dein Mund,
Weiß wie Schnee ist deine Brust,
Deine Tritte schaffen Rosen.
Ach! warum kann denn dein Schäfer,
Ob er gleich dich zärtlich liebt,
Deiner Flamme nicht entsprechen?
Weil du ihn viel stärker liebst?
Deine Locke strahlet Gold aus,
Und auf deiner Stirne Schnee
Beicht der Morgen für mich an,
Deine Wange gibt mir Blumen,
Deine Lippe Perlenthau.
Weißt du auch, wie süß du liebst?
Weißt, mit welcher Gluth du küssest?
Welch ein Strahl im Aug dir blitzt?
Welche Grazie dich ziert?
Also sprach Arcadius,
Ein verliebter junger Schäfer,
Am Vermählungstag zu seiner
Holden Amaryllis, welche
Mit der Scham der Braut ihn anhört.
Sehr wohl weiß ich, sagt er weiter,
Daß ich nicht bezahlen kann
Deine Liebe, holdes Mädchen,
Aber das weiß ich gewiß,
Daß ich laß die ganze Welt
Um die Schlingen deiner Arme.
Deßhalb gönne, holdes Mädchen,
Meiner heißen Liebesflamme,
Daß ich deine Zärtlichkeit
Dir mit einem Kuß bezahle.

III.

Vor gethan und nach bedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht.

Fünfzehn Jahre hast du, Mädchen,
Und ich zweifle, ob sie voll sind,
Eine Schönheits-Blume, welche
Sieenger sich bewachen sollte.
Noch nicht lange ist es her,
Daß du warst ein winzig Täubchen,
Das noch schnäbelt mit der Mutter,
Das aus Furcht es noch nicht wagte,
Sich vom Neste zu entfernen.
Jetzt doch liebelst du mit Jedem,
Welcher in den Wurf dir kommt,
Gleich als ob ein funfzehnjähriges
Mit dem zwanzigjährigen
Mädchen gleiches Recht genösse,
Sich mit Schäfern abzugeben.
Eine Blume die heranwächst,
Mit den Schäferinnen, welche
In den Dreißigen schon stehen,
Und die krummen Wege lieben,
In der Mitte ihres Alters,
Legst du dich auf Schönheitsmittel.
Nimm in Acht dich, sie verleiten
Dich zu Dingen, deren Anfang,
Süß wie Honig, deren Ende
Bitterer als Galle ist.
Tausend Schäfer wirst du treffen,
Ihren Worten nach voll Liebe,
Doch von so verruchten Herzen,
Wie die mördrerische Schlange.
Wölfen gleich im Schafsgewande
Werden sie die Schlingen legen,
Bis sie dir die Perle rauben,
Die du nicht zu wahren wußtest.
Schon genug hab' ich gesagt,
Wenn dein Schöpfer, welcher dich
Mit solch hohem Reiz begabte,
Auch Verstand dir schenkte, meinem
Weisen Rathe nachzukommen,

Damit machte Delis
Einer schlichten Schäferin
Warm den Kopf, und wie er sah,
Daß sie weg das Antlitz wandte,
Lag er schmeichelnder ihr an:
Nicht traue den Männern,
Sey, o Mädchen, gescheidt,
Sonst mußt du beweinen,
Was dich heute noch freut.

Wie Gold bewahre
Die Blüthe der Jahre,
Sonst pflücket dir
Deines Blümchen Zier
Der Mann, der Barbare;
Sey, o Mädchen, gescheidt,
Sonst mußt du beweinen,
Was dich heute noch freut!

Die selber verschrieben
Ist, o Mädchen, dein Glück;
Hält'st du's fest am Genick,
Werd' als Freund ich dich lieben;
Doch nicht wende den Blick;
Sey, Mädchen, gescheidt,
Denn sonst mußt du beweinen,
Was dich heute noch freut! (!)

Lieder.

I.

Auf des Orients Altan
Läßt Aurora sich erschauen,
Zeiget sich der Wiesen Plan,
Und den blumenreichen Auen.
Thut mit neuem Glanze an
Ihres Schleiers Azurblaue,
Scheucht des Dunkels finstre Macht
Durch des goldnen Wagens Pracht.
Mond und Sterne ohne Scheue
Senkt sie in das Grau der Nacht.
Von der Vögel hellen Chören
Wird sie tausendfach begrüßt,
Wenn sie in der Blume Röhren
Ihre holden Perlen gießt,
Jeden duft'gen Kelch erschließt,
Sanft den Stahl regt in der Luft,
Zephyre in Licht zu baden,
Blumen in des Balsams Duft. —
Wenn sie voller Huld und Gnaden
Zu Cupido's Dienste ruft
Alle Schäfer nah und fern,
Und wenn sie in harten Herzen
Weckt der Liebe süße Schmerzen:
Dann erkennt du, mein Stern!
O Alexis! sie als Heern,
Wie die andern Liebenden,
Sehe, wie von ihren vollen
Wangen Thränenströme rollen;
Doch reicht dieses noch nicht hin,
Zu erweichen deinen Sinn,
Dann seh' dich in meinem Blick,
Welcher unter heißen Zähren,
Denen du allein kannst wehren,
Liebend wirft dein Bild zurück.

II.

Komm, o komm, Filene mein!
Schon ist Phöbus untergangen,
Kehr' in meiner Hütte ein,
Denn der Nord erregt mir Bangen,
Der friert uns durch Mark und Bein.
Schon versorgte seine Thiere,
Mit der schönen Schäferin,
Jeder Schäfer im Revière.
Komm, o meine Königin,
Gib dich meinen Armen hin,
Wo der Liebesqual Verengen,
Wo die Sehnsucht, die durchdringt
Deines Schäfers Herz, bezwingen
Deine Gluth, dir stets sich jüngt,
Meiner Liebe feur'ge Schlingen.
Da uns solche heitre Nacht
Amor gütigst zugedacht,
So komm eilig auf dein Pöstchen,
Komm, o komm, Filene,
Und ein andrer sing das Restchen
Dieser Cantilene.

III.

Rings um einen schatt'gen Baum,
Wo, versenkt in süßen Traum,
Lag mein Liebchen in der Kühle,
Trieb ein Stieglitz seine Spiele,
Doch bemerkte er sie kaum,
Als er keinen Augenblick
Wollt' von ihrer Seite weichen,
Hielt es für das größte Glück
Ihr zu weihn der Liebe Zeichen.
Bald setzt er sich ihr in Schooß,
Bald entfernet er sich wieder,
Bald, so schnell als ein Geschoß,
Läßt aufs neu sich sein Gefieder
In der Holden Schooße nieder;
Bald singt er trotz Cupidon
Als der Huld'gung Angebinde
Schmeichlerisch ihr in das Ohr
Seine holden Lieder vor.
Doch geweckt von seinen Tönen,
Oeffnet sie der Augen Schloß,
Und getroffen von der schönen
Flammensprühendem Geschoß
Fällt er todt ihr in den Schooß.

Legende von der Schwester Beatrix.

(Fortsetzung.)

Es gibt ein glückliches oder unheilvolles Alter, wo das Herz eines Mädchens sich bewußt wird, daß es geschaffen sey zu lieben, und Beatrix hatte dieß Alter erreicht; aber jenes zuerst unbestimmte und unruhige Bedürfniß hatte ihr nur ihre Pflichten noch theurer gemacht. Unfähig damals sich die geheimen Empfindungen zu erklären, von denen sie bewegt wurde, hatte sie dieselben für den Instinct einer frommen Inbrunst genommen, die sich anklagt, nicht glühend genug zu seyn, und die in der Schuld gegen den geliebten Gegenstand zu seyn wähnt, so lange sie nicht bis zur Schwärmerei und zum Wahnsinn liebt. Der unbekannte Gegenstand ihrer Entzückungen entging ihrer Unerfahrenheit; und unter denjenigen, die in den Gesichtskreis ihrer unschuldig kindlichen Seele kamen, schien ihr die heilige Jungfrau allein jener leidenschaftlichen Anbetung werth, der sie kaum mit ihrem Leben genug thun zu können meinte. Dieser unablässige Cultus war die einzige Beschäftigung ihrer Gedanken, der einzige Reiz ihrer Einsamkeit ge-

worden; er erfüllte selbst ihre Träume mit geheimnißvollem Schmachten und unaussprechlichen Verzückungen. Man sah sie oft vor dem Tabernakel daliegen, ihrer himmlischen Beschützerin von Schluchzen unterbrochene Gebete zusendend, oder den Estrich mit ihren Thränen benetzend, und die himmlische Jungfrau lächelte ohne Zweifel von ihrem ewigen Thron herab über diese glückliche und zärtliche Täuschung der Unschuld, denn die heilige Jungfrau liebte Beatrix und freute sich von ihr geliebt zu werden. Und vielleicht hatte sie auch in dem Herzen der Beatrix gelesen, daß sie immerdar von ihr geliebt werden werde.

Um diese Zeit trat ein Ereigniß ein, welches den Schleier hob, unter dem das Geheimniß der Beatrix bisher für sie selbst verborgen gewesen. Ein junger Edelmann der Umgegend ward von Mördern angegriffen und war für todt im Walde geblieben; und obgleich er höchstens noch durch ganz leise Spuren das Vorhandenseyn eines dem Erlöschen ganz nahen Lebens verrieth, brachten ihn doch die Diener des Klosters in ihr Krankenzimmer. Da die Töchter der Schloßherren zu jener Zeit von der frühesten Jugend an im Besitz der Kunst der Recepte und des Verbandes waren, wurde Beatrix von ihren Schwestern abgeschickt, dem mit dem Tode Ringenden beizustehen. Sie bot Alles auf, was sie von dieser nützlichen Wissenschaft gelernt hatte, aber mehr noch zählte sie auf die Hülfe und Verwendung der wunderthätigen Jungfrau; und ihre langen und mühseligen Nachtwachen, getheilt zwischen den Sorgen und Geschäften der Krankenwärterin und den Gebeten der Dienerin Maria's, hatten all den Erfolg, den sie davon gehofft hatte. Raymond öffnete seine Augen wieder dem Licht und erkannte seine Retterin; er hatte sie einigemal in dem Schlosse gesehen, wo sie geboren war.

„Ha!" rief er aus, „Beatrix, seyd Ihr es, die ich wieder finde? die ich in meiner Kindheit so sehr geliebt, und die als meine künftige Gattin zu denken mir das zu schnell wieder vergessene Versprechen Eures und meines Vaters mir gestattete! durch welches trauriges Verhängniß sehe ich Euch wieder hier, gefesselt durch die Bande eines Lebens, das nicht für Euch gemacht ist, und unwiederbringlich geschieden von jener glänzenden Welt, deren Zierde Ihr waret? Ach! wenn Ihr selbst diesen Stand der Einsamkeit und der Selbstverläugnung gewählt habt, Beatrix, ich schwöre es Euch, so war es, weil Ihr Euer Herz noch nicht kanntet. Die Verpflichtung, die Ihr eingegangen, unbekannt, wie Ihr es waret, mit den natürlichen Empfindungen aller athmenden Geschöpfe, ist nichtig vor Gott wie vor den Menschen. Ihr habt, ohne es zu wissen, verläugnet und preisgegeben Eure Bestimmung als liebende Braut, als Gattin und Mutter! Du hast dich, armes, theures Kind, verdammt zu einem Leben der Langenweile, der Bitterkeit und des Verdrusses, dessen lange Traurigkeit hinfort keine Freude lindern und versüßen wird. Ist es doch so süß zu lieben, so süß geliebt zu werden, so süß dadurch, daß man liebt, wieder aufzuleben in den Gegenständen, die man liebt! Die reinen Freuden einer Neigung, die das Leben verdoppelt, vervielfacht; die Zärtlichkeit eines Freundes der dich anbetet, der dir alle Augenblicke verschönert durch neue Feste, der nur lebt, um dich zu erheitern und dir zu gefallen; die unschuldigen Liebkosungen holder, frischer, anmuthiger Kinder, so froh ihres Daseyns, die eine barbarische Laune dem Reich des Nichts als Raub gelassen — siehe, das ist es, was du verloren hast! Das ist es, was du verloren hättest, meine Beatrix, wenn eine verblendete Hartnäckigkeit dich in dem Abgrund zurückhielte, in welchen du dich gestürzt hast! Aber, nein!" fuhr er mit noch lebhafterer Aufregung fort, „du wirst nicht verkennen die Absichten deines und meines Gottes, der uns nur so zusammengeführt, um uns für immer zu vereinigen! Du wirst dich ergeben den Wünschen der Liebe, die dich anfleht und dich erleuchtet! Du wirst die Gattin deines Raymond seyn, wie du seine Schwester und seine Geliebte bist! Wende nicht deine thränenvollen Augen von ihm ab! Entreiße ihm nicht deine Hand, die in der seinigen zittert! Sag' ihm, daß du bereit seyst, ihm zu folgen und ihn nicht mehr zu verlassen!"

Beatrix antwortete nicht; sie hatte keine Ausdrücke finden können, um ihre Empfindungen wieder zu geben. Sie wand sich aus Raymonds schwachen Armen los, sie entfernte sich verstört, sinnverwirrt, bebend, und sank der Jungfrau, ihrem Trost und Schutz, zu Füßen. Da weinte sie wie sonst auch; aber nicht mehr in einer unverstandenen und gegenstandlosen Rührung; es war ein Gefühl, mächtiger als die Frömmigkeit, mächtiger als die Scham, mächtiger, ach! als die heilige Jungfrau, deren Beistand sie vergebens anrief; und ihre Thränen waren dießmal bitter und heiß. Man sah sie mehrere Tage nach einander in brünstigem Flehen daliegen, und man verwunderte sich nicht darüber, weil Jedermann im Kloster ihre leidenschaftliche Andacht und Verehrung für Notre-Dame des Épines fleuries kannte. Ihre übrigen Stunden brachte sie in dem Gemache des Verwundeten zu, dessen Heilung inzwischen nicht mehr so unablässiger Sorgfalt und Pflege bedurfte.

Eines Abends, zu der Stunde, wo die Kirche geschlossen ist, wo alle Schwestern sich in ihre Cellen zurückgezogen haben, wo Alles, selbst das Gebet, schweigt, — siehe da Beatrix, welche mit langsamen Schritten den Chor gewinnt, die Lampe auf den Altar setzt, mit zitternder Hand die Thüre des Tabernakels öffnet, die mit Stöhnen und die Augen niederschlagend sich abwendet, als fürchtete sie, die Himmelskönigin möchte sie mit einem Blick zerschmettern, und sich auf die Kniee wirft! Sie will sprechen, und die Worte ersterben ihr auf den Lippen, oder ersticken in ihrem Schluchzen. Sie bedeckt sich die Stirne mit ihrem Schleier und mit den Händen; sie sucht sich zu beruhigen und zu kräftigen; sie macht eine letzte Anstrengung; sie entreißt endlich ihrem Herzen einige verworrene Laute, ohne zu wissen, ob sie ein Gebet oder eine Lästerung ausspricht.

„O himmlische Wohlthäterin meiner Jugend!" sprach sie, „o du, die ich so lange einzig geliebt habe, und die immer die theuerste Beherrscherin meiner Seele bleibt, zu welcher unwürdigen Theilung ich dich auch herabziehe, — o Maria, göttliche Maria, warum hast du mich verlassen? Warum hast du gestattet, daß deine Beatrix den gräßlichen Leidenschaften der Hölle zum Raub ward? du weißt, ach! ob ich ohne Kampf derjenigen unterlag, die mich verzehrt! Heute ist es aus, Maria, und es ist aus

für immer! Ich werde dir nicht mehr dienen, denn ich bin nicht mehr würdig dir zu dienen. Ich will gehen, fern von dir zu verbergen die ewige Reue über meine Sünde, die ewige Trauer um meine Unschuld, welche du, selbst du, nicht mehr die Macht hast mir wieder zu geben. Dennoch aber dulde, o Maria, daß ich dich noch anbete! Habe Mitleid mit den Thränen, die ich vergieße, und die wenigstens beweisen, wie fremd ich dem schnöden Verrath meiner Sinne geblieben; nimm meine letzte Huldigung an, wie du alle angenommen; oder vielmehr, wenn mein Eifer für deine Altäre einige Erkenntlichkeit verdiente, sende den Tod der Unglücklichen, die dich darum fleht, ehe sie dich verlassen!"

Als sie diese Worte vollendete, erhob sich Beatrix, näherte sich zitternd dem Bilde der heiligen Jungfrau, schmückte es mit neuen Blumen, ergriff diejenigen, die sie mit den neuen ersetzte, und zum erstenmal sich schämend des frommen Gebrauchs, den sie davon zu machen nicht mehr das Recht hatte, drückte sie sie an ihr Herz in dem geweihten Säckchen des Scapuliers, um sich nicht mehr davon zu trennen. Dann warf sie einen letzten Blick auf das Tabernakel, stieß einen Schrei des Entsetzens aus und floh.

In der folgenden Nacht führte ein schnelles Fuhrwerk den schönen verwundeten Ritter und eine junge, ihren Gelübden ungetreue Schwester, die ihn begleitete, fern von dem Kloster weg.

Das erste Jahr, das nach diesem Verstoß, ward beinahe ganz ausgefüllt von der Trunkenheit befriedigter Leidenschaft. Die Welt selbst war für Beatrix ein neues im Genuß unerschöpfliches Schauspiel. Die Liebe vervielfältigte um sie der alle Mittel der Verlockung, alle Reize, die ihre Verirrung fortdauernd machen, ihr Verderben vollenden konnten; sie schüttelte die Träume der Lust nur ab, um unter dem Entzücken der Feste, unter den Spielen der Tänze und Gaukler und den Concerten der Minstrels zu erwachen; ihr Leben war ein fast bewußtloses Fest, wo die ernste Stimme der Besinnung erstickt durch das Geschrei der Orgie, sich umsonst vernehmlich zu machen versucht haben würde; und doch war Maria nicht ganz aus ihrer Erinnerung verschwunden. Mehr als Einmal, während sie sich auskleidete und schmückte, hatte sich ihr Scapulier unwillkürlich unter ihrer Hand geöffnet; mehr als Einmal hatte sie auf den gewelkten Blumenstrauß der Jungfrau einen Blick und eine Thräne fallen lassen. Mehr als Einmal war ihr das Gebet bis an die Lippen getreten, wie eine verborgene Flamme, welche die Asche nicht zu hemmen vermochte, aber da war es erloschen unter den Küssen ihres Bezauberers, und in ihrem Wahnsinn selbst sagte ihr immer noch eine Stimme in ihr: ein Gebet würde sie gerettet haben.

Sie machte nach nicht gar langer Zeit die Erfahrung, daß es keine dauernde Liebe gibt, außer der, welche durch die Religion gereinigt ist, daß die Liebe zum Herrn und zur Maria allein den Wechseln unserer Gefühle entgeht; daß sie allein unter allen unsern Neigungen zu wachsen und sich zu verstärken scheint mit der Zeit, während die andern so lebhaft brennen und so schnell sich verzehren in unsern Herzen von Asche. Inzwischen liebte sie Raymond so sehr, als sie lieben konnte, aber es kam ein Tag, wo sie erkannte, daß Raymond sie nicht mehr liebe. Dieser Tag ließ sie den noch schrecklichern Tag voraussehen, wo sie ganz verlassen werden würde von dem, um dessen willen sie den Altar verlassen hatte, und dieser gefürchtete Tag kam auch. Beatrix fand sich ohne Schutz und Hülfe auf der Erde, ach! und ohne Schutz und Hülfe im Himmel. Vergebens suchte sie einen Trost in ihren Erinnerungen, eine Zuflucht in ihren Hoffnungen. Die Blumen des Scapuliers waren verdorrt und gewelkt wie die des Glücks. Die Quelle der Thränen und des Gebets war vertrocknet. Das Schicksal, welches Beatrix sich geschaffen, begann sich zu erfüllen. Die Unglückliche empfing ihr Verdammungsurtheil. Je höher man herabfällt auf der Bahn der Tugend, um so mehr Schmach bringt der Fall, um so weniger ist er gut zu machen, und von einer großen Höhe war Beatrix gefallen. Anfangs entsetzte sie sich über ihre Schmach, und am Ende gewöhnte sie sich daran, weil die Springfeder ihrer Seele gebrochen war. Fünfzehn Jahre verflossen so, und fünfzehn Jahre lang hüllte sich der Schutzengel, welchen die Taufe ihrer Wiege gegeben, der Engel mit dem Bruderherzen, der sie so sehr geliebt, in seine Flügel und weinte.

Oh! welche Schätze nahmen diese flüchtigen Jahre mit fort! die Unschuld, die Scham, die Jugend, die Schönheit, die Liebe, diese Rosen des Lebens, die nur Einmal blühen, und selbst das Gefühl des Bewußtseyns, das für alle andern Verluste entschädigt! Die Kleinode, welche sie sonst geschmückt hatten, der ruchlose Tribut, welchen die Ausschweifung dem Verbrechen zollt, lieferten ihr eine Zeitlang eine Hülfsquelle, die nur zu bald erschöpft war. Sie blieb allein, verlassen, der Gegenstand der Verachtung für andere wie für sich selbst, preis gegeben dem höhnischen Uebermuth des Lasters und verhaßt der Tugend, ein abschreckendes Beispiel der Schande und des Elends, auf das die Mütter ihren Kindern deuteten, um sie von der Bahn der Sünde fern zu halten. Sie ward es müde, dem Mitleiden zur Last zu fallen, nur Almosen zu empfangen, die ein frommer Widerwillen oft an den Händen der christlichen Liebe Reuen machte, heimlich unterstützt zu werden nur von Leuten, welche die Schamröthe im Gesicht hatten, wenn sie ihr ein wenig Brod reichten. Eines Tages hüllte sie sich in ihre Lumpen, welche in ihrer Frische und Neuheit ein reicher, glänzender Anzug gewesen waren; sie beschloß den Unterhalt bei Tage und eine Freistätte des Nachts bei solchen zu betteln, die sie nicht gekannt hatten! Sie schmeichelte sich ihre Schmach in ihrem Unglück verbergen zu können; sie machte sich auf den Weg, die arme Bettlerin, ohne einen andern Besitz, als die Blumen, die sie einst dem Strauß der Jungfrau entnommen, und die unter ihren trockenen Lippen nach einander in Staub zerfielen.

Beatrix war noch jung, aber die Scham und der Hunger hatten ihrem Antlitz jene häßlichen Spuren aufgedrückt, welche ein frühes Alter verrathen. Wenn ihr blasses und stummes Antlitz schüchtern die Vorübergehenden anflehte, wenn ihre weiße und zarte Hand zitternd sich öffnete, ihre Gaben zu empfangen, so war Niemand, der nicht geahnt hätte, daß sie wohl schon bessere Tage auf Erden erlebt haben müsse. Die leichgültigsten blieben vor ihr stehen mit einem bittern Blick, welcher zu sagen schien: O meine Tochter, wie seyd Ihr gefallen!... Und ihr Blick antwortete ihnen nicht mehr, denn längst konnte sie nicht mehr weinen. Sie wanderte lange, lange fort, ihre Reise schien kein Ziel finden zu sollen als am Grabe. Eines Tages zumal war sie von Son-

nenaufgang an über einen kahlen Berg auf einem rauhen, steinigen Pfad gewandert, ohne daß auch nur Ein Haus sich zeigte, sie in ihrer Ermüdung zu trösten; ihre einzige Nahrung waren einige geschmacklose Wurzeln gewesen, die sie an Felsenspalten gepflückt; ihre zerrissene Fußbekleidung ließ ihre nackten, blutigen Füße sehen; sie fühlte sich von Hunger und Erschöpfung ohnmächtig werden, als ihr mit einbrechender Nacht plötzlich eine lange Reihe von Lichtern auffiel, welche eine große Wohnung verkündigten, und auf welche sie zuging mit allen Kräften, die sie noch aufbieten konnte; aber beim Zeichen einer silbernen Glocke, deren Ton in ihrem Herzen eine seltsame, unbestimmte Erinnerung weckte, erloschen auf Einmal alle Feuer, und es herrschten nur noch Nacht und Schweigen um sie her. Sie machte jedoch noch einige Schritte, mit ausgebreiteten Armen, und ihre zitternden Hände stützten sich an einem geschlossenen Thor. Hieran hielt sie sich einen Augenblick, wie um Athem zu schöpfen; sie versuchte sich daran anzuklammern, um nicht zu fallen; ihre schwachen Finger versagten ihr; sie glitten aus unter dem Gewicht ihres Körpers. „O heilige Jungfrau!" rief sie aus, „warum habe ich dich verlassen!" und die unglückliche Beatrix ward auf der Schwelle ohnmächtig.

Möge der Zorn des Himmels leicht werden der Schuldigen! Solche Nächte sühnen ein ganz sündiges Leben! Die durchdringende Kühle des Morgens begann kaum in ihr ein verworrenes, schmerzliches Gefühl des Daseyns wieder zu beleben, als sie bemerkte, daß sie nicht allein war. Eine neben ihr knieende Frau hob vorsichtig ihr Haupt empor und betrachtete sie stet und aufmerksam mit der Miene unruhiger Neugier, abwartend bis sie wieder ganz zu sich gekommen wäre.

„Gott sey ewig gepriesen!" sagte die gute Laienschwester, „daß er uns so bald Gelegenheit schickt, eine Handlung der Frömmigkeit zu thun, und einer Unglücklichen Hülfe zu leisten! Das ist ein glückverkündendes Ereigniß für das glorreiche Fest der heiligen Jungfrau, das wir heute begehen! Aber wie kommt es, mein liebes Kind, daß Ihr nicht daran gedacht habt, die Glocke zu ziehen oder mit dem Hammer zu pochen? Es gibt keine Stunde, wo Eure Schwestern in Jesus Christus nicht bereit gewesen wären, Euch zu empfangen! Gut gut!.. Antwortet mir jetzt nicht, armes verirrtes Schaf! Stärkt Euch mit dieser Fleischbrühe, die ich Euch in der Eile gewärmt, sobald ich Euch erblickte; kostet von diesem edeln Wein, der Eurem Magen die Wärme und Euern erstarrten Gliedern wieder Gelenkigkeit geben wird. Gebt mir ein Zeichen, daß Ihr euch besser fühlt. Trinkt, trinkt Alles, und jetzt, ehe Ihr aufsteht, wenn Ihr dazu noch nicht die Kraft habt, hüllt Euch in diesen Mantel, den ich um Eure Schultern geworfen; gebt mir Eure kleinen, erstarrten Hände zwischen die meinigen, daß ich das Blut und das Leben wieder in sie zurückrufe. Fühlt Ihr schon, daß Eure Finger unter meinem Anhauch gelenkiger werden? Oh, es wird Euch bald gut seyn!"

(Schluß folgt.)

Ellen.

(Schluß.)

Sie war 'ne einz'ge Tochter; des Wissens Trieb
War ihrem Vater nicht an Mädchen lieb;
Doch hatt' er Söhn' und Ellen schnell begreift,
Was von den Lehrern jenen wird gereicht.
Als dieß der Vater sah — „'s ist ihr Gemüth,
Sagt' er, das seltsam sie zum Lernen zieht.
Es ist fast Schade um ihr hübsch Gesicht! —
Doch es ist Mode und bringt Unglück nicht.
Frau'n schreiben längst schon Vers' und Komödien
Für das Theater; jetzt Philosophien,
Und wollen ernster Forschung selbst nicht fliehn.
Wenn das ihr Ernst, bin ich umsonst entgegen,
Wo nicht, ihr Streben wird von selbst sich legen.

Ellen, so fand man, hatt' Talent, Stolz nicht,
Durch Sanftmuth ward von ihr der Neid besiegt;
Daß Ellen lernte, zeigte ihr Verstand,
Sanftmuth in Wort und Blick, daß sie empfand.
Er, der die Brüder lehrte, fand in ihr
Ausdauer, Eifer, Wißbegier;
Das sah er und verhehlte nicht sein Glück,
Die Stimme sprach's, es glänzt in seinem Blick.

Nicht jung mehr, auch nicht eben schön, fürwahr,
Paßt er doch gut zu einem Abelard,
Sein sanftes Wesen wiegt Besorgniß ein,
Nur Ellen — Ellen fühlt den Reiz allein.
Erst war es „Kindeslieb'," sie fühlt Entzücken,
Des Geistes theuern Vater anzublicken,
Doch bald entsagt' sie dem geborgten Licht,
Er war — selbst ihrem Geiste — Vater nicht.

Doch Ellen tröstet sich — „Er spricht wohl noch,
Sagt sie, sieht liebend er und schwach mich doch;
Liebend, deßhalb kann er so sichrer reden,
Schwach, drum ist seine Stärke nie vonnöthen;
Und gern vertraut mein Vater Ellen ihm,
Denn er kennt ja als gut und rechtlich ihn."

Gewissenhaft, zu wohl ihr Freund erwägt
Das, was des Vaters, was ihr Herz bewegt.
Er fühlet die Gefahr und seine Pflicht,
Zu fliehen, ehe er ihr unterliegt.
Was soll der Vater, was die Schüler denken?
O er steht an des Abgrunds drohendem Rand,
Und Flucht nur bietet ihm die Rettungshand,
Und kann er, so gefesselt an Flucht denken?
Er weiß, sie liebt; sie sucht nicht zu verhehlen
Die Hoffnung, die die Tugend selbst kann wählen.

Für sie und ihre Offenheit besorgt
Mißtrauend sich, von Trennung Hülf' er borgt.
Er will sie fliehn, doch zögert er's zu thun,
Gern möcht' er ganz von seiner Qual ausruhn;
Doch unentschlossen schwankt er, was zu thun?

Und Ellen, welche ihn in Kummer sieht,
Ist sanften Blicks zu trösten ihn bemüht,
Doch gleich wie Wasser, das ins Feuer sprüht,
Es mehr erhitzt, so wächst auch seine Pein,
Und düstre läßt erstaunt er sie allein.
Beleidigt wohl, doch auch besorgt zugleich —
„Geh nicht," ruft sie, und zögernd er verweilt,
„Bist du denn krank, mein Freund? dein Blick, wie bleich!"
Spricht sie und faßt die willenlose Hand.
„Und du bist kalt und zitterst — bitte, sprich
Zu deiner Ellen, wie befind'st du dich?
Laß sorgend ihre Liebe das zerstreun,
Was ihrem Freunde Unruh kann verleihn."

„Nein, Theure, Sorgen haben wir ja Alle,
Auch mir ist mein Theil Trübsal zugefallen;
Du kannst nicht helfen, Ellen; könnt' es seyn,
Und dürft' es, sucht' bei dir ich Hülf' allein.
Doch kennt uns unsre Pflicht und wär's auch schwer,
Wir müssen handeln nur, wie sie begehrt —
Gesetzt, die Prüfung wär' die deine jetzt:
Könnt'st du entsagen, was dich hoch ergötzt,
Nach fremder Pflicht Gebot?" — „Wärst du bei mir,
Ich würd's versuchen!" sagt das Mädchen hier,
Und seufzend antwortet ein Seufzer ihr.

Und drauf ermannt er sich und ruft: „Leb wohl!"
Und flieht von Ellen und von ihren Schmerzen;
Zum Vater geht er, blutend Weh im Herzen
Und spricht von seinem Weh und, des Entschlusses voll,
Von Kränklichkeit und er gesteht dabei,
Daß er nicht kalt für seine Tochter sey.

Des Vaters Stolz gibt schnellem Zorn sich hin —
„Das Mädchen liebt? Das woll'n Sie doch nur sagen —
Und Sie, voll Ehr' und Stolz woll'n ihr entfliehn! —
Herr, ich bewundre und beneide Ihr Betragen."

Doch als der Vater seinen Unmuth sieht,
Besänftigt sich sein heftiges Gemüth.

„Vergebt dem Vater! — Gern verzeihe ich
Dem Mädchen, das, den Werth erkennend, sich
Ihm zugeneigt. Nicht, was das Herz begehrt,
Erfüllt sich stets; — selbst Alter wird bethört!
Wo Sieg nicht winkt, ist Rückzug oft von Werth."

Dann mit der Güte, Weltleuten wohl eigen,
Lobt er die Strenge, die er konnte zeigen;
Findet's nicht wunderbar, daß Jugend liebt,
Nur, daß die Wahl unthulich, ihn betrübt;
Bedauert den Verlust von solch 'nem Mann,
Fragt, ob er sonst ihn unterstützen kann —
Schließt seine Rechnung endlich mit ihm ab,
Und zieht nicht einen Pfennig vom Betrage ab.

Also verläßt Cecil das Haus und flieht
Nach fernen Küsten; darf Ellen nicht mehr sehn,
Darf scheidend ihr nicht, daß er liebt, gestehn.

Lang war er fern, im Kampf mit seinem Gram
Nach Wahrheit strebend, sucht' er Frieden jetzt,
Vergessenheit, drin, was das Glück ihm nahm.

Ein Freund in England gab von Allem Kunde,
Was ihn betrübt, und immer noch ergötzt,
Erzählt, daß Ellen krank, und daß verbannt
Sie bei den Seen leb', wo viele ihr verwandt,
Dort schweife sie in Thal und Fels umher,
Dem Schmerz ergeben, der Verbannung Loos,
Und sammle Kiesel aus dem Bach, vom Felsen Moos,
Verfolge Käfer und so vergingen schwer
In Einsamkeit die trüben Stunden.

Und wieder schrieb er — todt sey der Vater jetzt,
Und Ellen in ihr Heimathdorf versetzt,
Gesinnt wie früher — und offen nun ihr Haus
Den Armen, Kranken, theile Segen aus
Mit Herz und Hand — und so vergeht die Zeit
Verdienstlich, doch nicht lautem Lob geweiht;
Ihr Ziel, sich selbst zu führen; doch stets bereit,
Gefallne zu erheben. Auch leg' sie nicht
Auf Fehler und Verdienst ein groß Gewicht;
Gehorche gern dem Ruf in ihrem Herzen,
Hör' alle Bitten, sehe alle Schmerzen
Und wende sich nur ab von Liebesflehn;
Denn, wenn voll Liebe auch, und hülfbereit,
Sie denk' an Cecil, dem sie sich geweiht.

Also hört ihr Freund so lange, bis zurück
Er kehrt, zu sehn mit eignem Blick.
Er hatte Ring gespart und reiche kam
Er wieder, als er seine Flucht begann;
Etwas ließ ihm sein Vater, und er kehrt
Ins Land, wo er zu sterben einst begehrt.

„Und dürfte ich, sagt er, jetzt nicht mehr hoffen?
Das Mädchen, das so gut einst war, so offen,
Wär' sie's nicht mehr? — Den einst sie Freund genannt,
Wird sie es noch, wenn sie ihn treu erkannt?
Sie kann nicht zürnen, daß ich sie verließ,
Der Tugend opfernd Hoffnung, Lieb — gewiß,
Was mich vertrieb, war ihr ja selbst bekannt."

So dacht' er; doch in Furcht sucht er den Freund,
Daß er dir Zweifel löse; dann vereint
Sie beide zu der Wohnung kamen
Und sandten ihr des Freundes Namen
Durch einen Diener, dem sie einst gewogen,
Weil er ihn damals vorgezogen.

An Ellens Thür die Diener sprachen
Von ihrer Güte — sie hörten es im Wagen.
„Sie könnte bannen allen meinen Schmerz!
Und sie verwirft mich! Das sagt mir mein Herz!"
„Muth!" ruft sein Freund, die Furcht der Liebe
Kennt keinen Grund!" jedoch Cecil blieb trübe,
Er ahnte, schien's den ernsten Spruch zuvor,
Und blickt' furchtsamen Auges auf das Thor,
Nach Antwort bang verlangend — jenem Laut,
Der ihm sein künftiges Geschick vertraut.
Und sieh! er kam! kalt wie des Todes Hand —
„Dem Fräulein sey der Name nicht bekannt!" —
Im Wagen sank der Liebende zurück
Schwach, ohnmächtig nicht — „Bring mich zurück!
Sprach er, 's ist gut! Mein Urtheil ist gesprochen!"
Und kein Laut weiter hat sein Schweigen unterbrochen.

Schnell ordnet er, was mit der Welt ihn band,
Und flieht, dem wildern Schmerz entgeh'nd, das Vaterland.
Mit wen'ger Müh konnt' er die Sehnsucht pflegen
Und in der Einsamkeit die Liebe hegen,
Die ihn nur schmerzlich, froh nicht konnt' erregen.

Er wählte Griechenland, dort, mit der Welt
Zerfallen, leb' er in Trümmern einer frühern Welt.
Dort las und sann und ging er — und weinte, betet, liebt',
Doch schrieb er nicht, nicht Hoffnung ihn umgibt;
Nur auf die Wissenschaft richt't er sein ganz Gemüth,
Bis ihm, mit Todten lebend, allgemach
Des Lebenden Gewohnheit selbst gebrach.
Nur, wo er Unglück sah, da half er gern.
Die Zweifelnden sucht sanft er zu beleh'n;
Auch war sein Geist nicht ohne Heiterkeit
In diesem Zustand, der den Tod nicht scheut.
Wir wissen nicht, was hier die Zeit gethan;
Doch ruhig sah den Tod er nahn.
Wohl dacht' er seufzend noch der frühern Zeit,
Doch wünschte er den Tod — er war bereit.

Indessen denkt arm Ellen, mit sich selbst allein,
„Er sucht mich auf — gewiß, wie könnt' es seyn?
Ich dachte nicht — 's war eine böse Stunde,
Ganz unbedacht sprach ich's nur mit dem Munde,
Und für ein Wort, leichtsinnig ausgesprochen! —
Hab' keinen Freund ich, der ihn mir versöhnt?
Er kommt gewiß — und wieder mir versöhnt
Wird nie das Band der Herzen mehr gebrochen."

Doch als sie hört, daß er in fremdem Land
Verlornen Frieden sucht, ist ihrer auch verbannt;
Noch immer lebt die Hoffnung ihr, daß Liebe
Die leichten Wolken bald vertriebe.
„Sagt ihm kein Freund, daß nur ein Augenblick
Uns Stolz beseelt und daß ein Blick,
Sobald das Opfer ihm gebracht,
Daß eine Thräne uns versöhnlich macht?
Sagt ihm kein Freund von mir: „O kehr' zurück!
Enthülle deinen Wunsch und bring' ihr Glück?"

So sieht die Jungfrau schmerzlich auf die Zukunft hin,
Die stündlich wechselt mit dem wechselnden Sinn
Und da nun Tag' und Wochen, Monat, Jahr vergehn,
Krankt ihre Hoffnung und läßt Furcht entstehn.

Kein Cecil kam! — „Komm, komm! ruft Ellen trüb,
Wie hast du deinen Unmuth also lieb?
Fühlst du nichts mehr von deiner Ellen Lieb'?"

Sie hatte Recht; das Grab umschloß ihn nun,
Und ließ ihn jetzt von seinem Leiden ruhn.
Sie hörte es und sie erwiedert drauf
Mit seinem Wort: „Vollendet ist mein Lauf!"

Des Freundes Nachlaß wird ihr überbracht,
Was ihm geblieben, hat er ihr vermacht.
Hievon erkauft sie Bücher, die ihr werth,
Erfreut mit ihm, wo sie von Armuth hört,
Und wo ein Blick, ein Wort ihr Herz gerührt,
Das ist der Quell dem jeder Dank gebührt.

So sind zehn Jahre Ellen schon verschwunden;
Und ob auch ihre Körperkraft entschwunden,
Ob sie auch nicht mehr suchen kann das Leid
In seiner Hütte, still ist sie noch bereit,
Zu thun, was Trost und Milderung der Sorge leiht,
Und hört der Sterbende auch nicht mehr ihr Gebet,
Sie zeigt, wie duldend man dem Tod entgegengeht.

M...r.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 154.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

30 December 1840.

Neugriechisches.

Einnahme von Konstantinopel.

Genommen haben sie die Stadt,
Genommen Theffalonich,
Genommen Sanct Sophien-Dom,
Das hochgethürmte Münster,
Das einst dreihundert Glöcklein hatt'
Und zwei und sechzig Glocken,
Und einen Priester jede Glock'
Und einen Knecht der Priester!
Kaum war das Heiligthum enthüllt,
Der hohe Herr der Welten,
Da scholl vom Himmel her ein Ruf,
Der ihnen so verkündet:
„Laßt immerhin den Psalmgesang,
„Das Heiligthum setzt nieder!
„Schickt Kunde nach der Franken Land,
„Auf daß man komm' und hole,
„Daß man das Evangelium,
„Das goldne Kreuz entführe,
„Und auch den heil'gen Speisetisch,
„Damit kein Türk' ihn schände."
Als dieß die heil'ge Jungfrau hört,
Da weinten ihre Bilder. —
„Sey ruhig, hohr Heerscheein,
„Und weine nicht und klage!
„Nach langen Jahren, langer Zeit,
„Wird Alles neu dein eigen!"

Einnahme von Tripolitza.

Es war ein regenvoller Tag,
Und eine Nacht voll Schneesturm,
Als sich der Bei Kamilis jüngst
Begab nach Tripolitza.
Er sattelt in der Nacht sein Pferd,
Läßt's in der Nacht beschlagen,
Und auf dem Ritt rufet er
Zu seinem Gott und redet:
„Herr, laß mich ihre Häupter dort,
„Und ihre Oberpriester
„Vorfinden, daß mit ihrem Kopf
„Sie für die Rajas büßen,
„Daß sie nicht greifen zum Gewehr
„Und mit den Räubern ziehen!" — —

Er kam heran, da überfiel
Das Griechenvolk die Veste.
Sag schlossen sie die Türken ein,
Bedrängten sie gewaltig.
Kolokotronis ruft ihm zu
Aus den Umschanzungsgräben.
„Ergib dich, o Kamilis Bei,
„Dem Herr Kolokotronis',
„Daß dir das Leben sey gewährt,
„So dir wie deinen Kindern,
„So dir wie deiner Harem-Schaar
„Und alle deinem Hause!" —
„„Wenn's euch beliebt, ihr Griechen dort,
„„Und ihr, o Rottenführer,
„„Ergeben wir uns alsogleich
„„Dem Herr Kolokotronis'."
Ein Bulukbaschi rief sofort
Von der Bastei herunter:
„„Ungläub'ge, wir ergeben wir
„„Uns euch, armsel'ge Rajas.
„„Wir haben eine starke Burg
„„Und bei uns einen Fürsten.
„„Wir haben ein erprobtes Heer
„„Und Türken als Soldaten.

„„Fünf tödtet jeder mit dem Schwert,
„„Und zehen mit der Flinte,
„„Und fünfzehn jeder auf dem Roß,
„„Und von der Schanz aus dreißig.““
„Nun denn, wohlauf! und schaut,“ — so rief
Alsdann Kolokotronis,
„Wohlauf, und schaut der Griechen Schwert,
„Der Räuber gute Flinten!
„Seht, wie die Griechen stehn im Streit
„Und niederhau'n die Türken!“ — —

Dienstag und Mittwoch, reich an Weh,
Der Donnerstag voll Unheil;
Der Freitag endlich graute schon, —
O, wär' er nicht gekommen!
Beschlossen ward' im Griechenrath,
Die Veste zu ersteigen.
Gleich Adlern stürmen sie heran,
Sie nahn wie Klippenfalken;
Sie brannten ihre Flinten los,
Die engen Feuerschlünde.
Da schrie Kolokotronis auf
Am Aegeorg'schen Thore:
„Laßt immer eure Flinten ruhn
„Und zücket eure Schwerter;
„Treibt vor euch her, was türkisch ist,
„Wie Schafe nach der Hürde!“
Sie trieben sie, sie schlossen sie
Ein in die große Schanze.
Und mit Kolokotronis will
Kekhajas unterhandeln:
„„Abzugsverträge schließ mit uns;
„„Laß ab! Gewähr' uns Schonung!““
„Was faselst du, o Türkenaas?
„Was red'st du, alter Ketzer?
„Gewährtest du Vertrage jüngst
„Im elenden Vostitza,
„Als du die Brüder mir erschlugst,
„Mit ihnen all die Meinen?“

Der Hirt und Charos.

Ein rüstiger Geselle stieg
Von Felsengipfeln nieder;
Er trug die Mütze über Quer,
Die Locken wohl geringelt;
Auf hohem Bergesrücken stand,
Ihm gegenüber, Charos.
Der stieg zur engen Schlucht hinab
Und harrte sein alldorten.
„Von wannen kommst du her, Gesell,
„Geselle, wohin eilst du?“
„„Von meinen Heerden komm ich her,
„„Nach meinem Wohnhaus eil' ich;
„„Ich eile, Brod zu holen, hin,
„„Und dann zurückzukehren.““
„Mich aber, mich hat Gott gesandt,
„Zu holen deine Seele!“ —
„„O laß mich, Charos, laß mich los,
„„Ich flehe, laß mich leben.
„„Ich hab' ein Weib, noch allzujung,
„„Der Wittwenflor mißziemt ihr;
„„Denn geht sie flinken Schritts einher,
„„So heißts: wie sucht sie Freier!
„„Und tritt sie auf mit leisem Tritt,
„„So heißt's: wie thut sie spröde! — —
„„Unmünd'ge Kindlein hab' ich noch,
„„Und Niemand sorgt für Waisen!““
Doch Charos höret ihn nicht an,
Und wollt' ihn mit sich führen.
„„O Charos, wenn du's denn gelobt,
„„Und willst mich mit dir führen:
„„Nun wohl! so komm', und ringen wir
„„Auf dieser Marmortenne,
„„Und wenn du, Charos, mich besiegst,
„„So nimm du meine Seele,
„„Doch sieg' ich, Charon, über dich,
„„So zieh des Weges weiter.““
Drauf kamen sie, und rangen sie
Von früh bis an den Mittag,
Und eben um die Vesperzeit
Streckt Charon ihn zu Boden.

Das reisende Mädchen.

Ein Mägdlein will zu Schiffe gehn
Um ihrer Schönheit willen;
Doch selber schiffen kann sie nicht,
Ist nicht des Rudrens kundig;
Hundert Ducaten zahlt sie dann,
Zur Fahrt ein Schiff zu miethen;
Und andre hundert zählt sie drauf,
Um unentehrt zu reisen.
Kaum war sie vom Gestad entfernt
Zwei Meilen oder drei,
So streckte frech der Schiffspatron
Die Hand nach ihrem Busen;
Das Mägdlein aber sank vor Scham
Leblos zu Boden nieder. — —
Erschrocken meint der Schiffspatron,
Als wäre sie verschieden;
Er faßt sie mit den Händen schnell,
Und stürzt sie in die Seefluth.
Aufwärts treibt ihren Leib die Fluth
In einen Bach Morea's.
Zum Bache kamen Jünglinge
Und Moreotenmädchen,

Sie tauchten mit den Krügen ein,
Und — faßten ihre Locken.
„Sieh da! ein Leib, des Purpurs werth,
„Und Finger, werth der Saiten!
„Sieh, Lippen, für den Kuß gemacht,
„Und wären sie voll Blutes!“
Die rothen Lippen küßt' ich ihr,
Da färbten sich die meinen;
Mit einem Tüchlein wischt' ich's ab,
Da färbte sich das Tüchlein.
Ich wusch es in des Stromes Fluth,
Da färbten sich die Wellen,
Es färbte sich der Küste Saum
Und weit hinaus die Meerfluth,
Es färbten die Galeeren sich
Und stolze Gallionen,
Es färbten sich die zierlichen,
Die pfeilgeschwinden Fischlein.

Serenade.

Vor Thessalonichs hohem Thor
Da setzet sich ein Jüngling hin
Mit schön gelockten Haaren.
In seinen Händen schwinget er
Ein Trommelbecken, pur von Gold,
Und singt sein Weh', und klaget:
„O du mein goldnes Fensterpaar,
„Ihr Jalousie'n, von Silber klar,
„Sagt eurer jungen Herrin doch,
„Daß sie mir zeig' ihr Angesicht!
„Ich bin kein Drache, der sie sticht,
„Kein Leu, der ihr den Nacken bricht!“

Legende von der Schwester Beatrix.

(Schluß.)

Beatrix, von Rührung überwältigt, ergriff die Hände der ehrwürdigen Frau und drückte sie mehrmals an ihre Lippen.

„Es ist mir schon besser,“ sagte sie zu ihr, „und ich fühle mich im Stande zu gehen und Gott Dank zu sagen für die Gnade die er mir erwiesen, daß er mich in dieß heilige Haus geführt hat. Nur, damit ich es in mein Gebet einschließen kann, seyd so gut und sagt mir, wo ich denn bin?“

„Wo anders solltet Ihr denn seyn,“ versetzte die Schwester, „als in Notre Dame des épines fleuries, da es ja kein andres Kloster in dieser Einsamkeit gibt auf mehr als fünf Stunden in der Runde?“

„Notre Dame des épines fleuries!“ rief Beatrix mit einem Freudenschrei, dem sogleich die Zeichen der heftigsten Bestürzung folgten: „Notre Dame des épines fleuries!“ wiederholte sie, indem sie das Haupt auf die Brust sinken ließ: „Der Herr erbarme sich meiner!“

„Ha, meine Tochter!“ sagte die freundliche Schaffnerin, „wußtet Ihr denn das nicht? Es ist wahr, Ihr scheint sehr weit herzukommen, denn ich habe noch nie Frauenkleider gesehen, welche den Eurigen glichen. Aber unsre liebe Frau vom blühenden Weißdorn beschränkt ihren Schutz nicht auf die Bewohner dieser Gegend. Es kann Euch, wenn Ihr schon von ihr habt reden hören, nicht unbekannt seyn, daß sie gut ist für jedermann.“

„Ich kenne sie, und ich hab' ihr gedient,“ versetzte Beatrix; „aber ich komme weit her, wie Ihr saget, gute Mutter, und es ist kein Wunder, wenn meine Augen anfangs diese Stätte des Friedens und Segens nicht erkannten. Doch da ist ja die Kirche, und das Kloster und die Weißdornbüsche, wo ich so viele Blüthen gesammelt! Ach, sie blühen immer!.. ich war noch so jung, als ich sie verließ!.. Es war zu der Zeit,“ fuhr sie fort, ihr Antlitz gen Himmel erhebend mit jenem entschlossenen Ausdruck, welchen die Selbstverläugnung der Reue des Christen verleiht, „es war zu der Zeit, wo Schwester Beatrix Custodin der heiligen Capelle war. Meine Mutter, erinnert Ihr Euch ihrer noch?“

„Wie sollte ich sie vergessen haben, mein Kind, da ja Schwester Beatrix nie aufgehört hat, Custodin der heiligen Capelle zu seyn? Da sie bis auf diesen Tag unter uns geblieben ist, und, so hoffe ich, noch lange ein Gegenstand der Erbauung bleiben wird für die gesammte Schwesterschaft; da wir, nächst dem Schutz der heiligen Jungfrau, kein sichreres Pfand der Gnade des Himmels kennen?“

„Ich spreche nicht von dieser,“ unterbrach sie Beatrix, mit einem bittern Seufzer, „ich spreche von einer andern Beatrix, die ihr Leben in Sünden beschlossen hat, und die vor sechzehn Jahren eben dieß Amt bekleidete.“

„Der gute Gott wird Euch nicht strafen wegen dieser unsinnigen Worte,“ sagte die Schaffnerin, sie an ihre Brust drückend. „Die Noth und die Krankheit, welche Eure Lebensgeister verstören, haben Euer Gedächtniß mit solchen traurigen Träumereien verwirrt. Mehr als sechszehn Jahre bewohne ich dieß Kloster, und nie habe ich eine andre Custodin der heiligen Capelle gekannt, als Schwester Beatrix. Uebrigens, da Ihr ja gesonnen seyd, unsrer lieben Frau Eure Anbetung und Euren Dank darzubringen, geht, meine Schwester, während ich Euch ein Bett bereiten werde, geht hin zum Fuße des Tabernakels; dort werdet Ihr schon Beatrix finden, und Ihr werdet sie leicht erkennen, denn die Güte des Himmels hat gewollt, daß sie alternd doch keinen der Reize der Jugend verliere. Ich werde Euch alsbald wieder aufsuchen, um Euch dann nicht mehr zu verlassen bis zu Eurer völligen Wiederherstellung.“

Nach diesen Worten ging die Schaffnerin in das Kloster zurück. Mit schwankenden Schritten erreichte Beatrix die Treppe der Kirche, kniete auf den Boden, und beugte ihr Haupt bis zur Erde; dann ermuthigte sie sich ein wenig, erhob sich, und von Säule zu Säule trat sie vor bis an das Gitter, wo sie wieder auf ihre Kniee sank. Durch die Wolke hindurch, welche ihren Blick verdunkelte, hatte sie die Schwester Custodin erkannt, welche vor dem Tabernakel stand.

Allmählich näherte sich ihr die Schwester, wie sie die gewöhnliche Umschau an dem heiligen Orte vornahm, die erlo-

schenen Lampen wieder anzündete, oder die gestrigen Kränze mit neuen ersetzte. Beatrix konnte ihren Augen nicht trauen! Diese Schwester — war sie selbst, nicht so, wie sie durch Alter, Sünde und Verzweiflung geworden war, sondern so, wie sie hätte seyn und bleiben sollen in den schuldlosen Tagen der Jugend. War dieß ein durch die Reue erzeugtes Trugbild? War es eine wunderbare Strafe, ein Vorschmack derer, welche der Fluch des Himmels ihr vorbehielt? In dieser Ungewißheit verbarg sie ihr Antlitz in den Händen und lehnte es unbeweglich gegen die Schranken des Gitters, mit dem Rande der Lippen die inbrünstigsten Gebete der frühern Zeiten stammelnd.

Indessen wandelte die Schwester Custodin immer herum. Schon hatten die Falten ihrer Gewänder die Schranken gestreift. Beatrix, zu Boden gedrückt, wagte nicht zu athmen.

„Du bist es, liebe Beatrix," sagte die Schwester mit einer Stimme, deren süße Milde kein menschliches Wort ausdrücken kann. „Ich brauche dich nicht zu sehen, um dich zu erkennen, denn deine Gebete dringen zu mir so wie ich sie sonst vernommen. Es ist lange her, daß ich dich erwartet habe; aber da ich deiner Rückkehr gewiß war, nahm ich deine Stelle ein an dem Tage, wo du mich verließest, damit Niemand deine Abwesenheit bemerke. Jetzt weißt du, was die Genüsse und das Glück werth sind, deren Bild dich verführt, und du wirst nicht mehr weggehen. Dieß ist, unter uns, für Zeit und Ewigkeit. Kehre daher zuversichtlich zurück in den Platz, den du unter meinen Töchtern einnahmst. Du wirst in deiner Celle, wohin du den Weg nicht vergessen hast, die Kleidung finden, die du daselbst gelassen, und mit ihr wirst du wieder deine ursprüngliche Unschuld anziehen, deren Sinnbild sie ist; es ist dieß eine ungewöhnliche Gnade, die ich deiner Liebe schuldig war, und die ich für deine Reue erwirkte. Lebe wohl, Schwester Custodin Maria's! Liebe die Maria, wie sie dich geliebt hat!"

Es war wirklich Maria; und als die verwirrte Beatrix ihre in Thränen schwimmenden Augen gegen sie aufschlug, als sie ihre zitternden Arme gegen sie ausstreckte, ein von Schluchzen unterbrochnes Dankgebet stammelnd, da sah sie die heilige Jungfrau die Stufen des Altars hinansteigen, die Thüre des Tabernakels öffnen, und sich in ihrer himmlischen Glorie unter ihrem goldenen Heiligenschein und den Kränzen von Weißdornblüthen niedersetzen.

Beatrix stieg nicht ohne tiefe Rührung in den Chor hinab. Sie sollte ihre Genossinnen wieder sehen, deren Glauben sie verrathen hatte, und die, ohne Schuld und Sünde, gealtert waren in der Uebung einer strengen Pflicht. Sie schlüpfte unter ihre Schwestern, mit gesenkter Stirne, und bereit sich zu demüthigen beim ersten Schrei, der ihre Verwerfung ankündigen würde. Mit pochendem Herzen horchte sie aufmerksam auf ihre Stimmen und sie hörte nichts. Wie keine von ihnen ihre Entfernung bemerkt hatte, so achtete auch keine auf ihre Rückkehr. Sie stürzte der heiligen Jungfrau zu Füßen, die ihr nie so schön geschienen, und die ihr zuzulächeln schien. In den Träumen ihres Lebens voll Wahn und Täuschung hatte sie nichts erfahren, was einem solchen Glück nahe gekommen wäre.

Das große Fest der Maria, (ich glaube, es war das Fest der Himmelfahrt), ging vorüber unter gemischten Gefühlen von frommer Sammlung und Ekstase, wovon die schönsten frühern Feste dieser Gemeinschaft von Jungfrauen, fleckenlos wie ihre Königin, kaum eine Ahnung gegeben hatten. Die einen hatten vom Tabernakel wunderbares Licht niederströmen sehen, die andern hatten den Gesang der Engel sich zu ihren frommen Gesängen gesellen gehört, und hatten voll Ehrfurcht inne gehalten, um die himmlische Harmonie nicht zu stören. Man erzählte sich geheimnißvoll, es werde an diesem Tage ein Fest im Paradies gefeiert, wie im Kloster des blühenden Weißdorns; und, ein zu dieser Jahrszeit seltsames Phänomen, alle Weißdornen der Gegend hatten wieder Blüthen bekommen, so daß draußen wie drinnen nichts als Frühling und Wohlgeruch herrschte. Und das darum, weil eine Seele zurückgekehrt war an die Brust des Herrn, gereinigt von allen Schwächen und Flecken unsers Daseyns, und weil es kein Fest gibt, das den Heiligen angenehmer wäre.

Nur Eine Unruhe trübte einen Augenblick die harmlose Freude der Tauben der Jungfrau. Eine arme Frau, sehr leidend und krank, hatte sich am Morgen auf die Schwelle des Klosters gesetzt. Die Schaffnerin hatte sie gesehen, hatte sie einigermaßen getröstet und gestärkt; sie hatte für sie ein gutes, welches Bett bereitet, ihre müden, durch Entbehrungen geschwächten Glieder auszuruhen; und dann hatte sie sie vergeblich gesucht. Das unglückliche Geschöpf war verschwunden, ohne daß man eine Spur von ihr fand, aber man vermuthete, Schwester Beatrix möchte sie wohl in der Kirche bemerkt haben, wohin sie sich geflüchtet.

„Beruhigt Euch, meine Schwestern," sagte Beatrix, bis zu Thränen gerührt über diese zarte Sorgfalt, „beruhigt Euch," fuhr sie fort, die Schaffnerin an ihr Herz drückend, „ich habe die arme Frau gesehen und weiß, was aus ihr geworden ist. Ihr ist wohl, meine Schwestern, sie ist glücklich, glücklicher als sie verdient und als Ihr für sie hättet hoffen können."

Diese Antwort beschwichtigte alle Besorgnisse; aber sie fiel auf, weil es das erste strenge Wort war, das aus dem Munde der Beatrix kam.

Nach diesem verfloß das ganze Leben der Beatrix wie ein einziger Tag, wie der Tag der Zukunft, der den Auserwählten des Herrn verheißen ist, ohne Langweile, ohne Sehnsucht, ohne Furcht, ohne eine andere Bewegung — denn ganz können gefühlvolle Herzen sich derselben nicht entschlagen — als der der Frömmigkeit gegen Gott und der Liebe gegen die Menschen. Sie lebte hundert Jahre, ohne dem Anschein nach gealtert zu seyn, denn nur die schlimmen Leidenschaften der Seele machen den Körper altern. Das Leben der Guten ist eine ewige Jugend.

Dann starb Beatrix, oder vielmehr sie entschlief im Frieden zu jenem vorübergehenden Schlummer des Grabes, der die Zeit von der Ewigkeit trennt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

№ 12.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

☞ Weihnachts- und Neujahrsgeschenk für Gebildete.

Aesthetisches Lexikon.

Enthaltend:

Kunstphilosophie.	Plastik.
Poesie.	Graphik.
Poetik.	Architektur.
Rhetorik.	Malerei.
Musik.	Theater.

Von

Ignaz Jeitteles.

gr. 8. Wien, 1839. Zwei Bände. brosch. 4 Rthlr. 8 gGr.

Neuestes, erstes vollständiges ästhetisches Realwörterbuch, voll Geist und Grazie, so gründlich als geschmackvoll, so tief als modern, so erschöpfend als reizend, so wahr als kritisch, so unterhaltend als belehrend, so nothwendig als bequem. Auf 60 Bogen grosses Format in 5000 Artikeln und Abhandlungen. Kunstbegriffe und Kunstausdrücke nach dem neuesten wissenschaftlichen Standpunkt erklärend und berichtigend, ein complettes Lehrbuch der Aesthetik, eine deutliche Verskunst, eine lichtvolle Poetik und Rhetorik, ein ausführliches Lexikon der Musik, Malerei und des Theaters in sich fassend, ist diese alphabetisch geordnete wahre Encyklopädie aller Zweige des Schönen und der schönen Künste, zum momentanen Nachschlagen, wie zum gediegenen Unterricht für jeden Gelehrten vom Fach, wie für Litteraten, Belletristen, Dilettanten, Musiker, Maler, Schauspieler ꝛc., als Lehr-, Haus- und Handbuch unentbehrlich.

Mehr als vierzig Beurtheilungen in deutschen, französischen und englischen Zeitschriften haben die Classicität dieses Werkes anerkannt. „Jeitteles" ästhetisches Lexikon, sagt selbst der neueste Bearbeiter des Artikels, Aesthetik, im Brockhaus'schen „Conversationslexikon der Gegenwart" ist das beste, was diese Richtung in unsern Tagen hervorgebracht hat.

Zu Weihnachtsgeschenken kann daher nichts Angemesseneres empfohlen werden.

So eben ist bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Litteratur der ersten hundert Jahre nach der Erfindung der Typographie, in den mehrsten Hauptfächern der Wissenschaften mit besonderer Rücksicht auf classische Philologie, Geschichte und Chronik, Erd- und Länderkunde, Reisen, Naturgeschichte, Medicin und ihre Zweige, Dichtkunst und Romantik. Ein Beitrag zur Geschichte dieser Wissenschaften im Mittelalter und seinem Uebergang zur neuern Zeit. Von *Chr. Fr. Harless*, Dr., k. Geheimen Hofrath und Professor zu Bonn etc. 19 Bogen in gr. 8., auf f. Druck-Velinpap. Preis 1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Was auf dem Titel dieses Buches zu leisten versprochen ist, das wird auch in dem Buche in reichem Maasse geleistet und noch bedeutend *mehr*, als der Titel angibt. Es ist nicht blos die Litteratur des Mittelalters, die hier aus allen Hauptfächern in grosser Fülle aufgestellt wird, es sind auch historische Schilderungen, in scharfen Grundzügen entworfene Zeichnungen des Standes und Betriebs einzelner Wissenschaften, und selbst Charakteristik einzelner bedeutenden Werke in den Gebieten der Naturkunde, Völker- und Länderkunde, Heilkunde, Geschichte, und vorzüglich der Poesie aus jener Zeit, die dieses Buch für jeden Wissenschaftsfreund *anziehend* machen werden. *Wie* und in welchem Geiste diesen Aufgaben in dem Buche entsprochen worden sey, darüber im voraus zu urtheilen steht dem Verleger nicht zu. Der Name seines Verfassers läßt indessen schon erwarten, was hier gegeben werde. Das Buch hat derselbo den um die Typographie vorzüglich verdienten deutschen Städten Mainz, Köln, Leipzig, Bamberg, Nürnberg, Augsburg, Basel zugeeignet.

Fest'sche Verlagsbuchhandlung in **Leipzig.**

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Christenleben.

Ausgewählte religiöse Betrachtungen in 4 Bändchen.

Von Dr. G. Friedrich.

Erstes Bändchen. Mit einem Stahlstich.

Velinpapier in Umschlag brosch. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

So eben erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Hünefeld (Prof. Dr. **F. L.**), **Der Chemismus in der thierischen Organisation.** Physiologisch-chemische Untersuchungen der materiellen Veränderungen oder des Blutbildungslebens im thierischen Organismus, insbesondere des Blutbildungsprocesses, der Natur der Blutkörperchen und ihrer Kernchen. Ein Beitrag zur Physiologie und Heilmittellehre. *Gekrönte Preisschrift.* Mit einer lithographirten Tafel. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Zur Empfehlung dieser Schrift genügt die Bemerkung, dass sie von der Akademie der Wissenschaften in Göttingen mit dem ersten Preise gekrönt worden ist.

Leipzig, im Julius 1840.

F. A. Brockhaus.

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Essai critique sur la peste

par

J. B. F. E. Lefèvre,

Docteur médecin de la faculté de Paris, au service de S. A. le vice-roi d'Egypte.

gr. 8. brosch. Preis 48 kr. oder 12 Gr.

Inhalt: I. Cause de la peste. II. Contagion de la peste. III. Durée de l'incubation de la peste, déduite de la théorie des miasmes. IV. Observations critiques dirigées contre un rapport, sur la peste, de Mr. de Ségur Dupeyron, adressé au gouvernement français. V. Réflexions critiques inspirées par la lecture d'une brochure intitulée: Relation sur la peste qui a régné en Grèce en 1827 et en 1828 par Mr. le Docteur Cosse de Genève. VI. Quelques réflexions critiques touchant les publications sur la peste de Mrs. les Drs. Boyer et Bulard. VII. Projet d'organisation hygiénique.

Stuttgart und Tübingen, Oct. 1840.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Einladung zur Subscription

auf

Goethe's sämmtliche Werke,

mit neuen Zusätzen vermehrte, neugeordnete

vollständigste Ausgabe.

Vierzig Bände.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Diese Ausgabe wird die erste **durchaus vollständige** von **Goethe's Schriften** zu nennen seyn, indem sie nicht allein den ganzen Inhalt der vergriffenen Ausgabe in 55 Bänden, von 1826—34, und der in 11 Bänden mit 4 Abtheilungen in den Jahren 1836—37 erschienenen, sondern auch alles dasjenige enthalten wird, was jenen Ausgaben bisher noch fehlte.

Sie wird aber auch zugleich den Vortheil einer größeren **Bequemlichkeit** gewähren, und zwar sowohl durch eine beschränktere Bände-Zahl, als die Ausgabe von 1826, wie besonders auch dadurch, daß darin, nachdem nunmehr sämmtliches Material zusammengebracht worden, eine befriedigendere **Anordnung** und **Zusammenstellung des Zusammengehörigen** möglich gewesen, als bei **Goethe's** Lebzeiten, wo selbst während dem Drucke der Ausgabe von 1826 noch verschiedene Werke erst im Entstehen waren, und man über den dereinstigen Nachlaß nur noch wenig Entschiedenes vor Augen hatte.

Diese bessere Zusammenstellung möglichst in **Goethe's** Sinne zu bewirken, war man gewissenhaft bemüht. Und es dürfte wohl dafür sprechen, daß der diese neue Ausgabe redigirende vieljährige Mitarbeiter **Goethe's**, Dr. **J. P. Eckermann** zu **Weimar**, dabei vielfache Andeutungen und Winke hat benutzen können, die ihm aus häufiger Besprechung des Gegenstandes mit **Goethe** selber noch in frischer Erinnerung lebten.

Die **Correctheit des Textes** anlangend, so sind zum Vortheil dieser neuen Ausgabe nicht allein **alle** älteren Editionen zu Grunde gelegt, sondern es sind in zweifelhaften Fällen auch die noch vorhandenen Manuscripte zu Rathe gezogen, so daß man denn nicht allein die beste Lesart hat wählen, sondern auch vielfältige durch mehrere Ausgaben hindurchgehende veraltete Druckfehler hat beseitigen können.

Die unterzeichnete Verlagshandlung beehrt sich hiemit anzuzeigen, daß der Druck dieser, mit der bekannten Taschen-Ausgabe von Schillers Werken in 12 Bänden in Format und Papier ganz gleichen, Ausgabe bereits begonnen hat, und die erste Lieferung von 5 Bänden Anfang Octobers erscheinen wird.

Wir beabsichtigen, das Ganze in 8 Lieferungen, je zu 5 Bänden, herauszugeben, und diese sich von Monat zu Monat folgen zu lassen, so daß alle 40 Bände bis zur Ostermesse 1841 fertig seyn werden.

Die Subscription von 26 fl. 40 kr. oder 16 Rthlr. wird nur erst nach Erscheinung jeder Lieferung je mit 3 fl. 20 kr. oder 2 Rthlr. gezahlt.

In Bezug auf unsere schon früher gemachte vorläufige Ankündigung einer

GALERIE

zu Goethe's sämmtlichen Werken

nach Zeichnungen von

W. Kaulbach und seinen Schülern,

in Stahl gestochen von

Steifensand, Weber, Enzing-Müller, Hoffmann und A.,

zeigen wir hiemit gleichzeitig an, daß diese Sammlung, in 40 Blättern erscheinend, in Format und Papier vorstehender Ausgabe angepaßt und wo möglich mit jeder Lieferung derselben in 5 Blättern ausgegeben werden soll. Um diese **Galerie** allen Käufern der **Goethe'schen Werke** zugänglich zu machen, haben wir den Subscriptionspreis nur auf 5 fl. 20 kr. oder 3 Rthlr. 8 gr. gestellt. Die Lieferung von 5 Blättern kostet demnach 40 kr. oder 10 gr. Das Unternehmen selbst betreffend, bemerken wir nur, daß das Ganze aus einer Reihe von durchaus vollendeten Stahlstichen bestehen wird, denen theils **Kaulbachs** eigene, theils Zeichnungen seiner Schüler zu Grunde liegen. Männer wie **Steifensand, Enzing-Müller, Hoffmann, Weber** liehen ihren gewandten Grabstichel der Vervielfältigung der Zeichnungen jenes Meisters und seiner Schule, und so dürfte es der Unterzeichneten gelungen seyn, mit diesen Blättern eine **Galerie** anbieten zu können, die ein vollendetes, in gleichartigem Geiste durchgeführtes Ganze bildet, wie ein solches noch zu keiner Taschen-Ausgabe gegeben worden ist.

Die erste Lieferung wird enthalten:

1. Elegie. Copie des so herrlichen neuesten Gemäldes Kaulbachs, „Anakreon mit seiner Geliebten." — **2. Faust.** Gleichfalls von Kaulbach. — **3. Götz von Berlichingen.** Von Bendel. — **4. Wilhelm Meister.** Von Muttenthaler. — **5. Reinecke Fuchs.** Von Kaulbach.

Stuttgart, im September 1840. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

...ed by Google

Berghaus' Geographie mit Holzschnitten,

vollständig binnen Jahresfrist in 6-7 Lieferungen à 12 gGr.

Im Verlage von **Graß, Barth & Comp.** in **Breslau** sind so eben die ersten drei Lieferungen (à 12 gGr.) erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben von:

Grundriß der Geographie

in fünf Büchern, enthaltend die mathematische und physikalische Geographie, die allgemeine Länder- und Völker-, so wie die Staatenkunde;

erläutert durch **eingedruckte xylographische Figuren** und Darstellungen, durch Karten und einen Anhang Hülfs- und Nachweisungs-Tabellen,

als Leitfaden zum Gebrauch für die obern Classen von

Gymnasien, höhern Bürger-, Real- und Gewerbe-Schulen,

der Militär-Erziehungs- und Unterrichts-Anstalten,

so wie zur Benutzung beim Selbstunterricht

entworfen von

Professor **Dr. Heinrich Berghaus.**

Vollständig in 1 Band größtes Octav, von höchstens fünfzig Bogen.

Die ersten 3 Lieferungen umfassen 21 Bogen (mit **31 Holzschnitten** und einer Gletscher-Karte der Schweiz). Die Verlagshandlung bittet: der „nähern Mittheilung über das Unternehmen" auf dem Umschlag des ersten Heftes, welches in allen Buchhandlungen zur Einsicht vorliegt, geneigte Durchsicht zu schenken.

In der **litterar. artist. Anstalt** in **München** ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Allgemeine Zeichenschule,

von **G. Sipmann,**

Lehrer am königl. Cadetten-Corps in München.

Zweites Heft.

Enthaltend: **Blatt 21 bis 40** (Köpfe nach den besten Meistern).

Royal-Folio. In Umschlag 4 fl. rhn. od. 2 Rthlr. 8 gr.

Einzelne Blätter werden zu dem Preise von 16 kr. rhein. oder 4 gGr. abgegeben.

Der Herausgeber sagt in der das erste Heft begleitenden Vorrede: „Ich bin in der vorliegenden Kunstschule folgenden Weg gegangen, und wer diesem Weg folgt, wird unvermerkt und sicher auf dem Standpunkte ankommen, auf welchem der Künstler mit der Natur stehen muß. — Ich habe nämlich die Modelle, an welche der Anfänger gewiesen wird, bei anerkannten Meistern, bei alten Italienischen, und vorzüglich bei Raphael, aufgesucht, denn diese Meister standen mit Würde und mit Anmuth vor der Natur, wie vor den vollendeten Werken der Griechen, und indem sie beide — die Natur und die Antike — erfaßten, erkannten und gleichsam vereinigten, erschufen sie diejenigen Werke, welche, so lange Bildung unter den Menschen seyn wird, die Welt entzücken werden. — Der Unterricht dieser Kunstschule beginnt gleichsam mit den geometrischen Figuren und Körpern, und schließt, allmählich von denselben zu den kleinern und größern Theilen des menschlichen Körpers fortschreitend, mit dem menschlichen Körper als ein Ganzes selbst. — Es ist anerkannt, und muß anerkannt werden, daß die Schönheit einer Zeichnung auf einem festen und geschmackvollen Umrisse ruht. Dieserwegen ist in der gegenwärtigen Kunstschule durchgehends die Absicht vorherrschend, auf den Umriß, als der Basis aller Schönheit einer Zeichnung, den Schüler zu führen; in Folge dessen ist auch — um einen Punkt dieser Richtung hervorzuheben — der Schatten nur da angegeben, wo derselbe zur Richtigstellung und Vollendung des Umrisses nothwendig ist; denn der Umriß in der Zeichnung ist die Schönheit in der wahren, nackten Form, und hier kann keine Lüge, kein falscher Schmuck, keine Effecthascherei sich geltend machen. Mit tiefem Bedauern sag' ich es, daß ich Kunstschüler gesehen habe, welche jahrelang copirten, schattirten und selbst in Farben ausführten, ohne im Stande zu seyn, einen erträglichen und reinen Umriß hervorzubringen, und welche somit Zeit, Mühe und Arbeit verschwendet haben."

Das ganze Werk wird drei Abtheilungen umfassen. Die ersten zwei werden die Anfangsübungen und die **einzelnen Theile** bis zur Vollendung des Kopfes enthalten, in der dritten Abtheilung aber wird die **Anatomie**, so weit dieselbe dem Künstler nothwendig ist, folgen, und den Schluß werden die Darstellungen der Proportionen des menschlichen Körpers, Hände und Füße, und endlich ganze Figuren bilden. Eine vierte Abtheilung, welche Umrisse nach der Antike und ihre Anwendung enthält, eine fünfte, welche nach derselben Ansicht stufenweise die Zeichnung einer Landschaftsschule zur Aufgabe vorarbeitet, sollen nach Gestalt der Sachen in der Abnahme der ersten drei Abtheilungen folgen.

Neue Musikalien,

im Verlage von **R. Crayen** in **Leipzig:**

Orpheus, auserlesene 4stimm. Gesänge. 8ter Bd. 1 Thlr.
Die Partitur dazu. 12 gr.

Bellini, Beatrice di Tenda f. Pfte. allein. 1⅓ Thlr.

Donizetti, Lucia di Lammermoor f. Pft. allein. 1½ Thlr.

Mozart, Figaro, neu arr. f. Pfte. zu 4 Händen. 2½ Thlr.
Nr. 7 der wohlfeilen Opern zu vier Händen.

Stegmayer, F., 6 Gesänge mit Pfte. Op. 17. 1 Thlr.

Otto, Franz, 6 vierstimm. Gesänge. Op. 20. Partitur und Stimmen. 1 Thlr.

Der Singemeister, 3te Aufl. ⅔ Thlr.
Eine in jeder Hinsicht zu empfehlende Singschule.

Neue Pianoforte-Schule von *C. Gerlach*, mit vorgedrucktem Urtheil darüber von Dr. *Mendelssohn-Bartholdi*, *G. W. Finck* und *R. Schumann*. 1 Thlr.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Entwurf einer Liturgie

für die evangelische Kirche im Königreich Württemberg.

gr. 8. in Umschlag geh. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

Verschiedene Gründe haben den Wunsch hervorgerufen, daß die im Jahre 1808 eingeführte Liturgie für die evangelische Kirche im Königreich Württemberg einer Veränderung unterworfen werden möchte.

Daher wurde mit Genehmigung Sr. Majestät des Königs das Geschäft einer Revision derselben einer Commission von Geistlichen übertragen. Die allgemeinen Grundsätze, welche sie bei dieser Arbeit befolgen zu müssen glaubten, sind mit wenigen Worten folgende:

Der Geist eines wahrhaft christlichen Gebets, und vorzüglich der Geist der christlichen Demuth, welcher überhaupt bei der Anrede an Gott, das unendlich erhabene, allervollkommenste Wesen, nie zurücktreten darf, soll die Gebete durchdringen und beherrschen.

Die Formularien sollen nicht nur die biblischen Lehren darstellen, sondern auch so viel möglich in Worte der heiligen Schrift gefaßt werden, oder doch Anspielungen und Beziehungen auf biblische Stellen ausdrücken; überdieß durchaus das Gepräge der evangelischen Kirche und ihrer Glaubenslehre an sich tragen.

Endlich sollen sie einfach, für das christliche Volk faßlich und verständlich seyn, das Gemüth kräftig anregen und zur Andacht erheben; daher denn auch sowohl der lehrende als erzählende Ton möglichst zu vermeiden war.

Mit Festhaltung dieser Grundsätze sind außer der ältern und neuern württembergischen Liturgie mehrere Kirchen-Agenden und liturgische Sammlungen der evangelischen Kirche in Deutschland und in der Schweiz, hin und wieder auch häusliche Gebetbücher aus frühern und spätern Perioden benutzt worden.

Stuttgart und Tübingen, 1840.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In dem Verlage der Unterzeichneten ist erschienen:

Memoiren

einer

Pairin von England

zu Fox Zeiten.

Herausgegeben von

Lady Charlotte Bury,

übersetzt von

Amalie Winter.

Velinpapier, geheftet. Preis 3 Thlr. 12 gGr.

Braunschweig, den 1 October 1840. **Friedrich Vieweg & Sohn.**

Folgende interessante Schrift erscheint so eben in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen von mir zu beziehen:

Nur nicht nach Norden!

Bemerkungen

auf meinen Reisen in den Jahren 1839 und 1840.

Aus den Memoiren

des Grafen von S**.**

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im October 1840. **F. A. Brockhaus.**

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leben der ausgezeichnetsten

Maler, Bildhauer u. Baumeister,

von Cimabue bis zum Jahr 1567,

beschrieben

von Giorgio Vasari,

Maler und Baumeister.

Aus dem Italienischen.

Mit einer Bearbeitung sämmtlicher Anmerkungen der frühern Herausgeber, so wie mit eigenen Berichtigungen und Nachweisungen begleitet

von Ludwig Schorn.

Zweiter Band,

enthaltend der Original-Ausgabe zweiten Theil.

Zweite Abtheilung,

mit 29 lithographirten Bildnissen.

gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 gr.

Seitdem in Deutschland ein erneutes, man darf wohl sagen, leidenschaftliches Interesse für die bildende Kunst und ihre Geschichte erwacht ist, hat man vielfältig das Bedürfniß gefühlt, und den Wunsch ausgesprochen, die Lebensbeschreibungen der Künstler, durch deren Auszeichnung der aretinische Maler Vasari noch unter dem Schutze des glorreichen Hauses Medici den Grund zu der gesammten neuern Kunstgeschichte gelegt hat, ins Deutsche übersetzt und nach dem Stande unserer jetzigen Kenntnisse berichtigt und vervollständigt zu sehen. Wir freuen uns daher, dem deutschen Publicum in der obigen Uebersetzung das Werk eines mit dem Genius der italienischen, wie mit dem der deutschen Sprache gleich vertrauten Geistes vorlegen zu können, welcher Ton und Inhalt des Originals mit eben so viel Treue als Leichtigkeit wiedergibt. Der Herausgeber, welcher die von Vasari geschilderten Kunstwerke größtentheils aus eigener Ansicht und Untersuchung kennt, und in den speciellsten Theilen der gesammten Kunstgeschichte einheimisch ist, hat diese Uebersetzung mit allen wünschenswerthen Nachträgen und Berichtigungen ausgestattet, so daß, wer nun in Italien eine neue Ausgabe des Vasari veranstalten will, die deutsche Uebersetzung wird zu Hülfe nehmen müssen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig zu finden:

Rußland

und die Tscherkessen.

Von R. F. Neumann,

Dr. und ord. Prof. der Länder- und Völkerkunde ꝛc. an der Universität München.

Gr. 8. Preis 1 fl. 30 kr. od. 21 gr.

Hauptabschnitte des Inhalts: 1) Der Kaukasus und seine Bewohner. 2) Bruchstücke aus der ältern Geschichte der Tscherkessen. 3) Bruchstücke aus der neuern Geschichte der Tscherkessen. 4) Rußland und der Kaukasus. 5) Die Tscherkessen. 6) Die Zukunft. **Beilagen.** 1) Die vorgebliche Erklärung der Unabhängigkeit der Tscherkessen. 2) Grammatische Bemerkungen über die Sprache der Tscherkessen nebst einer Wörtersammlung aus einigen Dialekten dieses Idioms. 3) Tscherkessische Melodien.

In dieser Monographie der Tscherkessen hat sich der Verfasser bestrebt, zwei verschiedene Gattungen von Lesern, die Gelehrten wie das gebildete Publicum, zu befriedigen. Aus diesem Grunde sind auch die Quellen genau angegeben, aus welchen geschöpft, und nicht selten sogar ihre widersprechende Behauptungen, da wo nämlich eine Lösung dieses Widerspruchs durchaus unmöglich war, beibehalten worden. Den Anforderungen dieser beiden, der Gelehrten und Gebildeten, zu gleicher Zeit zu genügen, ist auch in unserm Jahrhundert, in welchem die Wissenschaft ein Gemeingut ward aller Denkenden der Nation, leichter möglich als ehemals, wo Gelehrte und Gebildete durch eine große Kluft von einander geschieden waren. Wie weit aber dem Verfasser dieses Bestreben, Allen Alles zu seyn, gelungen ist, darüber überlassen wir das Urtheil dem einsichtsvollen Leser.

Stuttgart und Tübingen, 1840.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Skizzen

aus dem

Leben und der Natur.

Vermischte Schriften

von H. Hauff,

Redacteur des Morgenblattes.

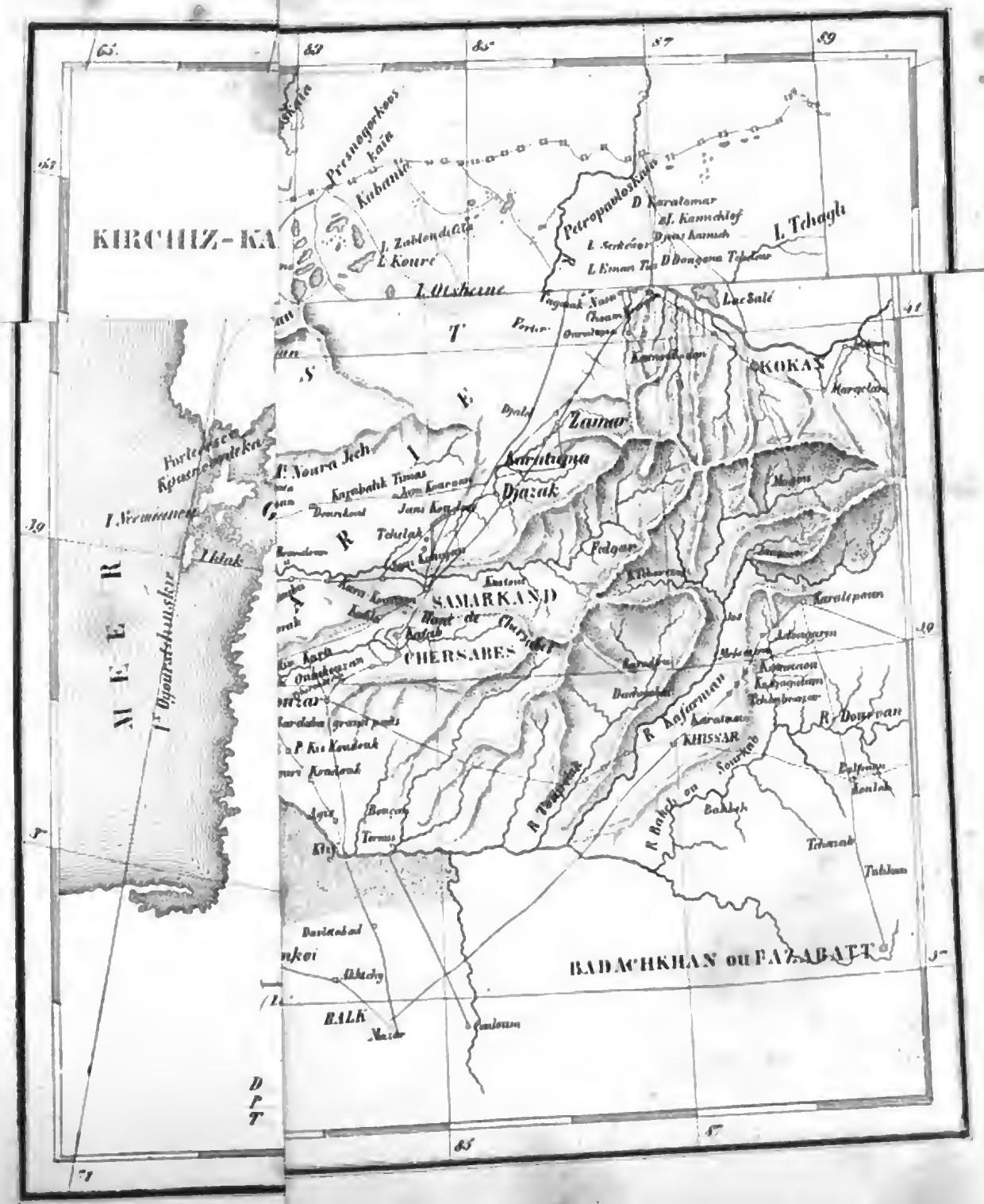
Zweiter Band.

Gr. 8. Preis 3 fl. 45 kr. oder 2 Rthlr. 8 gr.

Inhalt: Die kleine Stadt und der Jahrmarkt. Litterarische Grillen: I. Das Jahr 1740. II. Schalksnarren. III. Der deutsche und der französische Feuilletonist. IV. Ueber deutsche Dramatik, besonders über das Lustspiel. V. Der Holzschnitt als typographischer Schmuck. — Die Bajaderen. — Vom Geisterglauben. — Grotesken Briefe. 1) Das Verhältniß der Geologie zu unserer Zeit. 2) Orientirung. 3) Aeltere Ansichten. 4) Werner. 5) James Hutton. Leopold von Buch. 6) Elie de Beaumont. 7) Neueste Beobachtungen.

Stuttgart und Tübingen, im Sept. 1840.

J. G. Cotta'scher Verlag.


KIRCHIZ-KA
Presnogorkovskaia
Kubania
L. Zablondiesta
L. Kouré
L. Otsheine
Petropavloskaia
D. Karatomar
L. Kamichlof
L. Tchagli
Lac Salé
KOKAN
Margelan
Zamar
Karatupa
Djazak
Fedgar
SAMARKAND
CHERSABES
Karatepoun
R. Kafarnan
KHISSAR
R. Dourvan
R. Bakeh ou Sourkab
Bakkeh
Tchazab
Tahkan
BADACHKHAN ou FAZABATT
BALK
Mazar
Couloum
Termis
Bouçan
Kaf
Davlétabad
Akhtchy
Fortersce
Kpasnovodska
I. Neemiseneu
I. Idak
I. Ogourstchinskie
M E E R
D
P
T

Verlag.

Digitized by Google